image
not
available

<36618540540019

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

Jahrgang 1866.

Redigirt

von

Daniel Kranzbühler jun

---

d. H.

Buchdruckerei von D. Kranzbühler jun.

Inhalts-Verzeichniß.

Gedichte.

Novellen, Erzählungen, Schilderungen 2c.

Gemeinnütziges und Landwirthschaftliches.

Denksprüche und Verschiedenes, Räthsel u. s. w. in fast allen Nummern.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 1. Mittwoch, den 3. Januar **1866.**

Das neue Jahr.

Wer hemmet die rollenden Räder der Zeit,
Wer greifet wohl kühn in die Speichen,
Auf denen im Schwunge, so Freuden und Leid,
Die flüchtigen Stunden entweichen?
Hat menschliches Wissen und irdische Macht,
Hat geistige Größe noch dies nicht erdacht?!

Der menschliche Geist, ob auch muthig und groß,
Vermag nicht mit schaffenden Händen
In dunkler Zukunft verhüllendem Schooß
Ein einziges Sandkorn zu wenden.
Denn was das Verhängniß ihm zu hat gedacht,
Wird sicher im Fluge der Zeit auch vollbracht.

Verhängniß? — So bleibet mir denn keine Wahl,
Ob Gutes ich thu' oder fehle?
Nein Vorsehung! — tönt's aus der Engel Choral
In meine umnachtete Seele.
Und freudig erhebt sich der zagende Geist
Zum Vater, den heilig der Seraphim preißt

So laß' denn entfliehen die Stunden, das Jahr,
Wohnt nur in der Seele der Frieden;
Die Vorsehung, die schon von Ewigkeit war,
Hat immer das Beste beschieden.
Und bleichet die Wange, und winket die Gruft,
So nahet die Stund', wo Jehova dich ruft!

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

Eine Alltagsgeschichte.

Von

A. C. kmar.

Der Ministerialrath Spangenberg befand sich mit seiner Familie in den behaglichsten Verhältnissen. Zu einem Gehalte von 4 bis 5000 Thalern gesellten sich die Zinsen eines nicht unbedeutenden Privatvermögens. Noch im kräftigen Mannesalter, lebte er in zweiter Ehe mit einer noch jugendlichen schönen und eleganten Frau. Aus der ersten Ehe besaß er zwei Töchter, jede von ihnen im Besitz eines mütterlichen Vermögens von 12000 Thalern, von welchem sie nach testamentarischen Bestimmungen bei ihrer Verheirathung die Zinsen und nach vollendetem 26. Jahre das Capital in baarem Gelde erhalten sollten.

Hatte der Geheimerath nicht für nöthig erachtet, aus jenen Bestimmungen ein Geheimniß zu machen, oder hatte die junge Stiefmutter dafür gesorgt, sie unter die Leute zu bringen, wir wissen es nicht. Genug, die Spangenberg'schen finanziellen Verhältnisse waren so allgemein bekannt, daß man dem Spangenberg'schen Schwesterpaar den Beinamen „die Zwölftausendthalermädchen" gegeben hatte. Ziehe man noch in Erwägung, daß der Ministerialrath ein gastfreies Haus machte, daß seine Töchter, in dem Alter von 17 und 18 Jahren, hübsche anmuthige Gestalten waren, welche, talentvoll, wohlerzogen, musikalisch gebildet, für die glänzendsten Ballerscheinungen galten — wer wird sich da noch wundern, daß man sie stets von einem Schwarm Verehrern umgeben sah, und die Behauptung, keine Mädchen der Stadt theilten so viele Körbe aus, als die Spangenberg'schen, nicht erdichtet war.

Diese Thatsache hatte ihren natürlichen Grund. — Julie, die älteste der Schwestern, liebte einen jungen Gardeofficier und wurde von ihm eben so zärtlich wiedergeliebt, was zwar seine Lippen ihr noch nicht gestanden hatten, worüber jedoch die Sprache seiner Augen keinen Zweifel ließ. Weßhalb lieh er seiner für ein liebendes Mädchenherz so ver-

ständlichen Sprache keine Worte? Ueber das Warum hatte er sich in den Cotillonsunterhaltungen unter manchem schweren Seufzer deutlich genug ausgesprochen. Bei dieser Gelegenheit hatte Julie erfahren, wie gering ein Lieutenantsgehalt sei und welche enorme Anforderungen dessen ungeachtet die Officiersehre daran stelle. Nach solchen Worten hatte der Herr Lieutenant furchtbar geseufzt und hinzugefügt, daß noch sechs Jahre vergehen müßten, ehe er seine Hoffnung, Rittmeister zu werden, erfüllt sähe, und daß sechs Jahre für einen jungen strebsamen Mann eine Ewigkeit wären. Nach solchen Worten hatte er leidenschaftlich Juliens Hand gedrückt — es hatte selbstverständlich eine neue Cotillonstour begonnen — und in dem nächsten Seufzer verhallte deutlich der Name Julie!

Diese Sprache hätte ein 18jähriges Mädchen nicht verstehen sollen? Julie verstand sie nicht allein, sie machte sich auch ihre eigenen Gedanken darüber. — Sollte er denn der Einzige sein, der nicht weiß, daß ich eines der Zwölftausendthalermädchen bin? Kann er von seiner Einnahme leben, so kann ich erst recht von der meinigen leben — und bei einer vereinigten Existenz soll, wie ich gehört habe, es sich immer leichter und bequemer leben lassen, als wenn Jeder für sich allein sorgen muß. — Solche Reflexionen wurden bald das Thema zu Juliens Selbstgesprächen. Es gibt nichts Gefährlicheres, als die Selbstgespräche eines verliebten Mädchens; je hartnäckiger die Lippen schweigen, je stürmischer tobt es im Herzen, und um dem kleinen unruhigen Geiste Ruhe zu verschaffen, greift dann gewöhnlich die Hand nach der Feder. Dies Erleichterungsmittel brachte auch Julie in Anwendung. Sie schrieb ein Tagebuch, das sie vor aller Welt geheim hielt, doch ihre Schwester Martha merkte trotz der Geheimthuerei, daß bei ihrer Julie nicht mehr Alles in Ordnung sei, und sie beschloß, sich auf die Lauer zu legen.

Martha war ein ganz anderer Charakter als ihre Schwester. Julie war sentimental, etwas bequem, zur vornehmen Frau wie geschaffen; dagegen strebte in Martha ein praktischer Sinn, und ein neckender Muthwille war der Grundzug ihres Charakters. Es fehlte ihr ebensowenig wie ihrer Schwester an Verehrern, und sie wurde nicht minder als Jene angeseufzt. Aber nach ihrer Auffassung erschien ihr ein seufzender Mann wie eine Erdenplage, die man sich wohlfeilen Kaufes allein verschaffen könne. Als nun auch Julie zu seufzen begann und Martha keinen Grund dazu entdecken konnte, da nahm sie sich vor, die Augen und Ohren mehr als seither aufzusperren, und zum ersten Male in ihrem Leben dachte sie an einem Balltage mehr an Juliens Seufzer als an ihre Toilette.

„Mit wem wirst Du heute Abend den Cotillon tanzen, Julie?“ fragte sie die am Fenster sitzende Schwester.

Julie wandte rasch das Gesicht gegen die Fensterscheiben, als sie mit etwas bebender Stimme erwiederte: „Mit Herrn von Wurm.“

Es half Julien nicht viel, ihr Gesicht abzuwenden. Das Blut, das ihr plötzlich in die Wangen gestiegen, schien sich bis über den Nacken ergossen zu haben.

„So stehen die Sachen,“ dachte Martha, aber sie erwiederte nichts und trällerte eine Polka.

Martha gehörte zu den Personen, die niemals auf halbem Wege stehen bleiben. — Das Geseufze muß ein Ende nehmen, sagte sie sich — willst Du nicht mit der Sprache heraus, so werde ich Dich zum Sprechen bringen; und als sie eines Tages am Finger ihrer Schwester Dintenspuren bemerkte, die diese, unbemerkt sich glaubend, zu entfernen suchte, durchstöberte sie Juliens Schreibtisch und fand — ihr Tagebuch. List um List, dachte sie, nahm das Buch, und es hinter ihrem Rücken haltend, kehrte sie zur Schwester zurück und fragte in ihrer gewohnten neckenden Weise: „Darf ich behalten, was ich gefunden habe?“

Julie befand sich gerade bei einem ihrer seufzenden Selbstgespräche und erwiederte ärgerlich, gestört zu werden: „Ja, so laß mich nur in Ruhe.“

Martha hüpfte, wie sie gekommen, wieder zur Thür hinaus, und machte nun von der ihr bewilligten Erlaubniß Gebrauch. Aber bald wich das Lächeln aus ihrem Gesicht, und Thränen füllten ihre Augen, als Martha aus dem Büchelchen ersah, wie zärtlich, wie leidenschaftlich ihre scheinbar so ruhige Julie liebe. Sie vermaß sich, in einer Hütte von trockenem Brode leben zu wollen, wenn sie Beides nur mit ihrem Georg theilen dürfte.

Martha wußte genug, sie schloß das Buch mit den Worten: „Arme Julie, Dir soll geholfen werden."

Sie kehrte zu ihrer Schwester zurück. Diese hatte inzwischen ihr Selbstgespräch beendet und fragte jetzt: „Was hattest Du denn gefunden, was ich Dir geben sollte?"

„Deine Stahlfeder," lachte Martha, „ich hatte die meinige vertrödelt."

„Tant de bruit pour une omelette!" erwiederte mitleidig mit den Achseln zuckend die Schwester.

„Herr von Wurm bittet um die Ehre," meldete der eintretende Diener.

„Sehr angenehm!" rief Martha ihm zu, trat dann einen Schritt näher an die hocherröthete Schwester heran, und neckend ihr die Wangen klopfend wiederholte sie: „tant de bruit pour une omelette?" darauf öffnete sie rasch eine Seitenthür und rief in's Nebenzimmer hinein: „Liebe Mama, Herr von Wurm."

Georg von Wurm merkte sehr bald, welche Stütze er zur Realisirung seiner Herzenswünsche in der muthwilligen Martha finden würde, faßte denn auch bald den Entschluß, deutlicher mit der Sprache herauszurücken und in das nächste Cotillonbouquet, das er der Dame seines Herzens überreichen würde, ein Briefchen, natürlich in Liebe getaucht, zu stecken. Martha brachte dem seufzenden Lieutenant die Antwort auf seinen Herzenserguß, und eine Stunde später stand der überglückliche Gardeofficier vor dem Ministerialrath, in aller Form um die Hand seiner ältesten Tochter bittend. Der Ministerialrath bat sich Bedenkzeit aus, die er dazu benutzte, ein ernstes väterliches Wort mit seiner Tochter zu sprechen, um ihr die Plagen der Existenzsorgen begreiflich zu machen. Julie hatte als Antwort nur Thränen, und während sie ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche verhüllte, gab Martha dem Vater einen geheimnißvollen Wink.

Zum zweiten Male stahl Martha das Tagebuch und steckte es dem Vater zu. Es erging ihm nicht viel anders, als seiner Tochter. Er wurde von einer so opferfähigen Liebe gerührt und sprach leise vor sich hin: „Der Armen muß geholfen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Das gegenwärtige und künftige Paris.

Man liebt es, namentlich in den Kreisen, die dem Stadthause und den Tuilerien nahe sind, das gegenwärtige Paris, die Marmorstadt, der alten Lutetia, der Stadt des Schmutzes gegenüberzustellen. Allein nicht blos die unbedingten Lober der vergangenen Zeit wollen wissen, daß der alte Schmutz manche Perle in sich geborgen habe, und nicht blos Leute vom Fach wollen entdeckt haben, daß hier und dort der Marmor nichts Anderes sei als gemeine Steinpappe. So viel steht fest, daß manche weise Männer aus manchen triftigen Gründen vorgezogen hätten, wenn man das Paris Philipp Augusts, Ludwigs XIV. und Ludwig Philipps nach und nach verschönert und verändert hätte, statt auf seinen Trümmern eine ganz neue Stadt, allerdings das Vorbild für die Städte der Neuzeit, aufzuführen. Einer dieser Männer, der Stadtchronikus von Paris, der uns schon einmal in einem reizenden Buche die Straßenlegenden der französischen Hauptstadt erzählt hat, Fournel, hebt seine Schilderung des gegenwärtigen Paris ungefähr also an. Wenn (vor vierhundert Jahren) Quasimodo über das Geländer der Thürme von Notre-Dame sich beugend Paris zu seinen Füßen ausgebreitet sah, was erblickte er allda? Ein Meer von spitzen Dächern, scharfen Giebeln, durchbrochenen Glockenthürmchen, an die Mauerecken gehefteten Erkerchen; eine Unzahl von Steinpyramiden, Schieferobelisken, plumpen Schloßthürmen, luftigen Kirchthürmen; ein unruhig bewegtes und unergründliches Labyrinth, wo sich in harmonischem Durcheinander die geschnitzten Läden, verzierten Fenster, Thore mit Schmuckwerk, die seltsam gearbeiteten Balken, die gezackten Mauern, die Kirchen mit den großen gewölbten, von Standbildern strotzenden Vorhallen, die prächtigen Wohnhäuser vermischten, die so ernst dreinschauten mit ihren Wäldern von Rauchfängen, Wetterfahnen, schlanken Spitzen, Pavillons, eisernen Fallgattern, durchbrochenen Thürmchen, funkelnden Arabesken, Wendeltreppen, Dachrinnen und Spindelthürmchen. Ein unentwirrbares Netz von Sträßchen schlängelte sich von einem Ende der Stadt zum andern; durch die hohen malerischen Häuser liefen seltsame und reizende Durchgänge, die

den Blicken unendliche Perspectiven boten, wo bei jedem Schritt eine Ueberraschung sich zeigte und wiederholte; ohne Aufhören verband sich da in unterhaltenster Mischung das Häßliche mit der Anmuth, das Großartige mit dem Lächerlichen. Und nun denke man sich noch in diesen Räumen jene Pariser des Mittelalters, deren Leben und Treiben V. Hugo so meisterhaft geschildert hat! Welcher Anblick bietet sich dagegen heutzutage dem biedern Pariser Hausbesitzer, Wähler und Hauptmann der Nationalgarde, wenn er vom Gipfel der Vendôme-Säule seine Blicke über Paris hinschweifen läßt! Die engen und seltsamen Gäßchen der Altstadt sind breite Arterien geworden, in rechten Winkeln durchschnitten, in welchen sich eine gesetzte Bevölkerung im Ordonnanzschritte bewegt unter den väterlichen und befriedigten Blicken der Polizeidiener. In der Ferne sieht er griechische und römische Säulengänge, majestätische Bahnhöfe, klassische Markthallen, moderne gothische Kirchen, die Börse, welche der Madeleine und die Madeleine, welche der Börse gleicht, Wirthshäuser, welche Paläste nachäffen, Paläste, welche man für Wirthshäuser nehmen könnte, schweizerische, maurische, türkische, chinesische und Renaissance-Café's, und als die Krone von Allem monumentale Kasernen, die da sind wie die Leuchtthürme in diesem Meere von Gebäuden, die besondern Zeichen der hohen Civilisation, bei der wir angelangt sind. Ueberall erschließt sich in seiner Blüthe jener schöne Gemeinderaths- und Verwaltungsstyl, der bestimmt ist, die Bewunderung der Bureauchefs auszumachen. Ueberall strahlt nüchtern und regelmäßig eine Alles gleichmachende Baukunst in Stuff und Gyps, wo Nichts aus der geraden Linie hervortritt, wo nicht ein Stein einen Winkel bildet und Reih und Glied verläßt: eines jener Ideale der Baukunst, wie es nur ein Polizeipräfekt in seinen unordentlichsten Träumen schauen kann. Das mittelalterliche Paris war ein Drama von Shakespeare, das heutige ist ein Trauerspiel von Hrn. Viennet, durchgesehen von Seiner Excellenz dem Marschall Magnan.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Sicheres Mittel zur Vertilgung der Wanzen.) In die Fugen und Ritzen der Bettstellen wird eine mäßig starke Auflösung von salzsaurem Zinkoxyd gegossen. Das dadurch gesättigte Holz ist für die Wanzen ein Gift und sie verschwinden sofort gänzlich und auf immer.

Verschiedenes.

Ein achtzigjähriger Herr in Petersburg, der dem Wein leidenschaftlich ergeben war, kam zu dem berühmten Arzt Frank und klagte über den trocknen Husten, der ihn seit geraumer Zeit peinige. „Wenn Sie davon befreit sein wollen," erklärte der Sohn Aesculaps, „dürfen Sie vor allen Dingen nicht mehr so stark trinken." — „Ei was, Doctor," rief der Patient, „werden Sie erst in Ihrer Nüchternheit so alt, wie ich in meiner Trunkenheit geworden, dann können Sie solchen Rath geben!"

Logogryph.

1. 5. 3. 6.

Die Ihr verzagt und traurig seid,
Euch schaff' ich Muth und Heiterkeit.

5 3. 4.

Die Wahrheit bringe ich ans Licht,
Mißbrauche mich zur Sünde nicht.

6. 2. 3. 4.

Dein Glück bereitet mir viel Schmerz,
Dein Unglück mir erfreut mein Herz.

5 4. 2. 6.

Ich bin es, wo dereinst die Frommen
Zur ew'gen Ruh' zusammenkommen.

1. 3. 2. 6.

Den schönsten Städten stelle ich
Mit Fug und Recht zur Seite mich.

1 2. 3. 4 5 6.

Auch ich bin eine Stadt — zwar klein,
Jedoch gewerblich, hübsch und fein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 2. Freitag, den 5. Januar **1866.**

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Der Geheimerath Spangenberg machte nun seinen Schwiegersohn in spe, ehe er die Hand seiner Tochter in die seinige legte, genau mit seinen finanziellen Verhältnissen vertraut und theilte ihm mit, daß bei den großen Kosten, welche die Erhaltung seines Hausstandes fordere, er seiner Tochter keine weitere Unterstützung als die Zinsen ihres mütterlichen Vermögens bewilligen könnte. Nachdem der sorgsame Vater sich überzeugt, daß auch dem jungen Mann nicht begreiflich zu machen sei, daß zum Leben mehr noch erfordert würde, als Liebe und abermals Liebe, sobald sie sich auf eine jährliche Einnahme von 1200 Thalern, wie in dem vorliegenden Falle, stützen könnte; machte schließlich der Geheimerath eine Versetzung zu einem Regimente in der Provinz von seiner Einwilligung abhängig.

Georg von Wurm machte nun den Anfang, seiner Braut durch die That zu beweisen, daß das Sprichwort: „Liebe kann Alles" noch immer seine Giltigkeit behalte, denn er brachte das erste schwere Opfer, indem er die Garde-Uniform auszog, um sie mit einer weniger glänzenden zu vertauschen. Mit den Betheuerungen, jedes Opfer, das er von ihr fordern werde, mit freudigem Herzen bringen zu wollen, lehnte sich Julie an die Brust ihres Verlobten.

Er hätte kein Mann sein müssen, wenn er es lange hinaus geschoben, sie an ihr Versprechen zu erinnern. Kaum befand sich der junge Dragonerofficier vier Wochen in seiner neuen Garnison, als er seiner Braut schrieb: Das Städtchen Waldau, das von der Versehung auserseheu sei, der Wohnort des glücklichsten Paares auf Erden zu werden, sei überreich an Naturschönheiten. Doch Adam würde sich selbst im Paradiese gelangweilt haben, wenn Gott ihm keine Eva zur Gesellschafterin gegeben hätte, und der ehemalige Garde-Dragoner Georg von Wurm würde sich noch vor der Hochzeit eine Kugel durch den Kopf schießen, wenn ihn seine Julie noch länger vor Sehnsucht hinsiechen ließe. Hocherröthend steckte Julie diesen Brief Martha in die Hand, welche nichts Eiligeres zu thun hatte, als den Papa mit den Selbstmords-Gedanken seines Schwiegersohnes bekannt zu machen.

„Jetzt muß dem armen Jungen geholfen werden," erwiederte der Geheimerath in seiner jovialen Weise. „Julie soll ihrem Georg schreiben: sobald ich würde das erste Veilchen in meinem Garten gefunden haben, würde ich es dem sentimentalen Schäfer schicken mit der Erlaubniß, den Hochzeittag zu bestimmen." Diese Antwort wurde buchstäblich nach Waldau spedirt. Da man sich aber erst im Monat Januar befand, nahm das Lamentiren über das langsame Aufblühen der Veilchen kein Ende, und Martha dachte ein Mal über das andere, es gibt doch nichts Langweiligeres auf der Welt, als die Liebe — mir soll so Etwas nicht passiren.

Als nun sogar Sehnsucht und Trennungsschmerz sich in Thränen Luft machten, da dachte Martha, das ertrage ein Anderer länger, ich nicht!

Es war in den ersten Tagen des März, als der Geheimerath Spangenberg ganz aufgeregt aus seinem Garten, wo er seine gewöhnliche Promenade gemacht, zurückkehrte, mit drei blühenden Veilchen in seiner Hand. „So lange ich lebe, erinnere ich mich eines

so zeitigen Frühjahrs nicht!“ rief er den Seinigen zu. Er erzählte allen seinen Collegen das Naturwunder, und die Vossische Zeitung erzählte es allen ihren Lesern, daß im Garten des Geheimerath Spangenberg schon die Veilchen blühten. Martha hätte sich im Stillen über diesen Spaß todt lachen mögen, sie hatte eine blühende Veilchenpflanze gekauft und sie heimlich auf des Vaters Veilchenbeet in die Erde gestellt. Nur Georg erfuhr mit der Uebersendung der Veilchen zugleich ihr Geheimniß und nannte sie dafür den Schutzengel seines Lebens.

Julie hatte schon längst Berlin mit allen seinen Freuden und Genüssen ganz unausstehlich gefunden und schwärmte für das Leben in einer kleinen Stadt, in welcher sie nun eine Standesperson werden würde, während sie jetzt als Tochter eines Ministerialrathes eigentlich so viel wie gar nichts bedeute.

Der überglückliche Georg verlangte nun den Hochzeitstag, noch ehe die ihm übersandten Veilchen gänzlich verblüht wären, ein Verlangen, gegen welches die Frau Geheimeräthin mit der ganzen Energie ihrer einflußreichen Stellung als Hausfrau protestirte. Martha gab der Sache wieder den Ausschlag, indem sie durch verschiedene Beispiele nachwies, daß der April den Ehen Unglück brächte, worauf denn im Familienrathe der 30. März zu Juliens Hochzeitstag bestimmt wurde.

Acht Tage zuvor war die glänzende Ausstattung in Waldau eingetroffen. Nachdem Georg sie in Empfang genommen, eilte er auf den Flügeln der Liebe zu seiner anmuthigen Braut.

Unter heißen Thränen lagen sich beim Abschiede die Schwestern in den Armen, nachdem sie das Versprechen ausgetauscht, in poste restante gesandten Briefen ihre verborgensten Herzensgeheimnisse austauschen zu wollen.

Werfen wir einige Blicke in Juliens Briefe, aus denen sich zugleich Martha's Antworten ergeben.

Erster Brief.

„Theuerste Martha!

Was seid ihr armen Mädchen für beklagenswerthe Geschöpfe! wofür lebt ihr denn eigentlich? Und vor Allem Du, meine Martha, die Du seither nur für mich, in meinem Glücke gelebt hast! O! warum kannst Du nicht bei mir sein, jetzt wo ich erst weiß, was Glück heißt. Doch Du willst ja vor Allem wissen, wie ich lebe, wie ich wohne, womit ich mich beschäftige, an was ich denke. So höre denn: Ich lebe mit meinem Georg! ich wohne bei meinem Georg — ich beschäftige mich nur mit meinem Georg; und in den Stunden, wo sein Dienst ihn zwingt, mich zu verlassen, denke ich nur an meinen Georg! Du mit Deinem Eisherzen (der Schwesterliebe gegenüber findet diese Aeußerung keine Anwendung) wirst solche Geständnisse recht langweilig finden, darum muß ich wohl, um Dich zu befriedigen, zu dem Erzählen meiner kleinen Erlebnisse übergehen. So höre denn:

Unsere kleine Wohnung sieht mit den schönen Möbeln, die mir Papa geschenkt, wie ein Schmuckkästchen aus. Mein himmlischer Georg hat sich gemerkt, daß ich Blumen im Zimmer liebe, und in jeder Woche füllt mir der Gärtner unseres Städtchens meinen Blumentisch mit neuen Blumen. Ein Luxus, den man hier nicht kennt und darum nicht begreifen kann. Wie mir meine Köchin erzählt, die es von Director's Köchin gehört hat, soll neulich in einem Kaffee bei der Frau Bürgermeisterin nur von meinem Blumentisch mit dem allwöchentlich erneuerten Blüthenschmuck gesprochen worden sein. Die Frau unseres Majors, die den Kaffee mitgemacht hat, erzählte mir außerdem unter herzlichem Lachen, daß die Frau eines hiesigen Advokaten, der viel Geld verdienen soll, und dessen Frau, wie man zu sagen pflegt, in allen Luxuserneuerungen die erste Violine spielt, grau und gelb vor Aerger bei Erwähnung meines Blumentisches geworden sei, da sie vermuthlich keinen besitzt. „Ich wundere mich,“ habe sie gesagt, „daß Frau von Wurm sich so wegwirft, ihren Blumenbedarf von einem hiesigen Gärtner zu nehmen, und sie es nicht vorzieht, allwöchentlich frische Blumen aus Berlin kommen zu lassen.“ Eine andere Dame, die, wie mir scheint, wohl etwas bornirt sein muß, weil sie die Malice in den Worten der Frau Advokatin nicht sogleich herausgefühlt hat, soll harmlos darauf erwiedert haben: „Frau von Wurm wird vielleicht die Kosten scheuen.“

„Kosten!“ habe da die Andere überlaut gelacht, und ausgerufen: „Kosten für ein Zwölftausendthalermädchen, die ihrem Manne jährlich

600 Thaler einbringt, während er mit seinem kleinen Zuschuß zu Hause ebensoviel auftreibt!" Nun bitte ich Dich um Alles in der Welt, ich bin in den neuen Verhältnissen kaum warm geworden, und man rechnet uns schon unsere Einnahme bei Heller und Pfennig nach! Anfangs habe ich über die ganze Geschichte gelacht — hinterdrein habe ich mich aber doch etwas geärgert, und das steht fest bei mir, der Frau Rechtsanwalt machen wir keine Visite. Mag sie sich von Andern erzählen lassen, wie mein Blumentisch aussieht, und sich einen zehn Mal schönern anschaffen — meinetwegen mag sie sich eine ganze Laube von Blumentischen bauen, mir soll sie wenigstens die Künste nicht absehen. Wie nur die Frau eines Rechtsanwalts so dumm sein kann, es mit der Tochter eines Ministerialraths zu verderben, das begreife ich am wenigsten bei der Sache. Doch genug von der albernen Gans, ich kehre zu meinem einzig geliebten Georg zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das gegenwärtige und künftige Paris.

(Fortsetzung.)

Bei den vielen Versündigungen gegen das alte Paris darf man freilich nicht außer Acht lassen, was im neuen Paris Schönes und Gutes geschaffen worden ist. Das neue Paris hat seinen Bewohnern Luft und Licht gebracht, seine Thore der Sonne aufgethan, den Aussatz weggekratzt, der seit Jahrhunderten seine häßlichsten Viertel angefressen hatte, hier und dort neue Spazierwege eröffnet, Gärten geschaffen, Platz um die Monumente gemacht, durch Erweiterung der Straßen, durch das Abfegen der Quais, durch das Kloakenwesen für seine materielle und politische Gesundheit gesorgt, zugleich gegen die Seuchen und gegen die Revolutionen gearbeitet. Namentlich aber gegen die letztern! Was seit mehr als einem Jahrzehnt unter dem Namen von Verschönerungen in Paris geschehen ist, offenbart sich mehr und mehr auch dem arglosesten Philister als ein wohldurchdachtes Vertheidigungs- und Angriffssystem gegen die Aufstände. Die Breite, die Richtung, die Lage, die Pflasterung der Straßen selbst sind ein unverkennbares Zeugniß hiefür. Der allgemeine Straßenplan ist zunächst entworfen zu dem Zwecke, die Denkmäler frei zu legen, welche Aufständischen als Mittelpunkte und Festungen dienen könnten, jene dichtbevölkerten Stadtviertel in ihre Atome zu zerlegen, dem Heer allenthalben unangreifbare Ausgangspunkte vorzubehalten und dieselben durch ununterbrochene Linien, die sich gegenseitig stützen und ergänzen, mit einander sich verbinden, die wichtigen Gebäude mit den breiten Straßen, diese mit den Quais, diese mit den innern Boulevards, diese mit den äußern Boulevards und diese mit den Thoren von Paris in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. An jedem Verbindungspunkt erhebt sich eine Kaserne, und die Festungswerke beherrschen das Ganze, so daß die Barrikadenarchitecten einen verzweifelt schweren Stand haben. Es wäre aber ungerecht, wenn man nur in den Reihen dieser letzteren die Mißvergnügten suchen wollte, die über das Hinsterben des alten Paris seufzen. Die Unlust ist wohl am größten in den Kreisen Derer, welche Freunde eines festen häuslichen Herdes sind und es gern als einen Hauptgewinn der menschlichen Gesittung erachten, nicht immer und immer wieder ihr Zelt an einem andern Ort aufschlagen zu müssen. Wohl noch zu keiner Zeit und in keinem Land ist von dem Gesetz der Expropriation zum öffentlichen Nutzen ein solcher Gebrauch gemacht worden, wie in Paris. Ja es wurde hiedurch bereits eine ganz neue Industrie in das Leben gerufen, nämlich die Zunft Derer, welche auf Expropriation spannen. Es gibt zu Paris Leute, die in irgend einem Viertel, dessen baldiges Verschwinden vom Erdboden sie voraussehen, ein Handelshaus kaufen, erbauen und einrichten, um sich kurz darauf mit Vortheil expropriiren zu lassen; und es wird mir ein weiser Schenkwirth genannt, der es vermittelst seiner Berechnungen glücklich zu drei Expropriationen und dahin gebracht hat, sich fern vom Bereich des Seine-Präfecten in ein stattliches Landhaus mit dem Erlös aus den betreffenden Entschädigungen zurückziehen zu können. Es ist natürlich nicht daran zu denken, das einmal ein Pariser Bürger dem gewaltigen Seine-Präfecten gegenüber wagen würde, was Friedrich dem Großen gegenüber der Müller von Sanssouci gewagt hat. Und es ist in der That fast ein grausamer Scherz,

wenn Herr Haußmann dem Pariser, den er während eines Jahrzehnts vielleicht zehn Mal zum Auswandern zwingt, seinen Nomadencharakter vorwirft, um hierauf seine Unfähigkeit zu begründen, selbst seine Gemeindevertretung zu wählen. (Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Butterprobe.) Oft wird die Butter künstlich gelb gefärbt. Vermuthet man solches, so knetet man ein Stück Butter im Wasser durch. Das Wasser wird gelblich, wenn die Butter gefärbt ist, sonst bleibt es rein.

Stachelreime.

Freundes-Wunsch.

Freund! der den Salomo, sich zu erbauen, liest,
Und täglich von ihm lernt, daß Alles eitel ist;
Um dich, wie Salomo, des Eiteln zu entwöhnen,
Wünsch' ich dir seinen Wein, sein Gold und seine Schönen.

Der Liebhaber.

Zeusipp vermählt sich mit Lucinden;
Glaubt nicht, Zeusipp sei blind:
Er glüht, wenn wir sie gleich nicht finden,
Für Reize, die im Kasten sind.

Der Anfang in der Lieb ist süß, ihr Ende Galle,
Frau Venus kommt gelacht, geht traurig nach dem Falle.

Verschiedenes.

(Nur manierlich!) Ein charakteristisches Zeichen der Zustände in Frankreich vor dem Ausbruch der ersten französischen Revolution war die große Bestechlichkeit der Behörden. Ein vornehmer Herr, der mit seinem Nachbar in einem Grenzprocesse lag, wünschte sehr dringend, sich die Gunst des Decernenten in seiner Angelegenheit zu erwerben, fürchtete aber den Weg greller Bestechung einzuschlagen und gerieth endlich auf folgenden Einfall. Er begibt sich zu dem Decernenten und beginnt ihm seine Sache vorzutragen. Dieser will nichts hören: der Client sei hundert und tausend Mal im Unrecht, seine Sache sei so schlecht wie möglich. „Mein Herr," erwidert darauf der Bittsteller, „haben Sie nur die Güte, mich einen Augenblick aufmerksam anzuhören und ich bin überzeugt, Sie werden mir zugeben, daß ich unmöglich Unrecht haben kann. Hier liegt mein Gut und mein Schloß (er zieht den Situationsplan mit Goldstücken und bezeichnet das Schloß mit einer Säule von Doppel-Louisd'or.) Dies ist mein Park und hier eine Landstraße (lange Geldlinie), welche zu einer Mühle führt (enorme Säule). Hier ist ein Arm des Flusses (neuer Geldhaufen). Sie sehen doch nun klar, wie gediegen meine Ansprüche und Rechtstitel sind; wenn Sie erlauben, mein Herr, so werde ich Ihnen den kleinen Situationsplan hier lassen, damit Sie ganz in Muße über die Sache nachdenken können."

Zwei lustige, junge und hübsche Landwehrmänner, die zum Regimente einberufen waren, kamen auf ihrem Marsche durch ein Dorf, wo sie in dem Hause eines wohlhabenden Landmannes ihr Nachtquartier erhielten. Voll Muthwillen und kriegerischen Feuers traten sie in das ihnen angewiesene Quartier und fanden in dem freundlichen Stübchen die alte Großmutter im Lehnstuhle und zwei niedliche Enkelinnen neben ihr. Da sagte der Eine: „Frisch, Bruder, laß uns die Mädel nach Ordre recht abschmatzen." — „Gott!" riefen die Mädchen aus, „wir wollen uns gern küssen lassen, aber verschonen Sie nur unsere Großmutter." — „Pimperlimpim!" fuhr die Großmutter ihre Enkelinnen an, „Ihr naseweisen Mädchen, was geht das Euch an? Wenn nun die Herrn Landwehrmänner dazu Ordre haben!"

Ein berühmter General hatte eine Spazierfahrt gemacht und ließ den Wagen vor der Accise anhalten, damit er durchgesehen werden könne. Der Einnehmer, der den Schlag öffnete, erkannte den General und sagte: „Herr General, die Lorbeerblätter sind von der Accise frei!"

Auflösung des Logogryphs in Nro 1:
Wein. Eid. Neid. Eden. Wien. Weiden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 3. Sonntag, den 7. Januar **1866.**

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Daß dieser beste und schönste aller Männer Alles, was ich auch thue, himmlisch findet, ist Dir bereits bekannt. Neulich hat mich seine Liebe fast zu Thränen gerührt. Mein Glück würde sich gar nicht ertragen lassen, wenn nicht hin und wieder ein Wermuthstropfen hineinfiele. Zu den Schattenseiten meines Lebens gehört, daß mir Georg eine Köchin gemiethet hat, die nicht kochen kann. Gleich mit unserem ersten Mittagessen hatte sie sich mit Ruhm bedeckt. Wir waren spät Abends von unserer Hochzeitsreise in unserm Waldau eingekehrt. Wie ich es von Hause her gewohnt bin, hatte ich meiner Köchin den Küchenzettel gegeben. Denke Dir mein Entsetzen, als uns der Bursche meines Mannes eine versalzene Suppe, Rindfleisch hart wie Holz und total verbrannte Hühner aufträgt. Mir liefen die hellen Thränen vor Aerger aus den Augen. Nun weißt Du ja, daß mein Georg mich nicht weinen sehen kann. Er sprang von seinem Stuhle auf, drückte mich an sein Herz und rief: „Närrchen, willst Du solcher Kleinigkeit halber Deine schönen Augen unter Wasser setzen! Auch sollst Du gleich sehen, daß Du Deine Köchin viel zu hart beurtheilst!" — Damit eilte er an die Thür, öffnete sie und stieß einen gellenden Pfiff hinaus. Sogleich stürzten Hector und Diana in's Zimmer. Jetzt setzte ihnen Georg erst die Suppenterrinne vor. Es währte kaum eine Minute, so war sie leer. Die herrlichen Thiere blickten uns mit ihren ehrlichen Augen an und schlugen die Zungen weit über die Schnauze hinweg.

„Das, mein holder Engel, heißt so viel: hat gut geschmeckt," lachte Georg und theilte dann das Rindfleisch, zuletzt die dürrgebrannten Hühner. Nicht ein Knochen blieb von unserm Mittagsmahl zurück.

„Nun mein Schatz," wandte sich mein Engelsmann zu mir, „wirst Du noch den Muth haben, Deine Köchin zu schelten?"

„Aber einziger Georg," sagte ich, „das Mädchen ist gemiethet, um für die Herrschaft, aber nicht für die Hunde zu kochen."

„Alle großen Geister," sagte Georg, „haben klein angefangen. Der Hundefraß ist ihr über alle Erwartung gelungen, Deine Köchin wird es noch weit in der Kochkunst bringen." Hat je außer meinem Georg ein solcher Mann gelebt?! Das hätte man unserm sonst so herzensguten Papa bieten sollen!

„Aber ich bin hungrig, lieber Georg," wagte ich endlich hervor zu stammeln.

„Ich auch, mein Täubchen," erwiederte mein Herzensmann, „Du glaubst gar nicht, welchen Wolfshunger man nach dem Exerciren bekommt, darum wollen wir so rasch wie möglich die hämmernden Stimmen unseres innern Menschen zu beschwichtigen suchen." Dies Mal öffnete er das Fenster und pfiff in den Hof hinab. „Anspannen, rasch!" rief er hinterdrein, und sich die Mütze aufsetzen, mir meinen Sommermantel über die Schultern werfen, war eins, zwei, drei. Nach fünf Minuten saßen wir in unserm kleinen Jagdwagen. Fort ging es in vollem Trabe, und eine Viertelstunde später befanden wir uns in dem reizenden Wäldchen, von welchem unser Städtchen seinen Namen hat, mitten unter den unverheiratheten Kameraden meines Mannes, die eben bei der Suppe waren. Die Wirthin des Försterhäuschens speist nämlich zur Sommerzeit die Officiere der hiesigen Garnison.

Georg erzählte nun unter Lachen das erste Unglück unserer Ehe, worüber viele heitere Scherze gemacht wurden, die damit endeten, daß man die Köchin, welche der Gesellschaft das Glück meiner Gegenwart verschafft, hoch leben ließ. Es war ein glücklicher Tag!

Noch eine Menge solcher Scenen aus meinem Glücke könnte ich Dir erzählen, fürchtete ich nicht, mit meinem Briefe weit über doppeltes Porto zu gerathen, und das darf nicht sein. Wir müssen sparsam leben. Ich habe immer geglaubt, es sei hier Alles spottwohlfeil, allein das war eine süße Täuschung, die verwünschten Eisenbahnen bringen alle Lebensmittel nach Berlin. Wir hätten am Ende doch klüger daran gethan, in der Garde zu bleiben. Schreibe mir doch das nächste Mal, was in Berlin das Paar junge Hühner kostet; vielleicht lasse ich sie mir künftig von Euch besorgen. Unser Hundediner hat neulich über einen Thaler gekostet. Halt! da höre ich meine Polka! Auch eine der Galanterieen meines himmlischen Georg's. Sobald er vom Exerciren nach Hause zurückkehrt, läßt er einen meiner Lieblingstänze blasen. Aber nun geschwind zu Ende. Es thut nicht gut, wenn die Männer erfahren, wie sehr man sie liebt; Merke Dir das für die Zukunft. Das Uebrige im nächsten Brief. Du sollst noch viel lernen von

Deiner
überglücklichen Julie."

Zweiter Brief.

„Eine Hütte und sein Herz", hattest Du, meine Herzens-Martha, diese Aeußerung nicht aus meinem Tagebuche erlauscht, die Dich so gerührt, daß Du darauf beschlossest, mich glücklich machen zu wollen? Genieße die Früchte Deines Werkes mit stolzem Bewußtsein. Ich habe statt der Hütte ein Paradies und in ihm das beste Männerherz, das je der liebe Gott erschaffen hat, gefunden. Eigentlich sind meines Georg's Herz und mein Herz ein Herz geworden. Die übrige Welt existirt für uns nicht, und das ist ein rechtes Glück für mich, denn werde ich zuweilen gezwungen, einige flüchtige Blicke auf die mich umgebenden Menschen zu werfen, dann überzeuge ich mich immer mehr, daß ihre Welt nicht meine Welt sei. Wie selbst gebildete Menschen sich von kleinlichen Verhältnissen abhängig machen können, begreife ich nicht. Denke Dir, daß unsere Majorin die Naivität hatte, mich neulich zu einer Damenkaffeegesellschaft einladen zu lassen. Ich ließ zurücksagen, ich besuchte solche Gesellschaften niemals. Diese alberne Einladung verhalf mir zu der ersten häuslichen Scene.

Vermuthlich hatte Georg Aerger mit seinen Rekruten gehabt, denn zum ersten Male hatte er vergessen, mir an der Straßenecke eins meiner Lieblingsstücke blasen zu lassen, und schon als er zu mir in's Zimmer trat, bemerkte ich eine düstere Wolke auf seiner sonst so klaren Stirn. Natürlich war sie verschwunden, sobald er mich erblickte.

„Du wirst mich heute verlassen?" sagte er; „von dem Major habe ich erfahren, daß Du den Nachmittag bei seiner Frau sein würdest."

Natürlich glaubte ich, dies sei der Grund seines Unmuthes gewesen, und lachend erwiederte ich: „Beruhige Dich, mein Schatz, ich haben absagen lassen." Da hättest Du das Gesicht sehen sollen!

„Absagen?" wiederholte er und stand wie versteinert mit offenem Munde vor mir.

Noch ahnete ich nicht, was folgen würde, und erwiederte: „Du weißt, ich gehe in keine Kaffeegesellschaften, und außerdem wollte ich bei Dir bleiben."

Da machte mir Georg ein so böses Gesicht, wie er es kaum böser seinen Rekruten machen kann, und hielt mir nun eine förmliche Strafrede.

Ich müßte mich den Verhältnissen fügen, sagte er, ich dürfe nicht vergessen, daß Beleidigungen, wie ich sie mir erlaube, auf ihn zurückfielen, und daß er seinem Vorgesetzten Rücksichten schuldig sei. Ich erwiederte trotzig: Ich hätte nicht geheirathet, um mich thrannisiren zu lassen. Ich solle meine Worte besser wählen, sagte er, er könne nicht beständig vor mir auf den Knieen liegen, ich sei ein verwöhntes Kind und so weiter und so weiter. Was blieb da zu thun übrig? Ich brach in lautes Schluchzen aus. Ach Martha, hätten wir unsere Thränen nicht! Mein himmlischer Georg hat zwar noch keinen Krieg mitgemacht, aber ich bin überzeugt, wenn es dazu käme, würde er der tapferste unter allen seinen Kameraden sein. Ebenso fest bin ich davon überzeugt, daß er vor der Mündung einer Kanone mit größerer Fassung stehen würde, als vor dem Anblick meiner Thränen. Nun

lag er in Wahrheit zu meinen Füßen und bat und flehte wie ein Kind, ich solle nur aufhören zu weinen, er würde mich auch niemals wieder beleidigen. Und da lagen wir uns in den Armen und schwuren uns auf's Neue ewige Liebe und Treue. Welche Süßigkeit liegt in der ersten ehelichen Versöhnung!

(Fortsetzung folgt.)

Das gegenwärtige und künftige Paris.

(Fortsetzung.)

Entspricht nun die durch so viele Drangsale erkaufte Pariser Wohnung auch wirklich den aufgewendeten Opfern? Gar Viele bestreiten dies, und aus Gründen, die sich immerhin hören lassen. Zunächst ist durch die Breite der Straßen ein bedenklicher Mangel an Raum eingetreten, und bei der Theuerung der Bauplätze ist es sehr begreiflich, daß die Hausbesitzer durch Verengung der Wohnungen den Insassen die Luft wieder entziehen, die ihnen durch die Straßenerweiterung gewährt werden sollte, und wenn es sich auch nicht bestätigen sollte, daß man in dieser und jener Wohnung Vögel an Erstickung hat sterben sehen, so ist es zum Mindesten wahr, daß die hundert Menschen, die oft in ein solches von außen ganz freundlich sich darstellendes Haus zusammengepfercht sind, kein sehr beneidenswerthes Dasein führen. Mancher hat z. B. während der letzten Augusthitze vorgezogen, die Nacht zur Hälfte auf dem Boulevard auf- und abwandelnd zuzubringen, als in seinen engen vier Wänden fruchtlos mit Egmont zu seufzen: Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehst du mich u. s. w. Was Wunder auch? Kann man doch auf einem Stuhl stehend mit dem Kopf die Füße seines Nachbars berühren! Durch das Fenster herein bringen die warmfreundlichen Gerüche sämmtlicher Küchen des Hauses, durch die Thüren der Lärm auf der Treppe, durch den Kamin das Geräusch aller Unterhaltung. Meine Nachtruhe ist hin, wenn ein Hausgenosse sich einmal kräftig schneuzt, ich muß in Pantoffeln gehen, wenn die Frau unter mir Kopfweh hat; dabei spielt meine Nachbarin zur Linken den ganzen Tag Webers letzten Gedanken, und ich bin ein stummer Ohrenzeuge, so oft mein Nachbar zur Rechten seine Frau zankt oder küßt. Man kann doch nicht in allen Häusern durchführen, was einige grausame Besitzer durchgeführt haben, daß keine Kinder, keine Hunde, keine Papageien und keine Claviere geduldet werden. Mit diesen Unbequemlichkeiten vereinigen die Pariser Wohnungen aber noch eine Höhe der Miethpreise, von der ich nicht sprechen mag aus Furcht, keinen Glauben zu finden. Wenden wir uns rasch einem freundlichern Bilde zu! einem Vorzuge, den auch der Griesgrämigste dem neuen Paris vor dem alten zugestehen muß! Ich meine nämlich die Squares mitten in der Stadt, die dem Pariser es möglich machen, ohne eine kleine Reise vor die Stadt hinaus etwas frischere Luft zu schöpfen und etwas Grünes zu sehen. Solcher Squares gibt es jetzt, abgerechnet die neuerdings zur Stadt gezogenen Gemeinden, etwa ein Dutzend, während es noch vor einem Jahrzehnt nur einen einzigen gab, den den Place Royale. Ein solcher Square wird gegenwärtig ungefähr so rasch hergestellt, als ein Haus. Man verpflanzt bekanntlich, mit einem Kostenaufwand von ungefähr 200 Fr. ganze Bäume; diese Bäume werden zwar sehr bald etwas dürr und gelblichen Laubs; auch der Grasboden läßt an Farbenfrische Manches zu wünschen übrig. Allein der ächte Pariser ist in seinen Ansprüchen an die Natur auch äußerst bescheiden. So langweilt ihn eine Landschaft, wo er Nichts als Gras, Bäume und Bäche findet, und die erste Bedingung, die er bei einem Landhause macht, ist, daß dasselbe nahe bei der Eisenbahn liegt, so daß er alle Züge pfeifen hört. Der reiche Pariser benützt natürlich die Squares gar nicht; er liegt dem Naturgenuß im Sommer am grünen Tisch in Baden-Baden oder in Homburg ob; die Hauptbevölkerung der Squares besteht aus Kindern, den bezüglichen Ammen und den liebenden Soldaten, welche diese letztern umschwärmen. Der Garten des Luxemburg, das Boulogner Wäldchen und der Park von Monceaux bieten noch herrliche Spaziergänge, obwohl man den erstern der Haußmann'schen Bauwuth zu lieb stark beschneiden will und den beiden letztern durch Anlegung breiter Straßen, künstlicher Wasser 2c. viel von ihrem alten romantischen Reiz genommen hat. Ob die elysäischen Felder, der Tuileriengarten und das Wäldchen

von Vincennes durch die Neuerungen des zweiten Kaiserreichs mehr gewonnen oder verloren haben, will ich nicht entscheiden.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

O holde Scham, du deckst mit sichrer Hülle
Den süßen Reiz, der zart und wehrlos blüht,
Und friedlich weicht des Mannes Wunsch und Wille
Der Jungfrau arglos waltendem Gemüth.
O freundliche, o viel willkommne Stille!
Die Sehnsucht schläft und fühlt nicht, daß sie glüht,
Wohlthätig kühlt aus einem fremden Herzen
Der keusche Hauch auch uns're wilden Schmerzen.

Durch Sanftmuth wirst du mehr gewinnen,
Als durch Gewalt und Ungestüm.

Fliehe den Mann, der mit schiefem Verstand der Empfindungen spottet,
Mehr noch ein witziges Weib, das mit Empfindungen spielt.

Verschiedenes.

In Theaterkreisen circulirt folgende Anecdote von einem der bedeutenderen Mimen Wiens. Der erwähnte Herr begegnete kürzlich einem seiner Manichäer am Kohlmarkte; der hatte ihn auch erblickt, geht auf ihn zu und — muß ihn um Verzeihung bitten, er habe ihn verkannt. Der Mime hatte nämlich im entscheidenden Augenblicke sich umgedreht, Hut, Cravatte, Handkragen und Gesichtsausdruck in so meisterhafter Weise geändert, daß er sich selbst nicht im Mindesten ähnlich sah.

Ein junger Mann, der gegen seine Geliebte nur immer vom Vergöttern, vom Anbeten und Dergleichen sprach, heirathete endlich die Vergötterte. Nun war es natürlich um solche Phrasen geschehen. Einst erinnerte ihn seine Gattin daran, da entgegnete er ruhig: „Die Juden hatten auch lange Zeit Götzendienst getrieben, ehe sie zur Verehrung des einzigen, wahren Gottes gelangt waren.“

Ein Optiker rühmte die Vortrefflichkeit seiner Gläser. „Wie weit kann ich denn damit sehen, kann ich vier Stunden damit sehen?“ fragte ein Käufer. — „Was? vier Stunden!“ antwortete der Optiker. „Nun das wäre was Rechtes. 60,000 Meilen weit können Sie damit sehen, mein Herr! Ja, mein Herr, Sie können den Mond damit sehen!“

Verschiedene Wirkung. Lindenwirth (in der Zeitung lesend): „Denkt Euch, der Waldhornwirth von Holzhausen ist gestorben, so ein junger kräftiger Mann! Kriegt einen Schlag und ist auf der Stelle todt!“

Polizeidiener Ganser: D'Leut können wirklich aber auch gar nichts mehr aushalten Wie ich noch beim Militär gewesen bin, ha mich einmal in einer Viertelstunde 25 Ma der Schlag getroffen, und nach dem letzte bin ich aufgestanden und hab's Bänkle selbs hineingetragen.“

Zu einem sehr schlicht gekleideten Kaufmann dessen Frau großen Aufwand mit ihrer Garderobe machte, sagte Jemand: „Ihr Anzu sticht doch gar zu sehr gegen den Ihrer Gemahlin ab!“ — „Ja, lieber Freund,“ lautet die Antwort, „das ist Repräsentation de Hauses; meine Frau kleidet sich nach de Journal, und ich nach dem Hauptbuche.

(Der passende Name.) „Wie heiß denn dort die Dame mit dem künstlichen Gebiß?
„Aurora!“
„Ah, richtig! Morgenstunde hat Gold i Munde.“

Logogryph.

Mein Fleisch, sogar mein Blut,
Was auch der Eckel spricht,
Schmeckt vielen Menschen gut,
Nur zweien Völkern nicht.
2 Zeichen weggethan,
So ist's ein edler Saft,
Voll Feuer, voller Kraft,
Der Wunder wirken kann.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



No.

kleinen

Die
hat un
Georg
ihr zu
Aber
Berlin
die n
Lohn
wollt
mich
sie
die
Tage
imme
könne
verst
brauc
und
schen,
die K
Da
der K
als i
der t
mein
E
in
zeit
aufb
sten
Man
wird
mich
in m

Unterhaltungsblatt
der
Neustädter Zeitung.

No. 5. Freitag, den 12. Januar 1866.

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Vierter Brief.

Die Berliner Köchin ist angekommen und hat uns ein Mittagsmahl bereitet, das meinem Georg so vortrefflich geschmeckt hat, daß er ihr zur Belohnung einen Thaler geschenkt hat. Aber eine curiose Race von Menschen sind die Berliner Köchinnen. Für die vielen Kosten, die mir die Reise meiner Köchin, das hohe Lohn, das ich ihr zahlen muß, verursacht, wollte ich wenigstens einen kleinen Gewinn für mich erzielen und machte mir daher viel um sie zu schaffen in der Küche, um ihr etwas die Künste abzusehen. Da sagte sie eines Tages zu mir: „Wenn Sie, gnädige Frau, immer um mich herumquirlen wollen, dann können wir nicht bei einander bleiben. Ich verstehe mein Fach gründlich, und darum braucht meine Frau nichts davon zu verstehen, und auf die Finger lasse ich mir auch nicht sehen, ich bin eine Köchin und keine Kochfrau, die Kochstunden gibt!"

Damit nahm sie einen Eimer und lief aus der Küche. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als in mein Zimmer zurückzukehren. Ich habe vor dem Teufel keine größere Furcht, als vor meiner Berliner Lisette.

Es ist jetzt eigentlich eine recht stille Zeit in unser Städtchen eingekehrt. Die Jahreszeit ist schon zu streng', um im Freien sich aufhalten zu können. Tanzen werde ich nächsten Winter nicht — laß Dir den Grund von Mama sagen. — Gleich nach Weihnachten wird Mama mich besuchen. Wie freue ich mich darauf, wieder ein Glied meiner Familie in meiner Nähe zu haben. Nächsten Sommer, wenn es wieder grün in unserm schönen Walde ist, dann kommst Du. Ich könnte närrisch vor Freude werden, wenn ich an unser Beisammenleben denke. Es küßt Dich tausend Mal Deine

Julie.

Mit diesem Briefe endete der geheime Briefwechsel. Martha wußte längst, was sie sich von der Mama sollte sagen lassen. Aber was Julie nicht wußte und erst am Weihnachtsfeste erfahren sollte, war, daß Martha zur Christbaumbescheerung ein Taufkleidchen für sie stickte.

Mitte Januar erhielt der Geheimerath Spangenberg eine telegraphische Depesche, die ihm die Nachricht brachte, daß ihm der erste Enkel geboren sei. Vierzehn Tage später kehrte die Geheimeräthin nach Berlin zurück und theilte ihrem Manne mit, daß der kleine Neugeborene in der Taufe seinen und seines Königs Namen, Friedrich Wilhelm, erhalten würde.

„Geht mir mit den kleinen Städten," sagte die verwöhnte Großstädterin, „Jammer und ewig Wirthschaftsplagen, die armen Frauen in kleinen Städten können ja niemals ihres Lebens froh werden. Ein Glück, daß kein Mangel an Ammen war und die arme Julie nicht auch noch diese Sorgen bekommen hat. Was sie mir von ihrer Köchin erzählt hat, ist wahrhaft haarsträubend!"

„Nun, diese Sorge ist doch wohl jetzt gehoben?" fragte theilnehmend der Geheimerath.

„Was die leibliche Verpflegung betrifft, ja," entgegnete die Geheimeräthin, „wir haben gut gegessen, ich habe kaum den eigenen Tisch vermißt. Aber in der Wirthschaftskasse mag wohl häufiger Ebbe als Fluth sein. Julie stöhnte wenigstens unaufhörlich über das viele Geld, das ihre Köchin ihr abfordere."

„Ich hab's mir wohl gedacht," erwiederte mit bedenklicher Miene der Geheimerath. „Die

Jugend will nun einmal keine Vernunft annehmen, da muß sie denn durch Schaden klug werden."

„Wenn's nur mit dem Klugwerden abgemacht wäre," mischte sich Martha in das Gespräch.

„Wer nicht hören will, muß fühlen und lernen, sich nach der Decke strecken," erwiederte kurz der Geheimerath.

Nicht auf geheimem Wege, aber besonders versiegelt und mit der Aufschrift „Eigenhändig" erhielt Martha einen Brief von der Schwester, welchen sie aus der Hand des Vaters, nachdem er das „Eigenhändig" kopfschüttelnd betrachtet, erst empfing. Hier der Inhalt des Briefes:

„Bald, meine theure Martha, soll ich Dich an mein Schwesterherz drücken. Du sollst meinen Prachtjungen über die Taufe halten, an dem Tage, wo er ein Vierteljahr alt sein wird. Der kleine hungrige Kerl ist schon so schwer, daß ich fürchte, Du wirst ihn nicht auf Deinen Armen halten können.

Was war ich albern, schon früher mein eheliches Glück zu preisen, erst jetzt, seit mir der Himmel das liebe Kind geschenkt hat, bin ich ganz glücklich, oder würde vielmehr ganz glücklich sein, wenn nicht eine große Sorge schwer auf meinem Herzen lastete. — Ach, Papa hatte wohl Recht, als er mich darauf aufmerksam machte, daß man mit 1200 Thalern keinen anständigen Haushalt führen könnte. — Ich schränke mich ein, so viel ich kann, ich trage Kragen und Unterärmel, wie ich sie niemals als Mädchen besessen. Aber bei allen Einschränkungen wollen unsere Mittel nicht zureichen, und ich habe — was hilft's — das furchtbare Wort muß ausgesprochen werden — — ich habe Schulden gemacht! — Die von unserer Großmutter geerbten Brillanten habe ich bereits in klingende Münze umgesetzt, damit aber doch nicht völlig meinen Zweck erreicht.

Nun wende ich mich in meiner höchsten Noth an Deine treue Schwesterliebe. — Du bist stets der Liebling unseres Vaters gewesen, Dir wird er die Bitte um einige hundert Thaler von meinem mütterlichen Vermögen nicht abschlagen. Werde ich nur in den Stand gesetzt, reinen Tisch zu machen, dann will ich gewiß ein neues Leben beginnen und lieber trockenes Brod essen, ehe ich jemals wieder einen Thaler Schulden mache. Alles Uebrige mündlich von Deiner treuen Julie."

„Was hast Du denn für Geheimnisse mit Deiner Schwester?" fragte der Geheimerath seine Tochter, als er sie wiedersah.

Sie warf sich statt aller Antwort an seine Brust, schlang ihre Arme um seinen Nacken, küßte ihm zärtlich beide Wangen, steckte ihm darauf Julie's Brief in die Hand und eilte aus dem Zimmer.

Was hatte der Vater zu der fatalen Schuldengeschichte gesagt? Martha wußte es nicht, denn er hatte kein Wort darauf erwiedert.

Inzwischen war der für Martha's Abreise bestimmte Tag gekommen. Martha war bei dem Gedanken, der Schwester keinen Trost bringen zu können, recht wehmüthig um's Herz. Sie wollte aus eigenen Mitteln thun, so viel sie zu helfen im Stande sei, und legte für den schlimmsten Fall mit einem Seufzer die großmütterlichen Brillanten in ihr Schmuckkästchen.

Da sie in früher Morgenstunde ihre Reise anzutreten hatte, war der Abschied mit der Mutter schon Abends zuvor erfolgt. Die Geheimeräthin pflegte im Bette zu frühstücken und stand selten vor 10 Uhr auf.

In Reisekleidern trat Martha in des Vaters Arbeitszimmer, um ihn zur Fahrt nach dem Bahnhofe abzuholen.

„Ich habe zuvor ein ernstes Wort mit Dir zu reden," sagte der Geheimerath auf den Morgengruß seiner Tochter. „Deine Schwester ist eine leichtsinnige Person. Nachdem sie meine Ermahnungen in den Wind geschlagen hat, war es ihre Pflicht, sich in die Verhältnisse zu schicken; daß sie bei ihrer beschränkten Einnahme nicht die vornehme Frau spielen konnte, wußte sie vor ihrer Ehe, darum wäre es ihre Pflicht gewesen, eine brave, sparsame Hausfrau zu werden. Mancher arme Beamte muß mit achthundert Thalern Frau und Kinder ernähren und macht weder Schulden, noch läßt er seine Familie darben. Sage Deiner Schwester, daß sie mich durch ihre tadelnswerthe Aufführung sehr betrübt habe. Ihre Wünsche kann ich nicht erfüllen — ein Versprechen, das ich Deiner verstorbenen Mutter gegeben, das Vermögen ihrer Kinder niemals vor deren 26. Jahre schmälern zu

wollen, werde ich getreulich halten. Dies eine, aber auch das letzte Mal, wo ich Julie aus der Noth helfen werde, will ich ihr mit meiner Kasse zu Hülfe kommen und ihr ein Geschenk von 500 Thalern machen, die ich Dir hier anvertraue; Du bist besonnener, hast mehr praktischen Sinn als Deine Schwester. Benutze die Gaben, die Dir die Vorsehung verliehen hat, um damit eine leichtsinnige, übermüthige Frau zur Besinnung zu bringen."

Unter wechselvollen Empfindungen hatte Martha die Strafrede ihres Vaters schweigend angehört, als er aber jetzt ein Päckchen aus seiner Westentasche zog und es der Tochter in die Hand drückte, da jauchzte Martha laut auf, schlang ihre Arme um den Hals ihres Vaters und rief: „Das lohne Dir Gott, mein Herzenspapa. Hättest Du mich im Stiche gelassen, dann hätte ich, um Julie zu retten, meine ganze Garderobe verkauft und wäre mit einem einzigen Kleide auf dem Leibe zu Euch zurückgekehrt."

Der Geheimerath lachte, sah nach der Uhr und knöpfte dann rasch seinen Oberrock fester zu. — Eine Stunde später saß er wieder an seinem Schreibtische, und Martha ließ mit Windeseile das Vaterhaus immer weiter zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Falsche Adresse.

Als der Graf von Rosse, ein sehr ausschweifender Mann, auf dem Sterbebette lag, hielt es der Dechant von Kilmore für seine Pflicht, ihm brieflich seinen Wandel vorzuhalten und ihn zur Reue zu ermahnen. Er schrieb deßhalb einen Brief an Rosse und ließ ihm das Schreiben durch einen Diener überbringen. Nachdem der Graf den Brief gelesen, ließ er ihn mit einem andern Couvert versehen und dieses an einen Grafen von Kildare überschreiben; dann beredete er den Diener des Dechanten, das Schreiben an die neue Adresse zu besorgen. Der Graf von Kildare las die Zuschrift mit Staunen und Entrüstung, zeigte sie seiner Gemahlin und erklärte gegen sie, der Dechant müsse verrückt geworden sein. Die Gräfin theilte seine Ueberraschung, meinte jedoch, der Stil des Schreibens verrathe keinen Irren, und veranlaßte ihren Herrn, mit dem Erzbischof von Dublin über die Sache Rücksprache zu nehmen. Demgemäß begab sich der Graf zu dem Erzbischof und redete ihn mit den Worten an: „Haben Sie je gehört, mein Lord, daß ich ein Gotteslästerer, ein Ehebrecher, ein Spieler, ein Schlemmer und Gott weiß was Schlechtes sonst noch sei?" — „Sie, Graf?" versetzte der Erzbischof. „Wie kommen Sie mir vor? Alle Welt weiß, daß Sie ein Muster jeder christlichen Tugend sind." — „Gut; aber was soll ich mit einem Mann, noch obendrein einem angesehenen Geistlichen anfangen, der mir mit Brief und Unterschrift alle diese schnöden Eigenschaften zur Last legt?" — „Dies kann Niemand einfallen, der bei Sinnen ist und Sie kennt, Herr Graf. Hat übrigens ein Geistlicher sich gegen Sie einer solchen Beleidigung schuldig gemacht, so werden Ihnen seine Oberen Genugthuung schaffen."

Der Graf händigte ihm das Schreiben mit dem Bemerken ein, daß es ihm diesen Morgen durch den Diener des Dechanten zugestellt worden sei. Der Erzbischof ließ den Angeklagten sogleich vorladen, und der Dechant säumte nicht, dem Aufgebote Folge zu leisten. Der Erzbischof ersuchte den Grafen, während der Besprechung mit dem Dechanten sich in ein Nebengemach zu begeben, und überhäufte den Letzteren, sobald er eingetreten war, mit Vorwürfen, daß er sich unterfangen, an einen hochstehenden Mann ein solches Schreiben zu richten. Der Dechant erwiderte jedoch, daß er nur seine Pflicht gethan habe und daher bereit sei, die Folgen auf sich zu nehmen. Er entfernte sich sodann in einiger Aufregung, und die Sache blieb dem Erzbischof sowohl als dem Grafen so unerklärlich wie vorher. Der Letztere schickte unverweilt nach einem Procurator des geistlichen Gerichts, überantwortete ihm das anstößige Schreiben und wies ihn an, alsbald das geeignete Verfahren gegen den Dechanten einzuleiten.

Am anderen Tag begab sich der Erzbischof, welcher wohl wußte, wie verderblich seinem Dechanten ein Injurienproceß gegen eine so einflußreiche Person werden mußte, in dessen Wohnung und rieth ihm, den Grafen um Verzeihung zu bitten. — „Ihn um Verzeihung bitten? Er ist ja gestorben." — „Lord Kildare gestorben?" — „Nein, Lord Rosse." —

„Haben Sie nicht gestern an Lord Kildare einen Brief geschickt?“ — „Nein, wohl aber an den unglücklichen Grafen Rosse, der von seinem Arzt aufgegeben war. Ich hielt es für meine Pflicht, so an ihn zu schreiben, wie ich that.“ — Darauf wurde der Bediente in's Verhör genommen, und es stellte sich heraus, daß der gottlose Rosse noch auf dem Sterbebette einen Schalkstreich geübt hatte. Am schlimmsten kam in der Sache der arme Bediente weg, der um seines Eifers willen, einem todtkranken Mann einen Gefallen zu thun, seinen Platz verlor.

Gemeinnütziges.

Um Eis in kleinen Quantitäten zu conserviren, gibt Dr. Schwarz im Breslauer Gewerbeblatt folgendes einfache Mittel an: Das aufzubewahrende Eis wird in eine tiefe Schüssel oder Topf gebracht und mit einem Teller zugedeckt, das Ganze dann auf ein Federbett (Kopfkissen oder dergl.) gesetzt und mit einem zweiten Federkissen zugedeckt. Auf diese Art wurde ein Quantum von nur etwa 6 Pfunden für Krankengebrauch bei Frühlingstemperatur über 8 Tage lang conservirt.

Denksprüche.

Ein Wasser, das kaum sichtbar sich bewegt und fließt,
Ist tückisch tief und trüb, — ihm meistens nicht zu trauen;
Das aber, das da rauscht und tosend dahin schießt, —
Läßt spiegelhell und klar auf seinen Grund uns schauen.
So ist ein Mann, der heftig wird und spricht mit troz'gem Mund,
Dennoch nicht falsch; — sein Herz ist klar bis auf den tiefsten Grund!

Lebst du als Jüngling, o Freund! wie ein Greis mit nüchternem Herzen,
Wirst du im Alter, o Freund! leben als Jüngling voll Kraft.

Verschiedenes.

Die bekannte Bibelstelle Math. 19, 24: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß“ u. s. w. wird von Vielen immer noch so verstanden, als ob Christus bildlich ein Nadelöhr gemeint habe; dem ist aber nicht so. Bereits ältere Reisende haben nachgewiesen, daß unter Nadelöhr die kleine Thüre eines Hauses im Morgenlande verstanden werde, eben groß genug, um nur eine Person nach der anderen hereinzulassen, während an der anderen Seite das große Thor befindlich, wo die Thiere und namentlich die Kameele durchpassiren können. In der allerneuesten Zeit hat Lord Nugent auf seinen Reisen gefunden, daß jener Sprachgebrauch sich bis jetzt daselbst erhalten und in dem alten Judäa die gedachte kleine Thür immer noch Nadelöhr genannt wird.

(Bibelauslegung.) Jemand bemerkte, daß er den Traum des Pharao gar nicht begreifen könne, wie es nämlich möglich sei, daß sieben magere Kühe sieben fette Kühe verzehrten, ohne daß man es ihnen ansähe. „Ich konnte es früher auch nicht begreifen,“ meinte ein Kaufmann, der dem Gespräche zugehört hatte, „aber seit ich eine Frau habe, begreife ich es sehr wohl. Ich habe mehr als sieben große und dicke Kassen- und Geschäftsbücher, meine Frau dagegen besitzt nur ein ganz kleines Wirthschaftsbuch. Am Ende des Jahres hat stets das kleine Buch alle meine großen und dicken Folianten aufgezehrt, und man sieht es ihm gar nicht an. Sehen Sie, das ist der Traum des Pharao.“

Wahrnehmung.

Der Menschen Wohl ward stets zumeist
Von solchen Herrn begraben,
Die minder Bretter vor dem Kopf,
Als vor dem Herzen haben.

Charade.

Vom Kopf bis zu dem Fuß bin ich ein bloßer Bauch,
Durch meinen kleinen Mund verschling' ich alle Gabe,
Die du mir selber bringst, indessen geb' ich auch
Das besser dir zurück, was ich erhalten habe.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 6. Sonntag, den 14. Januar 1866.

Klares Schauen.

Zwei Augensterne sind gegeben
Dem Menschen auf des Lebens Bahn,
Ihn zu geleiten durch das Leben,
Zu schützen ihn vor Trug und Wahn.

Dies edle Kleinod zu erhalten,
Darauf sei ja der Mensch bedacht.
Es deutet hin auf Gottes Walten,
Auf dessen Weisheit, Güte, Macht.

Es zeiget ihm den reichen Segen,
Den Gottes Huld und Liebe streut;
Es leitet ihn zu rechten Wegen,
Zum Ziele der Vortrefflichkeit.

Doch wird das Auge wenig taugen,
Wenn ihm gebricht das inn're Licht;
Die Fliege sieht trotz hundert Augen
Das Netz nicht, das die Spinne flicht.

So ist von Schein und Truggestalten
Der Strahl des Auges oft umstellt;
Und oft in bunter Laune walten
Geschick und Zufall durch die Welt.

Und sieht man nicht, wie ohne Rasten
Die Selbstsucht ihre Netze spannt?
Wie Wahn und Vorurtheile lasten
Gigantisch noch auf Stadt und Land?

Wie die sich stemmen, wie sie ringen
Mit allem Arsenal der List,
Des Geistes Schwingen zu bezwingen
Und Alles, was dem Licht entsprießt!

Wie Schranke sie auf Schranke thürmen,
Zu hemmen jeden Geistesflug,
Ja selbst des Thrones Stufen stürmen,
Umspinnend ihn mit Lug und Trug!

Ein Fürst von jenem Geist befangen,
Den diese finstre Sippe hegt,
Wird nie des Steuers Kraft erlangen,
Das Gott in seine Hand gelegt.

Aus freiem Forschen, klarem Schauen
In Kirche, Staat und Wissenschaft
Erwächst die Eintracht, sproßt Vertrauen,
Des Volkes Heil, des Staates Kraft.

Zwei Augensterne sind gegeben
Dem Menschen auf des Lebens Bahn,
Auf daß er schreite durch das Leben
Im Strahl des Lichtes stets voran.

Und willst du dessen dich einst freuen,
Begründen dir des Lebens Glück,
So ist es nöthig, früh zu leihen
Dem Strahl der Weisheit deinen Blick.

Doch wirst du, was du suchest, finden
Nur in den Tiefen der Natur;
An ihren Wundern sich entzünden
Die Strahlen echter Weisheit nur.

Neustadt. Str.

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Wie es der Eisenbahnverkehr mit sich bringt, der mit jeder Viertelstunde der Reisegesellschaft eine neue Physiognomie gibt, so wechselte auch auf der vierten Station die Scene in dem Waggon, in welchem Martha sich befand.

Ein junger Mann nahm Martha gegenüber seinen Platz. Nachdem er seine Augen flüchtig über sein vis-à-vis gleiten gelassen, kehrten sie immer nach derselben Richtung zurück, und immer länger, immer nachdrücklicher haftete sein Blick auf dem Antlitz des jungen Mädchens.

„Unausstehlich," dachte Martha, „wenn er doch nur reden wollte." — Auf eine schickliche Anrede sann unverkennbar der junge Mann nach.

„Entschuldigen Sie meine Frage, gnädiges Fräulein," begann er nach einem Räuspern die Unterhaltung, „kommen Sie aus Berlin und können Sie mir genau sagen, wann von dort der Zug abgegangen ist?"

„Genau um sechs Uhr," erwiederte Martha.

„Eine angenehme Zeit, sobald man eine weite Reise vor sich hat."

„Mir auch sehr erwünscht, zumal da ich gezwungen war, ohne Begleitung zu reisen und trotz der weiten Entfernung wenigstens vor dem Dunkelwerden mein Reiseziel erreichen möchte."

„So beabsichtigen Sie zuvor noch den Waggon zu wechseln?"

„Bitte um Verzeihung, der Zug geht noch weiter, ich steige Station Waldau aus."

„Waldau ist eine sehr kleine Stadt?"

„Soll aber, wie mir meine Schwester schreibt, ganz reizend liegen."

„Gnädiges Fräulein werden sich also dort längere Zeit aufhalten?"

„Wenn Papa mir die Erlaubniß dazu gibt, den ganzen Sommer hindurch. Berlin ist gar zu langweilig zur Sommerzeit, und Papa bekam in diesem Jahre keinen Reiseurlaub."

Eine kleine Pause entstand, der junge Mann wollte nun auch gar zu gern die Bekanntschaft des Herrn Papas machen. Nach kurzem Räuspern nahm er den Faden des Gesprächs wieder auf: „Sie haben Recht, gnädiges Fräulein, Berlin ist im Sommer unerträglich langweilig, mir war sehr damit gedient, daß ich meine dritte Staatsprüfung im Winter machen durfte."

Martha schwieg.

Nach abermaliger Pause hub der junge Mann wieder an: „Sie sind wohl in den Juristenkreisen nicht bekannt? Sonst hätte ich im vergangenen Winter nothwendig schon das Glück haben müssen —"

„Im Gegentheil, meine Eltern verkehren nur mit Beamten-Familien — aber auch ich erinnere mich nicht, Sie jemals in Berlin gesehen zu haben."

Der junge Mann nannte hier die Namen einiger Kammergerichtsräthe.

„Seit Papa nicht mehr beim Kammergericht ist, beschränkt sich unser Umgang mehr auf das Ministerium und auf das Obertribunal."

Das Mädchen wird mir von Minute zu Minute interessanter, dachte der junge Mann. Ich muß jetzt etwas kecker auftreten, wenn ich dahinter kommen will, wer sie eigentlich ist. Und er sagte jetzt: „Hätten die Vorbereitungen zum Examen mich weniger in Anspruch genommen, so hätte ich meine geselligen Verbindungen noch weiter auszudehnen gesucht. Ich hätte so gern die Töchter des Geheimeraths Spangenberg kennen gelernt, die mir als ganz reizende Erscheinungen geschildert wurden. Der Herr Ministerialrath soll aber etwas wählerisch in seinem Umgange sein und namentlich jungen Männern es sehr schwer machen, Zutritt in seinem Hause zu erhalten."

Martha suchte anfangs ihr Lachen zu unterdrücken, platzte schließlich aber doch heraus: „Papa ist gar nicht so böse, wie Sie glauben," kicherte sie, „Sie hätten es dreist wagen sollen."

Der junge Mann wurde blutroth vor Verlegenheit und machte eine etwas kindische Verbeugung. Jetzt riß der Schaffner die Waggonthür auf und rief hinein: „Bromberg!"

„Wie fatal!" sagte ärgerlich Martha's vis-à-vis.

„Meine Herrschaften, aussteigen!" rief die Stimme des Schaffners zum zweiten Male. Neu Hinzukommende standen schon auf dem Wagentritt. Der junge Mann verneigte sich mit einem vielsagenden Blick vor Martha, die ihm jetzt unwillkürlich mit den Augen folgte, diese aber schnell dem andern Wagenfenster zuwandte, als der junge Mann noch ein Mal das Gesicht nach ihr zurückkehrte. Da sah sie auf dem leer gewordenen Platze ihr gegenüber ein weißes Blättchen liegen — rasch griff ihre Hand danach, noch ehe der Platz wieder besetzt wurde. Es war eine Visitenkarte, und sie las jetzt den darauf stehenden Namen

„Max Selle, Kammergerichts-Assessor."

Martha warf die Karte nicht zum Fenster hinaus, sondern schob sie behutsam in das Täschchen ihres Portefeuilles.

Auf dem Waldauer Bahnhofe empfing sie Schwager und Schwester unter lautem Jubel, und bald saßen drei lachende Menschen in dem

kleinen Jagdwagen, dessen Pferde der Lieutenant selbst lenkte. Nachdem der kleine Neffe geherzt und geküßt und als das schönste Kind unter der Sonne bewundert worden, wurde der Hausherr auf ein Stündchen in sein Casino geschickt, und die Schwestern saßen nun unter vier Augen plaudernd beisammen.

„Je länger ich Dich betrachte, liebe Julie," hob Martha an, „je weniger gefällst Du mir. Du bist mager geworden, Deine sonst so klaren, hellen Augen haben ihren Glanz verloren, und um die Mundwinkel hast Du einen ganz unerträglichen Zug bekommen. Geh' mir mit Deiner paradiesischen Ehestandsglückseligkeit, wenn sie nach einem Jahre solche Veränderungen hervorbringen kann."

Julie senkte die Augen, und eine Thräne hing an ihrer Wimper.

„Hast Du denn meinen letzten Brief nicht erhalten?" hauchten leise ihre Lippen.

„Der Vater läßt Dir sagen — doch ein anderes Mal davon. Für jetzt erfahre nur, was ich dem Papa versprochen habe — daß ich für eine bessere Wirthschaft, als sie seither in Deinem Hause geführt worden, sorgen würde."

„Du hast gut reden, wenn man bis über die Ohren in Verlegenheiten steckt und sich nicht mehr zu rathen noch zu helfen weiß."

„Mit dem Reden wäre es freilich nicht abgemacht, ich besitze auch die Macht zu helfen. Aber nichts verschwiegen. Wahrheit vor allen Dingen! Weiß Dein Mann etwas von der *fatalen* Geschichte?"

„Bis jetzt kein Wort."

„Gut, er soll auch nichts davon erfahren. Wie hoch belaufen sich Deine Schulden?"

Julie senkte tiefer noch die Augen und schwieg.

„Soll ich Deine Gläubiger durch die Zeitung aufrufen?"

„Martha, Du kannst in einer so ernsten Sache noch scherzen?"

„Also?"

„Nahe an dreihundert Thaler. Der Schlächter will mir kein Fleisch mehr geben. Der Kaufmann hat gedroht, sich an meinen Mann zu wenden. Der Bäcker schickt uns altes oder verbranntes Weißbrod. Ich bin bisweilen in einer so verzweiflungsvollen Stimmung, daß ich in's Wasser gehen möchte." Sie weinte heftig.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tabak.

Der Gebrauch des Tabaks ist allgemeiner als die Sitte, Kleider zu tragen. Er herrscht in allen Klimaten, unter allen Ständen, bei allen Völkern, selbst bei denen, welche, wie die Osmanen, Indier, Chinesen und Japaner, sonst nichts von andern Völkern angenommen haben, bei den Bekennern aller Religionen, trotz des Widerstandes, welchen die Geistlichkeit Anfangs fast überall seiner Einführung entgegengesetzt hat, und unter vielen Völkern auch bei beiden Geschlechtern. Seitdem 1615 bei Amersfort zuerst auf dem europäischen Continent der Tabak angebaut wurde, sind in Oestreich 160,000 Morgen (1860), wovon $^6/_7$ auf Ungarn kommen, im Zollverein 84,317 (1863), in Frankreich 60,000 (1861) pr. Morgen mit Tabak bebaut. Die vom Zollverein angegebene Zahl vertheilt sich wie folgt: Baden 29,468, Preußen und Anhalt 27,580, Bayern 18,850, Hessen-Darmstadt 3844, Hannover 2114, Kurhessen 886, Thüringen 750, Württemberg 673 preußische Morgen. 1852 berechnete man den Tabaksverbrauch auf den Kopf: Preußen $2,_{85}$, Frankreich $1,_{224}$, England $1,_{04}$, Oestreich $0,_{92}$ Pfd., und Tabaksteuer auf den Kopf: England 33 Sgr., Frankreich $17^3/_4$ Sgr., Preußen $10^1/_3$ und Oestreich 5 Sgr. Das Tabaksmonopol in Frankreich ertrug 1832: 28 Mill. Frk., 1842: 80, 1852: 120, wovon $^1/_4$ auf Schnupf- und $^3/_4$ auf Rauchtabak kamen, 1862: 180 Mill., davon $^1/_5$ Schnupf- und $^4/_5$ Rauchtabak. 1860 war der Tabaksverbrauch in Frankreich am stärksten in den Departements de la Seine, im Oberelsaß und Pas de Calais, wo er 1035—1795 Grammes ($2-3^3/_5$ Zollpfund) auf den Kopf betrug, am schwächsten in Charente, Lot und Tarn, wo er 102—187 Grammes betrug. Sehr wahr sagt Hufeland in seiner Makrobiotik: „Der Rauchgenuß ist einer der unbegreiflichsten. Etwas Unkörperliches, Schmutziges, Beißendes, Uebelriechendes kann ein solcher Lebensgenuß, ja ein solches Lebensbedürfniß werden, daß es Menschen gibt, die nicht eher munter und lebensfroh werden, ja, die nicht eher denken und arbeiten können, als bis sie Rauch durch Mund und Nase ziehen." Untersuchen wir nun, worin der Reiz und das Wohlgefallen

an dem Einziehen des Rauches eines Krautes begründet ist, welches anfänglich einen so höchst unangenehmen und widrigen Eindruck auf den Sinn des Geruches und Geschmacks macht, zugleich zum Husten reizt, das Athmen erschwert, das Nervensystem aufregt, den Kopf einnimmt und meistens Schwindel, Betäubung, Ekel, Uebelkeit, ja oft Erbrechen und Durchfall veranlaßt, so finden wir, außer dem Nachahmungstrieb und manchen früher ganz willkürlich angenommenen Wirkungen, wie dem Schutz gegen Ansteckungen ꝛc., folgende drei Wirkungen: 1) die Unterhaltung und Beschäftigung in müßigen Stunden; 2) die Nervenaufregung durch das Nikotin und 3) die Abstumpfung der Geschmacksnerven, welche den Hunger länger ertragen läßt. Der Gebrauch, Tabak zu rauchen, ist von den amerikanischen Jägervölkern zu uns gekommen. Gerade Jäger (und neben ihnen Soldaten und Seeleute) sind häufig im Zustande eines geschäftigen Müßigganges, d. h. sie müssen warten, ohne ihre Aufmerksamkeit zerstreuen zu dürfen, und haben doch keine bestimmte Beschäftigung. In diesem Zustand kommt ein Zeitvertreib sehr willkommen, welcher jeden Augenblick abgebrochen werden kann, welcher durch die beständige Wiederholung derselben Erscheinung über die langsame Flucht der Minuten täuscht und doch in keiner Weise die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande der augenblicklichen Wachsamkeit ablenkt. Nicht weniger ist die unter 3) genannte Eigenschaft unter Umständen den bezeichneten Ständen willkommen, wogegen die unter 2) erwähnte mehr den Denkern und Gelehrten zusagt, indem sie behaupten, daß durch den Reiz des narkotischen Rauchs auf das Gehirn der Gedankengang angeregt und durch den Rhythmus des Rauchens gleichsam regulirt werde. (Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(**Rauh und hart gewordenen Sammt wieder weich und geschmeidig zu machen.**) Man ist oft in Verlegenheit, was mit Sammt zu thun, der vom Regen benetzt wurde. Das beste Mittel, ihn wieder weich und geschmeidig zu machen, ist folgendes: Man befeuchte den durch Regen hart und rauh gewordenen Sammt auf der ganzen Rückseite und führe dieselbe über ein heißes Eisen. Die Hitze verwandelt das Wasser in Dampf, der durch die Oberfläche des Sammtes zieht und hierbei die verwirrten und zusammengeklebten Fasern trennt. Wohl zu beachten ist, daß der Sammt nicht gebügelt werden darf, vielmehr das Eisen durch eine Vorrichtung festgehalten und der benetzte Sammt mit seiner Rückseite über dasselbe geführt werden muß.

Mein Kind.

Du prächtig Kind, du frisches, junges Leben!
Mir geht das Herz auf, wenn dein Auge lacht,
Durch dich zu neuem Sein bin ich erwacht —
Dank, Dank dem Himmel, der dich mir gegeben!

Wie dunkle Wolken sah ich's um mich schweben,
Und außer mir und in mir ward es Nacht:
Da gingst du auf in rosiger Morgenpracht,
In dir verjüngt seh' ich mich selber leben.

O möge Gott in Gnaden dich bewahren
Vor allem Weh und Leid, das ich erfahren:
Er segne dich, mein Kind, mit beiden Händen!

Was mir versagt ward — mög' er dir gewähren,
Was in mir trübe war — in dir verklären,
Was in mir Stückwerk blieb — in dir vollenden!

Verschiedenes.

Ins „Buch der Toaste" gehört der Trinkspruch eines Feuerwehrmanns in London. Ich schlage Ihnen vor, sagte er, auf die Gesundheit der Frauen zu trinken, welche unser Fest (ein Banket) verschönern. Die Flammen, welche aus ihren schönen Augen sprühen, sind die einzigen, welche wir weder löschen können, noch wollen, und für welche keine Versicherungsanstalt zu finden ist.

Auflösung der Charade in Nro. 5:
Weinfaß.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 7. Mittwoch, den 17. Januar 1866.

Die
kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Sprachlos hatte Martha die Beichte der Schwester vernommen, jetzt rief sie voller Entsetzen:

„Die Tochter des Ministerialraths Spangenberg Lepperschulden! Hättest Du wenigstens noch von einem Juden geborgt, damit die scandalöse Geschichte vertuscht werden könnte; Frau von Wurm, durch die Schlächter und Bäcker in aller Leute Mäulern. Julie! o Julie!"

„Martha, Deine Worte werden zu Dolchstichen für mein Herz!"

„Lege schnell ein Pflaster auf die Wunden; da hast Du ein-, zwei-, dreihundert Thaler, Papa schenkt sie Dir unter der Bedingung, daß Du versprichst, eine vernünftige Frau zu werden."

„Alles will ich versprechen, Du rettender Engel meines Lebens!" rief Julie lachend unter Thrännen. „Schaffe mir nur meinen Vampyr aus dem Hause, der mir nicht das Blut aus dem Herzen, aber die Thaler aus dem Beutel saugt. Georg sagt, er kann mir nicht mehr als 40 Thaler monatliches Wirthschaftsgeld geben, und die Berliner Lisette verbraucht sechzig, nach einem Jahre bin ich auf dem alten Flecke."

„Dann schaffen wir die Berlinerin ab."

„Sie hat schon gekündigt, sie will heirathen, und noch vor wenigen Stunden hat sie mir gesagt, wenn noch Eine in's Haus käme, von der sie sich sollte chicaniren lassen, wollte sie lieber heute wie morgen abziehen."

„Gleich auf der Stelle geh' hinaus und sage ihr, Du habest Dir die Sache überlegt, sie könnte morgen abziehen."

„Aber Martha, wer soll denn für uns kochen?"

„Ich."

„Verstehst Du denn zu kochen?"

„Nein, aber ich werde es lernen."

„Liebe, beste Martha, kochen lernen ist schwerer, als ein englisches Gedicht machen."

„Für Dich, aber nicht für mich. Thue blindlings, was ich Dir sage."

„Meinetwegen, aber wenn Georg böse wird, schiebe ich alle Schuld auf Dich." Julie verließ das Zimmer, Martha blieb, in tiefes Nachdenken versunken, zurück.

Etwas blaß und aufgeregt, erschien Julie wieder.

„Nun, Julie?"

„Anfangs war sie starr vor Erstaunen über meinen Muth, dann warf sie mir den Topf, den sie gerade in den Händen hatte, vor den Füßen entzwei und sagte: „Es ist gut, ich werde gehen."

„Erstes Hinderniß beseitigt," sagte Martha. „Hast Du schon ein neues Mädchen gemiethet?"

„Allerdings, die Neue zieht aber erst in drei Wochen an."

„Gerade die rechte Zeit, um etwas in Zug zu kommen. Hast Du Küchenschürzen?"

„Die sechs Stück, die ich zur Ausstattung bekommen habe, liegen noch unangerührt da."

„Dachte ich es doch. Suche sie hervor, morgen werde ich die erste vom halben Dutzend vorbinden."

„Das muß ein Anblick für Götter sein."

„Oder ein Anblick, um einen Mann zu bekommen."

„Hast Du etwa einen im Sinn, in dessen Herz Du Dich hineinkochen möchtest?"

Martha wurde blutroth bei dieser Frage. Sie hatte in der That soeben an einen Mann gedacht, wenn auch nicht in der Absicht, sich

ihm beim ersten Wiedersehen mit der Küchenschürze präsentiren zu wollen.

„Martha, Du verbirgst mir ein Herzensgeheimniß! Habe ich das um Dich verdient?"

„Wie Du nur solch' albernes Zeug schwatzen kannst. Ich will in meinem Leben keinen Cotillon mehr tanzen, wenn ich jemals ernstlich an's Heirathen gedacht habe!"

„Das beruhigt mich."

„Beruhigt Dich, die Du mich noch vor wenigen Monaten ein unglückliches Mädchen genannt, weil ich keinen Georg aufzuweisen habe!"

„Ach liebe Martha," sagte Julie mit einem recht tiefen Seufzer. „Wenn sich die Flitterwochen recht in die Länge ziehen, so dauern sie Monate. Der Ehestand hat auch seine großen Schattenseiten, und je länger er dauert, je mehr Schatten, je weniger Licht. Brächte er uns nicht die ewig jung bleibenden Mutterfreuden — denn ach, die schönen sorglosen Mädchenjahre kommen niemals wieder!"

„Wenn nur nicht aus jungen Mädchen alte Jungfern würden!" erwiederte Martha, die ganz gegen ihre Gewohnheit plötzlich Partei für den Ehestand nahm.

Wieder blickte Julie die Schwester betroffen an, doch die Antwort, die ihr schon auf den Lippen schwebte, schnitt der heimkehrende Georg ab.

So ermüdet Martha anfangs von der Reise gewesen, so konnte sie doch lange nicht die gewohnte Ruhe auf ihrem Läger finden. Der Zufall hatte ihr einen recht ärgerlichen Streich gespielt. Sie hatte sich vorgenommen, beim Morgenkaffee ihrer Julie mit allen Ausschmückungen, die ihr so drollig standen, ihr kleines Reiseabenteuer zu erzählen, und mit welcher Schlauheit ihr Reisegefährte ihr seinen Namen bemerkbar gemacht hatte. Doch wer stand ihr dafür, daß sie bei Nennung seines Namens nicht wieder roth geworden wäre; vielleicht hätte gar Georg etwas davon bemerkt. Das hätte zu Neckereien geführt, die ihr auf die Dauer sehr unangenehm geworden wären. Daher kam sie schließlich zu dem Entschluß, so wenig wie möglich von ihrer Eisenbahnfahrt zu sprechen, die eroberte Karte aus ihrem Brieftäschchen zu nehmen und sie auf dem Boden ihres Reisekoffers unterzubringen.

Es mochte 8 Uhr sein, als Martha erwachte. „Noch etwas früh," sagte sie, sich die Augen reibend. — Im Spangenberg'schen Hause war es Sitte, sehr spät aufzustehen. Aber Martha mochte nicht länger schlafen, kleidete sich an und begab sich in das Wohnzimmer. Sie fand es leer — sie ging in die Küche; die Amme stand am Herd und kochte Kaffee.

„Wo ist die Köchin?" fragte Martha.

„Die ist schon um 7 Uhr abgezogen."

„Und meine Schwester?"

„Die gnädige Frau stehen erst um 9 Uhr auf. Sie haben befohlen, ihr den Kaffee halb neun Uhr vor's Bett zu bringen."

„Papa hat Recht, sie lebt wie eine vornehme Frau," dachte Martha und sagte dann, wieder zu der Kaffee kochenden Amme gewandt:

„Ich sehe auch meinen Schwager, den Herrn Lieutenant, nicht, schläft er auch noch?"

„Der gnädige Herr sind schon seit sechs Uhr zum Exerciren gegangen," lachte die Angeredete.

„Wer besorgt denn seinen Kaffee?"

„Da die faule Berliner Frauensperson," erwiederte die Amme voller Ingrimm, „niemals zur rechten Zeit aus den Federn zu bringen war, so hat der gnädige Herr, um der gnädigen Frau Aerger zu ersparen, seinen Morgenkaffee ganz abbestellt und trinkt ihn jetzt beim Conditor."

„Armer Georg," dachte Martha; „so würde ich meinen Mann nicht behandeln."

Sie ging darauf in das Schlafzimmer ihrer Schwester; Julie rieb sich bei ihrem Eintreten schlaftrunken die Augen. „Das ist ja herrlich!" rief sie, Martha erkennend, ihr entgegen, „nun trinken wir gemeinschaftlich den Kaffee an meinem Bette."

„Heute mag's drum sein," entgegnete Martha, „doch wenn Du Dir einbildest, daß ich mich hier in der Stube einsperren soll, bist Du in großem Irrthum. Wozu nützt Dir Dein hübsches Gärtchen am Hause, wenn Du die Morgenstunden nicht im Freien genießen willst? Der arme Georg muß seinen Kaffee beim Conditor trinken; er würde Dir die Hände dafür küssen, wenn er neben Dir in der Laube sitzen könnte."

„Das würden meine Nerven nicht lange ertragen. Viel Schlaf sei Lebensbalsam für sie, sagt unser Doctor."

„Dein Doctor ist ein Narr: Schuldenmachen ruinirt die Nerven, aber nicht Früh-

aufstehen, und Schulden muß man machen, wenn der Herr Gemahl beim Conditor, Frau Gemahlin im Bette frühstückt und die Köchin den besten Kaffee für sich behält und der Herrschaft den Nachguß gibt."

„Martha!" rief Julie, sich hoch im Bette aufrichtend.

„Ach was!" sagte diese ärgerlich, „ich bin ein eben so verwöhntes Mädchen, wie Du es warst, aber solche schlechte Wirthschaft muß selbst Dein kleiner Willy bemerken, und ich sollte nur Dein Mann sein!"

„Es ist Georg's ausdrücklicher Wunsch, daß ich so fort lebe, wie ich es von Hause aus gewohnt bin."

„Dein Georg versteht so wenig seine Verhältnisse zu durchschauen, wie Dein Doctor den Zustand Deiner Nerven beurtheilen kann. Du mußt von Grund aus curirt werden, wenn Dir geholfen werden soll."

Julie traten die Thränen in die Augen.

Martha schien eben so wenig wie ihr Schwager solchen Anblick ertragen zu können, denn jetzt saß sie auf dem Rande des Bettes, in welchem die Schwester ruhte, legte beide Arme um ihren Nacken und sagte bittend:

„Ich meine es ja so gut mit Dir. Gib mir zur Versöhnung einen Kuß, und nun will ich klingeln, damit man uns das Frühstück bringe."

„Nein, Martha," entgegnete Julie. „Laß den Kaffee in den Garten tragen, ich folge Dir in fünf Minuten. Ach! könntest Du doch immer bei mir bleiben!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Tabak.

(Schluß.)

Das Bestreben, sich in einen Zustand von angenehmer Aufregung und heiterer Stimmung zu versetzen, äußert sich bei allen Völkern der Erde, und zu diesem Zwecke haben sowohl die cultivirtesten als die rohesten Nationen mancherlei Berauschungsmittel erfunden. Von diesen unterscheidet sich das Tabakrauchen dadurch, daß es nicht eine baldige Ueberreizung, eine Abnahme und Abstumpfung der Empfindlichkeit zur Folge hat und Abneigung nach sich zieht. Der Grund davon ist die überaus langsame Wirkung des Nicotin, wie denn bekanntlich kein Raucher im Dunkeln und bei geschlossener Pfeife weiß, ob der Tabak brennt oder nicht. Die Wirkung des Nicotin ist so gering, daß der Gesichtssinn als Controle nicht entbehrt werden kann. Aus diesem Grunde wirkt auch das Rauchen unter allen Reizmitteln am wenigsten nachtheilig auf die Gesundheit. Das Nicotin ist von Posselt und Reimann zuerst 1828 dargestellt und an Thieren geprüft worden. Es macht etwa den tausendsten Theil des Gewichts der frischen Pflanze von Nicotiana tabacum aus; $^1/_4$ Tropfen tödtet ein Kaninchen, $^1/_2$—2 Tropfen einen Hund. Nach den Untersuchungen von Henri und Boutron enthält Maryland Tabak 0,528, Kuba 0,864, Virginien 1, aus dem franz. Dep. du Nord 1,128 % Nicotin in den getrockneten Blättern. Man sieht also, welche Abweichungen in dieser Hinsicht vorkommen. Die Wirkungen des Nicotins auf den Menschen spiegeln sich einmal in den Empfindungen, welche jeder erste Versuch zu rauchen hervorruft, sie sind sodann in einzelnen Fällen unsinnigen Rauchens in Folge von Wetten und in Vergiftungsfällen bei der früher häufigen medicinischen Anwendung des Tabaks im höchsten Grade hervorgetreten, endlich hat die cause célèbre Bocarmé die Kenntnisse derselben in weiten Kreisen verbreitet. Der übermäßige Gebrauch zu starken Rauchtabaks, besonders der Cigarren, wirkt schädlich auf's Nervensystem, besonders auf die Kopf- und Verdauungsnerven. Es werden die Augen gereizt und nicht selten nervöse Kopfschmerzen hervorgebracht, deren Ursache oft lange in andern Umständen gesucht, und welche bei fortdauernder Veranlassung durch Bade- u. a. Kuren vergeblich bekämpft werden. Das mäßige Rauchen dagegen ist nicht schädlich, vermehrt vielmehr bei Personen, welche eine sitzende Lebensart führen, die wurmförmige Bewegung des Darmkanals; schon Friedrich Hoffmann sagte: Herbae Nicotianae usus moderatus literatis in aëre crassiori degentibus bonum medicamentum. (Ein mäßiger Gebrauch des Nicotinkrautes ist für Literaten, die in dicker Luft leben, ein gutes Heilmittel.) Im Ganzen ist die Verdrängung der Pfeife durch die Cigarre nicht als zuträglich zu betrachten, theils weil der heiße Dampf und das beim Ver-

brennen des Tabaks erzeugte Wasser und empyreumatische Oel, welche Nicotin enthalten, unmittelbar in die Mundhöhle gelangen und weil der heiße Dampf, besonders wenn beim Cigarren-Rauchen gelesen und geschrieben wird, die Augen angreift, theils weil die Bequemlichkeit, ohne alle Vorbereitungen und Apparate und zu den geringsten Beträgen das Rauchmaterial gleich vorräthig zu finden, das Rauchen überhaupt, besonders in den ärmeren Classen, übermäßig verbreitet hat. Die volkswirthschaftlichen Nachtheile, daß bei diesen Classen verhältnißmäßig bedeutende Baarbeträge fortwährend den an sich ungenügenden Verwendungen für kräftige Nahrung und gesunde Wohnung entzogen werden, können nicht hoch genug angeschlagen werden, bedürfen aber hier keiner weitern Ausführung. Die schädlichste Wirkung auf den ganzen Organismus übt, in Verbindung mit den andern Reizmitteln des Kneipen- und Kaffeehauslebens, das lange Verweilen in einer mit dem Dampf der verschiedensten Tabaksorten geschwängerten Atmosphäre.

Denksprüche.

Ausweichen kannst du Elephanten, wehren
Dem schnellen Eber und dem Sprung des Bären,
Dem wilden Rosse, tollen Stier;
Doch nimmer der Verläumdung Klapperschlange,
Der Rachsucht schlau versteckter Tigerfange,
Des Trugs Hyäne und des Grolls Vampyr.

Knechte dienen um Lohn, Käufer handeln um Waare;
Sei im Gebet vor Gott weder ein Käufer noch Knecht.
Lege das Haupt zum Boden und sprich: Erzeige mir, Höchster,
Was dem Erbarmer gebührt, nicht was der Sünder verdient.

Jedem Menschen für sein Leben
Ist ein Maß von Kraft gegeben,
Das er nicht erweitern kann;
Aber nach den rechten Zielen
Stets die Kräfte lassen spielen
Soll und kann ein rechter Mann.

Verschiedenes.

(Der Mammuthbaum in Obercalifornien.) Diesen größten Baum der Erde entdeckten Jäger im Jahre 1850 bei den Quellen des Stanislaus- und St. Antonflusses. Es sind jetzt noch 92 Stämme vorhanden, die den sogenannten Mammuthwald bilden, eine Sehenswürdigkeit Amerikas, ebenso großartig, wie die natürliche Brücke Virginiens, die Mammuthhöhle Kentuckys und die Wasserfälle des Niagara. Der Mammuthhain steht unter dem besonderen Schutze der Regierung. Es sind dies Nadelholzbäume von meistens 300 Fuß Höhe; einer derselben, „die Mutter des Waldes", ist 363 Fuß hoch, der Durchmesser der Basis mißt 31 Fuß; der „Vater des Waldes" endlich, der in einer Höhe von 300 Fuß abgebrochen ist, hat einen unteren Durchmesser von 112 F. und muß, nach der durchschnittlichen Verdünnung der andern Bäume berechnet, eine Höhe von 450 F. gehabt haben. Die Pflanzenriesen wetteifern in der Höhe mit den höchsten Gebäuden der Erde, mit Aegyptens Pyramiden und der St. Peterskirche in Rom. Die höchste Palme erscheint daneben wie ein Zuckerrohr, die weltberühmte Ceder des Libanon wie ein bloßer Busch. Von einem an der Basis 96 F. im Durchmesser haltenden Baume kam ein 2 F. langer Abschnitt zu einer Ausstellung; ein Stück der abgelösten Rinde wurde in natürlicher Lage wieder zusammengefügt im Umfang von 75 F., und sie bildete ein geräumiges, mit Teppichen ausgelegtes, ein Pianoforte und Sitze für 40 Personen enthaltendes Zimmer. Nach den Jahresringen sind diese Mammuthbäume einige Jahrhunderte nach Christi Geburt dem Boden entsproßt. Es befinden sich bereits junge Stämmchen in den bedeutenderen europäischen Handelsgärten. Der Baum erträgt unser Klima sehr gut und wächst sehr rasch.

Räthsel.

Kraft und Leben
Wird vom Himm l mir gegeben;
Gehst du nur recht um mit mir,
Kraft und Leben geb' ich dir.

Redaction, Druck und Verlag von D. Frangbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 8. Freitag, den 19. Januar 1866.

Die
kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Vom Exerciren zurückkehrend, war Georg, daran gewöhnt, seine Frau noch im Bette zu finden, nicht wenig erstaunt, sie schon im Freien zu sehen.

Martha theilte jetzt unter heiterm Lachen ihrem Schwager mit, daß die Berliner Köchin fortgeschickt sei und sie die Absicht habe, deren Stelle zu ersetzen. Er möchte nur des Sprüchwortes: „Kein Meister fällt vom Himmel" eingedenk bleiben und die Werke ihrer Kochkunst mit nachsichtigen Augen betrachten. Es wurde noch viel über die elegante Köchin gescherzt, und man trennte sich schließlich in der heitersten Laune, ein Jeder seinen Beschäftigungen nachgehend.

Martha holte nun alle im Hause befindlichen Kochbücher herbei, eine förmliche kleine Bibliothek. Wenn sie auch sämmtlich noch so neu waren, als wenn sie eben aus dem Buchladen geholt worden, so bewies ihre große Anzahl dennoch, daß Julie die Absicht gehabt hatte, eine gute Wirthin werden zu wollen. Martha besaß ein angeborenes praktisches Talent, und obgleich sie von der edeln Kochkunst nicht mehr wie ein neugeborenes Kind verstand, so fand ihr weiblicher Scharfblick doch sehr bald ein paar Gerichte heraus, die sie auch ohne Vorkenntniß hoffte zu Stande zu bringen.

Die jungen Hühner, die sie hatte in der Küche hängen sehen, dürfen nicht umkommen, war ihr erster Gedanke gewesen, und — Hühnerbraten, wie es im Kochbuch stand, war ja kinderleicht.

Geschmückt mit einer Küchenschürze aus Julie's Ausstattung trat Martha ihr neues Amt an. Tags zuvor war Markttag gewesen, und Julie hatte zur Ankunft der Schwester tüchtig einkaufen lassen; das kam Martha außerordentlich zu Statten — das Suppenfleisch und Alles, um die daraus bereitete Suppe schmackhaft zu machen, war vorhanden, Martha brauchte nur das Kochbuch zur Hand zu nehmen.

„Nachdem die Hühner gerupft und gesengt sind, nimmt man sie aus," las Martha.

„Heiliger Gott!" rief sie, „gesengt! wie macht man das? steckt man sie in die Kohlen? fährt man mit einem heißen Plätteisen darüber? das leichteste Gericht im ganzen Kochbuche, und ich stehe da, wie eine Gans, wenn's donnert!"

„Amme!" rief sie; die Gerufene erschien.

„Wollen Sie sich ein hübsches Geschenk verdienen?"

„Warum denn das nicht?"

„So helfen Sie mir heute ein bischen, ich werde allein nicht fertig. Sie sind vom Lande, da müssen Sie doch verstehen, Hühner zu rupfen, sie zu sengen, verstehen Sie wohl, zu sengen — ungesengte Hühner liebe ich nicht — und sie dann auszunehmen, kurz, Sie müssen sie mir so zurecht machen, daß ich sie nur in die Pfanne zu legen brauche. — Wollen Sie? verstehen Sie es auch?"

„Fräuleinchen," sagte das Mädchen mit einem albernen Lachen, „die Leute schalten mich immer dumm, aber wenn ich das nicht verstände, wäre ich ja dümmer noch als eine Gans."

Martha wurde blutroth. Die Amme merkte nichts davon, nahm die Hühner vom Nagel und machte sich an die Arbeit. Nun ging's an's Feuer anmachen. Neue Verlegenheit für Martha. — Nachdem sie geblasen, bis sie

keinen Athem mehr in der Brust hatte, und ihre Haare und ihr Gesicht mit Asche bedeckt waren, wendete sich endlich die Amme phlegmatisch mit den Worten zu ihr:

„Fräuleinchen, da können Sie sich die Seele aus dem Leibe pusten und bekommen doch kein Feuer an. Das sieht ihr wieder ganz ähnlich. Die Berliner Köchin ist abgezogen, ohne kleines Holz zurückzulassen, ich werde den Paul rufen, er soll schnell Holz spalten."

„Thun Sie das und machen Sie dann gleich Feuer unter den Herd, in einer Viertelstunde komme ich wieder."

Martha eilte in ihr Zimmer und sank erschöpft auf einen Stuhl. „Die armen Dienstmädchen!" seufzte sie ein Mal über das andere, „die ihr ganzes Dasein unter solchen Beschäftigungen hinbringen müssen! Und wie ich aussehe!" Sie warf voller Entsetzen einen Blick in den Spiegel. „Und meine Hände! kaum einen Fuß in die Küche gesetzt, und schon roth! und hart wie Holz. — Julie! Julie! was habe ich Deinetwegen zu leiden!" Nach diesem kurzen Selbstgespräch schnellte Martha von ihrem Sitz in die Höhe.

„Mein Gott!" rief sie, „ich muß ja von der einfältigen Creatur lernen, wie man Hühner sengt." Und rasch rieb sie sich den Kohlenstaub vom Gesicht und kehrte in die Küche zurück, aus der Kochmaschine flatterte ein helles Feuer.

„Was die Dummheit Alles zu Stande bringt!" dachte Martha.

Die Amme legte ein Häufchen Papier auf den Herd, zündete es an und hielt eins der Hühnchen darüber.

„Was machen Sie da!" rief Martha entsetzt.

„Ich senge die Hühner," erwiederte die Amme in ihrer apathischen Ruhe.

Martha wurde blutroth. „Nein," dachte sie, „wenn das Alles zum Heirathen gehört, dann werde ich eine alte Jungfer und lasse mir mein Essen aus dem Speisehaus holen."

„Fräuleinchen, das Fleisch muß auf's Feuer, sonst wird es nicht mehr weich," erinnerte gutmüthig die Amme.

„Ach mein Gott! schon wieder etwas, man weiß ja nicht, wo man zuerst anfangen soll," dachte Martha und fügte laut hinzu: „Geben Sie geschwind den Suppentopf her." Dies Mal war Martha sicher. Sie hatte, wie man Rindfleisch kocht, auswendig gelernt. Es brauchte nur in langsamem Kochen erhalten zu werden, dann verhalf es sich schon allein zum Weichwerden.

Das Schwerste war jetzt überwunden. Martha begann ein Gespräch mit der Amme, erkundigte sich nach ihrem Kinde, wie alt es sei, fragte, ob sie sich auf das morgende Tauffest freue. Unter diesen und ähnlichen Fragen sah sie dem Rupfen, dem Sengen und Ausnehmen der Hühner zu. Jetzt wußte sie, was sie wissen wollte, und wandte sich wieder ihrem Suppentopfe zu. Ein lauter Schrei entfuhr ihren Lippen, fast wäre sie in Ohnmacht gefallen. Hoch über den Topf hinaus ragte ein großer Schmutzhaufen. Die Amme eilte herbei. Martha war leichenblaß geworden, sie brachte kein Wort über die Lippen und zeigte voller Entsetzen nach dem Topfe.

„Na, na," sagte die Amme, ohne eine Miene zu verziehen, „ich dachte, das Haus brennt." Sie nahm einen Schaumlöffel und hob damit die Schmutzhaube vom Topfe.

„So ein halbes Thier von einem Frauenzimmer muß mich beschämen," dachte Martha wieder und repetirte still für sich ihre Lection: „Nachdem das Fleisch geschäumt worden, thut man Salz, einige Mohrrüben, Sellerie, Petersilienwurzeln hinzu, deckt den Topf zu und läßt das Fleisch langsam kochen, bis es weich ist."

„Da ist ja schon wieder ein Schmutzberg!" rief Martha, ihre Augen auf den Topf werfend, abermals. Die Amme nahm auch die zweite Schaumhaube ab und blieb nun mit der Schaumkelle in der Hand vor dem Topfe stehen, bis das Wasser klar blieb.

„Ich habe seit einer Stunde viel gelitten, aber auch viel gelernt," sprach Martha für sich und begann eine neue Unterhaltung mit ihrer Lehrmeisterin:

„Amme, Sie verstehen wohl ordentlich etwas von der Küche?"

„Nicht viel," entgegnete diese. „Aber ich möchte später gern in die Küche gehen, und da habe ich unserm Hausdrachen so mancherlei abgesehen. Zu kochen verstand die Berlin'sche, das mußte ihr der Neid lassen. Aber sind die Berliner Köchinnen eine Bande! die gnädige Frau durfte sich nur in der Küche sehen lassen, so ging auch das Raisonniren los. Bei mir soll es das Fräuleinchen schon besser haben,

ich vergesse nie, was einem Dienstboten zukommt."

„Schön, schön," sagte Martha, leichter athmend, „kleine Dienstleistungen kann ich nicht entbehren. Können Sie aber von dem Kinde abkommen?"

„Wäre die Milch, welche die Herrschaft trinken muß, so gut wie die meinige, da könnten sie lachen. Unser Kleiner schläft fast den ganzen Tag. Jetzt werde ich Ihnen das Wurzelwerk zurecht machen, es in den Topf thun, dann kann ich ein Stündchen abkommen, da beruhige ich unsern Kleinen, und dann komme ich wieder."

„Die Person ist nicht so dumm, wie sie aussieht, ich fange an, Respect vor ihr zu bekommen," dachte Martha und machte sich daran, das Schwemmklöße-Recept auswendig zu lernen. Aber erst mußte die Amme fort sein, ehe sie sich an die Arbeit machen konnte; sie hatte eine neue Klippe zu überwinden: das Weiße der Eier vom Gelben zu trennen. Vier Eier waren ihr bereits durch die Finger geglitscht, als ihr endlich das Kunststück gelang und sie schließlich auch den Kloßteich zu Stande brachte. (Fortsetzung folgt.)

Schön und falsch.

„Souvent femme varie,
Bien fou qui s'y fie"

schrieb Franz I. eines Tages, als er eine gewisse Erfahrung gemacht, auf die dadurch berühmt gewordene Fensterscheibe. Die geliebte Frau, die ihm diesen Herzenserguß abgepreßt, hat im schönen Frankreich, wie auch anderwärts, viele Nachfolgerinnen gefunden; einer der neuesten begegnen wir in Julien, einer jungen Pariserin, welcher es gelungen ist, nicht allein die eigene Schwester, sondern auch den Onkel und Bräutigam zu betrügen.

Dieser Onkel hauste in Santiago in Chili, wo er einem möblirten Hotel vorstand; das Unglück wollte, daß er seine in Geschäften sehr gewürfelte Frau durch den Tod verlor, und der Wittwerstand bedrohte ihn mit baldigem Ruin.

Kaum vierzigjährig und wohlgebildet, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, eine der reizenden schwarzäugigen Chilesinnen zur Frau zu bekommen, von denen trotz dem gräßlichen Kirchenbrand noch genug übrig geblieben sind, um allerlei Glückliche zu machen; allein im empfindlichen Punkt des Geschäfts flößten diese graziösen, dem dolce far niente huldigenden Geschöpfe dem praktischen Franzosen nicht das mindeste Vertrauen ein. Er entschloß sich daher als Mann, dem das Geschäft mehr Vergnügen als das Vergnügen Geschäft war, recapitulirte seine Erinnerungen und schrieb alsdann einen zärtlichen Brief an seine Nichte Blanche zu Paris, indem er ihr gleichzeitig Hand, Herz und Hotel antrug.

Allein der tückische Zufall spielte den Brief der älteren Schwester, der 27jährigen Brünette Julie, in die Hände. Brünette Damen sind in der Regel kurz resolvirt und Julie machte hiervon nicht die leiseste Ausnahme. Indiscret genug unterschlug die heirathslustige Jungfrau den Brief; vortrefflich als Nichte, aber sehr zweifelhaft als Schwester, beeilte sie sich in eigenem Namen umgehend zu antworten: Blanche sei für den gewünschten Zweck noch zu jung und zu flatterhaft, habe überdies eine andere Neigung, während die Schreiberin noch frei und beständigen Herzens sei, auch sich schmeichle, allen billigen Ansprüchen gerecht werden zu können. Mit andern Worten: ehe man sich an Rahel wendet, muß man billiger Weise Lea begrüßen. Beigelegt war eine Potographie: eine kleine, volle und doch zierliche Gestalt mit dunklen Augen und krausem Haar und pikanter Miene. Man sieht, die Partie war durchaus nicht so übel.

So dachte auch der betrübte Onkel Wittwer, als die Sendung glücklich über's Meer kam: wo waren meine Erinnerungen, Julien über Blanche zu vergessen! Sie paßt mir besser im Alter, wenn sie mir nur nicht zu gescheidt ist! Aber sie versichert mich ja ihrer Beständigkeit, warum ihr mißtrauen?

Der Aermste vergaß freilich den alten Spruch:

„Wer eines Weibes Wort vertraut,
Der hat auf Luft und Sand gebaut."

Noch am nämlichen Tage sandte er seiner Zukünftigen 5000 Franken zur Anschaffung des Trousseau's und Bestreitung der Reisekosten, empfahl möglichste Eile und schrieb überhaupt wie die Verliebten.

Als die gewandte Nichte gehörig ausstaffirt war, schiffte sie sich in Havre auf einem statt-

lichen Kauffahrer ein, während H. Lenoir, der Onkel, ungeduldig Wochen und Tage zählte.

Unglücklicher Weise trafen drei Umstände zusammen, ein allgemeiner und zwei besondere: der Anblick des Oceans macht ganz eigenthümliche Gedanken; der Capitän war sehr galant und die Reise sehr lang.

Als das Schiff vor Valparaiso in Sicht war, durchflog H. Lenoir, durch seinen Agenten telegraphisch benachrichtigt, wie ein Pfeil die zwölf Meilen, die ihn von dem Gegenstand seiner Sehnsucht trennten; und als er am Strande mit offenen Armen der Pariserin entgegeneilte, stellte ihm diese mit flüchtigem Erröthen den Capitän als — ihren Bräutigam vor.

Die Mystifikation war selbst für ein vierzigjähriges Herz, das nicht aus Schwaben stammte, stark genug; allein wofür ist man Onkel? Ist dieser Verwandtschaftsgrad nicht per se eine Bestimmung zum Opferlamm? Aber die nette Person, sagte das Herz, und die sichere, entschiedene Haltung, fügte der Kopf bei; welcher Verlust für das Geschäft, welch' eine dame de comptoir wäre das geworden! Sie hat wenigstens bewiesen, daß sie wechselfähig ist, also ganz für's Geschäft gemacht! — Indessen der Onkel überwog in dem Menschen und, nach Erringung der nöthigen Fassung, bot H. Lenoir der Nichte den Arm, um sie nach dem Hotel und später für einen Andern an den Altar zu führen.

Aber die 5000 Francs!

Es sind seitdem 8 Monate verflossen; H. Lenoir, in dem der Geschäftsmann wieder erwacht ist, fordert sie heute zurück, und zwar in Paris, wo er das junge Paar wiedergefunden hat und wohin er dies Mal gekommen ist, um sich in Wirklichkeit eine Frau zu holen, und zwar nicht wieder eine Frau drei Monate dato, sondern eine auf Sicht, damit es ihm nicht wieder ebenso ergehe.

Auf seine Reclamation erwidert die untreue Julie, die ihren Code zu kennen scheint:

„Ich stehe in der Gewalt meines Mannes, ich habe keine freie Verfügung."

Der Capitän aber sagt:

„Die Schuld war vor der Ehe entstanden, kann also der Gütergemeinschaft nicht zur Last fallen."

Worauf der arme Onkel erwidert: „Eure Gütergemeinschaft! Aber sie besteht ja bloß aus gestohlenem Gut! Und gerade Sie, mein Herr Neffe gegen meinen Willen, gerade Sie haben von der Reise profitirt, die ich bezahlt habe."

Der Proceß ist denn auch noch im Gang, und mag der rechtskundige Leser sich ein Urtheil über dessen Ausgang bilden.

Einstweilen aber kann man die folgende doppelte Moral aus dieser wahrhaften kleinen Geschichte ziehen:

1) Zwischen dem Kelch und den Lippen liegt manch Mal der Ocean.

2) Die Frauen sind doppelt veränderlich, wenn sie auf der See sind.

„O Weib, wie gleichst du der glatten See!
Ihr beide so schön als falsch — o weh!"

Gemeinnütziges.

Bildhauer Knaur und Prof. Knop in Leipzig haben folgendes Verfahren der Behandlung von Gypsabgüssen (Büsten, Statuen ꝛc.) veröffentlicht, durch welches dieselben hart und zum Abwaschen geeignet werden sollen: Man schüttet ein Quantum geronnener vollkommen rahmfreier Milch in ein Gefäß, setzt dann unter Rühren mit einem Pinsel in Wasser gelöstes Aetzkali zu, bis aller Käsestoff gelöst ist und die Flüssigkeit fleckenlos erscheint, und versetzt dieselbe noch nach Augenmaß mit ungefähr einem Viertel einer Kaliwasserglaslösung von Syrupconsistenz. Zum Auftragen der Mischung auf den Gypsabguß bedient man sich eines sorgfältig ausgewaschenen Borstenpinsels. Jeden Anstrich läßt man einen oder mehrere Tage trocknen, man fährt damit so lange fort, als die Flüssigkeit noch eindringt. Zu jedem Anstriche muß aber die Mischung frisch bereitet werden. Zuweilen zeigt sich schließlich eine gelbliche Färbung des Gypses, diese läßt sich durch Abwaschen mit Kalkwasser beseitigen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 7:
Weinstock

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 9. Sonntag, den 21. Januar 1866.

Die Trichine.

(Aus der Pfälzer Ztg.)

„So ūwelbran war ich noch nie
Wie ewe mit dem Koche;
Mer hān e Sau, e Prachtstückvieh,
Die vorig Woch gestoche.
Den zarte Speck! des weiße Schmalz!
Die schöne, gute Schinke!
Wie duhn die Lappe aus'm Salz
So appetitlich winke!
Nix! — wann ich jetzt am Disch als kreisch
Un mach die trübschte Miene —
Mei Alter ißt ke Schweinefleisch
Vun wege de Trichine.
Die zarte Rüwe in der Kaut
Die wollt' ich schun verschmerze,
Doch ach! mei Bütt voll Sauerkraut
Die geht mer schwer zu Herze;
Ich muß dezu — ich duh's sunscht nie —
Jetz als en Häring brote;
Du lumpiges Trichinevieh!
Ich weeß mer net zu rothe.
Wie kammer wege so're Sach
Nor gar so lang sich wehre?
Nu wart — ich weeß jetzt, was ich mach —
Ich will Dich schun bekehre!"

So schilt die Frau un räsonnirt,
Dann holt se was im Keller;
Jetzt werd gekocht, versucht, transchirt
Un hergericht die Deller.
Gleich nochher kummen vun der Jagd
Ihr Alter un e Junger,
Die hān sich heut recht müh gemacht
Un hān en Bärehunger.

„„Geh, liewi Fra, un hol' uns was,
Mer hān noch nix im Mage,
Vun fräh bis Owends isch ke Spaß,
Ich kann der's gar nit sage!""

„Na, sāgt se, 's werd was üwrig sein,
Ich will im Keller gucke!"
Sie bringt e kalt Stück Rindfleisch rein
Ganz faserig un trucke;
Dann bringt se noch in aller Ruh
En Käs un harte Eier,
En Häring legt se noch dezu;
(Forelle sin zu deuer.)

„Ihr Herre, sāgt se, Alles das
Isch ganz alleen for Ihne,
So Sache schaden Niemand was,
Sie hān jo ke Trichine.
An denne Speise kammer sich
Noch Herzenslust erlawe;
Ich awer hab nochher for mich
Was annerscht noch im Hawe!"

Un wie der Mann am Häring kaut,
Do hot se's rein getrage:
Hui! Schweineknöchel, Sauerkraut! —
Die dampe un die raache.
Jetzt riecht der Mann un runzt die Nas
Un guckt als scheel enüwer,
Uf emol stellt er weg sei Glas
Un sāgt: „„Jetzt Fra, erüwer!
Des Dings isch besser, uf mei Ehr!
Als Käs un Fisch un Böchel,
Trichine hin, Trichine her,
Ich eß mei Schweineknöchel!""

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Kurz vor dem Anrichten kehrte Julie nach Hause zurück. Sie hatte auf den morgenden Tag eine Kochfrau bestellt, ihr den Küchenzettel übergeben — das verstand sie meister-

haft — und ihr aufgetragen, die nöthigen Einkäufe zu besorgen.

Das kleine Mittagsmahl wurde als ein gelungenes Werk gepriesen: Julie staunte die Schwester an. Martha hatte sich in ihrem ganzen Leben noch nicht so erschöpft gefühlt wie heute. Julie schob es auf die Anstrengung der Reise. Martha lernte eine neue Schattenseite des Kochens kennen — sie war satt bis zur Uebelkeit, konnte kaum einen Bissen von den Früchten ihrer sauern Arbeit über die Lippen bringen — und hatte doch seit dem ersten Frühstück nichts gegessen.

Der nächste Tag war ein sehr bewegter im Wurm'schen Hause, der kleine Sprößling sollte die christliche Taufe empfangen. Die vertrautesten Freunde des Hauses waren zum Diner eingeladen.

Besser konnte es Martha nicht geboten werden, sie konnte da viel, sehr viel lernen, ohne Gefahr zu laufen, sich zu blamiren. Der Frau Witte gegenüber gab sie sich als ein in der Kochkunst ganz unwissendes Residenzmädchen, das aber, da die Köchin Knall und Fall fortgeschickt sei, bereit zu kleinen Dienstleistungen wäre. Schon um 5 Uhr war Martha aus den Federn und wich nun unter einer Menge drolliger Erzählungen aus der Residenz und von Berliner Dienstboten der Frau Witte nicht von der Seite, die sich immer halb todt lachen wollte und mehr auf Martha's Worte hörte, als daß sie auf die verschiedenen Speisen achtete, die wie Werke der Zauberei unter ihren Händen entstanden.

„Nun habe ich auf Einmal die Auflösung des ganzen Kochräthsels," dachte Martha, als sie, um sich anzukleiden, in ihr Zimmer zurückkehrte. „Die Auflösung heißt Uebung. Aber wie, wo Uebung erlangen, wenn die Gelegenheit dazu fehlt?" Diese wichtige Lebensfrage gab Martha nicht allein jetzt, sondern auch in Zukunft zu denken.

Das Tauffest war in heiterster Weise vorüber gegangen, und Martha hegte von Tage zu Tage weniger Besorgniß, ihr Küchenregiment bis zum Anziehen der neuen Köchin durchzuführen. Einige Kunstgriffe hatte sie der Frau Witte abgesehen, die Amme war zu allen Dienstleistungen willig und zu dumm, um sich nicht leicht ein X für ein U machen zu lassen, und in der Sprachweise der Kochbücher orientirte sie sich auch von Tage zu Tage mehr. Aber noch eine andere Sorge beschlich ihr Herz. Mit der Aufführung ihres Schwagers war sie eben so wenig zufrieden, als mit der ihrer Schwester. Er trug seine Frau auf den Händen; sie lebten noch immer wie die Turteltauben mit einander, aber er war nach ihrer Ansicht zu oft und zu lange außer dem Hause; und Martha wußte von den Reisen, die sie mit ihrem Vater gemacht, daß die Männer an keinem Haus, wo es für Geld Etwas zu essen und zu trinken gibt, vorübergehen können, ohne einzukehren.

„Wie kann das ein Lieutenant auf die Länge der Zeit durchführen?" sprach sie leise vor sich hin. „Wenn auch er wie seine Frau heimlich Schulden macht?" Ihre Stirn wurde förmlich feucht vor Angst und Besorgniß.

„Mein Gott, was habe ich gethan! Nicht allein sie, auch ihn soll ich curiren!"

„Lieber Georg," fragte sie ihn eines Tages, „schmeckt Ihnen denn der Kaffee so viel besser beim Conditor, als im eigenen Hause?"

„Das nicht," entgegnete er leichthin, „er schmeckt mir nur besser in Gesellschaft, und beim Conditor finde ich meine Kameraden."

Martha streifte mit einem Seitenblicke die Schwester. — Julie verzog keine Miene und nahm unbefangen Theil an dem Gespräche, aber sie fiel beinahe vor Lachen vom Stuhle, als Martha jetzt fragte:

„Georg, würden Sie denn den von meiner Hand bereiteten Kaffee dem Conditorkaffee vorziehen?"

Georg blieb ihr die Antwort schuldig. Er glaubte, seine Damen wollten sich einen Spaß mit ihm machen. Als aber Martha noch immer auf die Antwort zu warten schien, erwiederte er:

„Sie vergessen, liebe Martha, daß ich schon halb sieben Uhr auf dem Exercierplatz sein muß."

„Wollen Sie mir das Glück Ihrer Gesellschaft schenken, so sollen Sie mich punkt sechs Uhr in der Laube vor der dampfenden Kaffeemaschine finden."

„Einziger Georg, thue mir den Gefallen und halte sie beim Wort," rief Julie.

Martha reichte dem Schwager über den Tisch hinweg die Hand, die dieser ergriff und küßte, indem er unbefangen hinzusetzte:

„Geschähe es auch nur für ein einziges Mal, damit ich erfahre, wie einem Hausvater zu Muthe sei, im Kreise seiner Familie zu frühstücken."

„Armer Georg," sagte Julie. „Heirathe ja keinen Soldaten, Martha. Die unglücklichen Offizierfrauen haben niemals ihre Männer, wenn sie diese am liebsten in ihrer Nähe sehen möchten. Georg kann doch wenigstens mit seinen Kameraden frühstücken. Aber ich muß meinen Kaffee ganz allein hinunterwürgen, und dabei gewöhne ich mir das lange Schlafen immer mehr an, weil es sich immer noch besser im Bett, als an einem einsamen Tisch frühstücken läßt."

Martha öffnete schon die Lippen zu einer Erwiederung, aber sie unterdrückte sie und schwieg.

Am andern Morgen saßen um sechs Uhr Georg und Martha unter heiterm Geplauder in der Laube des kleinen Gartens. Als Paul erschien, sich in militärischer Haltung vor seinen Herrn stellte und sagte:

„Wir müssen aufsitzen, Herr Lieutenant, es ist die höchste Zeit —" da sprang Georg von seinem Sitze auf, und der Schwägerin eine Kußhand zuwerfend, rief er zurück: „Ich schicke Sie kleine Sünderin in Arrest, wenn der Major mich in Strafe nimmt." Er schwang sich auf sein Pferd und jagte im Carrière davon.

„Julie! Julie!" drang endlich zwischen ihren Lippen hervor. „Was könntest Du aus Deinem Manne machen, wenn Du Dich darauf verständest. Ob wohl die Civilisten auch so leicht wie das Militär zu ziehen sind?" setzte sie kaum hörbar hinzu und kehrte in das Haus zurück. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Endlich sind die Hindernisse beseitigt, welche sich dem Erscheinen des bereits seit Monaten mit lebhaftester Spannung erwarteten neuesten Werkes Ernst Pitawalls entgegengestellt, und nun endlich eingetroffen in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Amerika's, insbesondere auch in der hiesigen, Lief. 1 und 2 von:

Maria Stuart.

Wieder ist es ein Stück Geschichte, welches Ernst Pitawall in farbenprächtigen Bildern vor uns entrollt, und noch nie traf seine Wahl so mannigfaltige und reiche Contraste, wie hier, wo aus der Blutwolke, welche Heinrich VIII. von England, die Kerker der Inquisition, die Scheiterhaufen der Ketzergerichte in Frankreich, England und Schottland umgibt, eine Erscheinung emportaucht, die mit dem Zauber ihres Lächelns jene düsteren Bilder verscheucht, es ist die in allen Reizen ihrer Jugend prangende Königin von Schottland, Maria Stuart. — Im glänzenden Gewande eines fesselnden Romanes schildert Ernst Pitawall das herrliche Weib, wie es gelebt und geliebt, wie es gelitten im Kerker, wie ihr schönes Haupt, getrennt vom Rumpfe durch das Schwert des Henkers, herniederrollt vom Blutgerüst zu Fotheringhay. — Nie ward ein Weib geliebt, wie Maria; nie war aber auch eine Königin empfänglicher für die süße Lust heimlicher Liebe; nie hat ein Weib schwerer für die Verirrungen des Herzens gebüßt, als sie. — Schon an ihre Wiege trat die Verleumdung, diese finstere Göttin verfolgte sie im Leben und lagerte sich selbst auf ihr Grab. — In dem Augenblick, wo die Trauerfahne des Tower verkündet, daß Anna Boleyn, die Mutter jener Elisabeth, welche Maria Stuart in Neid und Haß verfolgte, hingerichtet wird, beginnt die Entwicklung unseres Dramas. — Am französischen Hofe unter den Maitressen des Königs schimmert uns zuerst Maria's liebliches Bild entgegen, die feine Grazie ihrer jungfräulichen Schönheit schleicht sich in unsere Herzen schmeichelnd ein; gezeitigt von der milden Sonne Frankreichs entwickeln sich die Formen ihres Körpers und — Alle blendend durch die Fülle ihrer Reize schlingt sie ins duftige Haar das Diadem von Schottland. — Das treue Herz des edlen Castelard verschmäht sie stolz, die königliche Hand reicht sie dem wilden Darnley. — Kaum verklungen sind die Glocken, die des Festes Glanz verkündet, und schon tritt ein bleicher Mörder an den Thron der jungen Fürstin. — Der Sänger Rizzio blutet zu ihren Füßen, und Bothwell, der ihn rächt, fällt dem Verhängniß zum Opfer. — Für Maria Stuart aber öffnen sich die Kerkerpforten von Lochleven, und hier fängt sich in ihren Liebesnetzen das feurige Herz des jungen Douglas. — Er

flieht mit ihr, sie athmet wieder frei, es schützen sie die Degen junger Cavaliere. Doch ihres Zaubers Allgewalt lockt immer neue Opfer ins Verderben; es ist so süß, für sie zu bluten, und so verführerisch, sich ihr zu weih'n. „Maria's Liebe oder den Tod!“ so rufen Surrey, Babington und Douglas. — Doch aller Ritter ritterlicher Muth errettet sie nicht aus den Schlingen der Rivalin. Die Eifersucht Elisabeth's verlangt nach ihrem Blut, weil auch ihr Liebling, Leicester, ihr erlegen. — Alle Leidenschaften in finsterer Schöne, in wilder Gluth und sinnberauschendem Duft durchfluthen diesen Kampf zwischen dem schönen und dem stolzen Weibe in einer Schilderung, die uns in athemloser Spannung erhält, bis wir mit Thränen in den Augen jenen Block zu Fotheringhay schauen, den Maria Stuart's Blut benetzt. — — In großen und herrlichen Zügen entwirft Ernst Pitawall seine Gemälde. Wie duftet die Liebe, wie raucht das Blut! Hier die Umarmung der Liebenden, dort der Streich des Henkers; hier üppiges, lüsternes Gekose, dort Trompetengeschmetter der Schlacht; hier das Wimmern der Gefolterten in den weiten Kerkern der Inquisition, dort die üppige Sirene auf schwellendem Polster gelagert, abwehrend die wilde Umarmung des kecken, verlangenden Pagen, — das ist ein Reichthum und eine Ueppigkeit der Farben einer lüsternen und doch prächtigen Phantasie — man genießt, man schwelgt, die Geschichte wird lebendig und nur so kann man sie verstehn! — Zu Lieferung 10 gehört das Gemälde: „Maria Stuart bei der Nachttoilette überrascht durch Castelard“, zur Schlußlieferung das Gemälde: „Maria Stuart's glänzende Vermählungsfeier mit dem wilden König Heinrich Darnley.“ Jede Prämie à 28 kr. Alle 8 Tage erscheint 1 Lief. Das Ganze umfaßt ca. 20 Lief. Preis jeder Lief. 14 kr. von

E. Pitawall

Lieferung 1 und 2 von „Maria Stuart“ erhält ein Jeder von der Buchhandlung seines Orts auf Wunsch zur Einsicht geliefert; auch liegen Lieferung 1 und 2 in allen Buchhandlungen für einen Jeden bequem zur Ansicht aus.

Verschiedenes.

Ein Polizeiwachtmeister in Fritzlar, welcher einen Händler in Verdacht unerlaubten Gewerbebetriebes hatte, fragte bei demselben, um ihn auf frischer That zu ertappen, nach Citronen. Als er sie empfangen, verlangte er den Gewerbeschein. „Im Scheine steht nichts von Citronen!“ sagte er streng. — „Citronen gehören zu den Südfrüchten, und die stehen im Schein,“ entgegnete der Händler. — „Wollen Sie mich zum Narren halten?“ ruft jener voll Würde. „Citronen werden nicht gesotten!“ — Als der Händler ihm klar machte, daß nicht Sied-, sondern Südfrüchte gemeint seien, ließ er ihn „für dies Mal“ ziehen.

Ein komischer Unfall fand vor ein paar Tagen in Berlin auf der Königsbrücke statt. Einer Dame wurde ihr Chignon durch einen Windstoß entführt. Ein Herr, der sich gefällig zeigen wollte, stürzte ihm nach, hierbei entfiel ihm sein Hut und o Mißgeschick! — seine Perrücke folgte dem Chignon, und beide schwammen alsbald lustig neben einander her, leicht getragen von den Wellen des Königsgrabens.

Tischgebet.

Wir beten um unser tägliches Brod,
Und was noch sonst dem Hause Noth.
Das mag nun ganz bescheiden klingen
Und wär' so schwer nicht einzubringen.
Doch sagt man Einem bei solchem Gebet,
Was er unter täglichem Brod versteht,
So erfährt man oft zum größten Erstaunen:
Er meint damit Trüffeln und Kapaunen,
Pasteten, Champagner und wilde Enten,
Und wenig Arbeit und fette Renten.

Logogryph.

Mit St braucht man's zum Häuserbauen,
Mit Sch kannst du's am Lichte schauen,
Mit W gibt es dem Greise Jugendkraft,
Mit M und D es viele Zwietracht schafft,
Mit B brauchst du's zum Gehen und Stehen,
Mit L ist's auf dem Feld zu sehen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 10. Mittwoch, den 24. Januar 1866.

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Acht Tage befand sich Martha bereits im Hause der Schwester, als eines Mittags der Schwager die Bemerkung machte, daß Martha's Hände entsetzlich gelitten hätten.

„Die Folgen der schweren Arbeit," gab das junge Mädchen zur Antwort.

„Das duldest Du, Julie?" fragte sie ihr Mann im Tone des Vorwurfs.

„Auf Martha's Veranlassung wurde die Köchin vor Ablauf ihrer Dienstzeit fortgeschickt. Mag sie nun auch die Strafe für ihre Uebereilung leiden. Ihr würdet bald Alle davon laufen, wenn ich für euch kochen wollte."

„In vierzehn Tagen ist die Plage überstanden," sagte Martha, die bereits anfing, sich recht herzlich nach einer andern Hausordnung zu sehnen.

„Wollen Sie mir, liebe Martha, das Versprechen geben, mir einige Morgenstunden Schlaf zu opfern und fernerhin die Bereiterin meines Kaffees zu bleiben, dann nehme ich Ihnen dafür die Küchensorgen ab."

„Sie? Du? riefen wie aus Einem Munde die Schwestern.

„Ich, ich," entgegnete Georg. „Ich übernehme auf 14 Tage die Sorge für unser Diner. Das Wetter bleibt dem Anschein nach beständig. Wir fahren jeden Mittag in den Wald und speisen vor oder im Försterhause. Der Major äußerte schon neulich den Wunsch gegen mich, uns in dieser Weise öfter mit unsern Familien zu vereinigen. Andere werden sich anschließen, und ich verspreche mir heitere Stunden von solchen harmlosen Zusammenkünften." Weiter konnte Georg nicht sprechen, denn Julie erstickte jetzt mit ihren Küssen seine Stimme.

„Herzensmann!" rief sie, „dachtest Du dabei an das erste Mittagessen unsers ehelichen Lebens?"

„Und an den Hundefraß!" rief Martha dazwischen. „Da würde ich mir denn doch erlauben —"

„Beim Kaffeekochen zu bleiben und die Einladung, mein Gast zu werden, anzunehmen!" fiel ihr Georg ins Wort und ergriff dabei ihre Hände, die er küßte und herzlich schüttelte.

Tags darauf hielt um die Mittagszeit der kleine Jagdwagen vor der Thür. Georg fuhr selbst, und fort ging es dem grünen Walde zu.

Das Waldvergnügen wiederholte sich nun täglich, und von Tage zu Tage gab Martha ihrer Schwester mehr Recht, daß das einzige wahre Glück auf Erden nur in der Ehe zu finden sei. Was ging dem glücklichen Wurm'schen Paare jetzt noch ab? Die Schulden waren bezahlt, und als der Geheimrath wie allmonatlich Julie's Zinsen geschickt, hatte er zwanzig Thaler Kostgeld für Martha beigelegt, als monatlichen Zuschuß für die Dauer ihres Aufenthaltes bei der Schwester. Martha hatte außerdem nicht über's Herz bringen können, ihrer Julie länger noch zu verschweigen, daß sie für unvermeidliche neue Schulden noch 200 Thaler in Kasse habe. — Die neue Köchin war auch gut eingeschlagen, und bei Erwähnung ihrer äußerte Julie:

„Hätte ich jemals geglaubt, daß mir meine größte Feindin auf Erden noch einen Dienst erweisen würde." Das Mädchen hatte bei der Frau Advocatin gedient, die Julie schon so vielfach geärgert hatte. Jene Dame gehörte zu den Musterfrauen, denn sie besaß nicht allein Alles, was das Herz einer Frau

sich wünschen konnte, sie verstand auch Alles, was Frauenhände zu leisten vermögen. Ein Dienstmädchen aus der Schule der Frau Rechtsanwaltin wurde unter den Hausfrauen ein Treffer genannt, und wie er der Frau von Wurm zufallen konnte, hatte seinen besondern Haken, war ein Geheimniß, das nicht unter die Leute kam, weil es die größte Musterwirthschaft im ganzen Städtchen arg compromittirt haben würde. Das Mädchen stahl wie eine Elster, und zwar mit einer Schlauheit, die ein ganzes Jahr lang die Frau Rechtsanwaltin hinter's Licht geführt hatte. Für jetzt kochte nun die neue Marie vortrefflich, und so fehlte Nichts zum Glücke der Wurm'schen Familie.

Eines Morgens waren soeben die letzten Töne eines Duetts, welches das Schwesterpaar gesungen, verhallt, als die Amme des kleinen Willy in's Zimmer trat, mit dem Bemerken, ein fremder Herr habe ihr die Karte gegeben, welche Julie ihr aus der Hand nahm und dann kopfschüttelnd sagte:

„Das muß ein Irrthum sein, ich kenne den Herrn nicht, sage ihm —"

In diesem Augenblick legte Martha ihre Hand auf den Mund der Schwester und flüsterte in ihr Ohr:

„Der Besuch gilt mir."

Julie blickte verwundert zu der Schwester auf. Martha war bleich geworden, ihr Blick ruhte unverwandt auf der Karte, und ihre Hand zitterte, als sie diese danach ausstreckte.

„Martha, um Gottes willen, was bedeutet das?"

„Still, still, nachher," bat diese.

„Kennst Du ihn schon lange?"

„Erst auf der Reise zu Dir habe ich ihn kennen gelernt."

Ein langgedehntes „Ah!" war die Antwort, und nachdem die Amme auf einen Wink ihrer Herrin, daß der Besuch willkommen sein würde, das Zimmer wieder verlassen hatte, sagte sie zu Martha gewendet:

„Darum Deine Gleichgültigkeit gegen die schönen Augen unsers Rittmeisters! Darum vielleicht auch Dein Koch-Paroxismus!"

„Julie, Du bist unausstehlich."

„Ich verspreche Dir, Dein Assessor soll Deiner Meinung nicht sein."

Die Thür öffnete sich auf's Neue. — Niemand hätte dem Schwesterpaar das Gespräch, das Beide so eben noch geführt, angemerkt. Unter den Gesetzen der Convenienz erzogen, würden sie, selbst in den kritischsten Lagen des Lebens, sich keinen Verstoß gegen die gesellschaftlichen Sitten zu Schulden kommen lassen.

Julie ging dem Eintretenden mit der Unbefangenheit, als begrüße sie einen Bekannten, einige Schritte entgegen.

„Obgleich ich zum ersten Male das Glück habe, Sie bei mir zu sehen, so begrüße ich doch keinen völlig Unbekannten. Sie waren, Herr Assessor, bereits durch mein Schwesterchen bei mir eingeführt," redete Julie in ihrer anmuthigen Sprechweise den Eintretenden an. Doch zum ersten Male in ihrem Leben drohte ihre Weltroutine sie verlassen zu wollen, als Sello — denn kein Anderer als Martha's Reisegefährte war es — um eine Antwort verlegen, bald sie, bald ihre Schwester verwundert anstarrte.

„Will man mit Nennung seines Namens eine Ueberraschung hervorbringen, so läßt man nicht seine Visitenkarte auf dem Sitz, den man soeben verlassen hat, liegen," lachte Martha.

„Nie hätte ich anzunehmen gewagt, daß Sie gnädigst meine Absicht errathen würden," erwiederte Sello leicht erröthend und sich verneigend.

Sello war ein gewandter Erzähler, bald war die Unterhaltung eine anregende und lebendige geworden; und beide Damen hatten bereits erfahren, daß Sello beabsichtigte, in dem nahe gelegenen Seebade Mohlen eine Kur zu gebrauchen, als auch Georg sich zu ihnen gesellte.

Julie nahm einen günstigen Moment wahr, ihren Mann in den Arm zu kneifen und ihm ein paar Worte in's Ohr zu flüstern. Er nickte nur und wandte sich zu Sello.

„Ganz unbekannt hier, wie Sie sagen, würden Sie es vielleicht nicht verschmähen, mit einer frugalen Küche vorlieb zu nehmen und einen Teller Suppe mit uns zu essen?"

Georg wartete die Antwort nicht ab und nahm seinem Gast den Hut aus der Hand, den ihm dieser auch ohne Zögern überließ.

Das heitere Mahl war beendet, der kleine Jagdwagen hielt vor der Thür, in welchen jetzt vier glückliche Menschen stiegen. Es ging etwas knapp her, allein Sello und Georg

zwängten sich auf dem schmalen Vordersitze ein, und fort ging es in den grünen Wald.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kampf zwischen zwei Löwen.

Von einem engl. Officier erzählt.

Geschäfte führten mich nach Lucknow. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an unsern dortigen Ministerpräsidenten, der mich mit großer Herzlichkeit aufnahm.

„Möchten Sie nicht gerne die Merkwürdigkeiten des Platzes ansehen?“ fragte er im Laufe des Gesprächs.

„Es würde mir sehr viel Vergnügen machen,“ antwortete ich.

„Dann müssen Sie unter Andern auch den Palast besuchen, sich dem König von Oude vorstellen und die Erlaubniß von ihm erlangen, seine Menagerie zu besichtigen. Wenn Sie das Glück haben, Seiner Majestät zu gefallen, so läßt er Ihnen vielleicht ein Thiergefecht vorführen.“

„Nichts würde mir erwünschter sein, Ihre Excellenz.“

„Ich will für Sie thun, was ich kann, Major, aber Vieles wird von Ihnen selbst abhängen, denn obschon ich das Recht habe, Sie bei Hofe vorzustellen, so liegt doch das Uebrige ganz in der Willkür des Königs. Zuvörderst muß ich Ihnen sagen, daß ich kein besonderer Günstling von Sr. Majestät bin. Er fürchtet mich mehr, als er mich liebt. Er erblickt in mir natürlicher Weise einen Zügel seiner Gewalt. Er regiert seine Unterthanen, und ich regiere gewissermaßen ihn. Er kann nicht thun, was er will, weil er sich den englischen Vorschriften fügen muß, mit deren Handhabung ich beauftragt bin. Sie können sich deßhalb wohl denken, daß ihm meine Beaufsichtigung lästig und verhaßt ist. Er gibt sich indeß das Ansehen, als ob er die Engländer liebe, und wirklich sind die ersten Bediensteten an seinem Hofe Engländer. Er ist ungemein excentrisch und eben so warm in seiner Zuneigung, als heftig und unversöhnlich in seinem Hasse. Ihre Aufnahme wird ganz von seiner Laune abhängen.“

Er machte mich dann mit der indischen Hofetiquette bekannt und setzte einen Tag für meine Vorstellung fest. Unter Andern mußte ich dem König ein Geschenk in Gold machen, das in 5 bis 10 Mohurs zu bestehen hatte, was indeß nur eine Formsache war. Diese Goldmünzen sollte ich auf ein feines weißes Taschentuch, dieses in meine rechte flache Hand, dies dann in meine linke Hand legen und so dem König das Geschenk hinhalten. Sollte er sich steif verbeugen, ohne es zu berühren, so war nichts für mich zu hoffen; sollte er dagegen sich mir nähern, lächeln, seine linke Hand unter die meinige halten und mit der rechten die Goldmünzen berühren, so durfte ich annehmen, daß ich in hoher Gunst stehe.

Man kann sich denken, daß ich dem entscheidenden Augenblicke nicht ohne Neugierde entgegensah, und als endlich die Vorstellung stattfand, erfüllte die Aufnahme, die mir zu Theil wurde, ganz meine Erwartungen. Se. Majestät war in der That sehr gnädig gegen mich, was meinen neuen Freund, den Residenten, veranlaßte, einen Wink fallen zu lassen, daß ich als Jäger und Zoolog einen gewissen Ruf genieße.

„Wirklich?“ entgegnete der König, der das Englische eben so gut wie seine eigene Muttersprache redete, „dann muß er meinen Thiergarten besuchen.“

„Er wird darüber sehr erfreut sein,“ war die Antwort.

„Vielleicht würde er auch gern einen Kampf mit ansehen?“

„Ew. Majestät könnten ihm kein größeres Vergnügen machen.“

„Dann soll ihm sein Wunsch erfüllt werden. Lassen Sie mich sehen, heute ist Freitag, also am nächsten Dienstag. Ich habe zwei prachtvolle Löwen, er soll sie im Kampf mit einander sehen, — ein seltenes Schauspiel. Man wird 3 Tage brauchen, um sie dazu vorzubereiten, denn sie müssen durch Entziehung von Nahrung und Wasser wüthend gemacht werden. So bleibt es dabei, Ew. Excellenz, am nächsten Dienstag. Mittlerweile will ich ihm meinen Palast, meine Gärten, meinen Park und Thiergarten zeigen lassen, und Ew. Excellenz müssen ihn zur Tafel mitbringen.“

Nussir-u-deen, König von Oude, einem Theil des nördlichen Hindostan, war ein großer, schlanker Mann von dunkelbrauner Hautfarbe,

in der Blüthe seines Lebens, mit regelmäßigem, fast schönem Gesichte, mit schwarzen Augen und eben solchen Haaren. Der allgemeine Ausdruck seiner Züge war, wenn er sich in guter Laune befand, angenehm und ansprechend, doch zeigten sie auch gewisse Linien, welche starke selbstsüchtige Leidenschaften, Hinterlist und Treulosigkeit verriethen. Er besaß ein ungeheures Einkommen und nebenbei große Schätze, welche sein sparsamer Vater aufgehäuft hatte. Alles dieses vergeudete er mit der sinnlosesten Verschwendung in allen Arten von Ausschweifungen. Sein Palast, welcher sich in einer ungeheuren Länge am schmalen Goomtyflusse ausdehnte, war auf das Prachtvollste eingerichtet und ausgestattet. Alles, was orientalischer Luxus und europäischer Geschmack hervorbringen konnte, war hier vereinigt. Neben kostbaren Teppichen, vergoldeten und eingelegten Möbeln fehlte es auch nicht an werthvollen Vasen, Statuen und Gemälden, von denen einzelne fabelhafte Preise gekostet hatten. Da waren Gärten, reich an allen Früchten, Gesträuchen und Blumen des tropischen Klima, Fontänen, welche ihren silbernen Strahl hoch in die Luft sendeten, und künstliche Teiche, welche mit Fischen aller Art und aller Farben bevölkert waren. Auf dem gegenüber liegenden Ufer lag der Park mit der größten Thiersammlung in der Welt. Es waren da Elephanten, Nashorn, Kameele, Löwen, Tiger, Leoparden, Büffel, Hirsche, Antilopen, Luchse, persische Katzen, chinesische Hunde, kurz Thiere aller Art aus der ganzen bekannten Welt, wobei die einzelnen Arten in Dutzenden, ja selbst in Hunderten von Exemplaren vorhanden waren, so unter andern allein mehr als 150 Elephanten. Ich schweige von seinem Harem, einem der schönsten in ganz Asien, von seinen Eunuchen, Sclaven, Beamten und Dienern, welche nach Tausenden zählten und alle von ihm bezahlt und unterhalten wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Wähnen, glauben, fürchten, lieben,
Sich erfreuen und betrüben,
Bald sich wagen, bald besinnen,
Oft verlieren, oft gewinnen;
Auf der Bahn, wie sie gegeben,
Dornig, rosig, holprich, eben,
Sich vertiefen, sich erheben,
Zwischen Furcht und Hoffnung schweben,
Traum mit Wirklichkeit verweben,
Doch wo möglich vorwärts streben,
Das ist eben Menschenleben.

Erzfeind von allem Heuchelschein
Sei jedem Auge, was du bist;
Man muß in allen Augen sein,
Was man in Gottes Augen ist.

Verschiedenes.

Das Wort: salbadern soll folgenden Ursprung haben: Ein Prediger häufte, wenn er nicht auf seine Predigt studirt hatte, Spruch auf Spruch, und jeder derselben war mit Abheben des Käppchens so eingeleitet: ut dicit sanctus Salvator noster. Auf Befragen, wie er heute gepredigt habe, antworteten dann die Zuhörer: Er hat wieder was rechts gesalvatert.

(Antwort in der Geographie.) Lehrer: Wenn ein junger Deutscher über den Rhein geht, was thut er da?
Schüler: Er bellt!
Lehrer: Was, er bellt? Wer sagt dies?
Schüler: Ein altes Lied, da heißt es:
Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut
Ueber den Rhein und Bellt.

Ein Sargmacher in einer der Hauptstraßen London's hatte ein Zimmer zu vermiethen. Er klebte den Miethzettel auf einen Sarg, der an der Thüre seiner Werkstatt stand, so daß man auf dem Sargdeckel las: Wohnung für einzelne Herren.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 9:

1) Stein. 2) Schein. 3) Wein. 4) Mein und Dein. 5) Bein. 6) Lein.

Redaktion, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 11. Freitag, den 26. Januar **1866.**

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Von diesem Tage an kamen die beiden Paare täglich zusammen, und das Wiedersehen fand abwechselnd am Ostseestrande oder unter den Bäumen des Waldes statt.

Es gibt für empfängliche Herzen kaum ein gefährlicheres Reizmittel, als das Rauschen der Wellen und das Säuseln der Bäume. Vereinigt sich gar Beides, dann wuchert die keimende Liebe rasch empor.

Julie bekam jedes Mal sentimentale Anwandlungen, wenn sie sich unter den Bäumen des Waldes befand, fester schmiegte sie sich dann an den Arm ihres Georg's und leiser wurde ihre Stimme.

Ein solcher Moment war es, wo auch Sello Martha's Arm inniger an sich zog, ihre Hand auf sein Herz legte und dabei einige Worte in ihr Ohr flüsterte.

Sie erwiederte seinen Händedruck und entgegnete eben so leise: „Fragen Sie zuvor, was mein Vater dazu meint."

Dies geschah am Tage vor Sello's Abreise.

„Wie schade, daß wir unsern Sello verloren haben," sagte Julie am Abend, in traulicher Unterhaltung mit der Schwester; „den würde ich Dir zum Manne wünschen, wenn er Vermögen hätte, aber er ist ärmer noch als mein Georg. Er hat kürzlich meinem Manne erzählt, daß er Gott danken würde, wenn der Rest seines geringen Vermögens bis zu seiner amtlichen Anstellung aushalten würde."

Julie's Worte trafen Martha's Herz wie Dolchstiche. An diese so wichtige Lebensfrage hatte sie noch gar nicht gedacht. Tiefer noch sollte ihr Herz verwundet werden. Sie erhielt einen Brief von ihrem Vater, in welchem er unter Anderm schrieb:

„Ein junger, liebenswürdiger Mann, Kammergerichts-Assessor Sello, hat bei mir um Deine Hand angehalten. Er scheint Deiner Einwilligung so ziemlich sicher zu sein, und ich würde mit Freuden meinen väterlichen Segen hinzufügen, sobald Dein Bewerber Vermögen besäße. Ein junger Beamter kann heutzutage, lediglich auf sein Gehalt angewiesen, keine Frau standesmäßig ernähren. Ein langer Brautstand hat auch seine großen Schattenseiten, die reiflich in Erwägung gezogen sein wollen. Doch ich will Deinem Glücke nicht hindernd in den Weg treten. Ehe ich dem jungen Sello eine bestimmte Antwort gebe, möchte ich zuvor die Sache mit Dir mündlich besprechen. Es ist somit mein Wunsch, daß Du sobald wie möglich zu uns zurückkehrst."

Martha war nach Empfang dieses Briefes sehr niedergeschlagen, und Julie war es mit ihr — sie konnte der Schwester weder Rath noch Trost geben, denn sie hatte es bereits empfunden, daß die Existenzsorgen zu den größten Erdensorgen zu zählen seien.

Was versprechen Liebende nicht! Sello und Martha gelobten sich zu einem zehnjährigen Brautstand zu verstehen, wenn ihnen der Vater nur die Hoffnung auf eine Vereinigung geben wollte.

Eine Woche nach Martha's Rückkehr stand ihre Verlobung mit dem Assessor in den Zeitungen. Sello trat durch Vermittlung seines künftigen Schwiegervaters mit der Anwartschaft auf baldige Diäten als Hülfsarbeiter in das Ministerium ein.

Von den gepriesenen Süßigkeiten des Brautstandes bekam Martha nicht viel zu kosten.

Die Geheimräthin Spangenberg hatte niemals eigene Kinder gehabt. Sie war ein in Ueppigkeit erzogenes Mädchen gewesen, das durch unvorhergesehene Unglücksfälle plötzlich arm geworden war. In dieser Lage lernte sie ihr jetziger Mann kennen und bot ihr mit seinem Namen zugleich eine sorgenfreie und geachtete Stellung in der Welt. Die Leidenschaft der Liebe nur durch Hörensagen kennend, begriff sie diese, je älter sie wurde, immer weniger. Sie hatte schon Julie's Heirath eine Thorheit genannt, wie denn überhaupt einem Manne Opfer zu bringen nach ihren Weltanschauungen in das Bereich der Narrheiten gehörte. Pflicht um Pflicht, pflegte sie zu sagen. Es ist die erste Pflicht eines Mannes, seine Frau vor Existenzsorgen zu schützen; und die Pflicht der Frau ist es, die bürgerliche Ehre ihres Mannes wie die ihrige heilig zu halten. Diesen Grund hatte sie mit puritanischer Strenge befolgt. Obgleich in der großen Welt lebend, hatte selbst die Bosheit dem Rufe der jungen schönen Frau an der Seite eines viel ältern Mannes nichts anhaften können. Zwischen ihr und ihren Stieftöchtern bestand kein herzliches, aber ein freundliches, wohlwollendes und sehr anständiges Verhältniß. Erst nach Martha's Verlobung kam es zu kleinen Differenzen zwischen Mutter und Tochter.

Die Frau Geheimräthin, die jedes Vergehen gegen den Anstand als Todsünde rügte, würde ein sich küssendes Brautpaar nicht in ihrer Nähe geduldet haben; und es sich unter vier Augen zu überlassen, vertrug sich mit der Würde ihres Hauses nicht. So waren die Liebenden auf einen Briefwechsel angewiesen, als wenn sie hundert Meilen von einander getrennt lebten.

Das Alles würde Martha geduldig ertragen haben, wäre nur ihr Max damit einverstanden gewesen. Doch dem etwas leidenschaftlichen jungen Manne wurde das ihm auferlegte Zwangsverhältniß von Woche zu Woche unerträglicher. Zu heimlichen Zusammenkünften, die er seiner Braut in Vorschlag gebracht hatte, war Martha bei ihrer streng sittlichen Erziehung nicht zu bewegen gewesen; und so wurde seine Stimmung bald eine gereizte, bald eine bittere, die oft in Vorwürfen über Martha's geringe Liebe zu ihm sich Luft machte. Die arme Martha litt unter solchen Verhältnissen entsetzlich und kam in ihren einsamen Stunden aus den Thränen nicht heraus. Die Briefe der Schwester brachten auch wenig Tröstliches. Julie hatte die Diebereien ihrer neuen Köchin entdeckt, und da die von Martha ihr eingehändigten zweihundert Thaler schon sehr zusammengeschmolzen waren, so hatte sie, wie sie schrieb, den Entschluß gefaßt, das Essen aus dem Speisehause holen zu lassen. „Laß Dir, liebste Martha, mein Schicksal als eine Warnung dienen," endete der trübselige Brief.

Unter solchen Quälereien war der Winter vergangen, und nachdem Sello als Diätarius mit 600 Thalern angestellt worden, erklärte er seiner Braut, wenn es nicht bald anders würde, so sei er entschlossen, beim Justizminister um eine Kreisrichter-Stelle in der Provinz einzukommen. Das Wort Kreisrichter rief plötzlich in Martha einen Gedanken wach, auf den sie unbegreiflicher Weise nicht schon früher gekommen war. Als sie bei der Schwester gelebt, hatte sie die Frau eines Kreisrichters kennen gelernt, die ihr so wohl gefallen, daß sie die junge Frau oft zu den verschiedensten Tageszeiten besuchte. Immer hatte sie sie sauber und anständig gekleidet, allerdings entweder in ihrer Wirthschaft oder in der Nähe ihrer beiden Kinder beschäftigt, gefunden. Aber die Leute lebten doch, und wie sie aus sicherer Quelle wußte, mit einer jährlichen Einnahme von achthundert Thalern und ohne Schulden zu machen. „Aber zuvor müßte ich mich wie sie auf's Kochen und Wirthschaften verstehen," setzte Martha in ihren stillen Betrachtungen hinzu. „Wie das anfangen bei dem Zustande unserer Hausordnung? Ob ich es mit der Dörte wage."

Dörte war das Factotum des Hauses. Sie kochte bereits seit zehn Jahren im Spangenberg'schen Hause, und der Geheimrath, der ein großer Verehrer und feiner Kenner der Tafelfreuden war, wurde dessen ungeachtet nicht müde, Tag für Tag seine Dörte ein Kochgenie zu nennen. Dörte zu beleidigen würde als Majestätsverbrechen betrachtet werden sein. — So trat denn Martha, nachdem sie ihren Entschluß gefaßt hatte, überaus demüthig in Dörte's Küche.

„Liebe Dörte," sagte sie bittend, „Sie

könnten mir einen recht großen Gefallen thun, wenn Sie mich im Kochen unterrichten wollten."

Sprachlos starrte Dörte ihr Fräulein an.

„Sie wissen doch," fuhr Martha fort, „daß ich verlobt bin und daß nicht gleich jeder Mann Ministerialrath wird und sich eine Dörte halten kann?"

„Und keine Dörte, die armen Dienstboten das Brod nimmt, indem sie die Herrschaften klüger als sie macht," platzte die entrüstete Köchin heraus. „Nein, Fräulein, da sind Sie bei mir vor die unrechte Schmiede gerathen. Abgesehen davon, daß ich nicht solche Sünde auf mein Gewissen laden will, meinen Stand herunter zu setzen, muß ich auch mein Küchenregiment für mich behalten. Mir steht der Kopf nicht einen Tag wie den andern, und ich muß meine Freiheit behalten, losbullern zu dürfen, wenn mir gerade so um's Herz ist. Wer mir dann auf die Finger sieht, kriegt den ersten Topf, den ich fasse, an den Kopf."

Martha wich erschrocken einen Schritt zurück.

„Aber, liebe Dörte," sagte sie, „andere junge Mädchen meines Standes lernen doch kochen."

„Dazu ist die Gierschlucken da," versetzte Dörte. „Lumpige vier Friedrichsd'or, und Sie lernen eine Menge schöne Gerichte, wie der Herr Liebste sie gewiß nicht in seinem Speisehause bekommt."

Daß Martha auch nicht an die Madame Gierschlucke gedacht, die erst vor wenigen Tagen einen neuen Lehrcursus in der höhern Kochkunst angekündigt hatte! Und Martha wandte sich auf dem Absatz rasch um, indem sie der Köchin zurück rief:

„Hüten Sie sich, Dörte, daß ich Sie nicht noch mit meiner Kochkunst bei Papa aussteche!"

Dörte hielt sich die Seiten vor Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kampf zwischen zwei Löwen.

(Fortsetzung.)

Etwa 3 englische Meilen von Lucknow befand sich eine Arena mit gedeckten Gallerien, welche der König zur Abhaltung seiner Thierkämpfe benutzte, einem Vergnügen, dem er leidenschaftlich ergeben war. Hier fand ich mich in Begleitung meines Freundes, des Residenten, zur festgesetzten Zeit ein.

Der König, welcher gewöhnlich europäische Kleider trug, erschien bei dieser Gelegenheit in seinem kgl. Ornat nach orientalischer Art in Gewändern aus Seide, Silber und Gold gewoben, mit einer köstlichen Krone auf dem Haupte und von Kopf bis zu den Füßen mit Edelsteinen bedeckt. Als er auf seinem prachtvoll geschmückten, mit purpurrothem Himmel überspannten Staatssessel Platz genommen hatte, stellten sich fünf reizende junge Mädchen in türkischer Tracht um ihn herum und fächelten ihm Luft zu. Es war ein sehr heißer Tag, und ich dachte mir, es möchte so übel nicht sein, mit der „Zuflucht der Welt," wie der König von Oude genannt wird, den Platz zu wechseln.

Als wir unsere Sitze eingenommen hatten, von denen aus wir bequem auf die Arena hinuntersehen konnten, wurden zwei Käfige hereingebracht und rechts und links von uns einander gegenüber gestellt.

In jedem der Käfige befand sich ein großer Löwe von furchtbarem Aussehen. Durch die Gitter ihrer Käfige konnten sie einander sehen, und dies war nothwendig, um sie zum Kampfe vorzubereiten. Sie glotzten einander an, murrten, zeigten ihre Zähne, brüllten, schlugen die Flanken mit dem Schweife und rannten wüthend in ihrem engen Käfig umher. Als dies lange genug gedauert hatte, um gewiß zu sein, daß sie sich zu einem tödtlichen Kampfe bereit finden ließen, lächelte der König, rieb sich die Hände und sagte zu dem ihm zur Rechten sitzenden Residenten: „Sie werden uns nicht täuschen, Ew. Excellenz."

„Ich glaube nicht, Ew. Majestät," antwortete der englische Gesandte.

„Sind Ew. Excellenz geneigt zu wetten?" fragte der König.

„Eine kleine Summe, wenn es Ew. Majestät genehm ist."

„Auf welches der Thiere, auf Tinga oder Coodah?"

„Ew. Majestät mögen selber wählen."

„Gut denn, hundert Gold-Mohurs auf Coodah," sagte der König lebhaft.

„Ich nehme die Wette an, Ew. Majestät, obschon ich noch nicht weiß, welches Thier diesen oder jenen Namen trägt."

„Coobah ist der Löwe in dem Käfige zu unserer rechten Hand.“

Der Resident verbeugte sich.

„Noch hundert Gold-Mohurs auf Coobah,“ setzte der König zu mir gewendet hinzu.

Man hatte mir vorher gesagt, ich sollte jede Wette annehmen, die der König mir anbiete, da der Betrag im Falle des Gewinnes von dem Könige nicht angenommen werde. Oder sollte dies doch der Fall sein, so werde die doppelte Summe in Form eines Geschenkes dagegen gegeben werden. Ich verbeugte mich deßhalb und entgegnete: „Wenn es Ew. Majestät genehm ist.“

Darauf gab der König durch Händeklatschen den Wärtern das Zeichen, daß sie die Thiere auf den Kampfplatz lassen sollten, und wie mit einem Zauberschlage flogen die Thüren der beiden Käfige empor. Kaum war dies geschehen, so sprangen die beiden Bestien zugleich auf die Arena hinaus, standen aber hier mit einem dumpfen, tödtlichen Murren still, blickten einander wild, aber vorsichtig an, schüttelten ihre gewaltigen Mähnen und betrachteten dann mit ein paar neugierigen und mißtrauischen Blicken ihre Umgebung. Die Wärter verloren keine Zeit, die Fallgitter der Käfige herunter zu lassen und so den Thieren den Rückzug in dieselben abzuschneiden. Das Interesse der Anwesenden war jetzt so lebhaft erregt, daß eine Todtenstille in der Versammlung herrschte.

Die beiden Löwen glichen einander so sehr in Größe und Aussehen, daß sie sich nur schwer von einander unterscheiden ließen. Beide waren prächtige Exemplare und sehr gut gehalten. Wie sie so aufrecht dastanden mit ihren langen zottigen Mähnen, die auf beiden Seiten ihrer kühnen halbmenschlichen Gesichter zierlich herabfielen, ihre kurzen dicken Füße fest auf die Erde gepflanzt und mit ihren großen feurigen Augen einander anblickend, sahen sie wirklich majestätisch und schrecklich aus.

Jetzt begannen sie ihre Manöver, indem sie, in Kreisen um einander herumgehend, sich allmälig näher rückten. Jetzt blieben sie stehen, stierten einander an, ließen ein dumpfes grollendes Brüllen vernehmen, zeigten sich ihre schrecklichen Zähne und setzten dann zehn bis fünfzehn Minuten lang unter athemloser Spannung der Zuschauer ihren Kreisgang fort.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Nur eine rechte Ehre gibt's hienieden:
Wenn man die Wahrheit stets zum Führer wählt,
Stets der Vernunft und dem Gesetz gehorcht,
Streng über sich, mild über Andre richtet,
Das Gute thut, was uns die Pflicht gebeut,
Kurz, rechtlich lebt, — das Wort schließt Alles ein.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei —
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren;
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht —
Vor dem freien Menschen erzitter' nicht.

Verschiedenes.

(Einzige Rührung eines Geizigen.) Nach einer lebhaften Schilderung der Gesinnungen und der Handlungsweise eines Geizigen, worin besonders seine Gefühllosigkeit und Hartherzigkeit bei Anderer Leid und Wehe in den abschreckendsten Bildern dargestellt worden war, fragte der Lehrer, in seinem Feuereifer fortglühend, einen Knaben: „Was kann den Geizigen noch rühren, da ihn selbst das jammernde Flehen armer Wittwen und verlassener Waisen kalt und gefühllos läßt?“ — (Nichts in der Welt, das größte Elend nicht! erwartete der Lehrer zur Antwort.) — Der Knabe aber antwortete: „Nur der Schlag kann ihn noch rühren!“

Charade.

Ein Glied nennt euch die erste Silbe,
Das wohl, vom Elephanten bis zur Milbe,
Nicht leicht ein Thier entbehren kann;
Doch führt es andre Namen dann und wann.
Die letzten beiden Silben, ob sie schon
Gewöhnlich mehr, als andre ihres Gleichen,
Geschicklichkeit und Kunst erreichen,
Nennt man doch oft zu Spott und Hohn.
Das Ganze wird zwar überall getroffen,
Doch darf man es in einer größern Stadt,
Wo oft so Mancher Langweil' hat,
Am sichersten zu finden hoffen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 12. Sonntag, den 28. Januar 1866.

* O d e.

Aus dem Spanischen.

Du bist, o Herr! Du bist! — Mein Aug' entdeckt
Dich unterm Mantel, der dem Erdenkreise
Und dem Geschöpf, geheimnißvoller Weise,
Dein Angesicht und deinen Glanz verdeckt.

Du bist, o Herr! Auf Armen riesenstark,
Hoch über Wolken, über Winden tragen
Dich Engel hin. — Es dröhnet dumpf dein Wagen,
Erschüttert bebt die Erde bis in's Mark.

Vor deinem Feuerwagen zieht der Blitz —
Es donnert — blitzt und donnert mächtig wieder;
Und in dem Wetter naht der Welt Gebieter,
In Sturmes Mitten nimmt er seinen Sitz.

Ihm folgt Verheerung nach. — Es harrt der Strahl,
Zum Flug bereit, nur auf des Herren Stimme;
Er winkt — und nieder fährt in wildem Grimme
Der Blitz. — Es flammen Berg und Thal.

Die Wolken brennen. — Blitze fern und nah
Umkreisen seinen Thron gleich Feuerschlangen.
Ha, sichre Sünder, zittert! Seid voll Bangen!
Erzittert vor Jehovah! — Er ist da!

Jehovah! — tönt es aus dem Wolkenreich —
Jehovah! aus den Tiefen wiederhallet's,
Aus allen Sphären, allen Räumen schallet's:
Jehovah! wie aus Einem Mund zugleich.

Die
kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Martha war niemals in der Benutzung ihrer Zeit beschränkt, und da sie von ihrem Vater ein sehr anständiges Nadelgeld erhielt, war sie es auch nicht in ihren Ausgaben. Rasch die That dem Entschlusse folgen zu lassen, wie es ihre Weise war, machte sie sich eilig auf den Weg zu Madame Gierschlucke. Die Kochkünstlerin führte sie in ihre Küche. Eine lange mit weißen Kacheln und einem breiten wie Gold glänzenden Messingrand versehene Kochmaschine nahm die eine Wand der Küche ein, in deren Mitte eine weißgescheuerte Anrichtetafel stand. Martha lachte das Herz beim Anblick, und sie versprach übermorgen, wo die erste Lection beginnen sollte, pünklich sich einfinden zu wollen.

Zwölf junge Mädchen, mit modern frisirten Köpfen und zierlichen Küchenschürzchen, tändelten nun in der saalartigen Küche bunt durch einander und rannten sich mit ihren Crinolinen ein Mal über das andere über den Haufen. — Elf in der muntern Schaar wollten sich erst einen Hausherrn erkochen. Martha war die Einzige unter ihnen, welche bereits den Wunsch hegte, für den Erwählten ihres Herzens zu kochen. Darum machte sie auch von Allen die schnellsten Fortschritte, und nach Verlauf weniger Wochen hätte sie es in der Bereitung einer Fischpastete, eines Ragout fin en Coquille, eines italienischen Salats mit einem gelernten Koch aufgenommen.

Wie schade, daß sie den Vater nicht zum Richter ihrer Leistungen aurufen durfte. Doch das konnte sie nicht wagen, Dörte würde sie verhöhnt haben, wenn sich ein Tadel an ihrem Werke hätte finden lassen, und noch viel schlimmer wäre es geworden, wenn sie ihn nicht gefunden hätte. Kurz angebunden, wie es einmal ihre Weise war, würde sie ihrer Herrschaft den Stuhl vor die Thür gesetzt haben. Im Kochinstitute herrschte die Sitte, daß die jungen, eleganten Elevinnen die zu-

bereiteten Gerichte, aber auch die Kosten dafür unter sich theilten. Der böse Leumund wollte behaupten, daß, um das Lehrgeld zu erschwingen, oft daheim eine ganze Familie auf die kleine Menage wartete, welche zur festgesetzten Stunde von einem Diener oder Mädchen des Hauses abgeholt wurde. Hätte die arme Martha, unter der Tyrannei einer Dörte leidend, das nur ein Mal wagen dürfen. Ihr blieb nur die Wahl, ihren Speisenantheil stehen zu lassen oder ihn ihren Kochgefährtinnen zu überweisen. Ein junges bleiches sehr leidend aussehendes Mädchen bat sie eines Tages, ihr ihre Portion um den halben Preis zu überlassen, ein Anerbieten, das Martha sehr beleidigt zurückwies. Als sie aber eine Thräne in den Augen des bleichen Mädchens sah, schüttete Martha jeden Mittag ihren Speiseantheil zu dem des jungen Mädchens.

Nicht lange währte es, so mußte sich Martha neuen ernsten Betrachtungen hingeben. Die täglichen feinen Gerichte, die niemals ihren Gaumen erfreuten, wohl aber ihre Kasse angriffen, hatten bereits ihre kleinen Ersparnisse aufgezehrt, und wenn sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben wollte, mußte sie wie Julie Schulden machen. — Recht trübe gestimmt, saß sie eines Nachmittags in ihrem Stübchen, als durch die halb geöffnete Thür der Kopf einer noch jugendlichen Frau sichtbar wurde und eine ihr bekannte Stimme sagte:

„Ich habe zwar keinen Augenblick Zeit, aber an Ihrer Thür vorbei gehen, ohne Ihnen, Fräulein Marthachen, guten Tag gesagt zu haben, konnte ich doch nicht über mein Herz bringen."

„So komm doch näher, Jettchen, so sehr eilig wirst Du es doch nicht haben," entgegnete Martha.

Die junge Frau trat in's Zimmer, zog die Thür hinter sich in's Schloß und ließ sich auf den Stuhl nieder, den Martha ihr hinschob.

„Du hast Dich ja ordentlich verjüngt, Jettchen," bgann Martha wieder.

„Das macht das gute Leben, Fräulein Marthachen, Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, kein wahreres Sprüchwort." —

„Hast Du eine Nähschule errichtet?" fragte Martha lachend.

„Das Nähen hatte mich eben so herunter gebracht, — seit die Nähmaschinen Hemden nähen, ist das Salz nicht mehr bei der Näherei zu verdienen. Wie oft habe ich an die Frau Geheimeräthin denken müssen. „Henriette, sei keine Närrin," hat sie mir oftmals gesagt, „und heirathe keinen Mann, der Dich nicht ordentlich ernähren kann."

„Aber Du hast ihn ja doch geheirathet?"

„Freilich habe ich ihn geheirathet und lange genug mit ihm schmale Bissen essen müssen, und wenn wir nur dabei auf einen grünen Zweig gekommen wären! Allein mein armer Mann kam bei seiner Schreiberei täglich mehr herunter, und ich kam auch an meinem Nähtisch von Kräften. Als nun vollends mein kleiner Julius geboren wurde, und der kleine Schreihals mich nicht eine Stunde hinter einander festsitzen ließ, da wurde mir oft zu Muthe, daß ich auf der Stelle hätte in's Wasser laufen mögen."

„Und nun ist es besser geworden?" fragte ungeduldig Martha.

„Wenn die Noth am höchsten steigt, ist die Hülfe am nächsten. Plötzlich stirbt ein Onkel von meinem Manne, von dem wir nie Etwas gehört hatten. Mein Mann hatte einen Todesschreck, als er eine gerichtliche Vorladung bekam. — Das Gesicht, Fräulein Marthachen, hätten Sie sehen müssen, als er in meine Stube trat und mir erzählte, das Gericht habe ihm eine Erbschaft von 400 Thalern an den Kopf geworfen."

„Du Glückliche!"

„Seitdem ist der Segen in unser Haus eingekehrt. Wir haben uns hübsche Möbel angeschafft, ich habe eine große Wohnung genommen und vermiethe jetzt möblirt."

„Und das bringt so viel ein?"

„Wenigstens so viel, daß wir freies Leben dabei haben. Aber abquälen muß ich mich! von früh Morgens 5 Uhr bin ich auf dem Platze."

„Um die paar Stuben in Ordnung zu halten?"

„Das ist's ja nicht allein. — Ich koche auch für meine Herren, und was für feine anständige Herren! — Die darf ich nicht alle Tage mit Kartoffeln und Rindfleisch abspeisen."

„Da läßt Du Dir wohl ein tüchtiges Kostgeld zahlen?"

„Ein schönes Geld! Jeder zahlt mir 8 Thaler, ihrer drei sind's, macht monatlich runde 24 Thaler."

„Und was gibst Du ihnen dafür?"

„Zwei Gerichte, aber fein sag' ich Ihnen, der Herr Geheimerath könnte manch Mal mit uns essen."

„Für 24 Thaler monatlich! Jettchen, laß' Dich nicht auslachen. Ich lerne jetzt kochen, ich weiß, was dazu gehört."

„Bei Madame Gierschluck! Mamachen hat's mir schon erzählt, — wären Sie zu Jettchen Kummer in die Lehre gegangen, würden Sie kochen und wirthschaften gelernt haben, denn das Kochen macht's nicht allein," entgegnete die junge Frau mit verächtlichem Nasenrümpfen.

„Macht's nicht allein," wiederholte Martha nachdenklich. „Jettchen, Du kannst Recht haben. Ich lasse Madame Gierschluck fahren und werde Deine Schülerin."

„Es war ja nur mein Spaß, was würden die Frau Geheimeräthin dazu sagen?"

„Mama soll gar nichts davon erfahren."

„Und die Dörte!"

„Was geht Dich Dörte an?"

„Alles, was ich weiß, verdanke ich der Dörte."

„Na, dann wird's mit Deiner öconomischen Wirthschaft nicht weit her sein, denn wenn Dörte besser wirthschaftete, würde wohl Papa nicht so viel Geld ausgeben müssen."

„Das hat so seinen Haken, Fräulein Marthachen," erwiederte die ehemalige Kammerjungfer des Spangenberg'schen Hauses mit einem listig verlegenen Lächeln. „Sie haben ja selbst Augen, um zu sehen."

„Und diesen meinen Augen willst Du gestatten, sie in alle Winkel Deiner kleinen Häuslichkeit zu stecken?"

„Wenn Ihnen das Spaß macht, ich bin eine ehrliche Frau, die nichts zu verheimlichen braucht."

Martha wäre fast vor Freude der Frau Kummer um den Hals gefallen. Sie trennten sich unter dem Versprechen, ihr gemeinschaftliches Geheimniß Niemandem zu verrathen.

„Aber pünktlich um sechs Uhr, Fräulein Martha!" rief die junge Frau, schon in der Thür, zurück — und eilte dann davon, Martha mit ganz neuen Ideen und Plänen für ihre Zukunft zurücklassend.

„Vielleicht lerne ich von Jettchen, wie es die kleine Kreisrichterin anfängt, mit ihren 800 Thalern so frisch und heiter durch's Leben zu gehen," sprach sie leise vor sich hin, sich vergnügt die Hände reibend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kampf zwischen zwei Löwen.

(Schluß.)

Plötzlich, als die beiden Löwen nur noch wenige Fuß von einander entfernt waren, stießen sie gleichzeitig ein so schreckliches Gebrüll aus, daß ich unwillkürlich von meinem Sitze emporsprang und viele Personen vor Schrecken laut aufschrieen. Zu gleicher Zeit sah ich, wie beide Thiere mit einem gewaltigen Satz in die Höhe und aufeinander lossprangen. Sie trafen sich in der Luft, kamen dann auf den Boden, wo sie sich wie ein mächtiger Knäuel miteinander herumwälzten. Sie waren bereits in tödtlichem Kampfe begriffen, jeder hatte den andern mit seinen gewaltigen Zähnen an der Kehle gepackt und zerriß mit seinen furchtbaren Klauen den Leib seines Gegners, aber ihre Bewegungen waren so schnell, daß man nichts weiter unterscheiden konnte, als daß bald der eine, bald der andere oben auf war.

„Bravo!" rief der König und klatschte vor Vergnügen in die Hände.

„Ich habe niemals einem so aufregenden Kampfe beigewohnt," sagte mein Freund.

„Ich auch nicht," war meine fast athemlose Antwort.

Fünf Minuten lang dauerte der Kampf in der angegebenen Weise mit solcher Gleichheit der Stärke und Gewandtheit fort, daß es unmöglich war, zu bestimmen, welches der Sieger sein werde. Von dem Augenblicke ihres ersten Zusammenstoßes hatten sie sich noch nicht getrennt, und noch immer setzten sie den Kampf mit derselben Wuth fort, obschon es augenscheinlich war, daß sie von der Anstrengung und vom starken Blutverlust immer schwächer wurden.

„Bravo," rief der König, „es ist herrlich!"

Als ob die Löwen ihn gehört hätten und begierig wären, den ferneren Beifall ihres königlichen Herrn zu erringen, stellten sie sich jetzt auf die Hinterfüße, immer noch einander mit den Zähnen an der Gurgel fassend und sich mit den Klauen zerreißend. Aber die Kürze und Dicke ihrer Hälse, ihre buschigen

Mähnen, so wie die Gleichheit in Stellung und Stärke machten es keinem derselben möglich, dem andern die Drosselader aufzureißen, und wenn nicht ein Zufall den einen begünstigte, so schien der Kampf unentschieden zu bleiben.

Endlich ließen sie wie durch gegenseitige Uebereinkunft von einander ab und zogen sich keuchend, ermattet und blutend einige Fuß zurück, worauf sie, das Gesicht einander zugekehrt, sich niederlegten, und jeder nur die günstige Gelegenheit abzuwarten schien, um über seinen Gegner einen Vortheil zu erringen.

Jetzt äußerte der König einige Worte in seiner Muttersprache, worauf fast augenblicklich zwei lange glühende Eisenstangen durch die Umzäunung der Arena gesteckt und den keuchenden Thieren an den Körper gehalten wurden. Beide sprangen gleichzeitig auf, aber der eine drehte sich um und sah nach der Eisenstange. Dies war ein verhängnißvoller Mißgriff, denn mit einem einzigen Satze sprang ihm der andere auf den Rücken, warf ihn augenblicklich nieder und erfaßte ihn der Art an der Gurgel, daß er vollkommen hilflos wurde.

„Coodah ist geschlagen!" rief ein halbes Dutzend Stimmen in englischer und hindostanischer Sprache.

„Ja, so ist es," rief der König und gab sogleich Befehl, den Sieger mit den glühenden Eisenstangen von dem Besiegten wegzutreiben. Sie wurden sogleich angewendet, aber zu spät. Die scharfen Zähne Tinga's hatten bereits die Gurgel seines gleichen Gegners aufgerissen, und als er durch die Eisenstangen gezwungen wurde, sich zurückzuziehen, war Coodah bereits im Verenden begriffen.

Der König schien mit dem Ergebniß des Kampfes nicht recht zufrieden, er schickte mir aber am folgenden Tage den Betrag der Wette, welcher sich auf 160 Pfund Sterling (1920 fl.) belief. Zugleich ließ er mir melden, daß demnächst ein Kampf zwischen Tinga und einem Nashorn stattfinden werde. Ich konnte ihm aber, weil ich abreisen mußte, zu meinem Bedauern nicht mehr beiwohnen.

Lebensphilosophie.

Still waltet Bescheidenheit, ferne von Glanz
Und äußerem prunkenden Schimmer;
Gern windet sie fremden Verdiensten den Kranz
Und prahlet mit eigenen nimmer;
Sie lachet der Thorheit, doch spottet sie nicht,
Sie mahnet mit Huld, wenn der Irrende spricht,
Und achtet im ärmlichen Kleide
Den Bruder, als deckte ihn Seide.

Dem, der sich weise dünkt, dem sag' auf's Leiseste:
„Wer sich zu weise dünkt, ist nicht der Weiseste.'

Nicht: wer Dein Vater war? sondern was hast Du Gutes gethan? wird man am Weltgericht Dich fragen.

Verschiedenes.

„Wem gehört Ihr an?" fragte Heinrich IV einen Menschen von sehr widrigem Aussehen den er eines Tages im Saale des Louvr traf. — „Ich gehöre mir selbst an!" lautet die grobe und stolze Antwort des Gefragten — „Da habt Ihr einen sehr albernen Herrn!' entgegnete ihm der König.

In Hutteldorf bei Wien fand letzt Woche eine Jagd statt, bei welcher die Jäge nicht wenig erstaunt waren, einen Hasen leicht füßig auf den höchsten Gipfel eines Baume klettern zu sehen. Das Thier wurde getödte und war — eine in ein Hasenfell genäht Katze.

Kürzlich trug in Paris vor Gericht ein Frau auf Scheidung von ihrem Manne an weil er — schnarche. Da die Richter dieses Verbrechen in den Gesetzen nicht erwähn fanden, erklärten sie die Ehe für nicht trenn bar, befahlen jedoch dem Manne, leise zu schnarchen.

Auflösung der Charade in Nro. 11:

Maulaffe.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 14. Freitag, den 2. Februar **1866.**

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Blicken wir jetzt in die Briefe, die ersten, welche Martha als junge Frau ihrer Schwester geschrieben:

Erster Brief.

Wie Recht hattest Du, meine geliebte Julie, als Du mir nach Deiner Verheirathung schriebst: es gebe für uns Frauen nur ein Glück auf Erden, das Glück, das wir in der Ehe finden können. Achte wohl auf das unterstrichene „können“, denn es kommen auch Fälle vor, wo wir es nicht finden wollen, oder nicht zu finden verstehen. Aber auch darin hast Du Recht, ein ganz vollkommenes Glück gibt es nicht. Ich bin kaum drei Wochen verheirathet, und schon treten die Schatten in meinem ehelichen Leben grell hervor. Was mich fast am meisten schmerzt, ist, daß Du meinen Kummer, meine Sorge kaum begreifen wirst. Denn in diesem Punkte haben wir die Rollen vertauscht. Dein Mann als ein Soldatenkind, echt militärisch erzogen, militärisch geblieben, hat niemals gelernt aus Nacht Tag zu machen. Mein lieber Max dagegen hat diese häßliche Eigenschaft während seiner Studentenjahre angenommen, hat sie in das praktische Leben mit hinein genommen, und sie ist ihm dermaßen in's Fleisch gewachsen, daß er mir neulich sagte, er wollte lieber sterben, als Morgens um sechs Uhr aufstehen. Ich habe dagegen mich so daran gewöhnt, schon um 5 Uhr aufzuwachen, daß ich nun volle drei Stunden, die ich ach! so nützlich in meiner Wirthschaft anwenden konnte, mit Nichtsthun verbringen muß.

Was hindert Dich aufzustehen? wirst Du fragen, wie ich Dich einst fragte, indem Du es mit einem wahren Neid anhörtest, als ich Dir erzählte, wie Dein Georg bei dem Kaffeestündchen, Du weißt doch noch, das ich in der Laube tête à tête mit ihm gehalten, fast sein Exerciren vergessen hatte. Wenn ich Lust habe, aus dem Bette zu springen, dann taucht jedes Mal Georg's glückseliges Gesicht in meiner Erinnerung auf. Und Georg ist doch ein Mann, der niemals eine Familienfrühstücksstunde kennen gelernt. Ich glaube, Max ließe sich von mir scheiden, wenn ich ihm zumuthen wollte, allein zu frühstücken. Außerdem steht ein zweimaliges Frühstücksfeuer nicht auf dem Hausstandsetat eines Diätarius, und drei Stunden mit nüchternem Magen kann ich auch nicht aushalten. Kurz, ich weiß vorläufig noch keinen Ausweg in meinen Ehestandssorgen. Vielleicht kommt ein guter Rath in meinen schlaflosen Stunden, und ich kann Dir schon in meinem nächsten Briefe einen gescheidten Einfall, wie ich ihn ja schon mehrfach im Leben gehabt haben soll, mittheilen.

Zweiter Brief.

Freue Dich mit mir, Julie, ich habe richtig etwas herausgebracht, meinen Max zu curiren, aber Hitze wird es kosten, vielleicht wird mir unter der Cur oft das Herz bluten, aber um gesund zu werden, muß man Arznei schlucken und jede Arznei schmeckt bitter.

Neulich war ich meiner frühern Gewohnheit gemäß um sechs Uhr aufgestanden, aber so leise, daß Max nicht davon erwachen konnte. Wie gewöhnlich kam der Herr Gemahl halb 9 Uhr zum Vorschein.

„Du schon auf?“ rief er ganz verwundert.

„Seit zwei und einer halben Stunde.“

„Ich hätte Dich für vernünftiger gehalten,“

erwiederte er und setzte sich zu mir auf's Sopha.

Max warf unruhig seine Augen bald hierhin, bald dorthin, blickte mich an, dann wieder auf den Frühstückstisch. Endlich sagte er:

„Ich sehe ja nur eine Tasse?"

„Glaubst Du etwa, daß ich dritthalb Stunden mit nüchternem Magen umherlaufen werde?"

„So — sehr lang gedehnt — Du hast schon getrunken?"

„Aber liebes Kind, was machst Du — der Kaffee ist ja noch nicht heiß genug."

Ich schüttete ihn, ohne ein Wort zu sagen, wieder in die Kaffeekanne, aber kaum hatte ich den Deckel darauf gelegt, so rief Max:

„Nun wirst Du ihn zum Kochen bringen, und dann ist der Kaffee nicht zu genießen."

Ich goß den Kaffee wieder in die Tasse. — Meines lieben Mannes Augenbrauen zogen sich immer mehr zusammen. Als ich ihm die Tasse reichte, sagte er ärgerlich: „Was Du heute unaufmerksam bist, liebe Martha, Du weißt doch, daß ich den Kaffee so schwarz nicht liebe."

„Aber mein Herzchen," erwiederte ich, „ich habe Dir nicht einen Tropfen Sahne weniger als jeden Morgen gegeben."

„Dann ist vermuthlich der beste Theil davon schon abgeschüttet," erwiederte er sogar mit einiger Bitterkeit, aber ich that, als merkte ich sie nicht.

„Die Milchfrau hat sie nicht längst erst gebracht. Ich habe mich heute mit Milch begnügen müssen," erwiederte ich. Max hatte unter unserm Gespräch wohl schon sechs Stück Zucker in die Hand genommen, sie von allen Seiten besehen und sie dann wieder in die Zuckerschale gelegt. Als ich sein Thun nicht zu bemerken schien, sagte er: „Weßhalb schlägst Du die Stücke Zucker jetzt kleiner als bisher? Werfe ich davon zwei Stück in meine Tasse, so wird der Kaffee nicht süß, und mit drei Stück wird er mir zu süß."

„Mein Herzens-Max, ich glaube, Du hast den Schlaf noch in den Augen. Gestern habe ich die Zuckerschale frisch gefüllt und seitdem weder hinzugethan noch davon genommen."

Er schwieg, nahm eine Cigarre, that ein paar Züge und schleuderte sie dann ärgerlich bis in die fernste Ecke des Zimmers.

„Verwünschte Betrügerei!" rief er, „Alles wird jetzt schlechter! Das machen die dummen Neuerungen, ich hätte bei meinen alten Cigarren bleiben sollen."

„Du hast wohl schlecht geschlafen, lieber Max?"

„Wie so?"

„Du scheinst übeler Laune zu sein."

„Einbildung. Einen Schlaf wie Du habe ich freilich nicht. Da ist es keine Kunst, um sechs Uhr aufzustehen."

„Wenn Du's nur einmal versuchen wolltest, wie in den Morgenstunden Alles schneller von der Hand geht."

„Du hast doch nicht die Absicht, jeden Morgen um sechs Uhr aufzustehen?" Ein wahres Entsetzen sprach bei dieser Frage aus seinen Zügen.

„Ich kehre nur zu meinen alten Gewohnheiten zurück," entgegnete ich leichthin, „ich darf nicht davon abgehen, wenn ich gesund bleiben will, und da eine gesunde Frau der größte Segen für einen Mann ist, so halte ich es für meine Pflicht, Dir diese wohl zu erhalten."

Er brummte einige unverständliche Worte in den Bart, von denen ich nur verstand, Doctor „fragen."

„Lieber Max," sagte ich nach einer kleinen Pause, „Du wirst wieder zu spät in's Ministerium kommen."

Er sprang mit einem wüthenden Gesicht vom Sopha auf und rief: „Ist das ein Hundeleben! Wie ein Lastthier muß man arbeiten bis in die sinkende Nacht, und bei aller Quälerei hat man nicht so viel Zeit, in Ruhe seinen Kaffee zu trinken."

Ich reichte ihm schweigend seine Cravatte, sein Taschentuch, seine Cigarrentasche, zuletzt seine Handschuhe. Mit den Handschuhen zugleich zog er mich in seine Arme, indem er sagte: „Wäre ich Dir nur nicht gar so gut, aus lauter Liebe zu Dir habe ich mich heute Morgen so flegelhaft betragen," damit küßte er mich und eilte davon. Sind die Männer ein curioses Geschlecht! Da schwatzt und schwatzt man von Frauencapricen — ich muß doch einmal meinen Max ausforschen, ob er vor unserer Bekanntschaft schon viel mit andern Frauen verkehrt hat. Aber all seine Zärtlichkeit hilft ihm doch nichts. Von seinem einzigen, aber sehr, sehr häßlichen Fehler muß

er curirt werden, es geschieht zu seinem eigenen Besten. — Höre weiter. — Den ganzen Tag über betrug sich mein Max mit der rücksichtsvollen Aufmerksamkeit eines Bräutigams gegen mich. Selbst Papa sagt, daß meinem armen Mann furchtbar viel Arbeit aufgebürdet würde. Wie hätte ich es über's Herz bringen können, nicht wenigstens in seiner Nähe zu bleiben, wenn er bis 12, 1 Uhr in der Nacht an seinem Schreibtisch saß. Während ich las, oder mit einer Handarbeit beschäftigt war, gab er mir hin und wieder einen Kuß oder richtete eine Frage an mich. Gestern nun that ich, als könne ich den Schlaf nicht bewältigen. Max blickte hin und wieder nach mir hin und schüttelte unwillig sein eheherrliches Haupt.

„Martha!" rief er mit erhobener Stimme.

„Ja!" sagte ich gedehnt und schläfrig.

„Bist Du heute bei Deiner Mama gewesen?"

„Ja."

„Wie hat sie sich denn im Faust amüsirt?"

„Ja."

„Martha, ich glaube gar, Du schläfst?"

„Ja."

„Keine Morgenstunden, keine Abendstunden! schließlich werde ich gar nichts mehr von Dir haben."

„Ja," damit fiel ich mit dem Kopf in die Sophaecke, denn mit meiner Fassung war's zu Ende. ich würde mein ganzes Spiel verrathen haben, wenn mir Max in's Gesicht hätte sehen können. Hinter dem Sophakissen hatte ich eine Spalte gelassen, durch die ich Alles sehen konnte. Die Feder in Max's Hand flog jetzt der Cigarre von heute Morgen nach.

„Da mag der Teufel arbeiten!" brummte er. „Ich lasse sie liegen und gehe zu Bette!"

„Gehe Du nur," dachte ich, „ich werde den Weg schon allein finden." Er hustete, er ließ einen Schlüssel fallen, ich schlief, als ginge es zur Erweckung des jüngsten Gerichtes. Noch ein Weilchen wartete er und blickte unverwandt nach mir hin, dann schloß er mit großem Geräusch seinen Schreibtisch zu, und indem er dem Nebenzimmer zuschritt, sprach er vor sich hin: „Kann so ein junges Ding schlafen! davon hat Unsereiner gar keinen Begriff."

Ich wartete eine Viertelstunde, dann folgte ich meinem Manne. Er schnarchte wie ein Schiffsknecht. Wenn's die Männer nur nicht gar zu plump machten, wenn sie sich einmal verstellen wollen. Die Comödie hatte mich wirklich schläfrig gemacht. Kaum lag ich im Bette, so schlief ich auch ein.

(Fortsetzung folgt.)

Das verlorene Kind. *)

Vor mehreren Jahren hielt ich mich in einem kleinen Dorfe am Delaware, in einer der obern Counties von New-Jersey auf. Als ich eines Tages früh am Morgen aus dem Fenster meines Zimmers blickte, bemerkte ich eine ungewöhnliche Bewegung in dem Orte, indem mehrere Gruppen von Männern, Weibern und Kindern umherstanden, welche eine lebhafte Aufregung verriethen. Ich eilte hinunter, um den Grund zu erfahren, und erhielt die Mittheilung, daß ein kleines Mädchen von fünf Jahren, die Tochter einer Wittwe, welche zwei Meilen von dem Dorfe lebte, seit vier Uhr Abends des verflossenen Tages vermißt werde. Man vermuthete, daß das Kind in den großen Wald in der Nähe seiner Wohnung gerathen sei und sich dort verirrt habe. Die trostlose Mutter hatte mit mehreren ihrer nächsten Nachbarn noch an demselben Abende, so lange sie sehen konnten, nach der Kleinen gesucht, und in der Nacht war ein Bote in dem Dorfe angekommen, um die Einwohner zu einer allgemeinen Streife aufzubieten, wozu die meisten bereit waren. Ich entschloß mich sogleich, daran Theil zu nehmen, und in weniger als einer halben Stunde befanden wir uns auf dem Wege nach dem Walde, wo sich bald nicht weniger als hundert Personen beiderlei Geschlechtes eingefunden hatten.

Nach einer allgemeinen Berathung bildeten wir kleine Abtheilungen, von denen jede einen bestimmten Theil des Holzes durchsuchen sollte. Auf einem Hügel, der von dem Platze aus sichtbar war, sollten dann alle Theilnehmer wieder zusammentreffen. Im Falle aber das Kind, bevor man den Hügel erreichte, aufgefunden würde, sollte sogleich ein Bote nach dem Dorfe

*) Diese hübsche kleine, einem New-Yorker Blatt entnommene Erzählung hat den General Grant, den Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee, zum Verfasser.

gesendet und durch Lösung eines Sechspfünders das glückliche Resultat verkündet werden.

Als die verschiedenen Abtheilungen im Begriff waren, sich auf den Weg zu machen, sah ich ein Weib, in dem man die verzweifelnde Mutter erkannte, mit wilden Geberden in vollem Laufe über die Felder auf uns zukommen. Wir warteten, bis sie heran kam, und ich glaube, niemals in meinem Leben einen solchen tiefen Schmerz gesehen zu haben, wie er sich auf ihrem blassen Gesichte ausdrückte. Sie war kaum dreißig Jahre alt und von Natur sehr hübsch, aber die tiefen Linien des Schmerzes und der Angst, welche sich in ihren Zügen ausprägten, gaben ihr das Ansehen von sechzig. Ihre vom Weinen gerötheten Augen waren wild und unstät, ihre Lippen aschfarbig, ihre Haare aufgelöst, und ihre Kleider, an verschiedenen Stellen zerrissen, gaben Zeugniß davon, daß sie rücksichtslos durch Busch und Dorn gedrungen war. Mit gefalteten Händen und herzzerreißendsten Tönen flehte sie uns an, ihr Kind, ihren Liebling, aufzufinden. Ich antwortete ihr, wenn es möglich sei, werde es gewiß geschehen.

„O finden Sie es auf, oder ich muß wahnsinnig werden," sagte sie.

„Ohne Zweifel werden wir es finden, ehe der Tag vorüber ist," erwiederte ich, „aber Sie müssen versuchen, ruhig zu sein, denn diese wilde Aufregung wird Ihnen nichts Gutes bringen."

„Ruhig!" rief sie mit einem wilden Blicke, „wer spricht zu mir von ruhig sein, wenn meine kleine Ada in der Wildniß umherirrt und vor Hunger stirbt! O Himmel, will sie Niemand finden und sie den Armen ihrer Mutter zurückgeben? Aber ich will sie selbst suchen. Ich werde sie finden, sie soll nicht verloren sein."

Mit diesen Worten rannte sie in das nächste Dickicht, unbekümmert darum, daß sie an den Dornen ihre Kleider und ihr Fleisch zerriß. In der Besorgniß, daß sie ihren Verstand verlieren und sich vielleicht selbst verirren möchte, lief ich ihr mit zwei anderen Männern nach. Wir hatten einige Schwierigkeit, sie zu erhaschen, denn sie stürzte sich wie ein wildes Thier ins Gebüsch. Endlich gelang es mir, sie mit bedeutender Kraftanstrengung festzuhalten. Ich sagte ihr dann in festem, entschiedenem Tone, daß wir eine so unvernünftige Handlungsweise nicht zugeben könnten und daß sie, wenn sie wünsche, daß wir ihr Kind aufsuchen sollten, ruhig sich verhalten und ganz der Leitung der anwesenden Damen überlassen müsse. Anfangs wollte sie unsere Ermahnung unbeachtet lassen, indem sie uns mit wilden Blicken erklärte, sie werde thun, was sie wolle; als sie aber fand, daß wir sie nicht gehen ließen, wenn sie unserm Verlangen nicht nachgäbe, so nahm sie endlich Vernunft an und sagte, sie wolle Alles thun, was wir wünschten, wenn wir nur sogleich ihr geliebtes Kind aufsuchen wollten. (Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Reinigung der Glasflaschen.) Man nimmt sogenanntes Sandpapier, reißt dies in kleine Stücke, gießt Wasser darauf und schüttelt die Flasche so lange damit, bis sie klar erscheint. Gleiches Gelingen sichert auch das grobe graue gewöhnliche Löschpapier, sobald ebenso damit verfahren wird. Ebenso gut sind zerknickte Eierschalen mit Wasser zum Reinigen der Flaschen.

Verschiedenes.

Ein Neugeadelter sprach sehr verächtlich vom Bürgerstande, wobei ihm mehrere Male die Worte „Pöbel" und „Canaille" entschlüpften. — „Mein Herr," sagte ein anderer Edelmann, „Sie sprechen ja sehr unehrerbietig von Ihren Ahnen!" — Jener erröthete und schwieg.

„Wer ist Dein Vater, lieber Kleiner?" — „Mein Onkel." — „Wie so? Dein Vater ist Dein Onkel?" — „Nun ja, erst war er mein Vater, dann heirathete er meiner verstorbenen Mutter Schwester und ward mein Onkel."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 15. Sonntag, den 4. Februar 1866.

Blüthen französischer Lyrik.

III.

Weine nicht!

Von Turquoty.

Weißt du, wie viel Sterne funkeln
Rollend auf der ew'gen Bahn?
Wie viel Segel auf der dunkeln
Woge flattern im Orkan?

Kannst du all' die Mücklein zählen,
Die Ein Sonnenstrahl gebar?
Die Gebete, die da quellen
Von der Herzen Hochaltar?

Gott nur weiß es — seine Augen
Schau'n des kleinsten Wurmes Tod;
Schau'n, wie stolze Adler tauchen
Ihre Brust in's Abendroth.

Muthlos willst nur du erbleichen?
Schlugen niemals an dein Ohr
Jubelhymnen aus den Zweigen?
Send' auch du dein Lied empor!

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen war ich natürlich um 6 Uhr wieder auf den Beinen. Aber kaum durchzog das Aroma des Kaffee's mein Zimmer, da öffnete sich leise die Thür und mein Max erschien in ihr.

„Bilde Dir nicht ein, daß es alle Tage so fort gehen soll," sagte er, „ich habe Dir nur ein Mal zeigen wollen, daß ich auch früh aufstehen kann, und daß ich nicht Lust habe, mir jeden Morgen die besten Bissen vor dem Munde wegnehmen zu lassen."

Ich wollte empfindlich thun, aber er küßte mich so lange, bis ich wieder freundlich war.

„So schön hat mir noch keine Cigarre geschmeckt, wie heute!" sagte er, den Dampf mit einem langen Zuge ausstoßend.

„Das macht, weil Du einmal Deine Cigarre in Ruhe rauchen kannst."

„Sehr schön, aber was nun mit den drei nächsten Stunden anfangen? In's Freie kann man nicht gehen, dazu ist es noch zu kalt — die Zeit wird mir unerträglich lang werden."

„Versuche es doch einmal zu arbeiten, lieber Max, Du würdest Dich damit für den Abend frei machen und wir könnten einmal wieder in's Theater gehen."

„Versuchen will ich's, aber Du sollst sehen, es geht nicht. Ich bin nun einmal so ein Gewohnheitsmensch, der nur beim Lampenlicht etwas Vernünftiges zu Stande bringen kann." Er setzte sich aber doch an seinen Schreibtisch, und bald bemerkte ich, wie seine Feder immer rascher und rascher über das Papier flog.

„Nun?" fragte ich, als ich ihn daran erinnerte, die Zeit nicht zu verpassen.

„Genug ist's geworden, aber wie? ist eine andere Frage." Kein Mann, selbst der beste nicht, gesteht ein, daß wir Recht gehabt, er Unrecht habe. Mit den besten Hoffnungen für meine Zukunft schließe ich heute meinen Brief und bin und bleibe Deine ewigtreue

Martha.

Postscriptum.

O Julie! Julie! man darf in der That den Tag nicht vor dem Abend loben. Wie war ich heute Vormittag so glücklich! Wie freute ich mich darauf, heute Abend an der Seite meines Max den Romeo zu sehen. Eitle Hoffnung! ich sitze hier allein, verlassen von

dem, der mir Schutz und Beistand sein sollte, in Thränen gebadet.

Kaum hatte mich Max Nachmittags verlassen, so erhielt ich ein Briefchen von ihm, in welchem er mir schrieb, daß er es nicht ändern könne, einem lieben Universitätsfreunde, den er seit Jahren nicht gesehen, zu versprechen, den Abend mit ihm zu verleben. Ich solle mich nicht ängstigen, wenn er etwas spät nach Hause kommen würde. Die Frau einem Universitätsfreunde opfern! Wer mir vor der Hochzeit gesagt hätte, daß mein Max das im Stande sein würde! Ich fühle förmlich mein Herz bluten, es liegt mir wie eine große offene Wunde in der Brust! Es ist nicht das Vergnügen, worauf ich verzichten soll, ich möchte heute das Theater um keinen Preis besuchen. Nur die Lieblosigkeit, mit der das Opfer von mir verlangt wird, schmerzt mich so tief. Verdient denn wohl ein Mann auf der Welt die Liebe einer Frau? Aber ich will mich rächen, furchtbar rächen. Im nächsten Briefe sollst Du erfahren, womit ich den Bösewicht von einem Manne bestraft habe. Heute kann ich nicht weiter schreiben. Meine Augen sind feuerroth und dick geschwollen vom Weinen. Die Thränenspuren auf dem Schlusse meines Briefes werden Dir sagen, wie unglücklich Deine Martha sich fühlt.

Dritter Brief.

Julie, was ist aus Dir geworden? wie konntest Du mit solcher Gemüthsruhe auf die Klagen meines blutenden Herzens antworten? — Du freutest Dich jedes Mal, schreibst Du, wenn Dein Georg eine Einladung erhielte, dann ließest Du Dir Chocolade kochen, äßest Kuchen dazu und wärest froh, die Sorgen um ein Mittagsessen los zu sein. Nein, Julie, von solchem Egoismus habe ich keinen Begriff, für meinen Max zu kochen ist mein Hauptvergnügen, darin liegt ein großer Theil meines Lebensglückes. Du siehst, ich nenne ihn schon wieder meinen Max. In der ersten ehelichen Versöhnung liegt auch ein Genuß, den man aber nur dann ganz begreifen kann, wenn man so glücklich ist, wie ich es bin. Glaube nicht, daß ich vier Wochen lang mit meinem Max gemault habe. Wenn ich Dir nicht schon früher geschrieben, so lag der Grund darin, daß ich zuvor die Wirkung meiner Ehestandscur abwarten und mich überzeugen wollte, ob bei meinem einzig geliebten Manne kein Rückfall zu befürchten sei. Ich nehme den Faden hinter den Thränenspuren meines letzten Briefes, die an Deinem ehemals so gefühlvollen Herzen so spurlos vorübergezogen sind, wieder auf. Was konnte ich an dem unglückseligen Abend, wo mein Max mich zum ersten Male allein gelassen hatte, Besseres thun, als mich schlafen zu legen. Aber wo Schlaf hernehmen in meiner Gemüthsverfassung! Es schlug zehn, es schlug elf, es schlug Mitternacht. Der Wächter pfiff unter meinem Fenster zum vierten Male. Meine Sehnsucht kannte keine Grenzen mehr. Ich hätte die Arme ausstrecken und mit Wallenstein rufen mögen: „Gehe nicht von mir, bleibe bei mir, Max!“ — Da wurde endlich leise, leise der Schlüssel in das Schloß der Corridorthür gesteckt. Mein Herz schlug so heftig, daß sich förmlich die Decke über mir hob. Eben so leise wurde die Schlafzimmerthür geöffnet, und auf den Strümpfen trat Max in's Zimmer. Er hatte den Docht der Lampe bis zum Scheine eines Nachtlichtes herunter gezogen. Furcht hatte er doch vor mir, ein Beweis, daß sein Gewissen nicht rein war. Er schlich an mein Lager, neigte sich über mich hinweg, und ganz leise hörte ich ihn sagen: „Gut, daß sie schläft.“ — Max mußte entsetzlich müde nach seiner nächtlichen Schwelgerei geworden sein, denn er schlief sogleich ein. Am andern Morgen stand ich schon um 5 Uhr auf, und zwar so leise, wie mein sauberer Herr Gemahl in der Nacht zuvor sein Lager gesucht hatte. — Sobald ich meinen Kaffee getrunken hatte, schrieb ich auf einen Zettel:

„Lieber Max, ich bin nach dem Markt gegangen. Du wirst Alles finden, was Du zu Deinem Frühstück bedarfst, Du brauchst nur die Spirituslampe anzuzünden. Sollten wir uns heute früh nicht mehr sprechen, dann heute Mittag auf Wiedersehen.“

Diesen Zettel legte ich meinem Manne auf die Kaffeetasse und ging dann mit meinem Mädchen nach dem Wochenmarkt.

Nachdem ich ruhiger geworden war, erinnerte ich mich, einmal einen Zeitungsartikel mit der Ueberschrift: „Weibliche Ehestandspolitik“ gelesen zu haben. Nach den darin

ertheilten Rathschlägen hatte ich mir vorgenommen zu handeln. (Fortsetzung folgt.)

Das verlorene Kind.

(Schluß.)

Wir säumten auch jetzt nicht länger, sondern gingen ernstlich ans Werk, indem sich unsere Abtheilung in einer Linie, wobei die Theilnehmer zehn bis fünfzehn Schritte von einander entfernt waren, ausbreitete und in den Wald vorrückte. An einigen Stellen war das Unterholz sehr dick und unser Vorschreiten ging deßhalb nur langsam von Statten, denn obschon wir Lärm genug machten und wenigstens in jeder Minute den Namen Ada riefen, so waren wir doch nicht gewiß, ob die Kleine, selbst wenn sie uns hören sollte, Antwort geben würde, da sie vielleicht so verwirrt und erschrocken war, daß sie sich selbst vor ihren Freunden fürchtete, und deßhalb durften wir, um sicher zu gehen, keinen Busch und keinen noch so unbedeutenden Versteck undurchsucht lassen. Wo dagegen der Wald offen war, konnten wir ziemlich rasch vorschreiten, und es gelang uns, den Hügel zu erreichen, gerade als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne dessen Spitzen vergoldeten. Ein Theil der Dorfbewohner war bereits vor uns angelangt, und die andern kamen bald nach. Das Zusammentreffen war kein frohes, da Niemand die geringste Spur von dem kleinen Mädchen entdeckt hatte. Die jammervolle Lage des Kindes und der Mutter erregte das allgemeine Mitleid, und so aufrichtig war die Theilnahme mehrerer Dorfbewohner, daß, als ein Mann sich erbot, Demjenigen, der das Kind lebendig auffinden werde, eine Belohnung von 100 Dollars auszusetzen, sogleich neun Andere sich ihm mit dem gleichen Betrage anschlossen, wodurch die Summe auf 1000 Dollars gebracht wurde. Mit Recht durfte man annehmen, daß dieselbe zu einer großen Aneiferung für Viele dienen werde, welche sich außerdem gleichgiltig verhalten würden.

In der That verbreitete sich die Nachricht von der ausgesetzten Belohnung mit reißender Schnelligkeit, und die Wirkung, die sie hervorbrachte, glich einem wahren Zauber. Mehrere von Denjenigen, welche eine Minute vorher von den Mühen des Tages so ermattet waren, daß sie sich erschöpft auf den Boden niederwarfen, eilten jetzt nach Hause, um sich Laternen zu verschaffen und das Suchen die ganze Nacht fortzusetzen, während sich ihnen, angelockt durch den Reiz des Geldes, nunmehr auch diejenigen Dorfbewohner anschlossen, welche sich nicht dazu verstanden hatten, dem Werke der Menschlichkeit die Arbeit eines Tages zu opfern.

Da ich selbst nicht ganz wohl war und meine Kräfte für den nächsten Tag sparen wollte, so ging ich nach Hause und legte mich frühzeitig zu Bette.

Trotz meiner großen Ermüdung konnte ich lange Zeit nicht einschlafen, sondern warf mich unruhig hin und her, indem ich den Gedanken an das arme Kind und die unglückliche Mutter nicht aus dem Sinne bringen mochte. Endlich stellte sich jener verworrene, halb bewußtlose Zustand ein, in welchem wir träumen und wissen, daß wir träumen, aber kein Verlangen haben zu erwachen.

Es kam mir im Traum vor, als ob ich wieder wie am verflossenen Tage mich draußen befände, um das Kind aufzusuchen, und daß außer den Personen, welche heute an der Streife Antheil genommen, auch ein Fremder, ein Mann mit einem blassen ernsten Gesicht und in der Kleidung eines Geistlichen, anwesend wäre. Neben mir hergehend und seine dunkeln ausdrucksvollen Augen auf mich geheftet, sagte er in einem milden angenehmen Tone und mit gewinnendem Lächeln: „Sie sind in Sorge wegen des verlorenen Kindes — es macht dies Ihrem Herzen Ehre — und ich bin gekommen, um Ihnen zu zeigen, wo es sich befindet.“

„O, wenn Sie es wissen, so sagen Sie es,“ erwiederte ich, „nicht meinetwegen, sondern wegen des armen Geschöpfs und seiner trostlosen Mutter.“

„Folgen Sie mir,“ antwortete der Fremde und führte mich von den Uebrigen weg.

Dann kam es mir vor, als befänden wir uns am Fuße des mehrerwähnten Hügels, wo meine Begleiter und ich emporgestiegen; anstatt aber hinaufzugehen, wendete sich der Fremde rechts und führte mich durch eine Art Sumpf bis zu einer Wiese, durch die ein klares Bächlein floß. Dieses überschritt er und setzte seinen Weg fort, bis er an einem andern Hügel,

welcher steil und felsig war, anlangte. Diesen Hügel hinansteigend, kamen wir zu einer Schlucht, welche am Rande mit dichtem Gebüsche bewachsen war. Dieses Dickicht durchschreitend und an der Seite des Hügels emporsteigend, gelangten wir endlich zu einem Punkte, von wo aus die Spitze leicht zu erreichen war, und dort fanden wir, weinend und die Hände ringend, das arme kleine Mädchen.

Bei dieser Stelle meines Traums erwachte ich, aber die ganze Scene stand so deutlich und bestimmt vor mir, daß es einige Zeit dauerte, bis ich mich überzeugen konnte, daß ich geträumt und das Kind nicht wirklich gesehen habe. Und auch dann war der Eindruck, den dieser Traum auf mich machte, ein so tiefer, daß ich das volle Vertrauen hegte, ich würde das Kind am folgenden Tage auffinden.

Bei dem ersten Strahle des Morgens stand ich auf, theilte meiner Familie meinen Traum und meine Hoffnung mit und begab mich auf den Weg. Eine große Anzahl Dorfbewohner zog zu gleicher Zeit mit mir aus. Andere, welche die Nacht über gesucht hatten, kehrten ganz erschöpft zurück. Ich sagte indeß Niemand etwas von meinem Geheimnisse, sondern richtete es so ein, daß ich mich von den Anderen entfernte, worauf ich sogleich dem Orte zueilte, wo der Fremde meines Traumes mich von meinen Gefährten weggeführt hatte.

Zu meiner großen Freude und nicht geringem Erstaunen entdeckte ich denselben Sumpf, den ich im Traume durchschritten hatte, und darüber hinaus die Wiese und das Bächlein. Mein Herz schlug heftig. War es möglich, daß ich durch eine höhere Eingebung geleitet wurde? War ich bestimmt, dieses süße kleine Leben zu retten und dem verzweifelnden Mutterherzen Trost und Freude zurückzubringen? Ich betete inbrünstig, daß es so sein möge.

Als ich weiter eilte, traf ich Alles gerade so, wie ich es in meinem Traum gesehen. Ich kam an den Hügel, bestieg ihn und fand die Schlucht. Ich mußte mich jetzt nahezu am Ende meines Weges befinden. Horch, war das nicht das Weinen eines Kindes? Mein Herz schlug voll banger Erwartung. Ich eilte ins Dickicht und rannte um den Hügel herum nach der Anhöhe. Keuchend erreichte ich die Spitze des Felsens. Dort sah ich etwas vor mir liegen, der Gestalt eines Kindes ähnlich. Ich stürzte darauf zu und stieß ein Freudengeschrei aus.

Ja, das arme kleine Mädchen befand sich dort, sein goldgelocktes Köpfchen auf seinen weißen Armen gebettet. Bei dem Tone meiner Stimme erhob es sein liebliches Gesicht mit einem Paar sanfter blauer Augen und warf mir einen Blick zu, den ich nie vergessen werde. Im nächsten Augenblicke war es in meinen Armen und an meinem Herzen, und ich weinte und dankte Gott.

„Mama! Mama! bring' mich zu meiner Mama!" murmelte das arme kleine Geschöpf in schwachem Tone.

„Ja, meine liebe kleine Unschuld. Der Himmel segne Dich. Ich will Dich zu Deiner lieben Mama bringen," antwortete ich mit gerührter Stimme.

Das Uebrige ist bald erzählt. Ich trug das Kind fünf Meilen (zwei Stunden) weit nach Hause; denn es war zu schwach, um gehen zu können. Ein Mann war voraus geeilt und hatte der Mutter die Nachricht gebracht, ehe ich ihr Haus erreichte. Mit einem wilden Freudenschrei lief sie mir entgegen, fiel aber vor Aufregung in Ohnmacht, bevor sie ihr Kind erfassen konnte.

Die tausend Dollars wurden mir zugesprochen. Ich nahm sie und gab sie der armen Wittwe, deren rührende Segenswünsche mich glücklicher machten, als der Glanz des Goldes.

Muth.

O Herz, laß ab zu zagen,
Und von dir wirf das Joch;
Du hast so viel getragen,
Du trägst auch dieses noch.

Tritt auf in blanken Waffen,
Mein Geist, und werde frei;
Es gibt noch mehr zu schaffen,
Als einen Liebesmai.

Und ob die Brust auch blutet,
Nur vorwärts in die Bahn!
Du weißt, am vollsten fluthet
Gesang dem wunden Schwan.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 16. Mittwoch, den 7. Februar 1866.

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

Als ich vom Markt zurückkehrte, saß Max noch am Frühstückstisch, beide Arme aufgestützt, das Gesicht in die Hände gelegt. Er blickte bei meinem Eintreten auf, und da ich ihm heiter lächelnd entgegen ging, sagte er:

„Ich hatte wirklich geglaubt, Martha, Du würdest Deine Drohung wahr machen?"

„Welche Drohung?"

„Mich vor Mittag nicht wiedersehen zu wollen."

„An einem Markttage, lieber Max, läßt sich die Zeit niemals genau abwägen, ich mußte doch den Fall annehmen, daß ich länger aufgehalten wurde, als mir lieb gewesen wäre."

„Ist das Dein Ernst?"

„Zweifelst Du daran? fühle meine Stirn an, wie ich gelaufen bin."

„Du gutes Weib, und Du wärest wirklich nicht böse auf mich?"

„Auf Dich? weßhalb denn?"

„Daß ich Dich verlassen, nicht, wie Du es gewünscht, Dich nach dem Theater begleitet habe?"

„Hältst Du mich für so albern, daß ich nicht einsehe, daß Du Dir auch ein Mal ein Vergnügen gönnen mußt, nicht immer und ewig mit meiner einseitigen Gesellschaft Dich begnügen kannst?"

„Siehst Du, daß Du mein Ausbleiben mir übel genommen hast?"

„Weil ich meine wahre Ueberzeugung ausspreche?"

„Martha, ich konnte es wahrhaftig meinem Freunde nicht abschlagen. Aber dafür gehe ich heute Abend mit Dir in's Theater."

„Morgen wäre mir lieber."

„Meinetwegen morgen, aber dann mußt Du mir versprechen, mich um sechs Uhr zu wecken, denn nach dem Theater kann ich nicht mehr arbeiten."

Kaum hatte ich Max am nächsten Morgen gerufen, so saß er auch schon an meiner Seite. Am Abend brachte ich ihn dazu, sich um 10 Uhr schlafen zu legen. Zuvor hatte ich ihm gesagt, daß ich am nächsten Morgen wieder auf den Markt gehen müßte, da ich meiner Marie unmöglich länger das Einkaufen allein überlassen dürfte. Max hatte nichts darauf erwiedert, aber noch war mein Kaffee nicht fertig, als er mir schon gefolgt war und lachend ausrief: „Dies Mal sollst Du mir ohne Abschiedskuß nicht davon kommen." Vor dem Schlafengehen sagte Max: „Morgen ist Sonntag, da brauche ich nicht in's Ministerium zu gehen, da läßt Du mich doch einmal ausschlafen?"

„Schlafe meinetwegen bis 10 Uhr, wenn es Dir Vergnügen macht."

„Aber ich möchte auch gern den Kaffee mit Dir trinken."

„Nun, so verspreche ich Dir, lieber Max, auf Dich zu warten, und wenn ich darüber ohnmächtig werden sollte."

Er schloß mich voller Rührung in seine Arme.

Wer saß am Sonntagmorgen um sechs Uhr bei mir?

Mein lieber Max!

„Weiß der Kukuk, wie es zugeht," rief er. „Ich wache um sechs Uhr auf und kann nicht wieder einschlafen."

„Und was noch wunderbarer ist, werde um 10 Uhr müde und kann nicht mehr arbeiten!" setzte ich lachend hinzu.

„Wüßte ich nur," sagte Max, „wie ihr

Teufelsweiber es anfangt, uns zu Allem zu bringen."

„Hältst Du mich für so dumm, daß ich glauben werde, Du würdest Wort halten?"

„Auch nicht, wenn ich Dir mein Wort gebe?"

„Du wirst es nicht halten können!"

„Ich kann Alles, was ich will."

„Und wenn doch nicht?"

„Würde ich Ohrfeigen verdienen und Dir erlauben, sie mir zu verabreichen."

„Morgen bekommst Du die erste."

„Und was geschieht mit Dir, wenn ich sie nicht verdient habe?"

„Dann verpflichte ich mich, keinen Morgen wieder vor 9 Uhr aufzustehen!"

„Dies Mal, Schatz, bist Du in die Falle gegangen. Ich hätte Dich doch für schlauer gehalten."

Am andern Morgen schlich ich mich leise wie eine Katze aus dem Zimmer. Max that, als ob er fest schlief, stand aber plötzlich mit einem furchtbaren Hohngelächter an meiner Seite. Ich sagte nichts, als: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

„Nun will sie mir am Ende noch einwenden, es sei 9 Uhr," erwiederte Max und langte sich etwas Backwerk vom Frühstücksteller.

„Hilft Dir Alles nichts," sagte er, „Du möchtest mir den Mund mit neuen Leckerbissen stopfen. Aber das schmeckt prächtig. Hast Du jetzt einen neuen Bäcker?"

„Nur eine neue Backwaare," sagte ich, „die Du jeden Morgen bekommen sollst, wenn —"

„Nichts da!" rief er, „es bleibt bei der Abrede."

„So laß' mich doch nur ausreden," damit hielt ich ihn fest und schrie ihm in's Ohr: „Es sind ja Maulschellen, die ich Dir gestern Abend versprochen habe."

Wie von einer Wespe gestochen, schnellte er in die Höhe. Ich mochte wohl die Erinnerung längst vergessener Genüsse aus seiner Knabenzeit wach geschrien haben. Es war ein förmlich stupides Gesicht, mit dem er mich anblickte.

„Freilich bleibt es bei der Abrede!" fuhr ich, immer noch lachend, fort. „Um 6 Uhr Maulschellen aus meiner Hand, um 9 Uhr dagegen von meiner Hand."

„Martha, hätte ich solche Teufeleien Dir zutrauen können, wärest Du wahrhaftig meine Frau nicht geworden;" dabei drückte er mich aber an sein Herz, als wollte er mich nicht wieder aus seinen Armen lassen.

Einen glücklichern Tag glaubte ich nie erlebt zu haben. Und welche seligen Tage sind ihm gefolgt! Drei Wochen ununterbrochen hat mein Max jeden Morgen um 6 Uhr seine Maulschellen bekommen, und nun schließe ich für heute als die glücklichste Frau unter der Sonne, als Deine

treue Schwester Martha.

Postscriptum, eine Woche später.

Noch ist Alles beim Alten. Wieder acht Tage und kein Rückfall. Es gibt nur einen Max auf Gottes weiter Welt, und dieser einzige Max ist mein Max! Julie, begreifst Du die Seligkeit, welche aus diesen wenigen Worten spricht? Nein, Du begreifst sie nicht, dazu müßtest Du nur ein Mal mit Deinem Georg am Frühstückstisch sitzen und ihn mit Maulschellen regaliren. Aber nun wird es bald zu viel des Glückes und ich muß den lieben Gott um einige Widerwärtigkeiten bitten, fast ersticke ich in meinem ehelichen Glücke. So viel Liebe mein theurer Max mir im Herzen übrig läßt, sendet sie Dir deine überglückliche Martha.

Man soll den Teufel niemals an die Wand malen, die erwünschten kleinen Widerwärtigkeiten ließen nicht auf sich warten.

Eines Morgens trat unerwartet Schwager Georg in Martha's Zimmer. Mit einem wehmüthigen Lächeln reichte er ihr die Hand. Martha erinnerte sich ihres frevelhaften Wunsches und erbleichte.

„Georg, Sie bringen eine Hiobspost?"

„Wenigstens keine ganz freudige Nachricht."

„Ist Julie, ist Willy krank?"

„Stände ich dann vor Ihnen?"

„Nun was ist's? Schnell, schnell, ich sterbe vor Ungeduld."

„Einer meiner besten Freunde hat mir einen fatalen Streich gespielt."

„Nun, was von Freundes Hand kommt," sagte Martha erleichtert.

„Haben Sie die Redensart vergessen: Gott schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon allein fertig werden?"

„Also?"

„Erlauben Sie, daß ich nicht mit dem Ende meine Erzählung beginne.“ Er rückte einen Sessel an Martha's Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Die Afrikanerin.

So heißt die vielbesprochene, letzte Oper Meyerbeers, welche eine Zeit lang die Runde über die Bühnen machen wird. Warum der Titel gerade „Afrikanerin“ ist, bleibt ein Räthsel: vielleicht weil dieser Name besser klingt, als z. B. Asiatin oder Neuseeländerin, etwas Afrikanisches kommt im Stück nicht vor; wohl aber auf dem Zettel, der uns besagt, daß der vierte Act auf Madagaskar spiele. Die darin auftretenden Eingebornen und Priester sind aber keine Madagassen oder sonstige Neger, sondern Vollblutindier, die ihr orthodox-indisches Credo dem Brahma, Wischnu und Schiwa zuschreien. Ueber die Musik im Stück etwas zu sagen, das wollen wir den Fachleuten überlassen; der Componist der „Hugenotten“ und des „Propheten“ hat uns diese Oper nachgelassen, er selber hat aber auch nachgelassen. Der confuse Inhalt des Stückes konnte nur in einer französischen Phantasie erdacht werden. Der historische Seeheld Vasco de Gama ist durch Hrn. Scribe zu einem verliebten, charakterlosen Abenteurer geworden, der verschiedenen Damen Treue schwört — auf ewig natürlich — und die Herzen erobert, einerlei, ob sie in einem weißen oder kupferbraunen Körper schlagen, mit französischer Leichtigkeit aber eine der andern zu Liebe aufgibt, haßt, verachtet, liebt, wie er's eben braucht. Ein psychologisch richtiger Charakter existirt im ganzen Stück nicht. Wir geben in Nachfolgendem eine Skizze des Inhalts. Im ersten Acte befinden wir uns zu Lissabon im Palaste König Emanuel's von Portugal. Ines, Tochter eines portugiesischen Großen, benachrichtigt uns in einem Zwiegespräche mit einer Vertrauten, daß Vasco de Gama seit zwei Jahren mit Bartolomeo Diaz auf der See ist, um durch Entdeckung neuer Länder Ruhm und hohen Rang im Vaterlande zu erlangen, daß sie beide sich lieben und sie ihm Treue bewahren wird (Romanze). Ihr Vater Diego erscheint mit Don Pedro, dem Präsidenten des hohen Rathes, und kündigt ihr den Befehl des Königs an, dem Don Pedro ihre Hand zu reichen. Ihre Weigerung wird durch die Nachricht von Diaz's und Vasco's Untergang erschüttert (Terzett). — Sitzung des hohen Rathes unter Don Pedro's Vorsitze; unter den Mitgliedern der Groß-Inquisitor und zwölf Bischöfe (Marsch und Gebet). Aus Diaz's Schiffbruche hat sich Ein Mann gerettet. — „Er erscheine!“ — Es ist Vasco de Gama (Tenor). Er überreicht eine Denkschrift und bittet um ein Schiff, um den Weg um die Spitze von Afrika nach Indien zu entdecken. Daß jenseits dieser Spitze Länder existiren, haben ihm zwei maurische oder indische Sclaven bestätigt, deren Nationalität, wie die Erd- und Völkerkunde überhaupt, die ganze Oper hindurch utopisch bleibt; wir erfahren blos, daß ihre Hautfarbe kupferbraun (cuivré) ist. Vasco hat Beide an irgend einer Küste gekauft und hat sie mit nach Lissabon gebracht; wie der Schiffbrüchige das angefangen, wer wird darnach fragen! — kurz, sie spielen die Hauptrollen im Stücke, es sind Selika und Nelusco (Bariton). Selika war Königin auf einer glückseligen Insel, Nelusco dort einer ihrer ersten Vasallen; Vasco kennt aber ihren früheren Stand nicht, und vor den Rath geführt, hüllen sich Beide in stolzes Schweigen. Der hohe Rath überlegt Vasco's Antrag, der Groß-Inquisitor findet ihn gottlos (Ensemble, worin Don Pedro und die älteren Räthe gegen den Antrag, Don Alvar und die jüngeren dafür sind). Vasco, wieder eingeführt, vernimmt, daß sein Antrag als unsinnig verworfen sei. Er widerspricht heftig, greift den Gerichtshof als neidisch und lichtscheu an, wird in den Bann gethan und zum Kerker verurtheilt (Finale).

Der zweite Act zeigt uns Vasco im Kerker; an einem Pfeiler in der Mitte hängt eine große Landkarte. Vasco schläft auf einem Ruhebette, Selika ist bei ihm; Selbstgespräch, das ihre Liebe zu ihm verräth. Obwohl sie aus seinem lauten Traume erfährt, daß er Ines liebt, sucht sie doch durch ein Schlummerlied seinen Schlaf zu beruhigen. Nelusco, der Selika liebt und verehrt, hat sich hinter dem Pfeiler verborgen, und da er in Vasco einen Nebenbuhler ahnt, will er ihn im Schlafe morden. Selika tritt ihm entgegen

(declamatorisches Duett), und da er voll Wuth noch ein Mal auf Vasco losstürzt, weckt sie diesen, der bis jetzt ruhig geschlafen hat, durch einen Schrei, worauf Nelusco, wieder furchtsamer Sclave geworden, auf des Herrn Gebot sich entfernt.

Selika zeigt auf der Landkarte Vasco den rechten Weg nach ihrem Vaterlande, einer Insel voll Reichthum und Pracht der Natur. Vasco, entzückt, begeistert, umarmt sie als seinen Schutzengel, verspricht ihr Liebe und selige Tage. Da erscheinen Ines, Don Pedro und Nelusco. Ines verkündet Vasco seine Freiheit, die sie vom Könige erbeten, und will sich entfernen; Vasco, um sie zu überzeugen, daß er für Selika nichts fühlt, schenkt ihr Selika und Nelusco als Sclaven! Aber er erhält seinen Lohn: Don Pedro verkündet ihm mit Hohn, daß Ines, um ihn zu befreien, seine Gattin geworden, und er, Don Pedro, als Admiral die neue Entdeckungsflotte befehligen werde. Vasco sinkt vernichtet zusammen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Fett bringt man am Leichtesten mit verdünnter Schwefelsäure aus den gläsernen Gefäßen heraus und verschiedenartige Gerüche am Besten durch Anwendung von Spülen mit ungestoßenem schwarzem Senf. Ist es nöthig, so kann man letzteren auch einige Zeit mit Wasser in den Flaschen stehen lassen.

Lebensphilosophie.

Wenn kein Titel dich schmückt, und kein Stern auf dem Busen dir glänzet;
Trag' im Busen den **Stern der Liebe** zum Guten und Edlen

Bedenke, was du sprichst, und schweige **sittsam** still,
Sobald ein Aelterer und Klüg'rer reden will.

Verschiedenes.

(**Das glücklichste Geschöpf der Welt.**) Nach der Ansicht der Negersclaven auf Cuba ist das **Schwein** das glücklichste Geschöpf der ganzen Welt, „denn," sagen sie, „der arme Neger muß arbeiten, selbst der Herr geht den Geschäften nach, Pferde und Rinder müssen tragen und ziehen, der Hund muß wenigstens Wache halten — nur das Schwein hat nichts zu thun als zu fressen und dann auszuruhen, es ist der eigentliche Gentleman."

Molé, der berühmte französische Schauspieler, war gefährlich krank, und gewiß gab es in Paris nicht eine Equipage, welche nicht wenigstens ein Mal des Tages vor seinem Hause gesehen worden wäre. Endlich hatten Die, welche sich so eifrig nach des Schauspielers Befinden erkundigten, die Freude zu erfahren, daß er auf dem Wege der Besserung sei, und die Aerzte ihm erlaubt hätten, einige Tropfen Burgunder zu trinken — und in den nächsten zwei Tagen wurden ihm mehr als viertausend Flaschen dieses Weins geschickt.

Als der Sohn Vossens, Abraham, geboren wurde und diesen Namen von seinem Pathen, dem bekannten Componisten Schulz erhielt, wollte Vossen dieser patriarchalische Namen nicht recht munden. Schulz meinte jedoch, der Name wäre wegen des dreifachen a sehr musikalisch, worauf Voß erwiederte: Nun mag er Abraham heißen, aber nach Deiner Theorie wäre **Satanas** auch ein hübscher Vorname.

Schiller lernte in seiner Jugend Harfe spielen. Sein Nachbar gegenüber konnte ihn nicht leiden und rief ihm einmal zu, als er bei offenem Fenster spielte: Herr Schiller, Sie spielen wie der König David, nur daß Sie es nicht so können. — Und Sie, erwiederte Schiller, schwatzen raus, wie der König Salomo, nur daß Sie nicht so gescheidt sind.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 17. Freitag, den 9. Februar 1866.

Die
kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Fortsetzung.)

„Daß Julie in ihrem Leben keine Kleinstädterin werden wird, wissen Sie," begann Georg. „Aber sie hätte sich nicht muthwillig das Leben schwerer machen sollen, als ich es ihr leider an meiner Seite habe bieten können. Anstatt sich den Verhältnissen zu accommodiren, ließ sie keine Gelegenheit vorübergehen, die Gewohnheiten der Damen unseres Städtchens lächerlich zu machen. Was war die Folge davon? Man vergalt ihr Gleiches mit Gleichem, bald stand sie allein und wurde der Gegenstand eines ewigen Stadtklatsches, der ihr denn bald von dieser, bald von jener sogenannten guten Freundin hinterbracht wurde, was wieder Verstimmungen zur Folge hatte, die sich auf mein unschuldiges Haupt entluden und — ja ich gestehe es zu meiner Schande — mich oftmals aus dem Hause trieben."

„Aber," fiel Martha dem Schwager in die Rede, „wer in aller Welt kann Julie solchen Stadtklatsch hinterbringen? Sie schreibt mir, daß sie allen geselligen Umgang abgebrochen habe."

„Schneider- und Putzmachermamsells, Miethsfrauen und Wäscherin, liebe Martha. Besonders die Miethsfrauen! Meine liebe Julie ist keine Wirthin aus dem FF, wenigstens keine solche, die den Waldauer Damen die Spitze bieten könnte. Sie verlangt Dienstmädchen, wie sie in unserm Städtchen nicht zu finden sind, darum ein ewiger Wechsel, der zugleich ihren Ruf als unordentliche Hausfrau in aller Leute Mäuler bringt. Doch um Ihnen den Grund meines Hierseins zu erklären:

„Als mir eines Tages auch einmal wieder das Herz recht schwer war, fragte mich theilnehmend unser Major, was mir fehle. — Die Wahrheit durfte ich ihm doch nicht sagen, ich mußte ihr wenigstens zuvor ein Mäntelchen umhängen, und so sagte ich ihm, daß es mich unglücklich mache, daß meine Frau sich so wenig in Waldau gefiele, und daß mir nichts erwünschter als ein Garnisonwechsel kommen könnte. Bald darauf reiste der Major nach Berlin, und da er mir sehr zugethan ist, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als um meine Versetzung beim Kriegsminister nachzusuchen. Vor wenigen Tagen nun fällt mir die Meldung meiner Versetzung nach Oppeln wie eine Bombe in's Haus."

„Das ist ja am entgegengesetzten Ende der preußischen Monarchie!" rief Martha.

„Nun freilich! Bedenken Sie die enormen Umzugskosten, zu einer Zeit, wo meine Kasse mehr denn jemals derangirt ist; mir bleibt nichts übrig, ich muß Schulden machen, wenn nicht —"

„Wenn nicht?"

„Wenn nicht der Minister sich bestimmen läßt, meine Versetzung rückgängig zu machen."

„Waren Sie schon bei ihm?"

„Ich bin wenigstens auf dem Wege zu ihm und habe nur bei Ihnen Station gemacht."

„So kehren Sie nachher zu uns zurück. Wenn der Minister nicht hilft, dann helfe ich Ihnen. Mir ist ein gescheidter Einfall gekommen."

„Wollen Sie mit uns ziehen und mir wieder Kaffee brauen?" sagte Georg galant scherzend.

„Das sollte mir fehlen. Das hat Hitze genug gekostet, meinem Eheherrn das vernünftige Kaffeetrinken beizubringen."

„Also eine Spangenberg'sche Ueberraschung?"

fragte lächelnd der junge Officier und entfernte sich, seiner Schwägerin die Hand küssend.

Schon nach einer halben Stunde kehrte er mit noch trübseligerm Gesicht, als er gekommen war, zurück.

„Nun Martha, schaffen Sie Rath und Trost, wenn ich mir keine Kugel durch den Kopf schießen soll," sagte Georg mit erzwungenem Humor.

„Der Minister war ungnädig?"

„Das nicht. Ich schob natürlich Alles auf ein Mißverständniß. Die Excellenz bedauerten, versicherten mich der gnädigsten Protection, erklärten sich aber außer Stand, vorläufig helfen zu können, und ertheilten mir schließlich den Rath, wenigstens ein halbes Jahr in meiner neuen Garnison auszuhalten, dann sollte sich das Weitere zu meiner Zufriedenheit finden."

„Herrlich! herrlich!" rief Martha, „ich könnte den alten Minister für seine Antwort küssen."

„Mir wäre vielleicht geholfen worden, hätten Sie mir vor der Audienz etwas von dem Kusse vertraut."

Martha gab ihm als Antwort einen leichten Backenstreich und fügte hinzu:

„Sie sollen mir später noch die Hände dafür küssen, wenn ich Ihnen werde eine neue Julie verschafft haben. Aber jetzt seien Sie vernünftig und beobachten Sie wohl, was ich Ihnen vorschlagen werde." Martha zog bei diesen Worten den Schwager an ihre Seite nieder. „Wenn Sie in eine halbjährige Trennung von Ihrer Frau willigen wollen, so verspreche ich Ihnen ein Wiedersehen, für welches Sie mir Zeit Ihres Lebens dankbar bleiben sollen."

„Ich mich von Julie trennen!" Martha ließ ihn nicht ausreden und fuhr fort:

„Seien Sie gescheidt und nehmen Sie meinen Vorschlag an. Während Sie in der neuen interimistischen Garnison ein kurzes Garçonleben führen, geben Sie Ihre Wohnung in Waldau auf, und Julie kommt mit ihrem Kinde zu mir. Eine kleine Wohnung neben der unsrigen ist leer geworden, sie besteht zwar nur aus zwei nach dem Hofe gelegenen Zimmern, aber Julie bedarf nur Schlaf- und Kinderstube, meine Zimmer sind zugleich die ihrigen. Der Garnisonwechsel wird kein Glück in ihr Haus bringen, bevor Julie nicht auscurirt ist."

„Meine Frau ist Gott sei Dank gesund," bemerkte Georg.

„Sie leidet an einer Krankheit, die heut' zu Tage die meisten Ehen zu Grunde richtet. Die Weltdame in ihr hat die Hausfrau todt gemacht, von mir soll sie lernen, daß beide ganz friedlich Hand in Hand durch's Leben gehen können. Der Herr Lieutenant von Wurm kann keine Küchenmagd als Frau brauchen, und die Lieutenantseinnahme kann keine Modedame bezahlen."

Georg blickte seine Schwägerin mit weit aufgerissenen Augen an.

„Wundern Sie sich, lieber Georg, so viel Sie wollen, aber jetzt sagen Sie ja oder nein."

„Die Mama hat mir schon erzählt, daß Sie bei aller Eleganz eine Wirthin comme il faut geworden wären."

„Was weiß die Mama davon; wenn sie aufsteht, ist meine Wirthschaft schon besorgt."

„Und, Martha, Sie wollten wirklich?"

„Durchsetzen, daß Julie Morgens mit Ihnen frühstückt, wie es in jeder vernünftigen Ehe Sitte und Brauch sein sollte," fiel Martha ihm in's Wort.

Georg seufzte tief, es trat ihm sogar eine Thräne in's Auge.

„Abgemacht?" sie reichte ihm die Hand hin. Er zog sie an seine Lippen, drückte sie an sein Herz und sagte nur:

„Darüber hat Julie zu bestimmen."

(Schluß folgt.)

Die Afrikanerin.

(Schluß.)

Der dritte Act führt uns auf's Meer. Ein Schiff nimmt die Bühne ein: darauf Don Pedro, Ines und ihre Frauen, unter denen Selika. Am Steuer Nelusco, der beste Charakter in dem ganzen Drama: er hat Don Pedro's Vertrauen erschlichen, um das Schiff auf ihm wohlbekannte Klippen seiner heimatlichen Insel zu führen. (Frauenchor, Matrosenchor. Sonnenaufgang.) Eine Barke legt an, Vasco de Gama steigt aus ihr auf's Verdeck: er hat ein Schiff ausgerüstet und ist dem Admiral zuvor gekommen; allein da er die

Richtung des Admiralschiffes nach den Klippen hin bemerkt, eilt er herbei, um es vom Untergange zu retten. Don Pedro glaubt ihm nicht — Ausbrüche gegenseitiger Wuth — Vasco de Gama wird überwältigt — krach! das Schiff fährt auf ein Felsenriff und zugleich erklettern es Indianer von allen Seiten. Die Portugiesen werden gebunden, schon sind die Waffen über ihren Häuptern geschwungen, da erkennen die Indianer in Selika ihre Königin und fallen vor ihr nieder. Der Vorhang fällt denn auch.

Im vierten Act enthüllt sich uns die Pracht der räthselhaften Insel. Huldigung der Eingeborenen. Selika beschwört das Gesetz auf dem goldenen Buche Brahma's. Die Portugiesen sind bereits alle geopfert bis auf Einen: Ines und die Frauen werden soeben hinter der Scene zum Tode geführt. Der Eine, der noch lebt, ist natürlich Vasco; er tritt auf und bewundert die Pracht der Vegetation (große Arie). Aber die Insulaner und Priester ergreifen ihn, indeß Selika erscheint zur rechten Zeit, und da er nach dem Gesetz, welches sie beschworen, dem Tode verfallen ist, so rettet sie ihn nur dadurch, daß sie ihn für ihren Gatten erklärt. Die Ehe muß indeß nach Landessitte eine neue Sanction erhalten: also indische Vermählungsfeier (Ballet, Bajaderen u. s. w.) Die Vermählten bleiben allein und nun folgt das große Liebesduett, welches für die beste musikalische Nummer der Oper gilt. Kaum hat aber Selika die Bühne verlassen, als Vasco in der Ferne im Chor der Portugiesinnen die Stimme der Ines erkennt und zu ihr eilen will, aber durch einen dichten Schleiertanz der Frauen Selika's nach dem Tempel gedrängt wird. Es ist dies der letzte Auftritt des Helden, so wie ihn Scribe gezeichnet hat, den aber diejenigen Theaterbesucher, welche ihre Geschichtskenntniß aus den Dramen schöpfen, ja nicht mit dem wirklichen energischen, charakterstarken und thatkräftigen Vasco de Gama verwechseln mögen, der den Seeweg nach Indien entdeckt hat.

Doch wir haben noch einen fünften Act zu beschreiben. Selika erfährt, daß Vasco mit Ines eine geheime Zusammenkunft gehabt hat. Sie läßt die Portugiesin vor sich führen. Wechselseitiger Erguß von Liebe und Entsagung und großmüthiger Aufopferung; endlich befiehlt Selika dem Nelusco, Ines und Vasco in einem Boote nach Vasco's Schiff zu geleiten, welches noch in Sicht ist. Sie hat beschlossen zu sterben. Die Verwandlung zeigt einen Vorsprung an der Küste, in der Mitte der Scene den Giftbaum (mancenillier), dessen Blüthenduft einschläfert und tödtet. Selika naht sich ihm, pflückt von seinen herabhängenden Zweigen Blüthen, ein unsichtbarer Geisterchor umschwebt die Träumende. Ein Kanonenschuß schreckt die Schlafende auf, sie richtet den matten Blick noch ein Mal nach dem Meere und stirbt. Nelusco kehrt zurück, kniet zu ihr nieder und stirbt mit ihr. Am Horizonte verschwindet Vasco de Gama's Segel.

Gemeinnütziges.

(Conserviren geräucherten Fleisches und Einfluß des Zustandes der Thiere vor dem Schlachten auf die Beschaffenheit des Fleisches nach ihrem Tode.) Als bestes Mittel, alles geräucherte Fleisch, Speck, Schinken, Würste u. s. w. gegen Maden zu sichern, bezeichnet Dr. Nestler, dieselben in getrocknete, durchgesiebte Buchenasche zu legen. Man streut nämlich in einen Kasten, der an einem trockenen und luftigen Orte stehen muß, etwas Asche auf den Boden, legt sodann das geräucherte Fleisch u. s. w. hinein, streut Asche darauf und fährt so fort, bis der Kasten voll ist. Man muß jedoch Alles mit Asche bedecken, damit kein Insect seine Eier an das Fleisch legen kann. Vor dem Gebrauch läßt man das auf diese Art eingepackte Fleisch mit einer trockenen oder nassen Bürste vom Schimmel, der sich vielleicht daran ansetzt, der aber dem Wohlgeschmack nicht schadet, reinigen. Auf diese Art tritt kein Fett aus dem geräucherten Fleisch und es bleibt ein ganzes Jahr hindurch und länger saftig und gegen alle Würmer geschützt. Der Reinlichkeit wegen kann man es vor dem Einlegen in die Asche mit Papier umwickeln. — Bei allem Aufbewahren von Fleisch ist der Gesundheitszustand, in welchem sich das Thier vor dem Schlachten befunden hat, von großem Einfluß; es ist nicht zu bezweifeln, daß manche krankhafte Zustände, die an und für sich das Fleisch nicht unge-

nießbar machen, doch dazu beitragen, daß das Fleisch sich weniger gut aufbewahren läßt. Dasselbe gilt vom Fleisch, wenn die Thiere vor dem Schlachten weit getrieben oder gar gehetzt werden; durch dieses Abmatten oder Aufregen der Thiere wird das Fleisch weniger haltbar. Ebenso nachtheilig wirkt das feste Binden der Thiere; so ist besonders bei den Schweinen nachgewiesen, daß die Schinken sich weniger gut halten, wenn die Füße vor dem Schlachten der Thiere fest gebunden waren, hauptsächlich, wenn letztere in dieser Weise auf eine größere Entfernung getrieben wurden. Durch das Binden wird der richtige Blutumlauf gehindert, es bleibt mehr Blut zurück, was dann das Verwesen befördert. Zum Einsalzen werden die Stücke bald nach dem Schlachten womöglich noch warm verwendet.

Denksprüche.

Wer stets gerade off'ne Wege geht,
Im Glücke dir nicht schmeichelt, im Mißgeschick
Die Hand dir nicht entzieht, und wo
Du strauchelst, dich aufrecht zu halten strebt,
Ihn nenne Freund und Bruder.

Am kürzesten dauern
Die süßesten Freuden;
Am schnellsten verschwinden
Die glücklichsten Zeiten.

Unter allen Lagen bleibet
Stolze Armuth die schlimmste.

Verschiedenes.

Ein übermüthiger junger Ausländer forderte in einem Kaffeehause zu München die Anwesenden auf, mit ihm Billard, die Partie um einen Ducaten zu spielen. Niemand wollte eintreten. „Nun denn," rief der Fremde, „wer spielt die Partie um eine Ohrfeige?" — „Do bin i do," erwiederte der anwesende, launige Hofmusikus Pranger, trat zum Billard und ergriff eine Queue. Bevor aber noch die Partie begann, sprach Pranger sehr höflich: „Mai lieber Herr! 's is in Bearn Mode, daß man z'erst (zuerst) setzt, vor ma z'spielen anfängt," und hiermit verabreichte er dem Fremden eine derbe Ohrfeige; bevor aber dieser wieder zur Besinnung kam, war der flinke Pranger längst aus der Thüre.

(Wie man eine Magd erspart). Wir bringen nachfolgende Notiz eines westlichen amerikanischen Blattes, indem wir uns gegen die Absicht verwahren, unsere Hausväter etwa zur Nachahmung ermuntern zu wollen: „Ein Mann, Namens Jamison, welcher seine Haushaltungs-Ausgaben einzuschränken wünschte, wandte folgendes sinnreiche Mittel an, um zu seinem Ziele zu gelangen: er küßte neulich Morgens sein hübsches Dienstmädchen, während er wußte, daß seine Frau ihn beobachtete. Das Resultat war, daß die Frau die Magd sofort entließ und daß Herr Jamison seitdem 12 Dollar monatlich erspart. Der geistreiche Erfinder will ein Patent auf sein untrügliches Mittel nehmen."

Als der Dauphin von Frankreich einst durch eine Stadt reiste, wunderte er sich, daß die Geschütze nicht donnerten, und frug den Stadtcommandanten nach der Ursache dieser Vernachlässigung. — „O königliche Hoheit," erwiederte dieser, „wir haben gegen vierzig Gründe. Der erste ist: wir haben keine Kanonen." „Dieser genügt vollkommen," lachte der Dauphin, „behalten Sie die übrigen neununddreißig für sich und etwaige Ungläubige."

Charade.

In meinem Ersten wohnt die Kraft,
In meinem Zweiten wohnt der Muth,
Und Beides hat mit Tod und Blut
Gebändigt einst den Uebermuth,
Und einem Volke deutscher Kraft
Der Freiheit Segen bald verschafft.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 18. Sonntag, den 11. Februar 1866.

Des Harfners Tod.

Trauernd nach vergangner Zeiten Pracht
Liegen Trümmer in der Fichten Nacht;
In des Nordes Wirbeln schwankt das Laub,
Stille Moose zittern in dem Staub.

Hier, wo Lenzesfrohsinn einst gelacht,
Wo die Zeit der Gräber finstre Nacht;
Hier, wo Kraft und Macht und Glanz geblüht,
Wohnt ein greiser Harfner lebensmüd'.

Alle Mauern, Hallen sind zerstört;
Nur ein Winkel blieb noch unversehrt.
An den morschen Fenstern seufz' der Wind,
Und es weint mit ihm des Alten Kind.

Bleich auf kahlem Lager liegt der Greis,
Auf den blassen Wangen frost'ger Schweiß;
Gram umwölkt die Stirn, sein weißes Haar
Flimmert um das matte Augenpaar.

Wirre streicht er seiner Locken Schnee,
Und er athmet schwer ob tiefem Weh;
Schmerzlich schaut er auf sein liebes Kind,
Dann zum Himmel — und die Wimper sinkt.

„Armes Kind," haucht er in Seelenleid,
„Ach, du meines Lebens schönste Freud' —
„Bald wirst trostlos und verlassen sein
„In des Lenzes erstem Sonnenschein." —

Rührend ist das Mädchen anzuseh'n,
Wie die Ros' im Mondenschein so schön.
Liebessehnsucht, blasser Schmerz
Wühlen heiß in ihrem Lilienherz.

Betend ringet es die kleinen Händ',
Und es blickt zum stillen Firmament,
Gleich als riefe es die Sterne an:
Traget ihr mein Leid zu Gottes Thron!

Zärtlich schaut's dann nach dem Greis — es lauscht
Bebend, wenn der Wind im Baume rauscht. —
„Ach, bringt zu dem Liebsten keine Kund',
„Oder starb auch unser Seelenbund?"

* * *

Dort in einer Ecke steht die Harf',
Sie, die half zum kärglichen Bedarf,
Sie, die oft erklang in Lust und Schmerz,
Und die oft entwölkt das schwere Herz;

Sie, die inn'ger Liebe zart und hold
Lieh der süßen Stimme lieblich Gold;
Sie, die Kränze um den Becher wand,
Die geflucht dem Laster, feiger Schand';

Sie, die leis' zum sanften Schlummer sang,
Sie, die klagend an dem Grabe klang —
Trauernd, stumm, erstorben steht sie nun;
Bald wird sie bei ihrem Meister ruhn.

* * *

Noch ein Mal hob der Alte sich empor;
Zart besorget tritt das Mädchen vor.
Leis erhob er seine kalte Hand,
Und er sprach, das Aug' emporgewandt:

„Nimm den letzten Segen! Nimm ihn hin!
„Bald wird mein Geist von hinnen zieh'n —
„O von jenen sel'gen Sternenhöh'n
„Träumt's sich süß — wie schön von hinnen geh'n!

„Ja, mit Freud' enteil' ich diesem Land,
„Wo mein Herz nur Kummer, Thränen fand.
„Doch, mein Kind, dich hilflos und verlassen seh'n
„Macht mir furchtbar meine Todesweh'n.

„Hör', mein Kind, des Vaters sterbend Wort:
„Droben wohnt der Waisen Schirm und Hort;
„Und die Unschuld schützt ein Cherubin —
„Eil' im Schmerz an seinen Busen hin!

„Ew'ger, der du meinen Tod gewollt,
„Weiser Schöpfer, sei der Armen hold!
„Gott, mein Gott! dürft' ich das Eine fleh'n?
„Laß, ja laß mein Kind mich glücklich seh'n!"

Sieh, da stürzt gerührt ein Jüngling vor,
Und als säng' der Seraph lichter Chor,
Klang dem Greis des Jünglings bittend Wort:
„Laß dein Kind mich schützen immerfort!

„Greis, wir lieben, wollen glücklich sein,
„Glücklich, wie in Edens Rosenhain."
„Lebet glücklich!" Und wie Maienlicht
Strahlet himmlisch mild sein Angesicht.

Tiefbewegt von Lust und auch von Schmerz
Reicht die Maid dem Jüngling Hand und Herz.
„Vater," spricht der Bursche, „zum Verein
„Diesen Becher voll von goldnem Wein!"

Und er trank — er trank der Jugend Gluth:
„Reichet mir die Harf'! Es wallt das Blut."
Hört, o hört, wie Ton an Ton sich webt,
Wie Syrenensang die Luft durchbebt!

Wie der Saiten Tiefe dumpf erschallt,
Wie wenn Donner durch ein Chaos hallt!
Glühend staunt das süße Liebespaar,
Und der Himmel schmückt sich sanft und klar.

Bald umschwebt ihn jene sel'ge Zeit,
Wo er sprang im bunten Knabenkleid;
Bald ist er in jenen Hain entrückt,
Wo die ersten Küsse ihn beglückt.

Bald sitzt trauernd er am stillen Grab,
Und voll Schmerz sinkt ihm das Haupt hinab;
Und wie Philomel im Grabeshain
Stimmt die Harfe weinend ein.

Wandelt bald auf rauhem Pilgersteig,
Und es klagt die Harfe lieblich-weich;
Denkt der Feste, wo man fröhlich sprang,
Und voll Frohsinn ist der Harfe Klang.

Plötzlich, wie von Lenzeslust durchglüht,
Wie von Edens Blumenflor umblüht,
Sang der Greis von sel'ger Lust entzückt,
Wie mit Siegespalmen schon geschmückt.

Auf den Gipfeln liegt des Abends Kuß,
Und wie ferner Glocken leiser Gruß
Zogen Engel säuselnd durch die Luft
Hin zu unsres Sängers bald'ger Gruft.

Ros'ger Aether schmückt den engen Raum
Wie ein Blüthenkranz um seinen Traum;
Linde wogt der Sang im goldnen Schein,
Glühend saugt die Harf' die Töne ein.

Näher, holder klingt der Seraphsang;
Wundervoller wird der Harfe Klang.

Sieh', es schwimmt die Hall' im hellen Glanz,
Lichtbestrahlt von einem Sternenkranz.

Wie gewoben von zartem Veilchenduft
Wogen Falten in dem Glanz der Luft;
Leuchtend war der Engel Sonnenblick,
Paradiese strahlt ihr Aug' zurück.

Ein Halleluja durchzuckt die Hall'
Wie der Posaunen Donnerschall;
In die Saite fällt des Sängers Macht —
Sie zerreißt — der Alte hat vollbracht.

Jos. Stein, stud. phil.

Die kleinen Leiden und Freuden des Ehestandes.

(Schluß.)

Vierzehn Tage später lagen sich die Schwestern in den Armen.

Die Frau Geheimeräthin Spangenberg war entsetzt über Julien's kleinstädtische Toilette.

Julie beklagte sich bei der Schwester deßhalb.

„Martha," sagte sie, „erkläre mir in aller Welt, wie Du es anfängst, alle die vielen Toilettenzierden, welche, die Mama hat ganz Recht, eine Toilette immer frisch erscheinen lassen, bei Deinen geringen Geldmitteln Dir anschaffen zu können? Immer zierliche Morgenhäubchen, mit denen Du Deinen Mann von Tag zu Tag neu eroberst, immer frische Aermel, Kragen, Manschetten. Du könntest nach meiner Meinung diesen Luxus kaum besser bestreiten, wenn Du einen galanten Ladendiener zum Liebhaber hättest."

„Hier hast Du die Auflösung des Räthsels," entgegnete Martha lachend und hielt ihr die Victoriazeitung unter die Augen.

Mitleidig zuckte Julie die Achseln und setzte hinzu: „Die Blätter sehen sich recht hübsch an, ich blättere auch gern darin, aber —"

„Aber man kann auch etwas daraus lernen," fiel Martha ein. „Gelernt will es sein, wie Alles, selbst das Geringfügigste im Leben, aber ist nur die Fertigkeit erst da, so findet sich die Lust an den Beschäftigungen und man gelangt sehr bald zur Ueberzeugung der damit erzielten Ersparnisse, die oftmals in's Lächerliche gehen. Was Mama, die auch nicht begreift, wozu diese Frauenzeitungen eigentlich in der Welt sind, so lange es Schneiderinnen

und Putzmacherinnen gibt, was sie mit ihrem schweren Gelde sich erkauft, kostet mich oftmals gar nichts. Ein und dieselbe Sache bringe ich mit Hülfe der Vorlagen, die mir meine Victoria liefert, in 5, 6 verschiedene Formen, es gehört dazu nur Zeit und Geduld. Die Zeit kostet kein Geld, höchstens etwas Schlaf, und darin liegt ein neuer Gewinn; der lange Schlaf verdickt das Blut und macht den Teint grau, und da mein Max nichts mehr liebt, als eine Frau mit einem weißen klaren Teint, müßte ich doch die größte Närrin auf Gottes Erdboden sein, wenn ich — ja was wollte ich doch sagen — wenn ich mir nicht die Victoria-Zeitung hielte."

„Ist das eine Logik!" lachte Julie.

Martha, ein Wunder von Thätigkeit, machte es auch noch möglich, ihre Julie mit neuen Unterärmeln und Häubchen zu versorgen, denn sie fand die feine Wäsche der Schwester in einem bejammernswerthen Zustande.

Das Schwesterpaar hatte einen glückseligen Sommer verlebt, und schon war der erste Schnee gefallen, als Georg erwartet wurde, um die neuen Befehle des Kriegsministers in Empfang zu nehmen.

In einer wahren Bräutigams-Laune schloß Georg seine junge Frau in die Arme und schwur hoch und theuer, lieber mit ihr angebrannte Suppe essen, als in eine neue Trennung von ihr willigen zu wollen.

Bei der ersten Visite, die er dem Minister abstatten wollte, wurde er auf übermorgen wieder beschieden. An dem dazwischen liegenden Tage wurde im Spangenberg'schen Hause Georg's Geburtstag mit einem Familiendiner gefeiert. Der erste Champagnerkork war gelöst, als der Diener des Hauses eintrat und auf einem plattirten Teller (eine aristokratische Sitte, welche die Frau Geheimeräthin in ihrem Hause eingeführt hatte) Herrn Lieutenant von Wurm ein Schreiben überreichte.

„Das Ministerialsiegel!" rief dieser aufspringend. Aller Augen richteten sich in lautloser Spannung auf ihn. Nur Martha wechselte mit ihrem Vater einen Blick des Einverständnisses.

„Julie! Julie!" jubelte Georg. „Obrist von B. hat mich zu seinem Adjutanten erbeten."

„Obrist B. steht ja in Berlin! Das kann nur Papa bewirkt haben."

Der Geheimerath winkte ablehnend mit der Hand und deutete auf Martha.

„Der kleinen Hexe dort habt ihr es zu danken," sagte er. „Sie hat sich eine geheime Audienz beim Kriegsminister erbeten und ihm begreiflich gemacht, daß sie ohne ihre Schwester nicht leben könnte."

„Und die Excellenz?" fragte Max gespannt.

„Der alte Herr," versetzte lachend der Geheimerath, „gestand mir neulich, daß eine Charakterschwäche, die er schon in seinen Lieutenantsjahren gehabt, ihm noch in seinem hohen Alter anhafte. — Er könne keiner jungen hübschen Frau etwas abschlagen."

Lustig klangen die Gläser aneinander.

„Aber wo werden wir im Winter eine passende Wohnung bekommen?" fragte Julie besorgt.

„Als ob Martha jemals in ihrem Leben etwas halb gethan hätte!" entgegnete diese wichtig. „Von Neujahr ab beziehen Wurms und Sellos eine getheilte Etage im Geheimerathsviertel."

„Du hast mir ja gesagt, ein Rentier bezöge die andere Hälfte," fragte ihr Mann betroffen.

„Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen," entgegnete Martha, „besonders, wenn es auf Spangenberg'sche Ueberraschungen abgesehen ist."

Nun erst fand Martha Gelegenheit, ihrem Namen Ehre zu machen, denn sie mußte jetzt die Controle über zwei Haushalte führen. Julie hatte den besten Willen, ihrer Schwester ähnlich zu werden, allein die Wirthlichkeit steckte ihr nun einmal nicht im Blute und es haperte bald hier, bald dort, doch dann war auch Martha schon zur Stelle und half nach, wo es fehlte.

Seit vier Jahren schon leben die beiden Familien in friedfertiger Eintracht neben einander. Kleine Veränderungen haben in ihren Verhältnissen stattgefunden. Der kleine Willy hat ein Brüderchen und ein Schwesterchen als Spielkameraden bekommen, und der Papa der Kinder ist Rittmeister geworden. Max Sello ist noch immer Hülfsarbeiter im Ministerium. Martha hat wieder ein Geheimniß auf dem Herzen, und nach den verstohlenen Zeichen, die sie ihrem Vater gibt, ist anzunehmen, daß er der Mitwisser desselben ist. Vielleicht bescheert

der nächste Christbaum eine neue Ueberraschung im Spangenberg'schen Hause. Einstweilen begnügt sie sich mit der erhöhten Einnahme ihres Mannes. Das Erstaunen der Frau Geheimeräthin Spangenberg, wenn sie auf ihre jüngste Stieftochter blickt, bleibt im Steigen. Sie hat Martha den Beinamen: das Residenzwunder gegeben. Jeden Falls verdient die junge Frau den Titel einer Musterfrau. Obgleich sie bereits Mutter von zwei Kindern ist, wird sie noch immer für ein Mädchen gehalten, und ihre größte Liebenswürdigkeit besteht darin, daß ihr Niemand die Musterwirthschaft anmerkt. Wenn sie sich an dem vereinigten Empfangsabende der Schwestern mit anmuthiger Eleganz unter ihren Gästen bewegt, sie bald durch einen musikalischen Vortrag, bald durch eine Gesangspiece zu erheitern sucht, oder wenn man sie in leichtem duftigen Ballkleide durch die Reihen der Tanzenden schweben sieht, da glaubt gewiß Niemand, daß diese glänzende Gesellschaftserscheinung schon in früher Morgenstunde in anspruchsloser Kleidung zwischen den Gemüsekörben und Fischfässern auf- und abwandelnd gesehen worden ist, oder daß die originelle Garnitur ihrer Ballrobe, welche bald die Bewunderung, bald den Neid der Anwesenden erregt, das Resultat eigener Erfindung, das Werk ihrer geschickten Hände sei. Fragt man, wie sie es anfange, so Viel und so Vielseitiges zu leisten, so lautet die Antwort: Martha's größte Sorge ist darauf gerichtet, sich gesund an Leib und Seele zu erhalten. Sie schwärmt für den Comfort des Lebens, aber kennt nur einen Luxus und treibt ihn mit der Oeconomie der Zeiteintheilung.

Fragt man ihren Mann, wie er, ein so beschäftigter Arbeiter, es anfange, niemals Reste zu bekommen, dann erwiedert er: „Das danke ich meiner Frau, sie führt ein strenges Hausregiment und duldet nicht, daß ich die Nacht zum Tage mache. Die Benutzung der Morgenstunden ist das wahre Lebenselixir, das Körper, Geist und Seele in harmonischer Verbindung erhält."

Dies war eine Schilderung der kleinen Leiden und Freuden zweier jungen Ehen. Mit den verbesserten Einnahmen werden auch die großen Freuden sich einfinden und — ich fürchte, auch die großen Leiden, da ja kein Sterblicher davon verschont bleiben soll.

Gemeinnütziges.

(Firniß zum Poliren der Möbel.) Man mischt Lein-Oel und guten Spiritus vini in einer Flasche zu gleichen Quantitäten untereinander, schüttelt dies um, verkorkt die Flasche und verwahrt sie zum Gebrauch. Vor der Benutzung schüttelt man die Mischung nochmals gut durcheinander und reibt die Möbel mit derselben nach dem Striche des Holzes vermittelst eines wollenen Lappens in kräftigster Weise. Sobald die Polirung eines Stück Möbels vollendet ist, nimmt man ein weiches seidenes Tuch oder einen reinen wollenen Lappen und reibt nochmals nach, bis das Holz in vollständigem Glanze erscheint.

Verschiedenes.

(Eine naive Adresse.) Dieser Tage langte bei dem Salzburger Postamte ein Brief aus Linz mit nachstehender, buchstäblich getreuen Adresse an: „An Meinen lieben Bruder Johann Enthauser bei den Hern der die großen Rapen hat ist er Gutscher in Salzburg. weil ich kann Geld nicht hab zahlt mein Bruder."

„Um's Himmels willen!" rief eine trauernde Frau dem Todtengräber zu, „begraben Sie diesen Todten nicht neben meinen Mann!" — „Warum nicht?" rief der Leichenbestatter. — „Weil er an den Pocken gestorben ist, und mein Mann hat sie noch nicht gehabt!"

Ein Dieb wurde im Zuchthause vom Revisor befragt, weßhalb er hier sei? — Der sehr gebildete Dieb antwortete: „Ich bin nur hier, weil mich Mutter Natur mit einem zu sehr um sich greifenden Fassungsvermögen ausgestattet hat."

Auflösung der Charade in Nro. 17:
Armbrust.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 19. Mittwoch, den 14. Februar **1866.**

Der Wildhof.

1.

„Im Wildhof ist es rein nicht mehr zum Aushalten! Führt man nicht ein wahres Sclavenleben hier? — Alle Tage wird man gescholten; nie macht dieser Isegrim von einem Verwalter ein freundliches Gesicht, und dabei soll man arbeiten wie ein Pferd. Das halte ein Anderer aus! Ich für meinen Theil habe genug . . .“ So brummte ein Knecht eines Oekonomiegutes zwei Mägden gegenüber, die eben einen vollgefüllten, schweren kupfernen Futterkessel nach dem Viehstalle schleppten und unterwegs auf einige Augenblicke hingestellt hatten, um sich von ihrer Anstrengung zu erholen.

„Du siehst dich also um einen andern Dienst um?“ fragte Gertrud, die ältere von beiden Mägden.

„Auf Jacobi kündige ich,“ entgegnete der Knecht. „Ja, wenn es noch so wäre, wie vor sechs Jahren,“ fuhr er fort, „dann dächte ich nicht daran. Damals war noch unser junger Herr hier; der wußte doch, wie man mit einem armen Dienstboten umgeht. Seit Herr Eugen in Paris lebt, ist Alles anders geworden. Kurz und gut, es gefällt mir nicht mehr, und ich will mich von diesem alten, mürrischen Graukopf nicht länger drangsaliren lassen.“

„Herr William drangsalirt Niemanden,“ fiel jetzt Martha, die jüngere Magd, dem Knecht in die Rede. „Er ist ein Ehrenmann, und ich finde es recht schlecht von dir, daß du ihm so übel nachredest.“

„Ja, daß du ihm die Stange zu halten suchst, wo du nur kannst,“ erwiederte der Knecht, „das begreift man. Umsonst stehst du natürlich nicht so in Gunsten bei ihm — da wird's einmal eine schöne Eifersucht geben,“ fügte er spöttisch hinzu, „wenn der Joseph mit dem jungen Herrn von Paris zurückkommt.“

„Der Joseph?“ lachte neckend die alte Magd, „der wird sie wohl schon lange vergessen haben. Ich habe immer gehört, daß Paris ganz der Ort dazu sei, sich eine alte Liebschaft schnell aus dem Kopf zu schlagen.“

„Nun, im schlimmsten Fall hält sie es mit Beiden,“ fügte der Knecht hämisch hinzu, wofür er wahrscheinlich mit Martha's derben Händen eine nähere Bekanntschaft gemacht hätte, wenn in diesem Momente nicht der Verwalter im Hofe erschienen wäre, was die zwei Mägde veranlaßte, den Kessel wieder aufzunehmen und an den Ort seiner Bestimmung zu tragen, während der Knecht sich anderwärts zu schaffen machte.

Herr William verdiente die bösen Nachreden des unzufriedenen Knechtes wahrlich nicht. Er war zwar genau, aber deßhalb noch lange kein Harpagon, auch lag in seiner Physiognomie nichts Bösartiges, wie man nach den Aeußerungen des Knechtes hätte vermuthen können, sondern vielmehr eine gewisse Würde, die für den, wie es schien, schwer geprüften Greis auf den ersten Blick einnahm. Die Züge seines blassen Gesichtes waren abgehärmt und seine Haare stark gebleicht; doch trotz seiner sechzig Jahre hielt er sich noch gerade und zeigte in seinen Bewegungen eine Lebhaftigkeit, die bei allem Kummer, der an ihm zu zehren schien, einen großen Schatz von Muth und Seelenstärke verrieth.

Eine Zeitlang blieb Herr William unter dem Hofthore stehen und schaute seinen Leuten zu, deren Thätigkeit sich verdoppelte, als sie

sich beobachtet wußten, indessen wurde er in seiner stillschweigenden Betrachtung schon nach wenigen Augenblicken durch die Ankunft einer zweispännigen Chaise unterbroch n, die er auf der Landstraße daher kommen und einige Minuten sp..er am Herrenhause des Wildhofes halten sah.

Herr William eilte auf den Wagen zu und half einem ältlichen Herrn aussteigen, den er mit einem freundlichen „Ah, mein lieber Herr Notar! Gott grüße Sie!" herzlich willkommen hieß. „Dem Himmel sei Dank, daß Sie kommen," fuhr er fort, indem er die Hand des ältlichen Herrn mit Wärme schüttelte. „Ich erwartete Sie mit wahrer Sehnsucht. Aber treten Sie ein, Herr Simoulin, treten Sie ein," bat er, wobei er dem Notar seinen Arm bot und ihn in ein großes Empfangszimmer im Erdgeschosse des Herrenhauses führte.

„Um Sie nicht lange in Ungewißheit zu lassen, mein lieber Herr William," hub hier der Notar an, „will ich Ihnen gleich mittheilen, daß ich in Ihrer Angelegenheit bei Frau v. Everdal war und so glücklich bin, Ihnen im Ganzen eine angenehme Nachricht bringen zu können."

„Wirklich?" rief der Verwalter erfreut. „Wir bekommen die 20,000 Franken? Ich kann also den Wechsel, der übermorgen fällig ist, bezahlen?"

„Ja," erwiederte der Notar. „Uebrigens stieß ich auf Schwierigkeiten. Frau v. Everdal findet, daß der Wildhof keine genügende Sicherheit mehr für ein neues Darlehen biete, nachdem sie bereits 100,000 Franken als erste Hypothek auf demselben stehen hat."

„Wie!" rief der Verwalter, „keine genügende Sicherheit? — Aber Frau v. Everdal irrt sich. Die Schätzung, die Sie selbst unlängst mit mir vornahmen, ergab eine bedeutend höhere Werthsumme, als 120,000 Franken. Ich denke, Herr Simoulin, Sie werden mit dieser Thatsache unsere Gläubigerin beruhigt haben."

„Allerdings. Allein es hielt schwer, sie zu überzeugen. Schließlich gab sie aber meinen Vorstellungen doch nach; nur fordert sie für dieses neue Darlehen fünf Procent."

Der Verwalter seufzte. „Fünf Procent!" murmelte er. „Ein schweres Opfer . . .!"

„Aber morgen Vormittag wird die Summe in Ihren Händen sein," tröstete der Notar den gebeugten Mann. „Das heißt," fügte er hinzu, „wenn Sie mit dieser Verzinsung einverstanden sind."

„Muß ich nicht?" erwiederte Herr William. „Schließen Sie in Gottes Namen das Geschäft ab. Was bleibt mir Anderes übrig, als meine Einwilligung zu geben?"

„Meiner Treu!" rief der Notar im Tone freundschaftlichen Vorwurfes, als er sah, daß eine Thräne in den Augen des Verwalters zitterte, „Sie nehmen sich die Sache zu sehr zu Herzen. Wenn Herr Eugen Ihr eigener Sohn wäre, so könnte man es begreifen; so aber finde ich es wahrhaftig übertrieben, wie Sie sich abhärmen. Sie schaden damit Ihrer Gesundheit, und ist dieser unverbesserliche Taugenichts nicht werth."

„Sie sind zu streng in Ihrem Urtheile, Herr Simoulin," entgegnete der Verwalter.

„Nein, ich bin nur nicht so verblendet wie Sie. Herr v. Solanges ist ein leichtsinniger Verschwender. Er lebt wie ein Millionär, und doch ist er alt genug, um einsehen zu müssen, daß er seinem unvermeidlichen Ruine entgegen geht. Nun gut; wenn er es nicht anders haben will, so ist dies seine Sache. Ich habe kein Bedauern für ihn; aber Sie, mein lieber William, thun mir leid. Sie kümmern sich ab und führen in Ihren alten Tagen das traurigste Leben der Welt."

„Ich denke nicht an mich," murmelte der Verwalter.

„Ja, ja, ich weiß es," bestätigte der Notar. „Sie sind eine uneigennützige Seele, Sie denken nicht an sich selbst, aber eben deßhalb müssen dies Ihre Freunde für Sie thun. Es gibt Leute," fuhr er fort, „die Sie zu schätzen wissen und nicht zugeben wollen, daß Sie Ihr Leben in Sorgen und Kummer beschließen. Man will, daß Sie sich einer frohen Existenz zu erfreuen haben, und zu diesem Zwecke bin ich beauftragt, Ihnen einen Vorschlag zu machen."

„Mir einen Vorschlag?" wiederholte Herr William überrascht.

„Ja," entgegnete Herr Simoulin. „Hören Sie mich an. Frau v. Everdal will wegen ihrer etwas angegriffenen Gesundheit von nun an ganz auf dem Lande bleiben und sucht als Gesellschafter, als Freund und Rathgeber

einen Mann wie Sie, der ihr bedeutendes Vermögen verwalten würde. Mit einem Worte: Frau v. Everdal schickt mich zu Ihnen, um Sie in ihrem Namen zu bitten, diese ehrenvolle Vertrauensstelle in ihrem Hause zu übernehmen."

„Und Eugen?" rief der Greis.

„Diesen überlassen Sie seinem Schicksale," rieth der Notar.

„Wie, Herr Simoulin, Sie halten mich für fähig, eine solche Feigheit zu begehen?" entgegnete der Verwalter. „Nein, das kann Ihr Ernst nicht sein! Sie wollten mich nur auf die Probe stellen, nicht wahr? Sagen Sie Ihrer Clientin meinen verbindlichsten Dank, und daß ich mich durch ihren Antrag sehr geschmeichelt fühle, daß es aber ganz gegen meinen Charakter wäre, Herrn v. Solanges in seinem Unglücke zu verlassen."

Der Notar zuckte die Achseln. „Herr William," sagte er, „ich könnte mich mit gutem Rechte über die Art und Weise, wie Sie mein freundschaftliches Anerbieten ablehnen, verletzt fühlen, allein Ihre Anhänglichkeit für den jungen Verschwender entschuldigt Sie, und so will ich Ihnen weiter keinen Vorwurf machen." (Fortsetzung folgt.)

Eine entschlossene Frauenthat.

Es gibt Heldenthaten, welche in den Büchern der Geschichte nie eingetragen werden, weil sie auf dem Gebiete des engeren Lebens sich bewegen, und die dennoch vielleicht mehr Muth und Selbstaufopferung erfordern, als viele von jenen Thaten, die mit tönenden Worten gepriesen und für die späteren Zeiten aufbewahrt werden. Gerade in dem Leben der Frauen kommen viele solcher Heldenthaten vor, welche von größtem Muthe und größter Entschlossenheit zeugen, und die doch nur im engeren Kreise lobend wieder erzählt werden. Wir wollen hier einen jener muthigen, selbstopfernden Heldenzüge aus dem Leben eines einfachen jungen Fischerweibes erzählen, dem gewiß die Leser des Boten ihre Theilnahme nicht versagen werden. Was sie that, vollbrachte sie freilich nur für Schmuggler — allein diese Schmuggler waren ihr junger geliebter Gatte, ihr Vater und ihr Bruder, es waren Männer, denen sie mit ganzer Liebe anhing. In der Fischerhütte am Gestade saß die junge Frau am Rocken, eine frische, liebliche Gestalt. Sie war allein in dem ziemlich geräumigen Zimmer. Ueber dem mächtigen Ofen hingen große Netze und verschiedene Fischgeräthe. Die kleinen Fenster öffneten sich auf das Meer. Freilich war davon im Augenblicke wenig zu sehen, denn es war Abend. Eine einfache Lampe stand neben der jungen Frau auf dem mächtigen, soliden Eichentische. Ein Lied halblaut vor sich hin singend, spann sie weiter. Nur dann und wann stand sie auf und blickte zum Fenster hinaus zum Himmel empor, und je mehr derselbe sich klärte, um so heiterer wurde ihr Auge. Es hatte viel gestürmt an dem Tage, und noch tobte der Wind pfeifend um das Haus. Hoch waren die Wellen des Meeres gegangen, allein die Wolken am Himmel vertheilten sich mehr, und mit kundigem Auge sah die junge Frau, daß die Nacht ruhiger werde, als der Tag gewesen war. Das beruhigte auch ihr Herz. Ausgezogen waren früh am Morgen, ehe noch der Sturm sich erhoben, ihr junger Gatte, mit dem sie kaum ein Vierteljahr verheirathet war, ihr Vater und ihr Bruder, um Waaren, Wein und Seidenstoffe einzuschmuggeln, und ihretwegen war sie in Sorge, denn erst um Mitternacht konnten sie zurückkehren. Waren die drei Männer als Fischer auch mit dem Meere vertraut, lebten sie auch täglich auf den tückischen Wellen, so wußte sie doch auch, daß sie bei solchen Gelegenheiten ihr schwaches Boot meist zu schwer beluden und daß die Gefahr für sie doppelt und dreifach wuchs, wenn sie mit den aufgeregten Wellen zu kämpfen hatten. Wieder hatte sie aus dem Fenster geblickt und setzte sich beruhigt an den Rocken, denn selbst der Wind hatte nachgelassen, und mehr und mehr Sterne waren am Himmel sichtbar geworden. Nun hatte sie wenig mehr zu befürchten. Die Grenzwächter und Zollbeamten machten ihr weniger Sorgen; waren dieselben auch unerbittlich strenge, so traute sie zu fest auf die Klugheit ihres Mannes und ihres Vaters, welche die Wächter jedes Mal auf eine falsche Fährte hinzulocken wußten. Noch kein einziges Mal war ihnen dies mißlungen. Ruhig spann sie weiter. Plötzlich hielt sie inne. Es war ihr, als ob sie Tritte draußen

vernommen habe. Sie horchte. Gleich darauf wurde an die Thür der Hütte gepocht. Unerschrocken stand sie auf. Zu viel Abende und Nächte war sie allein zu Hause gewesen, um sich zu fürchten. Das Licht in der Hand schob sie den Riegel zurück, der die Hausflur verschloß. Mehrere Männer traten ein — erschreckt fuhr sie zurück — es waren Zollbeamte. Mit aller Kraft faßte sie sich sofort. Sie mußte sich zusammen nehmen, um nichts zu verrathen. Leise zitternd geleitete sie die Männer in das Zimmer. „Wo ist Euer Mann und Euer Vater?" fragte einer der Männer. „Sie sind nicht daheim," erwiederte die junge Frau mit so viel Unbefangenheit als möglich. „Haha! Das sehen wir. Wo sind sie?" „Nun, auf dem Fischfang." „Jetzt — heute Abend — bei diesem Winde! Wir sind zwar keine Fischer, allein das wissen wir dennoch, daß bei solchem Winde kein Fisch ins Netz geht. Ich dächte, die Fischer hätten am Tage Zeit zum Fischen." „Es muß doch nicht gewesen sein," entgegnete die Frau mit größter Ruhe. „Mein Mann und mein Vater verstehen ihr Handwerk und werden keine unrechte Zeit wählen." „Nun, heute doch vielleicht," warf der Zollbeamte mit höhnendem Lächeln ein. „Heute haben sie doch den rechten Zeitpunkt nicht getroffen! Wir sind neugierig, was für einen Fang sie gethan haben, und werden deßhalb hier bleiben, bis sie kommen. Laßt Euch nicht stören im Spinnen." Die junge Frau war erbleicht. Sie hatte Alles verstanden und begriffen. Der Plan ihres Mannes und Vaters war verrathen — die Männer waren gekommen, um sie auf frischer That zu treffen. Dennoch setzte sie sich an den Rocken, allein ihr zitternder Fuß vermochte denselben kaum in Bewegung zu setzen. Vergebens sann sie auf einen Weg der Rettung. Die Männer durch Bitten zu bewegen — versuchte sie nicht, es wäre Thorheit gewesen, ebenso jeder Versuch, sie zu täuschen. Der Kopf brannte ihr, so sehr strengte sie ihn an. Sie dürstete und stand auf, um Wasser zu holen. Einer der Beamten vertrat ihr den Weg. (Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Die gerösteten Kaffeebohnen verlieren mit jedem Tage der Aufbewahrung von ihrem Aroma in Folge der Einwirkung der Luft, welche die porösen Bohnen durchdringt. Liebig macht nun neuerdings auf ein leicht anzuwendendes, probates, aber zu wenig bekanntes Mittel aufmerksam, diesem Uebelstande wirksam zu begegnen, das einfach darin besteht, daß man die Bohnen gegen das Ende der Röstung, ehe dieselben aus dem noch sehr heißen Röstgefäße geschüttet werden, mit etwas Zucker bestreut. Auf 1 Pfund Kaffeebohnen genügt 1 Loth Zucker. Dieser schmilzt sogleich, und beim Schütteln und Rühren der Bohnen überzieht er sie mit einer dünnen, aber für die Luft undurchdringlichen Schicht von Caramel. Dieselben sehen dann glänzend aus und verlieren fast gänzlich ihren Geruch, der natürlich beim Mahlen um so stärker wieder zum Vorschein kommt.

Verschiedenes.

Ein Grieche und ein Italiener stritten sich um den Vorzug ihrer Nationen. Der Grieche, welcher den Italiener auf ein Mal schlagen wollte, sagte hitzig: „Griechenland ist der Boden, aus dem alle Gelehrte hervorgegangen sind!" „Das ist wahr," entgegnete der Italiener, „darum findet man auch keine mehr dort."

Schiller schrieb einst in das Stammbuch eines Schmarotzers, dem nichts recht war: „Wenn Du genug gegessen hast und satt bist, so lobe Gott den Herrn!"

Charade.

Im Spiegel liebt der eitle Geck
Die Erste zu begaffen;
Manch wilder Eber brauchte keck
Die letzten Zwei als Waffen.
Wer's Ganze ist, übt eine Kunst,
Vollendung schafft ihm Ruhm und Gunst.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 20. Freitag, den 16. Februar 1866.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Der Verwalter ergriff die Hand des Notars. „Herr Simoulin,“ sagte er mit bewegter Stimme, „denken Sie sich in meine Lage. Sie wundern sich, daß ich Eugen nicht aufgeben will, allein erinnern Sie sich, daß sein verstorbener Vater mein Jugendfreund war und später mein Wohlthäter und Retter wurde. Auch ich stürzte mich als junger Mensch mit blindem Selbstvertrauen in die Welt, auch ich verlebte eine stürmische Jugend und vergeudete nicht nur mein väterliches Erbe, sondern suchte gewaltsam alle meine besseren Gefühle zu ersticken, bis es endlich so weit kam, daß ich meiner verfehlten Existenz ein Ende machen wollte ... Da wurde Eugens Vater mein Retter. Seine uneigennützige Freundschaft gab mir den Glauben an das Gute zurück. Ich fand im Wildhof geistigen Trost und materielle Hilfe, und erlangte allmälig wieder meinen inneren Frieden. Ein Jahr später starb mein Freund und hinterließ als Doppelweise seinen dreijährigen Knaben. Eugen hatte nun Niemand mehr auf der Welt als mich. Ich übernahm seine Erziehung, wurde sein zweiter Vater, und nun sagen Sie selbst, Herr Simoulin, ob es nicht abscheulich wäre, wenn ich ihn jetzt verlassen würde, jetzt, da er am Rande eines Abgrundes steht? — Auch ich war gesunken, auch ich schien unrettbar verloren und sein Vater half mir auf ... Soll ich an dem Sohne meines Retters anders handeln?“

„Ich will nicht leugnen,“ erwiderte der Notar, „daß Sie einige Verpflichtungen haben, allein Alles hat seine Grenzen. Eugen hört auf keine Warnungen; alle Ermahnungen und Bitten, die Sie an ihn richteten, waren vergeblich; Sie haben gethan, was Sie vermochten: sollen Sie nun auch noch Ihre Gesundheit, Ihr Leben zum Opfer bringen?“

„Aber, Herr Simoulin,“ rief der Verwalter tief bewegt, „wenn die Schuld, daß es mit Eugen so weit kam, auf mich selbst zurückfiele? — Wenn ich mir den Vorwurf machen müßte, daß er mir sein jetziges Unglück zuzuschreiben hat?“

„Was fällt Ihnen ein?“ rief der Notar. „Wollen Sie sich etwa anklagen, ihn verführt zu haben?“

„Nein, aber daß er so leicht zu verführen ist, daran trage vielleicht nur ich allein die Schuld. Bin nicht ich es, der seine Erziehung leitete? Wie! wenn ich seinen herrlichen Anlagen in ihrer Entwicklung eine falsche Richtung gegeben, wenn ich sein Herz, seine Neigungen nicht gehörig bewacht hätte? — Auf jeden Fall trifft mich der Vorwurf, ihn nach Paris geschickt zu haben. Er konnte hier auf dem Wildhofe in glücklicher Zufriedenheit leben; er selbst wünschte sich nichts Besseres; aber ich, ich träumte für ihn von Auszeichnungen, ich wollte ihn glänzen sehen und schickte ihn hinaus in die Welt, ohne Waffen gegen ihre Verführungen, ohne Schutz gegen ihre Arglist! Bin also nicht ich die erste Ursache seiner Verirrungen?“

Der Notar hatte theilnehmend diesen rührenden Selbstbeschuldigungen des biederen Verwalters zugehört, aber kopfschüttelnd gab er zu erkennen, daß er denselben nicht beistimmte. „Ich begreife nicht,“ sagte er, „wie Sie sich mit solchen Gedanken quälen können. Was Sie thaten, hätte an Ihrer Stelle jeder Andere gleichfalls gethan. Ein junger Mensch gehört nicht hinter den Ofen; er soll das Leben

kennen lernen, sich Erfahrungen sammeln. Dies wollten Sie. Wenn der Versuch mißglückte, so ist es nicht Ihre Schuld."

„Noch ist auch nicht Alles verloren," rief zu seinem eigenen Troste der Verwalter. „Eugen besitzt ein edles Herz. Er kann auf Abwege gerathen, er kann sich zu leichtsinnigen Verschwendungen verführen lassen, er kann vom Strudel der Vergnügungen, welche Paris bietet, mit fortgerissen werden, aber er liebt seinen alten Pflegvater, und sein besseres Gefühl wird ihn wieder auf den rechten Weg zurückführen."

„Können Sie wissen, was aus seinem besseren Gefühle seit den sechs Jahren, die er in Paris lebt, geworden ist? — Welche Bürgschaft haben Sie dafür, daß er Sie noch liebt?"

„Ueberzeugte ich mich nicht davon, als ich vor zwei Jahren bei ihm in Paris war? Ich fand Eugens Herz so dankbar, so gut und liebevoll, daß ich mich nicht stark genug fühlte, ihm mit dem nöthigen Ernste über seine Lebensweise Vorstellungen zu machen. Erst am letzten Tage vor meiner Abreise wagte ich es, ihm ins Gewissen zu reden; da fiel er mir weinend um den Hals, nannte mich seinen Freund, seinen zweiten Vater und versprach mir hoch und theuer, daß er sich bessern werde. — O, diesen Augenblick, Herr Simoulin, werde ich nie vergessen! Er lag an meiner Brust und meine Thränen vermischten sich mit den seinigen; es war von Seite Eugens ein Moment aufrichtiger, tiefgefühlter Reue, für mich aber ein Moment der schönsten Hoffnungen, die mich neu belebten."

„Leider", wandte der Notär dagegen ein, „hatte er schon am andern Tage seine guten Vorsätze wieder vergessen."

„Nicht doch! — Nein, nein!" protestirte der Verwalter. „Er gab mir wenigstens drei Monate lang keine Veranlassung mehr zur Klage: ein Beweis, daß es ihm mit seiner Besserung ernst war."

„So ernst, daß er in den nächsten drei Monaten nach dieser vierteljährigen Besserung das Versäumte doppelt nachholte," erwiderte der unerbittliche Notar. „Sie können dies nicht leugnen, denn ich weiß noch wie heute, daß Sie damals auf mein Bureau kamen und mir händeringend Ihren Jammer mittheilten. Kurz, Herr William, Sie mögen den jungen Herrn so nachsichtig beurtheilen, als Sie wollen, ich behaupte, daß er erst dann zur Besinnung kommen wird, wenn es zu spät ist."

„Nein, nein!" rief der Verwalter im Tone fester Ueberzeugung. „In drei oder vier Wochen gehe ich wieder nach Paris, und dann wird Eugen meinen Bitten nachgeben und mit mir hierher zurückkehren. Hier in seiner Heimath, in dieser schönen, friedlichen Gegend, wo ihn Alles an seine glücklichen Jugendjahre erinnert, wo ihn nur wahre Freundschaft und Liebe umgibt, wird er genesen."

„Ein so bewegtes Leben, wie sein bisheriges," entgegnete der Notar, „stumpft das Herz für sanftere Eindrücke ab. Ich fürchte, Eugen wird im Wildhof nicht mehr leben können; er wird es hier zu langweilig finden. Was ihn als unverdorbenen Jüngling erfreute, wird dem blasirten Wüstlinge nicht mehr genügen."

„Haben wir in diesem Falle nicht ganz in der Nähe eine kleine Fee, die ihm den Wildhof in ein Paradies verwandeln wird?"

„Sie meinen doch nicht Leontine?" rief der Notar. „Oder hegen Sie wirklich noch immer diesen Plan?"

„Warum nicht? Sind nicht Beide schon seit ihrer Kindheit für einander bestimmt?"

„Aber Sie vergessen, wie sehr sich inzwischen die Verhältnisse geändert haben. Weder Leontine noch ihre Tante wissen, daß Eugen finanziell ruinirt ist."

„Es ist auch unnöthig, daß sie es erfahren," erwiderte der Verwalter.

„Ich will nicht glauben, daß Sie die beiden Damen über die Vermögensverhältnisse des Herrn v. Solanges täuschen könnten?"

„Wenn es einmal so weit käme, darüber Aufklärungen geben zu müssen, so fänden sich vielleicht die nöthigen Mittel," erwiderte der Verwalter mit geheimnißvoller Miene, „den größten Theil der Hypotheken zu löschen."

Der Notar sah Herrn William überrascht an. „Wenn ich Sie recht verstehe," rief er, „so wären Sie am Ende gar im Stande, Ihr eigenes Vermögen hinzugeben? — Bei Gott, eine solche Großmuth würde geradezu an Narrheit grenzen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine entschlossene Frauenthat.

(Schluß.)

„Nein, junge Frau," rief er spöttisch, „keinen Schritt aus dem Zimmer, nicht einmal an das Fenster! Haha! Ihr möchtet Eurem Gatten gern ein Zeichen geben! Nichts damit! aber wenn er erst im Gefängniß sitzt, sammt dem alten Spitzbuben, Eurem Vater, dann will ich ein gutes Wort für Euch einlegen, daß Ihr sie besuchen könnt — jetzt aber bin ich unerbittlich." „Ich habe nicht nöthig, ihnen ein Zeichen zu geben," erwiederte die junge Frau, sich möglichst zusammennehmend. „Nur Wasser wollte ich mir holen." „Das will ich thun," gab der Beamte zur Antwort. „So grausam bin ich nicht, daß ich Euch dürsten ließe!" Er verließ wirklich das Zimmer und holte ihr einen Topf mit Wasser. Es that ihr wohl, die Kräfte hatten sie zu verlassen gedroht, nun fühlte sie sich neu gekräftigt. Scheinbar ruhig setzte sie sich wieder an den Rocken. Sie spann; aber ihre Gedanken weilten nur bei ihrem Manne, ihrem Vater und Bruder. Sie waren verloren, wenn sie ihnen kein Warnungszeichen gab. Mehrjähriges Gefängniß drohte ihnen auf jeden Fall, und noch mehr als dies. Gutwillig ließen sie sich nicht zu Gefangenen machen. Es mußte einen harten Kampf geben, sie mußten der Ueberzahl unterliegen — vielleicht mit ihrem Leben. Blutige und finstere Bilder stiegen vor ihrem Geiste auf. Ihr Auge blickte auf die Uhr an der Wand, immer näher rückte die Stunde heran, in der sie heimkehren mußten, und noch wußte sie keinen Weg zur Rettung. Sie spann hastig und empfand nicht einmal, daß der trockene Faden ihr den Finger blutig schnitt. Die Angst preßte ihr die Brust zusammen. Sie hätte laut aufschreien mögen, nur um einen Augenblick die sich steigernde namenlose Angst von sich abzuwälzen. Was — was sollte sie beginnen? Sie mußte die Geliebten retten, sie mußte es, und sollte sie selbst dabei zu Grunde gehen. Nicht für ihr Leben bangte sie. Einen scheuen ängstlichen Blick warf sie durch das Zimmer. Schläfrig, ermüdet saßen die Männer da — es waren sechs — aber sie schliefen nicht, sie mußten jede ihrer Bewegungen bemerken. — Auf dem Stuhle nahe der Thür lagen mehrere Fackeln. Die Männer hatten sie mitgebracht, um sie zur Verfolgung ihres Mannes — ihres Vaters zu benutzen. — Plötzlich zuckte ein Gedanke in ihr auf. Er war verwegen, kaum auszuführen — allein sie dachte nicht hierüber nach. — Schnell sprang sie auf. Mit einem Sprunge hatte sie die Thüre erreicht, dieselbe aufgerissen, mit der Rechten einige der Fackeln erfaßt, und fast ehe noch die bestürzten Beamten emporsprangen, hatte sie bereits die Hausflur erreicht. Die Hausthür war verschlossen, sie wußte es und eilte die Treppe empor — dort riß sie ein Fenster auf und sprang hinaus. Die Verwegenheit gelang — unverletzt kam sie unten an. Erst jetzt begriffen die Beamten, die ihr gefolgt waren, was sie im Sinne hatte. Ihr durch das Fenster zu folgen, wagten sie nicht. — Sie eilten die Treppe hinab und durch die Hausthür. Hierdurch erlangte sie einen Vorsprung. Wie ein flüchtiges Reh eilte sie weiter. Sie hörte die Stimmen der Männer hinter sich, dies beflügelte ihren Lauf nur mehr. Plötzlich hallten Schüsse hinter ihr. Eine Kugel durchbohrte ihren Rock — sie blieb unversehrt. Von einem Instinkt geleitet, hatte sie eine ganz andere Richtung eingeschlagen, als sie gewollt hatte. Sie wandte sich flüchtig um. Die Dunkelheit der Nacht hinderte sie, ihre Verfolger zu sehen. Jetzt wandte sie sich zur Rechten, dem Gestade zu, nach der Stelle, wo die Ihrigen bei ein paar Felsblöcken zu landen pflegten. Athemlos erreichte sie die Stelle. Sie horchte und vernahm keinen Laut ihrer Verfolger. Hastig riß sie ein Feuerzeug aus der Tasche und zündete eine Fackel an. Hoch schwang sie die helllodernde in der Luft, daß es weithin über das Meer leuchten mußte. Aufmerksam und ängstlich starrte sie auf die dunkle Meeresfläche, in die Ferne. Ob ihre Geliebten, für welche sie Alles gewagt, dies Zeichen sahen? Da — da — sie hätte laut aufjauchzen mögen, bemerkte sie in der Ferne auf dem Meere einen Lichtschein. Sie schwenkte die Fackel heftig hin und her — das Zeichen wurde erwidert! Es waren ihre Geliebten, sie hatten das Zeichen bemerkt! Nun warf sie die Fackel nieder auf den Boden. Ein Stein fiel ihr vom Herzen, die Ihrigen waren gerettet. Jetzt drohten sie die Kräfte zu verlassen. Noch ein

Mal raffte sie sich zusammen, um den Zollbeamten, welche dies Zeichen gleichfalls bemerkt haben mußten, nicht in die Hände zu fallen. Sie floh weiter bis zur nächsten Fischerhütte, wo sie Aufnahme fand. Erst am Morgen kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Sie traf die Ihrigen bereits dort, die an anderer Stelle ihre Ladung glücklich gelandet und bereits in Sicherheit gebracht hatten. Schluchzend sank sie ihnen in die Arme. Die gewaltige Aufregung und Pein der Nacht zitterten noch zu heftig in ihr nach. Die Männer hatten den Hergang bereits errathen; in welche Gefahr sie sich indeß begeben hatte, um sie zu retten, erfuhren sie erst aus ihrem Munde. Sie zitterten bei dem Gedanken, wie nahe der Tod an sie herangetreten war. Ein gerettetes Leben hat man aber doppelt lieb, und auf's Neue schlossen sie das junge Weib in die Arme.

Gemeinnütziges.

Ein ausgezeichnetes Fleckenwasser für Säure-, Harz-, Wachs-, Theer- und Fettflecken läßt sich nach Prof. Artus folgendermaßen bereiten: Man schüttet ein Quentchen Benzol in ein Glas, setzt 6 Loth stärksten Alkohol zu, schüttelt die Flüssigkeit gut und fügt noch 2 Loth Aetzammoniak zu. Dieses sogen. englische Fleckenwasser des angegebenen Quantums wird zu 10 Sgr. verkauft, ist aber weit wohlfeiler herzustellen.

Liebet!

Verscheucht den Haß, wie einen finstern Wahn,
Der euern Geist in Fesseln hat gehalten,
Gar bald vollendet ist des Lebens Bahn,
Und euer Herz wird bald genug erkalten.

Bekämpft mit heißer Liebesgluth den Haß,
Der tückisch euer Leben will vergällen,
Der manche Blüthe eures Herzens fraß,
Eh' ihr noch konnte Liebesduft entquellen.

Vernichtet liebend dunkler Thaten Saat,
Und was auf Erden Schlechtes ist zu finden,
Die Liebe siegt, und jede dunkle That
Muß vor der Liebe Sonnenstrahl erblinden.

Nährt eure Seele aus der Liebe Quell,
Nicht mit des Hasses tückisch-trüben Gluthen,
Dann wird das Leben rein und sonnenhell
Vor eurem Auge still vorüberfluthen.

Verschiedenes.

(Ein geistreicher Ausweg.) Der französische Maler Doyen, welcher unter vielen andern guten Werken auch die Restaurirung der Kuppel des Invalidenhauses zu Paris vollendete, war ein großer Menschenfreund. Er hatte Erkundigungen über die vielfachen Frostleiden eingezogen, welchen namentlich die im Winter Schildwache stehenden Soldaten unterworfen waren, und erfahren, daß die Wachen sich namentlich häufig die Beine erfroren. Doyen bat den Herzog von Choiseul um Abänderung des strengen Reglements, erhielt aber zur Antwort: der Minister könne keine Rücksicht auf die im Dienste befindlichen Soldaten nehmen. Doyen malte nun auf die Wand eines Corridors, den Choiseul öfter passiren mußte, einen Invaliden mit hölzernem Beine, welches in die Erde festgemacht war, und dabei einen Gärtner, der ringsumher den Boden aufwühlte. Des Herzogs Frage: was das Bild bedeuten solle, beantwortete Doyen: „Monseigneur, dies Bild stellt einen Vorfall vor, der kürzlich im Invalidenhause sich ereignet hat. Man ließ einen Alten, der ein Bein von Weidenholz trug, so lange unabgelöst stehen, bis das Holz im Boden Wurzel gefaßt hatte. Ein Gärtner befreite den Angewachsenen." — Choiseul lachte und das Reglement ward geändert.

Alles ist groß im Tempel der Gunst, die Thore ausgenommen. Diese sind so niedrig, daß man nur kriechend hindurch gelangt.

Auflösung der Charade in Nr. 19:
Bildhauer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 21. Sonntag, den 18. Februar 1866.

Blüthen französischer Lyrik.

IV.

Das Veilchen.

(Von Gräfin d'Hautpoul).

Du holdes Kind des Lenzes,
Der stillen Seele Bild,
Mit deinem süßen Dufte
Der Rasen ist erfüllt!

O Lust, dich aufzusuchen
Wohl in dem dichten Grün,
Wo du dich meinen Blicken
Bescheiden willst entziehn!

Dort wo die Quelle rieselt
An steiler Bergeshald',
Der Lüfte Balsam kündet
Mir deinen Aufenthalt.

Nicht will ich grausam pflücken,
Bewundern dich allein;
Selbst auf der Blume Kosten
Möcht' ich nicht glücklich sein.

Und sind mit Wohlgerüchen
Die Lüfte auch erfüllt,
Nicht lüftet sich der Schleier,
Der deinen Reiz verhüllt.

So möcht' auch ich stets trocknen
Des Armen Thränenfluth,
Entziehen seinem Blicke
Die Hand, die wohl ihm thut.

Auch ich, wie du, mein Veilchen,
Lieb die Verborgenheit;
Möcht' meine Tage weihen
Der stillen Einsamkeit.

O Weihrauch dieser Erde,
O Schläfe, ruhmgeschmückt —
Nicht tauscht mit solchen Perlen
Ein Herz in sich beglückt.

Mag es, ein Spiel der Winde,
Dereinst wie Staub verwehn,
Ihm blüht in trautem Kreise
Gedächtniß ehrenschön.

Drum such' ich stille Thale,
Dir, trautes Veilchen, gleich,
Wo sel'ge Träume tragen
Mich in der Dichtkunst Reich. —

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke und bevor noch Herr William antwortete, klopfte man an die Thüre. „Ich bin es!" rief gleichzeitig draußen die Stimme eines Knechtes. „Es ist ein Brief aus Paris angekommen, den der Postbote so eben brachte."

Der Verwalter riß jetzt ungestüm die Thüre auf. Ein Blick auf die Adresse überzeugte ihn, daß Eugen geschrieben hatte. In freudiger und doch dabei ängstlicher Aufregung öffnete er den Brief. Es waren nur wenige Zeilen. Kaum hatte er sie aber gelesen, als er in lauten Jubel ausbrach. „Er kommt! — Eugen kommt! — In acht Tagen — am nächsten Dienstag ist er bei uns! — Aber so freuen Sie sich doch mit mir, Herr Simeulin! — Wie können Sie nur so kalt bei dieser Nachricht bleiben? — Ich sage Ihnen ja, er kommt — er kommt!"

„Auf immer?" fragte der Notar zweifelnd.

„Davon schreibt er nicht," erwiederte Herr William etwas kleinlaut. „Es sind nur wenige Zeilen, in welchen er mich von seiner Ankunft

benachrichtigt. Aber ist dies nicht genug? — Wenn wir ihn nur erst wieder haben, das ist die Hauptsache. Doch verzeihen Sie, mein bester Notar, ich muß nun fort! — Ich muß Frau v. Bervilliers und die liebe, gute Leontine davon in Kenntniß setzen. Ah, wie wird sich das liebe Kind freuen, daß Eugen zurückkommt! Die gute Seele, sie liebt ihn so innig! — Also nichts für ungut, mein Freund, wenn ich Sie verlasse. Entschuldigen Sie mich! Auf Wiedersehen! — Morgen — ich komme morgen zu Ihnen! — Auf Wiedersehen!"

Und ohne in seiner freudigen Aufregung nur daran zu denken, daß er den Notar beleidigen könnte, wenn er ihn stehen ließ, eilte er hinaus, als ob die Nachricht von Eugens Ankunft ihn um zwanzig Jahre jünger gemacht habe. Im Hofe rief er dem Oberknecht mit so gewaltiger Stimme, daß sich Niemand zu erklären wußte, was den Verwalter so sehr aus seiner gewöhnlichen Ruhe gebracht haben konnte. Als die guten Leute aber hörten, daß Herr William den Befehl ertheilte, für sie ein Fäßchen Bier aus dem Keller und Käse und Brod aus der Verrathskammer zu holen, da verwandelte sich ihr Schrecken in angenehme Ueberraschung.

„Macht euch vergnügt!" rief Herr William den Knechten und Mägden zu; „seid lustig und guter Dinge! Wir setzen die Arbeit eine Stunde lang aus, denn dem Wildhof steht eine große Freude bevor. — Unser lieber Herr — Herr Eugen kommt in acht Tagen von Paris zurück!"

„Es lebe unser lieber Herr! — Es lebe Herr Eugen!" jubelten die Leute, wobei sie ihre Mützen und Hüte in die Höhe warfen, um so recht ihre Freude über die frohe Nachricht — oder vielleicht auch über das Fäßchen Bier, welches in Aussicht stand, kund zu geben.

2.

Am Tage, den Eugen v. Solanges zu seiner Rückkehr bestimmt hatte, holte Herr William gegen fünf Uhr Abends seine alte Freundin, Frau v. Bervilliers und ihre Nichte Leontine ab, um dem Zurückkehrenden eine Strecke Weges entgegen zu gehen.

„Sie sehen," rief Frau v. Bervilliers, eine etwas dicke, aber dennoch dabei sehr lebhafte und bewegliche Frau von beiläufig fünfundvierzig Jahren, „wir sind pünktlich; ein Beweis, daß wir uns nicht weniger auf unsern guten Eugen freuen, als Sie selbst."

„Ich weiß," entgegnete der Verwalter, indem er den beiden Damen rechts und links den Arm bot, „Ihre Freude kommt der meinigen gleich, denn wenn ich mit gutem Gewissen sagen kann, daß mir Eugen ins Herz gewachsen ist, wie wenn er mein eigener Sohn wäre, so ist es nicht minder wahr, daß Sie stets wie eine zweite Mutter für ihn fühlten. — Was sagt aber unsere gute Leontine dazu? — Ist sie nicht über die unverhoffte Rückkehr ihres früheren Spielkameraden hoch erfreut?" fügte er hinzu, indem er sich an das erröthende junge Mädchen wandte.

„O, Leontine ist so glücklich wie wir selbst," erwiederte die Tante statt ihrer Nichte; „aber Sie kennen ja ihre Art: sie weiß sich zu beherrschen —".

In der That benahm sich Leontine mit einer gewissen Zurückhaltung, die indessen nur in ihrer jungfräulichen Schüchternheit, nicht aber in kalter Gleichgiltigkeit ihren Grund hatte. Die sanfte blonde Jungfrau mit ihren großen blauen Augen und ihrer schlanken Gestalt war eine anziehende Erscheinung und bildete in ihrer Ruhe und Anmuth zu ihrer redseligen, corpulenten Tante, die das Herz immer auf der Zunge hatte, einen etwas auffallenden Contrast. Während die muntere Tante den Eindruck einer gutmüthigen, behäbigen Frau machte, der es nie einfiel, durch ihr äußeres Auftreten imponiren zu wollen, mußte man bei Leontine den gemessenen Anstand bewundern, den sie bei jeder Gelegenheit beobachtete, weßhalb Frau v. Bervilliers sie auch nicht selten scherzweise ihre kleine Prinzessin nannte.

Auch jetzt tadelte die Tante das ernste Wesen ihrer Nichte, welches sie ganz und gar nicht am Platze fand. „Seit sechs Jahren hast du um Eugen getrauert," sagte sie, „und nun, da sich der sehnlichste Wunsch deines Herzens erfüllt, da Eugen endlich zurückkehrt, nun gehst du mit gesenktem Kopfe neben uns her, als wäre es weiß Gott was für ein harter Gang, den wir machen."

„Ah, liebe Tante," erwiederte das junge Mädchen, „zweifeln Sie deßhalb nicht, daß in

diesem Augenblicke tausend frohe Empfindungen meine Seele bewegen."

„Die du alle für dich behältst," unterbrach die Tante das junge Mädchen, „während es bei mir heraus muß, wenn ich nicht ersticken will. — Der gute Eugen!" fuhr sie in redseliger Weise fort, „ich erinnere mich noch, als ob es gestern gewesen wäre, wie schmerzlich uns der Abschied fiel — wie schwer er sich von uns trennte. Ich sehe ihn noch vor mir, wie ihm die hellen Thränen über das Gesicht liefen, bis ihn William, der selbst in Thränen zerfloß, fast mit Gewalt in den Wagen schob."

„Ja, ja, es war eine traurige Stunde," murmelte der Verwalter, der sich im Stillen den Vorwurf machte, daß in der That nur er den jungen, unerfahrenen Mann zu dieser unseligen Reise veranlaßt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schreckensfahrt.

Wir hatten, fünf Personen an Zahl, uns verspätet, und der Personenzug war bereits nach Philadelphia abgegangen. Nur durch die große Gefälligkeit des Führers eines Gepäckzuges gelang es uns, noch in einem Packwagen Platz zu finden, obgleich die Gefälligkeit der Dienstinstruction ganz entgegen war. Ungefähr drei Stunden mochten wir gefahren sein, als der Zug, um eine Ecke biegend, einen großen Urwald zu passiren hatte. In weiter Entfernung noch sahen wir gewaltige Rauchwolken den Wald verfinstern, aber auch hohe Flammen aufschlagen. „Der Wald brennt!" rief der Ingenieur, und ohne von dem Umfang des Brandes auch nur eine Ahnung zu haben, war der Zug schon inmitten der durch das hohe trockene Gras reißend schnell und sich nach allen Seiten hin verbreitenden Flamme angelangt. Unser Schrecken war groß, steigerte sich aber bis zum Entsetzen, als wir vor uns eine brennende Sykamore, einen Baum von vielleicht 180 Fuß Höhe, langsam umstürzen und sich wie ein Schlagbaum schräg über die Bahn legen sahen, wo eine große Eiche den fallenden Riesen auf Augenblicke aufhielt. Jede Secunde sank er, die gewaltigen Aeste der Eiche brechend, mehr hernieder, und kaum hatte mit Blitzesschnelle der Zug die Stelle passirt, als mit furchtbarem Geprassel der gewaltige Stamm quer über die Bahn stürzte. Eine Secunde früher, und der ganze Zug wäre ein Aschenhaufen geworden.

Es war kein Ende des Flammenmeers abzusehen, und nur der durch die furchtbare Schnelligkeit der Locomotive hervorgebrachte Luftzug schützte die Güterwagen vor dem hellen Brande. Denke man sich das eiserne Roß, wie es, selbst Flammen und Funken speiend, in das hellflammende Element sich hineinstürzt; Bäume, die den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt, brechen krachend übereinander zusammen, vermehren die untere Gluth. Das dürre Gras, zugleich an tausend Ecken angezündet, bildet eine unübersehbare Fläche prasselnder Flammen, die vom Winde getrieben sich weiter wälzen, nackte Felsen und Bäche überspringend, bis ein breiter Fluß oder ein tiefer Sumpf sie aufhält. Und der Lenker des eisernen Rosses steht ruhig da, mit bleichen Wangen, das Höllenschauspiel betrachtend. Die kolossale Größe des Brandes war ihm nicht denkbar, sonst hätte er sich nicht hineingewagt, doch jetzt ist es zu spät; er muß und kann nur vorwärts; wollte er zurück auf dem blanken Geleise, so müßte er erst anhalten, und in demselben Momente wäre auch der ganze Zug in Flammen gegangen. Also vorwärts durch das Flammenmeer! Wolkenhoch sprühen die Funken empor und umhüllen den Zug. Selbst die Luft ist schon so erhitzt, daß man Feuer einzuathmen glaubt. Der Zug braust dahin, weiter und immer weiter dehnt sich auch die Feuerfläche aus. Dem Ingenieur ist selbst bereits das Haar verbrannt, die Haut sengt unter der gewaltigen Gluth. Es bleibt nur Eines noch übrig. Die Locomotive sich selbst überlassend und ihr die vollste Dampfkraft gebend, zieht er sich in den nächsten Postwagen zurück. Vorn und hinten, von allen Seiten starrt ihm nur der schwarze Tod entgegen. Er verläßt sich allein noch auf sein gutes Glück, das ihm in Gefahren schon so oft beigestanden, und er rechnet auch dies Mal nicht vergebens; denn dies Mal noch führte ihn sein Roß in rasender Hast durch die furchtbaren Gluthen, und läßt ihn endlich nach fünfstündiger Todesangst den Zug wohlbehalten in den Bahnhof von Philadelphia einführen.

Flockentanz.

Flöcklein tanzen weiß vom Himmel,
Wind der macht Musik dazu —
Welch ein lustig bunt Gewimmel
In der starren Winterruh!
— Und durch die vereisten Scheiben
Lugt manch Kindesäugelein:
Möchte — statt im Haus zu bleiben —
Bei dem lust'gen Treiben sein.

Lugt und lacht nur, frohe Kinder,
Desto lust'ger geht es zu: —
Seht! geschwinde und geschwinder
Tanzt die ganze Schaar im Nu.
All' die kleinen Wolkenkinder
Freut's im leichten Federkleid:
Denn ihr Herr, der strenge Winter,
Hält ja lust'ge Hochzeit heut'! — —

Verschiedenes.

(Ein König der Straßenräuber.) Im Bagno von Brest war ein Mann, der allein, ganz allein einen Postwagen, worin 3 Officiere saßen, ausgeraubt hatte. Beim Einbruche der Nacht brachte er unter den Gebüschen am Wege eine Anzahl Stöcke an, welche das Aussehen schußfertiger Gewehre hätten und eine Anzahl hinter denselben verborgener Räuber vorstellen sollten. Als der Postwagen heran kam, hörte man eine Stimme, als ob sie eine Abtheilung Menschen anrede, „Fertig! gehorcht den Befehlen, kein Feuern mehr, wenn es keinen Widerstand gibt, kein unnöthiges Blutvergießen!“ Ein bewaffneter Mann kam hinter den Gebüschen hervor, stellte sich vor die Pferde und rief: „Halt, Conducteur! nieder auf den Bauch! Kameraden! Achtung! aufgepaßt!“ Die Pferde hielten, der Postillon und der Conducteur stiegen ab und legten sich mit ihrem Gesichte in den Schmutz. Man hörte das Geschrei der Damen aus dem Wagen. „Meine Damen, fürchten Sie sich nicht, wir sind zu galant, Ihnen etwas Leides zu thun. Bursche, nicht feuern!“ — Der Räuber öffnete die Thüre des Innern. Es befanden sich darin noch 3 Officiere. „Je einer, meine Herrn!“ und als sie herauskamen, übergab einer nach dem andern seine Habseligkeiten. „Auf den Bauch!“ ward jedem befohlen. Alles, was sie in der Verwirrung und Dunkelheit sahen, waren die auf den Wagen zielenden Gewehre. Die Frauen riefen immer: „Thut uns kein Leid, nehmt Alles, was wir haben!“ Der Räuber commandirte: „Nicht feuern! nicht feuern!“ Alle Reisenden lagen auf dem Boden. Da ging der Räuber und sagte: „Adieu, meine Herrn und Damen!“ um sich scheinbar seiner Bande anzuschließen. Es dauerte lange, bis Einer seinen Kopf zu erheben wagte. Als aller Lärm aufgehört, faßten sie Muth, man näherte sich den schrecklichen Gebüschen und fand, daß die Feuerwaffen Stöcke seien, und Niemand sich bei denselben befinde. Der Räuber wurde später verhaftet. Kein Wunder, daß eine solche That in einer Versammlung von Spitzbuben Staunen erregte und daß ein solcher Mensch mit Bewunderung betrachtet wurde.

Wie das „Journal des Villes et Campagnes“ mittheilt, hat man in Syrien ein altjüdisches Haus ausgegraben, das seiner Bauart und Einrichtung nach aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus herrühren soll. Man hätte in demselben sieben Bücher gefunden, die fünf Bücher Mosis, die Psalmen Davids und einen Band bis jetzt unbekannter hebräischer Dichtungen. Der kostbare Fund soll an die asiatische Gesellschaft von London abgesendet worden sein.

(Ladendiener) die meisten sind so geschnürt und gebügelt, daß man auch mit einem Provinzialismus sagen könnte: dünner Laden.

Räthsel.

Deine Kinder und meine
Schlangen allerlei Weine,
Ohne berauscht zu sein,
Sammt den Fäßchen hinein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 22. Mittwoch, den 21. Februar **1866.**

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

„Ich bin begierig," fuhr Frau v. Bervilliers fort, „wie er sich verändert haben wird. Als er uns verließ, war er noch ein guter Junge, und jetzt gehen wir ohne Zweifel einem vollendeten Cavalier entgegen, der mit jener Sicherheit auftreten wird, die man allein durch Reisen erlangt. Du bist glücklich, liebe Leontine! Wie werden dich deine Freundinnen beneiden, wenn du als Frau v. Solanges an seiner Seite deine ersten Besuche machst! — Nun erröthest du schon wieder! Als ob man nicht von Dingen, die unausbleiblich sind, sprechen dürfte? Ja, ich wiederhole es, man wird dich und dein Glück beneiden, denn ich kann mir lebhaft vorstellen, was aus Eugen, seit wir ihn nicht mehr sahen, geworden sein wird."

„Vielleicht spannen Sie Ihre Erwartungen zu hoch," gab Herr William lächelnd zu bedenken. „Es wäre möglich, daß sich Eugen weniger zu seinem Vortheile ausgebildet hat, als Sie hoffen."

„Und das sagen Sie?" rief Frau v. Bervilliers erstaunt. „Doch Sie wollen mich in meiner Eigenschaft als seine zweite Mutter nur ängstigen. Aber wie er auch sein mag," fügte sie hinzu, „in den Augen einer Mutter verwandeln sich selbst die Fehler des geliebten Kindes in Vorzüge, und so machen Sie sich nur darauf gefaßt, daß ich Ihre Strenge nicht aufkommen lasse."

„Gebe Gott, daß wir ihn so finden, wie Sie — wie wir Alle es hoffen," erwiederte der Greis, während er sich mit den beiden Damen dem zum Gute gehörenden Weiler näherte, wo zum Empfange des jungen Herrn großartige Vorbereitungen getroffen worden waren.

Auf der Straße, die mitten durch den Weiler führte, hatte man eine Ehrenpforte aus Tannenzweigen und Eichenlaub errichtet, während an den Fenstern des einzigen Wirthshauses, vor welchem sich jetzt die zehn oder zwölf Familien des Ortes versammelt hatten, kleine papierne Fähnchen rauschten und ober dem Eingange sehr sinnreich ein vom Schullehrer angefertigtes „Willkommen!" in goldenen Buchstaben auf einem blauen mit Tannenzweigen eingefaßten Schilde zu lesen war. Da man eben nur mehr in geringer Entfernung einen zweispännigen, mit vielen Koffern beladenen Wagen heranrollen sah, der offenbar den hohen Reisenden enthalten mußte, ordneten sich jetzt die Leute, wobei der Schullehrer als Festcomite alle Energie aufbieten mußte, um die Weiber und Kinder zurückzuhalten, während die aus einem Pfeifer und einem Geiger bestehende Musikbande ihre Instrumente in Bereitschaft setzte und der Wirth einen mächtigen Humpen mit seinem besten Wein füllte, der dem jungen Herrn als Ankunftstrunk credenzt werden sollte.

Der Wagen kam näher. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, am weitesten streckte aber Martha, die junge Magd aus dem Wildhof, den Kopf vor, um ihren Joseph zu sehen, den sie auf dem Bocke vermuthete.

„Mein Gott, ich glaube, er ist es gar nicht!" rief sie bestürzt ihrer Nachbarin zu, als der Wagen nur mehr zweihundert Schritt entfernt war.

„Der Joseph?" entgegnete diese. „Bist du denn blind, daß du den Jean nicht erkennst, den Postillon von Courtrai?"

„Und den Joseph?" murmelte Martha mit weinerlicher Stimme.

„Er ist eben nicht dabei!" gab die Andere schadenfroh zur Antwort. „Weißt du, was ich denke? Du hast schon lange keine Nachrichten von ihm bekommen: vielleicht ist er gar in Paris gestorben!"

Ein derber Rippenstoß von Martha's kräftiger Faust gab der Boshaften zu erkennen, wie sehr sie das arme Mädchen erschreckt hatte. Unterdessen war der Wagen angelangt und hielt vor dem Wirthshause. Er war ganz geschlossen und noch konnte man nicht sehen, wer in demselben saß. Im nächsten Augenblicke aber wurde der Schlag von Innen geöffnet, worauf ein Mann in einem langen blauen Ueberrock mit goldenen Knöpfen und mit einem betreßten Hute auf dem Kopfe heraussprang. Die enttäuschten Leute erkannten auf den ersten Blick Joseph, den Bedienten des Herrn v. Solanges, der sich mit beiden Händen zugleich die Ohren zuhielt, während der Geiger und der Pfeifer mit ihren Instrumenten einen infernalischen Lärm machten und das verstummende Hurrah der Bauern übertönten.

„Aber so schweigt doch, ihr verdammten Dudler!" rief der gallonirte Lakai, an den sich jetzt der Schullehrer wandte, um ihn zu fragen, wo denn sein Herr sei.

„Er kommt zu Fuß nach," erwiderte dieser, „und hat mich mit dem Wagen vorausgeschickt. — Aber was gafft ihr mich Alle so an? Ist denn etwas so Besonderes dabei, wenn Herr Eugen lieber geht als fährt? O, ihr werdet noch ganz andere Dinge an ihm erleben, macht euch darauf gefaßt, denn —." Er sprach sich nicht weiter aus, sondern begnügte sich, achselzuckend mit der Hand auf seine Stirne zu deuten.

„Er will am Ende doch nicht gar behaupten, daß es mit Herrn Eugen nicht ganz richtig sei?" murmelten die Leute.

„Nun, wartet's nur ab," entgegnete Joseph. „Ihr werdet euch wundern. Ich weiß, was ich mit ihm auszustehen habe. In einer halben Stunde wird er mit seinem Freunde Gombert hier sein; dann könnt ihr ihn selbst beurtheilen. — Aber heda, Vater Lorenz!" rief er dem Wirthe zu, „ich habe einen Höllendurst. Gebt mir Euren Humpen; und du, Jean," wandte er sich an den Postillon, „fahre die Chaise nur einstweilen hinauf; ich selbst will hier auf Herrn Eugen warten, denn ich bin doch begierig, was er zu diesen Empfangsfeierlichkeiten für ein Gesicht machen wird."

Martha hatte sich so aufgestellt gehabt, daß Joseph sie schon beim Aussteigen sehen mußte; aber er hatte sie trotzdem nicht angesprochen. War dies absichtliche Vernachlässigung, oder hatte er sie nicht erkannt?

„Pfui, welches Teufelsgetränk!" hörte sie ihn jetzt in der Wirthsstube rufen, als er von dem Weine trank, der bisher für den besten im Keller des Wirthes gehalten worden war; „das ist ja ein wahres Rattengift! Etwas Dümmeres hätte sich Herr Eugen nicht einfallen lassen können, als in dieses Hottentottenland zurückzukehren, wo man statt Wein Essig zu trinken bekommt. Hoffentlich wird er aber selbst nicht lange aushalten!"

Unter solchen und ähnlichen Spottreden schickte sich Joseph an, die Stube wieder zu verlassen, als Martha ihm unter der Thüre in den Weg trat. Mit einem wehmüthigen Lächeln sprach sie ihn mit zitternder Stimme an.

„Joseph, kennst du mich denn nicht mehr?" fragte sie.

Der Bediente sah das Mädchen überrascht an, dann brach er in lautes Lachen aus. „Ha, ha! meiner Treu!" rief er, „das ist ja die Martha, so wahr ich lebe! — Mordelement, wie sie sich geputzt hat! Sieht sie nicht aus wie ein Maibaum, wenn Kirchweih ist?"

Martha ließ den Kopf sinken, und bittere Thränen rollten über ihre Wangen.

„Nun heult sie gar!" rief Joseph roh. „Aber was hat denn das einfältige Ding?"

„Pfui, Joseph, schäme dich!" schluchzte Martha. „Ich freute mich so sehr auf deine Rückkehr und nun verspottest du mich."

„Du hast dich auf mich gefreut? — Auf Ehre, sehr schmeichelhaft," erwiderte der Bediente spöttisch. „Doch mir fällt ein, warum!" fügte er lachend hinzu. „Waren wir nicht einmal so dumm, uns heirathen zu wollen? Wie, und nach sechs Jahren bist du nicht klüger geworden? Du kannst doch nicht ernstlich glauben, daß ich noch Lust hätte?"

Dies war zu viel für die arme Martha. Laut weinend entfernte sie sich. Es war aber auch für die Zuhörer zu viel, denn in ihrer

Entrüstung über die Brutalität des Burschen erhoben sich schon zwanzig kräftige Fäuste, die er ohne Zweifel zu fühlen bekommen hätte, wenn in diesem Augenblicke nicht Herr William und die beiden Damen erschienen wären, vor denen die Leute zu viel Respect hatten, um nicht ihren Zorn zu mäßigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehen der Vögel.

Die „Maje" in Wiesbaden bringt einen interessanten Aufsatz von Pfarrer Snell in Hohenstein (Nassau) über eine merkwürdige Erscheinung, welche erst in neuerer Zeit anerkannt worden ist. Danach leben alle Vögel mit wenigen Ausnahmen in fester, lebenslänglicher Ehe (Monogamie), wie man das an Raben, Elstern, Tauben, Spatzen 2c. leicht beobachten kann. Zu den ganz unzertrennlichen Vögeln gehören die Lerchenfalken trotz ihrer sonstigen Wildheit. Wenn man im Herbste, wo sie wandern, einen dieser Schnellsegler in den Lüften seine wundervollen Schwenkungen machen sieht, so wird man in der Regel auch bald den andern Gatten gewahr werden. Sehr viele Vögel schaaren sich regelmäßig im Herbste zu größern oder kleinern Heerden zusammen. Aber auch hier hat man gefunden, daß die einzelnen Paare sich zusammenhalten. Doch gibt es auch Zugvögel, von welchen die Männchen wie die Weibchen im Herbste sich in besonderen Schaaren vereinigen und so getrennt von einander ihre Wanderungen machen, dies ist z. B. bei den Buchfinken der Fall. Im Frühlinge aber finden sich dieselben Paare wieder zusammen. Das Nachtigallen-Männchen schlägt in den ersten Tagen seiner Ankunft im Frühlinge so lebhaft Tag und Nacht ohne Unterbrechung, um sein Weibchen, welches erst später kommt, an sich zu locken, oder vielmehr, um demselben, das ja ohnehin seine Heimath kennt, seine Anwesenheit kund zu thun. Der Sperber findet sich, nachdem er den Winter über einsam mancherlei Kreuz- und Querzüge gemacht, und zur Abwechselung vielleicht auch ein Mal den Palmenhainen Afrika's einen Besuch abgestattet hatte, im Frühling mit seinem Weibchen wieder auf demselben Baume ein, wo er im Jahre vorher von demselben Abschied genommen hatte, und bezieht wieder denselben Horst (wofern er noch vorhanden), den er vorher bewohnt hatte. In Vielweiberei leben nur wenige Vögel, die Auerhühner, die zahmen Enten und Gänse und einige andere. Die Ehen werden meistens im Frühjahr nach dem Geburtsjahr geschlossen, und es findet dabei eine ganz bestimmte Wahl statt, deren Gründe ebensowenig wie bei den Menschen zu enträthseln sind, wenn nicht die gewöhnlichen Rücksichten des Lebens obwalten. Oft entscheidet der bloße Zufall, oder wenn mehrere Bewerber sich um eine Braut drängen, das Recht des Stärkeren. Selbst wenn die Ueberzahl auf Seiten der Weibchen ist, was aber selten der Fall, da es bei den Vögeln mehr Männchen als Weibchen gibt, entstehen oft Kämpfe der Eifersucht. In der Ehe kommen Streitigkeiten selten vor, das Weibchen fügt sich dem Willen des Männchens. Die Wahl des Nestes z. B. trifft immer das Männchen, und Herr Snell beobachtete bei Spatzen und Tauben Fälle, wo das M nnchen aus Dummheit und Aengstlichkeit einen ganz unpassenden Platz wählte und das Weibchen sofort Material herbeischleppte, obwohl dasselbe gar nicht anzubringen war. Nur bei Lerchenfalken kommen manch Mal Streitigkeiten über eine Beute vor, die aber nie zu Thätlichkeiten führen. Die Tugend der ehelichen Treue muß man im Allgemeinen allen in Einweiberei oder Monogamie lebenden Vögeln zuerkennen. Doch ist ein Unterschied zwischen beiden Geschlechtern zu machen. Von Seiten des Weibchens habe ich, sagt Snell, so lange und sorgfältig ich auch die Vögel beobachtet habe, niemals einen Fall von Untreue erlebt, bei den Männchen hingegen kommen, wenn auch selten, solche Fälle vor. Wenn man erwägt, daß dem Weibchen von Natur eine größere Zurückhaltung und Schüchternheit eigen ist, so wird man diesen Unterschied erklärlich finden. Wohl zu unterscheiden ist die förmliche Auflösung der Ehe. Diese kommt bisweilen vor und wird auch manch Mal von Seiten des weiblichen Theiles vollzogen. Bei den Tauben finden solche freiwillige Ehescheidungen nur dann statt, wenn sie sich von Anfang an nicht nach Neigung und freiwillig, sondern zufolge eines Zwanges miteinander verbunden hatten. In solchen Fällen war also von Anfang an

eine „Mißehe“ (eine wahre Mesalliance) vorhanden, und die Trennung findet auch gerade deßhalb statt, weil der eine der Gatten seinen früheren Ehegatten, von dem er durch die Laune seines Herrn gewaltsam getrennt worden, wieder aufsucht. Bei den wilden Vögeln kommen wohl solche Ehescheidungen viel seltener vor, weil bei der Schließung ihrer Ehen aller Zwang wegfällt. In der Brütezeit werden die Weibchen von den Männchen treulich unterstützt; bei den meisten Vögeln brüten sie sogar mit und tragen Nahrung zu. Sobald die Jungen ausgebrütet sind, bekömmt das Männchen alle Hände voll zu thun, denn bei allen Vögeln, deren Junge gefüttert werden müssen, nimmt dasselbe an dem Aetzungsgeschäft Antheil, ja wenn die Jungen herangewachsen, liegt dieses, so wie das Erziehungsgeschäft ihm vorzugsweise ob. Bei den Vögeln aber, deren Junge davonlaufen und allein fressen, wie z. B. die Rebhühner, hat sie das Männchen an die geeigneten Futterplätze zu führen und bei Gefahr zu warnen und zu schützen. Bei den Rebhühnern bleibt die ganze Familie den Winter über beisammen, und erst im Frühjahr trennen sich die Gatten von den Kindern. Wer es beobachtet hat, wie so zwei Ehegatten stets besammen sind, stets einander zurufen, Freude und Leid mit einander theilen, bei hartem Frost auf ihrer Schlafstätte sich dicht aneinander drängen, um sich gegenseitig warm zu halten, und dies Alles zu einer Zeit, wo die sinnlichen Triebe in der Vogelbrust so tief schlafen, wie die ganze Natur unter der Decke von Eis und Schnee schläft, der wird damit übereinstimmen, daß eine solche Ehe keine gewöhnliche, sondern eine ächte, auf wahrer Freundschaft beruhende Ehe ist.

Verschiedenes.

(Marokkanische Mahlzeit.) Doctor Shaw, ein Engländer, hatte die Ehre, bei dem Sultan von Marokko zu speisen. Derselbe gibt folgendes Verzeichniß von den Speisen, die bei diesem Diner servirt wurden. Die Suppe war eine Fischsuppe, in welcher ein ganzes Seekalb lag, mit einer Garnitur von Stören, Salmen und Meerschweinen. Darauf kam eine Elephantenkeule mit Bohnen, sodann ein Fricassé von zwei Löwen und ein Kameelkopf. Das zweite Service bestand in zwei grillirten Straußen, einem Krokodil in der Brühe und einer Schüssel gebackener Kraniche und Störche. Außerdem standen auf dem Büffet zwei gebratene Büffel, farcirte Elephantenzungen und mehrere Schüsseln mit Hyänen-Lebern. Das ganze Diner wurde von den Marokkanern verzehrt. Ihr Getränk bestand in Cisternen-Wasser, Honig und spanischem Contrebande-Wein.

Der berühmte amerikanische Staatsmann Daniel Webster behauptete einst in einer Gesellschaft, eine Dame könne keinen Brief schreiben ohne ein Postscriptum (Nachschrift). „Ich werde Ihnen das Gegentheil in meinem nächsten Schreiben beweisen,“ erklärte seine Gegnerin. Kurze Zeit darauf erhielt auch Webster einen Brief von der Schönen, aber unter ihrem Namen stand: „P. S. Nun, wer hat Recht gehabt, daß wir Frauen keinen Brief ohne Nachschrift schreiben können — Sie oder ich?“

Junge, sagte ein Vater zu seinem Sohne, wenn Du noch ferner Ohren in Dein Buch machst, nehme ich Dich bei den Ohren. — Papa, erwiederte der Kleine stehend, wolltest Du nicht lieber das Buch bei den Ohren kriegen?

Das Echo gleicht den Frauen, indem beide stets das letzte Wort haben; das Echo gleicht aber auch nicht den Frauen, denn es stimmt stets mit uns überein, was man von den Frauen eben nicht sagen kann.

Die Achtung und Freundschaft vergeß' ich nie,
Die ich zu ihm gehabt per Sie;
Seit ich mit ihm per Du muß sprechen,
Könnt' ich ihn aus Freundschaft erstechen. —

Auflösung des Räthsels in Nro. 21:
Weinbeeren.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 23. Freitag, den 23. Februar 1866.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

3.

Während diese Scene vor dem Wirthshause stattfand, wanderten, etwa noch eine Viertelstunde vom Weiler entfernt, zwei feingekleidete Männer demselben zu. Der Jüngere von Beiden, beiläufig sechsundzwanzig Jahre alt, war von kräftigem Wuchse, zeigte aber in seiner Haltung eine gewisse Nachlässigkeit, die mehr auf eine melancholische Gemüthsart als auf körperliche Ermüdung schließen ließ. Auch sein Gesicht war zwar von regelmäßiger Schönheit, aber es hatte einen düsteren Ausdruck und verrieth eine innere Unzufriedenheit, die um so schärfer hervortrat, als sein Begleiter sehr heiteren Humors zu sein schien. Auch das Gesicht des Letzteren konnte man schön nennen, allein es war trotzdem nicht einnehmend, denn es lag eine unverkennbare Härte in demselben, obwohl er sich viele Mühe gab, freundlich und wohlwollend zu scheinen. Die Art und Weise, wie er seinen Kopf trug, wie er sich in die Brust warf und dünkelhaft in die Welt schaute, erhöhte den widerlichen Eindruck, den insbesondere der lauernde, tückische Blick seiner schwarzen Augen hervorbrachte. Man errieth, daß man es mit einem gefährlichen Menschen zu thun hatte, der unter der Maske einer jovialen Munterkeit ohne Zweifel ein böses Herz verbarg. Zuweilen, wenn er seinen etwa um zehn Jahre jüngeren Begleiter ansah, der in Gedanken vertieft neben ihm herging, konnte man ihn mitleidig die Achseln zucken sehen, als ob er damit hätte sagen wollen: Lasse den Kopf hängen, so viel du willst, und sei mit dir selbst zerfallen, du bleibst dennoch in meiner Gewalt.

Lange schritten die beiden Männer schweigend neben einander her, bis der Aeltere endlich den Jüngeren aus seiner Träumerei weckte, indem er seine Hand auf dessen Schulter legte. „Weißt du, Eugen," hub er an, „daß du anfängst, mich ganz entsetzlich zu langweilen? Schon auf unserer Fahrt nach Courtrai warst du einsilbig wie ein Trappist, und nun, seit wir auf dieser verdammten Landstraße den Staub aufwirbeln, bist du ganz stumm geworden. Ich gab mich der Hoffnung hin, daß dich die Luftveränderung von deiner schwarzen Melancholie heilen werde, aber wie es scheint, wirkt das Wiedersehen deiner Heimath nur noch verstimmender auf dich?"

„Ich weiß selbst nicht, wie mir ist," erwiederte der Andere mit dumpfer Stimme. „Eine unerträgliche innere Angst, von der ich mir keine Rechenschaft zu geben weiß, macht mir Herzklopfen, und fast kostet es mich eine Ueberwindung, nicht lieber wieder umzukehren."

„Ha, das wäre noch schöner!" rief der Aeltere lachend. „Wo denkst du hin, Eugen? — In der That, du bist launisch wie eine Primadonna von San Carlo oder wie Aprilwetter."

„Ah," seufzte Eugen — denn die beiden Fußgänger waren Herr v. Solanges und sein Freund Gombert — „es ist weit mit mir gekommen! — Auch ich glaubte, daß die Luftveränderung, daß namentlich der heimathliche Boden wohlthuend auf mich wirken werde, und nun empfinde ich gerade das Gegentheil. Je näher ich dem Wildhof komme, desto mehr drängt sich mir die traurige Wahrnehmung auf, daß in meinem Herzen die Quelle aller besseren Gefühle versiegt — mit einem Worte, Gombert, daß es um mich geschehen ist."

„Gott, was für ein Narr du bist!" rief

Eugens Begleiter unwillig. „Du fühlst dich nicht erwärmt von dem Anblicke dieser häßlichen Pappeln, die alle anderen Bäume von hier verdrängt zu haben scheinen; dieser frische Dunggeruch der Felder begeistert dich nicht zu einer Idylle, das Brüllen der Ochsen und Kühe, die auf ihrer mageren Weide Hunger zu leiden scheinen, versetzt deine Seele nicht in Entzücken, und deßhalb bildest du dir ein, daß es um dich geschehen sei! — Geh' doch, du bist kindisch!"

„Du magst Recht haben, Gombert," erwiederte Eugen mit einem schmerzlichen Lächeln, „aber diese Bäume breiteten einst ihren Schatten über mich aus, sie waren in der Abendstille so oft die Vertrauten meines Glaubens an das Gute, meiner Hoffnungen auf die Zukunft, meiner Dankbarkeit gegen Gott! — Und diese grünen Fluren, diese wogenden Felder und blumigen Wiesen sollten sie nicht meine Seele mit frohen Erinnerungen an die Zeit meiner Unschuld — meines Glückes erfüllen? Aber nein, es ist nur die Kraft meines Gedächtnisses, welche diese Erinnerungen wach ruft, während mein kaltes, gefühlloses Herz nichts dabei empfindet als Ekel über seine eigene Leere und Ueberdruß am Leben."

Gombert lachte laut auf und klatschte in seine Hände. „Bravo!" rief er, „bravo! Du übertriffst dich selbst. Nur muß ich lachen," fügte er hinzu, „wenn du dich mit so bewegter Stimme und in Worten, die wahrlich von einer Pensionärin nicht besser gewählt und gefühlvoller vorgetragen werden könnten, für einen unempfindlichen Misanthropen ausgibst." — Mit scheinbarer Theilnahme legte Gombert jetzt den Arm auf die Schulter seines Freundes. „Der Anblick deiner Schwäche, mein lieber Eugen," fuhr er fort, „ist wahrhaftig komisch, wenn man dich näher kennt, wie ich. Bei Gott, Eugen, du würdest mich betrüben, wüßte ich nicht, daß du dich bald wieder aus dem Fieber herausreißen wirst, welches momentan den lachenden Philosophen, den sceptischen Spötter und rastlosen Verfolger aller materiellen Genüsse zum Spielball sentimentaler Illusionen macht."

Durch sein Erröthen gab Eugen zu erkennen, daß ihn die Worte Gomberts beschämten. „Ich bin krank," seufzte er. „Meine innere Unruhe, der fortwährende Seelenkampf, der in mir unentschieden hin und her schwankt, macht mich lebenssatt — was ich allein mir noch wünsche, ist der Tod!"

Schon wieder?" lachte Gombert achselzuckend. „Seit einiger Zeit ist dies der ewige Refrain all deiner Reden."

„Aber wozu denn leben, wenn Alles auf der Welt nur mehr Ekel einflößt?" rief Eugen.

„Geh' doch, treibe nicht selbst deinen Spott mit dir," entgegnete Gombert. „Mag ein armer Teufel, den das Elend darnieder drückt, Selbstmordgedanken hegen und zu dieser letzten Feigheit seine Zuflucht nehmen, weil er nicht den Muth besitzt, bessere Zeiten abzuwarten, das läßt sich begreifen; aber wenn man wie du noch mehr als dreimalhunderttausend Franken zu verzehren hat, so wäre das einfach lächerlich. — Du bist leidend, sagst du? Sei offen und gestehe, daß deine ganze Krankheit nichts Anderes ist, als der Aerger, an den Marquis Grandfilou all unser baares Geld und noch darüber verloren zu haben. Aber was liegt daran? Deßhalb bist du noch nicht arm, und was uns die launenhafte Glücksgöttin gestern nahm, kann sie uns morgen wieder geben."

„Du hast nicht nöthig, mich über diesen Verlust zu trösten," erwiederte Eugen, „denn er ist die Ursache meiner Verstimmung nicht."

„So bist du vielleicht krank geworden," fuhr Gombert fort, „weil die gefeierte Miß Aurora plötzlich verschwand, ohne von dir Abschied zu nehmen?"

„Bah, sie war mir vollkommen gleichgiltig!"

„Das dürfte doch beinahe zu bezweifeln sein, denn du hast sie ja mit wahrhaft fürstlichen Geschenken überhäuft."

„Daran war mein unsinniger Stolz, meine thörichte Eitelkeit Schuld."

„Die du am Ende gar wie ein Schulknabe bereust?"

„Nein," erwiederte Eugen, „aber was ich bereue, ist, daß ich überhaupt mit dieser egoistischen Welt verkehrte, in der mein besseres Ich verloren ging."

„Ich weiß nicht, was du dein besseres Ich nennst. Meinst du damit jene Naivität, mit der du früher den Schein für Wahrheit, die Heuchelei für Tugend hieltest, so dächte ich, daß du froh sein solltest, endlich unterscheiden gelernt zu haben. Aber lassen wir das," brach Gombert kurz ab; „es ist dies ein un-

erquickliches Thema, über welches mit dir nicht zu streiten ist. Sprechen wir lieber von etwas Anderem. Vor Allem sage mir, wie weit haben wir denn eigentlich noch? Das Gehen ist verdammt ermüdend."

„Noch eine Viertelstunde," erwiederte Eugen zur großen Beruhigung seines Freundes.

„Nun, das läßt sich hören," entgegnete dieser. „So lasse uns diese Viertelstunde benützen, um unsere Angelegenheiten zu recapituliren. — Ich muß dir gestehen, daß ich stark besorgt bin, mit deinem Verwalter einen harten Stand zu bekommen. Ich fürchte, er wird mit dem Gelde nicht heraus wollen. Ohne Zweifel müssen wir uns auf hitzige Debatten gefaßt machen. — Aber es wird ihm wenig helfen; wenn er für sich selbst etwa zu deinem Nachtheile Ersparnisse machte, so wird man ihn zur Herausgabe zu zwingen wissen."

„Pfui, Gombert!" rief Eugen entrüstet. „Wie kannst du einen Ehrenmann so verdächtigen wollen? Herr William ist die Rechtlichkeit selbst, ich habe davon Beweise."

„O, am Ende geht dein Vertrauen so weit, daß du nicht einmal von den Büchern Einsicht verlangst?" spottete Gombert.

„Nicht doch; deßhalb sind wir ja hier."

„Deßhalb, und um das Gut zu verkaufen."

„Ja, um es zu verkaufen," wiederholte Eugen seufzend. „Aber es ist kein Grund vorhanden, an William's Treue zu zweifeln, und ich ersuche dich allen Ernstes, ihn mit Höflichkeit zu behandeln. Er war der Freund meines Vaters und mein Erzieher —"

„Bah, auf Letzteres ist wenig zu geben; der Zufall wollte es so. Dies hindert aber nicht, daß er wie fast alle Menschen ein eigennütziger Sclave seiner Interessen sein wird."

„Es ist nun einmal deine Art, von allen Leuten schlecht zu denken; aber ich wiederhole dir, Gombert, behandle ihn nicht unartig — ich würde es nicht dulden," entgegnete Eugen entschieden.

„O," spottete der Andere, „wir werden ihn mit Glacéhandschuhen anfassen, um die harten Thaler aus ihm herauszuschütteln, wenn er sie nicht gutmüthig hergibt. — Aber sieh' nur," rief Gombert jetzt plötzlich, „was es dort unten gibt! — Ein Triumphbogen, wenn ich nicht irre? — Und diese vielen Leute! — Ah, ich errathe, man wird dich als Gutsherrn festlich empfangen wollen. Ei, das ist ja eine ganz mittelalterliche Aufmerksamkeit! — Bravo, Eugen, bravo! — Jetzt, mein Lieber, heißt es, mit der gehörigen Grandezza den Dorfbaron zu spielen. Allons! strecke dich, werfe dich in die Brust und vereinige mit einer huldvollen Herablassung den imponirenden Stolz eines edlen Feudalherrn. Ich werde dir zusehen und dich bewundern, wenn ich nicht in lautes Lachen ausbreche."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wettlaufen auf Leben und Tod.

Hr. Hardisty, sagt Milton, erzählte uns die folgende Episode aus dem Grenzleben in Fort Benton, einem Handelsposten der amerikanischen Pelz-Campagnie, am Missouri, im Lande der Blackfeet oder Schwarzfüße. Eines Tages erschien ein einsamer und verwegener Cri zu Fuß im Fort. Kurz nach seiner Ankunft traf eine Schaar berittener Schwarzfüße ein, und da sie sahen, daß ein Mann des feindlichen Stammes anwesend war, forderten sie mit großem Geschrei die Auslieferung desselben, um ihn zu martern und zu scalpiren. Der im Fort befehligende Handelsmann hätte dem Cri gerne das Leben gerettet, fürchtete sich indeß, die Auslieferung zu verweigern, denn die Schwarzfüße waren zahlreich und gut bewaffnet und überdies in die Palissadenverschanzung zugelassen werden. Nach vielem Hin- und Herreden kam ein Compromiß zu Stande, welches den Weißen verpflichtete, den Cri einen Monat lang in sicherer Obhut zu behalten; nach Verfluß dieser Zeit sollten die Schwarzfüße an's Fort zurückkehren und der Gefangene dann losgelassen werden mit einem Vorsprung von hundert Yards von seinen Verfolgern, die sich verbindlich machten, nur zu Fuß, und ohne alle anderen Waffen als ihre Messer, Jagd auf denselben zu machen.

Die Schwarzfüße zogen ab und der Cri wurde sogleich in harte Vorübung genommen. Er wurde mit frischem Büffelfleisch, so viel er essen konnte, genährt und mußte zwei Mal eine Stunde täglich im schnellsten Lauf um die Umfassungsmauer des Forts rennen. Nach Verfluß des festgesetzten Monats kamen die Schwarzfüße, der Uebereinkunft gemäß,

an's Fort. Ihre Pferde wurden innerhalb der Mauern angebunden, alle ihre Waffen mit Ausnahme der Messer ihnen abgenommen, und dann ward das Opfer vom gesammten Stab der Niederlassung an den Abgangsplatz geleitet. Sämmtliche Weiße begaben sich zu Pferd aus dem Fort, um darauf zu sehen, daß redlich Spiel gespielt werde. Der Cri wurde an seinen Posten gestellt, hundert Yards vor seinen blutdürstigen Feinden, welche wie Wölfe nach ihrer Beute gelüsteten. Das Schlagwort ward gegeben, und weg schoß der gejagte Indianer, und hinter ihm drein mit wüthendem Geschrei die Rotte seiner Verfolger. Anfänglich kamen ihm die Schwarzfüße rasch näher, denn Schrecken schien die Glieder des unglücklichen Cri zu lähmen, und sein Entkommen dünkte hoffnungslos. Als aber seine Feinde bis auf wenige Yards von ihm gelangt waren, gewann er seine Geistesgegenwart wieder, raffte sich zusammen, seine Abrichtung und seine schöne Körperbeschaffenheit fingen an sich merkbar zu machen, und zu ihrem Erstaunen und Verdruß entfernte er sich mit jedem Schritt mehr von ihnen. In einer zweiten englischen Meile war er weit voraus, blieb einen Augenblick stehen, warf triumphirend den verblüfften Verfolgern seine Faust entgegen, rannte davon und kam ihnen rasch aus den Augen. In der That gelang es ihm, wohlbehalten seine Stammesgenossen zu erreichen.

Verschiedenes.

(Der Sänger Guadagni.) Einst wurde der berühmte italienische Sänger Guadagni von dem Herzog von Parma aufgefordert, sein allenthalben so berühmtes Talent in Anwesenheit einiger vornehmen Franzosen zu rechtfertigen. Doch der Sänger, ein Feind der Franzosen, sang schlecht, seine Heiserkeit vorschützend. — Sechs Tage wurden ihm gewährt, dann mußte er singen, aber er sang noch schlechter. Ein neuer Aufschub, nach welchem er bei Hofe in einem Concert singen sollte. Als der anberaumte Tag erschienen, war er nirgends zu finden; er war auf die Jagd gegangen. Ob dieser Unverschämtheit befahl der Herzog, ihn ins Gefängniß zu setzen und nur Wasser und Brod zu reichen. Das reizte ihn noch mehr. Am neunten Tage seiner Gefangennehmung endlich erschien ein köstlich Mahl und mit ihm ein Gesellschafter. In dem Augenblick, als Guadagni, vom Hunger getrieben, über die köstlich duftenden Speisen herfallen wollte, hielt ihn sein Tischgesellschafter zurück und sprach: „Ich habe strengen Befehl, mein Herr, bevor Sie nicht gesungen, dürfen Sie nicht essen." — „Ich singen! Ich sterbe ja vor Hunger." — „Das gilt mir gleichviel; zuerst singen, dann essen." — Guadagni sang. Als der Beamte sich entfernen wollte, fragte der Sänger: „Wie, Sie wollen mir nicht Tischgesellschaft leisten?" — „Nein," entgegnete der Gefragte, „denn ich muß noch drei Spitzbuben aufknüpfen." — Wie vom Donner gerührt, blieb der Sänger stumm, denn es war der Scharfrichter. „Sie wollten auf Befehl des Herzogs nicht singen, jetzt haben Sie dem Henker singen müssen." — Diese Begebenheit verbreitete sich schnell durch die Stadt, und Guadagni sah sich genöthigt, seine Schande fern von Italien zu verbergen.

Das Erbtheil der Kaiserin von Mexico aus der Hinterlassenschaft ihres Vaters, des Königs der Belgier, beträgt 32 Millionen Francs. Der Kaiser Maximilian besitzt außerdem, nach Tilgung seiner sämmtlichen Verbindungen, neben seiner fortlaufenden Dotation als österreichischer Erzherzog, das Schloß Miramare, die Insel Lacroma, ein Etablissement auf der Insel Madeira und — ganz neuerlich angekauft — eine Villa am Comer-See.

Charade.

Dem Purpur ist die Erste eigen,
Zu ihr sich jetzt die Schönen neigen,
Die Letzte führten Ritter, Krieger,
Durch sie vielleicht ward Mancher Sieger.
Das Ganze kennt wohl alle Welt:
In Millionen leiht es Geld.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 24. Sonntag, den 25. Februar **1866.**

* Das Bild des Lebens.
(Aus dem Spanischen.)

Willst du ein treues Bild des Lebens sehen,
So geh' in's Feld hinaus zur Herbsteszeit,
Wenn lose Winde Laub herniederwehen,
Und schau' dem Wirbel zu mit Achtsamkeit. —

Es löst das schwache Blatt sich los vom Stiele —
Es fällt — es fliegt. — Rasch eilt der Wind ihm nach,
Jagt's vor sich her im übermüth'gen Spiele
Und treibt es endlich in den nahen Bach.

Unwiderstehlich faßt es dort die Welle,
Es schwimmt — es tanzt auf ihr den Strom hinab,
Der trüb bald ist, bald wie Kristall so helle;
Bald wild bewegt, bald stille wie das Grab. —

Jetzt läßt das Blatt er auf der Fläche träumen,
Im nächsten Augenblick verschlingt's die Fluth,
Um es sogleich darauf mit weißem Schäumen
Emporzuschleudern an der Sonne Gluth.

Das Blatt im Strome, auf der flücht'gen Reise
Sieht jeden neuen Tag ein neues Land:
Heut' blum'ge Auen, städtereiche Kreise
Und morgen einer dürren Wüste Sand.

So fließt es abwärts von der Fluth geleitet
Bis in das große, unbekannte Meer,
Das uferlos im Weltenraum sich breitet,
Drin Alles sich verliert ohn' Wiederkehr.

Der Wildhof.
(Fortsetzung.)

Eugen sah, daß man in der That einen Empfang vorbereitet hatte, und schien von den Ortsbewohnern bereits bemerkt worden zu sein, denn ein lautes Geschrei drang bis zu ihm heran, während Mützen und Hüte in die Luft flogen und weiße Taschentücher ihm entgegenwinkten. Etwas Unangenehmeres hätte dem mißgelaunten jungen Manne nicht begegnen können; auch blieb er unschlüssig stehen, aber Gembert drängte ihn vorwärts.

„Besinne dich nicht lange," rief er, „du kannst nicht mehr anders! Vorwärts! Empfange die ehrfurchtsvolle Begrüßung deiner Vasallen und sei nicht so kindisch, dich etwa von dieser Ovation rühren zu lassen, die ja von diesen Tölpeln doch nur gebracht wird, um sich auf deine Kosten betrinken zu können. Horch! haben sie nicht auch Musik dabei? Ei, welche Feierlichkeit! Aber so geh' doch schneller; ich fange wahrhaftig an, neugierig zu werden."

Man hatte die beiden Fußgänger vom Weiler aus bemerkt, und kaum ließen sich die guten Leute mehr zurückhalten, ihrem lieben jungen Herrn entgegenzulaufen. Aber der Schullehrer zwang sie zu bleiben, da es ganz gegen das Programm gewesen wäre. Bevor er nicht seine einstudirte Rede gehalten, durfte Niemand Herrn v. Solanges willkommen heißen; an diese Anordnung hielten sich selbst Herr William und seine beiden Damen, die den guten Schullehrer nicht um die Ehre der ersten officiellen Begrüßung bringen wollten.

Als Eugen nahe genug war, brachen die Leute in ein erneutes, betäubendes Geschrei aus, welches kaum mehr enden zu wollen schien. Eugen war außer sich. Auf seinem Gesichte wechselten Blässe und tiefe Röthe, und es kostete ihm eine ungeheuere Anstrengung, sich nicht durch die Flucht diesem Possenspiele, wie er es im Stillen nannte, zu entziehen. Auf ein Zeichen, welches der Schullehrer gab, verstummte der Lärm und nun sollte die Ansprache gehalten werden, allein der junge

Gutsherr fühlte sich der Aufgabe, sie ruhig anhören zu sollen, nicht gewachsen, und bevor noch der Lehrer angefangen hatte, dankte Eugen in kurzen Worten und bat, ihn nicht länger aufzuhalten, da er sich unwohl fühle und schlechterdings ohne ernstliche Gefahr für seine Gesundheit nicht hier in der Sonnenhitze — Eugen vergaß, daß die Sonne, im Untergehen begriffen, keine Kraft mehr hatte — stehen bleiben könne.

Die Verblüffung aller Anwesenden war eine unbeschreibliche, als sie ihre so herzlich gemeinte Huldigung so schlecht aufgenommen und ihren jungen Herrn forteilen sahen, während Gombert im Namen seines Freundes nochmals um Entschuldigung bat und versicherte, daß Eugen erst jüngst eine sehr schwere Krankheit durchgemacht habe. Dieser eilte, ohne sich umzusehen, fort und erreichte die letzten Häuser des Weilers, wo ihm eine kaum minder peinliche Ueberraschung zu Theil wurde, da der Verwalter mit den beiden Damen hier auf ihn wartete und ihm jetzt mit offenen Armen entgegen kam.

„Leontine! — Frau v. Bervilliers! — William!" dies war Alles, was Eugen stammelnd hervorbrachte.

„Sie sind tief bewegt, nicht wahr?" murmelte das junge Mädchen. „Ihre Rückkehr in die Heimath erfüllt Sie mit einer mächtigen Rührung —"

Eugen erwiderte nichts. Tausend entgegengesetzte Empfindungen tobten in seinem Innern. Die vorherrschendste unter denselben war aber Mißmuth, Beschämung und Schmerz, da er nur zu gut einsah, wie seltsam, wie unbegreiflich sein Benehmen erscheinen mußte, ohne daß er fähig gewesen wäre, sich anders zu zeigen. Er war gerührt — und ärgerte sich über seine Rührung — er hätte so gerne Leontine in seine Arme geschlossen — und wagte es nicht, weil Gombert ihn inzwischen eingeholt hatte, dessen ironischen Blick er auf sich gerichtet fühlte.

„Lassen Sie uns fort von hier!" murmelte er endlich. „Dieser unerwartete Empfang — das Schreien und Lärmen der Leute dort — es betäubt — es verwirrt mich. William, warum haben Sie es nicht verhindert?" — In größter Aufregung drängte er fort und eilte den Andern voraus, die schweigend und in größter Bestürzung folgten. Alle Blicke richteten sich fragend auf Gombert, der ruhig lächelte und über den eigenthümlichen Zustand seines Freundes nicht einmal erstaunt schien.

„Aber was hat er denn?" fragte endlich Frau v. Bervilliers den Fremden. „Welch scheues, sonderbares Wesen bringt er mit zurück? — Er flieht vor uns, wie wenn wir seine ärgsten Feinde wären!"

„Haben Sie Nachsicht mit ihm," erwiderte Gombert. „Eugen ist leidend. Seine Nerven sind angegriffen; er ist ein Sonderling. Wie er selbst sagt, hat der geräuschvolle Empfang, mit dem er überrascht wurde, ihn aus der Fassung gebracht. Aber ängstigen Sie sich nicht, meine Damen. Lassen Sie ihm einige Augenblicke Zeit sich zu sammeln. Er wird bald wieder bei sich sein."

In diesem Augenblicke blieb Eugen stehen, um die Nachkommenden zu erwarten.

„Sie sehen," fuhr Gombert fort, „der Anfall ist vorüber. Wenn ich Ihnen aber einen Rath geben darf, so sprechen Sie nicht zu viel mit ihm; was Sie ihm heute sagen, wird ihn aufregen. Hüten Sie sich vor Allem, ihm wegen seines Zustandes Ihre Besorgnisse auszudrücken. Nervenkranke Menschen wollen äußerst schonend behandelt sein, wenn es nicht mit ihnen schlimmer werden soll."

Als seine Freunde ihn eingeholt hatten, zeigte er sich bedeutend ruhiger. Der düstere Unmuth, der eben noch seine Stirne umwölkt hatte, war verschwunden, obwohl der Ausdruck seines Gesichtes noch immer eine tiefe Verstimmung errathen ließ. Er wandte sich jetzt an Leontine und den Verwalter, zwischen welchen er seinen Weg nach dem Wildhof fortsetzte, während Frau v. Bervilliers und Gombert folgten.

„Werden Sie mir denn auch vergeben können, meine Lieben?" hub er an. „Ich bin unartig gewesen, nicht wahr? Sie halten mich für lieblos — für undankbar? Ich bin es aber nicht; ich weiß, was Sie für mich Alles gethan haben, William — ich weiß, daß Frau v. Bervilliers mit liebevoller Hingebung an mir Mutterstelle vertrat — ich weiß auch, Leontine, welche Gesinnungen Sie stets gegen mich hegten. — Ich habe alle diese Beweise Ihrer Freundschaft in dankbarer und lebhafter Erinnerung, aber gerade diese Erinnerungen

sind es, die in meinem Innern einen Sturm erregen, den ich kaum zu bewältigen vermag."

„Regen Sie sich nicht auf's Neue auf, Eugen," bat Leontine sanft. „Sprechen Sie nicht. Morgen erst wollen wir uns gegenseitig erzählen und Gott für Ihre glückliche Rückkehr danken."

Ohne Zweifel hörte Herr v. Solanges gar nicht, was ihm Leontine zuflüsterte, denn er gab keine Antwort und schritt in Gedanken versunken dahin, bis sie den Fußweg erreichten, der von der Straße ab nach dem Landhause der Frau v. Bervilliers führte. Leontine und ihre Tante nahmen hier von Eugen Abschied. „Wir wollen uns hier trennen, lieber Eugen," sagte Frau v. Bervilliers, „denn Sie bedürfen der Ruhe und Erholung. Sie sehen dort mein Landhaus; vergessen Sie nicht, uns recht bald zu besuchen."

„Ja, ja; ich werde kommen," erwiderte Herr v. Solanges zerstreut.

„Auf Wiedersehen!" murmelte Leontine mit Thränen, die Eugen bemerkte.

„Wie, Sie weinen?" rief er bewegt. „Mein thörichtes Benehmen — meine scheinbare Gleichgiltigkeit hat Sie verletzt?"

„Nein, nein!" stammelte Leontine. „Ich bin betrübt, weil ich Sie leiden sehe. Ich habe Ihnen nichts vorzuwerfen. Beruhigen Sie sich, Eugen. Sie sind von der Reise angegriffen. Morgen werden Sie sich wohler fühlen. Auf Wiedersehen — auf baldiges Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" entgegnete Eugen mit dumpfer Stimme, während sich Frau v. Bervilliers und Leontine rasch entfernten.

Eugen blieb stehen und sah den beiden Damen träumerisch nach, bis Gombert ihn am Arm nahm und fast gewaltsam wegführte. Einige Minuten später langten sie im Wildhof an, wo sich Eugen unverzüglich auf sein Zimmer begab.

„Ich bedarf der Ruhe," sagte er zu William. „Entschuldigen Sie mich. Für heute muß ich allein bleiben." Und rasch eintretend, verschwand er im Hause, wohin Gombert ihm lachend folgte, indem er den Verwalter wie versteinert stehen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Luft und Lunge.

Vor einigen Jahren beschloß ein Franzose mit Namen Deal, da er an jeder Hoffnung verzweifelte, sich im Leben auszuzeichnen, durch den Tod ein berühmter Mann zu werden. Und so starb er im „Interesse der Wissenschaft", um die Wirkung der Kohlensäure auf den Menschen sterbend zu verzeichnen. In dem Tagebuch des Erstickenden finden wir folgende Angaben.

„Ich stelle eine Lampe, ein Licht und eine Uhr auf meinen Tisch und fange den Versuch an. Es ist 10¼ Uhr. Ich habe eben Feuer in dem verschlossenen Ofen angemacht; die Holzkohle brennt gut.

Zwanzig Minuten nach 10. Puls ruhig und schlägt wie gewöhnlich.

Dreißig Minuten nach 10. Dicker Rauch erfüllt das Zimmer, Licht beinahe erloschen. Heftiger Kopfschmerz stellt sich ein. Die Augen füllen sich mit beizenden Thränen. Fühle mich sehr unwohl. Puls heftig.

Vierzig Minuten nach 10. Licht erloschen, Lampe noch etwas brennend, die Adern an den Schläfen schlagen zum Zerspringen. Sehr schläfrig. Furchtbare Schmerzen im Magen, Puls 80.

Fünfzig Minuten nach 10. Fühle mich erstickend. Seltsame Gedanken durchzucken mich. Kann kaum athmen. — Ich werde nicht weit gehen. — Zeichen von Wahnsinn. —

Elf Uhr. Kann kaum schreiben. Meine Augen versagen. Lampe ausgegangen. Dachte es nicht so furchtbar, so zu sterben . . . 10"

— Es folgten einige unleserliche Worte. Am Morgen fand man ihn todt auf dem Fußboden.

Einige Stunden darauf hört seine Geliebte von dem Selbstmorde. In ihrer Verzweiflung wirft sie sich in die dunkle Seine. Am folgenden Morgen liegt ein ertrunkener weiblicher Leichnam öffentlich in der schrecklichen Morgue, dem Todtenhause. Zufällig Vorübergehende starren mit dunklem Entsetzen auf die stille, steife Leiche, die wenige Stunden vorher noch so voll Bewegung, Leben und Liebe war.

Welche Macht bewirkte so rasch diese Aenderung und verwandelte plötzlich zwei jugendlich schlagende Herzen und kräftige Menschen in zwei stille, starre Leichen? Diese Macht

erscheint, genau betrachtet, so lächerlich unbedeutend, daß wir über die furchtbare Wirkung staunen. Die Todesursache war in beiden Fällen dieselbe; was den Einen tödtete, zerstörte auch das Leben der Andern: der Kohlendampf des Selbstmörders und die Wellen der Seine, in welche sich dessen Geliebte stürzte, unterbrachen blos den Austausch von zwei Luftarten in ganz geringer Menge. In beiden Fällen ward das Blut verhindert, sich gegen Aufnahme von Sauerstoffluft eines Theiles seiner kohlensauren Luft zu entledigen. Die Unterbrechung dieses Austausches zerbrach alle die wunderbaren Räder des wallenden und wonnigen Lebens. Sich einer kleinen Menge von Kohlensäure zu entledigen und dafür Sauerstoff aufzunehmen, dieser unbedeutende Austausch von Gasen scheint den Meisten wohl lächerlich nebensächlich, so daß nur schlagende Beispiele tödtlicher Wirkungen die ungeheuere Wichtigkeit dieses Austausches anschaulich machen können.

Jedes Kind weiß, daß wir Luft haben müssen, um zu athmen und zu leben. Auch weiß Jeder, wie unangenehm und mit der Zeit schmerzhaft es ist, keine frische Luft zum Athmen zu haben. Aber die Meisten, — es ist erstaunlich, wie Viele, wie viel Millionen von sonst ganz gebildeten Personen, darunter sogar Gesundheits-Polizei — haben gar keinen Begriff von frischer und verdorbener Luft.

Ein schauderhaftes Beispiel von dieser Unkenntniß kam erst vor wenigen Jahren auf dem Dampfschiffe „Londonderry" zwischen Liverpool und Sligo vor. Die zweihundert Passagiere wurden unterwegs von einem großen Sturme gepeinigt. Es wurde gefährlich auf dem Deck, und der Capitän ließ die Passagiere zweiter Klasse alle in ihre Cajüte einsperren. Sie war blos 18 Fuß lang, 11 Fuß breit und 7 Fuß hoch. In solchen Raum wurden sie eingezwängt. Außerdem ließ er den Eingang von oben fest verschließen und mit Segeltuch vernageln, um die überschwappenden Wogen abzuhalten. Die unglücklichen Passagiere waren nun verdammt, dieselbe Luft immer wieder zu athmen. Dies wurde bald unerträglich. Und nun entwickelten sich Scenen der Wuth und des Erstickens, des Wahnsinns und convulsivischen Sterbens, die in ihrer Entsetzlichkeit jeder Schilderung spotten. Nur als es einigen der Stärksten und Wüthendsten gelang, den verschlossenen Eingang und das darüber genagelte Segeltuch zu sprengen und zu zerreißen und um Hilfe zu schreien, wurden die noch nicht Erstickten und Zertretenen gerettet. Nicht weniger als 72 Personen, fast lauter weibliche und Kinder (die schneller athmen), waren bereits todt, viele lagen sterbend, zuckend in Convulsionen, mit verrenkten Gliedern, Blut aus ihren Augen quellend, aus Nasen und Ohren, vielfach zerkratzt von eigenen Nägeln, zertreten von den Hacken Derer, die über sie hinweg von Verzweiflung und Krämpfen gestoßen und geschleudert worden waren. Der Capitän hatte nicht gewußt, was frische Luft, was athmen ist. Die meisten Menschen scheinen dies nicht zu wissen. Sie wissen nicht, daß alle Luft, die einmal in die Lunge hinein- und wieder herausgeathmet ist, verdorbene Luft und verdorbene Luft Gift ist.

Der Umstand, daß vergiftete Luft in der Regel nicht ganz vergiftet ist und man darin, wenn einmal daran „gewöhnt", d. h. wenn die brennende Lebenslampe einmal zur schwächlichen Flamme heruntergeschraubt ist, noch erträglich athmen kann, verleitet die Meisten zu dem rohen Wahne, daß dies überhaupt gar nicht so schlimm und nur Generzel schwächlicher Personen sei. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Ein Fuhrmann, der mit ärmlichem Gespann Tag und Nacht um Lohn Dünger und Schutt fuhr, sagte Sonntags zu seiner Frau: „Höre, Frau, heute wollen wir doch ein Mal unsern Pferden eine Güte thun. Das Wetter ist gut; wir fahren nach N. spazieren, es sind bis dahin nur zwei Meilen."

Auflösung der Charade in Nr. 23:

Rothschild.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 25. Mittwoch, den 28. Februar 1866.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

4.

Der arme Eugen schien während der ersten Nacht, die er nach sechs Jahren wieder im Wildhof zubrachte, keine Ruhe gefunden zu haben, denn als kaum der Tag zu dämmern begann, verließ er sein Zimmer, um planlos in der Gegend umherzuschweifen. Bald erreichte er einen hochgelegenen Punkt, von wo aus man eine prachtvolle Fernsicht genoß. Eugen setzte sich unter einer Eiche nieder und ließ seine Blicke auf der zu seinen Füßen liegenden Landschaft ruhen. Der Zauber der Natur schien auch auf ihn wohlthuend zu wirken, denn seine Züge heiterten sich allmälig in freudiger Bewunderung auf. Da war kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, die er nicht kannte, und sie alle vereinten sich jetzt, um ihm von seinem früheren Leben zu erzählen, von einem Leben voll Unschuld, Liebe und Glück. Er sah zu seinen Füßen am Waldsaume die kleine bescheidene Kapelle, in der er tausend Mal im frommen Glauben an die Allmacht und Güte des Herrn seine Andacht verrichtet hatte; daneben das schmucklose hölzerne Kreuz, das von seiner eigenen Mutter errichtet und von ihm so oft mit frischen Kränzen geschmückt worden war. Dort der Bach, an dessen Ufern er so gerne als Kind gespielt, und nicht weit davon die alte ehrwürdige Linde, die einzige Zeugin und stumme Vertraute der süßen Geständnisse seiner ersten Liebe, die er als Jüngling empfand. —

Eugen erhob sich, um langsam seinen Spaziergang wieder fortzusetzen. Er schlug jetzt den Pfad ein, der in das Thal hinabführte. Unterwegs blieb er öfters stehen, indem er das Zwitschern der Vögel belauschte oder sich nach einer Blume bückte, oder auch um mit einem langen wehmüthigen Blicke die ganze Gegend neuerdings als eine liebe alte Freundin zu begrüßen und gleichsam um Vergebung zu bitten, daß er sich so lange von ihr getrennt hatte. Plötzlich stand er, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen war, vor einem kleinen freundlichen Häuschen, durch dessen offenstehende Thüre das Geräusch eines Webstuhles an sein Ohr drang.

„Ah," murmelte er, „es ist die Hütte des braven Valentin, des fleißigen Webers! — Mein Gott, wie oft sah ich ihm als Kind bei seiner Arbeit zu und hatte meine Freude an der raschen Bewegung des kleinen Schiffchens, welches er so lustig hin und her schnellte. — Wie oft bewunderte ich die Geschicklichkeit des Alten, wenn ich unter seinen fleißigen Händen das Stück Leinwand entstehen sah, welches für meine kleinen Hemdchen bestimmt war. Und wie schnurrte das Rädchen der guten Lisbeth so munter, die spinnend daneben saß und mir nicht zu wehren getraute, wenn ich ihr den Faden abriß oder den Rocken verwirrte!"

Eugen trat näher, doch unter der Thüre blieb er befremdet stehen. Eine ihm unbekannte Frau saß am Webstuhle des alten Valentin, und neben ihr stand ein blondlockiger Knabe von etwa vierzehn Jahren, dessen er sich auch nicht erinnerte. Als die Frau den Fremden unter ihrer Thür bemerkte, blieb ihr Auge einige Secunden auf ihm ruhen, dann aber sprang sie auf, um freudig bewegt den jungen Mann zu begrüßen, den sie jetzt wieder erkannte.

„Sie sind es, Herr Eugen — Sie?" rief sie in herzlichem Tone. „O seien Sie

tausend Mal willkommen! — So sind Sie also wohlbehalten und gesund wieder zurückgekehrt!"

Herr v. Solanges sah die Frau, die ihn so freundlich willkommen hieß, und den Knaben, der treuherzig zu ihm aufblickte, etwas überrascht an. „Sie kennen mich, liebe Frau?" fragte er. „Und doch," fügte er kopfschüttelnd hinzu, „sind Sie selbst mir gänzlich fremd."

„So haben Sie mich also vergessen?" erwiderte die Weberin lächelnd. „Nun, ein Wunder ist es nicht, denn Sie waren ja noch ein Kind, als Sie uns öfters besuchten. Und ich bin auch nicht mehr das junge Mädchen von damals. Aber erinnern Sie sich denn nicht mehr an die kleine Marie, an die Schwester des guten Valentin, der Sie so gerne zuhörten, wenn sie Ihnen ein Märchen erzählte oder lustige Lieder vorsang?"

„Ah, Sie sind die Schwester Marie?" rief Eugen sich jetzt entsinnend. „Ich würde Sie wahrhaftig nicht mehr erkannt haben. Aber es ist wahr, wir sind damals noch beide Kinder gewesen."

„Wir waren um fünfzehn oder sechzehn Jahre jünger als jetzt," bestätigte Marie. „Ich kam dann fort; da verloren wir uns ganz aus den Augen."

„Nun und wie geht es dem guten alten Valentin?" fragte Eugen theilnehmend. „Und seine brave Frau, die muntere Lisbeth, was macht sie? — Wie kommt es, daß Sie auf dem Platze Ihres Bruders sitzen?"

Der sonst so fröhliche Ausdruck im Gesichte des Mädchens wurde ernster, während ihr Blick auf den Webstuhl und von diesem zurück wieder auf Eugen fiel. „Ah, so geht es, wenn man so lange von der Heimath weg ist," sagte sie. „Sie wissen nicht, Herr Eugen, daß vor vier Jahren meine Schwägerin und mein armer Bruder kurz nacheinander starben? Ich mußte mich der armen Kinder annehmen, die ganz allein standen, und deßhalb finden Sie mich jetzt am Platze meines Bruders."

Die einfache, schlichte Weise, in welcher Marie dies sagte, machte auf Eugen einen tiefen Eindruck, denn er mußte sich gestehen, daß ihre Handlungsweise seine ganze Theorie vom Egoismus der Menschen umwarf. „Das ist schön von Ihnen gehandelt," sagte er, „aber können Sie sich mit Ihrer Arbeit denn auch genug verdienen, um die Kinder zu ernähren?"

„Zuerst ging es hart genug," erwiederte Marie. „Ich verstand das Weben nicht recht, aber nach und nach lernte ich es, denn der liebe Gott gab uns armen Leuten ein eigenes Talent zur Weberei, welches sich vom Vater auf Sohn und von Mutter auf Tochter vererbt. Ich erlangte bald eine gewisse Geschicklichkeit, und so fehlt es mir jetzt auch nicht mehr an Arbeit. — Schauen Sie sich nur um, Herr Eugen," fuhr die wackere Person fort, „Sie werden finden, daß ich das Haus meines Bruders in einem guten Stand erhalten habe, und was die Kinder anbelangt, so geht ihnen wohl auch nichts ab. Ich denke, der bausbackige Junge da wird mir's bezeugen."

Der Knabe ergriff die Hand seiner Muhme und küßte sie zum Beweise seiner Dankbarkeit.

„Sie sind eine vortreffliche Person," murmelte Eugen. „Sie müssen sich aber auch glücklich fühlen, denn Nichts macht zufriedener als ein gutes Bewußtsein."

„Ja, ich bin glücklich," erwiederte Marie, „aber nicht, weil ich mir etwa einbilde, genug zu thun, sondern weil der liebe Gott mein schwaches Wirken so reichlich segnet. Die Kinder gedeihen, der Verdienst ist gut und ich selbst bin gesund wie ein Fisch im Wasser; was hätte ich da noch weiter zu wünschen?"

Eugen schien tief gerührt.

„Sie müssen aber auch meine zwei andern Kinder sehen," fuhr Marie fort, „denn außer diesem blondlockigen Taugenichts, der schon in die Schule geht, habe ich noch zwei kleinere. Sie schlafen noch, und ich möchte sie nicht wecken; aber wenn Sie Lust haben, Herr Eugen, so folgen Sie mir. Sie können die beiden Engel in ihrem Bettchen sehen; nur treten Sie leise auf, nicht wahr, damit sie nicht gestört werden."

Eugen ließ sich von Marie in die Schlafkammer führen, wo er leise an das kleine reinliche Bett der beiden Kinder trat. Im sanften Schlummer lagen sie sanft lächelnd da. Ein Bild seligen Friedens. Eugen blickte sie mit einer Theilnahme an, deren er sich selbst kaum fähig gehalten hätte; ja so groß war seine innere Bewegung, daß eine Thräne

in seinen Augen glänzte. Bevor er sich zurückzog, legte er schweigend seine volle Börse auf das Bettchen; Marie wollte es nicht dulden und suchte sie ihm dankend zurückzugeben.

„Nehmen Sie dieses kleine Geschenk," flüsterte er, indem er auf den Fußspitzen das Zimmer verließ. „Lassen Sie sich in Ihrer uneigennützigen Fürsorge für die Kleinen beistehen. Es wird mir vielleicht Segen bringen, wenn ich mich an Ihrem guten Werke betheilige. — Also behalten Sie die Börse und danken Sie mir nicht, denn den größeren — viel größeren Dank bin ich Ihnen selbst schuldig."

(Fortsetzung folgt.)

Luft und Lunge.

(Schluß.)

Aber wenn die Leute aus einer sehr überfüllten Kirche oder aus einer sehr glänzenden, heißen, gaslichterreichen Oper, oder aus einem von Menschen und Tabaksqualm überfüllten Concert oder einer recht „gemüthlichen" blindplatzvollen Kneipe kommen, sehen sie Alle mehr oder weniger angegriffen, blaß und fieberhaft aus und sind krankhaft aufgeregt, haben fliegende Hitze, Kopfschmerzen u. s. w. Ein Gang in der frischen Luft mit tiefem Aufathmen stellt sie aber Alle bald ziemlich wieder her. Die Folgen der mit ausgeathmeter Kohlensäure überfüllten, eingeschlossenen Luft in dem fast nie erträglich ventilirten Raume, die Folgen dieser angefangenen Erstickung sind in der Regel bald vorüber, wie der junge Franzose sich erholt haben würde, wenn noch vor 11 Uhr sein Zimmer aufgesprengt worden wäre; wie seine Geliebte nicht ertrunken sein würde, hätte man sie nach einigen Untertauchungen herausgezogen. Umgekehrt würden die Leute in der Kirche, in der Oper, in der Kneipe alle ersticken, wenn sie noch viel länger so eingeschlossen da säßen.

Bis in's 17. Jahrhundert hinein wußten die Leute nichts Gescheidtes von den Luftbedingungen ihres Lebens. Erst der Engländer Priestley entdeckte mit dem Sauerstoff die wissenschaftliche Ursache des Lebens durch die Luft. Er fand, daß der Sauerstoff in der gewöhnlichen Luft durch Athmen venöses Blut in arterielles verwandle. Der Franzose Lavoisier gründete darauf die chemische Wissenschaft von der Respiration, vom Athmen. Der Engländer Goodwyn erklärte dann zum ersten Male (1788) auf chemischem Wege die Ursache des Erstickens, indem er durch eine Reihe von Experimenten nachwies, daß sowohl Mangel an Luft überhaupt, wie Mangel an frischer Luft Ursache sei, warum venöses, d. h. verdorbenes Blut sich nicht in arterielles verwandele und daß venöses Blut, wenn nicht arterialisirt oder gesauerstofft, immer zum Tode führe. In Folge davon ergab sich weiter, daß Respiration, Circulation und Nerventhätigkeit ganz genau mit einander zusammen- und von einander abhängen. Venöses Blut in den Kopf steigend hebt die Gehirn-, die Geistes- und dann auch die Lebensthätigkeit überhaupt auf, zunächst durch Unterbrechung des Herzschlages.

Um die Thätigkeit und Wichtigkeit des Athmens — die Respirations-Theorie — richtig zu verstehen, müssen wir uns genau mit der Luft, die wir athmen, und mit den Athmungs-Werkzeugen bekannt machen.

Diese Luft, die wir nicht sehen, ist gleichwohl ein sehr materieller und gewichtiger Körper. Wir stopfen Kissen mit Luft, und die Chemiker lösen sie in verschiedene, bekannte Körpermassen auf. Sie bildet einen etwa 8 geographische Meilen tiefen (oder hohen) Ocean um die Erde herum, auf dessen Grund und Boden wir leben. Sie ist ein Ocean mit immerwährenden Strömungen, Wogen, Ebben und Fluthen. Wie das Meer von Wasser, enthält auch dieses Luftmeer verschiedene andere Beimischungen, ist aber durchweg viel einfacher, als das Wasser, besonders das vielfach zusammengesetzte Meerwasser. Die offene, atmosphärische Luft besteht durchweg aus zwei Luftarten in stets bestimmten Verhältnissen, einem Fünftheile Sauerstoff oder Oxygen, und vier Fünftheilen Stickstoff oder Azot. Also jeder bestimmte Theil Luft in hundert Theilen gedacht, besteht (in genaueren Zahlen) aus 21 Theilen Oxygen und 79 Theilen Azot. Etwas, d. h. ein kleiner Bruchtheil von Kohlensäure, auch ein ganz klein wenig Ammoniak ist auch mit beigemengt, aber den beiden chemischen Hauptbestandtheilen gegenüber kaum der Rede werth. —

So ist die freie, frische, atmosphärische

Luft zusammengesetzt. Wird diese nun von einem Raume, worin Menschen oder Pflanzen athmen oder abgestorbene Organismen von Thieren oder Pflanzen sich zersetzen, verfaulen, ausgeschlossen, so gehen in dieser abgeschlossenen Luft bald ganz wesentliche Veränderungen vor: die Luft wird schnell ungesund, dann schädlich, dann ganz unfähig zum Athmen, also Gift und Tod. Wir ersticken zuletzt in solcher Luft ebenso, wie im Wasser, oder wenn uns Jemand Mund und Nase zustopfte oder wir uns aufhingen. Die Luft wird durch Athem verdorben, und zwar in dem Grade, als Sauerstoff eingeathmet und dafür Kohlensäure ausgeathmet wird. Ausdünstungen anderer Art, andere Gase, verfaulende Körper verderben die Luft ebenfalls, aber lange nicht in dem Grade, als durch Athmen in geschlossenen Räumen.

Das Athmen ist ein Verbrennungsproceß. Wenn wir daher in einem geschlossenen Raume athmen und dazu noch Lichter brennen, verbrauchen auch die Lichter Sauerstoff und geben Kohlensäure von sich, so daß die Luft dann um so schneller verdorben wird.

Eine Untersuchung der Luft in einem Saale, wo 50 Lichter gebrannt und 500 Personen geathmet hatten, ergab eine Gallone Kohlensäure in 100 Gallonen Luft. (Das Verhältniß in der freien Luft ist zwei Gallonen in je fünftausend.) Die Luft in den französischen Hospitälern ergab fünf, zehn und zwölf Mal so viel Kohlensäure, als die Luft draußen. Nach der Schlacht bei Leipzig kamen von den 20,000 in alle mögliche Räume verpackten und in ihren eigenen Ausathmungen und Ausleerungen liegen gelassenen Verwundeten die Hälfte in dieser und durch diese Luft um. —

Gemeinnütziges.

(Soda verbessert den Kaffee.) Es ist Thatsache, daß man in Gegenden, wo das Wasser kohlensaures Natron enthält und der Kaffee also nur mit solchem angebrüht wird, einen äußerst wohlschmeckenden Kaffee trinkt. Jenen natürlichen Bestandtheil des Wassers kann man nun auch künstlich ersetzen. Zu diesem Zwecke wird von den Holländern sogar Selterswasser gebraucht. Die Sache läßt sich aber einfacher und wohlfeiler machen. Bevor man nämlich den fein gemahlenen Kaffee mit kochendem Wasser überbrüht, setzt man demselben auf 1 Tasse Wasser 1 Gran oder den 60sten Theil eines Quentchens einfach kohlensaures oder besser doppelt kohlensaures Natron zu. Es ist dieses das Salz, welches gewöhnlich „Soda“ genannt wird; nur ist zu beachten, daß hierzu gute, reine, krystallisirte Soda anzuwenden ist.

Lebensphilosophie.

Drücke den Pfeil des Urtheils zu geschwind nicht ab, der nimmer zurückkehrt;
Glück zu rauben, ist leicht, wiederzugeben, ist schwer.

Fruchtbaren Regen schafft aus schädlichen Dünsten der Himmel;
Also vergelten soll Böses mit Gutem der Mensch.

Verschiedenes.

Ein Soldat, der als Wache bei einer Kanone aufgestellt war, verließ dieselbe und begab sich in das benachbarte Wirthshaus. — „Kerl, warum hast Du Deinen Posten verlassen?“ fragte der Hauptmann du jour, der unglücklicher Weise hinzu kam. — „Herr Hauptmann,“ entgegnete der Soldat, — „ich habe die Kanone zu heben versucht, Einer allein kann sie nicht fortschleppen, und wenn ihrer Mehrere kommen, kann ich ja doch nischt machen!“

(Schlechte Launen.) „Aber lieber Mann, ich möchte doch wissen, woher unser Sohn all' diese schlechten Launen hat! Doch gewiß nicht von mir?“ — „Nein, fürwahr, Emilie, denn Du hast noch keine einzige von den Deinigen verloren!“ versetzte der Ehemann.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 26. Freitag, den 2. März 1866.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Eugen eilte fort, um sich den weiteren Einwendungen der guten Frau zu entziehen, die erstaunt dem seltsamen jungen Manne nachsah, der sonderbarer Weise von Dank gesprochen hatte, ohne daß sie errieth, wofür.

Als er weit genug von der Hütte entfernt war, um von Marie nicht mehr gesehen werden zu können, blieb er stehen, denn das rasche Laufen hatte ihn ganz erschöpft. Oder geschah es vielleicht, weil sein Blick so wässerig wurde, daß er kaum mehr die Straße sah, auf der er sich befand. Eugen fuhr mit der Hand über seine Augen. „O!" rief er mit einem Lächeln, welches wie Sonnenschein im Regen glänzte, „wie? — ich wäre noch fähig zu weinen? So wäre also mein Herz noch nicht ganz zu Stein geworden? — Aber warum bin ich so gerührt? — Weil ich an die Aufrichtigkeit dieser Person, an ihre Hingebung, an ihren Edelmuth glaube? — Und warum sollte ich diese Eigenschaften nicht besitzen? Welches persönliche Interesse, welchen selbstsüchtigen Hintergedanken hätte sie dabei, sich so ganz den Kindern ihres Bruders zu widmen? Ist sie nicht hübsch, kräftig und jung genug, um noch Liebe einflößen und selbst die glückliche Mutter einer Familie werden zu können? Und sie bleibt ledigen Standes; sie verzichtet auf die Freuden, auf den Stolz eines eigenen Herdes, um nur für Diejenigen zu leben, die ihr der sterbende Bruder empfahl? — Wo liegt da der Eigennutz, wo der kleinliche Egoismus, den Gombert mich als Motiv aller menschlichen Handlungen betrachten lehrte? — Nein, nein! hier ist Tugend, Selbstverleugnung, Liebe!" rief er. „Weiche von mir, verfluchter Dämon des Zweifels, der mich verführen will, nach anderen Beweggründen zu suchen!"

Eugen setzte langsam seinen Weg fort und kam an den Saum des Waldes. „Das von meiner Mutter errichtete Kreuz!" murmelte er, als er aufblickte, und sich ganz nahe vor einem Christusbilde befand, vor welchem in diesem Augenblicke ein junges Mädchen in stiller Andacht kniete.

„Auch ich lag hier oft auf den Knieen," fuhr er in Gedanken fort, „und sandte meine kindlichen Gebete zum himmlischen Vater empor! Wie dort diese Andächtige, so betete auch ich einst vor diesem Bilde des Erlösers mit gefalteten Händen und mit der ganzen Inbrunst eines reinen, gläubigen Herzens, und nie stand ich auf, ohne meine Seele gestärkt zu fühlen. — Und jetzt?" — fügte er seufzend hinzu, „wo finde ich Ersatz für den verlorenen Glauben, wo Licht in dem Chaos ungelöster Probleme, in welchem der zweifelnde Verstand unsicher umhertappt?"

Er sah das betende Mädchen aufstehen, um fortzugehen. Sie hatte ein blühendes Gesicht, aber ein tiefer Kummer lag jetzt in diesen Zügen, die für gewöhnlich den Ausdruck jugendlicher Heiterkeit zu besitzen schienen. Im Vorbeigehen an Eugen grüßte sie nach ländlicher Sitte, ohne jedoch den Blick zu ihm aufzuschlagen. Er aber sprach sie an, denn als er sie näher betrachtete, erkannte er sie.

„Ei", rief er, „bist du nicht die kleine Martha vom Wildhofe? — Aber, was sage ich, die kleine? — In den sechs Jahren, die wir uns nicht mehr sahen, ist ja eine ganz stattliche Dirne geworden!"

„Ja, gnädiger Herr, ich bin die Martha,"

erwiderte die Magd, die nun stehen blieb und erröthend ihren Knix wiederholte.

„Wie du groß geworden bist und auch hübsch!" rief der junge Mann. „Du kennst mich doch noch, nicht wahr? Erinnerst du dich, Martha, wie ich so gerne mit dir auf die Wiese ging, wenn du deine Kühe hinaustriebst? — Weißt du noch, wie wir uns dann an einem kleinen Feuer Kartoffeln kochten? Niemand durfte darum wissen, aber wie waren wir glücklich bei unserer selbstbereiteten Feldkost!"

„Es ist sehr gütig von Ihnen, gnädiger Herr, daß Sie noch jener Zeit gedenken," erwiderte Martha. „Wir waren damals noch beide glückliche Kinder!"

„Ah, es waren die schönsten Jahre meines Lebens, an die ich mich gerne erinnere," entgegnete Eugen. „Aber sage mir doch, Martha, ich glaube, du hast geweint? — Ich will nicht hoffen, daß auch dich schon ein Kummer quält?"

„O, Herr Eugen," seufzte das junge Mädchen, „man soll sich den Tod nicht wünschen, aber ich wäre froh, wenn ich sterben könnte."

„Arme Martha!" entgegnete Eugen in mildem, theilnehmendem Tone, „was hast du? Vertraue mir's an. Ich würde es für ein Glück halten, wenn ich dir vielleicht helfen könnte."

„Das können Sie leider nicht," murmelte Martha.

„Es wird wohl die Liebe dabei im Spiel sein?" forschte Eugen weiter. „In der That, ich erinnere mich, du hattest damals Bekanntschaft mit Joseph, meinem jetzigen Bedienten. Wie, Martha! solltest du ihn während der sechs Jahre, die er von dir getrennt lebte, nicht vergessen haben?"

„Er ist es, der mich unglücklich macht," klagte Martha, die nun ihre Thränen nicht länger zurückhalten konnte. „Er war brav, als er ging, und kehrt jetzt schlecht zurück. Bevor er nach Paris abreiste, versprachen wir uns gegenseitig die Ehe, sobald er wieder zurückkommen würde. Was Joseph mir damals sagte und wie er mich bat, ihm treu zu bleiben, das werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Während sechs langer Jahre bin ich zu keinem Tanze gegangen, man sah mich nie auf einer Kirchweih, ich blieb ihm zu Liebe Tag für Tag zu Hause, nur alle Abende ging ich aus, um hier an diesem Kreuze für ihn zu beten; aber der liebe Gott hat mein Gebet schlecht erhört," schluchzte sie, „denn Joseph ist ein abscheulicher, herzloser Mensch geworden, der jetzt vom Heirathen nichts mehr wissen will."

„Vielleicht traut er sich nicht zu, eine Familie ernähren zu können?" meinte Eugen.

„O, das wäre eine schöne Schande! Ein Mann mit zwei gesunden, kräftigen Armen!" rief Martha. „Aber nein, das ist es nicht, denn er weiß, daß uns mein Pathe zu einer Meierei verhelfen will. Ah, wie freute ich mich, ihm gleich bei seiner Ankunft diese frohe Mittheilung machen zu können! Ich träumte Tag und Nacht nur mehr von unserem Pachthofe; ich sah schon im Geiste fünf bis sechs fette Kühe in unserem Stalle und Gottes reichsten Segen auf unseren Feldern und Wiesen, und sah ein kleines freundliches Häuschen mit der soliden, reinlichen Einrichtung, die der Fleiß sich allmälig schafft — und nun will Joseph nicht!"

Der tiefe Schmerz des jungen Mädchens fand bei Eugen die herzlichste Theilnahme. Er ergriff ihre Hand und drückte sie leise, indem er die Unglückliche zu beruhigen suchte. „Tröste dich, Martha," sagte er, „Joseph wird sich bekehren. Ich will ihm ins Gewissen reden und an seine Pflicht erinnern."

„Wird mir dies helfen," jammerte Martha, „wenn er mich nicht mehr liebt? Als ich auf ihn zulief in der Erwartung, daß er mir gleich um den Hals fallen werde, da hatte er nur grausamen Spott für mich, und mein Weinen machte ihn lachen. Er sagte mir ohne Umstände ins Gesicht, daß er in der großen Stadt nicht ein einziges Mal an mich gedacht habe und daß er vom Heirathen nichts mehr wissen wolle. Aber so sind die Männer! Kaum sind wir ihnen aus den Augen, so vergessen sie uns, während wir um sie trauern, und kommen sie endlich zurück, dann haben sie nur mehr kalte Lieblosigkeit und boshaften Spott für uns." (Fortsetzung folgt.)

Ein kaiserlicher Aufzug in Peking.

Der Moniteur enthält ein Schreiben aus **Peking** vom 28. Nov. 1865, welches eine

interessante Beschreibung eines feierlichen Aufzuges des kaiserlichen Hofes durch einen Augenzeugen enthält. Dieselbe lautet: Am 5. Nov. hat der junge Kaiser von China die irdischen Ueberreste seines vor drei Jahren verstorbenen Vaters Kien-fung zu der Begräbnißstätte seines Hauses gebracht. Seit dieser Zeit stand der Sarg in einer Pagode und harrte des Augenblicks, wo die Arbeiten an dem zu Ehren des Verstorbenen errichteten Denkmal beendigt sein würden. Es waren große Vorbereitungen getroffen worden. Das Ministerium der Riten und das Tribunal der Hofmathematiker hatten einen besonderen Glückstag dazu ausgesucht. Die Straßen, die sich gewöhnlich in sehr schlechtem Zustande befinden, waren für diese Gelegenheit ausgebessert worden. Alle Mandarinen buhlten um die Ehre, Se. Maj. begleiten zu dürfen, und die Beschreibungen, welche uns die Chienesen von dem Glanze des Zuges entwarfen, machten uns Lust, ihn aus der Nähe in Augenschein zu nehmen, trotz der den Fremden amtlich zugegangenen Aufforderung, in der Zeit vom 5. bis 13. Nov., während welcher der Sohn des Himmels durch die Straßen seiner Hauptstadt ziehen werde, ihre Wohnungen nicht zu verlassen. Deßhalb hatten wir uns schon am Vorabend der Rückkehr des Kaisers in einen kleinen Kramladen begeben, wo wir von einem Haufen aufeinander gethürmter Tische und Stühle herab und hinter hermetisch geschlossenen Läden der Ankunft des Kais. Zuges harrten. Die gesammte Polizei der Hauptstadt war auf den Beinen. Ganz in unserer Nähe standen einige Agenten, und wir mußten, um nicht ihre Aufmerksamkeit zu erregen, uns des Sprechens, des Bewegens und des Rauchens enthalten. Die Mitte der Straße war für den Zug erhöht worden. Niemand durfte daselbst hin- und hergehen. Gegen 7 Uhr Morgens erschienen Reiterschaaren und lange Reihen von Lastwagen und schwer bepackten Kameelen. Ihr Vorüberziehen währte ohne Unterbrechung mehrere Stunden. Wir wurden etwas ungeduldig, denn die Papierscheiben, die uns den Blicken der Außenstehenden entzogen, beschützten uns nur unzureichend gegen die rauhe Temperatur. Endlich sprengte gegen Mittag ein Reiter mit einer Lanze, an deren Spitze ein Tiegerfell hing, spornstreichs vorüber. Es war eine Stafette, welche das Herannahen des Kaisers meldete. Der Reihe nach kamen noch in Zwischenräumen von je Dreiviertelstunden vier andere Kuriere vorüber. Sowie der vierte vorüber war, unterbrachen die Polizeiwächter jede Circulation. Alle Leute, die sich auf der Straße befanden, mußten in die Häuser oder in die Nebenstraßen hinein. Die Zugänge zu den letzteren wurden alsdann mit Leinwandtüchern oder Matten verhängt, und es blieben die Soldaten allein zurück. Einige Nachzügler wurden hart angelassen und mit kräftigen Peitschenhieben zu schleunigstem Verschwinden veranlaßt. Endlich kam der fünfte Kurier. Auf der ganzen Straße herrschte feierliche Stille; die Wachen stellten sich zu beiden Seiten des erhöhten Weges in der Mitte mit ehrfurchtsvoller Haltung auf und schauten aufmerksam nach den gegenüberstehenden Häusern, damit kein Verwegener sich am Fenster zeige. Wir hielten uns athemlos und von Neugierde verzehrt hinter unserm schützenden Papier. Bald hörte man das Traben einer langsam nahenden Reiterschaar. Die Polizeisoldaten standen starr, wie Bildsäulen, da. Zuerst kamen neun Palastdiener in rothseidenen und goldgestickten Gewändern vorüber. Dann folgten andere Reiter, welche dem Kaiser gehörige und mit gelben Schabraken bedeckte acht tatarische Ponypferde am Zügel führten; hierauf etwa 100 Bogenschützen der Leibwache mit Köcher und Bogen, und einige Schritte hinter ihnen ein reichgekleideter Reiter, der kaiserliche Prinz, umgeben von einem zahlreichen Stabe militärischer und bürgerlicher Mandarinen in der buntesten Tracht. Nun erschien der Kaiser. Er befand sich in einer mit goldgelbem Tuche bedeckten Sänfte, die auf den Schultern von 16 Männern in rothseidenen und goldgestickten Kleidern und mit spitzen, durch einen weißen Knopf geschmückten Hüten ruhte. Trotz des ziemlich starken Regens war die Sänfte zu beiden Seiten nicht geschlossen und wir konnten deßhalb bequem in dieselbe hineinschauen. Durch einen glücklichen Zufall war es uns vergönnt, die Züge des himmlischen Kaisers ganz genau zu betrachten, und mir vermochten sie um so besser zu beschauen, als zufällig der Zug

einen Augenblick anhielt. Der Kaiser ist 10 Jahre alt und in der gewöhnlichen Größe seines Alters. Er hat ein regelmäßiges, hübsches Gesicht, sehr weiße Gesichtsfarbe und feurige schwarze Augen. Der Gesammtcharakter seiner Physiognomie ist kaum chinesisch, aber sehr sanft und macht einen angenehmen Eindruck. Er war einfach gekleidet; gelbseidenes Gewand und Ueberwurf von blauem Tuch, dazu ein schwarzer Sammthut mit umgekremptem Rand und rothseidener Quaste. Hinter dem kais. Tragsessel kam Prinz Kung, der Oheim des jungen Herrschers und Präsident des auswärtigen Amtes. Er fuhr in einem bedeckten Wagen, dem einige hundert Reiter nachfolgten. Den Schluß des Zuges bildeten verschiedene Wagen, die mit werthvollen Effecten Sr. Maj. beladen zu sein schienen. Ueberall, wo der kais. Tragsessel vorüberkam, schlugen, der herrschenden Etiquette gemäß, die das Spalier bildenden Soldaten scheu und ehrfurchtsvoll die Augen nieder. Gegen 5 Uhr wurden die Leute wieder fortgetrieben, die Läden schlossen sich, die 5 Kuriere sprengten vorüber, und es kamen nun noch, in beinahe gleichem Aufzuge, die beiden Kaiserinnen, jede in einer von 16 in rothe Seide und Gold gekleideten Männern getragenen Sänfte. In der ersten befand sich die rechtmäßige Gemahlin des verstorbenen Hien-fung, die Kaiserin Tze-ugan, in der zweiten dessen „kleine Gemahlin", Tze hi, die Mutter des regierenden Kaisers. Hinter ihnen kamen zahlreiche Wagen mit Prinzessinnen und Hofdamen, doch saßen sie beinahe alle hinter den herabgelassenen Vorhängen. Die beiden Kaiserinnen scheinen etwa 30 Jahre alt zu sein.

Gemeinnütziges.

(Luft für kranke Athmungsorgane.) Es ist in neuerer Zeit mehrfach vorgeschlagen worden, bei Krankheiten der Respirationsorgane (z. B. Keuchhusten) die Patienten die Luft einathmen zu lassen, welche die gasförmigen Producte enthält, die sich bei der Wiederbelebung der aus den Gasreinigungsapparaten genommenen Substanzen entwickeln. Nach den neuesten Beobachtungen von Burin de Buissen und de Maillard erhält man durch Aufstellung von 10—20 grm. des braunen Ammoniaks der Gasfabriken in einer Schale im Krankenzimmer und Verdampfenlassen bei 20—24° C. eine ebenso wirksame Atmosphäre wie in den Räumen der Gasfabriken.

Verschiedenes.

Als Lefebvre von Bonaparte zum Herzog von Danzig ernannt war, besaß er ein Landgut zu Cambant, im Departement Seine und Marne. In dem Schlosse befand sich ein sehr großer Schrank, welchen eines Tages seine Gattin ihrer Freundin, der Baronin Legarde, Frau des Präfecten, öffnete. Was enthielt dieser Schrank? Verschiedene Kleidungsstücke, welche der Herzog und die Herzogin (er war einst gemeiner Soldat, sie eine Wäscherin) seit ihrer Heirath nach einander getragen hatten; nämlich: geringe Volkstracht und zuletzt den Herzogsmantel. „Mein Mann und ich", sagte die Marschallin, „hatten ein Vergnügen daran, dieses aufzubewahren; zudem," fuhr sie lächelnd fort: „ist es nicht übel, wenn man diese Sachen zuweilen beschaut; man vergißt sich dann nicht."

Das Pfeifen im Theater ist auf folgende Art entstanden: Bei einem schlechten Stücke wünschten die Zuschauer den Vorhang fallen zu sehen; man rief: „La toile! à bas, à bas la toile!" ꝛc. Alles half nichts; da fiel es einem Pfiffiano ein, zu pfeifen, und der Maschinist, der in dem gebräuchlichen Zeichen seinen Herrn Meister zu erkennen glaubte, ließ ohne Weiteres den Vorhang fallen. Man lachte und klaschte, und von Stund an war das Pfeifen bei ähnlichen Fällen eingeführt.

Eine Mutter, welche in die eingebildete Schönheit ihres verzogenen Söhnchens nicht minder verliebt war, als in ihre eigenen Reize, hielt ihrem Gatten einst das Modenjournal hin und fragte: „Sieh', Männchen, was für eine Tracht wäre da für unsern Karl wohl am passendsten?" — „Eine Tracht Prügel!" antwortete trocken der vernünftige Vater.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 27. Sonntag, den 4. März **1866.**

Die Pfeife mein Trost.

Oft in stillen Augenblicken
Denk' ich seufzend d'rüber nach,
Wie mich des Geschickes Tücken
Heimgesucht mit hartem Schlag! —

Manche trüben Bilder steigen
Dann aus der Erinn'rung Nacht,
Aus der düstern, prüfungsreichen,
Die nur Leiden mir gebracht.

Ja, als noch des Glückes Mächte
Mir zur Seite standen treu,
Hatt' ich Freunde — Diener — Knechte —
Nun ist Alles dies vorbei! —

Viele dieser schnöden Gäste
Krochen schmeichelnd um mich her
Bei so manchem meiner Feste! —
Heute kennt man mich nicht mehr.

Will das Herz hier rascher klopfen,
Steigt's herauf im Auge feucht,
Denk' ich: „Mußt dir eine stopfen,
Dann wird wohl dir wieder leicht!" —

Und gedacht, gethan — ich greife
(Stolz mich werfend in die Brust)
Schnell nach meiner langen Pfeife,
Hüll' in Wolken mich mit Lust! —

Und als blaue Nebel schwingen
Meine Sorgen sich von mir,
Was kein Arzt kann fertig bringen,
Thut der „Scafferlaty" hier! —

Was dem Kranken seine Pillen,
Schmerzenstillend ihm gereicht,
Ist die Pfeife für die Grillen,
Denn sie flieh'n, wo sie sich zeigt! —

Nimm ein Beispiel am Exempel:
Hast du Sorgen, lieber Mann,
Räuch're sie hinaus zum Tempel,
Steck' dir eine Pfeife an! —

Wollen sie sich noch nicht geben,
Trink' ein Gläsel Wein dazu,
Wie er wächst aus Pfälzer Reben,
Dann, gewißlich, hast du Ruh! —

Edenkoben. Seitz.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Eugen schien sich im Stillen den Vorwurf zu machen, daß die Worte des jungen Mädchens zum Theil auch auf ihn anwendbar seien, denn er blickte verlegen zu Boden, als wäre er selbst der Schuldige, dem Martha's Anklage galt. Indessen fuhr er in seinen Bemühungen, das junge Mädchen zu trösten, fort. „Trockene deine Thränen, Martha," sagte er mit weicher Stimme. „Ich werde ihn auf bessere Gedanken zu bringen suchen."

„Was ich verloren habe, kann mir Niemand ersetzen," erwiederte Martha, „denn Joseph ist der nicht mehr, den ich zu meinem Unglücke liebte. Er war vom Herzen gut und fromm und führte sich immer ordentlich auf. Jetzt aber ist er hochmüthig geworden und ein Trunkenbold, der Gott und die Menschen lästert und, wie er selbst prahlt, in keine Kirche mehr geht. — Nein, nein, ich mag ihn nicht mehr."

„Es ist nicht ganz so, wie du sagst, Martha," erwiederte Herr v. Solanges lächelnd, „ich sah dich vorhin viel zu inbrünstig dort am Kreuze beten, und weiß wohl, wem dein Gebet galt."

„Ich betete zu Gott, daß er mir die Kraft verleihe, mein Leid ertragen zu können," murmelte Martha.

„Und wenn Joseph käme und dich um Verzeihung bäte? Wenn er Alles wieder gutmachen und dich wieder ehrlich lieben würde?"

Das junge Mädchen blickte erröthend zu Boden. „Ah," sagte sie leise, „ich glaube selbst, daß ich ihm Alles vergeben könnte."

„Ein liebendes Herz ist auch versöhnlich," erwiederte Eugen, während Martha, wie beschämt, daß ihr dieses Geständniß entschlüpft war, jetzt fortlief, ohne weiter auf das zu hören, was ihr Eugen noch sagen wollte.

Letzterer sah ihr lange nach. „Das arme Mädchen!" murmelte er. „Sie liebt diesen Nichtswürdigen, versagt sich um seinetwillen alle Freuden ihres Alters und wird dafür von ihm verhöhnt und beschimpft. — Und für ihn, der ihr Herz so grausam verwundete, betet sie jetzt! — Ist dies Eigennutz — ist dies Egoismus?"

Ein schallendes Gelächter, welches unmittelbar hinter ihm ausgestoßen wurde, klang wie eine Antwort voll Hohn und Ironie auf seine Frage. Es war Gombert, der aus dem Walde hervortrat, von wo aus er Eugen und Martha beobachtet hatte.

„Ha, meiner Treu!" rief Gombert, „also hier mit jungen Dirnen findet man dich in aller Frühe? — Während ich schon Angst hatte, daß du mir nach Paris entflohen seist, hältst du hier zärtliche Ständchen? Ich suche dich seit einer Stunde, denn deine Kühe und Schweine ließen mich nicht schlafen. Das war ein Brüllen und Blöcken und Grunzen, und dazu ein Lachen und Lärmen von deinen Mägden und Knechten, daß man sich in die Walpurgisnacht auf den Blocksberg versetzt glauben konnte. — Aber, auf meine Ehre! ich glaube, du hörst mich schon wieder nicht mehr? — Du denkst wohl an die schwarzäugige Dirne, mit der du dich eben angelegentlich unterhieltest? Oder willst du es vielleicht wieder wie gestern machen? — Fühlst du dich etwa wieder unwohl?"

„Nein, nein, im Gegentheil!" betheuerte Eugen. „Es war mir nie wohler um's Herz als eben jetzt. Ich würde meinen Morgenspaziergang nicht um die halbe Welt hergeben."

„Bah, hast du dich am Ende gar neuerdings verliebt?" fragte Gombert lachend. „Die Kleine von vorhin wird doch etwa nicht im Stande gewesen sein, dir den Kopf zu verdrehen?"

„Lasse diese Scherze," unterbrach Eugen seinen Freund, „und verdirb mir die glückliche Stimmung nicht, in der ich mich befinde. Komm' mit mir, ich will dir unterwegs erzählen, warum du mich so ungewöhnlich heiter, so neu belebt siehst — warum mein Herz von so hoher Befriedigung durchdrungen ist."

„Aber haben wir auch Zeit dazu?" entgegnete Gombert. „Es gibt ernstere Dinge für uns zu thun. Ich ließ dem Verwalter sagen, er möge seine Bücher in Bereitschaft halten; wir müssen zurück, um davon Einsicht zu nehmen."

„Wir kommen auch auf diesem Wege in den Wildhof," erwiederte Eugen, der seinen Freund mit sich fortzog und sodann von seinem Besuche in der Hütte des Webers Valentin zu erzählen begann.

Von Zeit zu Zeit hatte ihn sein Begleiter mit einem ungläubigen „Bah!" oder mit einer hingemurmelten spöttischen Bemerkung unterbrochen, besonders lächerlich schien er aber die Mittheilungen über Martha zu finden, wobei Eugen mit großer Entrüstung das Benehmen seines Bedienten als ein nichtswürdiges bezeichnete.

„Es ist möglich, Gombert," fügte Eugen hinzu, „daß die uneigennützigen und besseren Gefühle nur bei den einfachen ungebildeten Leuten zu finden sind, aber es genügt, daß sie überhaupt irgendwo existiren. Du lachst? Zweifelst du an der Aufrichtigkeit dieser beiden armen Geschöpfe?"

„Du zweifelst ja selbst."

„Nein, ich bin im Gegentheil vollkommen davon überzeugt."

„Und meine Ueberzeugung," entgegnete Gombert, „ist, daß jene Marie, die gegenwärtig den Platz ihres Bruders am Webstuhl einnimmt, es leicht vorziehen konnte, sich in ein ganz fertiges Nest zu setzen, wo sie in voller Freiheit und Unabhängigkeit leben kann, statt bei einem Pächter als Magd vom frühen Morgen bis späten Abend wie eine Sclavin zu arbeiten. — Sie arbeitet auch jetzt, aber sie arbeitet für sich selbst; ihr Fleiß kommt ihrer eigenen Person und nebenbei den Kindern

ihres Bruders zu Nutzen. Wer gewinnt also dabei? Zunächst sie selbst, da sie wenigstens ihre eigene Herrin ist."

„Um des Himmels willen schweige!" rief Eugen. „Du weißt auch den besten Handlungen eine egoistische Seite abzugewinnen."

„Weil ich nicht blind bin und mich nicht scheue, sie in ihrem wahren Lichte zu betrachten."

Eugen schüttelte unmuthig den Kopf und schwieg.

„Und das junge Mädchen, bei dem ich dich vorhin stehen sah," fuhr Gombert fort, „findet es ebenfalls angenehmer, eine selbständische Frau Pächterin zu werden, statt im Wildhofe Stallmagd zu bleiben. Die junge Dirne möchte heirathen; es ist dies ein Wunsch, der bei allen Mädchen so lange dauert, bis er erfüllt ist, und sollten sie darüber graue Haare bekommen. Nun sieht sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht, was ist also natürlicher, als daß sie sich nur um so fester an den Treulosen klammert, der sie zu verlassen droht? Sie bittet Gott mit aller Inbrunst um seine Bekehrung, d. h. um seine Rückkehr zu seinen früheren Gesinnungen, da sie so bald als möglich unter die Haube kommen möchte." —

„Ich weiß nicht, Gombert," seufzte Eugen, „warum du dir immer so viel Mühe gibst, alle meine Illusionen zu zerstören."

„Bah, ich will dir deinen frommen Glauben nicht nehmen, harmlose Seele," lachte Gombert. „Wenn es dir Vergnügen macht, deine Stallmagd für ein Ideal weiblicher Vollkommenheit zu halten, so steht dir dies frei, nur verlange nicht von mir, daß auch ich mich vom Scheine täuschen lasse."

Gombert's verderblichem Einflusse gelang es, die eben noch so glückliche Stimmung seines Freundes wieder vollständig umzuwandeln. Das frühere bittere Hohnlächeln der Verzweiflung kehrte auf Eugens Lippen zurück, und wie erschöpft vom nutzlosen Kampfe seiner besseren Natur gegen die mephistophelische Verführung des kalten Spötters beugte der junge Mann muthlos sein Haupt. Mit hämischem Mitleide sah ihn Gombert an, aber auch er schwieg jetzt, bis sie beide den Wildhof erreichten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine chemische Novelle für unsere Hausfrauen.

Doctor Steinert zählte erst dreißig Sommer und war schon Docent der Chemie an einer deutschen Universität. Er liebte diese Wissenschaft leidenschaftlich, und wie man es bei Fachleuten sehr häufig findet, pflegte er auch im außerchemischen Leben bei passenden und nicht passenden Gelegenheiten den Chemiker zu spielen und sich der in der Chemie gebräuchlichen Ausdrücke zu bedienen.

Eines Abends war Steinert zum Souper im Hause des Sanitätsraths M. gewesen, ihm gegenüber am Tisch hatte des Sanitätsraths neunzehnjähriges Töchterlein gesessen und den gelehrten Explicationen des Doctors mit aufrichtiger Bewunderung zugehört. Steinert sah Clärchen an diesem Abende zum ersten Male und — Gott weiß, wie es kam — seine Blicke schweiften immer wieder zu dem klugen, allerliebsten Köpfchen seines vis-à-vis zurück, am Ende verhaspelte er sich in seinen chemischen Formeln und brach endlich ganz verwirrt auf, um sich von dem über diese Zerstreutheit höchlichst verwunderten Hausherrn zu empfehlen.

Es war ein wundervoller Herbstabend und Steinert schlenderte langsam durch die mondbeleuchteten Straßen seiner Wohnung zu. Er hatte mit dem Sanitätsrathe zuletzt über die chemische Zusammensetzung des Tabaks debattirt und bemühte sich nun, über dieses interessante Thema weiter nachzudenken.

„Wenn ich", sagte er leise vor sich hin, „den Virginia-Tabak in seine Bestandtheile zerlege, so erhalte ich $6^3/_4$ pCt. des giftigen Alkoloids Nicotin, welches sich von kastanienbraunen Haaren" — „ich weiß gar nicht", unterbrach sich der Doctor hier selbst, — „was ich heut Alles für Unsinn schwatze; in meinem Gehirn scheint sich die Atomzusammensetzung verändert zu haben, und in meinem Innern ist irgend welche Reaction erfolgt — kurz, mir ist ganz alkalisch zu Muthe, und doch begreife ich nicht, was an dieser Veränderung Schuld ist? Freilich sah mich des Sanitätsraths Töchterlein heut Abend auch so verteufelt an, daß ich gleich hätte verdampfen können unter diesem Blick, und doch mußte ich sie immer und immer wieder ansehen, wie

wenn doppelte Wahlverwandtschaft zwischen ihr und mir vorhanden gewesen wäre."

Unter diesen und ähnlichen Gedanken war Steinert zu Hause angekommen; er begab sich zu Bett, und nachdem er nach langem Umherwälzen wirklich eingeschlafen, träumte er, zum absonderlichen Ärger seines chemischen Gewissens, statt von Kolben und Retorten, von den kastanienbraunen Haaren und dunklen Augen Clärchens.

Treten wir fünf Monate nach diesem merkwürdigen Abend in des Doctor Steinert's Haus, so bemerken wir darin sofort eine sehr wesentliche Veränderung; — überall ist das Walten einer weiblichen Hand sichtbar, und damit wir es kurz machen, Clärchen ist jetzt die glückliche Gattin des Doctor Steinert. Der Letztere war seit jenem Abend öfters bei Sanitätsraths gewesen, Clärchen hatte unter der chemischen Außenseite ein vortreffliches Herz gefunden und zuletzt freudig „Ja" gesagt, als er um ihre Hand geworben. Die junge Frau war wirklich vollkommen glücklich, nur Eines ärgerte sie zuweilen, daß nämlich ihr Mann oft und gern die Nase in die Wirthschaft hineinsteckte, bald besser wissen wollte, wie die Fensterscheiben polirt oder der Fußboden gebohnt werden müßte, wie man am besten Thee und Kaffee koche rc. rc., und wenn Clärchen dann fragte, warum denn gerade so und nicht anders? dann pflegte der Doctor malitiös zu lächeln und zu sagen: „Das verstehst Du nicht, mein Kind."

(Schluß folgt.)

Ein schweres Leid.

Welch' Elend ist's, welch' namenloses Weh',
Wenn Herz und Hand liegt in verschied'nen Banden:
Ein Elend, das hienieden Tausende,
Die's nie erfahren, nimmer auch verstanden.

Hier sollst du lieben, hier allein — so spricht
Die Pflicht, um dich zu kräftigen, zu mahnen;
Allein das Herz, es folgt dem Worte nicht,
Und sehnend schweift's hinaus in fremde Bahnen.

Wie es in deiner Brust auch kämpft und stürmt,
Verrathen dürfen's nimmer deine Züge. —
So wird — wenn dich nicht Gottes Engel schirmt —
Dein ganzes Leben eine große Lüge.

Fürwahr ein Elend ist es namenlos,
Wenn Herz und Hand liegt in verschied'nen Banden;
Es endet erst, wenn in dem stillen Schooß
Des Grabes Ruh' die armen Herzen fanden.

Der du die Liebe bist — vor diesem Schmerz
Woll' gnädig jeden Sterblichen beschirmen;
Gib jedem Herzen das geliebte Herz,
Daran es ruhen kann in allen Stürmen!

Gib jedem Herzen das geliebte Herz,
Daran es warm in Leid und Freude liege,
Du Gott der Liebe! dann gibt's keinen Schmerz,
Den es im Sturm des Lebens nicht besiege!

Verschiedenes.

Herr Liebereich, ein reicher Kaufmann, erhielt Besuch. Er wollte dem Gast ein Glas Wein vorsetzen und sagte zu dem 14jährigen Liebereich junior: „Geh nach dem Keller, mein Sohn, und hole von dem schönen alten Malaga eine Flasche herauf." Das Söhnchen erwiederte fragend: „Papa! von dem, den wir gestern gemacht haben?"

„Ach!" rief ein Hausvater, der viel Verdruß mit seiner Familie und viel Geld in der Lotterie verloren hatte: „Ich sehe leider, daß meine Kinder und meine Nummern ungezogen bleiben."

Charade.

Um in dem ganzen Umfang es zu kennen,
Was unbewußt, mit süßer Macht
Um meinen Gleichmuth mich gebracht,
Brauch' ich allein mein Wörtchen Dir zu nennen:
Denn, wo ist Eine noch zu finden,
Die so vermöchte Geist und Herz zu binden —
Der muß dem umgekehrten Wörtchen gleichen,
Der dieser Reize Majestät
Mit stolzem Sinne widersteht.
Des Leides Gipfel muß mein Loos erreichen,
Mein Herz erstarren, gleich dem Worte;
Verschließt sich nur des Hoffens goldne Pforte.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 28. Mittwoch, den 7. März **1866.**

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Der Verwalter saß an seinem Schreibtische, der mit Büchern und Papieren bedeckt war, von welchen Einsicht nehmen zu wollen ihm Gombert angekündigt hatte. In Gedanken versunken betrachtete er zwei Bilder, die ihm gegenüber an der Wand hingen. Das eine stellte eine jugendliche Dame von großer Schönheit, das andere einen Mann von mittleren Jahren und auffallend schwermüthigen Gesichtszügen dar.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Greises. „Ist es nicht," murmelte er, „als ob sie mich fragen wollten, was ich aus ihrem Sohne gemacht habe? — Mein Gott, mein Gott! was ist aus Eugen geworden! Wie kehrt er zurück?"

Allmälig wich der schmerzliche Ausdruck in den Zügen William's einem schwachen Lächeln neuer Hoffnung. „Was ist es denn eigentlich, was mich so sehr beunruhigt?" fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „War sein Blick nicht so liebevoll wie sonst? — Lag in dem Tone seiner Stimme nicht dieselbe Weichheit, durch die er schon als Kind sein tiefes Gemüth verrieth? — Er ist krank; er verdient nur Mitleid, aber keinen Tadel; seine Krankheit liegt in den Nerven, er ist reizbar. — Oder wäre es doch etwas Anderes? Wäre sein Herz bereits zu Grunde gerichtet? Dieser Gombert, den ich schon vor zwei Jahren bei ihm traf und schon damals für seinen bösen Dämon hielt, welche fürchterliche Macht scheint er über ihn zu besitzen! O, ich muß Eugen vor diesem Menschen warnen — ich muß eine Gelegenheit suchen, ihn allein zu sprechen, um ihm die Gefahr zu zeigen, in der er an der Seite dieses Verführers schwebt."

Während William noch über die Schritte nachdachte, die zur Rettung Eugens geschehen mußten, erschien Joseph, um ihm zu melden, daß er im Saale zur ebenen Erde mit seinen Büchern erwartet werde.

„Wieder eine Demüthigung, die von diesem Gombert ausgeht," murmelte William. „Wäre es nicht viel einfacher gewesen, zu mir herauf zu kommen, da hier mein Arbeitszimmer ist? — Mein Gott, verleihe mir Geduld!"

Indem William dem Bedienten die Bücher zu tragen gab, verfügte er sich in den bezeichneten Saal, wo Eugen und Gombert bereits auf ihn warteten.

Eugen grüßte den Eintretenden mit herzlicher Zuvorkommenheit, während Gombert in seiner nachlässigen Haltung am Kamine stehen blieb und den Verwalter keines Blickes würdigte. Erst als Joseph mit den fünf oder sechs Folianten erschien und keuchend dieselben auf den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch legte, trat Gombert mit einem Ausrufe unangenehmer Ueberraschung vom Kamine weg.

„Alle Teufel! Was bringen Sie denn da Alles mitgeschleppt?" fragte er. „Was wollen Sie mit all diesen Büchern? — Sie werden doch nicht glauben, daß wir diesen ganzen Wust hier durchsehen sollen? Das würde ja mehr als sechs Wochen Zeit wegnehmen."

„Das wäre wohl möglich," erwiederte William. „Es sind eben meine Journale vom laufenden Jahre, die Sie ja zu revidiren wünschen. Uebrigens habe ich von den früheren Jahren her noch wenigstens zwanzig bis dreißig Bücher von demselben Umfange in meiner Registratur, denn es sind nun genau fünfundzwanzig Jahre, daß ich die Verwaltung

des Wildhofes führe. Sollten Sie auch von diesen Einsicht zu nehmen wünschen," fügte er ironisch hinzu, „so müßten Sie sich aber hinauf bemühen, da hier der Raum fehlen würde, sie aufzulegen."

Gombert gab auf diese Bemerkung keine Antwort, sondern schlug eines der Bücher auf und blickte hinein. „Meiner Treu, das lobe ich mir!" rief er. „Welche bewunderungswürdige Genauigkeit! — sechs Pfund grüne Oelfarbe — eine Fegbürste — zweihundert Brettnägel ꝛc. Nun, wenn wir auf diese Weise nachrechnen sollen, so brauchen wir zwei Jahre."

„Wenn Sie sich an das Hauptbuch halten wollen, so wird die Sache einfacher. Hier ist es," erwiderte der Verwalter.

Gombert öffnete es und sah hinein. „In der That, das ist summarischer," sagte er. „Wer bürgt uns aber dafür, daß diese Summen wirklich verausgabt wurden?"

Durch ein Zucken seines ganzen Körpers verrieth William, daß ihn diese Beleidigung wie ein Dolchstoß getroffen hatte. Bebend unter der gewaltsamen Anstrengung, die gebührende Antwort zu unterdrücken, gewann er es mühsam über sich, nichts zu erwidern und den Unverschämten nur mit einem verächtlichen Blick zu bestrafen.

„Sie können es nehmen, wie Sie wollen," sagte Gombert herausfordernd. „Ich wiederhole Ihnen, daß die Bücher recht schön und sauber geführt sein mögen, daß ich aber nicht daraus ersehen kann, ob die Ausgaben auch wirklich gemacht wurden."

„Halten Sie mich für einen Betrüger?" rief William jetzt außer sich. „Mein Herr, was Sie da sagen, ist eine nichtswürdige, feige Kränkung meiner Ehre, und nur die Rücksicht für Eugen, der Sie seinen Freund nennt, kann mich abhalten, augenblicklich das Zimmer zu verlassen."

Eugen erwachte wie aus einem Traume. Er sprang auf Gombert zu und faßte ihn am Arme, den er krampfhaft drückte. „Gombert!" rief er mit Energie, „erinnere dich, daß ich den alten Freund meines Vaters, meinen einstigen Erzieher nicht beleidigen lasse. Respectire seine weißen Haare, oder ich mache dieser Scene ein Ende, indem ich alle diese Bücher ins Feuer werfen lasse."

„Das wäre in der That das einfachste Mittel, das Dunkel zu erhellen, in welches deine Angelegenheiten gehüllt sind," spottete Gombert; „ob dir aber damit gedient wäre, ist eine andere Frage."

Eugen suchte nach beiden Seiten hin zu beschwichtigen. „Du bist zu schnell, Gombert, und zu heftig," sagte er. „Sei rücksichtsvoller gegen einen Greis. Herr William wird ohne Zweifel die Güte haben, über Alles, was wir zu wissen wünschen, die nöthige Auskunft zu ertheilen. — Es liegt nicht in unserer Absicht, lieber William, Ihre bisherige Thätigkeit controliren zu wollen," wandte er sich an den Verwalter. „Mein Freund ist zu rasch gewesen, er ist in seinem Eifer zu weit gegangen. Mein Wunsch ist nur, eine genaue Kenntniß über den wahren Stand meines Vermögens zu erhalten, und zu diesem Zwecke glaubte Gombert, die Bücher sehen zu müssen."

Der freundliche, versöhnliche Ton Eugens bewirkte, daß der gutmüthige Greis schnell die widerfahrene Unbill vergaß. Ein freundliches Lächeln zeigte, daß er keinen Groll mehr in seinem Herzen hegte, und daß es aufrichtig gemeint war, wenn er rief: „Für Sie, Eugen, vermag ich Alles! Ihr einfacher Wunsch genügt, daß ich nicht weiter an die Kränkung denke, die mir angethan wurde. — Ja, mein Herr," sagte er zu Gombert, „ich biete Ihnen freundlich zur Versöhnung die Hand. Lassen Sie mich aber hoffen, daß Sie nicht länger an der Redlichkeit eines alten Mannes zweifeln, der sich seine halbe Lebenszeit in diesem Hause als zur Familie gehörig betrachtete."

„Ich bin kein Freund der Sentimentalität," erwiderte Gombert mit schneidender Kälte, „um so weniger, wenn sie den Standpunkt verrückt, den wir gegenseitig einnehmen. Ich bin hier, um meinen Freund, der von Geschäften nichts versteht, mit meinem Beistande zu unterstützen; Sie, mein Herr Verwalter, um uns die nöthigen Aufschlüsse zu geben: bleiben wir dabei und beginnen wir, wenn es gefällig ist."

(Fortsetzung folgt.)

Eine chemische Novelle für unsere Hausfrauen.

(Schluß.)

Eines Tages kam der Doctor aus dem Colleg, das Thermometer zeigte 10 Grad Kälte und Steinert sputete sich, so bald wie möglich in die warme Stube zu kommen und sein junges Frauchen nicht mit dem Mittagessen warten zu lassen. Wirklich fand er schon Alles bereit, Clärchen ließ die Suppe auftragen, und während der Doctor diese behaglich schlürfte und dem Geplauder seiner jungen Gattin horchte, erschien das Gemüse auf dem Tisch, und zwar etwas ganz Apartes bei dieser Jahreszeit, nämlich: Kohlrabi.

Steinert betrachtete kopfschüttelnd das Gemüse und sagte endlich: „Du hättest bei dieser Kälte lieber Reis kochen sollen, Clärchen."

„Warum denn gerade Reis, Carl?" fragte diese zurück.

„Weil dieser uns viel bessere Dienste geleistet hätte, als die Kohlrabi — das Weßhalb würdest Du doch nicht verstehen."

„Ich will es aber verstehen!" rief Clärchen ein wenig hitzig, „und wenn Du es nicht verstehst, Deine Gelehrsamkeit in eine solche Form zu kleiden, daß sie auch Deiner Frau verständlich ist, dann bist Du ein herzlich schlechter Professor."

„Nun, nun," sagte Steinert, über den Eifer seiner jungen Frau herzlich lachend, „ich wollte Dich ja nicht beleidigen, sondern Dir nur die Dich sicher nicht interessirende chemische Erklärung ersparen."

„Ich dächte doch," meinte Clärchen, noch immer ein wenig piquirt, „es müßte für uns Hausfrauen auch nicht ganz uninteressant sein, zu wissen, warum wir heute dies, morgen jenes kochen sollen."

„Du hast Recht," sagte der Doctor, „höre mich also aufmerksam an: Die Atomenzusammensetzung —"

„Ich will nichts von Atomen hören," unterbrach ihn Clärchen; „Du sollst nicht zu Deinen Studenten, sondern zu Deiner Frau sprechen, und die weiß nichts von Atomen."

Steinert lachte.

„Ich will versuchen, ob ich's besser kann," entgegnete er heiter. „Sieh, Clärchen, hättest Du heute Reis statt der Kohlrabi gekocht, wir hätten einen wahren Ofen in unserem Magen gehabt, denn der Reis entwickelt wohl zehn Mal mehr Wärme, als die Kohlrabi und enthält noch überdem acht Mal mehr Nahrungsstoff, als diese. Verstehst Du nun, weßhalb ich gerade heute dem Reis den Vorzug ertheilt haben würde?"

„Vollkommen!" entgegnete die junge Frau; „aber wie soll ich alle diese Zahlen bei zwanzigerlei verschiedenen Speisen im Kopfe behalten, um immer zu wissen, welche sich für diesen oder jenen Tag am besten eignet?"

„Man darf in dergleichen Sachen niemals zu weit gehen," meinte der Doctor. „Es wäre geradezu eine Plage für die Hausfrau, sollte sie immer chemisch kochen, aber einige Kenntniß der Sache würde ihr allerdings von wesentlichem Nutzen sein. Komm, Clärchen, ich will Dir eine Kochtabelle machen."

Der Doctor setzte sich an seinen Schreibtisch und entwarf folgende Tabelle:

Im Durchschnitt enthalten 100 Theile

	solide Masse.	Wasser	Nahrungssubstanz	Wärmebildungssubstanz	Asche
Fleisch	36 6/10	63 1/10	21 1/2	14 3/10	8/10
Brod	76	24	7–10	64 3/10	1
Kartoffeln	28	72	2	25	1
Reis	92 2/10	7 6/10	8 4/10	82	2
Erbsen	84	16	29	51 1/2	3 1/2
Bohnen	86	14	31	51 1/2	3 1/2
Linsen	84	16	33	48	3
Mohrrüben	13	87	2	10	1
Rothe Rüben	11	89	1 1/2	8 1/2	1
Kohlrabi	11	89	1	9	1
Sago	88	12	3 4/10	84	6/10
Gerstenmehl	84 1/2	15 1/2	14	68 1/2	2
Waizenmehl	85 1/2	14 1/2	21	62	2 1/2
Hafermehl	91	9	12	77	2

„Der Mensch, liebes Clärchen," fuhr der Doctor in seinen Explicationen fort, „kann in Folge des Baues seiner Zähne, seines Magens pflanzliche und thierische Nahrung ganz nach Belieben zu sich nehmen, und die Vereinigung beider, das, was wir im gewöhnlichen Leben Hausmannskost nennen, dürfte unserem Organismus vor Allem am dienlichsten sein. Alle Nahrungsmittel werden durch den Verdauungsproceß zu Fleisch, Blut und Muskelbildung oder zu bloßem Heizmaterial (Respirationsmittel) verarbeitet, und deßhalb ist es allerdings wichtig, zu wissen, wie zuträglich dem Körper dieses oder jenes

Gemüse ist, wie viel Nahrungsstoff das eine oder das andere ihm zuträgt. Wenn der gemeine Mann wüßte, daß ihm ein Pfund Linsen eben so viel Nahrungsstoff zuträgt, als 16 Pfund Kartoffeln, er würde es sicher vorziehen, die ersteren zu essen, und wenn er wüßte, daß er statt eines Pfundes Fleisch weit besser für den vierten Theil des Preises ein Pfund Bohnen kauft, da ihm diese $1^3/_4$ Pfund Fleisch repräsentiren, er dürfte sehr zufrieden sein, seine Kenntnisse in der Chemie der Kochkunst so verwerthet zu sehen.

Du siehst in der Tabelle ferner, was man bei geringem Appetit und größerer Kälte für Speisen zu wählen hat. In den eisigen Hochländern Schottlands laufen die Bergschotten mit nackten Beinen umher und sind wahre Riesen an Kraft und Ausdauer; weßhalb? weil sie größtentheils von Hafergrütze leben und nicht, wie die Irländer, von Kartoffeln, die bei dieser Nahrung aussterben. Der Araber ißt Morgens, Mittags und Abends Erbsen und erträgt dabei die allergrößten Strapatzen. —

In diesem Augenblicke warf der Doctor von der vor ihm liegende Tabelle einen Blick auf sein junges Weibchen: es war im weichen Lehnstuhl eingeschlafen. Clärchens Wangen hatten sich mit rosenfarbenem Incarnat übergossen, ein leichtes Lächeln umspielte den allerliebsten Mund, eine Locke hob sich malerisch von ihrer blendend weißen Stirn.

Steinert's Blick weilte lächelnd auf diesem bezaubernden Gemälde. — — —

Lebensphilosophie.

Vergnügungen sind die Blumen des Lebens; überschreiten sie ihr Maß, so verblühen sie und welken.

Wie der Schatten dem Leibe, folgt dem Glücke der Neid.

Wenn du, o schwacher Sterblicher, stolz dich wolltest erheben,
Senke zur Erde den Blick, denk': Gott schuf dich aus Staub.

Gern verzeihe dem Bruder, und gern vergibt dir der Vater,
Geben nicht kannst du, wie Gott, dennoch vergeben, o Mensch.

Verschiedenes.

Alexander Weill erzählt, daß er eines Tages Heinrich Heine dabei überraschte, wie er sein Testament abfaßte. „Weißt Du, wie mein erster Wunsch lautet, den ich hier niederschreibe?“ sagte der Poet zu dem früheren Rabbiner. „Wie soll ich das wissen?“ „Nun, ich befehle meiner Frau, sich am Tage nach meinem Tode wieder zu verheirathen.“ „Aber warum denn?“ „Weil ich wünsche, daß es einen Mann gebe, der jeden Tag bedauert, daß ich gestorben bin.“ So boshaft war er selbst gegen seine sonst so geliebte und gerühmte Mathilde.

Eine äußerst zungenfertige Dame, welche ihren Doctor um Rath fragte, überfluthete denselben mit einem solchen Strom von Redensarten, daß er durchaus nicht zu Worte kommen konnte. Der bedrängte Doctor fand kein anderes Mittel, als ihr zu sagen: „Madame, zeigen Sie mir Ihre Zunge!“ Die Dame gehorchte, und dann sagte er: „Ich bitte Sie, ziehen Sie dieselbe nicht eher zurück, als bis ich gesprochen habe.“

Kürzlich wurde Herr X. zu einem Freund zu Tisch geladen, der einen sehr guten Tisch führte, wo aber leider der Wein dermaßen sauer war, daß er ihn unmöglich trinken konnte. Mehrmals dazu von der Hausfrau aufgefordert, entschuldigte er sich mit den Worten: „Ich bin wie ein Engländer; eß ich, trink ich nicht!“ (Essig trink ich nicht.)

Auflösung der Charade in Nr. 27:
Sie — Eis.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 29. Freitag, den 9. März 1866.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Verletzt durch dieses hochfahrende Benehmen, zog William seine dargereichte Hand, die Jener nicht genommen hatte, rasch zurück. Ein neuer Ausbruch des Zornes stand von Seite des beleidigten Greises bevor, doch beherrschte er sich, denn er sah, wie Eugen darunter litt. „Verlangen Sie die Quittungen zu sehen?“ fragte er ruhig.

Eugen kam seinem Freunde zuvor. „Nein, nein!“ rief er; „ich will von Quittungen nichts wissen. Ihr Wort genügt uns.“

„Nun gut,“ erwiederte William, „so will ich Ihnen in aller Kürze den Stand Ihres Vermögens auseinandersetzen. Wenn Ihnen Etwas nicht klar erscheinen sollte, so bitte ich zu fragen, denn selbstverständlich bin ich bereit, Ihnen alle Aufschlüsse zu geben, die Sie verlangen werden.“

„Sehr freundlich von Ihnen,“ murmelte Gombert mit Ironie, indem er Platz nahm und sich anschickte, dem Vortrage des Verwalters seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken.

Es würde unsere Leser ermüden, wenn auch wir dem detailirten Finanzberichte William's folgen wollten; begnügen wir uns demnach, das Endresultat desselben mitzutheilen, welches für Eugen statt des großen Vermögens, in dessen Besitze er sich wähnte, nach Abzug der bedeutenden Hypotheken, die auf dem Wildhofe lasteten, nur noch ein Activum von beiläufig 100 000 Franken auswies.

Der Eindruck, den diese überraschende Mittheilung auf die beiden Freunde machte, war ein niederschmetternder. Während sich Eugen im Stillen Vorwürfe darüber machte, sein beträchtliches Vermögen in kurzer Zeit durch eine sinnlose Verschwendung um mehr als zwei Dritttheile geschmälert zu haben, rechnete Gombert in Gedanken aus, daß nach Abzug einer in Paris auf Ehrenwort contrahirten Schuld von 60.000 Franken nur noch 40,000 Franken übrig blieben: eine Summe, die seiner Ueberzeugung nach kaum ausreichte, um nur drei Monate davon leben zu können. Uebrigens machte er gute Miene zum bösen Spiel. „Allons, Eugen!“ rief er, „lasse deßhalb den Kopf nicht hängen. Es nützt nichts. Was ist da zu machen, was bleibt Anderes übrig, als sich mit Resignation in das Unvermeidliche zu fügen? — 100,000 Franken! es ist meiner Treu eine verdammt magere Summe. Indessen steht zu hoffen,“ fügte er hinzu, „daß sich bei einer öffentlichen Versteigerung des Wildhofes Liebhaber finden werden, die vielleicht doch etwas mehr geben.“

„Bei einer öffentlichen Versteigerung?“ wiederholte William, der kaum seinen Ohren traute. „Sie denken an eine Versteigerung des Wildhofes?“ — Der Greis sah zuerst Gombert, dann Eugen mit einem Blicke unaussprechlicher Angst an. Zögernd und mit unsicherer Stimme bestätigte Letzterer das für den treuen Verwalter Unglaubliche.

„Mein Gott!“ rief jetzt William, „wäre es möglich? Nein, nein, Eugen! einen solchen Entschluß können Sie nicht gefaßt haben. Sie können Ihren Stammsitz, Sie können den Wildhof, der sich von Vater auf Sohn seit vier Generationen in Ihrer Familie vererbte, nicht veräußern wollen. Es knüpfen sich an jede Scholle Erde dieses Gutes Ihre schönsten Erinnerungen, und Sie wären im Stande, es in andere Hände übergeben zu lassen? — So lange der Wildhof Ihr Eigenthum ist — er mag verschuldet sein, so viel er will —

haben Sie ein Asyl, wenn Sie sich einmal nach Ruhe sehnen. Es bleibt Ihnen wenigstens ein Stück Erde, auf dem Sie zu Hause sind, eine Heimath, ein häuslicher Herd, und diesen wollen Sie verkaufen? Sie wollen ihn um eine Summe Geld hingeben, die in kürzester Frist aufgezehrt sein wird? — O Eugen! denken Sie an Ihren braven Vater — an Ihre gute, fromme Mutter, die beide hier begraben liegen — denken Sie an sich selbst und an die Zukunft, die Ihnen bevorsteht, wenn Sie verarmt und von Allem entblößt nicht einmal mehr ein Plätzchen besitzen, wo Sie in Ruhe dem Abende Ihres Lebens entgegensehen können!"

„Sind Sie jetzt endlich fertig?" rief Gombert aufgebracht, da er sah, daß die eindringlichen Worte des Greises seinen wankelmüthigen Freund tief erschüttert hatten. „Man begreift, Herr Verwalter, daß Sie nicht gerne Ihren Platz verlieren, falls Sie vom neuen Besitzer nicht übernommen werden, aber verschonen Sie uns mit diesen Pietätsrücksichten, die jedem vernünftigen, nüchternen Menschen lächerlich erscheinen müssen. Wenn Keiner sein vom Vater ererbtes Gut veräußern wollte, so wäre der Wildhof nie in den Besitz der Familie Solanges gekommen, denn auch vor dem Urgroßvater Eugens hatte er einen Herrn. Uebrigens finde ich es sonderbar — um mich keines anderen Ausdrucks zu bedienen, daß Sie sich herausnehmen, mit Eugen wie mit einem unreifen Knaben zu sprechen. Sie sollten nicht vergessen, daß Ihre vormundschaftlichen Rechte über ihn seit seiner Großjährigkeit aufgehört haben."

Ein wehmüthiges Lächeln gab den Zügen des Greises einen mehr schmerzlichen als zürnenden Ausdruck. „Sie sprechen von meinen vormundschaftlichen Rechten, mein Herr?" rief er. „Ja, sie sind seit Eugens Großjährigkeit von den Gesetzen als erloschen erklärt, aber sie bestehen noch gemäß meiner alten Anhänglichkeit an den Namen Solanges, sie sind begründet in meiner langjährigen Hingebung und Treue, sie ergeben sich von selbst aus meiner Liebe für Eugen, den ich zu einem unglückseligen Schritte verleitet sehe, durch welchen er sich ins Verderben stürzen würde. Ja, mein Herr! meine uneigennützige Besorgniß um das Wohl Eugens ist es, was mir ein Recht gibt, so zu sprechen und ihn zu fragen, ob er auch die Lauterkeit der Motive prüfte, aus welchen ihn andere Rathgeber zu einem so verzweifelten Entschluß zu drängen suchen."

„Das ist zu arg!" rief Gombert wüthend. „Wären Sie nicht ein alter, schwachsinniger Greis, würde ich Sie wie einen unverschämten Bedienten behandeln. — Und du, Eugen," wandte er sich voll Zorn an diesen, „du nennst dich meinen Freund und siehst ruhig zu, welche Impertinenzen man sich in deinem Hause gegen mich herausnimmt? Du hast zwischen uns Beiden zu wählen. Entscheide uns zwar augenblicklich. Er oder ich? — Einer von uns Beiden ist hier zu viel. Entweder du gibst mir volle Satisfaction, oder ich verlasse dich noch in dieser Minute mit der vollen Verachtung, die ein Schwächling verdient, der seine Freunde den Insolenzen seiner Diener preisgibt!"

Eugen trat bleich vor Entsetzen zwischen Gombert und William. „Mäßige deine Sprache, Gombert!" rief er in bittendem Tone; „beruhigen Sie sich, William! — Ihr habt Beide Unrecht. Zweifeln Sie nicht an der Redlichkeit meines Freundes, William. Ich habe Proben von seiner Loyalität, und du, Gombert, sei schonender gegen einen Greis, der sein ganzes Leben der Wohlfahrt meines Hauses weihte. Habt Erbarmen mit mir! Seht, wie ich unter diesem Zwiste leide! William, vernehmen Sie meinen Wunsch — meinen bestimmten, unabänderlichen Willen und enthalten Sie sich aller Gegenvorstellungen, so gut gemeint sie sein mögen. Ich kann und will den Wildhof nicht mehr behalten; ich bedarf der Zerstreuungen, die Langeweile würde mich tödten, es wäre mir unmöglich, auf die Länge hier zu bleiben. Für mich gibt es nur noch einen Aufenthalt — Paris, und da ich dazu Geld brauche, will und muß ich dieses Gut verkaufen."

„Nun, was haben Sie darauf zu sagen?" fragte Gombert triumphirend.

Die Hände ringend und mit flehender Stimme rief der Greis: „Eugen, Eugen! — o ich bitte — ich beschwöre Sie, nehmen Sie dies Wort zurück!"

„Nein, nein und nochmal nein!" rief der

junge Gutsherr mit dem letzten Reste seiner Kraft und mit blutendem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber und in dem Gewitter.

John Steiner, der amerikanische Luftschiffer, theilt ein von ihm jenseits der Wolken erlebtes Abenteuer mit, dem wir folgenden interessanten Auszug entnehmen:

Es war ein herrlicher Tag, als ich meine Vorbereitungen machte, von Camden in New-Jersey (Philadelphia gegenüber) aus eine Luftschifffahrt zu unternehmen. Keine Wolke war am Firmamente sichtbar und ich versprach mir einen angenehmen Ausflug. Um drei Uhr war Alles zum Aufsteigen bereit; ich bestieg mein schwankes Fahrzeug und sagte den mich umgebenden Freunden Lebewohl.

Das Commandowort „Laßt los!" erscholl und majestätisch erhob sich der Ballon in die Lüfte, gefolgt von dem Jubelruf der gaffenden Menge. — Höher und höher stieg ich empor, bis der Ballon 8000 Fuß über der Erde festbleibend in dem endlosen Luftmeer ruhig dahinschwamm. Das Quecksilber stand 42 Grad (Fahrenheit) über Null.

Die Vogelperspective, die sich mir bot, war prachtvoll. Philadelphia und Camden lagen direct unter mir, und den die beiden Städte scheidenden Delaware konnte ich fünfzig Meilen weit nach jeder Seite hin überblicken; die Schiffe auf ihm glichen Kinderspielzeugen, und die Dampffähren, welche zwischen den Ufern hin und her kreuzten, sahen aus wie Wasservögel, welche sich in einem Bächlein umhertummeln. Im Osten erblickte ich den atlantischen Ocean, seine mächtigen Wogen gegen den blauen Himmelsdom aufthürmend.

Ich war ganz in diesen entzückenden Anblick versunken, als meine Aufmerksamkeit durch ein entferntes Donnern nach dem Westen gelenkt wurde. Tief am Horizont lag eine lange Kette zusammengeballter schwarzer Wolken, zwischen welchen zuckende Blitze hin und her spielten. — Das Gewitter stieg rasch auf. Ich hatte mir oft gewünscht, Donner und Blitz ein Mal unter mir sich austoben lassen zu sehen; jetzt bot sich mir die Gelegenheit und ich ließ sie nicht unbenutzt vorüber gehen.

Ich warf einigen Ballast über Bord und stieg in Folge dessen bis zu einer Höhe von 12,000 Fuß; hier wurde der Ballon abermals feststehend. Die Kälte begann empfindlich zu werden, das Quecksilber stand nur noch 23 Grad über Null (Fahrenheit.) Ich sah auf meine Uhr, es war halb Vier. Das Gewitter kam näher und der Donner rollte schon fürchterlich an meine Ohren. Eine unbestimmte Angst ergriff mich; ich überlegte, ob ich nicht — bevor mich der Sturm erfassen könnte — zur Erde niedersteigen sollte. Es war jedoch zu spät, denn die Elemente tobten schon in ausgelassener Wuth. Alles, was ich jetzt thun konnte, war, mich über dem Gewitter zu erhalten; ich warf daher meinen ganzen Ballast über Bord, wodurch es mir gelang, mich vorerst außer der Gewalt des Sturmes zu halten. Nachdem ich diese nothwendige Arbeit vollbracht, sah ich wieder hinab zur Erde. Ich konnte nichts mehr erblicken, als ein kochendes Meer von Schaum, das mich schwindeln machte; über mir schien die Sonne hell und freundlich, unter mir raste und tobte es, als sei der jüngste Tag angebrochen. Die Donnerschläge schallten betäubend zu mir herauf. Ich befand mich ungefähr 5000 Fuß über dem Gewitter und 10 000 Fuß über der Erde; mein Ballon war bereits um einige tausend Fuß gefallen.

Von Zeit zu Zeit schleuderte der Sturm den kochenden Schaum in ungeheuren Bergen in die Höhe; es sah aus, als wenn mächtige Schneegebirge sich aufthürmten, alsdann wieder zusammensänken, um von Neuem wieder gen Himmel zu steigen. Ich kann die Bewegung dieser wogenden Ungeheuer mit Nichts vergleichen, was auf Erden sichtbar ist; ebenso finde ich auch keine Worte, um ein getreues Bild der Scene zu entwerfen, die unter mir ihr schreckliches Wesen trieb — sie war furchtbar, ungeheuerlich.

Es war mir nicht lange vergönnt, müßiger Zuschauer zu bleiben; ich sollte hinab, mitten in die rasende Natur. Mein Ballon sank unter dem Einflusse der Kälte, und mein Muth mit ihm. Ich machte einen letzten Versuch, mich oberhalb des Gewitters zu erhalten, und warf meinen Anker, meine Seile über Bord; ja, ich riß sogar die Verzierungen von dem Nachen und schleuderte sie hinab in

die Finsterniß; aber es war Alles vergebens — ich sank und sank und sank; immer näher kam ich dem Unwetter, fürchterliche Donnerschläge begleiteten meine grausige Niederfahrt. Ich hätte Welten für einen Sack voll Sand freudig dahin gegeben! Doch, was half mein Wünschen? ich sank tiefer und tiefer, vom Himmel zur Hölle fiel ich hinab — völliges Dunkel umgab mich. Ich konnte nicht einmal den Ballon, der mich trug, sehen, ausgenommen, wenn zuckende Blitze die Scene erleuchteten. Aber auch das war mir bald nicht mehr möglich, denn das electrische Licht leuchtete so intensiv, daß meine Augen erblindeten. Hierzu kam noch, daß die gewaltsamen Lufterschütterungen, inmitten deren ich mich befand, mir das Blut aus Ohren und Nase trieben. Mein Ballon taumelte und schwankte wie ein betrunkener Mann, und der Nachen wurde so heftig hin und her geschleudert, daß ich alle Mühe hatte, mich in demselben festzuhalten.

Sollte ich schnell niedersteigen? Was konnte dies bei einem solchen Unwetter nützen; es wäre der sichere Tod gewesen. Zudem hatte ich keinen Anker mehr. Bleiben konnte ich aber auch nicht länger — — — doch was war das? — ein Tropfen Wasser! Ich war gerettet, der Regen strömte auf mich herab, ich mußte der Erde nahe sein. Meine Augen erhielten ihre Sehkraft wieder; ich blickte um mich. Ich befand mich nicht weit über den Gipfeln der höchsten Bäume, über welche ich mit einer Schnelligkeit von einer Meile (englische) die Minute dahinraste. — Es konnte nicht mehr lange währen, so mußte ich auf dem Boden ankommen; ich hielt mich deßhalb mit beiden Händen an dem Nachen fest und erwartete todesmuthig den Stoß, der nicht lange mehr ausbleiben konnte. In wenigen Secunden erfolgte er, und zwar so heftig, daß ich weit hinaus auf die Erde geschleudert wurde. Ich verlor gleich nach dem Falle die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich, von theilnehmenden Menschen umgeben, im Bette, und man sagte mir, daß mich Mr. Styles auf seiner Farm, 42 Meilen von Camden, aufgenommen habe.

Mein Ballon war gänzlich zerstört und in Stücken.

Seit dieser Stunde habe ich alle Lust verloren, nochmals „Blitz und Donner unter mir zu haben.“

Verschiedenes.

Ein Gastwirth kaufte von einem Weinhändler ein Faß Wein von 30 Eimern und fragte ihn dann ganz confidentiell, „wie viel der Wein wohl Wasser vertrage?“

„Nicht mehr als 2 Eimer,“ war die Antwort.

Als der Wirth diese jedoch darunter schüttete, wurde der Wein so schwach, daß ihn Niemand trinken mochte.

Er beschwerte sich deßhalb bei dem Weinhändler.

„Was haben Sie denn aber mit dem Wein gemacht?“ fragt dieser.

„Ei, ich habe 2 Eimer Wasser darunter gegossen.“

„Ja, nun ist es erklärlich, denn so viel habe ich schon früher beigemischt, und mehr verträgt er nicht.“

Der französische Dichter Mariaux war überaus mitleidig. Einst ging ihn ein junger und kräftiger Mensch um ein Almosen an. — „Warum arbeiten Sie nicht, statt zu betteln?“ fragte ihn Mariaux. — „Ach,“ versetzte der Jüngling weinerlich, „wenn Sie wüßten, welchen Abscheu ich vor dem Arbeiten habe, Sie würden sich meiner gewiß erbarmen!“

Räthsel.

„'s ist weder Fisch noch Fleisch,“ du sprichst's wegwerfend aus;
Und doch für manchen Mund ein leckrer Schmaus.
„'s ist weder dies noch das, und drum nichts Recht's“
Und doch — das lieblichste des sterblichen Geschlechts.
So zart und duftig still und doch so keck und frisch,
So mondscheinschwärmerisch und doch ein muntrer Fisch.
Bald toll und wild im Wiesensonnenglanz,
Bald nassen Aug's in dunkler Laube Kranz.
Wann fängt es an, wann ist's, wann hört es auf?
Unfaßbar ist's in seines Werdens Lauf.
„Hier ist's noch nicht!“ und doch — o sieh nur hin!
„Hier ist's nicht mehr!“ und doch! — welch kecker Sinn!
Ein Wunder ist's, es faßt mich zauberisch! —
O nein! — hier setzt's die Köchin auf den Tisch.
Es ist concret! der Traum verflog in Luft!
Und doch — es hat noch immer seinen Duft.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 30. Sonntag, den 11. März **1866.**

Was der Künstler nicht Alles sein soll!

Der Künstler soll auf Sonnenhöhen
Nur nach dem ewig Schönen sehen,
Getragen von der Wahrheit Glanz.
Er soll der Phantasie Gebilde,
Wie aus dem Paradiesgefilde,
Erschließen wie 'nen Blüthenkranz.

Er soll niemalen darnach fragen:
Was für Gewinn kann es ertragen?
Er folge nur des Schaffens Drang.
Er athme frei in reinen Lüften,
Er fühl' sich selig in den Düften,
Gleich wie im Frühlingsodenfang!

Doch ach! wenn nun das edle Streben
Nicht edlen Sinn erweckt im Leben,
Nicht Gleiches sich mit Gleichem lohnt?
Wenn man mit seinen Schätzen geilet,
Mit Krämergeiste markt und feilet,
Und überall Gott Mammon thront!

Und wenn von ihm die Zeit verlanget,
Was jedem Erdenbürger banget,
Liegt auf den Schwingen Zentnerlast:
Dann heißt es: Ach, das ist ein Schwärmer!
Der wird mit jedem Tage ärmer,
Nicht praktisch — ohne Ruh' und Rast!

Er soll, vom Krämergeist getragen,
Gebilde schaffen für den Magen,
O welche grasse Ironie!
Wollt, daß sich Ochs und Aar gesellе,
So tretet ihr an seine Stelle,
Damit am Joch ein Gleiches zieh'!

Doch wollt ihr über Künstler Klarheit —
In diesen Worten liegt die Wahrheit:
„Aarons Kalb gehört die Erde,
„Und dem Künstler der Parnaß.
„Und wer glaubt, daß And'res werde,
„Hock sich ewig hin und paß!"

Wilhelm von Ilbesheim.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Der Verwalter sank wie vernichtet auf einen Stuhl und verhüllte mit beiden Händen sein Gesicht. Der Anblick seines Schmerzes rührte Eugen bis zu Thränen. „Ihr treues, edles Herz empört sich gegen meinen Entschluß," sagte er, „aber sehen Sie denn nicht, William, daß ich nicht mehr der Eugen von früher bin? Ich passe für einen monotonen Landaufenthalt nicht mehr; was mir früher genügte, erscheint mir jetzt langweilig, geisttödtend — deßhalb steht mein Entschluß fest, und als einen letzten Beweis Ihrer Freundschaft erwarte ich von Ihnen, daß Sie zum Verkauf des Wildhofes hilfreich die Hand bieten."

Während dieser in sanftem, bittendem Tone gesprochenen Worte schien eine merkwürdige Veränderung mit dem Greise vor sich zu gehen. Er erhob sich jetzt aus seiner gebeugten Haltung, und obwohl noch Thränen in seinen Augen glänzten, war doch in seinem Antlitz eine plötzlich erwachte Entschlossenheit nicht zu verkennen. Mit einer Festigkeit, die seltsam mit dem flehenden, zitternden Tone von vorhin contrastirte, erwiderte er: „Sie wollen es, Eugen? — Es ist Ihr unwiderruflicher Entschluß? — Nun wohlan, ich bin bereit!"

„Jetzt lasse ich mir's gefallen!" rief Gombert mit seinem boshaften Lächeln. „Nun zeigen Sie sich endlich vernünftig. Sie wür-

den uns viel Aerger erspart haben, wenn Sie sich gleich mit dieser Resignation in das Unabänderliche gefügt hätten. Was den Verkauf anbelangt, so ist es natürlich, daß wir ihn so schnell als möglich abzuschließen wünschen."

Ohne Gombert eines Blickes zu würdigen, richtete William seine Antwort an Eugen. „Ich glaube," sagte er, „daß sich der Verkauf in wenigen Tagen ins Reine bringen lassen wird, ohne daß wir unsere Zuflucht zu dem Scandale einer öffentlichen Versteigerung zu nehmen brauchen."

„Wirklich?" rief Eugen.

„Frau v. Everdal", berichtete William, „hat schon öfters gegen mich den Wunsch geäußert, daß sie das ganze Gut an sich bringen möchte. Wenn Sie diese Gelegenheit benützen wollen, Eugen, so glaube ich, würde die Sache schnell erledigt werden."

„Ja!" rief dieser. „Schließen Sie den Handel ab, William. Verfahren Sie dabei ganz nach Ihrem Ermessen; Sie wissen, daß Sie mein volles Vertrauen besitzen."

„Ich werde mich zu diesem Zwecke nach Contrai begeben müssen," erwiderte der Verwalter. „Wenn Sie wünschen, kann ich mich noch heute Vormittag auf den Weg machen."

„Ja, thun Sie dies, mein lieber William," bat Eugen. „Verlieren wir keine Zeit und bieten Sie Alles auf, uns bei Ihrer Rückkehr mit angenehmen Nachrichten erfreuen zu können."

William schickte sich an, den Saal zu verlassen, wobei ihm Eugen bis an die Thüre das Geleit gab und zum Abschiede die Hand reichte.

„Ich kann es Ihnen nicht verdenken, William, wenn Sie mich des Leichtsinnes beschuldigen," sagte Eugen, „aber um Eines bitte ich Sie, halten Sie mich wenigstens nicht für undankbar. Ich werde nie vergessen, welche Beweise von Liebe und treuer Aufrichtigkeit Sie mir gegeben haben."

„Wenn ich daran glauben soll," flüsterte der Verwalter noch unter der Thüre, „so bewilligen Sie mir eine Unterredung unter vier Augen. Ich muß um jeden Preis allein mit Ihnen sprechen."

„So? Mich können Sie also nicht dabei brauchen?" rief Gombert, der die Worte des Greises erlauscht hatte. „O, geniren Sie sich durchaus nicht, mein Bester! Sprechen Sie mit Ihrem Herrn hinter meinem Rücken, so viel Sie wollen. Er wird Sie überzeugen, daß er Mann genug ist, trotz Ihrer Ueberredungskunst bei seinem Entschlusse zu bleiben."

William hielt eine Entgegnung unter seiner Würde und entfernte sich schweigend, während Eugen in den Saal zurückkehrte.

„Gombert, Gombert!" rief dieser im Tone bitteren Vorwurfes, „du gibst mir seltsame Proben deiner Freundschaft. Du siehst, daß ich den alten Mann achte, und dennoch benimmst du dich gegen ihn mit wahrhaft empörender Brutalität. In seinem Widerwillen gegen den Verkauf des Wildhofes liegt nur ein Beweis seiner loyalen Gesinnungen; er hat dabei nur mein Bestes im Auge — und dafür beleidigst du ihn tödtlich durch die verletzendsten Ausdrücke."

„O, natürlich," entgegnete Gombert, „ich soll es ruhig hinnehmen, wenn er dich von mir abwendig zu machen sucht — ja, ich soll mich wohl noch dafür bedanken, daß er meine Absichten verdächtigt und mich als deinen Verführer hinstellt? — Und du bist gutmüthig genug, zu glauben, daß er sich um deinetwillen so sträubt, den Wildhof zu verkaufen? — Ich möchte wissen, wann du endlich so weit kommst, die Motive der Menschen richtig zu beurtheilen. Er sitzt seit dreißig Jahren hier und wirthschaftet so zu sagen als sein eigener Herr; nun eröffnet sich ihm plötzlich die Möglichkeit, seine Stelle zu verlieren, auf der er seine Tage gemächlich zu beschließen hoffte. Und da glaubst du noch, daß er um deinetwillen den Verkauf nicht zugeben wollte?"

„Deine Verdächtigungen finden keinen Eingang bei mir," entgegnete Eugen. „William ist ehrlich; er besitzt ein Herz wie Gold und ich bedauere um seinetwillen diesen Gutsverkauf. — Aber ich weiß, es muß sein, es läßt sich nicht ändern, ich kann dem armen alten Mann diesen Schmerz nicht ersparen. — Allein, was wird damit gewonnen sein?" seufzte er. „Welche Aussichten! Wenn unsere Schulden in Paris bezahlt sind, bleiben uns kaum 40,000 Franken! — Entsetzlich! Ich glaubte noch reich zu sein — und bin ein Bettler!"

„Du sagst dies in einem Tone, als ob das Geld doch einigen Werth für dich hätte," erwiderte Gombert höhnisch. „Gestern versichertest du mich, daß dir unsere großen Spielverluste gleichgiltig seien."

„Gestern träumten wir noch von halben Millionen und ahnten eine solche Enttäuschung nicht. — 40,000 Franken! — Welche Misere! — Was soll aus uns werden, wenn der letzte Sou in zwei bis drei Monaten verzehrt ist?"

„Dann werden sich in meinem Kopfe neue Hilfsquellen finden," rief Gombert mit Zuversicht, „dann werde ich dir zeigen, was die Freundschaft vermag, und daß ich mehr dein Freund bin, als alle Anderen, die sich dafür ausgeben. — Doch du bedarfst der Ruhe, Eugen, du bist wieder sehr angegriffen. Geh' — geh' auf dein Zimmer und erhole dich. Unterdessen will ich hier diese Bücher durchsehen; vielleicht mache ich doch noch die angenehme Entdeckung, daß dein Vermögen weniger klein ist, als Herr William es behauptet. Ich hoffe noch immer, daß es nicht so verzweifelt schlecht um uns steht, als es nach den Mittheilungen des Alten den Anschein hat."

Eugen schüttelte mißmuthig den Kopf und verließ den Saal; Gombert aber zündete sich eine Cigarre an und fand bald ein solches Interesse an dem trockenen Inhalte der Bücher, daß er sich allmälig ganz in denselben vertiefte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Walten der Vorsehung.

Der in Mainz erscheinende „Israelit" enthält folgende Mittheilung aus Mühlhausen im Elsaß, die seit einigen Tagen das allgemeine Stadtgespäch daselbst bildet:

Vor etwa einem Vieteljahrhundert vermißte man hier plötzlich einen Schneiderlehrling. Es wurden Nachforschungen angestellt, und man fand denselben todt in der Wohnung eines Juden, eingehüllt in Bettdecken, die die Anfangsbuchstaben des Namens des Juden als Zeichen hatten. Der Jude bewohnte dasselbe Haus, das der Schneider, bei dem der Ermordete in der Lehre war, inne hatte.

Der Jude wurde eingezogen, der Schneider nebst noch einigen anderen Zeugen sagten gegen denselben aus, und obgleich der Angeklagte standhaft seine Unschuld betheuerte, sprach die Jury doch das Schuldig, und so wurde derselbe zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt.

Das Urtheil wäre vielleicht nicht so streng ausgefallen, wenn nicht bereits eine frühere Verurtheilung gegen den Angeschuldigten stattgefunden hätte.

Etwa zehn Jahre früher war der Angeklagte auf einer jüdischen Hochzeit mit einem anderen Juden in Streit gerathen, der derart in Thätlichkeiten ausartete, daß sich derselbe vor seinem Gegner in eine Küche flüchtete. Der andere folgt ihm nach; in der Angst nimmt der Verfolgte einen eisernen Topf und trifft den Gegner damit so unglücklich, daß er auf der Stelle todt bleibt. Der Thäter flüchtete sich in's Ausland und ward in contumaciam verurtheilt. Als nun Louis Philipp nach seiner Thronbesteigung das Elsaß besuchte, kam er auch nach dem Geburtsorte des unglücklichen Thäters. Er fragte den Maire des Ortes, ob kein der Gnade Bedürftiger im Orte sei. Da erzählte ihm der Maire den Vorfall mit dem jungen Manne, wie derselbe bei der ganzen Affaire unschuldig, und da er sonst sehr ordentlich, der Gnade würdig sei. Der König sagte dieselbe gerne zu, doch müsse der Gerechtigkeit vor allen Dingen ihr Lauf gelassen werden; der junge Mann möge sich dem Gerichte stellen und nachdem sein Urtheil alsdann gesprochen, solle er um Gnade einkommen. Daraufhin stellte sich der junge Mann wirklich ein, ward zwar zu einer Strafe verurtheilt, aber auch bald begnadigt.

Er lebte nun hier, verheirathete sich, und man konnte nichts Nachtheiliges über ihn sagen. Da kam der unglückliche Vorfall mit dem Schneiderlehrling, und die Jury verurth ilte ihn, wie wir bereits mitgetheilt haben.

Man wollte nun haben, daß er sich von seiner Frau scheiden ließe; doch verweigerte er dies standhaft.

„Ich bin unschuldig," sagte er, „der liebe Gott wird mir schon dazu verhelfen, daß ich wieder zu den Meinigen kommen werde."

Auf der Galeere zeichnete er sich so durch Ordnung und Pünktlichkeit aus, daß ihm bald ein großer Theil der Strafe erlassen wurde.

Da traf es sich eines Tages, daß ein Oberst mit seinem Kinde am Strande des Meeres spazieren fuhr, die Pferde werden wild, der Wagen wird umgeworfen und das Kind fällt in's Meer. Das bemerkt der jüdische Sträfling, und obgleich des Schwim-

mens nicht kundig, besinnt er sich nicht einen Augenblick, stürzt in's Meer und hat das Glück, das Kind zu retten.

Diese kühne That verschaffte ihm die Freiheit, nachdem er nun etwa zwanzig Jahre bereits seine Strafe gebüßt.

Er durfte nach seiner Heimath zurückkehren, doch blieb er unter polizeilicher Aufsicht, mußte sich jeden Morgen auf der Polizei melden und durfte sich aus seinem Wohnorte ohne Erlaubniß nicht entfernen. Das mag nun vier bis fünf Jahre her sein.

Nun erkrankte vor einigen Wochen der Schneider und ward in's hiesige Hospital gebracht. Als er seinem Ende sich nahe fühlte, da erklärte er dem Geistlichen, er könne nicht eher sterben, bis er sein Gewissen erleichtert. Aus Rache gegen den Juden habe er s. Z. gegen denselben ausgesagt, derselbe sei durchaus der Mörder nicht, er kenne vielmehr den wahren Mörder, habe aber einen Eid darauf geschworen, denselben nicht zu nennen.

Der Procureur nahm die Sache sofort in die Hand, konnte aber bis jetzt nichts weiter herausbringen; der Kranke kann, wie man zu sagen pflegt, weder leben noch sterben.

Dieser Vorfall erregt nun die allgemeinste Theilnahme; es interessirt sich die christliche Bevölkerung fast noch mehr als die jüdische für den unglücklichen Mann. Man ist allgemein von seiner Unschuld überzeugt, und wenn er nun auch wohl bald nicht mehr unter polizeilicher Aufsicht sein wird, so dürften seiner völligen Rehabilitation große Schwierigkeiten im Wege stehen, da nach den französischen Gesetzen das Urtheil einer Jury nicht umgestoßen werden kann, so lange noch ein Mitglied der betreffenden Jury lebt.

Wer erkennt aber nicht in dem ganzen Vorfalle die allwaltende Hand der weisen Vorsehung?

Denkspruch

Nicht auf Menschen darfst du bauen
Mit des Stolzes Zuversicht;
Deine Stützen können brechen,
Schwinden kann der Hoffnung Licht;
Wie die Welle fährt dahin,
So des Menschen flücht'ger Sinn.
Oefters hat der Mund voll Tücke,
Der in Liebe überfloß,
Uns're Zuversicht betrogen,
Die sich laut in Lob ergoß.
Und getäuscht vom falschen Glück,
Zog das Herz sich scheu zurück.
Nur auf Gott und sich vertraue
Fest dein frommer Menschensinn.
Baut er auswärts seine Hütten,
Reißt sie schnell der Sturm dahin,
Nur in uns'rer eig'nen Brust
Wächset Weh und wächset Lust.

Verschiedenes.

Eine Linzer Dame, welche in einen Mädchenpensionate alles Mögliche, nur nicht die Kochkunst erlernt hatte, beschloß das Versäumte nachzuholen und kaufte sich ein Kochbuch, um eines Tages einen Pudding, das Lieblingsgericht ihres Gemahls, zuzubereiten. Allein der Ehemann, der etwas mehr als gewöhnlich davon genossen, wurde bald taumelig und sank vom Stuhle. Ein herbeigerufener Arzt schritt sogleich zu Blutentziehungen, worauf der Patient in einen starken Schlaf verfiel. Als der Arzt sich nach dem, was Mittags gegessen worden war, erkundigte, brachte die bestürzte Hausfrau ein Kochbuch herbei, und nun zeigte es sich, daß in demselben zwei Blätter zusammengeklebt waren. Während auf der einen Seite die Vorschrift zum Pudding stand, stand auf der zweiten Seite des nächsten Blattes der Schluß einer Vorschrift zum Punschmachen mit der Stelle: „dann schütte zwei Seidel Rum dazu.“ Die junge Hausfrau hatte ungeschickt umgeblättert und so den Rumrausch ihres Gatten verschuldet.

Auflösung des Räthsels in Nr. 29:

Backfisch.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 31. Mittwoch, den 14. März 1866.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

6.

Ungefähr tausend Schritte vom Wildhofe entfernt stand in einem nicht sehr ausgedehnten, aber desto sorgfältiger gepflegten Garten das Landhaus der Frau v. Bervilliers. Das von Leontine und ihrer Tante am meisten bevorzugte Plätzchen im Garten war eine Jasminlaube, in der die Beiden auch jetzt — am zweiten Tage nach Eugens Rückkunft, mit feinen Handarbeiten beschäftigt in traulichem Gespräch beisammen saßen. Man konnte von der Laube aus auf den Eingang des Gartens sehen, und dieser war es auch, nach welchem Leontine seit ungefähr einer Stunde wiederholt ihre ungeduldigen Blicke warf, da die Person nicht kommen zu wollen schien, die sie erwartete.

Frau v. Bervilliers suchte ihre Nichte zu trösten. „Du mußt dir's nicht so zu Herzen nehmen, Tinchen," sagte sie, „wenn er auch heute nicht kommt. — Du weißt, daß er der Ruhe bedarf."

„Er hat es aber versprochen," erwiederte Leontine seufzend.

„Er fürchtet ohne Zweifel die Aufregung, in die ihn sein Besuch versetzen wird; gerade hierin liegt aber ein Beweis, daß es Unrecht von uns wäre, ihn der Gleichgiltigkeit zu beschuldigen."

„Dies fällt mir auch nicht ein, liebe Tante," versicherte das junge Mädchen. „Was mich beunruhigt, wenn er nicht kommt, ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich sein Unwohlsein verschlimmerte."

„Nein, nein; auch diese Sorge ist unbegründet, entgegnete Frau v. Bervilliers. „Wissen wir nicht durch Martha, daß er gestern Morgen einen großen Spaziergang machte?"

„Um so auffallender ist es, daß er nicht kommt," murmelte Leontine, die sich nun einmal durchaus nicht zufrieden geben wollte.

In diesem Augenblicke öffnete sich aber die Gartenthüre, und ein leiser Ausruf freudiger Ueberraschung entfuhr den Lippen Leontinens, denn der Eintretende war der von ihr so sehnsüchtig Erwartete, es war Eugen v. Solanges.

Die beiden Damen eilten ihm zur freundlichsten Begrüßung entgegen. „Willkommen, herzlich willkommen!" rief Frau v. Bervilliers. „Wie geht es Ihnen heute? Sie befinden sich besser, nicht wahr?" Mit diesen und ähnlichen Fragen überfluthete die lebhafte Frau den jungen Mann, während Leontine mit tiefempfundenem Glücke seine Hand in der ihrigen hielt und ihm mit liebevoller Besorgniß in die Augen blickte.

In den ersten Momenten des Wiedersehens zeigte Eugen einige Verlegenheit; die Freundlichkeit der beiden Damen machte indessen einen wohlthuenden Eindruck auf ihn, und willig folgte er ihnen durch den Garten, da sie ihn an seine früheren Lieblingsplätze führen wollten.

„Hier ist die Voliere, vor der Sie sonst so gerne weilten, um dem munteren Treiben meiner kleinen Lieblinge zuzusehen," sagte Frau v. Bervilliers, indem sie vor einem großen Vogelbauer stehen blieb, der die verschiedensten Singvögel enthielt.

Eugen trat näher; aber die kleinen Gefangenen flogen mit ängstlichem Gezwitscher scheu vor ihm zurück. Es herrschte panischer Schrecken unter ihnen, bis er sich wieder entfernte. „Sie sehen," sagte er, „Ihre Lieblinge verabscheuen mich und fliehen vor mir,

als brächte ich ihnen den Tod. Das war früher anders gewesen. Jetzt fürchten sie mich, weil ihr Instinkt ihnen sagt, daß ich nicht mehr derselbe bin."

„Mein Gott, Eugen!" rief Leontine, „welche unselige Manie haben Sie, Allem eine schwermüthige Deutung zu geben!"

„Lassen Sie sich doch nicht auslachen," fügte Frau v. Bervilliers in ihrer ungezwungenen Weise hinzu. „Sie wollen, daß die unvernünftigen Vögel Sie nach sechs Jahren wieder erkennen sollen. Ist dies auch nur denkbar?"

„Kommen Sie, Eugen," bat Leontine jetzt, „ich führe Sie zu einem alten Bekannten, der Sie nicht vergessen haben wird."

Eugen folgte ihr. Nach wenigen Schritten erreichten sie das Treibhaus, neben dessen Thüre ein Vogelhaus hing, in dem sich ein Staar befand.

„Ami — Ami!" rief Leontine dem Vogel zu, „wer kommt da?"

„Eugen! — Eugen!" rief der kluge Staar ganz deutlich und laut.

Der junge Mann war überrascht. „Das haben Sie ihm eingelernt!" sagte er lächelnd.

„Ja," erwiederte Leontine.

„Und Sie können daraus entnehmen," fügte Frau v. Bervilliers hinzu, „daß man viel an Sie dachte."

„Erinnern Sie sich noch an Ami?" fragte das junge Mädchen. „Sie selbst waren es, der ihn für mich von einem hohen Baume herab aus seinem Neste holte. Sie riskirten dabei Ihr Leben oder doch wenigstens Ihre geraden Glieder, und Herr William — der Abscheuliche — gab Ihnen dafür Arrest, um Sie für Ihre Verwegenheit zu bestrafen."

„Der gute William!" seufzte Eugen. „Wie besorgt war er stets um mich — wie väterlich wollte er stets nur mein Bestes! — Und welchen Lohn findet er jetzt für seine Liebe?" fügte er in Gedanken hinzu, wobei sich seine Stirne wieder umwölkte.

„Sie waren kaum zu bändigen!" lachte Frau v. Bervilliers. „Kein Baum war Ihnen zu hoch, kein Felsen zu steil, wenn Sie sich einbildeten, ein Nest auszuheben oder eine Blume für Leontine zu pflücken."

„Und wie machten sie mich glücklich, diese kleinen Geschenke, mit denen Sie mich so oft erfreuten!" fügte Leontine erröthend hinzu. „Wie klopfte mir schon das Herz, wenn ich Sie mit irgend einer siegreich errungenen Beute kommen sah, die Sie mir ritterlich zu Füßen legten!"

„Glückliche Zeit der ersten Jugend!" murmelde Eugen, „leider, daß sie so schnell entschwindet."

„Sie sagen dies, als wenn Sie ein Greis wären," lachte Frau v. Bervilliers wieder, die nun einmal durchaus nicht auf die melancholische Stimmung Eugens eingehen wollte. „Ich dächte, die Last der Jahre kann Sie so sehr noch nicht drücken, daß Sie nicht heiter der Zukunft entgegengehen könnten."

„Für Manche reichen wenige Jahre hin, um an bitteren Erfahrungen ein Greis zu werden," erwiderte Eugen.

„Das sind die Erfahrungen, die man sich in großen Städten holt, von denen sich aber schnell die düsteren Spuren verwischen, wenn man sich auf dem Lande den heiteren Eindrücken einer schönen Natur und einer liebevollen Umgebung theilnehmender Freunde überläßt."

„O gewiß," rief Leontine, „unter uns werden Sie wieder heiter werden. Meine Tante, Herr William und ich, wir werden mit vereinten Kräften Ihre Melancholie bekämpfen, und die Waffen, deren wir uns dabei bedienen, sind die frohen Erinnerungen an die schönen, heiteren Tage, die wir zusammen verlebten. — So fällt mir zum Beispiel gleich hier bei diesem Rosenstocke eine Scene ein, bei der wir voll Hoffnung und Vertrauen in kindlicher Unbefangenheit uns ewige — Freundschaft gelobten."

„Nenne es nur beim rechten Namen — nenne es Liebe!" rief Frau von Bervilliers dazwischen, „und gestehe auch, daß ihr damals die Kinderschuhe schon ausgezogen hattet, denn wenn ich nicht irre, zähltest du sechzehn Jahre."

„Sie böse Tante!" schmollte Leontine mit lieblichem Erröthen, „wie Sie mich nur so in Verlegenheit bringen mögen! — Wahr ist es aber, daß Eugen und ich den Rosenstock an meinem sechzehnten Geburtstage einpflanzten, daß dabei meine und seine Hand gemeinschaftlich das Stämmchen hielten und daß uns in jener Stunde ein tiefes Gefühl unnennbaren Glückes bewegte."

„Ja, ja, es war eine schöne, glückliche Stunde!" rief Eugen, „die aber," murmelte er bitter, „wie alle andern glücklichen Stunden jener beneidenswerthen Tage, im unaufhaltsamen Strome der Zeit auf ewig unterging."

„Auf ewig!" wiederholte Frau v. Bervilliers mit komischem Pathos, „um neuen glücklichen Stunden Platz zu machen, die sich jetzt folgen werden. Hören Sie, Eugen," fuhr sie munter fort, „Sie wissen, daß ich einige Rechte über Sie habe, denn ich vertrat Mutterstelle an Ihnen. Ich wartete und pflegte Sie, als Sie noch klein waren, ich lehrte Ihnen Ihre ersten frommen Gebete, und unter meiner treuen Obhut wurde aus dem unschuldigen Kinde ein liebenswürdiger Knabe, aus dem Knaben ein lebensfroher, heiterer Jüngling. Wenn Sie aber jetzt, da Sie Mann geworden sind, einen Misanthropen und Kopfhänger spielen wollen, so werden Sie mich daran erinnern, daß es mir als Ihrer zweiten Mutter zusteht, Ihnen so lange den Text zu lesen, bis Sie wieder freundlich werden."

(Fortsetzung folgt.)

Seltsamer Rechtshandel um eine Frau.

Eine wahre Begebenheit.

Der Cassirer eines großen Handelshauses zu Stettin machte schon lange einem jungen Mädchen den Hof, welches für seine Zärtlichkeit leider wenig Gefühl verrieth. Allein er konnte sich damit trösten, daß es seinen beiden Nebenbuhlern nicht besser erging, denn außer ihm bewarben sich noch zwei junge Männer um die Gunst der kleinen Spröden.

Der Vater des Mädchens, der seine Tochter bald versorgt zu sehen wünschte, hätte es gern gesehen, wenn diese sich für einen der Anbeter bestimmt entschieden hätte, und er brachte es auch nach mehreren Vorstellungen wirklich dahin, daß sie sich seiner Entscheidung überlassen zu wollen versprach.

Erfreut über diesen Entschluß, beschloß der Vater, noch einige Zeit zu warten, ob vielleicht nicht Einer oder der Andere die Vorliebe des Mädchens gewinnen würde; allein da dies nicht erfolgte, so lud der Vater die drei Liebhaber Abends zum Essen ein. Sie erschienen und staunten nicht wenig, sich beisammen zu finden; denn ihr Wirth hatte jedem insgeheim gesagt, daß er an dem heutigen Tage die Verlobung seiner Tochter in Richtigkeit bringen wolle.

Unsere drei Freier saßen wie auf der Folter. Jeder Bissen blieb ihnen im Munde stecken. Es entstand eine peinliche Stille, die der Gastherr erst beim Nachtische durch folgende Anrede unterbrach:

„Ich kenne Ihre Absichten, meine Herren, und billige sie. Wie gern möchte ich Sie alle glücklich machen; allein, sagen Sie selbst, dies ist unmöglich. Ich habe nur eine Tochter, und diese darf nicht mehr als einen Mann haben. Um letzteren zu erhalten, überläßt sie sich ganz meiner väterlichen Leitung und Bestimmung. Ich könnte mich in der Wahl irren, also mag das Loos entscheiden. Mein Kind erhält von mir keine Mitgabe, wie Ihnen bekannt ist. Sie aber, meine werthen Gäste, sind alle drei wohlhabende Leute und lieben Röschen, wie Sie behaupten, gleich stark. Wohlan! möge Ihre Liebe Rosa's Vermögen gründen. Jeder von Ihnen lege demnach 100 Louisd'or in meine Hand, dann besitzt sie deren 300!"

Man ließ sich diesen Vorschlag gefallen. Wer ihn nicht hätte annehmen wollen, würde wenig Liebe für Schön-Röschen bewiesen, folglich sich selbst ausgeschlossen haben.

Am anderen Tage brachte Jeder sein Geld. Man looste, und das Loos entschied zum Vortheile des Cassirers.

Der junge Mann jubelte; er war zu glücklich, als daß er seine Freude hätte in sich verschließen können. Er theilte sie also seinem Principale mit, der auch unverheirathet war; ja, der trunkene Liebhaber verhehlte letzterem keinen Umstand dieser seltsamen Geschichte; in seiner Freude gestand er auch, daß er die 100 Louisd'or aus der ihm anvertrauten Comptoir-Casse genommen habe.

Sein Herr, weit entfernt, ihm deßhalb Vorwürfe zu machen, wünschte vielmehr ihm alles Glück, und um ihm zu zeigen, wie aufrichtig er an seiner Freude theilnehme, bat er ihn, seine verlobte Braut und baldige Gattin zu einem kleinen Feste, das unter Verwandten in seinem Hause gefeiert werde, mitzubringen, wodurch er diese frohe Begebenheit sogleich mit festlich begehen wolle.

Die junge Braut erschien ohne weiteres Bedenken bei dem Kaufmanne, und dieser, von ihrer Schönheit ergriffen, faßte die heftigste Neigung zu ihr. Armer Cassirer! —

Schon Tags darauf beschloß der Kaufmann, nachdem er alle Umstände überlegt hatte, wodurch sein Cassirer eigentlich zur schönen Braut gekommen, diese ihm zu entreißen. Er wollte nur die Anstandsform dabei noch beobachten.

„Freund," sagte der Principal zu seinem Cassirer. „Du verdankst blos dem Zufall das Glück, die zur Braut zu haben, die ich gestern sah. Du kannst mithin nicht so verliebt sein, daß Du nicht auch eine andere Partie machen könntest. Liebst Du mich als Freund nur einigermaßen, so wirst Du mir leicht Deine Ansprüche abtreten. Ich bete den Gegenstand Deiner Wünsche an; allein ich will Dich durch deine Gefälligkeit nicht um Dein Vermögen bringen. Ich überlasse Dir die 300 Louisd'or, welche Rosa's Mitgabe ausmachen, und will Dir die hundert, welche Du aus meiner Casse genommen hast, doppelt schenken, also im Ganzen 500 Louisd'or. Bedenke diesen Vorschlag, dann will ich sogleich mit dem Vater des Mädchens sprechen."

Doch der junge Mann kränkte seine Erwählte nicht durch langes Besinnen, sondern schlug den Antrag rund ab. Vergebens war alles Bitten und Drängen von Seiten seines Herrn.

„Nun," sagte dieser endlich, „so sollen denn die Gesetze selbst mich in den Besitz Deiner Geliebten setzen, und Du sollst noch dazu Alles verlieren, was ich Dir schenken wollte."

Der Cassirer lachte laut dazu. Der Kaufmann wandte sich an den Vater des schönen Mädchens und an Schön-Röschen selbst, allein mit ebenso wenigem Glück. Endlich wurde der Cassirer verklagt, weil er ein durch seines Herrn Geld erworbenes Gut, welches doch dem Eigenthümer von jenem Gelde gesetzlich zugehöre, nicht herausgeben wolle.

Die Parteien erschienen vor Gericht. Der Kaufmann berief sich auf das geltende Handelsgesetz, kraft dessen dem Kaufmann jeder Vortheil zukommt, den seine Commis mit seinem Gelde machen, so lange sie in seinem Dienste stehen.

„Mein Commis hier" — sagte er — „hat sich meines Geldes bedient, um eine Frau zu kaufen. Das Capital, die 100 Louisd'or, waren mein Eigenthum — die Rente davon ist seine Braut; folglich gehört letztere mir zu, und ich bitte, sie mir zuzusprechen."

Diese sonderbare Anwendung eines Handelsgesetzes machte anfangs den Richtern Spaß, allein endlich mußten sie die Sache doch ernstlich erwägen.

Der Commis sagte zu seiner Vertheidigung:

„Kein Gesetz, keine besondere Denkungsart sogar habe jemals das Weib unter die Gewürzwaaren und Manufactur-Zeuge gerechnet, ob es gleich zuweilen wohl von diesen die Leichtigkeit und von jenen die bittere Süßigkeit habe. Nur Barbaren," schloß er seine Rede, „treiben mit Weibern Handel."

Das wirkte. Der Kaufmann wurde abgewiesen und der junge Cassirer blieb im vollem Besitze seines süßen Rechtes.

Denkspruch.

Voll festen Sinns des Lebens Bürden tragen,
Mit reger Kraft sich müh'n, doch nicht verzagen,
Der Gottheit Liebe hoffnungsvoll vertrau'n,
Nicht auf den Trug der Menschenliebe bau'n;
Den Guten treulich stets zur Seite gehen,
Mit freiem Blick hinauf zum Himmel sehen,
Getrost einst sterben, — das, ja das allein
Müss' Deines Lebens feste Richtschnur sein.

Verschiedenes.

Allbekannt ist das Gemälde, welches ein Kind darstellt, welches vor einem Spiegel stehend sich selbst in dem von dem Glase zurückgeworfenen Bilde küßt. Eine Dame wünschte eine Copie des Bildes, um es ihrer Tochter zu schenken; aber die Küsse auf den Mund schienen ihr bedenklich und so ersuchte sie den Maler, das Kind so darzustellen, wie es sich auf die Stirne küßt.

Charade.

Getrennt: mir heilig,
Vereint: abscheulich.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 32. Freitag, den 16. März **1866.**

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Auch diese halb scherzend, halb in betrübtem Tone gesprochenen Worte wirkten auf Eugen nicht so, wie Frau v. Bervillirs es gehofft hatte. Sie war der Meinung, daß sie ihm ein aufrichtiges, offenes Lächeln abgewinnen werden, und statt dessen wurde der Ausdruck seines Gesichtes nur noch finsterer.

„Ich weiß, wie gut Sie es mit mir meinen," erwiederte er, „allein Ihre freundschaftlichen Bemühungen sind vergeblich. Ich bin krank, unheilbar krank an Geist und Körper. Sie sahen bereits gestern, welcher nervösen Reizbarkeit ich unterworfen bin. Wie seltsam, wie undankbar, wie abscheulich war mein Benehmen bei dem freundschaftlichen Empfange, den man mir bereitete! Ich war nicht einmal im Stande, mich nur so lange zu beherrschen, als nöthig gewesen wäre, um nicht für verrückt zu gelten. Und diese Nervenreizbarkeit ist in unzertrennlichem Zusammenhang mit meiner Gemüthsstimmung. Ich bin an Körper und Geist abgemattet und fühle, daß mich nichts mehr aufzurichten vermag. Mein armes Herz ist bankerott geworden an allen schönen Empfindungen, deren es früher fähig war. Ich bin ein verlorener Mensch, dem keine andere Wahl bleibt, als sich zu betäuben, um sein Elend zu vergessen. Ich kehre nach Paris zurück, denn nur in den Zerstreuungen, welche diese Metropole des Leichtsinns, der Verschwendung und des Genusses bietet, finde ich ein Mittel gegen die Verzweiflung, die mich in der Einsamkeit erfassen würde."

„Eugen, Eugen!" rief Leontine erschrocken, „o, sprechen Sie nicht so fürchterliche Dinge! — Muth — Muth, mein Freund! Noch kann es ja unmöglich so schlimm mit Ihnen stehen!"

Frau v. Bervilliers, nicht minder entsetzt als ihre Nichte, wagte jetzt nicht mehr, in ihrer bisherigen Weise zu antworten. „Wie, Eugen!" sprach sie tief bewegt und in schmerzlicher Ueberraschung, „so muß ich Sie sprechen hören? — Statt im stillen Kreise Derer, die Sie aufrichtig lieben, Trost zu suchen, wenn Sie wirklich Ursache haben, sich unglücklich zu fühlen, statt an treuer Freundeshand auf den rechten Weg zurückzukehren, der allein zur Ruhe und zum innern Frieden führt, sprechen Sie davon, in den Zerstreuungen von Paris ein Mittel gegen Ihre Melancholie zu suchen?"

„So ist es, Frau v. Bervilliers!" erwiederte Eugen traurig. „Ich bin entschlossen, unser schönes Flandern auf immer zu verlassen. Ein Glück, wie ich es selbst einst träumte, gibt es nicht mehr für mich. Ich bin nicht mehr der Eugen von früher, sondern ein Mensch voll Ueberdruß am Leben, ein Mensch ohne Glauben, Hoffnung und Liebe! — Ein Verzweifelnder, wie ich, paßt nicht mehr in eine ländliche Umgebung — er braucht Geräusch, Aufregung, Abwechslung, um nicht Zeit zu finden, an sich selbst zu denken."

„Mein Gott, mein Gott! verlasse ihn nicht," murmelte Leontine im Tone unermeßlichen Schmerzes.

„Es wird Ihnen schwer, arme Leontine! an einen so traurigen Zustand meiner Seele zu glauben? Sie halten es für unmöglich, daß ich mit kalter Entschlossenheit das Band zerreiße, welches von Kindheit auf um uns geschlungen war? — Und dennoch, Leontine, thue ich es, weil ich muß, weil es eine nichtswürdige Grausamkeit wäre, Ihr Schicksal

noch ferner an das meinige zu ketten. Nein, Leontine, noch bin ich wenigstens nicht Egoist genug, mein zu Eis erstarrtes Herz an dem Ihrigen erwärmen zu wollen und Sie namenlos unglücklich zu machen. Ich werde Ihre vertrauende Seele nicht durch Enttäuschungen vergiften, die Sie an der Seite eines Gatten finden würden, der Ihnen für Ihre Liebe nichts zu bieten vermöchte als seine finstere, unheilbare Misanthropie."

„Schweigen Sie — schweigen Sie, Eugen! Sie tödten mich!" rief Leontine, indem sie in lautes Schluchzen ausbrach und sich in die Arme ihrer Tante warf.

Frau v. Bervilliers vermochte kein Wort über ihre Lippen zu bringen. Das Unerwartete, Erschütternde dieses Auftrittes hatte sie ganz ihrer gewöhnlichen Fassung beraubt, während sie den jungen Mann anstarrte, der seinerseits wie ein Verurtheilter dem Schmerze Leontinens gegenüber stand. Endlich ermannte sich Eugen wieder, aber nicht etwa, um seinen Ausspruch zurückzunehmen, sondern um rasch durch die Flucht dieser Scene ein Ende zu machen.

„Fluchen Sie einem Unglücklichen nicht!" rief er, „bedauern Sie mich vielmehr, denn wenn ich mich gewaltsam losreiße, so geschieht es, um nicht das beste, edelste Mädchen mit in mein Verderben zu ziehen."

„Eugen! — Eugen!" rief Leontine dem Fliehenden nach. Aber Herr v. Solanges hörte nicht mehr. Wie ein Mörder die Stätte seines Verbrechens flieht, so rannte er fort, ohne zu sehen, wie Leontine ohnmächtig zu Boden sank.

7.

Nachdem Eugen bei Frau v. Bervilliers mit solcher Entschiedenheit seinen Entschluß ausgesprochen hatte, wieder nach Paris zurückzukehren, war es am anderen Morgen sein Erstes, Herrn William aufzusuchen, um auch ihn davon in Kenntniß zu setzen.

„Nun, William!" rief der junge Mann, als er mit dem Greise im großen Saale zur ebenen Erde zusammentraf. „Sie waren gestern in Coutrai? Wie steht es? Will Frau v. Everdal den Wildhof kaufen?"

„Sie hätte allerdings Lust," erwiderte William, „allein der Preis, den sie dafür bezahlen will, ist nicht annehmbar."

„Wie so?" entgegnete Eugen stolz. „Ich dächte, daß es meine Sache wäre, über diesen Punkt zu entscheiden, und da ich den Handel so schnell als möglich zum Abschluß bringen will, erkläre ich Ihnen im Voraus, daß mir die Bedingungen der Frau v. Everdal genehm sind."

William erschrack über den gebieterischen Ton, in welchem Eugen zu ihm sprach. So schroff und abstoßend hatte er sich gegen ihn noch nie gezeigt. „Aber, Eugen!" rief der Greis, „Sie können das Gut doch unmöglich unter seinem Werthe hingeben."

„Ersparen Sie sich alle Einwendungen, Herr Verwalter!" entgegnete Eugen mit unbegreiflicher Härte. „Der Wildhof muß noch heute verkauft werden, ganz einerlei um welchen Preis. Ich will noch heute Abend abreisen, ich muß also Geld haben. — Alles Andere ist mir gleichgiltig."

„Eugen," erwiderte William entschieden, „ich kann meine Hand unmöglich zu einem so unvortheilhaften Handel hergeben. Frau v. Everdal bietet 20,000 Franken zu wenig. Was würde man von mir denken, wenn ich zu einem solchen Verluste meine Zustimmung gäbe? Sie selbst, Eugen, würden mir später, wenn Sie zur Besinnung kommen, mit vollem Rechte die bittersten Vorwürfe machen. Nein, Eugen, ich weiß ein besseres Auskunftsmittel, Ihren Wünschen zu entsprechen. Ich kenne in Coutrai einen Freund Ihres seligen Vaters, der bereit ist, die noch nicht verhypothecirten Grundstücke des Wildhofes in Pfand zu nehmen und dafür die volle Summe ihres Werthes als Darlehen herzugeben. Auf diese Weise bleibt der Wildhof doch wenigstens nominell Ihr Eigenthum."

Gerührt ergriff Eugen die Hand des Verwalters. „Edelmüthiger, vortrefflicher Freund!" rief er. „So hält also Ihre Liebe, Ihre Hingebung jede Probe aus? Nun ja, erhalten Sie mir wenigstens zum Scheine den Wildhof um des Namens willen, den ich so unwürdig trage. Aber jener Freund meines Vaters — wird er mir das Geld unverzüglich geben können?"

„Ich zweifle nicht, daß er wenigstens einen Theil der Summe disponibel hat. Wenn übrigens zum Abschlusse des Geschäftes ein paar Tage erforderlich sind, werden Sie sich wohl so lange gedulden?"

„Nein, nein!“ rief Eugen hastig. „Ich muß fort von hier — ich muß! Ich will nicht einmal mehr eine Nacht hier zubringen. Also thun Sie Ihr Möglichstes, William, bieten Sie Alles auf, mich noch heute in den Besitz des Geldes zu setzen.“

„Nun gut,“ erwiderte William mit Resignation. „Sie sollen bis heute Nachmittag wenigstens eine solche Summe bekommen, die für Ihren ersten Bedarf ausreicht. Aber dafür verlange ich ein Versprechen von Ihnen. Hören Sie mich noch einen Augenblick an. Das neue Capital, welches wir auf den Wildhof aufnehmen, ist das letzte, welches Sie bekommen können. Es wird in kürzester Frist aufgezehrt sein, dann wird an Sie die Nothwendigkeit herantreten, irgend einen Entschluß zu fassen. In diesem gefährlichen Momente der Krisis, Eugen, denken Sie an die Heimath und entschließen Sie sich zur Rückkehr, so schwer sie Ihnen werden mag. Ich beschwöre Sie, Eugen, lassen Sie sich nicht von falschem Ehrgeize, nicht von einer falschen Scham, die Sie vielleicht über Ihre Verarmung empfinden werden, abhalten, dennoch zu kommen. Ich werde durch meine Thätigkeit jeden Mangel, jede demüthigende Entbehrung von Ihnen ferne halten. Keine Sorge soll Sie drücken, nichts Sie an Ihre traurige Vergangenheit erinnern, ich bürge Ihnen dafür mit meiner Liebe! Versprechen Sie mir, Eugen, daß Sie eines Tages kommen werden, um bei Ihrem väterlichen Freunde Trost zu suchen — versprechen Sie, daß ich für Sie thun darf, was einst Ihr Vater für mich that!“

„Wozu dieses Versprechen?“ erwiderte Eugen mit einem melancholischen Lächeln. „Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale, William. Da der Wildhof schon jetzt kein Aufenthalt mehr für mich ist, so kann er es später um so weniger werden.“

In diesem Augenblicke erscholl Gomberts Stimme auf der Treppe. Er trällerte die Melodie eines Liedes und kam dem Saale näher.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Duell zwischen Frauen.

Zwei Frauen aus Dublin, von denen die eine aus Gründen, die weiter unten erklärt werden, auf die andere eifersüchtig war, trafen sich eines Tages auf dem Marktplatze der Stadt. Da die eine von ihnen sich von ihrem Zorn so weit fortreißen ließ, ihrer Nebenbuhlerin eine Ohrfeige zu geben, so verlangte diese von ihr in einem Zweikampfe Genugthuung und stellte ihr die Wahl der Waffe frei. Einige Zeit nachher wurde der Todtenschauer gerufen, um den Leichnam einer Frau zu besichtigen; er entdeckte unter dem Busen an der rechten Seite eine tiefe, drei und einen halben Zoll lange Wunde, die schief bis ins Herz gedrungen war. Es war Margaretha Sylvain, die geschworne Feindin der Jessy Rosa Crauby. Auf die Letztere richtete sich daher sofort die Aufmerksamkeit der Justizbehörde. Es fand eine Untersuchung statt, und in Folge derselben erschien Frau Crauby vor dem Geschwornengericht von Leinster.

Rosa Crauby antwortet auf die an sie gerichteten Fragen mit Sicherheit und zeigt bei dem Anblick der blutigen Kleidungsstücke ihres Opfers, die auf der Tafel des Gerichtshofes niedergelegt sind, gar keine Aufregung.

Präsident: Wie alt sind Sie?

Angeklagte: Die Frage ist nicht sehr galant.

Präs.: Es handelt sich hier nicht um Galanterie; ein viel ernsterer Gegenstand beschäftigt uns. Denken Sie an die Anklage, welche auf Ihnen lastet.

Angekl.: Da die Antworten, wie ich weiß, nicht verpflichtend sind, so werden Sie, Herr Präsident, mir erlauben, von der Freiheit Nutzen zu ziehen, deren ich mich in dieser Beziehung erfreuen kann.

Präs.: Sie wollen mich also Ihr Alter durchaus nicht wissen lassen?

Angekl.: Ich weigere mich nicht, es Sie wissen zu lassen, ich habe das nicht gesagt; ich sehe aber durchaus die Nothwendigkeit nicht ein, es allen Neugierigen, die hier gegenwärtig sind, mitzutheilen. Schicken Sie Ihren Gerichtsschreiber hieher; ich will es ihm heimlich ins Ohr sagen.

Um dem Eigensinn der Angeklagten genugzuthun, erhob sich der Gerichtsschreiber von seinem Platze, um das Geheimniß zu vernehmen, das er dann dem Präsidenten mittheilt, der es niederschreibt. Die Angeklagte wird abgeführt, und man schreitet zum Zeugenverhör.

Ein Gerichtsvollzieher: Im Namen des Gesetzes, James Nick Hervey und Arthur Ned Dickon erscheint.

Die Aussage Ned Dickon's lautete: Ich weiß, daß die Eheleute Crauby seit langer Zeit in einem sehr schlechten Einverständniß lebten; der Mann gilt für ausschweifend, die Frau für eifersüchtig. Als ich am 6. über den Marktplatz ging, sah ich die Letztere, gegen einen Haufen von Säcken mit Waizen gestützt, in der lebhaftesten Weise mit der Wittwe Sylvain sprechen. Neugierig, den Inhalt ihrer Unterredung kennen zu lernen, denn sie waren geschworne Feindinnen, stellte ich mich hinter die Säcke. Es war ungefähr des Abends halb 7 Uhr; die Verkäufer hatten sich schon entfernt uud der Platz war an dieser Seite ganz leer.

Ihr habt ihn mir entrissen, sagte die Erstere; — er ist mein Mann; jetzt liebt er mich nicht mehr; er sieht meine Kinder nicht mehr an.

Es ist nicht meine Schuld, antwortete ihre Nebenbuhlerin, wenn Euer Mann mich nach seinem Geschmack findet und wenn mein Charakter ihm besser gefällt, als der Eurige.

(Schluß folgt.)

Cuvier und der Teufel.

Insecten sammelnd ging einmal
Herr Cuvier über Berg und Thal,
Auf ein Mal riecht es schwefelig,
Und grinsend zeigt der Teufel sich.
Der Teufel sprach: „Gelehrter Mann!
Fall' auf die Knie und bet' mich an!"
Spricht Cuvier: „Ich bete nur
Zum Geist des Alls und der Natur."
Der Teufel drauf: „Auf's Knie! fürwahr —
Ich freß' dich sonst mit Haut und Haar!"
Doch Cuvier, der war kein Tropf,
Beschaut ihn sich vom Fuß zum Kopf,
Prüft nach der Lehre, die er schuf:
„Was? Hörner und gespaltner Huf?
Mich fressen? Ha, das kenn' ich besser,
Graminivorax (Kräuterfresser)!"
Drauf ist der Teufel abgestunken
Und in den Boden gleich versunken.
Die Dummen nur der Teufel schreckt,
Die Klugen läßt er ungeneckt.

Verschiedenes.

Ein Gentleman-Farmer nahe bei London bekam vor Kurzem einen Zank mit dem Pfarrer und behandelte ihn auf eine etwas unsanfte Art. Der Pfarrer klagte, und der Gentleman mußte 5 Schilling (1 Kronthaler) Strafe geben. Der Gentleman hatte behauptet, da der Pfarrer kein Gentleman sei, so habe er nur einen Schilling Strafe zu geben. Diese Einrede wurde aber aus dem ganz sonderbaren Grund verworfen, daß, da der Pfarrer 1) Jagdhunde halte, 2) regelmäßig Wein an seiner Mittags- und Abendstafel trinke, er für einen Gentleman zu halten sei. —

Ein Pastor fragte Lessing: warum er denn zuweilen gegen Religion sei? und Lessing antwortete: „Ich bin nicht gegen die Religion, habe aber in meiner Jugend so oft und viel gedankenlos beten müssen, daß ich dem Himmel Gedanken schuldig geworden bin, und diese Schuld such' ich möglichst abzutragen."

(Bündig.) Ein Student schickte seinem Vater lange Briefe geringen Inhalts, und dieser wünschte brieflich; der Sohn möge bündiger schreiben. Der nächste Brief enthielt nur das Wort: „Geld!" und der Vater schickte ihn zurück, nachdem er zwischen den zweiten und dritten Buchstaben ein „du" eingeklammert hatte („Geduld!")

(Die schöne Gelegenheit.) Als Fox einmal im englischen Palament eine Rede gehalten hatte, die Manchem mißfiel, und er die Versammlung verließ, rief ein Muthwilliger aus: „Der kopflose Fox ist todt!" Ruhig wandte sich Fox um, gab dem Schreier eine Ohrfeige und sagte: „Nun hast Du eine schöne Gelegenheit, an Geister zu glauben!"

Auflösung der Charade in Nr. 31:
Mein Eid. Meineid.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter-Zeitung.

No. 33. Sonntag, den 18. März **1866.**

Das Müllermädchen am Rhein.

Leiser, leiser Morgenfrieden
Ruhte auf dem goldburchglühten Rhein
In die vielen alten Mythen
Träumt' ich selig schwärmend mich hinein.

Prächtig hob im fernen Osten
Sich der Sonne lebenstreuend Bild;
Von des Dörfleins altbemoosten
Kirchlein klang das Aveglöcklein mild.

Summend seine Morgenlieder
Rauschte leis im Rhein das Mühlenrad,
Träufelte den Thau hernieder,
Den der Sonnenstrahl gemalet hat.

Sieh', da hielt es plötzlich stille,
Staunend hielt das Wellchen plötzlich an:
Voll der schönsten Lebensfülle
Sprang des Müllers Dirnchen in den Kahn.

Wusch sich Händchen und Gesichtchen,
Kämmte sich der Locken zarten Sammt —
O, könnt' dir sagen dies Gedichtchen,
Wie es mir noch jetzt im Herzen flammt!

Faltet dann die kleinen Hände,
Und mit einem seelenvollen Blick,
So lieb — daß ich Worte fände! —
Bat sie um des Tages stilles Glück.

Wie dem Morgenroth entstiegen
Brannten Wangen ihr, der Rosenmund;
Welten sahst im Auge liegen,
Himmel in des Busens Silberrund!

Und ihr Ruder schlug die Wogen;
Schiffte singend dann zum Dörflein hin.
Und des Rheines Nymphen zogen
Mit ihr hin in Zaubermelodien. —

Ach so fromm, so schön, so reine,
Ohne Stolz und ohne falschen Schein,
Kann ich nennen nur noch Eine:
Wohnt in einem Thal nicht fern vom Rhein.

Speyer, den 24. Febr. 1866.

Jos. Stein, cand. ph.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Mit aufgehobenen Händen und in fieberhafter Angst rief William: „Wenn Sie mir dieses Versprechen nicht um meinetwillen geben wollen, so geben Sie es aus Großmuth um einer Person willen, die nur für Sie lebt, die kein höheres Glück kennt, als Sie zu lieben — geben Sie es aus Mitleid, aus Erbarmen für die arme Leontine!"

„Leontine! — arme Leontine!" murmelte Eugen.

„Ein einziges Wort, Eugen, und Sie können sie überglücklich machen."

„Nein, nein! Dieses einzige Wort wäre im Gegentheil ein Mord an ihrer Seele. An der Seite eines Gatten, wie ich, leben zu sollen, hieße ihr Dasein vergiften. Glauben Sie mir, William, ein Hauptbeweggrund meiner schnellen, fluchtähnlichen Abreise ist der Abscheu vor dem Gedanken, diesen Engel der Unschuld mit in mein Verderben zu ziehen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Gombert trat ein; er überraschte den Verwalter in seiner bittenden Stellung. Der Greis begriff, daß nun Alles verloren war, und ließ seine aufgehobenen Hände sinken, indem er sich bemühte, gleichgiltig zu scheinen.

„O, Sie brauchen sich nicht zu verstellen, mein lieber Verwalter," lachte Gombert.

„Wenn man gewisse Namen so laut ausspricht, daß sie selbst bei verschlossenen Thüren im ganzen Hause gehört werden können, so darf man sich nicht wundern, wenn auch Andere wissen, von was gesprochen wurde. Es war von Leontine die Rede, und Eugen hat sich ohne Zweifel auf's Neue beschwätzen lassen, nicht wahr? Er wird hier bleiben, und was mich betrifft, so kann ich je eher je lieber einpacken und allein nach Paris abreisen. Ist es nicht so? — Habe ich es nicht errathen?"

„Nein, Gombert!" erwiederte Eugen. „Wir verlassen im Gegentheil den Wildhof noch heute vor Sonnenuntergang. Mache dich also reisefertig. Niemand auf der Welt könnte mich selbst nur noch bis morgen zurückhalten."

„O, o!" rief Gombert erstaunt. „Es ist also wirklich Ernst. Aber wie kommst du so plötzlich zu dieser raschen Entschiedenheit? — Der Wildhof ist also verkauft? — Um welchen Preis, wenn man fragen darf?"

„Er ist nicht verkauft und wird es auch nicht."

„Nicht verkauft? — Wird es auch nicht?" wiederholte Gombert mehr und mehr erstaunt. „Höre, Eugen, mache keine schlechten Witze! — Oder hältst du mich etwa für so einfältig, daß ich dich ohne Geld abreisen lasse?"

„Wir bekommen Geld," erwiederte Eugen, der nun seinem Freunde das Arrangement mittheilte, welches sein Verwalter zu treffen beabsichtigte.

„Nun," meinte Gombert, „es kann uns einerlei sein, ob unsere leere Cassa auf diese oder auf jene Weise gefüllt wird; darf man aber auch wissen, wie viel uns Herr William verschaffen wird?"

„Herr Eugen wird 100,000 Franken auf die noch nicht verpfändeten Grundstücke des Wildhofes bekommen," erwiederte William.

„Alle Teufel!" rief Gombert überrascht. „Und wir bekommen diese Summe noch heute?"

„Wenigstens einen Theil derselben hoffe ich Herrn Eugen bis Abends zur Verfügung stellen zu können."

„Hm," machte Gombert gedehnt, „das klingt schon anders. Sollten Sie uns etwa mit ein paar tausend Franken abspeisen wollen, um uns los zu werden? — Wie viel denken Sie uns denn eigentlich bringen zu können?"

„Vielleicht 50,000 Franken. — Je nachdem. Ich sollte meinen, daß dies genügend wäre, um auf die andere Hälfte ein paar Wochen warten zu können."

„Ah, Sie meinen dies?" spottete Gombert. „Ich bin begierig, ob Eugen auch so meint?"

„Wir brauchen in der That mehr," eröffnete der junge Gutsherr seinem Verwalter. „Ich muß Sie also bitten, William, uns eine größere Summe zu verschaffen."

„Nun, so will ich sehen, daß ich 60,000 Franken bekomme."

„Was da!" rief Gombert, „wenn wir nur so tropfenweise steigern, so werden wir in Ewigkeit nicht fertig. Ich will Ihnen reinen Wein einschenken, mein Bester. Um abreisen zu können, brauchen wir wenigstens 80,000 Franken."

„80,000 Franken?" erwiederte William erstaunt.

„Wenig genug, mein Lieber," entgegnete Gombert, „womit wir uns aber begnügen wollen, weil nun einmal für den Augenblick — wie Sie wenigstens befürchten — nicht mehr zu haben ist. Sie scheinen übrigens nicht recht zu begreifen, warum wir gleich 80,000 Franken wollen; die Sache wird Ihnen aber sehr einleuchtend vorkommen, wenn ich Ihnen sage, daß Eugen 60,000 Franken auf Ehrenwort schuldig ist, und daß uns also im Ganzen nur 20,000 Franken zum Leben bleiben."

„60,000 Franken! Sie haben 60,000 Franken Schulden auf Ehrenwort?" rief William zum Tode erschrocken.

„Nun ja; warum denn nicht?" lachte Gombert. „Wie Sie komisch sind mit Ihrem Schrecken! Als wenn 60,000 Franken die Welt wären. Wir waren unglücklich im Spiele, das ist das Ganze. Jedenfalls werden Sie übrigens aus dieser Mittheilung die Ueberzeugung schöpfen, daß wir uns mit weniger als 80,000 Franken nicht auf den Weg machen können."

William wurde wieder ruhiger, wenigstens schien es so. „Nun gut," sagte er, „was in meinen Kräften steht, soll geschehen. Ich reise unverzüglich ab und werde, wenn Alles so geht, wie ich hoffe, bis vier Uhr wieder zurück sein."

Der Greis verließ den Saal, nachdem ihm

Eugen schweigend, aber mit einem dankbaren Blicke die Hand gedrückt hatte.

„Komm' jetzt!" rief Gombert seinem Opfer zu, „du bist blaß wie ein Leichentuch. Die frische Luft wird dir gut thun; wir wollen einen kleinen Spaziergang machen, dabei kannst du mir erzählen, was dich denn eigentlich zu einer so schnellen Abreise veranlaßt."

Eugen nahm seinen Hut und folgte seinem Freunde, der ihm seinen Arm bot. „Was mich zu dieser schnellen Abreise bestimmt, ist bald erzählt," erwiederte er. „Ich fliehe vor Leontine, weil ich sie liebe."

„Welch' ein Heroismus!" lachte Gombert, ohne zu bemerken, daß die Knechte und Mägde, an denen sie im Hofe vorüber kamen, sich in abergläubischer Furcht hinter ihm bekreuzten, da sie ihn nach Allem, was ihnen Joseph von ihm erzählt hatte, für den leibhaftigen Satan heilten. — (Fortsetzung folgt.)

Ein Duell zwischen Frauen.

(Schluß.)

In diesem Tone fuhr sie einige Minuten fort. Endlich rief Rosa: So kann ich nicht länger leben; entweder Ihr verlaßt die Stadt oder ich tödte Euch. Wählt!

Ich lasse mir von Niemanden befehlen, antwortete die Wittwe stolz.

Nun gut, erwiederte Rosa. Ich erkläre Euch, finde ich Euch in acht Tagen noch in Dublin, so werdet Ihr am neunten nicht mehr athmen!

Wie, wollt Ihr mich meuchelmorden?

Ich bin zu Allem bereit; ich kenne nichts mehr, ich wäre im Stande, Euch in seinen Armen zu erwürgen.

Ich werde den Gerichtshof davon in Kenntniß setzen.

Thut es nicht, oder ich erdroßle Euch mit meinen eigenen Händen. — Ich habe nie ähnliche Drohungen gehört! — Habt Ihr mich nicht in dem verletzt, was mir das Theuerste ist? Und glaubt Ihr, daß ich die Last der Qualen, mit der Ihr mich niederdrückt, länger ertragen kann, ohne zu murren, ohne mich zu beklagen, ohne mich zu rächen? Es gibt nur noch ein vernünftiges Mittel, uns zu verständigen. Dieses Mittel besteht darin, daß wir mit den Waffen einander entgegentreten. Wenn es sein muß, so werde ich Euch bitten, mir dieses Mittel, unserm Streite ein Ende zu machen, nicht zu verweigern; ich würde vor Euch niederknien und Euch um Gotteswillen bitten, mir einen Mord zu ersparen, denn jetzt ist mein Kopf halb verkehrt, und ich weiß nicht, wozu die Verzweiflung mich treiben könnte.

Die Angeklagte kehrt zurück; ihre Augen sind ganz roth und angeschwollen; sie hat viel geweint. Der Präsident ermahnt sie, sich zu beruhigen.

Sie haben uns eben versprochen, sagt er zu ihr, uns die Mittel zu offenbaren, die Sie anzuwenden gedachten, um sich von Ihrer Nebenbuhlerin zu befreien. Thun Sie das jetzt.

Angekl.: Ich wollte sie anfangs in der Straße mit einem Pistolenschuß tödten und dann meinem Leben ein Ende machen, aber ich gab die Idee auf.

Präs.: Aus welchem Grunde?

Angekl.: Weil die Schmach und die Schande dann auf meine Kinder gefallen wäre.

Präs.: Welchen Entschluß faßten Sie dann?

Angekl.: Den eines Duells; die Männer, sagte ich zu mir, duelliren sich aus weit kleinlicheren Ursachen; weßhalb sollten sich die Frauen nicht auch schlagen, besonders wenn sie den wichtigsten Grund dazu haben? Es fehlt ihnen nicht an Muth, nur die Sonderbarkeit der Thatsache erschreckt sie.

Präs.: Können Sie fechten?

Angekl.: Nein, mein Herr.

Präs.: Sie haben sich aber mit dem Degen duellirt?

Angekl.: Das ist wahr.

Präs.: Wer hat den ersten Stoß versetzt? —

Angekl.: Das vermag ich Ihnen nicht zu sagen; ich war zu aufgeregt — ich sah nichts ...

Der Generalprocurator suchte in einem langen Plaidoyer nachzuweisen, daß es sich offenbar um einen Meuchelmord handle, weil dem Morde eine lange Ueberlegung vorangegangen sei, und weil die Angeklagte selbst erklärt habe, sie habe sich von ihrer Nebenbuhlerin, der Wittwe Sylvain, um jeden Preis befreien wollen. Der Vertheidiger der Angeklagten machte die Aufrichtigkeit der Geständnisse seiner Clientin und die zu ihren Gunsten sprechenden Umstände geltend. Er bewies, daß sie des

Mordes nicht angeklagt werden könne, weil sie sich eben so viel und vielleicht noch mehr der Todesgefahr ausgesetzt habe, als ihre Gegnerin, da diese das Fechten verstand, Rosa dagegen vorher nie einen Degen in der Hand gehabt hatte. Zwischen den beiden Frauen habe es sich einfach um ein Duell gehandelt, und in England gebe es kein Gesetz, welches das Duell unter Frauen verbiete. Der nach einer kurzen Berathung mit zehn gegen zwei Stimmen gefaßte Wahrspruch der Jury lautete: Nichtschuldig! Dieses Urtheil wurde von der vor dem Gerichtshofe versammelten Volksmenge mit großem Enthusiasmus aufgenommen.

Lebensphilosophie.

Drei Viel und drei Wenig sind dem Menschen nachtheilig: Viel reden und Wenig wissen, sich viel einbilden und wenig gelten, Viel verthun und Wenig haben.

Die vier schwierigsten Dinge, die zu erlernen, sind: sich selbst kennen, ein Geheimniß bewahren, eine Kränkung vergeben und vergessen, und die Zeit gut anwenden.

Verschiedenes.

(Schattenspiele.) Jedes Kind kennt heutzutage diese aus der Mode gekommene Kunst, mit der eben nur noch an langen Winterabenden Kinder unterhalten werden, die lachend und verwundert die großen schwarzen Figuren anstaunen, welche der Schatten der künstlich verschlungenen Hände und Finger da auf der lichten Wand bildet. Und doch, man blicke nicht so naserümpfend hinweg über die kindliche Spielerei: auch diese Kunst hat ihre Zeit gehabt, wie nur je eine Kunst, und Kaiser und Könige haben ihr Beifall gespendet. Es war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als in Brünn ein Mann, Namens Khünel, lebte, der mit vielen andern Narren seiner Zeit den Stein der Weisen suchte und als Goldmacher in seinem Laboratorium so lange braute und kochte, bis er sein hübsches Vermögen und Haus und Hof dazu glücklich durch den Schlot und in alle Winde gejagt hatte, ohne dabei, wie sein College Böttger in Meißen, wenigstens eine andere rentable Erfindung zu machen. Aber er war trotzdem zum Erfinder geboren. Denn siehe da, als er eines Abends verzweiflungsvoll als armer, hungernder Greis durch sein kahles Zimmer rannte und die magern Hände gen Himmel rang, von dem er Hülfe erhoffte, da gewahrte er zufällig die eigenthümliche Figur, welche der Schatten seiner gerungenen Hände auf die kahle Wand warf. Er hielt die Figur fest, starrte, staunte — wie ein Blitz durchfuhr es sein Gehirn — und die Schattenspielkunst war erfunden. — Khünel veränderte nun die Lage der Hände, nahm die Finger zu Hülfe, probte und studirte und fand allmälig eine Menge komischer, origineller Figuren, die ihn selbst in Staunen setzten. Bald ließ er sich mit seiner Kunst öffentlich sehen; sie fand Beifall, rasenden Zulauf, und der Erfinder erntete goldnen Lohn. Nun blieb er nicht in Brünn, sondern trat eine Kunstreise an, die sich anfänglich blos auf Oestreich beschränkte, später aber auch nach Norden ausdehnte, je mehr die neue Kunst in Ruf kam. Ließ doch nicht nur Prinz Eugen von Savoyen, der große Feldherr, den Schattenspieler vor sich und seinem Stabe auftreten, sondern auch Kaiser Karl VI. gestattete vor sich und seinem Hof die Vorstellungen Khünels, der Kaiser überhäufte den Künstler mit Beifall, der überall, wohin er kam, Zulauf und Bewunderung fand. Auch der Kurfürst von Sachsen und Friedrich der Große ließen den Schattenspieler an ihren Höfen seine Kunst zeigen, und so hochgeehrt wurde derselbe, daß er in Berlin sowohl als in Dresden zu den Hoftafeln gezogen wurde. Im Frühjahr 1791 feierte ein Franzose, Louis Degensier, der zu Wien im Prater eine Schattenspielbude aufgeschlagen hatte, noch Triumphe und genoß Monate lang den Zulauf der Wiener Neugierigen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 34. Mittwoch, den 21. März **1866.**

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Um sechs Uhr Abends hielt eine zweispännige Postchaise vor der Thüre des Herrenhauses. Am Wagenschlage stand Joseph, der sich von Zeit zu Zeit verstohlen nach einem jungen Mädchen umsah, welches auf der anderen Seite des Hofes an einer Scheune stand und bitterlich weinte.

„Das gute Geschöpf!" murmelten die Knechte und Mägde, die da und dort unter den Thüren der Stallungen standen und das arme Mädchen weinen sahen, „wie sie sich nur um den nichtswürdigen Schlingel noch grämen mag?"

„Der schlechte, herzlose Mensch! Er ist wahrlich nicht werth, daß sie nur an ihn denkt," war Gertruds Meinung, die sie laut genug aussprach, daß Joseph trotz der Entfernung, in der sie von ihm stand, es hören konnte.

Jetzt traten Eugen und sein Freund Gombert aus dem Hause. William folgte den Beiden. Der Greis war blaß, aber anscheinend ruhig.

„Sie haben uns also noch 30,000 Franken nachzuschicken, Herr Verwalter," sagte Gombert, während sie sich dem Wagen näherten. „Wir zählen darauf, daß Sie diese Summe für uns bereit halten."

„Sobald Eugen sie braucht," erwiderte William, „darf er mir nur darum schreiben."

„Nun gut! Wir verlassen uns auf Ihre Pünktlichkeit. Und nun komm', Eugen, steige ein."

Der junge Gutsherr ergriff die Hand des Verwalters und drückte sie mit Inbrunst. „Leben Sie wohl, mein guter William," murmelte er mit zitternder Stimme. „Verdammen Sie mich nicht! — Vereinigen Sie sich vielmehr mit Frau v. Bervilliers und Leontine im Gebete für einen Unglücklichen, der Ihre Liebe und Güte bis zu seinem letzten Athemzuge in dankbarer Erinnerung bewahren wird."

„Eugen, gedenken Sie meiner letzten Bitte," stammelte der Greis. „Kehren Sie zu uns zurück, wenn Sie keinen anderen Ausweg mehr wissen. Auf Wiedersehen, mein armer, mein unglücklicher Eugen!"

Bittere Thränen flossen über das Antlitz des Greises. Gombert aber half lachend seinem Freunde in den Wagen. „Postillon vorwärts!" rief er. „Zeige, daß du das Fahren verstehst."

Joseph schwang sich auf den Bock, wo der Postillon bereits saß. Im nächsten Momente flog der Wagen durch das Hofthor, und bald sah man nur noch auf der Straße eine weiße Staubwolke, in der er verschwand. William kehrte langsam in das Haus zurück. Unter dem peinlichen Eindruck der plötzlichen Abreise des jungen Gutsherrn herrschte im Wildhofe eine dumpfe Stille. Desto deutlicher konnte man das bitterliche Schluchzen der armen Martha hören, als sie den treulosen Geliebten fortfahren sah, ohne daß er von ihr Abschied genommen hatte.

8.

Drei Monate waren seit Eugens Abreise verflossen, ohne daß sich unterdessen Etwas im Wildhofe verändert hätte. Auch im Landhause der Frau v. Bervilliers war sich Alles gleichgeblieben, indem Leontine nach wie vor ihrem Schmerze über das schnelle Verschwinden Eugens nachhing, während ihre gute Tante vergebens das arme Mädchen zu trösten suchte. — Eugen selbst hatte in diesen drei Monaten nur zwei Mal an den Verwalter geschrieben. Der erste Brief enthielt die kurze Anzeige von seiner Ankunft in Paris, der zweite, vor

wenigen Tagen erst eingetroffene, die Benachrichtigung, daß demnächst sein Freund Gombert auf dem Wildhofe ankommen werde, um die noch zu erhebende Summe von 30,000 Franken zu holen, welche den letzten Rest von Eugens Vermögen bildete. Der Wildhof war nun so mit Hypotheken belastet, daß sich Eugen nur mehr dem Namen nach als der Besitzer desselben betrachten konnte. Nichtsdestoweniger schien sich Herr William nicht sonderlich darüber zu beunruhigen, denn sein Hauptzweck war ja erreicht: das Gut kam nicht in fremde Hände, freilich mit Hilfe eines Opfers, dessen ganze Größe nur er und noch eine Person, nämlich der Notar Simoulin in Courtrai kannte.

„Sie sind ein Narr, mein lieber Herr William," hatte Letzterer erklärt, als der Verwalter bei ihm in Courtrai erschien, um die letzten 30,000 Franken flüssig zu machen. „Ist es nicht genug, was Sie bereits für diesen Taugenichts, für diesen Träumer und Verschwender gethan haben? Müssen Sie noch die letzten paar tausend Franken opfern, die Ihnen von Ihrem Vermögen bleiben?"

William war über diesen Vorwurf beinahe böse geworden. „Ich bitte, verschonen Sie mich!" rief er. „Was ich für Eugen thue, ist weiter nichts als ein Act der Dankbarkeit für die Freundschaft, die ich im Hause seines Vaters genoß. Es ist meine Pflicht, so zu handeln, um so mehr, als ich selbst an Eugens Ruin schuld bin."

„Sie sind ungerecht gegen sich selbst," erwiderte der Notar. „Doch ich weiß, in dieser Beziehung nehmen Sie keine Vernunft an. Nur eine Frage möchte ich mir erlauben. Was gedenken Sie denn dann zu thun, wenn Herr v. Solanges auch diese letzten 30,000 Franken durchgebracht haben wird?"

„O dann," rief William, „dann werde ich Gott auf den Knieen dafür danken, denn dann steht der Rettung Eugens nichts mehr im Wege."

„Wie so? — Sie glauben wohl, daß er als Bettler endlich zur Vernunft kommen wird?"

„Ja, denn dann wird der unglückselige Einfluß seines Freundes Gombert aufhören. Dieser Abscheuliche ist sein Verführer; so lange er auf die Rathschläge dieses gewissenlosen Menschen hört, ist eine Besserung von Seite Eugens nicht zu hoffen. Aber Herr Gombert wird ihn verlassen, wenn Eugen vollständig verarmt ist. Ich betrachte demnach den gänzlichen Ruin Eugens als die einzige Möglichkeit seiner Rettung. Deßhalb wünsche ich nichts sehnlicher, als daß er mit den 30,000 Franken so bald als möglich fertig werde."

„Darauf können Sie mit Bestimmtheit rechnen," entgegnete der Notar lächelnd. „Die Erfahrung spricht dafür, daß Ihr Wunsch in weniger als drei Wochen erfüllt sein wird. Ob Sie sich aber alsdann nicht doch in Ihren Hoffnungen getäuscht sehen werden, ist eine andere Frage."

„Nein," erwiderte William im Tone fester Ueberzeugung. „Ich kenne Eugens Herz. Er ist lenksam im Guten wie leider auch im Bösen. Hätte er nicht das Unglück gehabt, in die Hände eines Egoisten zu fallen, wie dieser Gombert, so wäre es nie so weit mit ihm gekommen. Noch ist aber nichts verloren. Ich weiß, daß er Leontine noch immer leidenschaftlich liebt, nur hält er sich ihrer nicht mehr würdig, aber gerade hierin liegt meines Erachtens die sicherste Bürgschaft für eine glückliche Zukunft."

„Ich wünsche, daß Sie sich nicht irren," entgegnete Herr Simoulin achselzuckend. „Das arme Mädchen!" fügte er hinzu. „Ich war vor acht Tagen bei Frau v. Bervilliers und fand Leontine sehr unglücklich. Sie liebt ihn noch immer, denn Dank Ihrer Discretion ahnt sie nicht, wie weit es mit ihm gekommen ist."

„Sie haben doch nichts verrathen?" fragte William ängstlich.

„Nein; ich schwieg, obwohl es mir gegen die Natur geht, einen Menschen zu schonen, der es so wenig verdient wie dieser. Seine schlechte Aufführung —"

„Ist nur Folge des verderblichen Einflusses, den dieser Gombert über ihn gewann," unterbrach William den Notar. „Lassen Sie heute diesen Menschen von ihm weg sein, so wird Eugen von selbst wieder in die rechte Bahn einlenken. Und was sein Vermögen anbelangt," fuhr der Greis fort, „so bleiben ihm, wie Sie wissen, noch die hunderttausend Franken, die ich selbstverständlich nie zurückfordern werde, da ich Eugen als meinen Erben betrachte. Mit der Mitgift Leontinens gibt dies eine Summe, die hinreicht, um den Wildhof mit der Zeit wieder ganz schuldenfrei zu machen —"

„Eines steht fest," erwiderte der Notar, „daß Sie der edelste Mensch sind, der mir je in meiner Praxis vorkam. Möge Sie der Himmel dafür belohnen!"

Mit diesem Wunsche entließ Herr Simoulin den Verwalter, da in diesem Augenblicke neue Clienten eintrafen. Die Stimmung, in der William wegging, war eine frohe, denn er wußte, daß er nun „seinem Eugen" abermals Hilfe leisten konnte, da er in seiner Rocktasche in einem Portefeuille die von Simoulin erhaltenen 30,000 Franken bei sich trug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Briefmarkenbörse in Paris.

Als ich, erzählt der Herausgeber der Monde judiciaire, zu Anfang des Winters eines Sonntag Nachmittags über die Champs-Elysées schlendere, bemerke ich eine zwar stille, aber geschäftige Gruppe von wenigstens 150 Personen, Männer, Frauen und Kinder, letztere in der Mehrzahl. Was war die Ursache dieser Volksversammlung unter freiem Himmel, ohne Erlaubniß hoher Polizei? War ein Kind verunglückt, ist ein Taschendieb verhaftet worden?

Als ich näher komme, sehe ich, daß ein Jeglicher, Männlein und Weiblein, eine Brieftasche oder ein Album in der Hand hat; die Einen discutiren mit halber Stimme, Andere tauschen kleine viereckige Stücke Papier mit einander aus, wieder Andere ziehen Geldstücke aus der Börse, und dies Alles mit einer Discretion, einer Gravität, einem tiefen Bewußtsein der Wichtigkeit des Actes, als ob es sich um die höchsten Interessen der armen Menschheit handle.

Kleine Mädchen verlassen ihre Reife und Sprungseile, treten unter die Gruppe und conferiren mit alten, struppigen Männern in zerlumpter Kleidung.

Endlich halte ich ein Individuum an, welches eben mit der Miene, als ob es ein gutes Geschäft gemacht, aus der Gruppe heraustritt; ich frage den Menschen:

Was gibt es denn eigentlich da?

Ei, das ist die Briefmarkenbörse. Wünscht der Herr Etwas?

Zugleich öffnet er ein großes ganz verschlossenes Album, worin sich unzählige Marken aller Länder der Erde in Reih' und Glied aufgeklebt befinden.

Sehen Sie, mein Herr, ich bin für jeden Geschmack versehen: wolles Sie etwas Rares? Hier die Tauben von Kalifornien, 20 Francs ist gar kein Preis dafür, unter dem Kurs: gestern hab' ich sie für 25 verkauft.

Warum nicht gar! —

Will der Herr vielleicht blos courante Sorten? Hier sind Türken, die ächten sind selten genug, es laufen gar viel falsche um; aber mein Haus fabricirt nur ächte, 2 Francs per Stück, hören Sie? Meinetwegen 1 Fr. 75 Centimes, weil Sie es sind! —

Was sind denn das für Marken, die dreieckigen? —

Ah, sehr guten Blick hat der Herr! Kap der guten Hoffnung, 3 Franken! —

Nein, ich frage nur . . . —

Oder Neu-Kaledonien? Total vergriffen; aber hier ist Brasilien, Canada, Neapel, die alten beiden Sicilien, sehr rar die letzteren.

Gewinnen Sie viel bei dieser Art Handel?

Pah! Es geht; weniger als es sein könnte. Der Herr will also Nichts kaufen? —

Was kostet die Marke da?

Schwarz auf Fleischfarbe? Stempel von Honolulu, Sandwichinseln; sehr rar; der Herr hat viel Geschmack; 3 Franken; keinen Sou darunter. —

Hier sind 5 Franken. —

Ich mache dem Herrn mein Compliment; Sie machen da eine famose Acquisition. —

Behalten Sie das Geld und die Marke. Ich möchte nur einige Auskunft von Ihnen haben. Sie müssen aber aufrichtig sein. —

Mein Herr, wenn ich nicht verkaufe, sage ich immer die Wahrheit. —

So sagen Sie mir ernstlich: welches Interesse kann ein Kind daran haben, abgestempelte Briefmarken, die für Nichts mehr taugen, aufzuhäufen? —

Nun das mag doch interessant sein, Marken von allen Ländern der Erde zu besitzen. —

Nun und wenn man sie hat? —

Dann hat man es wenigstens gemacht, wie alle Andern auch! —

Aber die Andern, warum sammeln denn sie? —

Ach mein Herr! wenn es nur Leute von Geist gäbe, könnten wir armen Teufel verhungern! —

Und Sie machen gute Geschäfte? —

Nun, passabele wenigstens; es geht wenigstens besser, als wenn ich Contre-Marken verkaufte.

Haben Sie viele Concurrenten? —

Leider Gottes ja! Es gibt welche, die mit diesen kleinen Papierfetzen 150,000 Franken gemacht haben. Der Handel geht auf großem Fuß. Es gibt Verkäufer, Makler, Reisende, Commissionäre en gros, Fabrikanten, was weiß ich Alles! —

Auch Fabrikanten? also sind es Fälscher? —

Keineswegs, da man ihre Fabrikate doch nicht als Postzeichen benutzen kann, indem sie gleich durch einen, allerdings falschen Stempel annullirt werden. Die Post wird also wenigstens nicht betrogen und der sonstige Werth ist ja nur in der Einbildung. O, wir kennen unsern Code ganz genau! Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß wir auch Briefmarken-Bettler haben. Sie gehen von Haus zu Haus und betteln alte Marken zusammen unter dem Vorwand, man habe ihnen eine Stelle versprochen, wenn sie so und so viel zusammenbrächten.

Was für eine Stelle?

Niemand weiß davon. Andere wieder sagen, es solle damit ein armer Neger losgekauft oder kleine Chinesen christlich erzogen werden.

Aber das Alles ist ja ein Betrug!

Man sieht wohl, daß der Herr kein Liebhaber von Marken ist!

Und wer sind die gewöhnlichen Käufer?

O es sind große Personen darunter! Da ist der Herr Graf O. , der hat eine vollständige Sammlung, die kostet ihn, sagt man, 14,000 Fr. und jetzt legt er sich eine zweite an. Herr v. R. geht alle Tag auf unsere Börse, und findet er eine Marke zu 5 Centimes, die er nur mit 10 Fr. zu bezahlen braucht, so ist er glücklich und hat seinen Tag nicht verloren.

Sie setzen mich in Erstaunen.

Sie haben mich ja bezahlt, um die Wahrheit zu sagen! —

Sehr wohl; diese Kinder da, an denen machen Sie wohl die besten Geschäfte? —

Sie verderben wenigstens nichts, wir kaufen ihnen ab, verkaufen oder tauschen.

Ihre Erfahrung muß aber wohl oft genug von ihrer Unerfahrenheit profitiren?

Sind nicht so naiv, wie Sie glauben; es gibt kleine Rangen von 10 Jahren, die feilschen wie ein Kleiderjude. Und dann, sehen Sie, legt ein Kind sich Briefmarken an, so ist das die Freude und Beruhigung der Eltern.

Ja, es gibt ihnen einen Vorgeschmack des künftigen Speculanten!

Ja wohl, ganz Ihrer Meinung!

Das ist traurig genug.

Bah! früher oder später muß es ihnen doch kommen! In dieser Welt muß Jeder die Augen aufmachen.

Genug für heute, ich weiß jetzt, was ich wissen wollte.

Wie ich hoffe, wird der Herr Alles hübsch für sich behalten, was ich ihm anvertraut habe?

Davon steht nichts im Contract.

Wenn aber der Herr, wie mir scheint, in die Journale schreibt, so hätte er meinen guten Glauben mißbraucht!

Wo soll das hinaus?

Daß ich dann doch 2 Francs mehr verdient hätte!

Hier sind sie!

Danke, mein Herr.

Landwirthschaftliches.

Bei dem herannahenden Frühlinge muß Gartenfreunde im höchsten Grade eine Entdeckung interessiren, die kürzlich in Frankreich gemacht worden. Begießt man, heißt es in einem Pariser Blatte, Gemüse und Obstbäume mit einer Lösung von schwefelsaurem Eisen, so werden damit Betreffs der Fruchtbarkeit ganz staunenswerthe Resultate erzielt. Weiße und rothe Bohnen werden in Folge dessen um sechzig Procent größer und viel schmackhafter. Unter den Obstarten scheint jene Behandlung der Birne am meisten zuträglich zu sein. In Zukunft hüte man sich, altes Eisen wegzuwerfen, da dasselbe, mit Wasser vermischt, fast ebensoviel hervorbringt, als Dünger.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 35. Freitag, den 23. März **1866.**

Märzgesang.

Noch liegt die Erde wie befangen,
Es ruht das Feld, es schweigt der Wald,
Der Himmel ist noch schwarz verhangen,
Und aus den Bergen weht es kalt.

Doch horch! es geht ein leises Mahnen,
Ein Flüstern geht geheimnißvoll —
Als sollte man schon leise ahnen,
Was nunmehr Alles werden soll.

Die Wolken ziehen rasch am Himmel,
Die Wasser rauschen voll durch's Thal;
Bald kommt ein flockiges Gewimmel,
Bald ein verirrter Sonnenstrahl.

Und durch dies ahnungsvolle Grausen,
Durch dieses Hoffen schmerzensbang,
Geht stark und voll der Winde Brausen,
Wie der Gewalt'gen Lenzgesang.

Ich muß in's kühle Land hernieder,
Durch Wald und Feld trägt mich der Schritt;
Der Sturm singt seine dunklen Lieder,
Und tiefbewegt sing' ich sie mit.

O banges Sehnen, dunkle Regung,
Die wunderbar im Herzen gährt,
Bis aus der stürmischen Bewegung
Der Liebe Frühling sich verklärt.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Drei Tage nach dieser Unterredung rollte im Laufe des Vormittags eine Postchaise in den Wildhof. Es war Gombert, der aus dem Wagen sprang und Herrn William, welcher eben aus dem Hause trat, um den Ankommenden zu begrüßen, mit einer gewissen Jovialität und Unbefangenheit, als sei nie etwas Unangenehmes zwischen ihnen vorgefallen, einen guten Morgen zurief.

„Wie geht's, wie steht's, mein lieber Herr Verwalter?" fuhr er in einem cordialen Tone fort. „Waren doch immer wohl? Eugen hat Sie von meiner Ankunft benachrichtigt. Sie wissen also auch, warum ich komme, nicht wahr?"

„Ja," entgegnete William, „und das Geld liegt in Bereitschaft.

„Bravo, vortrefflichster aller vortrefflichen Intendanten! Sie finden sich also ohne Sträuben in das Unvermeidliche? Das ist klug von Ihnen; so werden wir in bester Freundschaft und aller Kürze das Geschäft zu Ende bringen. Da Sie übrigens so gute Gesinnungen zeigen," fuhr er in munterer Weise fort, „so darf ich wohl vor Allem um ein Frühstück bitten? Sie machen sich keinen Begriff von meinem Appetite — meine Kehle ist trocken wie ein ausgebrannter Krater, und mein Magen knurrt, als hätte sich Hunger und Durst dort Rendezvous gegeben. Also vorwärts, Herr William, machen Sie in Abwesenheit Eugens, der Sie bestens grüßen läßt, die Honneurs des Hauses. — Und du, Joseph!" rief er dem Bedienten zu, den er mitgebracht hatte, „lasse dir in der Küche Etwas geben. Ausgespannt braucht nicht zu werden, denn in längstens einer halben Stunde fahren wir wieder fort."

Einige Minuten später saß Gombert bei dem vom Verwalter vorgesetzten Frühstücke, welches er sich vortrefflich schmecken ließ. „Sie versicherten also vorhin," sagte er kauend, „daß Sie das Geld in Bereitschaft haben? — Wir rechneten aber auch mit solcher Be-

stimmtheit auf Ihre Gefälligkeit, daß ich schon die von Eugen ausgestellte Quittung in der Tasche habe — natürlich über die ganze Summe," fügte er hinzu, „die Sie uns noch schuldig sind."

William nahm das Papier, welches Gombert ihm hinreichte, und las es. „Ich habe nichts daran auszusetzen," sagte er, und sein Portefeuille hervorziehend, zählte er nun dreißig Bankbillets, jedes zu tausend Franken, auf den Tisch, die Gombert mit gierigen Blicken verschlang. „Meiner Treu!" rief Eugens Bevollmächtigter, „ich traue meinen Augen kaum. — Sind Sie denn wirklich der alte William, der uns vor drei Monaten so warm machte? Sie haben sich ja merkwürdig verändert! — Was früher so schwer aus Ihnen herauszubringen war, geben Sie jetzt mit einer Bereitwilligkeit hin, als wäre es eine Handvoll Bohnen? Aber gleichviel! ich sage Ihnen im Namen Eugens meinen Dank. — Aber nun ein Glas auf Ihre Gesundheit! Sie stoßen doch mit mir an?" rief er, nachdem er die Banknoten zusammengepackt und eingesteckt hatte.

William that Bescheid; er nippte an seinem Glase, während Gombert das seinige leerte.

„Und nun darf ich Sie wohl auch fragen," hub der Verwalter an, „wie es mit Eugen geht?"

„Er ist ein Narr," erwiederte Gombert mit vollem Munde, „ein completer Narr, sage ich Ihnen. Wenn ich ihn nicht davon abzuhalten wüßte, hätte er schon die tollsten Streiche gemacht. Sein ganzes Leben ist aus Widersprüchen zusammengesetzt. Ich sage Ihnen, mein lieber Herr Verwalter, ich habe mit ihm meine liebe Noth, das dürfen Sie mir glauben. Paris ist kein Aufenthalt mehr für ihn. Er bedarf neuer Anregungen, neuer Zerstreuungen, die seinen Geist beschäftigen. Auch habe ich ihm den Vorschlag gemacht, mit mir nach Californien zu gehen."

„Nach Californien?" rief William entsetzt.

„Ja, mein Bester! Nicht nur, um uns dort neue Hilfsquellen zu verschaffen, da unser Geld zu Ende geht, sondern hauptsächlich, weil San Francisco für Leute von meinem Schlage ein wahres Paradies ist."

„Für Leute von Ihrem Schlage, ja. — Aber Eugen — hat Eugen eingewilligt?" rief William in namenloser Angst.

„Nein, beruhigen Sie sich. Schon der Gedanke an eine so weite Reise erschreckt ihn."

„O, Gott sei Dank!" murmelte der Greis. „So haben Sie also auf dieses Unternehmen verzichtet?"

„Ich für meine Person durchaus nicht," erwiederte Gombert. „Wenn Eugen mich nicht begleiten will, so bin ich entschlossen, allein zu gehen."

„In Californien kann ein Mann wie Sie in der That sein Glück machen," bestätigte William mit schlechtverhehlter Freude. „Haben Sie wirklich Lust hinzugehen, so würde ich Ihnen aber rathen, sich nicht mehr lange zu besinnen. In kurzer Zeit werden die Minen von allen Nationen der Erde überschwemmt sein."

Gombert lachte laut auf. „Ha, ha, wie Sie sich verrathen!" rief er. „Es wäre Ihnen wohl am liebsten, wenn Sie mich schon dort wüßten? Natürlich nur in meinem Interesse," fügte er ironisch hinzu, „denn ich kann mir denken, daß Sie mich — zu allen Teufeln wünschen."

„O, mein Herr!" protestirte William verlegen.

„Bah," lachte Gombert, „ich weiß, wie Sie im Stillen gegen mich gesinnt sind. — Aber Sie beurtheilen mich falsch. Ich kann Sie versichern, daß ich längst fort wäre, wenn mich nicht lediglich meine Freundschaft für Eugen zurückhielte. Sie müssen wissen, daß ich ihm nicht traue; ich fürchte, wenn ich ihn verlasse, könnte er am Ende — Sie verstehen, nicht wahr?" fügte er hinzu, indem er sich mit der einen Hand über den Hals fuhr, während er mit der anderen sein Kinn in die Höhe hob.

„Um Gotteswillen!" rief William, auf den diese Pantomime einen gräßlichen Eindruck machte, „was wollen Sie damit sagen? — Sie meinen doch nicht? — Nein, nein! ich habe Sie falsch verstanden."

Gombert schien an dem Entsetzen des alten Mannes Vergnügen zu finden. „Sie haben mich im Gegentheil ganz recht verstanden," erwiederte er, während er sich in aller Ruhe ein Stück Schinken abschnitt. „Seit vierzehn Tagen spricht Eugen nur mehr von seinem Lebensüberdruß, und daß er sich noch eine Kugel durch den Kopf jagen oder auf eine andere Weise seinem Leben ein Ende machen werde."

„O schweigen Sie, schweigen Sie!" rief William erbleichend. „Einen solchen Schritt kann Eugen nicht vorhaben! — Es ist unmöglich!"

„Nun, beruhigen Sie sich nur," erwiederte Gombert lachend. „Es wird so weit nicht kommen. Eugen hat den nöthigen Muth nicht."

„Den nöthigen Muth?" rief William empört. „Er ist nicht feig genug, wollen Sie sagen."

„Nun ja, er hat den Muth zu einer solchen Feigheit nicht," versetzte Gombert lachend. „Und dann bin ja ich bei ihm, um eine solche Dummheit zu verhindern. Sie sollten mir also dankbar sein, statt mich nach Californien oder noch lieber in die Hölle zu wünschen! — Ihr Schinken ist übrigens vorzüglich," unterbrach er sich, „und Ihr Wein auch nicht zu verachten. Haben Sie noch viele Flaschen von dieser Sorte?"

William hörte nicht mehr auf den Spötter. Er war in fieberhafter Unruhe aufgestanden und im Zimmer auf und ab geschritten. Endlich blieb er wieder vor Gombert stehen, denn sein Entschluß schien gefaßt. „Ich gehe mit Ihnen nach Paris!" rief er. „Ich will mit Eugen sprechen, will ihm zureden, ihn trösten. — Lassen Sie mich gleich Ihren Wagen benützen. Ich fahre mit Ihnen bis Coutrai — bis morgen muß ich bei Eugen sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Präsident der Pariser Weltausstellung.

Die erste Sitzung der Pariser Ausstellungs-Commission unter dem Präsidium des kaiserlichen Prinzen wird vom Münchener „Punsch" in folgender Weise dargestellt: (Der Präsident wird von seiner Gouvernante hereingeführt und auf den Präsidentenstuhl gesetzt.) Gouvernante: So, jetzt seien Sie hübsch ruhig, behalten Sie die Beine unter dem Tisch und lutschen Sie mir nicht immer am Daumen. (Die Gouvernante richtet ihm noch etwas am Kleide und zieht sich dann einige Schritte zurück.) Handelsminister: Ich habe die Ehre, Eurer Hoheit die Präsidentenglocke zu übergeben. — Präsident: Ah! das ist schön. (Läutet zwei Minuten lang.) — Handelsminister: Wenn es Eurer Hoheit gefällig ist, wollen wir die Verhandlungen beginnen. Ich habe die Ehre, den Plan des Ausstellungs-Gebäudes vor Eurer Hoheit hinzulegen. — Präsident: Was ist das? Das ist ein abscheulicher Bilderbogen! Der ist ja gar nicht gemalt! Da sind ja gar keine Figuren darauf! Pfui! (Zerreißt den Plan und wirft ihn fort.) Ich will meinen Petit Brique-Braque und le Struwelpeter. — Der englische Delegirte: Ich bitte um's Wort. — Präsident: Und ich bitte um Kirschkuchen. — Englischer Delegirter: Meine Herren — Präsident (mit den Fäusten trommelnd): Kirschkuchen! Handelsminister (geht zur Thür und ruft hinaus): Ein Stück Kirschkuchen für den Herrn Präsidenten. — Der englische Delegirte: Meine Herren, es handelt sich in der heutigen Sitzung um die Frage: ob der den Deutschen zugewiesene Raum nicht etwas reducirt werden soll? Es wäre mir interessant, zu wissen, wie der Herr Präsident über diese Frage denkt. (Präsident zeigt ihm die Zunge.) Handelsminister: Ohne der Ansicht des Herrn Präsidenten nahe treten zu wollen, glaube ich, daß man Preußen etwas beschneiden, den kleineren Staaten aber ihre Flächen lassen könnte. — Der englische Delegirte: Ja wohl. Die heftigsten Reclamationen kommen ohnehin aus Sachsen, Offenbach, Nürnberg. — Präsident: Nürnberg? Was stellt Nürnberg aus? — Handelsminister: Lebkuchen und Spielwaaren. — Präsident: Lebkuchen? Ich will Lebkuchen! Ich will Spielwaaren! Ich will Soldaten! Ich will Federballons! Ich will eine Menagerie! Handelsminister: Das wird Alles kommen, und Eure Hoheit können dann Alles ansehen. — Präsident: Und Mama muß mir dann Alles kaufen. (Man bringt den Kirschkuchen.) Keinen Kirschkuchen (wirft ihn der Gouvernante an den Kopf) — ich will Lebkuchen. — Gouvernante: „So seien Sie doch nicht so ungezogen! — Präsident: Was ungezogen! Zur Ordnung! (wirft die Glocke ebenfalls nach ihr.) — Handelsminister: Um wieder auf den eigentlichen Gegenstand der Verhandlungen zu kommen, nämlich auf die Reducirung des Raumes. — Präsident: Alles wird reducirt, nur Nürnbergs Raum nicht! Nürnberg muß einen großen Raum bekommen, einen sehr großen, damit recht viel Lebkuchen und Spielsachen Platz haben. Ich will's, ich befehl's — morbleu! (Springt auf

den Stuhl und ballt die Fäuste.) — Handelsminister: Ich werde den Wunsch des Präsidenten ins Protokoll aufnehmen. — Gouvernante (sich abwischend): Ich sage Alles Papa! — Präsident (fängt zu weinen an): Sie sagt Alles Papa! Hi! hi! hi! — Ich mag nicht mehr Präsident sein. — Handelsminister: Der Herr Präsident geruhen die Sitzung zu schließen. — Der englische Delegirte: Ich fühle mich gedrungen, dem Herrn Präsidenten für seine ausgezeichnete, umsichtige und unparteiische Leitung der Debatte den Dank und die Bewunderung der Commission auszusprechen. (Man trennt sich. Die letzten Worte des englischen Delegirten erscheinen im Abend-Moniteur.)

Verschiedenes.

Ein Seitenstück zu dem Scribe'schen Lustspiel: „Eine Frau, die sich durch's Fenster stürzt," wird aus dem Süden Frankreichs gemeldet: Die Frau eines Notars hatte ihrem Manne erklärt, daß sie sich das Leben nehmen werde, wenn er ihr nicht zum Weihnachtsgeschenk einen Shawl um 1200 Franks kaufe, den sie in einer Auslage gesehen hatte. Da der Notar sich ihrem Wunsche nicht gefügig zeigte, so steht sie mitten in einer schönen Nacht auf, weckt ihren Mann und sagt zu ihm: ich werde mich tödten. Ganz gut, antwortete der Notar, mache nur nicht zu viel Lärm. — Ich gehe jetzt in den Garten hinab, stelle Dich ans Fenster, und Du wirst es sehen. Sie steigt wirklich hinab; der Mann begibt sich ans Fenster. — Im Garten angekommen, schreit sie hinauf: Wirst Du ihn kaufen? — Wir werden sehen, erwiederte der Notar. — Nun geht sie zum Brunnen, beugt sich über die Einfassung, ruft nochmals: Wirst Du ihn kaufen? — Wir werden sehen. — Die Frau faßt nun einen heroischen Entschluß und stürzt sich in den Brunnen. Der Notar bricht in schallendes Gelächter aus, welches bis in die Tiefe des Brunnens hinab wiederhallt. Die Frau hatte wirklich den Sturz gewagt. Sie hatte nämlich den Brunnen verstopfen lassen, und als sie fiel, kam sie auf einer weichen Matraze zu liegen. Der Notar hatte um diese Anstalten gewußt. Als Madame ganz verschämt nach Hause kam, fand sie auf dem Nachttischchen einen prachtvollen Shawl, den der Gemahl bereits acht Tage früher gekauft hatte. Er wollte nun sehen, was geschehen würde. Zur Ehre der Frau muß gesagt werden, daß sie der Handlungsweise ihres Gemahls Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sie schickte den Shawl einer Wohlthätigkeitsanstalt, wo er zu Gunsten der Armen ausgespielt wurde. Seitdem ist Madame nicht mehr kokett.

Ein Gelehrter in New-York hat die Behauptung aufgestellt, moussirende Getränke, wie Champagner und dergleichen, seien nichts anders als Flüssigkeiten, die über die Behandlung, welche sie in den Fabriken zu erdulden gehabt, toll geworden seien und nun vor Wuth schäumten.

Doctor: „Hier stelle ich Ihnen, Herr Professor, den ältesten Mann in unserer Stadt vor; er zählt 80 Jahre und ist von Gewerbe ein Schornsteinfeger!"

Professor: „Kein Wunder, geräuchertes Fleisch hält sich stets länger als frisches."

Zwei alte Herren in Wien kannegießerten mit einander im Wirthshause. „Ich finde nichts Nobleres," sagte der Eine, „und zugleich nichts Edleres, als einen Thron auszuschlagen." — „Hm, einen Thron ausschlagen, das kann ich auch," sagte ein daneben sitzender Tapezierer.

(Eigenthümliche Weisheit.) Anacreon, der heitere Dichter der Griechen, empfing vom Polycrates, Herrscher zu Samos, fünf Talente (etwa im Werth von viertausend Thalern) geschenkt, und konnte, aus Sorge für seinen Reichthum, zwei Nächte nicht schlafen. Da gab er schnell den Schatz zurück, mit den Worten: „Was mir die Ruhe raubt, hass' ich!" — Solche Weisheit wird jetzt wohl weder in Israel noch irgendwo Anhänger finden!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 36. Sonntag, den 25. März 1866.

Palmsonntag.

Mildes warmes Frühlingswetter!
Weh' mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen spenden süßen Duft.

Zu des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Frohe Botschaft hör' ich schallen,
Daß der Liebeskönig naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm Schritt vor Schritt
Auf den blutbesprengten Wegen
In dem Garten, wo er litt.

Habt ihr auch die Mähr' vernommen,
Wie der Frühling mit ihm zieht,
Und im Herzen aller Frommen
Süßes Wunder schnell erblüht?

Kindlein steh'n mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschaar.

Blüht empor, ihr Himmelsmaien,
Palmen, blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb' und Lust.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Nun war die Reihe, wenn auch gerade nicht des Erschreckens, so doch einer unangenehmen Ueberraschung an Gombert. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich zu beherrschen und unter einem scheinbar gleichgiltigen Lächeln seine Besorgniß zu verbergen.

„Das wäre gerade das rechte Mittel, Eugen zum Äußersten zu bringen," sagte er. „Wir haben zuweilen von der Möglichkeit Ihres Besuches gesprochen, aber Sie machen sich keine Vorstellung, wie er sich davor fürchtet. Es ist übrigens begreiflich, wenn er Sie sieht — wenn er nur an Sie denkt, macht er sich alle möglichen Vorwürfe über seine Lebensweise; er schämt sich derselben, denn der arme Mensch ist schwach genug, es für Unrecht zu halten, daß er in dieser prosaischen Welt genießen will, was zu genießen ist."

„Was soll ich aber thun?" jammerte der Greis.

„Sie müssen eben hier bleiben," erwiederte Gombert, indem er sich den Mund abwischte und aufstand. „Wenigstens müssen Sie abwarten, bis Eugen wieder zu mehr Ruhe gekommen ist. Ihre Furcht ist übrigens unnöthig, glauben Sie mir. Es dauert nun schon zwei Jahre, daß Eugen in seinem Weltschmerz davon spricht, seiner angeblichen Verzweiflung ein Ende machen zu wollen, aber ich weiß, daß nichts daran ist. Es sind nur leere, in den Wind gesprochene Phrasen. Wenn man wirklich so etwas im Sinne hat, so posaunt man es nicht vorher aus. Also keine Angst — keine übertriebene Sorge, mein Bester! — Und nun — adieu!"

„O, hören Sie mich nur noch einen Augenblick an, mein Herr!" flehte der Greis. „Das Geld, welches ich Ihnen aushändigte, wird nicht ewig dauern. Ich brauche Sie nicht zu fragen, was Sie anfangen werden, wenn es zu Ende ist. Sie werden ohne Zweifel schnell andere, neue Hilfsquellen finden. Aber Eugen? — Was soll er beginnen? — Eugen wird

dem Gefühle seiner Schwäche unterliegen, sobald ein vollständiger Geldmangel eintritt. Dann aber können Sie, mein Herr, ihm seine Freundschaft durch eine unschätzbare Wohlthat lohnen und ihn für den Rest seines Lebens glücklich machen."

„Ich?" entgegnete Gombert. „Teufel! halten Sie mich etwa für einen Hexenmeister?"

„Sie wissen, mein Herr," fuhr William fort, „daß der Wildhof im Betrage seines vollen Werthes mit Hypotheken belastet ist; allein mit Fleiß und Umsicht kann man ihm viel mehr Renten abgewinnen, als die Zinsen für die Schulden betragen. Eugen findet also hier immerhin noch die Mittel, um bei mäßigen Ansprüchen in Ruhe und Frieden leben zu können. — Ich beschwöre Sie, machen Sie ihm dies begreiflich. Sagen Sie ihm, daß treue, ergebene Freunde ihn hier erwarten und mit offenen Armen empfangen werden — daß nie ein Wort des Vorwurfs über unsere Lippen kommen wird — daß wir vielmehr seine Rückkehr als ein Glück betrachten würden, wofür er unserer dankbarsten Liebe gewiß sein dürfte. Sie vermögen Alles über ihn; Sie können ihn also auch leicht zu diesem Entschlusse bringen. O, ich beschwöre Sie, suchen Sie ihn zu überzeugen, daß er nur hier den verlorenen Frieden seiner Seele und das Glück einer sorgenfreien Existenz wieder finden kann."

Gombert nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Sie können auf mich zählen," erwiderte er, und dies Mal schien es ihm ernst zu sein. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mein Möglichstes thun werde, um ihn zu diesem Entschluß zu bringen."

„Wirklich? Wollen Sie dies?" rief William versöhnt.

„Ja, ich will es; verlassen Sie sich darauf. Von hier weg gehe ich unmittelbar ans Werk."

„Ah! und es wird Ihnen gelingen! Ihr Einfluß auf Eugen vermag Alles."

„Ich weiß es, mein Bester, und ich werde ihn benützen, denn aufrichtig gestanden, es liegt in meinem eigenen Interesse, mich so bald als möglich von einem Freunde zu trennen, der mir unter den jetzigen Verhältnissen in Paris so gut als in Californien nur hinderlich wäre. Bei allen seinen Schwächen ist Eugen im Grunde genommen ein guter Junge, und da er hier, wie ich selbst glaube, noch glücklich werden kann, so werde ich dafür sorgen, daß er zurückkehrt — jedoch nur unter der einen Bedingung," fügte er hinzu, „daß Sie mir versprechen, nicht eher nach Paris zu kommen, als bis ich Ihnen schreibe, daß er bereit ist, mit Ihnen zu gehen."

„Nun, ich verspreche es Ihnen. Ich werde Ihren Brief abwarten und einstweilen Gott bitten, daß er Ihnen beistehe."

„Thun Sie dies, mein Freund, wenn Sie glauben, daß es die Sache fördert," lachte Gombert, indem er die Thürschwelle überschritt.

Im Hofe angelangt, fand er seinen Wagen zur Abfahrt bereit. „Adieu, Herr Verwalter!" rief er, indem er vom Wagen heraus dem Greise nochmals die Hand drückte, der dies Mal den Druck mit Wärme erwiderte. „Verlassen Sie sich auf mich. In acht Tagen erhalten Sie vielleicht schon die Nachricht, daß Sie Eugen abholen können, oder daß er von selbst kommen wird."

„Ich werde Ihnen dafür ewig dankbar sein!" entgegnete William mit tiefbewegter Stimme, während der Postillon, neben dem wieder Joseph saß, mit der Peitsche knallte und die Pferde anzogen.

In dem Augenblicke, als der Wagen durch das Hofthor rasselte, kam eine Magd mit einem schweren Grasbündel auf dem Kopfe des Weges. Beim Anblicke Josephs stieß sie einen Schrei freudiger Ueberraschung aus. Der Kutscher schrie ihr zu, sich in Acht zu nehmen, denn das Mädchen wich nicht schnell genug aus und wäre ohne Zweifel überfahren worden, wenn nicht Joseph mit einem raschen Griffe in die Zügel die Pferde seitwärts gerissen hätte, wobei er zornig den Kutscher mit derben Ausdrücken schimpfte. Martha — denn sie war es — hob ihren Grasbündel, der ihr vom Kopfe gefallen war, wieder auf, nachdem sie dem Wagen so lange als möglich nachgesehen hatte.

„Ohne ihn hätte mich Jean überfahren," sagte sie zu sich selbst. „Er hat sich meiner angenommen. — Liebt er mich etwa noch?"

9.

Fünf oder sechs Tage nach ihrem zufälligen Zusammentreffen mit Joseph war Martha auf einem neben der Straße gelegenen Felde be-

schäftigt, als ihre Kamerädin Gertrud, die einen Gang zu machen hatte, an ihr vorüber kam und sie ansprach.

„Du bist ja so fleißig, daß du nicht einmal aufsiehst, wenn man an dir vorbei geht," redete Gertrud sie an. „Du denkst wohl dabei an deinen neuen Bräutigam, den Morlet-Franz? Dies Mal ist's also in Richtigkeit?"

„Am nächsten Sonntag soll ich zu meinem Pathen gehen, um ihm ja oder nein zu sagen," erwiderte Martha. „Er will mir keine längere Frist gewähren."

„Nun, und natürlich sagst du ja?"

„Ich werde wohl müssen," seufzte Martha, „denn mein Pathe wünscht es."

„Aber du scheinst eher traurig als vergnügt darüber zu sein. Ich sollte doch meinen, du könntest zufrieden sein. Der Franz ist ein braver, ordentlicher Bursche, dem nichts abgeht, um ein Mädchen glücklich zu machen."

„Brav, ja, das mag er sein," erwiderte Martha. „Ob ich aber mit ihm glücklich werde? — Ich fürchte sehr das Gegentheil," fügte sie kleinmüthig hinzu.

„Du kannst deinen Joseph nicht vergessen, nicht wahr?" fragte Gertrud. „Und doch verdient er nichts als deine Verachtung."

„Was willst du, Gertrud? Man kann sich nicht anders machen als man ist," entgegnete Martha. „Ich habe vielleicht Unrecht, ich weiß es. Aber es ist nun einmal so. Als mich mein Pathe kurz vor der Rückkehr Josephs in die kleine Meierei führte, die er für mich pachten will, verlebte ich einen ganzen Tag dort und dachte mich so recht in das Glück hinein, mit Joseph auf diesem hübschen Anwesen zu hausen. Wohin ich an jenem Tage im Pachthofe blickte, überall sah ich unser häusliches Glück, überall den Segen Gottes, der braven Leuten nie fehlt. Ich mag es kaum sagen, so thöricht klingt es, aber denke dir, Gertrud, ich suchte mir sogar schon den Platz aus, wohin ich die Wiege mit unserem ersten Kinde stellen würde, und neben der Wiege sah ich im Geiste den Joseph sitzen und sich als rechtschaffenen Vater unseres Glückes freuen. — Und nun ist der schöne Traum in nichts zerronnen."

(Fortsetzung folgt.)

Steigen und Fallen.

Um Gimpel im Großen zu fangen oder Actionäre zum Anbeißen zu vermögen, ist vor allen Dingen unumgänglich, sich in schönen und großen Räumlichkeiten in guter Lage zu installiren. Allerdings trifft es sich dann zuweilen, daß eine der Hinterthüren des industriellen Etablissements nach dem Vorsaal des Zuchtpolizei-Gerichts führt.

Herr Bévard besaß keinen rothen Sou; aber er war im Besitz einer Idee; er litt Hunger, und dies war seine Haupt-Aehnlichkeit mit den Leuten, die Ideen haben. Seine Idee blieb nicht in seinem Kopf concentrirt: sie durchmaß die ganze Erdoberfläche, überstieg den Himalaya, die chinesische Mauer und die Kordilleren, und durchfurchte, um nichts übrig zu lassen, den Grund des Meeres. Ohne allen Egoismus streckte er nach der ganzen Welt die Arme aus: Jedermann sollte, wenn er nur eine Actie zeichnete, Antheil an den Millionen haben, welche die künftige große „Compagnie der internationalen Telegraphen" nothwendig erbeuten müsse.

Seine erste Sorge war, treu unserer Vorbemerkung, ein prachtvolles Local zu miethen, und zwar im ersten Stock eines der noblen Häuser des Vendôme-Platzes. Die Wände des Vorzimmers waren mit ungeheuren Plänen aller fünf Erdtheile bedeckt, und diese wieder mit tausend schwarzen Linien, den Embryonen der künftigen Arbeiten der Gesellschaft. Der Salon war seiner großen und würdevollen Möblirung nach zu den Sitzungen des Verwaltungsrathes bestimmt. Bévard selbst thronte auf einem pythischen Dreifuß in einem Cabinet, dessen Wände mit einer wahren Mosaik von Cartons bedeckt waren, geschmückt mit den Aufschriften: „Bankiers der Gesellschaft — Wechselagenten der Gesellschaft — Verhandlungen mit dem Ministerium" u. s. w.

An zwei Thüren las man: „Actien, — Kasse." Ein für die Subscribenten aufgelegtes Register ließ glauben, der größte Theil der 10,000 Acten à 500 Fr. sei bereits untergebracht. Endlich waren zwei Büreaudiener in reicher Livrée und mehrere Commis in partibus zur Hand; letztere kauten in Erwartung der Geschäfte einstweilen an den Federn.

Während der ersten zehn Monate fanden sich denn auch wirklich zehn ganze Subscribenten ein, per Monat Einer.

Allerdings hatte der Director verschiedene Gläubiger von beispielloser Geduld zu finden das Glück gehabt: Gläubiger zu finden, dazu gehört ja schon etymologisch eine gewisse, manchmal eine gute Dosis Glauben, fast der einzige, den man in unserer sonst so ungläubigen Zeit noch auftreiben kann. Einer dieser Herren, und zwar der Hausbesitzer, hat schließlich durch seine Aussage vor dem Zuchtpolizeigericht nicht wenig zur allgemeinen Heiterkeit beigetragen.

„Die Rechnung des Hrn. Director Bévard, sagte der Zeuge, beliefe sich auf 3000 Francs; sie wurde zwar nicht saldirt, allein er sprach von seinen Correspondenzen mit den Ministern und ich wartete noch ein Mal, wartete noch einige Wochen; dann willigte ich zwar ein, ihn noch zu behalten, ließ ihn aber in den zweiten Stock hinaufsteigen. Noch einige Wochen und immer kein Geld; zwar hoffte ich immer noch auf die Zukunft, ließ ihn aber vorsorglich noch ein Mal steigen, in das dritte Geschoß. Endlich verlor ich die Geduld: ich schnitt ihm die Lebensmittel ab und siedelte das Büreau in den vierten, schließlich in den fünften Stock über."

So hat Bévard alle Wanderungen von Beranger's Lisette nachgemacht und ist, wie man von einem Emporkömmling sagte, die Treppe hinaufgefallen: je höher er im Hause stieg, desto mehr sank er in der Achtung des Hausbesitzers; er erhob sich bis zum Dache, um auf's Pflaster geworfen zu werden, was das Ende vom Liede war. In letzter Instanz war es die Justiz, die der gefallenen Größe ein Unterkommen anwies.

Denksprüche.

Wer den schuldlosen Wurm im Staube zertritt,
Der hat einen frechen, feigen Schritt.
Er ist zum Widersacher von Gott
Geboren und all sein Beten ist Spott!
Er flieht vor den Feinden und kränket den Freund
Und hält es für Pflicht, wenn die Sonne ihm scheint.
Er ist entweder dumm oder schlecht,
Ein Henker oder ein Henkersknecht.

Wer den schuldlosen Wurm aus dem Staube erhebt,
Den hat der gewaltigste Glaube belebt.
Und ob er die Andacht der Menge flieht,
Er heget die Gottheit im Urgemüth.
Er trotzet den Feinden und liebet den Freund,
Und theilet mit Jedem, der jauchzt oder weint.
Er ist entweder groß oder gut,
Und gleicher Segen in Beidem ruht.

Verschiedenes.

Im Salon eines der reichsten Bankiers zu Nizza, wo sich vor Kurzem auch Seine Majestät König Ludwig I. anwesend befand, wurde spät Abends der Marquis v. Bach angemeldet, ein Greis von nahezu 97 Jahren. Sogleich erhob sich der König, ging ihm entgegen und bewillkommte diesen alten Pagen Ludwigs XVI., der, noch immer fest auf den Füßen, ein scharfes Auge und eine gewaltige Stimme besitzt, auf das Herzlichste. In dem sich hieran knüpfenden Gespräche äußerte der König u. A.: „Ludwig XVI. war mein Taufpathe." — „Sire!" entgegnete ihm darauf der Marquis, „an demselben Tage — 1786 — saß ich zum ersten Male im Sattel, um den König und die Königin nach Versailles zu begleiten." Bei diesen Worten verbeugte sich König Ludwig vor diesem Aeltesten der europäischen Aristokratie, der ihm aus einer Epoche, die achtzig Jahre entfernt liegt, Selbsterlebtes mittheilte.

Ein alter Oberst schwärmte für die Vorzüge der Infanterie, indem er alles Ernstes behauptete, ein Infanterist nehme stets fünf Cavalleristen auf sich; einen schieße er todt, den zweiten ersteche er mit dem Bajonnet, den dritten erschlage er mit dem Kolben, den vierten mit dem Säbel, und der fünfte ergreife aus Angst die Flucht.

„Nun, mein süßer Junge," sagte eine Mutter zu ihrem Knaben, „hast Du auch Deine Ferien-Arbeiten fertig?" — „Die brauche ich nicht zu machen, liebe Mama." — „Gewiß mußt Du sie machen, mein Engel, denn sonst setzt Dich der Lehrer ja um Einen herunter." — „O, Mama, ich bin schon der Letzte."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 37. Mittwoch, den 28. März 1866.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

„Das ist ja nicht wahr," widerstritt Gertrud, „du bekommst den Pachthof und wirst Pächterin, nur wird der Herr Pächter ein Anderer sein."

„Das ist's ja eben, worüber ich weine."

„Mit der Zeit wird sich dies geben," meinte Gertrud.

„Ja, mit der Zeit," gestand Martha zu, „ist es möglich, daß ich den Joseph vergessen lerne; aber ist es nicht schrecklich genug, wenn ich als die Frau eines Andern in den ersten Jahren meiner Ehe fortwährend an ihn denke?"

„Du bist eine sonderbare Person," versicherte Gertrud. „Je mehr du an ihn denkst, desto leichter sollte es dir werden, ihn zu vergessen. Hat er sich nicht alle möglichen Laster angewöhnt? Er trinkt und flucht und ist hochmüthig geworden, als wäre er weiß Gott was. Vom Arbeiten ist bei ihm keine Rede mehr, und benahm er sich nicht gegen dich so schändlich, daß wir uns Alle darüber empörten? — Wäre mir das passirt, was er dir anthat, ich würde ihn ewig hassen."

„Ich weiß nicht, was Haß ist," erwiederte Martha.

„Und dafür," entgegnete Gertrud, „wird er dich nur auf's Neue verhöhnen. — Nein, sei nicht so einfältig, Martha, nimm den Franz; du wirst mit ihm glücklicher, als du mit dem Andern werden könntest."

Martha seufzte und gab keine Antwort, sondern schickte sich an, ihre unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, als sie von Ferne einen Mann auf der Straße näher kommen sah. Da er eine blaue Blouse trug und barhäuptig war, glaubte Martha, daß es ein Knecht vom Wildhofe sei, allein der Wanderstab, auf den er sich stützte, und der schwerfällige Gang, der auf große Ermüdung schließen ließ, brachten sie wieder von dieser Meinung ab. Ein seltsames Gefühl, von dem sie sich keine eigentliche Rechenschaft zu geben wußte, bemächtigte sich ihrer, und ohne recht zu wissen warum, forderte sie ihre Freundin auf, hinzusehen.

„Kannst du vielleicht erkennen, wer da gegangen kommt?" fragte sie. „Ich glaubte zuerst, es sei unser Knecht, der Thomas."

„Ah, wer wird es sein?" erwiderte Gertrud gleichgiltig, „vielleicht ist's der Viehhändler, den man auf dem Wildhof erwartet."

„Aber sieh' nur, wie er ermüdet zu sein scheint. Er läßt den Kopf hängen und schleppt sich so matt fort, wie wenn er einen Weg von hundert Stunden zurückgelegt hätte."

Der Wanderer kam unterdessen näher und die Einzelnheiten an seiner Person ließen sich genauer unterscheiden. Je mehr dies der Fall wurde, desto heftiger nahm Martha's Aufregung zu. „Mein Gott!" rief jetzt Martha mit zitternder Stimme, „sieht er nicht aus — wie — wie —"

„Wie Joseph," bestätigte Gertrud. „Wahrhaftig, ich glaube selbst, daß er es ist! — Ja, ja! — er ist es wirklich."

„Joseph in einer blauen Blouse," stammelte Martha. — „Unmöglich —" murmelte sie gegen ihre eigene Ueberzeugung, denn während sie hinsah, kam der Mann immer näher, und noch länger an seiner Identität zu zweifeln, war unmöglich. „Ja, ja," hauchte sie leise hin, „er ist es. — Komm', Gertrud, gehen wir weg von da — ich will nicht, daß er so nahe an uns vorüber geht."

„Im Gegentheil," erwiderte Gertrud. „Ich will bleiben, denn ich muß wissen, wie er zu diesem Aufzug kommt und warum er in den

Wildhof zurückkehrt. Ich will ihn anreden und fragen. Du kannst ja immer thun, als ob er dich gar nichts anginge."

Martha fügte sich in das Unvermeidliche und blieb auf dem Felde stehen, während Joseph — denn er war es in der That — noch immer zu Boden blickend, näher kam. Als er nur mehr wenige Schritte von den beiden Mädchen entfernt war, rief Gertrude ihn an.

„He, Joseph! wo kommst denn du her, daß du so ermüdet aussiehst, als könntest du kaum mehr gehen?" fragte sie ihn.

Joseph war so in Gedanken versunken gewesen, daß er über die unverhoffte Ansprache erschrocken zusammenfuhr. Er blickte auf und erkannte die beiden Mägde. „Martha! — Gertrud!" rief er, „ihr seid es?"

Martha sah ihn schweigend, aber mit einem unverkennbaren Ausdrucke von Theilnahme an. Tief beschämt blickte Joseph zu Boden. Es entstand eine peinliche Pause, der Gertrud ein Ende machte, indem sie ihre vorige Frage wiederholte. „Du siehst ja wie ein entsprungener Sträfling aus," fügte sie hinzu. „Deine Stiefel sind heruntergerissen, auf deinem Kittel liegt der Staub fingerdick und deine Haare sind verwirrt wie altes Lagerstroh. Wo hast du denn deinen schönen Hut mit den Goldborten und deinen kostbaren Rock mit den funkelnden Knöpfen gelassen?"

„Ah, verspottete mich nicht in meinem Unglücke, Gertrud," sagte Joseph in einem kläglichen Tone, „denn ich bin ein armer, ausgeplünderter, bestohlener und betrogener Mensch. Alles ist hin, meine Kleider, mein erspartes Geld und sogar meine Wäsche bis auf das einzige Hemd, welches ich auf dem Leibe habe."

„Hat dich denn Herr Eugen davongejagt?"

„Ich habe den Herrn nicht mehr gesehen, seit ich mit diesem Schurken Gombert von Paris abreiste, um hier das letzte Geld zu holen."

„Das letzte Geld? — Was sagst du da? — Du kommst doch nicht gar aus dem Narrenhause?" rief Gertrud halb im Ernste.

„O, das ist euch eine traurige Geschichte," begann jetzt Joseph zu berichten. „Wir sollten nach Paris zurück zu Herrn Eugen, allein Herr Gombert log mir vor, daß er zuerst ein wichtiges Geschäft in Antwerpen abmachen müsse, und so fuhren wir dorthin statt nach Paris. Von dort aus ging der vermaledeite Schurke nach England durch. — Komm' Schlag elf Uhr an den Hafen — sagte er mir am zweiten Tage nach unserer Ankunft — vorher besorge aber noch Dies und Jenes — und da gab er mir eine Masse Aufträge, um mich bis elf Uhr vom Hotel, in welchem wir abgestiegen waren, entfernt halten.

„Während ich in der Stadt herumrannte," fuhr Joseph fort, „um Gomberts Commissionen zu besorgen, schiffte er sich ein, und als ich Schlag elf Uhr an den Hafen kam, fuhr der Dampfer eben mit ihm fort. Ihr könnt euch denken, daß ich nicht wenig erschrocken war, als ich dies vom Ufer aus mit ansehen mußte. Der Schändliche sah auch mich und lachte mich aus, wobei er noch die Frechheit hatte, mir schöne Grüße an Herrn Eugen aufzutragen. Als ich in unser Hotel kam, fand ich, daß er Alles mitgenommen hatte, nicht nur sein, sondern auch mein Gepäck. Ich riß mir die Haare aus und gab mir Ohrfeigen, daß ich so dumm gewesen sein konnte, mich so von ihm anführen zu lassen. Allein mein Zorn half mir nichts, und ich erkannte endlich, daß mir nichts Anderes übrig blieb, als hierher zurückzukehren. Um die Rückreise machen zu können, mußte ich aber meinen Rock und meinen Hut verkaufen, und da bin ich nun, wie ihr seht, so erschöpft und so unglücklich, daß ich lieber gleich todt wäre."

„Aber warum bist du denn nicht zu Herrn Eugen nach Paris?" fragte Gertrud, „dort wäre ja dein Platz gewesen."

„Ja, ja," erwiederte Joseph niedergeschlagen, „bei Herrn Eugen wäre allerdings mein Platz, wenn Herr Eugen überhaupt noch einen Bedienten brauchen könnte. Aber er ist noch ärmer als ich, denn er hat nicht nur keinen Sou mehr, sondern steckt zu allem Ueberfluß noch überdies bis über die Ohren in Schulden."

„Aber um des Himmels willen, das sind ja ganz entsetzliche Dinge!" rief Gertrud, während sich Joseph an seine frühere Geliebte wandte.

„Du willst mich nicht mehr anschauen,

Martha," sagte er traurig, „und du hast Recht, denn ich verdiene es nicht besser. Ich war grausam roh gegen dich und erwiderte deine Liebe mit meinen erbärmlichen Spötteleien. Aber sieh, Martha, das Unglück hat schon Manchen zur Besinnung gebracht und so auch mich. Ich erkenne jetzt, was für ein abscheulicher Wicht ich war. Um es diesem Satansmenschen von einem Gombert nachzumachen, der mit Allem seinen Spott treibt, stellte ich mich, als seist du mir gleichgiltig geworden; und doch, Martha, kann ich es beschwören, daß ich dich fortwährend liebte. Ich sage dir dies nicht, Martha, weil ich etwa hoffe, daß du mir verzeihen könntest — nein, nein, denn ich verdiene mein Schicksal, und du hast allen Grund, mich zu verachten."

(Fortsetzung folgt.)

Die vier Dreier.

Zu den Zeiten Kaiser Friedrich des Zweiten, des Hohenstaufen, lebte ein Schmied, der alle Tage in seiner Werkstätte arbeitete, ohne weder den Sonntag, noch Ostern, oder einen andern der höchsten Feiertage zu beobachten, und immer arbeitete er nur so lange, bis er vier Dreier verdient hatte, dann machte er Schicht. Mochte er noch so viel zu thun, noch so großen Gewinn von einer bestellten Arbeit zu erwarten haben, er rührte kein Werkzeug mehr an, sobald die vier Dreier verdient waren.

Endlich kam zu dem Kaiser die Klage darüber: wie der Schmied jeden Tag arbeite, weder den Sonntag, noch Ostern, noch einen andern der höchsten Feiertage heilige. Als er dies vernommen, berief er den Schmied vor sich, fragte ihn: ob es wahr sei, was man von ihm sage, und der Schmied gestand Alles ein. „Wohlan denn," fuhr der Kaiser fort, „sprich, warum thust Du also?" — „Herr!" erwiederte Jener, „ich habe mir ein für alle Mal zur Regel gemacht, jeden Tag so viel zu arbeiten, daß ich vier Dreier verdiene, dann aber für diesen Tag den Hammer ruhen zu lassen." — „Und was machst Du mit diesen vier Dreiern?" — „Herr, zwölf Heller verschenk' ich, zwölf erstatt' ich, zwölf werf' ich weg und zwölf verwend' ich!" — „Wie so das? Sei deutlicher!" — „Herr, zwölf verschenk' ich um Gotteswillen; zwölf andere geb' ich meinem Vater, weil er so alt ist, daß er nicht mehr erwerben kann; er hat sie mir vorgeschossen, als ich noch so jung war, daß ich mich nicht selber ernähren konnte. Die zwölf, welche ich wegwerfe, empfängt meine Frau zu ihrer Verfügung: sie sind weggeworfen, weil sie träg' ist und nichts thut, als essen und trinken; die letzten zwölf Heller verwend' ich zu meinen eigenen Bedürfnissen: mithin verbrauch' ich die vier Dreier, wie ich Euch gesagt habe." — Nach dieser Erklarung war der Kaiser unschlüssig, wie er eingreifen solle. Er dachte: wenn ich ihm befehle, von seiner Gewohnheit abzulassen, wird er wohl gar verdrossen und irre; ich will ihm deßhalb ein strenges Gebot auferlegen, und wenn er dagegen verstößt, ihn zugleich für Alles bestrafen, was er göttlicher Ordnung wie der meinigen zuwider gethan hat. — „Geh mit Gott!" sprach er zu dem Schmied; „aber hüte Dich bei Strafe von hundert Goldgulden, Jemand Etwas von unserer Unterredung zu sagen, es sei denn, daß Du zuvor hundert Mal unser kaiserliches Antlitz gesehen hättest." — Diesen Befehl ließ er von seinem Schreiber vor den Augen des Schmieds niederschreiben, wonach dieser an seine Geschäfte ging.

Bald darauf berief der Kaiser die Weisen an seinem Hofe, um sie auf die Probe zu stellen. Er trug ihnen den Fall von den vier Dreiern vor, von denen einer verschenkt, einer erstattet, einer weggeworfen und einer verwendet werde, und fragte: wie das zu verstehen sei? Die Weisen wußten nicht gleich Rath, baten daher um eine achttägige Bedenkzeit, die ihnen bewilligt wurde. In ihren Zusammenkünften bemühten sie sich jedoch vergeblich, das Räthsel zu lösen, bis sie zuletzt muthmaßten, daß sich die Frage auf den Schmied beziehe, den der Kaiser hatte rufen lassen, ohne daß Jemand wußte, weßhalb es geschehen. Sie erforschten also seine Wohnung, begaben sich dorthin und befragten ihn um die Bedeutung der seltsamen Worte. Der Schmied aber, dem im Kopf die Helligkeit nicht mangelte, hütete sich wohl, sein Geheimniß zu verrathen. Als sie ihm zuletzt Geld anboten, ward er mit Lächeln willfähriger und sagte: „Besteht

Ihr darauf, es zu wissen, so kostet Euch das aus guten Gründen hundert Goldgulden, wohlfeiler könnt Ihr's nicht haben!" — Die Weisen, denen kein anderes Mittel übrig blieb, fürchteten, die Bedenkzeit könne ohne Hülfe verstreichen, sie brachten demnach in ihrer Noth die hundert Goldstücke. Der Schmied nahm sie, bevor er ein Wort verlauten ließ, einzeln in die Hand, beschaute das Gepräge, welches auf der einen Seite den Kopf des Kaisers vorstellte, aufmerksam, wie mit ehrfurchtsvollem Behagen, und sagte dann den Weisen Alles, was er dem Kaiser über die vier Dreier gesagt hatte. Befriedigt gingen die Weisen von ihm und harrten des Verlaufs der acht Tage.

Als diese verstrichen waren, berief der Kaiser sie wieder vor sich, um von ihnen die Antwort auf seine Frage zu hören, und erstaunt vernahm er nun Dasselbe, was er von dem Schmied gehört hatte. Der Kaiser mußte sich trotz des Verdrusses zufrieden zeigen, gedachte indeß bei sich selbst: „Der Schmied ist zum Verräther werden, ihm gehört derbe Zucht und Lehre; was man ihm versprach, und wie man ihm drohte, er mußte schweigen, denn ohne ihn hätten die Weisesten es nun und nimmer herausgebracht. Aber er soll's büßen, daß er mir den Spaß verdarb!" — Der Schmied mußte kommen und der Kaiser redete ihn barsch an: „Meister, schwer hast Du Dich an meinem Verbot versündigt, indem Du ausplaudertest, was geheim zu halten ich Dir befahl; es wird Dir aber zum Uebel gedeihen!" — „Herr!" begann der Schmied demüthig, „wie über Euer mächtiges Reich, so habt Ihr auch gewiß über mich zu gebieten nach Euerm Wohlgefallen: ich unterwerfe mich Euch, dem geliebten Landesvater und glorreichen Herrscher. Nur glaub' ich nicht, mich wider Euch vergangen zu haben, denn Euer Befehl lautete dahin: was ich Euch gesagt, Niemand zu offenbaren, es sei denn, daß ich zuvor hundert Mal Euer kaiserliches Antlitz geschaut hätte. Ich durfte mithin dem Ansinnen der Weisen nicht gefällig sein, eh' ich nicht der von Euch gestellten Bedingung genügte. Diese suchte ich nach Pflicht zu erfüllen; ich ließ mir von den Weisen, bevor ich ein Wort sagte, hundert Goldgulden geben, besah in ihrem Beisein Euer darauf ausgeprägtes Bild, und erst dann erfuhren sie, was sie von mir zu wissen begehrt hatten. Dadurch, mein gnädiger Herr und Kaiser, glaube ich mein Gewissen mit keinem Verstoß wider Euer Gebot beschwert zu haben."

Der Kaiser lachte herzlich bei dem offenen Geständniß des Meisters und sagte: „Zieh ab mit Gott, Du bist klüger als alle meine Weisen; der Herr schenke Dir Glück und Segen!" — Hierauf beurlaubte sich der Meister mit unterthäniger Geberde von dem Kaiser und lebte fortan in Frieden nach seinem Willen.

Verschiedenes.

Ein langer fein gekleideter Herr wollte sich trotz alles Remonstrirens bei einer theatralischen Vorstellung im Parterre durchaus nicht setzen, obwohl den hinter ihm Sitzenden dadurch die Aussicht auf die Bühne benommen wurde. Da ließ sich von der Gallerie eine Stimme vernehmen: „Laßt ihn doch, es ist ein Schneider, der sich im Stehen ausruht!" — Im nächsten Momente hatte sich der Lange niedergesetzt.

Es dreht um diese Welten-Ax
Sich mancher bunte Fix und Fax.
Der kleine Bukarester Ex
Hanthierte wie ein großer Rex,
Zahlt' für Soldaten bis in's Ix
Und war im Rechtestehlen fix,
War nebenbei auch gar kein Ox,
Näht's Gold in's Futter seines Rocks,
Damit eilt nach Paris er flux
Und macht sich dafür einen Jux.

Charade.

Ohne meine ersten zwei
Sähest du dich nie;
Auf die grünen letzten zwei
Treibt man oft das Vieh.
Droben auf des Berges Grat
Man das Ganze sicher hat.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 38. Freitag, den 30. März 1866.

Der Wildhof.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen wandte von Joseph das Gesicht ab, um ihm ihre Thränen zu verbergen. Sie war tief bewegt, und es kostete ihr eine große Selbstbeherrschung, dem Reuigen nicht gleich jetzt um den Hals zu fallen.

„Aber sage, was willst du nun anfangen?" fragte ihn Gertrud. „Du wirst im Wildhofe kaum bleiben können, denn du stehst beim Verwalter schwerlich gut angeschrieben, auch hast du ohne Zweifel das Arbeiten ganz verlernt."

„Arbeiten? — O, arbeiten wollte ich für Drei; damit hätte es keine Noth. Aber ich weiß, Herr William wird mich nicht annehmen. Ich bin auch nur gekommen, um ihn von dem schändlichen Betruge dieses Gombert in Kenntniß zu setzen; wenn ich dies gethan habe, so gehe ich wieder, um nie mehr zurückzukehren. — Ich will Soldat werden, und zwar in der französischen Fremdenlegion, um mich todtschießen lassen zu können. Es soll dies meine Strafe sein für Das, was ich an der armen Martha verbrochen habe."

Sich eine Thräne aus den Augen wischend entfernte er sich langsam; Martha aber, die einige Secunden unschlüssig stehen geblieben war, sprang jetzt vom Felde auf die Straße und eilte ihm nach.

„Joseph — Joseph!" rief sie in schmerzlichem Tone, „bleibe noch einen Augenblick! — Sprich, ist es dein Ernst? — willst du wirklich Soldat werden?"

„Ja!" stammelte er. „Soldat in Afrika; ich verdiene kein besseres Loos."

„Warum hast du nicht mehr Vertrauen zu meiner Liebe, Joseph? — Wenn ich dir Alles verzeihe, bleibst du dann?"

„Ah, schweige, Martha, schweige still!" rief Joseph. „Du bist immer gut. Ich weiß es, und gewiß wärst du barmherzig genug, mir nicht zu zürnen. Aber ich bin nicht werth, daß du nur noch mit mir sprichst."

„Joseph," erwiederte das Mädchen erröthend, „hast du nicht vorhin gesagt, daß du mir trotz deiner Spöttereien doch noch gut warst?"

„Ja, so ist es!" betheuerte er. „Aber mein dummer Hochmuth sträubte sich dagegen. So oft ich dich sah, schlug mir das Herz, allein ich wollte mir nichts davon merken lassen. Ich that mir Gewalt an, meine Liebe zu verleugnen. Nur um diesem Gombert zu gefallen, wollte ich schlecht scheinen, und eigentlich", fügte er mit offenem Geständniß hinzu, „war ich nur dumm."

„Joseph," erwiderte Martha mit liebevoller Nachsicht, „wenn ich den Kummer vergessen wollte, den du mir bereitet hast, würdest du wieder ein ordentlicher, arbeitsamer und gottesfürchtiger Mensch, wie du es früher gewesen bist?"

„O, mein Gott!" rief Joseph, „ich würde arbeiten und wieder in die Kirche gehen, dich aber würde ich als meinen Schutzengel betrachten und jeden Wunsch, den ich dir von den Augen absehen könnte, würde ich erfüllen."

„Nun, so höre mich an," sagte Martha. „In einem Monat wird der Pachthof frei, von dem ich dir schon sagte. Es ist ein hübsches Anwesen für zwei Leute, die fleißig sein wollen, und mein Pathe, der mich durchaus versorgen will, wünscht, daß ich die Pächterin dieses Anwesens werde. Zu einer Pächterin, sagt er, gehört aber auch ein Pächter, und deßhalb will er mich an den Franz Morlet verheirathen."

„Er will dich verheirathen?" rief Joseph

schmerzlich überrascht. „Mit dem Morlet-Franz? — Ja, ja," seufzte er, indem er entmuth'gt den Kopf sinken ließ, „dein Pathe hat Recht. Der Franz ist ein braver, rechtschaffener Bursche. Du wirst gewiß mit ihm glücklich werden."

„Ich glaube es nicht," erwiderte Martha. „Ich wüßte einen anderen Pächter für das kleine Anwesen — und wenn er wollte?"

„Und wer wäre dieser Glückliche?" fragte Joseph zaghaft.

„Wer? — Kannst du noch fragen? — Du selbst!" stammelte Martha.

„Ich? — Ach, spotte doch nicht."

„Nein; ein solcher Spott", erwiderte Martha lächelnd, „wäre fast noch grausamer als der, den du mit mir getrieben hast. Ich liebe dich viel zu sehr, als daß ich dir nicht längst verziehen hätte, und mein Pathe wird mich zu nichts zwingen; er wird mir keinen Anderen aufdringen wollen, wenn er sieht, daß ich dir noch gut bin. Er wollte mich dem Franz geben, weil du mich verlassen hattest, aber jetzt bist du ja wieder da und ich glaube an deine Reue und an deine guten Vorsätze. Du wirst wieder so brav werden, als du es warst, und so mag ich keinen Anderen als dich zum Mann."

„O, Martha — Martha!" rief Joseph zerknirscht, „kein Engel vom Himmel kann ein besseres Herz haben als du! — Dein Mann soll ich werden? — Nein, nein, sage lieber, dein Knecht, dein demüthiger Knecht für's ganze Leben!"

„Nicht mein Knecht, sondern der Herr im Hause, der Ernährer einer glücklichen Familie, die dich lieben und ehren wird."

„O, Martha! ein solches Glück? — Ein Mensch, der es so wenig verdient wie ich! — Aber es soll mir an gutem Willen nicht fehlen," betheuerte Joseph, „und wenn wieder ein rechter Mensch aus mir wird, so bist du es, Martha, die mich dazu machte."

„Höre nun," fuhr das Mädchen fort, „ich muß jetzt wieder an meine Arbeit zurück, sonst zankt der Herr Verwalter, wenn so wenig geschehen ist. Aber noch heute Abend bitte ich ihn um die Erlaubniß, morgen mit dir zu meinem Pathen gehen zu dürfen, um Alles richtig zu machen. Geh' jetzt in den Wildhof. Ich komme bald nach, dann können wir uns noch des Weiteren besprechen."

„Gott segne dich tausend Mal, du gute, liebe Seele!" rief Joseph, während Martha auf ihr Feld zurückging, wo Gertrud auf sie wartete.

„Nun, ihr habt einen langen Abschied von einander genommen," sagte diese. „Aber ich begreife, — wenn Einer Soldat werden will —"

„Joseph wird nicht Soldat," erwiderte Martha lächelnd.

„Du hast es ihm also ausgeredet?"

„Er wird in einigen Wochen der Pächter der kleinen Meierei hinter Knotte," gestand Martha erröthend.

„Ernstlich?" rief Gertrud. — „Und der Franz?"

„Er thut mir leid," murmelte Martha, „aber ich kann ihm nicht helfen."

„Dann hättest du ihm aber auch nie Hoffnungen machen sollen," entgegnete Gertrud vorwurfsvoll. „Der arme Mensch!"

„Hoffnungen habe ich ihm nie gemacht. Ich habe bisher nicht ja und nicht nein gesagt. Erst am nächsten Sonntage hätte ich mich entscheiden müssen. Es ist wahr, ich würde dem Zureden meines Pathen vielleicht nachgegeben haben; allein Josephs Rückkehr ändert nun Alles; er hat ältere Rechte."

„Aber ein Trunkenbold — ein Flucher?"

„Er wird sich seine Fehler abgewöhnen. Warte nur, Gertrud, ob er in zwei Jahren nicht weit und breit als ein Muster für alle Ehemänner gelten wird."

„Es ist möglich, daß du dieses Wunder bewirkst," räumte Gertrud ein. „Die Liebe vermag viel. — So hast du ihn schon jetzt, wie es scheint, neu gestärkt, denn sieh nur, wie frisch er jetzt dahin geht! — Seine Erschöpfung von vorhin ist ganz verschwunden."

Die beiden Mädchen sahen dem in der That jetzt ganz rüstig Forteilenden nach und gewahrten, daß ihm zwei Damen begegneten.

„Es ist Frau v. Bervilliers und das Fräulein," sagte Gertrud. — „Sieh' nur, Martha, sie bleiben stehen und reden mit ihm. Ohne Zweifel prahlt er jetzt, daß du ihn heirathest."

„Desto besser. Es wäre ein Beweis, daß er sich darauf freut," meinte Martha. — „Aber schau nur hin," fuhr sie fort, „scheint es dir nicht, als ob Frau v. Bervilliers sehr

aufgeregt wäre? — Sie schlägt die Hände zusammen, es ist, als ob sie voll Jammer wäre."

„Ja, du hast Recht. — Und das Fräulein! — Sie hält sich das Taschentuch vor die Augen — sie weint!"

„Er wird ihnen erzählen, wie schmählich Herr Eugen betrogen wurde. Sieh' nur, Frau v. Bervilliers zieht jetzt das Fräulein mit sich fort. Sie will wahrscheinlich nichts mehr hören."

„Wie es scheint, wußten sie nicht, wie schlimm es mit Herrn Eugen steht."

„Das arme Fräulein," murmelte Martha, indem sie wieder anfing, ihre Feldarbeit zu verrichten. „Sie ist recht zu bedauern. Ich wollte ihr wünschen, daß sie so glücklich wäre wie ich."

„Und ich will dir wünschen, daß du dich nicht täuschest," erwiderte Gertrud, die es nun auch an der Zeit fand, sich zu entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Leopold I., König der Belgier, und Napoleon III., Kaiser der Franzosen.

Die wahre Freundschaft, welche Napoleon III. für den verstorbenen König der Belgier empfunden, ist älteren Datums. Als die europäische Presse einstimmig in der scharfen Beurtheilung des Prinzen Louis Napoleon war, als selbst Staatsmänner, wie Thiers, ihn für einen träumerischen und energielosen Mann hielten, schüttelte König Leopold das Haupt und sagte: „Der Prinz war ein fertiger Kaiser, da er Frankreichs Boden betrat, er wird an der Spitze Frankreichs bleiben, so lange er lebt!" Man lächelte über diesen Orakelspruch und erstaunte noch mehr, als der sparsame König, der ein Vermögen von fast 100 Mill. Francs hinterlassen hat, während der Hundstage der Nationalversammlung die präsidentlichen Wechsel, welche gegen zwanzig und noch mehr Procente Nachlaß begeben wurden, um den vollen Nennwerth von seinen Agenten aufkaufen ließ. Als dies bekannt wurde und der sehr in die Enge getriebene Präsident der französischen Republik durch diesen günstigen Markt seiner Wechsel immer thätiger im Acceptiren ward, spottete Thiers darüber, indem er sagte: „Die Welt wird das Schauspiel erleben, einen Thronprätendenten im Schuldgefängnisse von Vichy zu sehen, ich fürchte, König Leopold wird die Gerichtskosten bezahlen müssen." Als dieser aber das erfuhr, lächelte er und sagte: „Der Prinz wird sich trotz des Protestes der Nationalversammlung eine Civilliste geben, groß genug, um an einem Tage mit allen seinen Gläubigern fertig zu werden." In der That ging bekanntlich die Prophezeiung des Königs in Erfüllnng; Napoleon bezahlte die 15 Millionen schon wenige Wochen nach dem Staatsstreiche. Als der Kaiser Nicolaus von dieser Geschichte erfuhr, sagte er: „Mein Bruder Leopold escomptirte den Frieden, noch lange ehe der Krieg geboren war."

Aber nicht nur dem Präsidenten der französischen Republik, sondern auch dem abenteuernden, für heimathlos gehaltenen Prinzen erwies sich König Leopold freundlich in schweren Tagen, da er wenige Freunde zählte. Als seine erste Frau, die englische Prinzessin Charlotte, noch lebte, war Leopold einmal von seinem Landsitze nach London herübergekommen und begegnete im Hydepark einem blassen jungen Manne, dessen Mittel es ihm nicht erlaubten, seinem hohen Stande gemäß zu leben, dem Neffen des großen Welteroberers Napoleon. Der Gemahl der Prinzessin Charlotte bewirkte, daß der Prinz bei Hofe vorgestellt und dort mit Auszeichnung behandelt wurde. Der französische Gesandte berichtete den Vorfall dem Tuileriencabinette, das darüber sehr aufgebracht war. Der junge Prinz hatte den Vortheil davon, die einflußreichsten und angesehensten Männer Englands bewarben sich um seine Freundschaft, und so hat es Napoleon eigentlich dem Könige der Belgier zu verdanken, daß er als Prinz aus der Dunkelheit, in der er bis dahin gelebt hatte, an das Licht des öffentlichen Lebens trat. Als Napoleon in Ham gefangen saß und sein von Genie-Officieren gewürdigtes Buch über das Geschützwesen schrieb, ersuchte er den damaligen Kriegsminister Bugeaud um einige ihm sehr nothwendig erscheinende Bücher, welche sich in der Bibliothek des Kriegsministeriums befanden. Der tapfere Marschall, der nicht einsehen mochte, was einen Gefangenen Kanonen angehen, schlug die Bitte rundweg ab. Der Gefangene führte

darüber, als Louis Blanc ihn in seinem Kerker besuchte, bittere Klage. Louis Blanc erzählte das seinen Freunden in Brüssel, und der König, der davon erfuhr, bewilligte dem Gefangenen die seltensten Bücher aus seiner Privatbibliothek. Während die Freunde des Prätendenten darüber beriethen, wie man diese Schätze über die Wälle Hams transportiren sollte, änderte der kanonenstudienfeindliche Marschall seinen Sinn und ließ dem Prinzen gleichfalls Bücher versprechen. Dieser zog es indessen vor, seine literarischen Arbeiten in Freiheit fortzusetzen und entfloh nach England.

Concessionirtes Verbrechen.

Verwechseln seh' ich in eitler Verblendung
Oft Kindererziehung mit Kinderschändung.
In Mädcheninstituten heißt es:
Affrösbescheiden zurechtgestutzt,
Mit Spracharmbändern ausgeputzt,
Französisch, Englisch; Deutsch ist nicht bon ton,
Man sagt, nicht Deutsch verstünde der Salon.
So werden verschroben und vornehm blasirt
Leib und Seele geschminkt und geschnürt,
Daß alle Gesundheit sich möglichst verliert. —
Verkrüppeln muß die Natur des Geistes!
Dann ist die Anstalt auserlesen
Und glaubt, sie bildet reizende Wesen.
Ich aber muß mit Beileid gestehn:
Noch keinen Buckligen hab' ich gesehn,
Von dem man sagte, sein Wuchs sei schön. —

Verschiedenes.

(Treffendes Lob für Maler.) Im Jahre 1834 machte das Bild des Paul Delaroche, Johanna Grey vor ihrer Hinrichtung, in einer Pariser Ausstellung das größte Aufsehen. Eine Dame, die mit ihrem kleinen Töchterchen da gewesen war, schilderte einer Gesellschaft den Eindruck und schloß damit, daß sie andern Tages wieder hingehen wolle, um das Bild noch ein Mal zu sehen. „Ach, liebe Mutter," rief darauf das Kind, „das wäre ja umsonst, die arme Frau wird dann gewiß schon todt sein!" Ist das nicht das trefflichste Lob für den Maler? — Man erzählt etwas Aehnliches von Domenechino, als dieser seinen heiligen Hieronymus auf dem Sterbelager vollendet hatte. Ein fremder Kunstkenner, der das Werk betrachtete, wurde von dem Ausdruck der Altersschwäche und des durch Kasteiungen aller Art angegriffenen Körpers so hingerissen, daß er unwillkürlich ausgerufen haben soll: „Der arme Mann wird den Tag nicht überleben!"

(Ein moderner Salomo.) Ein Irländer bekleidet in einer Stadt Indiana's das Amt eines Sicherheitswächters. Vor Kurzem sieht er einen feingekleideten Herrn mit einer Dame, die einen kleinen Knaben an der Hand führt, in heftigem Streite begriffen. Er eilt herzu und erfährt, daß es ein unglückliches Ehepaar ist, das getrennt sein, der Mann eben seiner Frau den einzigen Sohn entreißen, die Mutter aber sich dies nicht gefallen lassen will. Nach kurzem Besinnen gebietet der Polizeimann: Madame, lassen Sie den Knaben los und gehen Sie zehn Schritte nach dieser Richtung; und Sie, mein Herr, gehen Sie zehn Schritte nach jener Richtung; wem der Knabe dann freiwillig nachläuft, dem soll er vorläufig angehören!" Es geschah, und der Knabe lief der Mutter nach. Die Umstehenden riefen dem modernen Salomo lauten Beifall zu.

Als zum ersten Mal in Berlin Spontini's Olympia gegeben wurde und Alles von der rauschenden Musik betäubt war, äußerte der Professor Z....., beim Herausgehen aus dem Opernhause, als eben von der gegenüberliegenden Wache der Zapfenstreich getrommelt wurde: — „Gott sei gelobt! Endlich einmal eine sanfte Musik!"

Wie können Sie nach so vielem erworbenen Ruhm immer noch nach neuem suchen, Sire?" wurde Napoleon I. einst von einer Dame gefragt. — „Wie können Sie bei Ihrer Schönheit noch Schminke auflegen?" lautete die Gegenfrage.

Auflösung der Charade in Nr. 37:
Augenweide.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 39. Sonntag, den 1. April **1866.**

Die Glocken läuten das Ostern ein.

Die Glocken läuten das Ostern ein
In allen Enden und Landen,
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz ist wieder entstanden.

Es athmet der Wald, die Erde treibt
Und kleidet sich lachend im Moose,
Und aus den schönen Augen reibt
Den Schlaf sich erwachend die Rose.

Das schaffende Licht, es flammmt und kreist
Und sprengt die fesselnde Hülle,
Und über den Wassern schwebt der Geist
Unendlicher Liebesfülle.

Der Wildhof.

(Fortsetzung und Schluß.)

10.

Die unerwartete Rückkehr Josephs und seine überraschenden Neuigkeiten hatten sowohl im Wildhofe als im Landhause der Frau v. Bervilliers einen wahren Aufruhr hervorgebracht. Für die beiden Damen waren die Mittheilungen des unvorsichtigen Plauderers um so bestürzender, als sie bis jetzt von den zerrütteten Vermögensverhältnissen Eugens keine Ahnung gehabt hatten. Nicht minder erschreckend wirkte aber auch auf William die Thatsache, daß Gombert mit dem letzten Gelde, welches er auf dem Wildhofe erhoben hatte, wie ein Gauner durchgegangen und in so empörender Weise an seinem unglücklichen Freunde zum Verräther geworden war.

William dachte sich die Lage Eugens gräßlich. „Welch entsetzlicher Schlag muß es für ihn sein," rief er, „sich von Demjenigen, der sein ganzes Vertrauen besessen hatte, auf eine so schändliche Weise hintergangen zu sehen! — Uebrigens was jammere ich? Es ist allerdings eine harte Züchtigung, mit der die Vorsehung ihn heimsuchte, aber vielleicht auch eine heilsame, denn nun wird er endlich erkennen, wo seine wahren Freunde sind. Ich eile zu ihm. — Gott gebe nur, daß ich nicht zu spät komme! — Er ist ohne Geld und in Folge dessen wohl der peinlichsten Verlegenheit preisgegeben! Aber Geduld, Geduld, mein Eugen! dein alter William kommt, und er kommt nicht mit leeren Händen, denn noch besitzt er einige Tausend Franken, die ja hoffentlich hinreichen werden, um die kleinen Schulden bezahlen zu können, von denen mir Joseph sagte."

Der Verwalter zog eine Brieftasche hervor und zählte die Banknoten, die sie enthielt. „Sechstausend Franken!" murmelte er. „Mein letztes baares Geld! — Wird es ausreichen? — Was anfangen, wenn diese kleinen Schulden eine größere Summe ausmachen?"

Noch hatte er sich die Frage nicht beantwortet, als ihm von einem seiner Knechte ein kleines Packet übergeben wurde, welches von Frau v. Bervilliers zu kommen schien, da es deren Magd gebracht hatte. Höchst erstaunt öffnete William es mit zitternden Händen und fand in demselben zu seiner unbeschreiblichen Ueberraschung einen ganzen Pack von Staatspapieren und Banknoten. Gleichzeitig entdeckte er auch einen Brief, der den Obligationen beigelegt war. In großer Aufregung las William denselben. Er lautete:

„Verehrter Freund! Joseph hat uns traurige Dinge mitgetheilt! — Also verarmt, um den letzten Rest seines Vermögens von einem verrätherischen Freunde bestohlen — dies ist

Eugens traurige Lage! — Mit Schaudern vergegenwärtige ich mir die Verzweiflung, die sich seiner bemächtigt haben wird. Allein mit Jammern und Klagen ist nichts gethan. Um ihn zu retten, müssen wir handeln; wir müssen ihm zu Hilfe eilen und dürfen dabei keine Minute verlieren. Meine Tante und ich sind entschlossen, uns unverzüglich mit Ihnen nach Paris zu begeben. Wir sind reisefertig und erwarten, daß Sie uns binnen einer halben Stunde abholen. Inzwischen sende ich Ihnen, was für den Augenblick von meinem Vermögen disponibel ist. Es sind 50,000 Franken in verschiedenen Papieren. Selbstverständlich bleibt diese momentane Hilfe für Eugen sowohl wie für meine Tante vorläufig ein Geheimniß, dessen strengste Bewahrung ich Ihnen auf die Seele binde. Das Uebrige mündlich. Ich hoffe, daß Sie bis spätestens in einer halben Stunde mit einem Wagen bei uns sind. Im festen Vertrauen auf Ihre Discretion Ihre Leontine."

William schwamm in Thränen, als er diese Zeilen gelesen hatte. „Erhabene, edle, großmüthige Seele!" rief er voll Enthusiasmus. „Ein wahrer Engel an Hingebung und Liebe! — Aber selbstverständlich kann keine Rede davon sein, daß ich das Geld behalte. Ich will es ihr zurückbringen, auch will ich mich beeilen, sie über die wahren Vermögensverhältnisse Eugens aufzuklären: sie soll zu ihrer Beruhigung erfahren, daß es nicht so schlimm mit ihm steht, als sie glaubt, da Eugen mein Erbe ist."

Schnell seinen Reisesack schließend, mit dessen Füllung er kurz vorher fertig geworden war, läutete er, um den Befehl zu ertheilen, daß die alte Droschke eingespannt werde, mit der er eine Viertelstunde später vor dem Landhause der Frau v. Bervilliers hielt. —

In einem mit allem Comfort ausgestatteten Schlafzimmer eines eleganten Hotels der Chaussée d'Autin saßen an dem Bette eines kranken jungen Mannes drei Personen: eine ältliche Dame, ein blühendes Mädchen und ein Greis. Diese drei Personen — unsere Leser haben es bereits errathen — waren Frau v. Bervilliers, Leontine und Herr William, welche, dem edlen Drange ihrer Herzen folgend, nach Paris geeilt waren, wo sie nun seit drei Wochen weilten, da sie zu ihrem Entsetzen Eugen höchst bedenklich erkrankt und in einem hoffnungslosen Zustande gefunden hatten. Durch einen Brief voll boshaften Hohnes, welchen ihm Gombert von London aus geschrieben hatte, war Eugen von der schamlosen Perfidie seines vermeintlichen Freundes in Kenntniß gesetzt worden. Die Sarkasmen des gewissenlosen Schurken, die cynische Enthüllung seiner bodenlose Infamie, mit der dieser Elende noch prahlte, hatten den armen Eugen bereits an den Rand des Grabes gebracht, als seine wahren und von ihm so sehr verkannten Freunde eintrafen. Die beiden Aerzte hatten die trostlose Erklärung abgegeben, daß eine Wiedergenesung Eugens nicht zu hoffen sei. Entweder werde die Gehirnentzündung, an der er darnieder lag, ihm das Leben oder die Vernunft kosten. Da die Wissenschaft hier nicht mehr ausreiche, sei das Eine oder das Andere gewiß, wenn nicht zu Eugens Rettung von der Vorsehung selbst ein Wunder geschehe. — So hatte der Ausspruch der Aerzte gelautet; aber siehe da! das Wunder geschah. Was die Medicin nicht mehr vermochte, wurde der Liebe möglich, denn statt daß es mit dem Zustande Eugens schlimmer wurde, verbesserte sich derselbe unter der sorgsame Pflege, in der Leontine, ihre Tante und William wetteiferten, von Tag zu Tag, bis bald keine Gefahr mehr vorhanden war.

Die ersten Tage der Krankheit waren übrigens entsetzlich gewesen. Wilde Fieberphantasien wechselten mit Ohnmachten, denen wieder Ausbrüche tobsüchtigen Zornes folgten, in welchen sich Eugen selbst und seinen treulosen Freund verfluchte. Allmälig wurde er indessen ruhiger. Es war, als ob die guten, frommen Menschen, die an seinem Bette wachten, eine magische Gewalt über ihn besessen hätten, um die aufregenden, bitteren Erinnerungen an seine Vergangenheit aus seinem Gedächtnisse zu bannen.

Anfangs hatte Eugen weder die beiden Damen noch den Verwalter erkannt. Als aber die Hauptkrisis glücklich überstanden war, sah er sie mit einem verklärten Blicke unaussprechlicher Dankbarkeit an, womit er sagen zu wollen schien: „Nun ihr bei mir seid, ist alle Gefahr vorüber." Schon nach der dritten Woche fühlte sich Eugen geistig und körperlich

so gestärkt, daß er selbst zuerst von der Rückkehr in die Heimath zu sprechen begann.

„Er schläft jetzt," hatte Leontine ihrer Tante und dem Verwalter leise zugeflüstert. „Wollen wir in das andere Zimmer gehen, damit wir ihn nicht stören."

Aber Eugen hatte diese Worte, so versichtig sie gemurmelt waren, vernommen und schlug lächelnd seine Augen auf. „Nein," sagte, er, indem er Leontine bei der Hand nahm, „ich schloß nur meine Augen, um mich zu sammeln, denn ich habe euch eine wichtige Eröffnung zu machen, meine Lieben. Setzt euch zu mir her und hört mich an."

„O Eugen!" bat Frau v. Bervilliers, „vergessen Sie nicht, daß Ihnen das viele Sprechen untersagt ist. Sie regen sich dabei auf und der Arzt hat dies strengstens verboten."

„Der Arzt," entgegnete Eugen mit einem heiteren Lächeln, „hatte mich aufgegeben und nun bin ich doch noch am Leben! Aber wem habe ich dies zu danken? Meinen drei Schutzgeistern, die mich Tag und Nacht nicht verließen, die durch ihre milden Worte, die sie an mich richteten, durch die zarte Schonung, mit der si mich zu behandeln wußten, durch ihre innige Liebe mich mit mir selbst auszusöhnen und in meiner Seele den Glauben an das Gute wieder zu beleben verstanden. Ich fühle mich wohl, so wohl, daß ich mich als genesen betrachten darf. Nur etwas schwach bin ich noch; nun sagen Sie, theuere Leontine, glauben Sie nicht, daß ich viel schneller wieder zu Kräften käme, wenn ich eine Luftveränderung vornähme?"

„Wie, Sie wollten?" riefen Leontine, ihre Tante und William zugleich.

„Nach dem Wildhofe zurückkehren," erwiederte Eugen, „ja, nach der lieben Heimath, nach der ich mich sehne! — Mein väterlicher Freund William behauptete ja immer, daß ich den Wildhof einst als willkommenes Asyl betrachten werde, und er hatte Recht, so sehr ich daran zweifelte."

„O Eugen! Sie wären entschlossen? — So ginge also endlich mein einziger Wunsch in Erfüllung?" rief der Greis, dem Thränen der Freude aus den Augen stürzten.

„Ja, William, ich möchte wohl, allein meine Rückkehr hängt von einer Bedingung ab," entgegnete Eugen zögernd.

„Diese Bedingung?"

„Ist, daß Leontine einwilligt, sich dort von mir an den Altar führen zu lassen. — Als ich Sie vor drei Monaten so plötzlich verließ," wandte er sich an das junge Mädchen, „geschah es aus Furcht, Sie unglücklich zu machen, wenn Sie meine Gattin werden würden. Glauben Sie mir, theuere Leontine, daß ich auch jetzt den Muth nicht hätte, um Ihre Hand anzuhalten, wenn ich nicht wüßte, daß aus mir wieder Der geworden ist, der ich ehedem war, und daß Sie ein Engel der Barmherzigkeit und Güte sind, der in seinem Herzen keinen Raum für die Erinnerung an all das Böse hat, welches Sie durch mich erlitten."

„Schweigen Sie davon," unterbrach Frau v. Bervilliers den Reconvalescenten. „Niemand denkt mehr an die traurigen Tagen, die nun glücklich hinter uns sind. Wir wollen uns fortan nur mehr der Gegenwart freuen, und dabei voll Hoffnung und Vertrauen einer glücklichen Zukunft entgegensehen."

„Und Leontine?" murmelte Eugen ängstlich. „Noch fehlt uns ihre Antwort."

Mit jungfräulichem Erröthen ergriff das junge Mädchen Eugens Hand, und lächelnd erwiederte sie: „Lassen Sie uns den Doctor fragen, lieber Eugen, wann er Ihnen die Abreise erlauben will."

Wie es schien, hatte der Arzt keine sonderlichen Schwierigkeiten gemacht, denn acht Tage später sehen wir Leontine am Arme Eugens im Garten des Wildhofes spazieren gehen.

Unterwegs bleiben sie einmal vor einem Rosenstocke stehen, den sie schweigend betrachten. Er scheint sie an jenen zu erinnern, den sie im Garten der Frau v. Bervilliers als Symbol ihrer Treue und Liebe gepflanzt hatten.

Eugen umschlingt Leontine mit dem Arme und drückt sie an sich. Thränen glänzen in den Augen Beider, und ein inniger Kuß besiegelt auf's Neue den Bund ihrer Seelen.

In diesem Augenblicke will der Zufall, daß Martha unter die Gartenthüre tritt. Sie sieht den Kuß und fährt lachend zurück. „Sie machen's gerade so wie Joseph und ich," murmelte sie schelmisch. „Aber warum auch

nicht? Ist nicht in acht Tagen gleichzeitig ihre und unsere Hochzeit?"

[illegible]

Lebensphilosophie.

Wohlthätige Natur, du gibst dem Menschen die Erinnerung, daß er, im Unglück bessre Tage ahnend, nicht verzage und im Glück weise bleibe, wenn in ihrem Spiegel die Bilder entflohener Leiden vor ihm vorüber ziehen.

Mein Vaterland ist die Welt,
Besserwerden — meine Religion.

Verschiedenes.

(100 Jahre zu spät.) Das in Newcastle erscheinende Blatt „Newcastle Chronicle" feierte seinen hundertjährigen Geburtstag und verehrte bei der Gelegenheit seinen Abonnenten als Festgeschenk eine Extrabeilage, nämlich einen Abdruck seiner ersten Nummer, der Nummer vom 24. März 1764. Die Nummer enthielt 29 Annoncen, darunter eine, welche lautete wie folgt: „Gesucht wird eine Frau von gesetztem Alter, die in gebildeten Familien gedient hat und Zeugnisse für ihre Ehrlichkeit beibringen kann, als Haushälterin in dem Hause eines unverheiratheten Herrn auf dem Lande. Sie muß die Küche versehen, und bei Tische serviren können. Gesucht wird ferner ein Gärtner, von dem aber, da er nur einen kleinen Garten zu besorgen hat, erwartet wird, daß er gelegentlich auch in Haus und Stall aushilft. Ein für diese Stellungen geeignetes Ehepaar wird, vorausgesetzt, daß es kinderlos ist, am willkommensten sein. Näheres in der Expedition dieses Blattes." Das Extrablatt mit der vorstehenden Anzeige hatte die Presse kaum ein paar Stunden verlassen, als auch schon ein würdiges Ehepaar in der Expedition des „Newcastle Chronicle" erschien, um sich nach der Adresse des besagten unverheiratheten Herrn zu erkundigen." Da war guter Rath theuer. Der ländliche Junggeselle war nicht ausfindig zu machen. Selbst der älteste Bewohner der Stadt hatte keine Ahnung davon, wer der Einsender der Anzeige sein konnte, und die Comptoiristen des „Newcastle Chronicle" fanden beim Nachschlagen ihrer Bücher den Mann nicht in der Liste ihrer Debitoren des Geschäfts eingetragen. Er war eben aus der Liste der Lebenden gestrichen und die beiden Stellesuchenden gelangten zu der Erkenntniß, daß sie „100" Jahre zu spät gekommen waren.

(Zwei Braunschweiger.) Friedrich Uhl erzählt in der „N. Fr. Pr." folgendes Geschichtchen: Einer der bekanntesten Männer Wiens, der Kunstwelt angehörend — ihn näher zu bezeichnen, verbietet uns die Collegialität — erhielt aus Braunschweig zwei Würste, Prachtexemplare, als Zeichen der Werthschätzung, deren er sich in jener Hauptstadt erfreut. Braunschweiger Würste sind sein Element, aber die Trichinen! Er betrachtete die Würste, er genoß sie im Geiste, aber er dachte an seine Muskeln, und sein Geist war stark. Er widerstand und überlegte, wem er die Würste geben solle. Seinem Diener, er wollte ihn belohnen. Dieser war glücklich, hing die Würste zwischen die Fensterflügel, schnitt täglich starke Stücke ab und verzehrte sie mit wahrer Wollust, während sein Herr, der stets an den Würsten vorüber mußte und sie nur sehen, aber nicht genießen konnte, förmlich den Blick von ihnen abwendete, um nicht doch in die Versuchung geführt zu werden. Endlich war nur mehr ein Rest übrig, und endlich war auch die Kraft des Herrn zu Ende. Eben wollte der Diener wieder eine Scheibe — wie appetitlich war sie! — in den Mund stecken, als der Herr an ihn herantrat und förmlich leidenschaftlich fragte: „Nun, ist die Wurst gut?" — „Vortrefflich!" — „Und du bist gesund?" — „Vollkommen; ich habe mich nie so wohl gefühlt!" — „Gar keine Ermattung, kein Schwindel?" — „Nein!" — „Kein Prickeln in den Gelenken, in den Muskeln?" — „Durchaus nicht!" — „Dann könnte ich wohl den Rest versuchen. Gib ihn her!" — „O nein, gnädiger Herr," sagte der Diener, „wer die Furcht ausgestanden hat, kann auch die Wurst essen!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 40. Mittwoch, den 4. April 1866.

In der nächsten Nummer werden wir mit einer für unser Blatt aus dem Spanischen übersetzten Novelle: „La Gaviota" beginnen, welche sehr interessante Schilderungen von Land und Leuten enthält.

Aus dem Gerichtssaal.

Es ist eine traurige Geschichte, die von Henrie Berthois: Sohn einer Schauspielerin, die lange Zeit auf den Brettern von Bordeaux glänzte, wuchs er, wenn auch nicht gerade in Opulenz, doch in jenem ephemeren Luxus auf, welcher die sonnigen Tage des Künstlerlebens zu begleiten pflegt. Henri erhielt gewisse Anfänge oder Anklänge von Erziehung; auch er war für's Theater bestimmt; als aber für seine Mama die Stunde des Rückzuges schlug, war Alles mit einem Male verändert und der junge Künstlerlehrling wurde zum Kunstschreinerlehrling. Doch ist dies Alles schon lange her, denn Berthois zählt dermalen vierzig geschlagene Jahre; er hat eine ebenso ausgesprochene Arbeitsscheu, als Liebe zum Vergnügen und zum schönen Geschlecht: wie er es ohne Mittel und Erwerb anfing, diesem doppelten Zug seines Herzens zu folgen, wird aus den Debatten hervorgehen.

Felicie Zimmer, Näherin, 22 Jahre alt, sagt aus: Letzten Sonntag besuchte ich Verwandte in Sablonville. Da ich gegen 10 Uhr Abends den Omnibus verfehlte, war ich genöthigt, zu Fuße nach Haus zu gehen. Unterwegs begegnet mir dieser Herr und bietet mir seinen Arm an. Ich sagte, ich kenne ihn nicht, er möge mich in Ruhe lassen. Er versetzte: ich möchte ihn nicht nach dem Anschein beurtheilen, er sehe zwar nicht sehr elegant aus, sei aber reich und liebe leidenschaftlich die hübschen jungen Frauen. (Die Zeugin besitzt diese doppelte Eigenschaft.) Gleichzeitig wies er mir eine kleine, dünne Rolle, worin, wie er sagte, 10-Francs-Stücke seien; ich solle sie haben, wenn ich ihm nur den Arm reiche. Immer mehr beängstigt durch diese Zudringlichkeit, suche ich zu entlaufen; allein er verfolgt mich, faßt mich am Kleid und zerrt mich zurück.

In voller Verzweiflung rufe ich jetzt um Hilfe. Dies brachte ihn in Wuth; er schlug, stieß und trat mich und versetzte mir endlich mit seinem Rohr mehrere sehr schmerzhafte Hiebe auf Kopf und Schultern. Erst als Leute herbeieilten, machte er sich davon. Man führte mich in ein Haus, wo ich allmälig wieder zu mir kam. Ich wollte nun den Omnibus nehmen; wie ich aber mein Portemonnaie herausziehen will, vermisse ich es und finde statt dessen drei neue Zwei-Centimes-Stücke, welche wie Gold glänzten und welche vorher nicht in der Tasche gewesen waren.

Der Angeklagte: Mademoiselle vergißt zu sagen, daß sie in ihrer Tasche nicht allein drei Doppel-Centimes-Stücke, sondern eine ganze Rolle gefunden hat, an deren Ende sich ein ächtes 10-Francs-Stück befand. Ich hatte sie hineingesteckt, als ich das Portemonnaie herauszog.

Präsident: Sie geben also den Diebstahl zu?

Der Angeklagte: Diebstahl? Wo denken Sie hin? Es ist kein Diebstahl, ein bloßer Tausch, das kann ich beweisen.

Der Präsident läßt die Zeugin ihre Erzählung beendigen; sie hat ihren galanten Spitzbuben am Omnibus wiedergefunden und ihn arretiren lassen; bei dieser Gelegenheit ließ er das Portemonnaie fallen; allein

die darin gewesenen 35 Francs fanden sich nicht mehr vor.

Der Angeklagte: Ich will Ihnen mein System auseinandersetzen, und Sie werden einsehen, daß ich kein Dieb bin. Ich liebe die Frauen leidenschaftlich, allein ich bin nicht reich; da verfiel ich also auf das Mittel, sie zu gewinnen, indem ich ihnen meine kleine Centimen-Rolle mit einem Goldstück obendarauf in die Tasche gleiten ließ. Da ich aber nicht bemittelt genug bin, um dies alle Tage zu können, so nehme ich ihnen gleichzeitig ihr Portemonnaie aus der Tasche. Es ist dies, wie Sie sehen, ein bloßes Hazardspiel; ein Mal gewinne ich, das andere Mal verliere ich.

Präsident: Und die Schläge, die Sie diesem jungen Mädchen gegeben, gehörten die auch zum Hazardspiel?

Berthois: Meine Erziehung verbietet mir eine solche Behandlung der Damen; diese Stockschläge bestehen nur in der aufgeregten Phantasie.

Präsident: Es ist erwiesen, daß sich das Mädchen in Folge Ihrer Mißhandlung leidend befand.

Berthois: Mag sein, weil sie ihr Portemonnaie vermißte; die Damen sind gar empfindlich über so einen Verlust. Freilich konnte sie dies Mal nicht sehr erfreut über mein Compensations-System sein, denn sie hat einige Franken verloren, aber doch bei weitem nicht so viel, als sie sagt; denn das Portemonnaie enthielt nur 15 Francs, mehr nicht, und sie bekam davon 11.

Präsident: Wovon sie aber nur 6 Centimes gefunden hat!

Berthois: Ganz unmöglich, mein Herr, das wäre ganz gegen mein System, das ich gewissenhaft beobachte. —

Die Strafe des Zwangsanleihers ist bedeutend: man schickte ihn auf 5 Jahre in's Gefängniß und stellte ihn auf ebenso lange unter Polizeiaufsicht.

Schönheitsmittel.

Das Schönheitsmittel der Römerinnen, wodurch sie die Weiße und den Glanz der Haut zu erhöhen suchten, bestand in Brodkrumen und Eselsmilch, womit sie das Gesicht dick belegten.

Ein gutes Waschmittel bildet kleingeschnittene, auf dem Ofen gedörrte, pulverisirte und mit Waizenmehl zu gleichen Theilen vermischte Seife. Der größte Schmuck der Haut, die makellose Reinheit derselben, ist nur durch den täglichen Gebrauch der Seife zu erlangen.

Gegen die aufgesprungene Haut der Hände, woran manche Menschen alle Winter leiden, soll man die Hände mit Hasenfett oder Pommade einsalben und glatte dänische Handschuhe Tag und Nacht tragen.

Manche Haut erträgt aber jene erweichenden und fetten Mittel weniger gut, als zusammenziehende und stärkende, und, im Ganzen genommen, sind die tonischen Cosmetica viel mehr geeignet, die Schönheit der Formen zu erhalten und vor Runzeln zu schützen, als Oele und Salben, die das Gewebe der Haut erschlaffen. Zu ersteren gehört vor allen das kalte Wasser.

Für viele Frauenzimmer würde ein Mittel, welches ihnen ihr vorlorenes Enbonpoin, wieder verschaffte, das eigentliche Schönheitsmittel sein. Im Orient, namentlich in Egypten, wo, nach Alpin, das Fettmachen der Frauenzimmer als Kunst förmlich gelehrt wird, sieht man den häufigen Gebrauch warmer Bäder und den täglichen Genuß fetter Hühnerbrühen mit der indischen Pockenwurzel (Smilax China) abgekocht, nicht nur als Mittel an, den Körper fleischig und fett, sondern auch das Gesicht schön zu machen. Manche verzehren täglich im Bade die Brühe, das Fleisch und die Fülle aus Mandeln, Pistacien ꝛc. eines gemästeten schwarzen Huhns.

Dahin kann auch als tägliches Frühstück: Thee mit Milchrahm und zwei bis drei weichen Eiern mit geröstetem Brod und Butter verzehrt gerechnet werden.

An die Cultur der Haut schließt sich zunächst die der Haare. Um das frühe Ausfallen des Haares zu verhüten und das Wachsen desselben zu befördern, soll man den Kopf fleißig und anhaltend kämmen, so daß der Kamm jedes Mal stark die Haut berührt; ferner die Haare mit einem fetten Oel täglich tränken und Abends den Kopf mit Rosmarinthee waschen. Letzterer gibt dem Haar ein glänzendes, gesundes Ansehen.

Das Waschen und Baden des Kopfes mit kaltem Wasser gehört, wie das folgende Bei-

spiel lehrt, gleichfalls zu den Beförderungsmitteln des Haarwuchses. Ein Knabe verlor im Scharlach alles Kopfhaar und brauchte, mehrere Jahre hindurch, eine Menge Dinge, welche gegen diese Difformität empfohlen werden. Da wurde ihm gerathen: alle Morgen und Abend den Kopf an der bei seinem Hause gelegenen schönen Quelle zu waschen, seine seither gewohnte warme Mütze abzulegen und mit einer leichten zu vertauschen. Nach zehn Wochen fand der Arzt, welcher diesen guten Einfall gehabt hatte, den Kahlkopf völlig behaart.

Zu den empfehlenswerthesten Hausmitteln, welche die Schönheit der Zähne beabsichtigen, gehört das schon in früher Jugend, vor dem Zahnwechsel, anzufangende tägliche Bürsten der Zähne mit einer in frisches Wasser getauchten, steifen Zahnbürste. In Deutschland wird dieses, in anderen Ländern für wichtig gehaltene diätetische oder kosmetische Mittel, sehr oft vernachlässigt.

Anstatt der componirten Zahnpulver, die, wenn sie hart und sandig sind, viel Bimsstein enthalten, den Schmelz der Zähne bald angreifen, kann die Holzkohle und Seife sehr zweckmäßig benutzt werden. Einige Mal wöchentlich die Zähne mit Holzkohlenpulver zu bürsten und hinterher mit feiner Seife abzureiben, reinigt die Zähne am vollkommensten und verschafft ihnen eine Weiße und einen Glanz, wie kein anderes bekanntes Mittel.

Gemeinnütziges.

(Feiner Pommeranzen-Liqueur.) Die Schalen von zwei bis drei Apfelsinen werden in schmale Streifen geschnitten und in eine Glasflasche gesteckt. Hierauf gießt man $1/3$ Quart guten Weingeist, verkorkt die Flasche leicht und läßt dies Gemisch in der Sonne zwei bis drei Wochen destilliren, bis die Schalen von dem Weingeist ganz ausgezogen sind und fast weiß erscheinen. Darauf gießt man den Spiritus durch ein Mousseline-Tuch und vermischt denselben mit $2/3$ Quart feinem Kornbranntwein, $2/3$ Quart destillirtem Wasser und mit $1/2$ Pfund zu Syrup eingekochtem Zucker. Nachdem dies Gemisch stark unter einander geschüttelt worden ist, gießt man dasselbe in eine Flasche und verkorkt dieselbe gut. Der Liqueur kann dann sogleich getrunken werden.

Verschiedenes.

(Zwei Geistergeschichten.) Die Zeit, in der man fast allgemein an Geistergeschichten glaubte, ist glücklicher Weise längst vorüber. Aber wenn auch die Mehrzahl der Menschen bei uns nicht mehr an derartige Dinge glaubt, so gibt es immerhin noch Einfältige genug, welche sich durch vermeintliche Spuckereien erschrecken lassen.

So sind in letzterer Zeit in zwei größeren deutschen Städten Spuckereien vorgekommen, welche eine selbst größere Anzahl von Leuten in ängstliche Spannung zu versetzen vermocht hatten. Im königl. Schlosse zu Dresden hat man eine Anzahl von Nächten hindurch ein eigenthümlich scharfes Geräusch vernommen, ohne dessen Veranlassung entdecken zu können. Man hat nach allen Seiten hin gesucht, Fußböden aufgerissen und dgl. und konnte nicht hinter das Geheimniß gelangen, wobei natürlich die Spannung Derjenigen, welche zur Aengstlichkeit geneigt sind, und in denen noch so etwas vom alten Köhlerglauben hängen geblieben ist, mit der Länge der Zeit nur zunahm. Endlich hat man in den letzten Tagen entdeckt, daß eine versteckte Klappe eines Rauchfanges durch das Spiel des Luftzuges so erregt worden ist, daß, besonders bei stürmischem Wetter, wie es mehrfach in letzterer Zeit geherrscht, dieses Geräusch wahrhaft haarsträubend gewesen sein soll. Natürlich sind durch diesen Ausgang der Sache alle Diejenigen tief beschämt, welche doch wieder daran waren, an Gespensterwesen glauben zu wollen.

Aehnlich ist es in Trier an der Mosel hergegangen. Auch hier fing es, wie man sagte, in einem Hause zu spucken an. Auch hier untersuchte man so weit, daß sogar Fußböden aufgerissen wurden. Alles vergeblich, bis endlich eine geheime Treppe entdeckt wurde, auf welcher man sehr fleischliche Geister, nämlich Menschen antraf. Diese Leutchen trieben aus ganz besonderem Grunde ihr Wesen. Sie wünschten nämlich das betreffende Haus da-

durch in seinem Verkaufswerthe bedeutend zu verringern, daß sie dasselbe in den Verruf der Gespensterhaftigkeit brachten. Sie selbst hatten dann die Absicht, darauf hin als Käufer dieses Hauses aufzutreten. Sie sind natürlich jetzt nicht allein um den von ihnen geträumten Vortheil verdientermaßen gekommen, sondern werden auch noch in anderer Weise dafür zu büßen haben.

Man sieht aus beiden Fällen, wie thöricht es sei, da, wo nicht sogleich eine Erklärung zur Hand liegt, Vermuthungen zu hegen, welche von Furchtsamkeit und Dummheit eingegeben werden.

Ein armer Teufel in Dublin lebte in größter Noth; nirgends konnte er Geld auftreiben, dabei wurde der Hunger immer gewaltiger. Auf Mittel sinnend, ging er eines Abends durch eine öde Straße und gewahrte einen reichen, berühmten Arzt, der keinen Besuch unter einer Guinee machte, aber heute einmal eine Fußwanderung unternahm, da er sonst immer in reicher Equipage seine Patienten besuchte. Schnell läuft der Geldlose auf ihn zu und bittet ganz athemlos den Doctor, mit zu seiner Frau zu kommen, da solche in den letzten Zügen liege. Der Arzt geht mit; kaum ist er aber in das vier Treppen hoch belegene Zimmer getreten, als jener die Thür abschließt, zwei Pistolen und einen leeren Beutel hervorzieht. — „Sehen Sie, Herr Doctor: das leere Ding hier ist meine Frau, die sich durch starke Ausgaben ganz entkräftet hat. Wenn Sie ihr nicht sogleich eine Stärkung verschaffen, müssen Sie sich gefallen lassen, die zwei bleiernen Pillen wider die Hartleibigkeit einzunehmen! — Der Doctor gab der ledernen Patientin eilf Guineen ein, worauf ihn der Mann mit vieler Höflichkeit auf die Straße begleitete und sich dann schnell empfahl.

(Ein guter Ehemann.) In Paris begegnete kürzlich H. Monnier einem seiner Freunde, der in einem äußerst schäbigen Hute ging. Nachdem er eine Weile mit ihm gesprochen, konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „Aber, lieber Freund, wie kannst Du Dich nur in einem solchen Hute auf der Straße blicken lassen! Gleich kommst Du mit zum Hutmacher, ich will Dir helfen, einen neuen aussuchen.“ — „Willst Du still sein!“ entgegnete der Freund, „der Hut ist mir sehr nützlich und muß noch lange gehn. Du mußt nämlich wissen, daß mir meine Frau erklärt hat, so lange ich diesen schlechten Hut trage, würde sie nicht mit mir ausgehen. Du siehst also ein, daß ich mir noch lange keinen neuen kaufen werde.“ —

Eine „Familiennachricht“ im Münchener Tageblatt lautete:

Heute Morgen schied in's Land der Geister,
An der Schwindsucht unheilbarem Weh,
Mein geliebter Mann, der Tischlermeister
Pröhl, im ersten Jahre unserer Eh'!
Alle, die den Sel'gen ehemals kannten,
Wissen wohl, was ich an ihm verlor.
Still zu trauern bitt' ich die Verwandten;
Mein Geschäft betreib' ich wie zuvor.

Ein Lieutenant, der wegen Schulden sein Vaterland und seinen Dienst hatte verlassen müssen, wußte sich Audienz bei dem Präsidenten der Union, Abraham Lincoln, zu verschaffen und erhielt, da er im Uebrigen ein intelligenter und anstelliger Mann war, die Zusicherung einer Lieutenantsstelle in einem Reiterregiment. Hierüber ganz entzückt, glaubte er schließlich auch nicht verschweigen zu müssen, daß er „einem der ältesten Adelsgeschlechter angehöre.“ „Oh,“ sagte der alte Abraham, „oh, das wird Ihnen in Ihrem Fortkommen gar nicht hinderlich sein.“

Ein junger Wiener Stutzer rühmte sich in einer Gesellschaft, daß er gar nicht übel singe. — „Haben's Recht,“ erwiederte ein Anderer, „schauen's, Sie singen halt nicht übel, aber's wird Einem dabei übel.“

„Wir müssen Alle fest zusammenhängen!“ sagte Hancock bei dem Unterzeichnen der amerikanische Unabhängigkeitserklärung. „Jawohl!“ bemerkte Franklin, „denn wenn wir nicht fest zusammenhängen, so hängt man jeden Einzelnen von uns.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 41. Freitag, den 6. April 1866.

*La Gaviota.

(Aus dem Spanischen übersetzt von b.*)

Im November des Jahres 1836 stieß der Dampfer Royal Sovereign von den nebeligen Küsten von Falmouth ab, und die Wellen mit seinem Kiele zertheilend, entfaltete er seine grauen feuchten Segel im Nebel, der noch grauer und feuchter als sie die Landschaft verhüllte.

Das Innere des Schiffsraumes bot das traurige Schauspiel des Anfanges einer Seereise. Die Passagiere, in Gruppen zusammengedrängt, kämpften mit den Mühseligkeiten der Seekrankheit. — Da sah man Weiber in sonderbaren Stellungen, mit aufgelösten Haaren, zerknitterten Gewändern, zerdrückten Hüten. Die Männer sahen bleich und übellaunig aus, die Kinder verlassen und weinerlich. Die Diener durchschritten die Cajüte mit Tassen, um den Leidenden Thee, Kaffee und andre eingebildete Hülfsmittel anzubieten, während das Schiff — Herr und Gebieter der Wasser — ohne sich um die Leiden, die es verursachte, zu bekümmern, mit weit getheilten Armen gegen die Wogen kämpfte, sie beherrschend, wenn sie Widerstand leisteten, und sie pfeilschnell verfolgend, wenn sie nachgaben. — Auf dem Verdeck gingen Diejenigen auf und ab, die durch eine besondere Constitution oder durch die Gewohnheit zu reisen, von der allgemeinen Plage verschont blieben. Unter ihnen befand sich der Gouverneur einer engl. Colonie, ein gutmüthiger Herr, von hoher Gestalt, mit seinen Adjutanten. Einige Andre waren in ihre Makintosh's gewickelt, die Hände in den Taschen, und auf ihren aschfarbenen oder blaubleichen Gesichtern drückte sich Unbehaglichkeit aus. Kurz, dieses schöne Fahrzeug schien sich in einen Ort der Widerwärtigkeit verwandelt zu haben.

Unter allen Reisenden zeichnete sich ein junger Mann aus von ungefähr 24 Jahren, dessen edle würdevolle Haltung, dessen schönes, ruhiges Antlitz nicht das geringste Merkmal von Veränderung zeigte. Er war groß, von zarter Gestalt, und in der Haltung seines Kopfes lag eine unvergleichliche Anmuth und Würde. Schwarzes, wolliges Haar umkränzte seine weiße, majestätische Stirne. Der Blick seiner großen, tiefschwarzen Augen war sanft und durchdringend zugleich. Um seinen von einem leichten Schnurrbart beschatteten Mund spielte ein freundliches Lächeln, ein Zeichen von Talent und Scharfsinn, und aus seiner ganzen Person, seinem Gange, seinen Bewegungen leuchtete die Hoheit seiner Kaste und seiner Seele, ohne die geringste Spur jenes wegwerfenden Wesens, das Manche ungerechter Weise jeder Art von Ueberlegenheit zuschreiben.

Er reiste zum Vergnügen, war wesentlich gut, doch konnte er in gerechtem Zorn gegen die Laster und Ausschweifungen der Gesellschaft mächtig aufwallen. Das heißt: er fühlte sich nicht berufen, die Windmühlen anzugreifen, wie Don Quixote. Es war ihm viel lieber, guten Menschen zu begegnen, die er mit derselben reinen und gefühlvollen Befriedigung empfing, die das junge Mädchen empfindet, wenn sie Veilchen findet. — Seine Physiognomie, seine Anmuth, die Leichtigkeit, mit der er seinen Mantel um sich warf, seine Unempfindlichkeit gegen die Kälte und allgemeine Mißstimmung bezeichneten in ihm den Spanier.

*) Der Nachdruck ist ohne unsere Zustimmung nicht erlaubt.

Im Umherwandeln beobachtete er mit raschem, scharfem Blick die Versammlung, wie der Zufall sie hier in diesem Schiffsgemälde zur Mosaik zusammengefügt hatte. Allein da gab es wenig zu beobachten, wo die Männer wie betrunken schienen und die Frauen Leichname.

Am Meisten erregte sein Interesse die Familie eines englischen Officiers, dessen Gemahlin an Bord so unwohl geworden war, daß man sie nach ihrer Cajüte bringen mußte. Dasselbe war der Fall mit der Amme, und der Vater folgte ihr mit dem Säugling in den Armen, nachdem er drei andre kleine Geschöpfe von 2, 3 und 4 Jahren auf den Boden gesetzt und ihnen anbefohlen hatte, sich ruhig zu verhalten und nicht von der Stelle zu gehen. — Die armen Kinder, vielleicht sehr streng erzogen, blieben still und regungslos zusammengekauert, wie die Engel, die man zu Füßen der Madonna malt.

Nach und nach verschwand das frische Roth von ihren Wangen, ihre großen weitgeöffneten Augen waren wie erstarrt, ohne daß eine Bewegung, ein Laut verrieth, daß sie litten, die unterdrückte Qual malte sich in ihren bleichen, welken Gesichtern. Niemand bemerkte diese stille Qual, diese sanfte und schmerzliche Ergebenheit.

Der Spanier wollte gerade den Hausmeister rufen, als er diesen in barschem Ton mit einem jungen Manne reden hörte, der auf Deutsch und mit ausdrucksvollen Gesticulationen Beistand für jene verlassenen Kinder erflehte. Da die äußere Erscheinung dieses Jünglings weder etwas Vornehmes noch Ausgezeichnetes andeutete, und er nur deutsch sprach, drehte ihm der Hausmeister den Rücken, indem er ihm sagte, er verstehe ihn nicht. Indeß stieg der Deutsche in seine Cajüte hinab und kam sogleich mit einem Kissen, einer Decke und einem Ueberkleid zurück. Hiervon machte er ein Bett, hob die Kinder hinein und hüllte sie mit der größten Sorgfalt ein. Doch kaum hatten sie sich zurückgelehnt, als das durch das Ruhigverhalten unterdrückte Uebel mit Gewalt ausbrach, und in einem Augenblick war es geschehen um Kissen, Decke und Ueberrock.

Der Spanier blickte nach dem Deutschen hinüber, sah aber auf dessen Gesicht nur ein Lächeln des Wohlwollens, das zu sagen schien: Gott sei Dank, jetzt ist es ihnen leicht! Er redete ihn auf Englisch, Französisch und Spanisch an, erhielt aber keine andre Antwort, als eine nicht sehr anmuthige Verbeugung und die wiederholten Worte: „Ich verstehe nicht!"

Als nach Tisch der Spanier wieder auf das Verdeck kam, war es kälter geworden, er hüllte sich in seinen Mantel und ging auf und nieder. Da sah er den Deutschen auf einer Bank sitzen und das Meer betrachten, das, gleichsam als wolle es sich bewundern lassen, seine Schaumperlen und glänzenden Phosphorfunken an die Seiten des Schiffes warf.

Der jugendliche Beobachter war sehr leicht gekleidet, sein Ueberkleid war unbrauchbar geworden und er mußte wohl kalt haben. Der Spanier that einige Schritte vorwärts; dann wandte er sich wieder weg. Wie sollte er ihn anreden? Da lächelte er plötzlich, wie über einen guten Gedanken, eilte gerade auf ihn zu und sagte auf Lateinisch: „Ihr müßt kalt haben."

Diese Stimme, diese Worte machten einen lebhaften Eindruck auf den Fremden, und lächelnd antwortete er in derselben Sprache: „Die Nacht ist in der That rauh; doch dachte ich nicht daran."

„An was dachtet Ihr denn?" fragte der Spanier.

„Ich dachte an meinen Vater, meine Mutter und Geschwister."

„Warum reist Ihr, wenn Ihr diese Trennung so tief fühlt?"

„Ach, Herr! die Nothwendigkeit — dieser unerbittliche Tyrann!"

„So reist Ihr nicht zum Vergnügen?"

„Das Vergnügen ist für die Reichen, und ich bin arm. Aus Vergnügen! — Wenn Ihr den Grund meiner Reise wüßtet, würdet Ihr begreifen, wie wenig erfreulich sie ist!"

„Wohin geht Ihr?"

„In den Krieg!" rief der Spanier, indem er den gutmüthigen, sanften, beinahe demüthigen und sehr unkriegerischen Deutschen maß.

„So seid Ihr also Soldat?"

„Nein, Herr, dies ist nicht mein Beruf. Weder Neigung, noch Grundsätze würden mich bewogen haben, die Waffen zu ergreifen — es wäre denn, um die heilige Sache der Unabhängigkeit Deutschlands zu verfechten, wenn der Fremde es noch ein Mal überfallen sollte.

Ich gehe zu dem Regimente nach Navarra, um mich dort als Chirurg einreihen zu lassen."

„Und Ihr seid der Sprache unkundig?"

„Ich werde sie erlernen."

„Ihr kennt das Land nicht?"

„Ebensowenig. Ich habe nie meine Heimath verlassen, außer als ich auf die Hochschule ging."

„Ihr habt doch sicher Empfehlungen?"

„Keine einzige."

„Oder einen Beschützer?"

„Ich kenne Niemand in Spanien."

„Aber, was habt Ihr denn eigentlich?"

„Meine Wissenschaft, meinen guten Willen, meine Jugend und — mein Vertrauen auf Gott."

Der Spanier wurde nachdenkend bei diesen Worten.

Wenn er das redliche, sanfte Antlitz betrachtete, diese blauen Augen, so rein wie Kinderaugen, das wehmüthige und zugleich zutrauliche Lächeln, fühlte er sich lebhaft interessirt und beinahe gerührt.

„Kommt mit mir herunter," sagte er nach einer kurzen Pause, „wir wollen uns mit einem Punsch erwärmen und können dabei gemüthlich mit einander sprechen."

Der Deutsche verbeugte sich dankend und folgte dem Spanier in den Speisesaal hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschwister.

In der „N. Z." erzählt Winkler in seinen Reisebriefen nachstehenden Vorfall, der sich vor Kurzem in Toronto C. W. zutrug: „Ein hübsches Mädchen von etwa 16 Jahren, Namens Mary Watson, welches diesen Sommer erst aus England einwanderte und bei Herrn Blackburn, Nr. 177 Lackestraße, diente, hatte ein Liebesverhältniß mit einem etwa 23 Jahre alten Schreiner, welcher sich Georg Brown nannte. Dieser hatte während des Krieges unter Jenkins Guerillabande gedient und sich nach dem Zusammensturze der Rebellion aus Furcht vor der Strafe, welche ihn für einige an gefangenen Unions-Soldaten verübte Grausamkeiten erwartete, nach Canada geflüchtet. In Toronto arbeitete er einige Monate fleißig als Tischler und gewann bald die Zuneigung seiner schönen Nachbarin Mary. Beide waren darin übereingekommen, den Bund ihrer Herzen am Altare zu besiegeln, und schon war der Hochzeitstag anberaumt. Am Sonntag sollten sie ein Paar werden — aber das Schicksal wollte es anders. Am Samstag Vormittag besuchte der Bräutigam seine Zukünftige, um mit ihr noch einige Rücksprache wegen des bevorstehenden wichtigen Ereignisses zu nehmen, und bei dieser Gelegenheit tauschten sie zum ersten Male ihre Lebensschicksale aus. George erzählte, daß er vor etwa sieben Jahren aus Hull nach New-Orleans eingewandert sei und dort sein Geschäft erlernt habe. Beim Ausbruche der Rebellion habe er sich der conföderirten Armee angeschlossen und nach seiner Flucht den Namen George Brown angenommen. Sein eigentlicher Name sei George Watson. Kaum hatte das Mädchen diesen Namen gehört, als es wie wahnsinnig aufsprang und ausrief: „Mein Bruder! Gerechter Gott, mein Bruder!" und dann ohnmächtig niedersank. Der junge Mann war fast zu einer Bildsäule erstarrt; dann preßte ein wilder Schmerz sein Herz krampfhaft zusammen, und mit dem Ausrufe: „Meine Schwester!" stürzte er neben der fast Entseelten nieder und raufte bald wie ein Verzweifelnder sein Haar, bald bedeckte er den Mund seiner auf so seltsame Weise wiedergefundenen Schwester mit leidenschaftlichen Küssen. Die auf den Lärm herbeigeeilten Hausleute brachten die Ohnmächtige nach langen Bemühungen wieder zur Besinnung, aber das Auge der Unglücklichen starrte die Umstehenden glanzlos an — sie war irrsinnig geworden. Als George wieder so viel Besinnung hatte, das Vorgefallene einiger Maßen zu begreifen, konnte man mit genauer Noth den Hergang der Sache aus ihm herausbringen; aber er ließ sich nicht mehr aufhalten, sondern eilte, sich selbst ungerechter Weise anklagend, zur Eisenbahn, wo man eine Stunde später einen Leichnam verstümmelt auf dem Geleise fand. Doch mit einem Opfer war das grausame Schicksal nicht zufrieden. Abends fand man Mary in der Kammer, in welche man sie gebracht hatte, erhängt. Eine schauderhaftere Tragödie ist wohl noch nie vorgekommen. Am Montag wurden die unglücklichen Geschwister neben einander in die Gruft gesenkt."

Verschiedenes.

(Die knarrende Thür.) „Johann, schließe die Thür der Gartenstube — ich kann das Knarren nicht mehr hören! Dann gehe auf der Stelle und öle sie ein und siehe auch nach den andern Thüren. Wenn Du nur einige Aufmerksamkeit zeigtest, hättest Du es längst ungeheißen gethan!" fuhr der reiche Herr H. den mit dem Kaffeebrett eintretenden Bedienten an, während dieser sich anschickte, dem auf dem Sopha sitzenden Gaste eine Tasse zu präsentiren. — Der Bediente brummte einige Worte in den Bart, die allerdings gerade nicht ehrerbietig klangen, und sein Herr hielt mit sichtlicher Mühe an, um in Gegenwart des Gastes eine unangenehme Scene zu verhüten. Kaum hatte der Johann das Zimmer verlassen, so brach er heraus: „Ein unausstehlicher Mensch! Sie wundern sich wahrscheinlich, Herr Prediger, daß ich mir das bieten lasse. Aber jage ich den groben Esel fort, so habe ich die Aussicht, einen noch größeren zu bekommen. Wollen Sie glauben, daß ich in den drei letzten Monaten drei Mal gewechselt und mich stets verschlechtert habe? Ich sage Ihnen, es ist eine wahre Calamität mit unsern heutigen Domestiken, und ich weiß nicht, wohin das zuletzt führen soll!"

„Mein Rath wäre," erwiederte der Geistliche freundlich, „Sie versuchen es Ihren Leuten gegenüber einmal mit dem einfachen Mittel, von welchem sie sich bei jener Thür mit Recht guten Erfolg versprechen!"

„Mit welchem Mittel?" rief Herr H. verwundert.

„Ich meine, Sie sollen sich auch ein wenig einölen!" fuhr der Gast ruhig fort.

„Was verstehen Sie darunter?" entgegnete Herr H. unbefangen lachend, „und inwiefern gleiche ich jener Thür?" In dem Augenblicke jedoch, als ging ihm plötzlich eine große Wahrheit auf, wurde er roth und fuhr mit einiger Verlegenheit fort: „Und wenn ich ihr gleiche, wie könnte ich mich einölen?"

„O sehr leicht!" war die Antwort. „Oelen Sie den Ton aller Ihrer Worte mit dem Oel der Liebe, und Sie werden sehen, das Mittel hilft so unfehlbar wie bei jener Thür."

Was die beiden Herren sonst noch gesprochen haben, weiß der Erzähler nicht, aber der grobe Esel von Bedienten ist noch über Jahr und Tag in dem Hause geblieben und muß doch seinem Herrn ferner nicht mehr so unausstehlich vorgekommen sein.

Eine Flasche solchen Oeles wäre daher in jedem Hause gut, um sofort angewendet zu werden, wenn es irgendwo knarren will.

(Fragen, die sich ein junger Mann vorlegen soll, ehe er heirathet.)
1. Liebst du die Person deiner Braut, oder ihr Gemüth?
2. Hast du Charakter genug, um deine Ueberzeugung selbst gegen die Bitten eines Weibes festhalten zu können, andererseits wieder um deinem Weibe den Aerger, den du außer dem Hause geholt, nicht beim Heimkommen empfinden zu lassen?
3. Kannst du auf eine Mahlzeit warten?
4. Kannst du bei Kindergeschrei arbeiten?
5. Kannst du eine Nacht wachen, ohne am andern Tage mürrisch zu sein?
6. Kannst du deinen lustigen Brüdern für immer „Gute Nacht" sagen?
7. Kannst du dich mit dem vorletzten Worte begnügen?
8. Kannst du heiter bleiben, wenn Waschtag ist?
9. Kannst du Widerspruch vertragen, wenn du weißt, daß du Recht hast?
10. Kannst du ein Kind auf den Arm nehmen und ruhig bleiben, wenn es schreit?

Kannst du die obigen zehn Fragen mit „Ja" beantworten, so heirathe!

Charade.

Die Erste und die Vierte sind
Sich ähnlich auf ein Haar,
Sie sagen sicher dir geschwind,
Was männlich ist und war.
Die Zweit' und Dritte findest du
Im deutschen Kartenspiel.
Das Ganze zeiget dir im Nu
Den Mann, der kämpft um Viel.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 12. Sonntag, den 8. April **1866.**

s' Familiefescht.

Vun alle Feschte, wu mer ehrt,
Esch's vornehmscht doch das Metzle.
Do werd agilt, sesch unerhört,
Die Weerscht duhn em verletzle.

De Metzjer werd uf Morgens b'schtellt,
Kummt zwische acht und neune:
„Na, esch schun Alles hergeschtellt?
Mer henn heut nix se säume!"

Er geht in d' Küch serscht an de Heerd,
Ob's Wasser schun duht qualle;
Rückt's Käppel grad un ball verkehrt,
Duht d' Gurt fescht um sich schnalle.

Druf eilt er dann mit Mordluscht naus
Zum Stall, schluppt zu de Butzle,
Kriegt äh am Ohr: „Mit dehr esch aus,
Kannscht heut im Kessel brutzle!"

Dieweil stehn schun zwe Männer haus,
Un henn en Strick, un basse,
Bis daß de Metzjer d' Sau bringt raus;
Jetz duht se Jeder fasse:

Der äh am Ohr, der äh am Bäh, —
Jetzt kummt de Fritz uns Fränzel:
„Ne ich, ne ich, ich derf eläh
Se hewe an em Schwänzel!"

Die Sau die kreischt; — sesch grad kä G'schpaß,
Wann's em geht an de Krage;
Am Gorgelknopp, unner de Nas',
Kammer net veel vertrage.

Sie hot jetzt endlich ausgeschnippt,
Ehr Herzblut esch geflosse;
De Metzjer hot en Mord verübt
Un macht dezu sei Glosse.

Jetz werd gebrüht, gebutzt, geschwenkt, —
— 's macht Jeder do sei Schwitte —
Dann werd se an en Hooke g'hängt
Un kriegt de Bauch ufg'schnitte.

Die Hausfraa kummt un halt sich aus
Das Herz mit sammt de Niere:
„'s git Peffer heut zum Owendsschmaus,
Ich muß mich orndlich rühre!"

Ehr Klennschter hängt ehr noch am Rock,
Er mögt de Knaller hawe:
„Geh weg, du Krutz, sunscht kummt de Stock,
De Knaller esch vergrawe!"

In Stubb un Küch do geht's erscht zu,
Deß Siede un deß Koche!
Do esch ke Ageblick ke Ruh;
Die Hausfraa muß sich plooge.

Ball rennt se hin, bald rennt se her:
„Wu esch die Mad gebliwe?
Greth! geb mol glei die Schüssel her,
Helf schneide dort die Kriewe!"

„Un du, Jerg! geh, helf bei de Weerscht,
Thu lade dann zum Esse!
De Unkel un de Nochber, heerscht —
De Parre net vergesse!"

Jetz wascht se Stuhl un Disch un Bank,
Macht Liecht un schließt die Läde;
Dann eilt se Owenuf an Schank,
Holt Dischduch un Salfede.

Sie schafft de Metzjer aus de Stubb:
„Sesch beinoh halwer siwe!
Jetz kummt ach noch die Kinnertrupp —
Nor fort, in d' Stubb dort drüwe!"

„Euch braucht mer ach noch do im Haus,
Daß ehr de Blatz versperre;
Ehr kriegen drüwe euern Schmaus,
Ehr duhn nix bei de Herre!“

Sie rückt de Disch jetz in die Mitt
Un duht en prächtig decke
Mit lauter Zinn, „sie zehlt's heut nit,“
's thut nix jo drin do stecke.

Die Nochber un die Schwogerschaft,
Die ganze Freundschaftskibbe,
Die hot bereits sich beigeschafft
Un duht im Kräs schun nippe.

Uen Disch do werd jetz ufgeblanzt,
E großi schönt Kachel
Mit Woorschtsupp, Herrgott! jetzt werd g schanzt;
Deß esch was for die Achel.

„Ehr Herre! wann's jetz g'fällig isch,
— Mer derf ke Zeit verliere —
Setzt euch jetz hurtig an de Disch,
Ehr derft euch net schenire!“ —

Jetz geht es los; — deß Fleisch! die Weerscht!
Do bräucht mer noch en Mage;
Dezwische werd noch fescht geheerscht! —
De Wirth kann's jo vertrage!

's holt Jeder sich e guti Tracht,
Zeletscht git's noch e Spielche;
Dann wünscht e Jeder: „Guti Naacht!“
Un dorgelt in sei Hielche. —

W. A. K . . . . r.

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Oben am Tische saß der Gouverneur mit seinen zwei Adjudanten; an einer Seite saßen zwei Franzosen. Der Spanier und der Deutsche setzten sich an das untere Ende.

„Wie konntet Ihr nur auf den Gedanken gerathen, in dieses unglückselige Land zu kommen?“ begann der Erstere.

Der Deutsche gab nun eine getreue Geschichte seines Lebens. Er war der sechste Sohn eines Professors in einer kleinen sächsischen Stadt. Der Vater hatte Alles, was er besaß, an die Erziehung seiner Söhne gewendet. Als die seinige vollendet war, fand er sich ohne Amt, ohne Beschäftigung, wie es so vielen armen jungen Leuten in Deutschland ergeht, nachdem sie ihre Jugend herrlichen, tiefen Studien geopfert und die Wissenschaften mit den ersten Meistern betrieben haben. Sein Unterhalt war eine Last für die Familie. Da faßte er, ohne sich entmuthigen zu lassen, mit ächt deutscher Ruhe den Entschluß, nach Spanien zu gehen, wo der blutige nordische Krieg ihm die Aussicht eröffnete auf Verwendung seiner Dienste.

„Unter den Linden, die das Thor unsres Hauses beschatten,“ — so endete er seine Erzählung — „umarmte ich zum letzten Male meinen guten Vater, meine geliebte Mutter, meine Schwester Lotte und meine kleinen Geschwister, die weinend mich zu begleiten verlangten. Im tiefsten Innern bewegt und in Thränen trat ich in das Leben ein, in das Andre auf blumigen Wegen eingeführt werden. Doch, Muth! der Mensch ist da, um zu arbeiten. Der Himmel wird meine Anstrengung krönen. Ich liebe meinen Stand; er ist ein edler, großer. Sein Beruf ist, dem Nächsten hülfreich sein, das Resultat ein beglückendes, obwohl die Arbeit schmerzlich ist.“

„Und wie heißt Ihr?“

„Fritz Stein,“ antwortete der Deutsche, indem er sich leicht verbeugte. —

Kurz darauf stiegen die beiden neuen Freunde wieder auf's Verdeck. Einer der Franzosen, der der Thüre gegenüber saß, sah, wie der Spanier im Hinaufsteigen seinen schönen mit Pelz gefütterten Mantel dem Deutschen umwarf; wie dieser abwehrte, der Andre sich aber eilig davonmachte nach seiner Cajüte.

„Habt Ihr verstanden, was sie sprachen?“ fragte er seinen Landsmann.

„Eigentlich,“ entgegnete der Erste, ein Handelscommissionär, „ist das Lateinische nicht meine starke Seite; doch scheint mir der blondhaarige, bleiche Junge eine Art weinerlichen Werthers zu sein; auch kommt in seiner Geschichte etwas von einer Lotte vor, desgleichen eine Bande kleiner Kinder, wie in dem deutschen Romane. Glücklicherweise hat er, statt zu den Pistolen, nach dem Punschglase gegriffen, um sich zu trösten, was wohl weniger sentimental, jedenfalls aber philosophischer und — deutscher ist. Der Spanier kommt mir wie ein Don

Quixotte vor, ein Beschützer der Hülflosen, Ritter der Verlassenen, der seinen Mantel mit den Armen theilt. Dieses, nebst seinem stolzen Betragen, seinen festen, durchdringenden Blicken und seinem farblosen Gesichte, gleich einer Mondscheinlandschaft, bilden den ächt spanischen Typus."

„Ihr wißt," versetzte der Andre, „daß ich als Historien-Maler nach Tarifa gehe, um diesen Platz aufzunehmen in dem Momente, wo der Sohn Guzman's seinem Vater ein Zeichen gibt, ihn lieber zu opfern, als die Stadt zu übergeben. Wenn dieser junge Mann als Modell dienen wollte, wäre der gute Erfolg meines Gemäldes gewiß. Nie sah ich die Natur so nahe dem Ideal."

„So seid ihr Künstler alle — immer Schwärmer," bemerkte der Commissionär. „Ich meines Theils, wenn anders die Anmuth dieses Mannes, sein kleiner wohlgeformter Fuß, sein edles Profil mich nicht täuschen, halte ihn für einen Toreador (Stierfechter). Vielleicht ist es Montes selbst, der mehr oder weniger dieselben persönlichen Vorzüge besitzt und sehr reich und freigebig ist."

„Ein Stierfechter!" rief der Künstler; „ein Mann aus dem Volke! Was fällt Euch ein? Scherzt Ihr?"

„Sicher nicht, ich bin weit entfernt vom Scherzen. Ihr habt nicht, wie ich, in Spanien gelebt und kennt nicht das aristokratische Wesen seines Volkes. Ihr werdet schon sehen! — Meine Meinung ist, daß, sowie — Dank den Fortschritten der Gleichheit und Brüderlichkeit — die unausstehlichen vornehmen Mienen immer mehr erlöschen, man bald nur noch im Volke wirklich edle Gestalten finden wird."

„Dieser Mann ein Stierfechter!" wiederholte der Maler mit einem so verächtlichen Lächeln, daß der Andre sich etwas beleidigt erhob und sagte: „Wir werden bald wissen, wer es ist: kommt mit mir, wir wollen seinen Diener ausfragen."

Die Beiden stiegen auf's Verdeck, wo sie den Gesuchten fanden, und der Commissionär, der etwas spanisch sprach, knüpfte eine Unterhaltung mit dem Diener an und sagte nach einigen Gemeinplätzen: „Ist Euer Herr zu Bette gegangen?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Diener mit scharfem und etwas maliziösem Blick auf den Frager.

„Ist er sehr reich?"

„Ich bin nicht sein Verwalter, nur sein Kammerdiener."

„Reist er in Geschäften?"

„Ich glaube nicht, daß er deren hat."

„Für seine Gesundheit?"

„Er hat eine sehr dauerhafte."

„Reist er incognito?"

„Nein, Herr, mit seinem Vor- und Zunamen."

„Und wie heißt er?"

„Don Carlos de la Cerda."

„Ein berühmter Name, — sicher!" rief der Maler.

„Der meine ist Pedro de Guzman," sagte der Diener, „und ich habe die Ehre, mich Euern Gnaden zu empfehlen." Hiermit machte er eine Verbeugung und entfernte sich.

„Der Gil Blas hat Recht," sagte der Franzose. „In Spanien ist nichts gewöhnlicher, als berühmte Namen. In Paris zwar hieß mein Schuster Martel, mein Schneider Roland und meine Wäscherin Mad. Bayard. In Schottland gibt es mehr Stuarte, als Pflastersteine. Der Schurke von einem Bedienten hat sich über uns lustig gemacht. Ich argwöhne jetzt, daß der Spanier ein Agent der Faction ist, ein geheimer Spion des Don Carlos."

„Sicher nicht," rief der Künstler. „Er ist mein Alonso Perez de Guzman, der Gute: der Held meiner Träume."

Der andre Franzose zuckte die Achseln.

Als das Schiff in Cadix landete, verabschiedete sich der Spanier von Stein. „Ich muß mich einige Zeit in Andalusien aufhalten," sagte er. „Pedro, mein Diener, wird Euch nach Sevilla begleiten und einen Platz für Euch im Postwagen nach Madrid nehmen. Hier ist ein Empfehlungsbrief an den Kriegsminister und ein anderer an den Obergeneral des Regimentes. Wenn Ihr je meiner als Freund bedürft, so schreibt mir nach Madrid unter dieser Adresse."

Stein konnte vor Rührung nicht sprechen, mit der einen Hand nahm er die Briefe, mit der andern wies er die Adreß-Karte zurück, die ihm der Spanier reichte.

„Euer Name ist hier eingegraben," sagte

er, indem er die Hand auf das Herz legte. „O, ich werde ihn nie, nie vergessen — den Namen des edelsten Herzens, der großmüthigsten Seele, des besten der Sterblichen!"

„Unter dieser Aufschrift möchten Eure Briefe nicht in meine Hände gelangen," versetzte Don Carlos lächelnd; „diese hier ist kürzer und klarer." Er gab ihm die Karte und eilte weg.

Stein las: „Der Herzog von Almensa." Und Pedro, der dabei stand, fügte hinzu: „Marquis von Guadalmonte, Val-de-Flores und Roka-Fiel; Graf von Santa Clara, von Euzinasola und Lara; Ritter des goldnen Vließes und Großkreuz von Karl III., Kammerherr Seiner Majestät, Grand von Spanien I. Classe rc. rc." (Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Das englische Fleckwasser besteht nach einer Untersuchung des Prof. Artus aus 6 Loth 95procentigem Alkohol, 2 Loth Aetzammoniakflüssigkeit von 0,875 spec. Gewicht und 1 Quentchen Benzol. Die Flüssigkeit läßt sich leicht darstellen, indem man zunächst das Benzol in das Glas abwägt, dann den Alkohol zusetzt und umschüttelt, und zuletzt die Aetzammoniakflüssigkeit hinzufügt. Dieses Fleckwasser dient anerkannt dazu, Säure-, Harz-, Wachs-, Theer- und Fettflecke aus allen Stoffen zu entfernen.

Verschiedenes.

Eine kleine Gesellschaft eines sächsischen Grenzstädtchens veranstaltete eine Schlittenpartie nach einem nahen böhmischen Dorfe und hatte, die Kälte scheuend, sich mit Wärmflaschen versehen. Dort angekommen, mundete den Leutchen der feurige Ungarnwein vorzüglich, und sie beschlossen, einige Flaschen davon mit nach Hause zu nehmen. Um aber den hohen Eingangszoll nicht zu geben, wurde der Wein in die Wärmeflaschen gefüllt und gepatscht. Und das war klug und weise! Auf dem Nachhausewege wird aber noch ein sächsischer Gasthof besucht. Beim Wiedereinsteigen bricht ein Herr der Gesellschaft in die Worte aus: „Herr Jeses, unsere Wärmeflaschen sein ja heeß!" Die Andern erbleichen. Da tritt aus dem Hintergrund der Hausknecht stillvergnügt hervor und spricht: „Die Flaschen waren ja so kalt geworden, da hab ich Se ene heemliche Freede gemacht und 's kalte Wasser hie weggegussen und heeßes neingefüllt."

Als die Dienerschaft eines reichen Mannes am Neujahrsmorgen schönstens gratulirte, in der Hoffnung auf ein gutes Neujahrsgeschenk, erwiderte dieser: Ich danke Euch, lieben Leute, für Eure guten Wünsche, die Ihr mir zum neuen Jahre darbringt. Ich habe mich, wie Ihr wißt, als Geber stets nobel gezeigt, und will mich auch heute so honnet zeigen, wie noch nie. Dem Dienstpersonal lief bei diesen Worten das Wasser im Munde zusammen, als der Herr fortfuhr: Ich schenke Euch, lieben Leute, das, was Ihr mir während des vorigen Jahres gestohlen habt. Man vergegenwärtige sich die langen Gesichter des Dienstpersonals.

(**Ein guter Hieb.**) Herr Professor X sah, als er eines Tages den Katheder bestieg, auf dem Pultbrette einen Eselskopf gezeichnet. Ohne irgend welches Zeichen der Verlegenheit richtete er an seine Zuhörer folgende Frage: „Wer hat hier sein Portrait vergessen?"

Ein Schulmeister Z. liebte es sehr, in seinem Unterricht Fremdwörter einzumengen. Bei der Erzählung der Schöpfungsgeschichte sprach er von einem Chaos, anstatt zu sagen: Die Erde war wüst und leer. Nun fragte er in der Prüfung: „Du, Franzl, sag mir einmal, was war die Erde, bevor sie Gott geordnet hatte?" „A Kas!" (Käs) war die Antwort.

Auflösung der Charade in Nr. 41:

Eroberer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 43. Mittwoch, den 11. April 1866.

An das deutsche Volk.

Zehn Lustern sind bereits verflossen
Im Strome der gewalt'gen Zeit,
Seitdem den Janus man geschlossen,
Dem Cult des Friedens ihn geweiht.

Denn der Titane war gefallen,
Der lang' geschreckt die ganze Welt,
Verstummet seiner Donner Hallen
Auf Ligny's blutumwogtem Feld.

Ja, Ligny's Leichen-Pyramiden,
Die hochgebaut der Rache Glut,
Sie gaben Zeugniß, wer gestritten,
Wie man gekämpft mit Löwenmuth.

Bei Leipzig schon und bei Großbeeren,
Wo des Gewalt'gen Troß erlag,
Da sah man glänzend sich bewähren,
Was angestammte Kraft vermag.

Und all die Feigen, die geflohen
Jüngst vor des Corsen Uebermuth,
Und die gehorsam seinem Drohen
Zur Sühne boten Ehr' und Blut; —

Sieh, all die Stolzen, die gekettet
Nun büßten ihres Frevels Frucht —
Das deutsche Schwerdt hat sie gerettet,
Zertrümmert ihrer Fessel Wucht.

Da drängte sie der heißen Mühen,
Der blut'gen Opfer schwere Schuld,
Und fühlend ihres Dankes Glühen
Gelobten sie mit Herz und Mund:

„Ein Reich des Friedens laßt uns gründen
Und schützen es mit kräft'ger Hand;
Zur Eintracht unsre Herzen zünden
Für Gott, für Recht und Vaterland!

„Ein Bruderkuß durch alle Gauen,
So weit die deutsche Zunge klingt,
Ein Werk der Liebe laßt uns bauen,
Das keine Macht der Erde zwingt.

„Die Freiheit laßt vor Allem walten
In Kirche, Staat und Wissenschaft;
Der Wahrheit Fackel sich entfalten
Und schützen sie mit aller Kraft!" —

Ihr Greise Deutschlands habt vernommen
Begeistert einst den heil'gen Eid,
Und flammend hat ihn aufgenommen
Der Genius ins Buch der Zeit.

Doch sprecht! Ist Wahrheit auch geworden,
Was man gelobt zu jener Stund'? —
O schaut nach Osten, schaut nach Norden,
Wie sich bewährt der „heil'ge Bund!" —

Zehn Lustern sind seitdem verflossen,
Doch spurlos ist sein Wort verweht;
Ja, Drachenzähne sind entsprossen,
Ins Herz des deutschen Volks gesä't.

Hört ihr denn nicht des Hahnes Krähen
Und seiner Flügel grimmen Schlag?
Ein neuer Titan wird erstehen
Und schmieden neuer Fessel Schmach.

Was hilft das Jammern, hilft das Klagen?
Es bracht' euch stets nur Hohn und Spott.
Für Rettung Deutschlands laßt uns tagen,
Uns schaaren jetzt in Drang und Noth!

Auf, deutsches Volk, und laß ertönen
Von Thron zu Thron dein Flammenwort,
Der Fürsten Hader zu versöhnen,
Der uns bedroht mit blut'gem Mord.

Der Eintracht Banner lasset wehen
Und wappnen uns mit Löwenmuth,
Mit aller Kraft dem widerstehen,
Der sich vergreift an Bruders Blut!

Neustadt. Str.

---

*La Gaviota

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel II.

Eines Morgens im October 1838 stieg ein Mann langsam aus einem der Orte der Grafschaft Niebla herunter, der Ebene zu. Voll Ungeduld, einen der kleinen Seehäfen zu erreichen, den man ihm angegeben, bog er, um, wie er glaubte, vom Weg abzuschneiden, in eine der weiten Steppen ein, wie sie in Süd-Spanien so häufig sind; jene grünen Wüsten, wo die kostbaren Schaafe gezogen werden, deren Heerden nie über diese Grenzen hinaus kommen.

Der Mann sah alt aus, obschon er nicht mehr als 26 Jahre zählte. Er trug einen bis an den Hals zugeknöpften Militärmantel und eine schlechte Mütze mit einem Visier. Auf der Schulter trug er einen dicken Rock, an dem ein mit grünem Tuch überzogener Mahagony-Kasten, ein Päckchen Bücher, ein Körbchen mit Streifen weißer Leinwand und ein zusammengerollter Mantel hingen. Dieses leichte Gepäck schien viel zu schwer für seine Kräfte. Von Zeit zu Zeit hielt er an, drückte eine Hand auf sein gepreßtes Herz oder fuhr damit über seine brennende Stirne; er richtete auch wohl seinen Blick auf einen armen Hund, der ihm folgte, und der in solchen Pausen sich wedelnd zu seinen Füßen legte.

„Armer Treu," sagte er zu ihm, „du einziges Wesen, das mir zeigt, daß es in der Welt Liebe und Dankbarkeit gibt; nie werde ich den Tag vergessen, wo ich dich zum ersten Male sah; den Tag, wo der arme Schäfer, dein Herr, erschossen wurde, weil er nicht zum Verräther werden wollte. Er kniete nieder, um den Tod zu empfangen, und Niemand vermochte dich von seiner Seite zu entfernen. — Der Schuß knallte, und du, — du treuer Freund des Unglücklichen, fielst tödtlich verwundet an der Seite des leblosen Körpers nieder. Ich nahm dich mit, heilte deine Wunden und du hast mich seitdem nicht mehr verlassen. Wenn man mich im Regiment spöttisch den Hundedoctor nannte, kamst du herbei und lecktest mir die Hand, als wolltest du sagen: die Hunde sind dankbar. O großer Gott! ich liebte meine Nebenmenschen. Zwei Jahre sind es, seit ich voll Lebensmuth, Hoffnung und guten Willens in dieses Land kam und meinen Brüdern meine Pflege, mein Wissen und mein Herz anbot. Ich habe viele Wunden geheilt, und zum Dank dafür wurden mir deren geschlagen, — tiefe Seelenwunden. Großer Gott! großer Gott! mein Herz ist gebrochen. Schmachvoll hat man mich aus dem Regimente verstoßen, nach zwei Dienstjahren, zwei Jahren unermüdeter Arbeit. Ich bin angeklagt, verfolgt, und warum? Weil ich Einen von der feindlichen Partei geheilt habe, einen Unglücklichen, wie ein wildes Thier Gehetzten, der sterbend in meine Arme sank. Ist es möglich, daß die Kriegsgesetze zum Verbrechen stempeln können, was die Moral als Tugend aufstellt und die Religion als Pflicht gebietet? Und was soll jetzt aus mir werden? Ich will mein müdes Haupt und zerrissenes Herz in den Schatten der Linden am Vaterhause tragen. — Dort machen sie mir's nicht zum Verbrechen, mit einem Sterbenden Mitleid gehabt zu haben."

Nach einer kleinen Pause machte der Unglückliche eine neue Anstrengung. — „Vorwärts, Treu, vorwärts!" Und der Mann und das treue Thier setzten ihre mühevolle Wanderung fort. Doch nach Kurzem verlor sich der schmale Pfad, den sie bisher verfolgten und den der Fuß der Hirten gebahnt hatte. Das Erdreich bedeckte sich mehr und mehr mit Gestrüpp und hohem, dichtem Buschwerk; es war unmöglich, in gerader Linie weiter zu gehen.

Die Sonne ging unter, und nirgends war eine menschliche Wohnung zu sehen, weithin nichts als die endlose Steppe; eine grüne Wüste, einförmig wie der Ocean.

Fritz Stein, — als Solchen haben ihn die Leser längst erkannt, — sah zu spät ein, daß er in seiner Ungeduld seinen Kräften zu viel zugemuthet habe. Kaum konnte er sich auf seinen geschwollenen, schmerzenden Füßen halten, seine Pulse schlugen heftig, durch seine Schläfe zuckte ein schneidender Schmerz; dazu plagte

ihn ein brennender Durst. Und was das Schreckliche seiner Lage noch vermehrte, ein dumpfes, gedehntes Brüllen verkündigte die Nähe einiger halbwilden Stiere, die so gefährlich sind in Spanien.

„Gott hat mich aus vielen Gefahren gerettet," sagte der elende Wanderer; „er wird mich auch jetzt beschützen; und wenn nicht, so geschehe sein Wille!" Er beschleunigte seinen Schritt so viel als möglich; doch welch' Entsetzen! Als er um ein dichtes Buschwerk von Nadelholz herumgekommen war, sah er sich auf zwei Schritte Entfernung einem Stiere gegenüber. — Er blieb regungslos, wie versteinert, stehen. Auch das Thier blieb, verwundert über die Begegnung und mehr noch über eine solche Kühnheit, ohne Bewegung und richtete seine großen, wilden, flammenden Augen auf Stein. — Dieser wußte, daß er bei der leisesten Bewegung verloren war. Der Stier, der, seine Kraft und Stärke kennend, zum Angriff gereizt sein will, senkte und erhob zwei Mal voll Ungeduld den Kopf und wühlte die Erde auf, daß Wolken von Staub aufflogen, gleichsam als Signal der Herausforderung. — Stein regte sich nicht. Da machte das Thier einen Schritt vorwärts, senkte den Kopf und bereitete sich zum Angriff, als es sich in ein Hinterbein gebissen fühlte. Das wüthende Geheul seines treuen Gefährten verrieth Stein zu gleicher Zeit, wer sein Retter sei. Der Stier wandte sich, um dem unerwarteten Ueberfall zu begegnen, und Stein ergriff die Flucht.

Die schreckliche Lage, aus der er sich so eben mit Mühe gerettet hatte, gab ihm neue Kräfte, in das nahe Buschwerk zu fliehen, dessen dichtes Geflechte ihn den Augen seines fürchterlichen Gegners entzog. Er hatte schon eine Strecke zurückgelegt, und auf einer kleinen Anhöhe angelangt, wandte er sich um, da sah er, fern zwischen den Sträuchern, seinen armen Gefährten, den die wilde Bestie ein über das andere Mal in die Höhe schleuderte. Stein streckte die Arme gegen das treue Thier aus und rief schluchzend: „Armer, armer Treu! du einziger, letzter Freund! — Wie sehr verdienst du diesen Namen! — Wie theuer zahlst du die Liebe zu deinem Herrn!"

Um sich dem herzzerreißenden Anblick zu entziehen, floh Stein weiter und weinte wie ein Kind. Bald gelangte er auf den Gipfel einer andern Anhöhe, und von da entfaltete sich vor seinen Augen eine herrliche Landschaft. Der Boden dachte sich unmerklich ab bis an das Meer, das ruhig und friedlich die untergehende Sonne wieder spiegelte und wie ein Feld von Rubinen, Smaragden und Saphiren erschien. In diesem Gewirre von Lichtern und Strahlen unterschied man gleich einer Perle das weiße Segel eines Schiffes. Die Küstenlinie war ein Streifen goldnen Sandes, den die Wellen mit Silberschaum bespritzten. Hohe, zackige Felsen ragten empor und trotzten dem fürchterlichen Elemente, wie die kaltblütige Festigkeit der Wuth trotzt. In der Ferne auf einem dieser Felsen unterschied Stein die Ruinen einer Veste, ein schwaches Werk von Menschenhand auf dem Fundamente von ewigen Felsen, dem unzerstörbaren Werke Gottes. Einige Gruppen von Pinien überragten mit ihren starken, schattigen Wipfeln das niedre Gebüsch. Zur Rechten, auf einem Hügel, sah er ein weites Gebäude, es konnte ein Ort, ein Palast mit seinen Nebengebäuden oder ein Kloster sein. Beinahe erschöpft durch die rasche Flucht und die heftige Gemüthsbewegung, richtete er seinen Schritt jener Gegend zu. (Fortsetzung folgt.)

Der ambulirende Sonnen- und Regenschirm-Händler.

Glücklicher Pariser! Auf dem weiten Erdenrund gibt es schwerlich einen Städter, der in jeder Beziehung so von seines Gleichen auf den Händen getragen, verhätschelt und vertätschelt wird, wie er. Er mag sich hinwenden, wo er will, überall empfängt ihn Dame Comfort mit offenen Armen. Seinen Füßchen nicht wehe zu thun, überzog sich das Trottoir, stellenweise selbst die Fahrstraße, mit einer Lage wohlgeebneten Asphalts. Damit er nicht müde werde vom langen Gehen, kam mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung eine löbliche Compagnie darauf, Tausende von Vehikeln ihm zur Verfügung zu stellen und dem weitbäuchigen Omnibus mit seinen Drei- und Sechs-Sous-Sitzen das Bürgerrecht zu verschaffen. Damit er an heißen Sommertagen

im Schatten gehen könne, pflanzte ein hochweiser Magistrat Bäume über Bäume. Damit er Luft genug habe zum Athmen und Gewähr genug gegen die Pestilenz, ließ Herr Haußmann Bresche schlagen in das alte Paris und zog seine neuen breiten, schuß- und kugelgerechten Straßen. Damit seine Lunge verschont bleibe vom Staube, rasselt die niederschlagende Spritztonne daher. Damit der „anhängliche“ Macadam ihn nicht zu sehr behellige, ward die Stadt mit dem Straßenkehrercorps bedacht und die Balayeuse *) zur Geltung gebracht. Damit — — doch wie viele Damit's hätte man noch anzuführen, um sich durch das öffentliche Bequemlichkeits-Labyrinth hindurchzuarbeiten und zu befriedigendem Schlusse zu kommen! . . . Es ist ein ewiges Ineinandergreifen, ein gegenseitiges Sichunterstützen wie zur Erleichterung und Milderung der irdischen Existenz, und fast könnte man auf den Gedanken kommen, zur Verwirklichung der schönen Worte: „Liebet euch untereinander!“ Doch der Himmel bewahre uns vor Ironie! . . . Und ohne Ironie sei es gesagt, unter allen Verhältnissen selbst vor der Ungunst des Himmels bewahrt ist der Pariser.

Er kann hinausziehen zum Pferderennen, zur Truppenmusterung, und zerstreut sein wie Menalkus, d. h. bei gewitterschwangerem Himmel das einzige Schutzmittel gegen die freundschaftlichen Ergüsse des Pluvius daheim lassen am Kamin, dennoch ist für ihn gesorgt. Sie kann im Julimond eine Promenade antreten unter dem Schattenmantel der Wolken, im Vertrauen darauf, ihre zartweißen Händchen nicht mit dem obligaten Parasol belasten und den Wolkenschleier plötzlich zerreißen sehen, dennoch versengen die Sonnenstrahlen nicht ihren rosigen Teint. Denn auf Schritt und Tritt verfolgt sie und ihn — verfolgt Donna Blanca und Narziß ein vorsorgliches Walten in der Gestalt — des ambulirenden Sonnen- und Regenschirm-Händlers.

Die seltsame Erscheinung — seltsam wie so viele andere in der französischen Hauptstadt — ist dennoch nichts weniger als selten und zeigt sich meist unter dem Aeußern eines jener rastlosen Industriellen, die da Tag aus Tag ein darauf bedacht sind, Rundschau in den Kleiderschränken der Pariser zu halten und gegen ein Billiges mit fortzunehmen, was nicht mehr nach Mode und Geschmack. So gut wie der erfahrenste Landmann prophezeien sie den Wechsel der Witterung und des Windes, und wie ein Schiffer auf hoher See sagen sie dir auf's Haar: „Jenes Wölkchen verkündet den Sturm, dies einen heitern Himmel und das einen dichten, anhaltenden, profitablen Regen.“ Der Mann mit seinem schleppenden Gange, seiner „einst fashionable gewesenen“ Tracht, seiner obligaten Schirm- und Stocklast — denn auch Spazierstöcke gehören zu seinem Ressort — sieht freilich aus wie der personificirte Schlendrian; aber wie muß er seine Aufgabe nicht lösen, will er anders zu Verdienste gelangen und „sein Schnittchen dabei machen“, wie der „Handelsmann“ sagt! . . . Da besonders ist Zeit Geld; versäumt er den richtigen Moment, so ist der Schaden horrent. Und wie viele Orte, was für Bewegungen im öffentlichen Treiben sind da nicht in's Auge zu fassen! Wie muß er nicht achten auf Alles, was in Paris vorgeht! wie es nicht hervorklauben von Affichen und Blatt! Gar mancherlei sind denn auch seine Schritte und Wege.

(Schluß folgt.)

*) Eine neue Straßenreinigungsmaschine.

Berichtigung.

In Nro. 41 des Unterhaltungsblatts wolle auf der ersten Spalte der 2ten Seite nach der 40. Zeile, in welcher die Frage steht: „Wohin geht Ihr?“ gelesen werden:

„In den Krieg, den Bürgerkrieg, den schrecklichsten von allen: nach Navarra.“

Logogryph.

Ein Insect ist's mit dem Kopf,
Doch ein Vogel ohne Kopf.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 44. Freitag, den 13. April 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Es war Nacht geworden, als er anlangte. Das Gebäude war ein Kloster, wie man sie in vergangnen Jahrhunderten baute, als noch Glaube und Enthusiasmus die Welt belebten — Tugenden, die zu groß, zu erhaben sind, um in unsrer Zeit der Engherzigkeit und kleinlichen Gesinnung gedeihen zu können; damals diente das Gold nicht dazu, es aufzuhäufen oder unwürdig zu verschwenden, sondern man verwendete es zu edeln Zwecken, wie die Menschen damals auch mehr von Gedanken des Schönen und Großen, als der Bequemlichkeit und des Erwerbes erfüllt waren. Es war ein Kloster, das einstens prächtig, reich und gastfrei den Armen Brod gab, das Elend linderte und Schmerzen der Seele, wie des Körpers heilte; jetzt war es verlassen, leer, arm; und als es für einen Spottpreis zum Verkauf ausgeboten wurde, fand sich Niemand, der es gewollt hätte.

Wenn schon die Speculation zu riesenhaftem Umfang angewachsen ist und fortschreitet, wie ein Eroberer, der Alles an sich reißt, den kein Hinderniß abschreckt, so hält sie doch still vor den geheiligten Tempeln des Herrn, wie der Sand, den der Wind aus der Wüste entführt, zu den Füßen der Pyramiden liegen bleibt.

Der seines rechtmäßigen Schmuckes beraubte Glockenthurm erhob sich wie ein lebloser Riese, aus dessen leeren Augenhöhlen das Lebenslicht geflohen. Dem Eingang gegenüber stand noch ein Kreuz von weißem Marmor, das sich, da das Piedestal halb zerstört war, nach einer Seite neigte, wie vor Leid und Trauer. Das Thor, früher weit geöffnet, war jetzt verschlossen.

Stein's Kräfte schwanden, und er fiel halb entseelt auf eine gegen die Mauer angebrachte steinerne Bank. Das Delirium des Fiebers erfaßte sein Gehirn; ihm war, als ob die Meereswellen an ihn herankämen, gleich großen Schlangen, und ihn mit weißem, giftigem Speichel bespritzten, als ob der Mond ihn bleich und erschrocken ansähe und die Sterne im Kreislauf um ihn tanzten. Er hörte das donnernde Gebrüll von Stieren, und einer stürzte hinter dem Kreuz hervor und schleuderte den armen Treu ihm gerade vor die Füße. Das Kreuz selbst kam schwerfällig herangeschwankt, als wolle es auf ihn fallen und mit seinem Gewicht ihn zermalmen. Alles tanzte und kreiste um den Unglücklichen! Doch mitten in diesem Chaos, das ihm die Sinne immer mehr verwirrte, hörte er durch all die wirbelnden, phantastischen, trommelartigen Töne hindurch klar und deutlich das Krähen eines Hahnes. Als ob dieser ländliche, heimische Laut ihm sogleich die Fähigkeit zu denken und sich zu bewegen zurückgegeben hätte, — stand er plötzlich auf den Füßen. Er schleppte sich noch bis an das Thor hin und schlug mit einem Stein daran; ein Bellen antwortete ihm. Er versuchte einen zweiten Schlag, fiel aber kraftlos zu Boden. Das Thor öffnete sich und 2 Personen erschienen in ihm. Es waren zwei Frauen. Die Eine, noch jung — hielt ein Licht in der Hand, und als sie dessen Schein auf den Gegenstand zu ihren Füßen lenkte, schrie sie auf: „Jesus Maria! es ist nicht Manuel; es ist ein Unbekannter — und — er ist todt! Gott helfe uns!"

„Wir wollen ihm Hülfe leisten, wenn möglich" — rief die Andre, eine würdige Matrone,

„Bruder Gabriel! Bruder Gabriel! kommt schnell herbei! Da ist ein Unglücklicher, der im Sterben liegt."

Man hörte eilige, schwerfällige Schritte.

Bald kam ein Greis herbei, nicht sehr groß von Gestalt, dessen heitres, friedliches Gesicht eine reine, fühlende Seele wiederspiegelte. Sein etwas sonderbarer Anzug bestand in Beinkleidern, einer weiten, grauen Mönchskutte, an den Füßen trug er Sandalen, und seinen kahlen Schädel deckte eine schwarze Wollkappe.

„Bruder Gabriel" — sagte die alte Frau „man muß diesem Manne Hülfe leisten."

„Man muß diesem Manne Hülfe leisten," bestätigte der Bruder.

„Um's Himmels willen, Senora," rief die mit dem Lichte, „Ihr wollt doch nicht einen Sterbenden herein bringen?"

„Tochter," erwiederte ernst die Matrone, „wenn wir keinen andern Ort finden, werde ich ihn in mein eignes Bett legen."

„Und Ihr wollt ihn in das Haus aufnehmen, ohne zu wissen, wer er ist?"

„Warum nicht? Kennst du nicht den Spruch: Thue Gutes und siehe nicht darauf, wem du es thust? Komme, wir wollen Hand an's Werk legen."

Dolores gehorchte willig, doch furchtsam zugleich. „Gebe der Himmel, daß wir keine Scene mit Manuel bekommen, wenn er heim kehrt!"

„Das wollen wir sehen. — Es fehlte noch, daß der Sohn sich den Anordnungen seiner Mutter widersetzte." erwiederte die gute Alte.

Die Drei brachten Stein in das Gemach des Bruders Gabriel. Bald war von frischem Stroh und einer großen wollenen Decke ein gutes Bett gemacht. Die Matrone zog aus einer Commode einige weiße, nicht sehr feine Tücher hervor und breitete sie darüber. Bruder Gabriel wollte sein Kissen hergeben, dem widersetzte sich aber Maria, da sie zwei habe und ganz gut eines entbehren könne. Stein wurde entkleidet und zu Bette gebracht. Jetzt hörte man wiederholte Schläge an das Thor.

„Ah, das ist Manuel," sagte seine Frau. „Kommt mit mir, Mutter, ich möchte nicht allein bei ihm sein, wenn er erfährt, daß ohne kein Wissen ein Mann in's Haus hereingekommen."

Die Schwiegermutter folgte der Tochter auf dem Fuße.

„Gelobt sei Gott! Guten Abend, Mutter! Guten Abend, Frau!" sagte im Hereintreten ein großer, schöngewachsener Mann von 36 bis 40 Jahren, dem ein Knabe von vielleicht 13 folgte.

„Gehe, Momo (Jeronimo), entlade die Eselin und bringe sie nach dem Stalle; die arme Golondrina (Schwalbe) fällt um vor Mattigkeit."

Momo trug nach der Küche, die der Sammelplatz der ganzen Familie war, einen Vorrath großer, weißer Brode, einige Säcke und seines Vaters Mantel. Hierauf verschwand er mit seiner Golondrina.

Dolores schloß das Thor und verfügte sich mit ihrem Manne und der Mutter in die Küche.

„Bringst du mir die Seife und die Stärke?"

„Da liegt Beides."

„Und mein Garn?"

„Das hätte ich beinahe nicht mitgebracht," sagte Manuel lachend, indem er seiner Mutter einige Stränge hinhielt.

„Und warum, mein Sohn?"

„Ich erinnerte mich des Mannes, der auf den Jahrmarkt ging, und dem alle seine Nachbarn Aufträge gaben. Bringt mir einen Hut mit; bringt mir ein Paar Gamaschen; die Eine wünschte einen Kamm; eine Gevatterin Chokolade, und Niemand gab ihm auch nur einen Pfennig mit. Als er schon auf seinem Maulthier saß, kam ein kleiner Schlingel daher und bat: Hier habe ich 2 Kreuzer, wollt Ihr mir nicht eine Pfeife dafür mitbringen? — und gesagt, gethan, drückte er ihm das Geld in die Hand. Der Mann verneigte sich, nahm das Geld und antwortete: Du sollst pfeifen. — Als er vom Jahrmarkt nach Hause kam, hatte er richtig nichts mitgebracht, als die Pfeife."

In diesem Moment zeigte sich Momo unter der Küchenthüre. Er war kurz und gedrungen von Gestalt, mit hohen Schultern, die er die schlechte Gewohnheit hatte, mit einer verächtlichen Bewegung beständig noch mehr hinaufzuziehen, so daß sie seine ungeheuern Ohren berührten. Sein Kopf war dick, sein Haar kurz, die Lippen aufgeworfen. Dabei war er plattnasig und schielte.

„Vater," sagte er mit boshaftem Lächeln,

„in Bruder Gabriels Zimmer ist ein Mann versteckt."

„Ein Mann in meinem Hause!" rief Manuel, vom Stuhle aufspringend. „Dolores, was ist das?"

„Es ist ein armer Kranker, Manuel. Deine Mutter hat ihn aufgenommen. Ich widersetzte mich; allein sie wollte es so. Was konnte ich thun?"

„Und wenn es auch meine Mutter ist — sie kann nicht den Ersten, Besten, der kömmt und Einlaß begehrt, in das Haus herein lassen."

„Nein — aber ihn vor der Thüre sterben lassen, wie einen Hund," erwiederte die Greisin; „nicht wahr?"

„Aber, Mutter, ist mein Haus ein Hospital?"

„Das wohl nicht, aber ein Christenhaus, und wärest du da gewesen, du hättest gethan, wie ich."

„Nein, nein," entgegnete Manuel, „ich hätte ihn auf die Eselin geladen und nach dem nächsten Kloster gebracht. Wenn es denn ein Räuber wäre!"

„Ein Sterbender stiehlt nicht mehr."

„Und wenn er eine langwierige Krankheit zu bestehen hat, wer bezahlt die Kosten?"

„Sie haben schon ein Huhn geschlachtet," sagte Momo; „ich habe die Federn im Hofe gesehen."

„Mutter! — Habt Ihr die Sinne verloren?" rief Manuel zornig.

„Genug, genug," sagte die Mutter ernst und voll Würde. „Schäme dich, daß du mit deiner Mutter haderst, weil sie gethan, was Gottes Gebot verlangt. — Lebte dein Vater noch, er würde es nicht glauben, daß sein Sohn einem Unglücklichen, der hülflos und sterbend vor seiner Thüre lag, dieselbe verschließen wollte."

Manuel senkte den Kopf, und es trat eine allgemeine Stille ein.

„Nun, Mutter! thue nach deinem Willen, und als ob ich nichts gesagt hätte. — Man weiß ja, daß die Weiber Alles durchsetzen."

Dolores athmete auf. — „Wie gut er ist," sagte sie zu ihrer Schwiegermutter.

„Zweifeltest du daran?" antwortete diese, der geliebten Tochter zulächelnd. — Und sie erhob sich, um nach dem Kranken zu sehen.

Zu Momo sagte sie im Vorübergehen: „Ich wußte schon lange, wie böse dein Herz sei; aber nie hast du dich gezeigt wie heute. Gehe, in Gottes Namen; ich bedaure dich. Du bist schlecht und trägst die Strafe in dir."

„Alte Weiber müssen immer predigen," knurrte Momo, seiner Großmutter einen ungeduldigen, heimtückischen Blick zuwerfend.

Kaum hatte er das letzte Wort heraus, als seine Mutter, die es hörte, ihm eine tüchtige Ohrfeige versetzte. „Ich will dich lehren," sagte sie zu ihm, „gegen die Mutter deines Vaters — die deine Mutter zweifach ist — ungezogen sein."

Momo flüchtete sich weinend in den Hof und kühlte seine Wuth in einem Fußtritt, den er dem Hunde versetzte. (Fortsetzung folgt.)

Der ambulirende Sonnen- und Regenschirm-Händler.

(Schluß.)

Gesetzt, es ist ein schöner, frühlingsheiterer Sonntag. Da überlegt der Stockhändler: „Heute regnet es nicht, heute fluthet es hinaus in Strömen auf's Land; ergo — die Stöcke zur Hand und gewählt einen Stand!" Und von der ersten Nachmittagsstunde an kann man, sei es auf dem Wege nach Vincennes oder in der Rue Royale, der Champs-Elysées-Straße oder irgend einem anderen hinausführenden Durchgange, ihn sehen, wie er seine Auswahl Spazierstöcke exhibirt, nach stocklosen Spaziergängern angelt und mit Pathos seine nicht immer funkelnagelneuen Artikel anpreist. In allen Tönen und Lagen ergeht sich sein gemeiniglich rauhes Organ. Er gestikulirt dazu nicht immer nach den Regeln der Kunst; aber das Feuer ersetzt, was ihm am Taktgefühl gebricht, und nicht selten schmilzt das Häuflein der Stöcke zusammen, wie Schnee vor der Sonne.

In einem ganz andern Lichte sehen wir ihn z. B. an einem sonnigen Augusttage auf schattenloser Promenade. Auch Bücklinge macht der Mann, und ganz anständige, und fast eben so tief, wie ein wohlgeschulter Schranze bei Hofe, das sehen wir dort. Mit Grazie nähert er sich der alten Dame und bietet ihr seinen verblaßten seidenen Schutz gegen die Zudringlichkeit der Sonnenstrahlen, natürlich gegen gebührenden Ersatz in Gelde. Aber mit

Vorliebe wendet er sich doch an Jüngere, und dann muß man den Schalk sehen, wie er so züchtig die Augen niederschlägt, aus seinem Rücken einen Katzenbuckel macht, die Ellenbogen in die Seite stemmt, hurtig den en-tout-cas aufspannt und ihn dem Dämchen hinhält zur gefälligen Besichtigung und Prüfung! . . .

Schaarweis wie gewisse Würmer und Schnecken zeigt sich die Familie des ambulirenden Sonnen- und Regenschirmhändlers in Augenblicken, wo der Himmel seine Schleusen zu öffnen beginnt. Man weiß nicht, woher sie kommen, aber kaum hat es zu regnen begonnen, so bewegen sich auch schon wohl überschirmt und ein umfangreiches Schirmbündel unter dem Arm, zahlreiche handelsbeflissene Gestalten daher, sich gegenseitig überbietend in Anwendung ihres quasi regenfeindlichen Organs. „Puff, puff!" fliegen in ihrer Hand die Regenschirme auf. „Nur so und so viel das Stück, meine Herrschaften! Ich rathe Ihnen, schützen Sie sich gegen die Nässe! Was haben Sie davon als verdorbene Kleider und den Schnupfen, eine Brustentzündung wohl gar! Nur so und so viel das Stück, meine Herrschaften!" — Das Geschäft zeigt sich, ungeachtet der Concurrenz, dann immer noch einträglich genug, und mancher arme Teufel, mancher geschniegelte Dandy segnet ob der Bescherung den Himmel.

Großartig wird die Concurrenz der Regenschirmhändler bei außerordentlichen Gelegenheiten, als da sind Truppenrevüen, Pferderennen u. s. w., vorausgesetzt natürlich, daß Regenwetter eintritt.

Großartig ist dann meist auch die Verwirrung unter dem schirmlosen Publikum, namentlich der toilettenfreundlichen Damen, und das Gebrüll der urplötzlich sich geltend machenden Industriellen (**Achetez un parapluie! Qui demande un parapluie?**) bringt wie Sphärenmusik in manches weibliche und männliche Ohr. Charakteristisch ist dies Geschrei auch des Abends kurz vor und nach Mitternacht unmittelbar vor den Pforten der Schauspielhäuser, **cafés-concerts** und sonstigen Versammlungsorten; kurz, wo und wann nur in der Riesenstadt Jupiter Pluvius seine milde Hand aufthut, wird auch das concertistische Treiben des ambulirenden **marchand de parapluies** laut; nirgends vermißt man ihn, und wir hatten wohl Recht, wie Sie sehen, als wir auch mit Bezugnahme auf ihn und seine Dienstleistungen sagten: „Glücklicher Pariser!"

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen Wassersucht, von Dr. Trynlowsky in Ungarn.) Ueber einen speciellen Fall dieser lästigen Krankheit lesen wir von einer Frau, bei welcher alle anderen Heilmittel erfolglos geblieben waren: Die Patientin, eine Frau von 60 Jahren, aß nach ärztlicher Anordnung in den ersten drei Tagen je eine geschälte und mit Zucker bestreute Citrone, in den weiter folgenden drei Tagen je zwei, sodann drei Stück der Frucht, bis sie es auf achtzehn Stück an einem Tag brachte, worauf sie in demselben Verhältnisse wieder weniger Citronen täglich aß, bis sie wieder auf eine dieser Früchte zurückkam. Während dieser Zeit aß die Kranke kein Fleisch. Schon am sechsten Tage zeigte sich eine gute Wirkung, und in dritthalb Monaten war die Kranke vollkommen geheilt. Der genannte Arzt soll sich seit Jahren schon dieser Heilmethode mit Erfolg bedienen und veröffentlicht dieselbe uneigennützig zum Heile und Frommen der leidenden Menschheit.

Verschiedenes.

Student: „Das ist zum Teufelholen! Jetzt habe ich sechs Semester fleißig studirt, und bin doch durchgefallen." Bemoostes Haupt: „Junger Bursche, wer wird so arrogant sein, in Deinen Jahren schon das Examen zu machen. Sieh mich an! Ich habe schon achtzehn Semester hinter mir und traute mir noch nicht einmal anzufangen zu studiren, viel weniger an Examen zu denken."

Auflösung des Logogryphs in Nr. 43:
Ameise — Meise.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 45. Sonntag, den 15. April 1866.

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von h.

(Fortsetzung.)

Capitel III.

Mutter Maria und Bruder Gabriel überboten sich in zärtlicher Sorge für den Kranken; nur über das Mittel zu seiner Heilung waren sie uneins. Maria war für die warmen, stärkenden Getränke, weil der Patient, wie sie sagte, sehr schwach und entkräftet sei. — Bruder Gabriel dagegen vertrat das Princip der kalten, erfrischenden Mittel, da der Kranke das Hirnfieber habe.

Beide hatten Recht — und durch die glückliche Verschmelzung beider Systeme, d. h. der warmen Kraft-Suppen von Maria und der kühlenden Limonaden des Bruder Gabriel, kam Stein wieder zu Leben und Gesundheit, gerade als die Alte das letzte Huhn geschlachtet und Gabriel die letzte Citrone gepflückt hatte.

„Bruder," sagte Maria, „was für ein Vogel scheint dir unser Pflegling zu sein? — Militär?"

„Leicht möglich, daß er Militär ist," bestätigte Gabriel, welcher, ausgenommen im Punkte der Medicin und Gärtnerei, Maria wie ein Orakel zu betrachten pflegte und nie anderer Meinung war, als sie, wie er es früher auch mit dem Prior seines Klosters gehalten hatte. So wiederholte er stets maschinenmäßig, was die gute Matrone sagte.

„Das kann doch nicht sein," fuhr Maria fort; „denn wäre er Soldat, so würde er Waffen haben, und er hat keine. Ich fand zwar in der Tasche seines Oberrockes Etwas, das mir zuerst eine Pistole schien; allein bei näherer Untersuchung war es eine Flöte. Er ist sicher nicht Militär."

„Er kann kein Militär sein," versicherte Gabriel.

„Wenn er ein Schmuggler wäre?" sagte Maria.

„Es wäre möglich, daß er ein Schmuggler wäre."

„Doch nein," meinte die Alte, „denn dann hätte er Waaren und Geld bei sich, und er hat Beides nicht."

„Es ist wahr, er kann kein Schmuggler sein," stimmte der Laie bei.

„Fra Gabriel, wollt Ihr nicht sehen, was dies für Bücher sind? Vielleicht geben sie uns Aufschluß über seinen Stand."

Der Bruder erhob sich, nahm seine in Leder gefaßte Brille, schob sie auf die Nase, nahm die Bücher, ging an das Fenster und hielt eine lange Untersuchung.

„Nun, Bruder Gabriel," sagte endlich Maria, „könnt Ihr nicht mehr lesen?"

„Doch. Aber ich kenne diese Schrift nicht: es scheint mir Hebräisch zu sein."

„Hebräisch!" schrie die Alte. „Heilige Jungfrau, wenn er ein Jude wäre!"

In diesem Augenblick öffnete Stein, der lange in einem lethargischen Schlafe gelegen hatte, die Augen und sagte auf Deutsch: „Gott! wo bin ich?"

Maria war mit einem Sprunge mitten im Zimmer. Gabriel ließ die Bücher fallen und blieb wie versteinert stehen, wobei er die Augen so weit aufriß, daß sie so groß wie seine Brillengläser wurden.

„Was hat er gesprochen?" stammelte Maria.

„Es wird Hebräisch sein, wie seine Bücher," meinte Fra Gabriel. „Vielleicht ist er ein Jude, wie Ihr vorhin sagtet."

„Gott stehe uns bei!" rief die Matrone; „doch nein, wenn er ein Jude wäre — so

hätten wir ja, als wir ihn entkleideten, den Schwanz sehen müssen."

„Maria," versetzte der Laie, „der Pater Prior sagte, der Schwanz der Juden sei eine Fabel, sie haben keinen solchen."

„Bruder Gabriel," erwiederte Maria, „seitdem wir die gesegnete Constitution haben, ist Alles nicht mehr, wie es war. Diese Leute, die jetzt anstatt des Königs regieren, wollen nichts mehr, wie es früher war, und so sollen auch die Juden keine Schwänze mehr haben, und haben sie doch von Anfang an gehabt, wie der Teufel. Wenn der Pater Prior das Gegentheil behauptet, so ist er dazu gezwungen, wie er ja auch in der heiligen Messe „constitutioneller König" sagen muß."

„Kann wohl sein," versetzte der Bruder.

„Ein Jude kann er nicht sein," fuhr die Alte fort, „wohl aber ein Maure oder Türke, der an diesen Küsten Schiffbruch litt."

„Ein Seeräuber von Marokko, wohl möglich."

„Aber alsdann müßte er ja einen Turban und gelbe Pantoffeln tragen, wie der Türke, den ich vor 30 Jahren in Cadix sah: er hieß Seylan. Wie schön war er! Doch in meinen Augen war seine Schönheit nichts, weil er kein Christ war. — Doch, sei unser Kranker hier Jude oder Türke, wir wollen ihm hülfreich sein."

„Wir wollen ihm hülfreich sein, sei er Jude oder Türke," echoete Fra Gabriel. — Und sie gingen Beide auf das Bett zu.

Stein hatte sich aufgerichtet und betrachtete mit Befremdung die Gegenstände, die ihn umgaben.

„Er wird nicht verstehen, was wir sprechen," sagte die gute Mutter Maria, „doch — wir wollen die Probe machen."

„Wir wollen die Probe machen," repetirte Gabriel. Das gewöhnliche Volk in Spanien glaubt, man brauche nur recht zu schreien, um sich Jedermann verständlich zu machen. In dieser Ueberzeugung schrieen nun die Beiden zu gleicher Zeit: „Wollt Ihr eine warme Fleischbrühe? — Wollt Ihr Limonade?"

Stein, dem sich nach und nach das Chaos der Gedanken entwirrte, fragte auf Spanisch: „Wo bin ich? Wer seid ihr?"

„Dies hier ist Bruder Gabriel, und mich nennt man im Hause nur Mutter Maria."

„Ah!" sagte Stein, „der heilige Erzengel und die gebenedeiete Jungfrau, deren Namen ihr tragt, sie, das Heil der Schwachen, der Trost der Betrübten und die Stütze der Christenheit, mögen euch vergelten, was ihr an mir thut."

„Er spricht Spanisch, ist ein Christ und weiß die Litanei auswendig," jubelte Maria. Und voller Freude nahm sie Stein in ihre Arme und küßte ihn auf die Stirne.

„Nun sagt uns aber auch, wer Ihr seid, und wie Ihr krank, ja sterbend in diese Einöde kamt?"

„Ich heiße Stein und bin Chirurg. Ich bin in Navarra beim Krieg gewesen und suchte einen Hafen auf, wo ich mich nach Cadix einschiffen konnte, um von da nach meiner Heimath, nach Deutschland zu reisen. Ich verlor den Weg, irrte lange umher, bis ich endlich hier schwach und halb entseelt niederfiel vor Eurem gastlichen Thore."

„Ihr seht jetzt, Fra Gabriel, daß seine Bücher keine hebräischen sind, sondern chirurgische."

„So ist es, es sind chirurgische," bestätigte der Laienbruder.

„Und von welcher Partei waret Ihr?" fragte die Matrone. „Gehörtet Ihr zu den Carlisten oder den Andern?"

„Ich diente im Heere der Königin," antwortete Stein.

Maria wandte sich gegen Gabriel, machte eine ausdrucksvolle Bewegung mit der Hand und sagte mit leiser Stimme: „Er war nicht für die gute Sache."

„Nicht für die gute Sache," wiederholte Gabriel, indem er den Kopf senkte.

„Aber, wo bin ich?" fragte Stein nochmals.

„Ihr seid," erwiederte Maria, „in einem Kloster, das jedoch keines mehr ist; es ist ein Körper ohne Seele. Es ist nichts mehr davon da, als die kahlen Wände, das weiße Kreuz und Bruder Gabriel. Alles Uebrige haben die Andern mitgenommen. Als nichts mehr zum Fortnehmen da war, wurde Jemand gesucht, um die leere Stätte zu bewohnen — als Wächter — denn zu verwalten war nichts mehr da. — Mein Sohn meldete sich, und wir haben uns hier angesiedelt. Als wir in das Kloster einzogen, wanderten die Patres aus: die einen nach Amerika, andre als

Missionäre nach China, andre blieben bei ihren Familien, und viele wurden Arbeiter oder — Bettler. Auf den Stufen des weißen Kreuzes saß ein alter, gebeugter Laienbruder, jammernd und weinend über die wegziehenden Mönche, seine Brüder, und über sein verwaistes Kloster.

„Kommt Ihr nicht mit uns?" fragte ihn einer der Chorbrüder.

„Wohin soll ich gehen? — Ich bin nie aus diesen Mauern, die mich einst als Kind und Waise aufnahmen, herausgekommen. Ich kenne Niemand auf der Welt und verstehe mich auf Nichts, als die Pflege des Klostergartens. Wohin also soll ich gehen? was machen? Ich kann nirgends leben als hier!".

„So bleibt bei uns!" sagte ich zu ihm.

„Wohlgesprochen, Mutter," fügte mein Sohn hinzu. „Wir sind unser sieben bei Tische: nun werden wir acht sein; wir werden mehr essen und doch weniger, wie man zu sagen pflegt."

„Und Dank dieser Barmherzigkeit," nahm Gabriel das Wort, „findet Ihr mich hier als Gärtner; doch seitdem wir die Cisterne nicht mehr haben, kann ich ihn nicht mehr wie sonst bewässern, so daß die Orangen- und Citronenbäume austrocknen."

„Fra Gabriel," fuhr die Alte fort, „blieb in diesen Mauern, an denen er festgewachsen ist wie der Epheu.".

„Ja, ja, nichts mehr als die Mauern sind geblieben! — Sie haben das Nest zerstört, damit die Vögel nicht zurückkehren."

„Ich hörte oftmals sagen, es gebe viel zu viel Klöster in Spanien."

Die Matrone heftete ängstlich ihre großen, schwarzen Augen auf den Deutschen, dann flüsterte sie, zu dem Bruder gewendet: „Sollte unser früherer Argwohn doch gegründet sein?"

„Kann sein," entgegnete Gabriel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren der Wildniß.

Eine Episode aus dem Leben einer deutschen Auswanderin.

Im Herbste des Jahres 1858 führte mich einer meiner zahlreichen Jagd- und Streifzüge in den nordamerikanischen Staaten auch nach dem nördlichen Ohio. Dort, in Sandusky, einem hübschen Orte am Eriesee, fand ich in dem Hause einer wohlhabenden deutschen Familie eine mehrtägige gastliche Aufnahme. Unter den Mitgliedern dieser Familie interessirte mich besonders eine lebhafte rüstige Matrone, welche sich unter den ersten Ansiedlern dieser Gegend befunden hatte. Aus einzelnen ihrer Neuigkeiten konnte ich abnehmen, daß sie ein höchst erfahrungs- und ereignißvolles Leben hinter sich haben müsse, und ich nahm deßhalb die erste günstige Gelegenheit wahr, ihr die Bitte um eine Erzählung ihrer Lebensgeschichte vorzutragen. Gern willfahrte sie derselben, denn, wie die meisten alten Leute, fand sie ein Vergnügen daran, von längst vergangenen Tagen zu sprechen. Ich bin, begann sie, in der Nähe von S. am Bodensee geboren und die Tochter des dortigen, längst verstorbenen herrschaftlichen Försters D. Ich war ein wildes Ding, dem das Herumstreifen in Wald und Flur besser gefiel, als die Beschäftigung mit der Nadel. In meinem neunzehnten Jahre machte ich bei einem Besuche einer Verwandten die Bekanntschaft meines nachmaligen Mannes. Karl war als Gehilfe bei einem Revierförster angestellt, hatte aber wenig Aussicht, vor zwölf bis fünfzehn Jahren eine selbstständige Stellung zu erlangen. Deßhalb beschlossen wir, mit mehreren deutschen Familien nach Amerika auszuwandern. Ich hatte von meiner Pathin einige hundert Gulden geerbt, und Karl besaß ebenfalls ein kleines Capital, womit wir die Kosten der Ueberfahrt und der ersten Ansiedlung bestreiten konnten. In der hiesigen Gegend, welche damals noch eine vollständige Wildniß war, hatten sich schon früher einige deutsche Familien niedergelassen, und dies war es, was uns hierher brachte. Mein Mann wählte diesen Platz, weil er ihn an unsere Heimath am Bodensee erinnerte. Die anderen Familien, welche die rauhen Seewinde fürchteten, suchten sich dagegen ihr Land auf höher gelegenen Punkten aus. Es war im Frühjahr 1816, als wir hier eintrafen. Mit Hilfe unserer Nachbarn, worunter mehrere Amerikaner, hatten wir bald ein rohes Blockhaus für uns und einen Stall für ein paar Ochsen, zwei Kühe und einige Schaafe errichtet. Karl war ein kräftiger junger Mann, und seiner Anstrengung

gelang es, noch der Beginn des Sommers einige Aecker zu klären und mit Kartoffeln und Welschkorn zu bestellen, die uns im Herbste eine reiche Ernte brachten. Da unser in New-York gekaufter Mehlvorrath zu Ende ging, so mußte sich mein Mann dazu entschließen, das Korn in die nächste Mühle zu fahren, welche am Vermillonsfluß lag. Es führte damals nur ein roh ausgehauener Weg durch den Wald, und mit dem langsamen Ochsengespann war es eine Reise von mehreren Tagen. Da aber die Gegend vollkommen sicher war, so hatte ich keinerlei Besorgniß. Bevor mein Mann mich verließ, schärfte er mir ein, die Schaafe vor Einbruch der Nacht in den Stall zu bringen, weil bei der späteren Jahreszeit hungrige Wölfe des Nachts um die Wohnungen streiften. Wir hatten einen großen Hund von der Bernhardiner Race, den mir mein Vater, als wir die Heimath verließen, auf meine Bitten mitgegeben hatte. Der alte Türk war nicht allein ein sehr anhängliches, sondern auch ein sehr gescheidtes und muthiges Thier. Seine Gesellschaft war mir während der Abwesenheit meines Gatten ein großer Trost, obschon ich deßungeachtet die Einsamkeit noch schwer genug empfand. Es waren jetzt fünf Tage seit Karls Entfernung verflossen, und für den folgenden sah ich seiner Rückkehr entgegen. Aber am Morgen dieses Tages machte ich die Entdeckung, daß es in der Nacht ziemlich stark geschneit hatte. Gegen Morgen wurde der Schnee wässerig und gegen Abend trat Frost ein, so daß sich eine harte Kruste bildete, die stark genug war, mich zu tragen. Dadurch wurde, wie ich wohl wußte, mein Mann länger, als er Anfangs berechnet hatte, aufgehalten. Da sich aber längs des Wegs vereinzelte Niederlassungen, meist von Deutschen, befanden, so fühlte ich keinerlei Beunruhigung. Als ich die Kühe gefüttert und gemolken und mit Türks Hilfe die Schaafe in den Stall gebracht hatte, kehrte ich in das Haus zurück, um mein Abendessen zu bereiten. In der weiten Esse hingen mehrere Schinken von frischem Hirschwild. Hiervon schnitt ich so viel ab, als für mich und Türk ausreichte, und bereitete es zu. Der Duft des saftigen Fleisches verbreitete sich nicht blos in der Hütte, sondern war auch außerhalb, wie ich bei Oeffnung der Thüre wahrnahm. Nach dem Essen legte ich mich zu Bette, während der Hund seinen gewöhnlichen Platz am Herde aufsuchte. Ich mochte vielleicht eine halbe Stunde geschlafen haben, als ich durch das zornige Knurren desselben aufgeweckt wurde. Das Feuer auf dem Herde verbreitete noch so viel Helle in dem Gemach, daß ich Alles unterscheiden konnte. Als ich mich aufrichtete, sah ich, daß der Hund an der Thüre stand und die größte Aufregung verrieth.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Der Ruhe Glück, es keimt nur aus Gefahren,
Und Freuden kennt nur, wer mit Leiden rang!
Wo der Zerstörung Donner nahe waren,
Da ruft ein Lichtblick auf zu Lieb und Dank,
Und zagend erst muß unsre Brust erbeben,
Soll Andachtsglut und Glauben sie erheben.

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunst,
Stolze mit Demuth, irrende Menschen mit sanfter Belehrung,
Waise nach ihrem Gemüth, der ist der freundliche Mann.

Verschiedenes.

(Lehre in den Weinbeeren.) Die Weinbeeren sind von dreierlei Farbe: weiß, röthlich und blau, und darin gibt die Natur eine gute Lehre. Die weißen zeigen an, daß der Mensch sein Wesen rein und klar halten soll, wenn er die Gottesgabe des Weins genießt. Die röthlichen deuten an, daß man sich zu schämen hat, trinkt man zuviel, und die blauen erinnern an die blauen Flecke, die man im Rausch davonträgt, wenn man, seiner nicht mehr mächtig, Händel anfängt.

Redaktion Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 46. Mittwoch, den 18. April **1866.**

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.
(Fortsetzung.)

Capitel IV.

Stein, dessen Genesung rasch voranschritt, konnte bald mit Hülfe Gabriel's sein Zimmer verlassen und nach und nach das edle Bauwerk näher besichtigen, das so erhaben und prächtig, so reich an Schönheiten und Kunstwerken, ferne von den Menschen, zwischen dem Himmel und der Wüste sich erhebt, das einst die würdige Wohnung reicher, berühmter Edelleute war, die hier im Kloster sich niedergelassen, und deren Namen und Tugenden demselben höhern Glanz verliehen hatten. Man muß nicht glauben, daß Demuth und Bescheidenheit nur die Bewohner der niedern Hütten seien.

Das große, bogenförmige Portal, durch das Stein hereingebracht worden war, führte in einen großen gepflasterten Hof. Eine Allee hoher Cypressen zog sich bis zum äußersten Ende desselben hin. Dort war ein eisernes Gitter, das den großen Hof von dem kleinern trennte. Die Cypressen-Allee setzte sich auch in diesem fort. Mit majestätischer Größe trat sie in denselben hinein und bildete die Ehrengarde des Portals der Kirche, die sich im Grunde des zweiten, kleinern Hofes befand.

Wenn die äußerste Thüre und das Gitter gegeneinander weit offen standen, konnte man von den Stufen des weißen Kreuzes aus ganz wohl den prachtvollen Hauptaltar erblicken, der vom Fuß bis zur Spitze reich vergoldet, die ganze Hinterwand des Tempels deckte. Wenn Hunderte von Kerzen in seinen schimmernden Nischen brannten und in den zahllosen Engelsköpfen, die einen Theil seines Schmuckes bildeten; wenn die Klänge der Orgel, im Einklang mit der Größe des Gebäudes und der Erhabenheit des katholischen Cultus, erbraus'ten, anschwollen, so daß der Raum der Kirche sie nicht mehr fassen konnte, und sie sich in den Wolken verloren; wenn dieses grandiose Schauspiel sich entfaltete und man das kleine Häuflein der Klosterbewohner betrachtete, so erschien es, als ob der schweigenden Wüste, dem einsamen Meere und dem Himmel darüber dieser Tempel sei erbaut worden, und daß ihnen die heiligen Gottesdienste gehalten würden.

Zu beiden Seiten des Gitters, außerhalb des Baumganges, waren zwei andere Thore angebracht; das zur Linken, nach der Meerseite zu, führte in den riesenhaften, innern Hofraum. Rings um denselben lief eine Gallerie, die auf jeder Seite von 20 weißen Marmorsäulen getragen wurde; der Boden war aus weißen und blauen Marmorsteinen zusammengesetzt. In der Mitte befand sich ein Springbrunnen, der durch eine Cisterne ohne Unterlaß mit Wasser versehen wurde. Er stellte die Barmherzigkeit vor, in Gestalt einer Frau, die einem zu ihren Füßen hingestreckten Pilger aus einer Muschel zu trinken gibt. Die innern Wände waren bis zu einer Höhe von 10 Fuß mit kleinen glasirten Steinen bedeckt, deren lebhafte Farben sich zu kunstvoller Mosaik verbanden.

Gegenüber dem Eingang war eine enge Marmortreppe, ein luftiger Bau, ohne eine andere Stütze als das maßvolle Verhältniß einer eignen, ungeheuern Masse.

Solche bewunderungswürdige Meisterwerke der Baukunst waren nichts Seltenes in unsern Klöstern.

Die großen Künstler, die sie schufen, waren

von heiligem Eifer erfüllt und von dem edeln Wunsch, daß ihre Schöpfungen der fernsten Nachwelt verbleiben möchten. Es ist bekannt, daß Bartolomäus, Stephan, Murillo nie an irgend einem religiösen Werke arbeiteten, ohne vorher die heiligen Sacramente empfangen zu haben.

Die obere Gallerie, ruhte auf 20 kleinern Säulen, als die der untern waren. Ein Geländer von weißem Marmor und auserlesener Arbeit umgab sie. Auf diese Gallerien gingen die Zellenpforten, die reich mit Schnitzwerk verziert waren. Eine jede Zelle bestand aus einem schmalen Vorzimmer, aus dem man in einen nicht minder kleinen Saal mit Alkov trat. Die Einrichtung des Hauptgelasses bestand aus einigen Holzstühlen, einem Tisch und Büchergestell, und im Alkov standen ein Bett und zwei Stühle.

Hinter diesem Hof war ein andrer in demselben Style. Dort befanden sich die Zellen der Novizen, das Spital, die Küche und die Speisesäle. In diesen sah man nichts als lange Marmortische und eine Art Pult, wo die Tischgebete gelesen wurden. Zur Rechten der Cypressenallee war derselbe Hof wie gegenüber. Da war das Fremdenhospital, in das sowohl Laien als Mönche aufgenommen wurden. Da waren ferner: die Bibliotheke, die Sacristeien und Vorrathshäuser. Im zweiten Hof, in den man durch eine äußere Thüre eintrat, war der Oelkeller und darüber die Speicher. Diese vier Höfe, in deren Mitte am Ausgang des Cypressenganges die Kirche mit ihrem Glockenthurme wie eine steinerne Cypresse sich erhob, bildeten den Zubehör des stolzen Bauwerkes. Das Dach bestand aus einer Million von Ziegeln, wovon jede mit einem großen eisernen Nagel befestigt war, damit die Orkane sie in diesem, nahe am Meere und hochgelegenen Orte nicht losreißen möchten. Diese Nägel allein hatten 500,000 Thaler gekostet.

Zur Rechten und Linken des Eingangthores befanden sich kleine, einstöckige Wohnungen für die Arbeiter, die die Klosterfelder bebauten. Da wohnte zur Zeit, als unsre Geschichte sich zutrug, der Aufseher, Manuel Alerza, mit seiner Familie. Zur Linken, gegen das Meer hin, erstreckte sich ein großer Pflanzgarten mit seinem frischen Grün, seinen Bäumen, seinen Blumen, dem Murmeln seiner Bäche und dem Sang der Vögel, gerade unter den Zellenfenstern hin. — Dies Kloster bildete eine kleine Oase inmitten einer einförmigen Wüste und am Strande des Meeres, das sich gefällt im Zerstören und Verwüsten, und das stille steht vor einem Häufchen Sand. Was an diesem einsamen Ort in Ueberfluß aufwuchs, waren die Cypressen und Palmen, jene ächten Bäume der Klöster. Die einen, gerade und ernst in die Höhe steigend, als wollten sie über Alles hinwegragen; die andern, nicht minder groß, die jedoch ihre Zweige zur Erde senkten, als wollten sie sich liebend zu den niedern Pflanzen beugen, die darunter aufsprießen.

Die Zellen des untern Stockwerkes gingen auf eine Terrasse mit steinernen Brücken, von welchen aus die frommen Einsiedler das kleine, aber reizende Stückchen Erde übersehen konnten, das voll Blüthenduft und Vogelsang so recht paßte zu ihrem ruhigen und beschaulichen Leben; oder ihre Blicke schweiften über den engen Horizont hinaus in den unendlichen Ocean, in das so schöne, wie verrätherische Meer, das ein Mal stille und ruhig daliegt wie ein Lamm, ein ander Mal wie eine Furie aufbraus't und den zurückgezognen Mönchen ein Bild des ihnen so ferne liegenden Lebens und Treibens der Welt war.

Diese Männer der tiefen Wissenschaften, der ernsten Studien, des strengen Lebens voll Entbehrungen, bauten Blumenbeete in ihren Gärten und zogen mit väterlicher Liebe Vögel groß. Wenn das Heidenthum das Erhabene im Heroismus findet, so sucht das Christenthum dagegen es in der Liebe und in Thaten der Liebe.

Auf der dem Garten entgegengesetzten Seite war ein ungeheurer, eingeschlossener Raum, in dem sich die Oelmühlen, deren 50 Fuß lange Pressen von Mahagony waren, befanden, ferner die Hornvieh- und Pferdeställe, sowie die des Federviehes.

Von dem guten Bruder Gabriel geführt, konnte Stein diese vergangene Größe bewundern und diese verfallende Ruine; er konnte die Hand der Zerstörung sehen, die wie ein Krebsschaden langsam aber sicher Stein um Stein an dem großen, leeren Gebäude zerbröckelte, das jetzt wohl noch recht stark und solid aussah. Fra Gabriel unterbrach das Nachdenken des

deutschen Chirurgen mit keinem Wort. Er gehörte zu der vortrefflichen Classe derjenigen Geistesarmen, die zugleich wortarm sind. Er verschloß in sich seine Gefühle, seine einfachen Erinnerungen, seine beschränkten Gedanken. Maria pflegte oft zu ihm zu sagen: „Ihr seid ein Glücklicher," Fra Gabriel; „das Blut schleicht gemächlich durch Eure Adern. Ich glaube, wenn Ihr einmal in Aufregung kämet (und dies könnte nur geschehen, wenn die Brüder nach dem Kloster zurückkehrten, oder die Glocken nach den Thürmen), so würdet Ihr sogleich sterben."

In der öden, nackten Kirche fanden sich immer noch genug Reste der alten Herrlichkeit, aus denen man ersehen konnte, was sie früher war. Der vergoldete Hauptaltar, der sonst die 1000 Kerzen wiederstrahlte, die der fromme Glaube angezündet, war mit dem Staub des Vergessens überzogen. Die kostbaren Engelsköpfe waren in Spinngeweben eingehüllt. Die glaslosen Fensterhöhlen gaben den Vögeln des Himmels freien Eintritt, und ihre Nester bedeckten die reichverzierten Nischen, und über den geheiligten Marmorboden zog sich eine breite, entweihende Spur, die sie da zurückließen und die täglich zunahm. Die Engelsgestalten, die sonst in ihren Händen ewigbrennende, silberne Lampen gehalten hatten, streckten jetzt traurig die leeren Arme in das Leere hinaus. Die schönen Fresken der Bogengänge, die nicht ausgerissen werden konnten und die die Wolken des Himmels mit ihren Thränen begossen, waren ein Spiel der Wetter und Stürme; das verödete Sanctuarium, dessen Thüren einst von Silber gewesen waren, die ausgetrockneten Taufsteine — großer Gott! welcher Künstler würde nicht seufzen bei diesem Anblick? welcher Christ nicht zusammenschauern? welcher Katholike sich nicht zur Erde niederwerfen und weinen? Die Sacristei stand leer und verwüstet. Hier bewahrte man sonst die reichen, mit Spitzen besetzten Meßgewänder auf, die Sammtdecken und die vielen andern Gewebe, bei denen das Silber dem Sammt, das Gold dem Silber und Perlen dem Golde als Verzierung dienten.

In einem Cabinete daneben bewahrte man noch die Seile der Glocken auf. Das eine, etwas schwächer als die andern, bewegte einst die klare, sonore Glocke, die die Gläubigen zur Messe rief; ein andres machte das Metall voll und melodisch wie kriegerische Musik ertönen; doch wurde der Klang gedämpft und ernst, wenn die beiden Schwesterglocken sich mit ihr vereinten, um die hohen, christlichen Feiertage zu verkündigen; das dritte endlich war nur bestimmt, den tiefen, feierlichen Ton der Todtenglocke zu erwecken, die die Menschen zu Gebeten und den Himmel um Gnade anruft für den verstorbenen Sünder.

Stein setzte sich auf die unterste Stufe der Kanzel, die von einem Adler aus schwarzem Marmor getragen war. Fra Gabriel kniete am Hauptaltar nieder.

„Allmächtiger Gott!" rief Stein, indem er das Gesicht mit den Händen bedeckte; „diese Risse und Spalten, dieses Wasser, das in die heiligen Nischen eindringt und mit langsamer, aber sichrer Arbeit das Gebäude minirt; diese verwitternde Materie, dieser verfallende Schmuck — welch trauriges, furchtbares Schauspiel bieten sie dar! — Alles, was da hinstirbt, erweckt ernste, düstre Gedanken; was aber einem gewaltsamen Tode anheimfällt oder von Menschenhänden vernichtet wird, erweckt Entsetzen. Dieses von frommen Menschen zur Ehre Gottes errichtete Gebäude ist von deren Nachkommen dem Verfall preisgegeben."

Stein verfiel in tiefes Nachdenken. „Dieser heilige Ort," dachte er, „in den Könige traten, um ihre Häupter zu beugen, und die Niedern, um sie zu erheben; diese Stätte, die dem Stolzen strenge Lehren gab, und stille Freudigkeit dem Demüthigen, ist heute ein Spiel der Elemente und des Zufalls, wie ein Schiff ohne Pilot."

In diesem Augenblick drang ein blendender Sonnenstrahl durch eines der Fenster und beleuchtete, gleichsam als Antwort auf die Klagen Stein's, eine sich umschlungen haltende Gruppe von drei Figuren über dem Hauptaltare. Es waren: der Glaube, die Liebe, die Hoffnung! (Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren der Wildniß.

Eine Episode aus dem Leben einer deutschen Auswanderin.

(Fortsetzung.)

Ich redete ihn an, und als er merkte, daß ich wach sei, drückte er durch Winseln und

Kratzen das Verlangen aus, hinausgelassen zu werden. Wie ich an die Thüre kam, hörte ich draußen auf der gefrorenen Schneekruste trappende Schritte, woraus ich den Schluß zog, daß wilde Thiere um die Hütte schweiften.

Vorsichtig öffnete ich die Thüre. Aber kaum hatte ich die Klinke emporgehoben und ein kleinwenig aufgemacht, um zu recognosciren, als der Hund die Schnauze in die Oeffnung schob, die Thüre zurückdrückte und mit wüthendem Bellen hinaussprang.

Da der volle Mond am Himmel stand, so war es draußen hell genug, daß man alle Gegenstände genau unterscheiden konnte, und da sah ich denn zu meinem Schrecken mehr als ein halbes Dutzend abgemagerter Wölfe vor dem Hause, während ich aus den trampelnden Tritten auf der Seite und hinter der Hütte abnehmen konnte, daß noch mehrere da waren.

Ich schloß sogleich die Thüre und häufte Holz daran auf, denn die hölzerne Klinke war nicht geeignet, einem äußern Drucke großen Widerstand zu leisten. Dann lauschte ich den Tönen, die von Außen kamen. Der muthige Hund war unter die Wölfe gesprungen und jetzt in einen wilden Kampf mit ihnen verwickelt. Ich hörte sein zorniges Knurren, während er sich tapfer mit seinen Feinden herumbiß, und das Schmerzensgeheul der Wölfe, die bald furchtsam zurückwichen, bald in ihrer Uebermacht wieder über ihn herfielen. Er schien ihnen allen gewachsen zu sein.

Wie ich so mit klopfendem Herzen dastand und lauschte, ließen sich trampelnde Tritte vom Stalle her vernehmen. Ich wußte sogleich, daß ein neues Rudel Wölfe im Anzug sei. Einer solchen Uebermacht konnte mein braver Hund unmöglich widerstehen. In meiner Besorgniß für das edle Thier alles Andere vergessend, ergriff ich die Flinte meines Mannes, riß die Thüre auf und sprang hinaus. Hier konnte ich nun sogleich wahrnehmen, daß der Schnee ringsum mit Blut befleckt war. Etwa zehn Schritte entfernt, erblickte ich die schwarze Masse der in einem Knäuel verschlungenen beißenden und zerrenden etlichen Thiere, und in ihrer Mitte, durch seine Größe und Farbe kenntlich, meinen armen Hund.

Ohne an meine eigene Gefahr zu denken, lief ich auf die Stelle zu, erhob meine Flinte und feuerte. Ein gellendes Schmerzensgeheul von zwei oder drei Wölfen überzeugte mich, daß ich gut getroffen hatte. Erschreckt durch den Knall des Gewehrs, vielleicht auch durch das Licht, das aus der offenen Thüre hervorströmte, zog sich das feige Pack der Wölfe einen Augenblick zurück.

Auf dem Kampfplatze lag mein armer Hund. Mein Gewehr fallen lassend, eilte ich zu ihm hin. Er war schrecklich zerfleischt und, soviel ich wahrnehmen konnte, bereits todt. Die wilden Bestien ließen mir aber keine Zeit zu einer längeren Untersuchung, denn sie kamen jetzt von allen Seiten wieder näher heran, und als ich mich gegen das Haus zurückzog, folgten sie mir dicht auf den Fersen. Es war ein Lauf für das Leben. Doch gelang es mir, die Thüre unversehrt zu erreichen und zu verschließen. Nur einige Stücke meines Gewandes blieben in ihren blutigen Rachen zurück. Ich verlor keine Zeit, die Thüre wieder mit Holz zu verbarricadiren. Mittlerweile sammelten sich die Wölfe in immer größerer Anzahl rings an dem Hause. Sie hatten offenbar das Blut ihrer Gefährten gerochen, und es kamen ihrer immer mehr aus der Ferne herbei. Ich konnte ihre Tritte auf dem harten Schnee nach jeder Richtung hin vernehmen. Sie sprangen gegen die Thüre und suchten durch den Spalt, der sich unten am Boden befand, einzudringen. Ich konnte sehen, wie sie keck ihre Nasen herein steckten, bis es mir einfiel, den Feuerhaken glühend zu machen und sie damit zu stoßen. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Herr X. gab in einem Gasthause ein Abendbrod; des andern Morgens machte ihm der Wirth die Rechnung, brachte statt der gehabten 12 Flaschen Wein, deren 24 darauf und setzte überdem den Preis noch sehr hoch an. Herr X ließ ihn rufen und redete ihn also an: „Daß Sie für den Wein, den wir nicht getrunken, einen so hohen Preis ansetzten, finde ich billig, denn dieser ist vielleicht gut gewesen; aber für die 12 Bouteillen, die wir getrunken, finde ich den Preis unbillig."

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 47. Freitag, den 20. April **1866.**

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel V.

Das Ende des Octobers war regnerisch gewesen, und der November zog seinen grünen schützenden Wintermantel an. Stein ging eines Tages um das Kloster spazieren, bis er zu der Stelle kam, von wo man eine ungeheure und einförmige Aussicht hatte. Zur Rechten auf das grenzenlose Meer; zur Linken auf die endlose Steppe. In einiger Entfernung zeichnete sich auf dem hellen Horizonte das dunkle Profil der zerfallenen Veste San Cristobal ab. Das Meer, das auch nicht der leiseste Hauch bewegte, hob und senkte anmuthig seine von der Sonne vergoldeten Wellen, gleich einer von goldenem Mantel umwallten Königin.

Das Kloster mit seinen großen, ernsten Umrissen stand in vollem Einklange zu der stillen, erhabenen Landschaft.

Nur ein Punkt am Horizonte dieses eintönigen Panoramas fiel in die Augen. Dort lag das Dorf Villamar dicht an einem Flüßchen, eben so wasserreich und ungestüm im Winter, als arm und phlegmatisch im Sommer. Die wohlangebaute Umgebung glich von ferne einem Schachbrett, in dessen Feldern das verschiedenartigste Grün spielte. Hier das Goldgrün der kaum die Blätter entfaltenden Rebe — dort das düstre Graugrün der Olive, oder die Smaragdfarbe des Kornes, dort wieder das dunkle Grün des Feigenbaumes und jedes Feld begränzt von dem Blaugrün der es schützenden Hecken von Agaven. An der Mündung des Flusses lagen einige Fischerbarken, auf einer kleinen Anhöhe nahe beim Kloster ragte eine kleine Kapelle empor; davor ein Kreuz auf einem pyramidenförmigen Piedestal.

Dahinter sah man eine Menge schwarzer, kleinerer Kreuze; dort war der Kirchhof. Vor dem Kreuz hing eine ewigbrennende Lampe, und das Kreuz selbst, das Sinnbild der Erlösung, diente den Seefahrern als Leuchtthurm.

Diese trockne, gleichförmige Landschaft kann nicht mit den Thälern der Schweiz, den Ufern des Rheins oder den Küsten der Insel Whigt verglichen werden. Doch eine magische Kraft wirkt in den Werken der Natur, die keinen einzigen Gegenstand ohne hohes Interesse läßt, und wenn zuweilen die Worte fehlen, um es auszudrücken, so faßt es der Geist, und das Herz fühlt es.

Während Stein diese Betrachtungen anstellte, sah er Momo vom Hause her nach dem Dorfe zugehen. Als dieser ihn erblickte, schlug er ihm vor, ihn zu begleiten. Stein nahm es an, und Beide gingen miteinander dem Orte zu. Der Tag war so schön, daß man ihn nur einem Diamanten vom reinsten Wasser vergleichen konnte, dessen Glanz nicht vom kleinsten Flecken getrübt ist. Die Seele und das Ohr ruhten wollüstig aus in der tiefen Stille der Natur. Auf dem Azur des Himmels zeichnete sich nur ein einziges, weißes Wölkchen, das in seiner Unbeweglichkeit einer Odaliske glich, die in Florschleier gehüllt auf eine blaue Ottomane hingegossen ruht.

Bald waren sie auf dem Hügel, wo die Kapelle und das Kreuz standen. Die Ersteigung der kleinen, wenig steilen Anhöhe hatte die kaum wiederhergestellten Kräfte Steins schon erschöpft. Er wollte einen Augenblick ausruhen und besah sich den Ort näher. Er ging nach dem Kirchhofe. Dieser war so grün und voll Blumen, als wollte man da-

durch dem Orte des Todes den Schrecken nehmen, der über ihm schwebt. Die Kreuze waren mit schönen Schlingpflanzen umwunden, in den n die Vögel sangen: Ruhe in Frieden! Niemand hätte geglaubt in das Haus der Todten einzutreten, wenn nicht über der Eingangsthüre die Worte: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden, die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben, Amen!" — es ihm gesagt hätten. Die Kapelle war ein viereckiges Gebäude, schmal und hoch, mit einem Gitter umgeben und von einem steinernen Kreuz überragt. Ein kleines Pförtchen neben dem Altar bot den einzigen Eingang. Ueber dem Altar befand sich ein großes Oelgemälde, die Kreuzesabnahme darstellend. Aus Alter war es so schwarz geworden, daß man die Gegenstände nur schwer unterscheiden konnte. Aber gerade dadurch wurde der Eindruck, den es machte, erhöht, sei es, daß der erhabene Geist der Frömmigkeit schlecht stimmt zu grellen, glänzenden Farben, oder war es das Siegel des Ehrwürdigen, das die Zeit den Werken der Kunst stets aufdrückt.

Gläubige Hände hatten das Gemälde mit verschiedenen Gegenständen von Silber geschmückt, die so darauf geklebt waren, daß sie zu demselben zu gehören schienen. So sah man eine Dornenkrone auf dem Haupte des Erlösers, einen Heiligenschein um das der Jungfrau. Diese dem Auge des Künstlers sonderbare und sogar lächerliche Gewohnheit erscheint dem Auge des Christen gut und erbaulich. Doch, die Kapelle des „hülfreichen Jesu" war kein Museum, und nie war sie noch von Künstlern betreten worden, nur die fromme Einfalt kniete hier, um zu beten. Die Seitenwände waren von oben bis unten mit Votivtafeln bedeckt.

Diese Votivtafeln geben öffentlich und untrüglich Zeugniß von empfangenen Wohlthaten. Sie werden von dem Bittenden am Fuße des Altares niedergelegt, theils vorher, ehe er die erflehte Gnade empfangen, theils nachher, als Zeichen der hohen Dankbarkeit für Errettung in Unglücksfällen. — Da sah man lange Haarflechten, die eine liebende Tochter als ihren kostbarsten Schatz darbrachte an dem Tage, wo die theure Mutter dem Tode entrissen wurde; Kinder von Silber, die eine verzweifelte Mutter opferte, die ihren Sohn tödtlich verwundet sah; da waren Beine, Arme, Augen von Wachs oder Silber, je nach dem Vermögen der Geber; Gemälde von Schiffbrüchen und andern gefahrvollen Lagen, vor denen die Gläubigen beteten, in der frohen Ueberzeugung, daß ihr Flehen unmittelbar zum Vater dringe und dort Erhörung finde.

Diese Gemälde waren keine Meisterwerke; doch, wären sie es gewesen, so hätten sie vielleicht gerade dadurch ihren Charakter, ihre Reinheit verloren.

Unter all den votirten Gegenständen fiel einer Stein seltsam auf. Es war eine schwere, große Flinte, die an die Mauer gelehnt stand. Sie war so groß und mußte so schwer sein, daß man nicht begreifen konnte, wie ein Mann im Stande war sie zu handhaben; wie man verwundert und ungläubig die Waffen des Mittelalters betrachtet. Ihre Mündung war so weit, daß eine Orange ganz leicht hineinpaßte. Sie war verrostet und sorgfältig mit Bindfaden zusammengehalten.

„Momo", sagte Stein, „was bedeutet dies? Ist dies wirklich eine Flinte?"

„Ich meine doch, das sieht man," erwiederte Momo.

„Allein, was will die Mörderwaffe an diesem Orte des heiligen Friedens? Wahrhaftig, da kann man mit Recht sagen: sie paßt hierher wie ein Paar Pistolen zu einem Christus."

„Ihr seht ja," antwortete Momo, „daß das Gewehr nicht in den Händen des Erlösers ist, sondern zu seinen Füßen, als Opfergabe. — An demselben Tage, da man es hierher brachte, es war vor vielen Jahren, erhielt dieser Christus den Namen: der hülfreiche Jesus."

„Und warum?" fragte Stein weiter.

„Don Federico," sagte Momo, indem er die Augen weit öffnete, „die ganze Welt weiß dies. Und Ihr wißt es nicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren der Wildniß.

Eine Episode aus dem Leben einer deutschen Auswanderin.

(Schluß.)

Es mußten bereits mehrere Stunden verflossen sein, seit ich so belagert war, als ich auf Einmal einen kratzenden Ton auf dem Dache und auf der Esse zu hören glaubte. Ich lief

zu dem Herde hin, und wer beschreibt meinen Schrecken, als ich in dem Kamin drei oder vier Paar wilde Augen auf mich herabblicken sah. Der Geruch des Wildprets hatte sie offenbar angezogen und das am Hause aufgeschichtete Brennholz ihnen den Weg auf das niedere Dach erleichtert. Die Esse war kaum zehn Fuß hoch, und hätten die hungerigen Bestien die glühenden Kohlen auf dem Herd nicht gescheut, so hätten sie mich vielleicht angegriffen, noch ehe ich ihre Gegenwart gewahr geworden.

Was sollte ich jetzt beginnen? Das wenige Holz, das an der Thüre lag, wagte ich nicht zu entfernen, aus Furcht, es möchte den Wölfen geling n, sich durch dieselbe Eingang zu verschaffen, und doch war es unerläßlich, das Feuer zu unterhalten, wenn die Bestien nicht durch den Kamin herab kommen sollten.

Es fiel mir jetzt die Strohmatratze bei, welche unter dem Federbette lag, und ich verlor keine Zeit, sie hervorzuziehen, aufzureißen und von dem Stroh auf's Feuer zu werfen. Wie die Flammen emporstiegen, hörte ich, daß sich die Wölfe vor der Hitze und dem Rauche zurückzogen und wieder auf's Dach sprangen. Aber sobald das Stroh abgebrannt war und der Rauch sich verzogen hatte, kamen sie wieder auf die Esse zurück.

Auf diese Weise hielt ich sie ab, bis die letzte Handvoll verbrannt war. In meiner Verlegenheit nahm ich jetzt meine Zuflucht zu den Federn, aber diese drohten nicht blos das Feuer auszulöschen, sondern ihr Geruch machte auch die hungerigen Thiere nur noch wüthender.

Meine Furcht wurde jetzt wahrhaft schrecklich, und daran verzweifelnd, die Wölfe länger aus dem Hause fern halten zu können, beschloß ich, auf die Balken unter dem Dach zu klettern. Es war dies mein letztes Hilfsmittel, um ihren mörderischen Zähnen zu entgehen. Als ich zu den Balken emporsah, erblickte ich zufällig die kleine Vogelflinte meines Mannes. Sie hatte nur einen Lauf und war, wie ich wußte, nur mit schwachen Schroten geladen. Aber ich erinnerte mich, welche Wirkung mein früherer Schuß auf die feigen Thiere ausgeübt hatte, und ich hoffte, sie mit dieser Waffe von der Esse verjagen zu können. Ich spannte deßhalb das Gewehr, hielt es in den Kamin und drückte los. Es war aber stärker geladen als ich gedacht hatte, und der Schlag so heftig, daß es meiner Hand entfiel.

Unmittelbar nach dem Schusse vernahm ich ein Schmerzensgeheul, dann ein heftiges Kratzen und Kämpfeln oben auf der Esse, worauf der Körper eines großen graugestreiften Wolfs auf den Herd herabstürzte und von da auf den Boden rollte.

Mein erster Gedanke war, die Vogelflinte zu ergreifen und mit dem Kolben der sterbenden Bestie den Garaus zu machen. Da fiel mir aber auf dem Herde das große scharfe Schlachtmesser in die Augen, mit dem ich das Wildbret abgeschnitten hatte. Dieses ergriff ich und ging an den Platz, wo ich den im Verenden begriffenen Wolf vermuthete. Das Thier war von seinem Falle nur betäubt gewesen und in irgend einen Winkel des Gemachs gekrochen. So befand ich mich allein mit der wilden Bestie in dem verhältnißmäßig engen Raume eingeschlossen.

Ich wollte gerade das Messer weglegen und den Versuch machen, das Gebälk des Daches zu erreichen, als der Wolf, der nur leicht verwundet war und sich von dem Schrecken seines plötzlichen Falls vollkommen erholt hatte, sich auf mich stürzte.

Ich sah das wilde Feuer seiner Augen und fühlte seinen heißen Athem in meinem Gesichte. Dann empfand ich einen scharfen brennenden Schmerz auf der Brust, wo sich seine Fänge eingegraben hatten. Ich war außer mir vor Schrecken und Schmerz, und wußte nicht, was ich that. Nur so viel erinnere ich mich noch dunkel, daß ich mich heftig wehrte und mit meinem Messer verzweiflungsvoll um mich stieß, daß ich darauf zu Boden stürzte und einen Strom heißer Flüssigkeit über Gesicht, Nacken und Brust fühlte. Weiter reicht meine Besinnung nicht.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Bette, und mein Mann stand vor mir und wusch mir das Gesicht. An seinen Händen, auf dem Bette, auf dem Fußboden und überall waren Blutspuren. Am Herde, wo sonst mein treuer Türk zu liegen pflegte, lag der Körper eines großen magern Wolfs ausgestreckt.

Dieser Anblick rief mir die Erinnerung an die Ereignisse der vorigen Nacht zurück, und schaudernd fragte ich meinen Gatten, auf welche

Weise ich von der wilden Bestie gerettet worden sei. Er erzählte darauf, daß er, aufgehalten durch den schlechten Weg, in Begleitung mehrerer Nachbarn die ganze Nacht gefahren und erst bei Tagesanbruch in die Nähe unserer Hütte gekommen sei. Erschreckt durch die Blutspuren, eilte er zur Thüre und rief meinen Namen. Da er aber keine Antwort erhielt, so blieb ihm nichts übrig, als die Thüre einzubrechen, was ihm erst nach längerer Anstrengung gelang.

Als er in die Hütte eintrat, kam ihm ein schrecklicher Anblick entgegen. Meine anscheinend leblose Gestalt lag, ganz mit Blut bedeckt, auf dem Boden ausgestreckt und auf mir der todte Wolf, während meine Rechte das Schlachtmesser noch immer krampfhaft umfaßte. Er schleuderte das ekle Thier zur Seite, und als er mich auf das Bett legte, entdeckte er, daß ich noch athmete. Unter seiner liebevollen Pflege erlangte ich sehr bald meine Gesundheit wieder. Aber so heftig hatten die Schrecken dieser Nacht auf mich eingewirkt, daß mein glänzendes braunes Haar in kürzester Zeit, noch ehe ich fünfundzwanzig Jahre alt war, so weiß wurde, wie es jetzt ist.

Gemeinnütziges.

Die Eulen sind von Natur ganz darauf angewiesen, sich von Mäusen zu ernähren und dadurch dem Menschen in hohem Grade nützlich zu machen. Zum Dank dafür machen Kinder und Erwachsene sich oft ein Vergnügen daraus, sie zu verfolgen, zu tödten, und nicht selten sieht man sie an Schenerthoren angenagelt, um die zum eigenen Schaden verübte Grausamkeit recht offenkundig zu machen. Großh. Handelsministerium in Baden hat daher durch Verordnung gestattet, durch bezirks- und ortspolizeiliche Vorschriften den Schutz der nützlichen Vögel auch auf die Eulen (mit Ausnahme des den jungen Hasen ꝛc. gefährlichen Uhu) auszudehnen. Es wäre wünschenswerth, daß dieses Beispiel überall Nachahmung fände.

Verschiedenes.

(Das chemische Wetterglas.) In ein langes Glas, z. B. ein solches, worin Kölnisches Wasser aufbewahrt wird, fülle man reinen Kornbranntwein und thue hierauf $^6/_8$ Loth Kampher, $^1/_8$ Loth gereinigten Salpeter und $^1/_8$ Loth Salmiak. Damit sich Alles besser vermische und auflöse, kann man das Gemenge wohl umschütteln. Die Flüssigkeit darf aber nur bis an den Hals des Glases gehen und dieses muß mit einem Pfropf und Siegellack gut verwahrt werden. Ist dieses geschehen, so hänge man das Glas vor ein Fenster, das jedoch nicht nach Mittag zuliegt, und treffe eine solche Vorrichtung, daß das Glas völlig unbeweglich hängt. Sobald sich nun das Glas in Ruhe befindet, wird sich ein fingerhoher Bodensatz bilden. Aus diesem steigt bei Windesanzeige ein Gewölk in die Höhe. Bei veränderlichem Wetter geht der Bodensatz hin und her, während der Spiritus ruhig bleibt. Bei schönem Wetter legen sich starke Flocken fest auf den Boden; der Spiritus aber ist hell und rein. Bei Gewittern erhebt sich der Bodensatz wie Schneeflocken, der Spiritus wird trübe und Alles geräth in Bewegung. Bei Regenwettern erscheint auf der Oberfläche des Spiritus eine eisähnliche Scheibe und der Bodensatz erhebt sich. Im Winter zeigt dieses Schnee an. Sehr starke Wolken, so wird es kalt. Bei Erdbeben steigt der Bodensatz ganz in die Höhe und der Spiritus ist unten hell und rein. Wenn sich der Bodensatz halb theilt, halb oben halb unten, und der Spiritus in der Mitte hell ist, so folgt den andern Tag beständig Regen.

(Gouvernanten-Prüfung.) Gnädige: „Sprechen Sie das Französisch geläufig?" Gouvernante: „Gewiß, Gnädige, wie eine geborene Italienerin." Gnädige: „Sind Sie wohl auch in der Literatur zu Hause?" Gouvernante: „Entschuldigen, Gnädige, in der Lausitz." Gnädige: „Verstehen Sie es, Kinder gut zu behandeln?" Gouvernante: „Das überlasse ich ganz dem Doctor."

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 48. Sonntag, den 22. April 1866.

Einsamkeit.

Schau das liebliche Kind, wie es am Spiel sich freut!
Sinnig baut es aus Nichts sich ein bezaubert Schloß,
Und für jegliche Puppe
Findet's eigene Namen aus.

Tritt zu ihm und befrag's: fröhlich erklärt es dir,
Was sein Pferdchen von Holz redet und denkt und fühlt;
All sein kindisches Spielwerk
Wird ihm theurer, indem du's theilst.

Nun wird's älter, es reift mählich zum Knaben auf,
Und der Knabe sogleich flieht aus der Stube fort;
Draußen sinnt er auf Muthwillen,
Führt zum Kampf die Gefährten an.

Hoch zum ragenden Mast klettert er federleicht,
Bogen schnitzt er und Pfeil, lauert dem Vogel auf,
Und die gährende Thatkraft
Uebt sich in der Zerstörung Lust.

Meinst du, daß er dich dann gern als Gesellen sieht?
Nein, ihn störet der Mann, welcher zum Maß ihn zwingt,
Und dein warnendes Auge
Flieht er, wenn er es je vermag.

Noch einsameren Ort sucht sich der Jüngling aus,
Wo sein schwellendes Herz er im Gesang verströmt,
Und in zitternde Thränen,
Qualen heimlicher Lieb' ergießt.

Laß den Knaben, o Freund! laß auch den Jüngling frei!
Dränge nimmer dich roh in verstohlne Lust!
Weh dem, welchen sein Meister
Stets an leitende Hand gewöhnt!

Nur der einsame Geist schaut in der Dinge Grund,
Still im Schweigen der Nacht sinnt er Unsterbliches;
Still im Schooße des Forstes
Steh'n ihm hehre Gestalten auf.

Alles Herrliche keimet nur in der Heimlichkeit!
Heilig ist die Natur, wo sie die Grenze zog,
Die den Knaben vom Kinde,
Die vom Mann den Jüngling trennt.

Sie laß sorgen: sie führt auch bald die Zeit herbei,
Wo der fertige Geist mächtig die Welt ergreift,
Und in brausender Thatkraft
Rasch vollführt, was er still bedacht.

Gottfr. Kinkel.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„Hast du vergessen, daß ich ein Fremder bin?“ versetzte Stein.

„Ah, das ist wahr, nun, ich will es Euch erzählen: Einst hauste in dieser Gegend ein Straßenräuber, der sich nicht mit Plündern genügen ließ, sondern die Leute dazu wie die Mücken todtschlug, sei es, damit sie ihn nicht verriethen, sei es aus Mordlust.

Eines Tages hatten zwei Brüder eine kleine Reise zu unternehmen. Das ganze Dorf nahm Abschied von ihnen und empfahl sie dem Höchsten, daß er sie nicht möge in die Hände jenes Wüthenden fallen lassen. Die Beiden aber, die gute Christen waren, baten den Erlöser hier um Schutz und reisten, auf sein Geleit vertrauend, ab. In einem dichten Olivenwald sahen sie sich plötzlich dem Räuber gegenüber, der mit seiner Flinte auf sie losstürzte. Er legte an — da fielen die Brüder auf die Kniee und riefen laut zum Erlöser: Hülfe! Hülfe! Der Elende drückte los, aber, o Wunder! das Gewehr hatte sich gegen ihn selbst gekehrt und er fiel entseelt zu Boden.

Die Flinte wurde dem Herrn geweiht. Zum Andenken an die wunderbare Hülfe wurde sie hierher gebracht und dahin gestellt, wo Ihr sie jetzt noch seht. Das Christusbild aber erhielt den Beinamen des „Hülfreichen." Wie war es nur möglich, daß Ihr dies nicht wußtet?"

„O," sagte Stein, wie zu sich selbst: „Wenn du wüßtest, wie wenig Diejenigen wissen, die Alles zu wissen glauben."

„Kommt, Don Federico," sagte Momo nach einer Pause; „ich kann mich nicht länger aufhalten."

„Ich bin müde," erwiederte jener; „gehe nur, ich werde hier auf dich warten."

Und Momo machte sich singend und trällernd auf den Weg.

Stein betrachtete das kleine Oertchen, das, Fischer- und Schifferdorf zugleich, in der einen Hand das Netz, in der andern das Ruder hielt. Es bestand nicht, wie die deutschen Dörfer, aus zerstreuten, mit Stroh gedeckten, mit kleinen Gärtchen umzäumten Häusern, noch ruhte es, wie die englischen, im Schatten malerischer Bäume; auch bildete es nicht, wie in Flandern, zwei Reihen reinlicher Häuser zu beiden Seiten des Weges. Es bestand in einigen engen, schlechtgezogenen Straßen, deren einstöckige, unregelmäßige Hütten mit geschwärzten Ziegeln gedeckt waren. Die Fenster waren schmal und noch schmäler die Scheiben und ganz mit Zierrathen überzogen. Doch hatte es einen großen, freien Platz, grün wie eine Wiese, in dessen Mitte eine schöne Kirche stand.

Vierzehn Kreuze, wie das, unter welchem Stein saß, waren zu beiden Seiten, in gewisser Entfernung von einander aufgestellt und bildeten so eine Straße bis zum Eingangsthor der Kirche. Dies war die Kreuzes-Straße.

Momo kehrte zurück, aber nicht allein. Ein alter, großer, dürrer Mann, mager und steif wie ein Stock, begleitete ihn. Er trug ein Wamms und Beinkleider von grauem Tuch, eine Weste von fahlbraunem Piquet, die mit einigen Schnüren verziert war, fleischfarbene, wollene Gamaschen, wie die Landleute sie tragen, einen breiträndigen, altmodischen Hut mit einer Cocarde, die ehemals roth war, welche Farbe aber die Zeit, der Regen und die Sonne in eine Mißfarbe verwandelt hatten. Auf den Achseln waren zwei schmale Bänder von zweifelhaftem Gold, die dazu dienten, zwei Epauletten zu halten. Ein altes Schwert an einem alten Gürtel vollendete dies halb militärische, halb bäurische Costüm.

Die Jahre hatten arge Verheerungen auf dem breiten Hinterscheitel dieses Individuums angerichtet. Um den Mangel des natürlichen Kopfschmuckes so gut als möglich zu verdecken, hatte der gute Mann Alles, was ihm von Haaren geblieben war, gerade auf dem Scheitelpunkt zu einem Büschel vereinigt, der in wahrhaft chinesischer Anmuth von dort herabwehte.

„Momo, wer ist dieser Mann?" fragte Stein halb laut.

„Der Commandant," antwortete Momo laut.

„Der Commandant! Von was?" wandte sich Stein an den Jungen.

„Von der Veste San Cristobal."

„Von der Veste San Cristobal!" schrie Stein in Extase.

„Euer Diener, mein Herr," sagte der Neuangekommene, höflich grüßend, „mein Name ist Modesto Guerrero, und ich stelle mich zu Eurer Verfügung."

Diese allgewöhnliche Höflichkeitsformel nahm in dem Munde des Alten eine so wörtliche Bedeutung an, daß Stein nicht umhin konnte zu lächeln, als er diesen Gruß erwiederte.

„Ich weiß, wer Ihr seid," fuhr Modesto fort, „und nehme Antheil an Euerm Mißgeschick, wünsche Euch Glück zu Eurer Genesung, wie auch dazu, daß Ihr in die Hände der Alerzo's gefallen seid, die ich als gute Menschen kenne. Meine Person, wie mein Haus stehen Euch zu Diensten. Ich wohne auf dem Kirchenplatz, d. h. auf dem Platze der „Constitution," wie er sich jetzt nennt. Wenn Ihr mich einmal besuchen wollt, wird Euch die Inschrift den Ort bezeichnen."

Momo, der einen schweren Sack über den Schultern hängen hatte und eilte, fragte den Commandanten, ob er nach San Cristobal gehe.

„Ja," erwiederte dieser, „und im Vorbeigehen will ich Peter Santalo's Tochter, die krank ist, besuchen."

„Wer? die Gaviota?" rief Momo. „Glaubt es doch nicht! Ich habe sie noch gestern gesehen. Sie saß auf einem Felsen und schnatterte wie ihre Schwestern."

„Gaviota?" fragte Stein verwundert.

„Es ist ein Unname,“ sagte der Commandant, „den Momo dem armen Mädchen gegeben.“ (Gaviota-Seemöve.)

„Ei, weil sie so lange Beine hat, im Wasser wie auf dem Lande lebt und schreiend, singend von Fels zu Fels springt wie eine wahre Gaviota auch.“

„Deine Großmutter jedoch liebt sie sehr,“ bemerkte Don Modesto, „und heißt sie nur Marisalada, (salada bedeutet witzig) ihres anmuthig schalkhaften Wesens, ihres Tanzes und lieblichen Gesanges wegen.“

„Es ist nicht deßwegen,“ versetzte Momo, „sondern nur weil ihr Vater Fischer ist und uns mit Fischen versorgt.“

„Und wohnt sie nahe bei der Veste?“ fragte Stein, dessen Neugierde rege geworden war.

„Ganz nahe,“ erwiederte der Commandant. „Pedro Santalo führte vormals eine catalanische Barke. Sie ging unter Segel nach Cadiz und litt Schiffbruch an dieser Küste. Alles ging zu Grunde, Schiff und Mannschaft; ausgenommen Pedro mit seinem Kinde, dem zu Liebe seine Kräfte sich zu verdoppeln schienen; er erreichte das Ufer — ein ruinirter Mann. Er wollte nicht mehr nach seiner Heimath zurückkehren. Aus den Trümmern seiner Barke baute er sich eine Hütte zwischen diesen Felsen. Er versorgte das Kloster mit Fischen, und die Mönche gaben ihm dafür Brod, Oel und Essig. Seit 12 Jahren lebt er hier in Frieden mit aller Welt.“

Sie waren unterdeß an dem Punkte angekommen, wo die Wege sich trennten, und nahmen Abschied von einander.

„Wir werden uns bald wieder sehen,“ sagte der Veteran, „in Kurzem werde ich Euch und Eure würdigen Hausleute besuchen.“

„Sagt der Gaviota meinerseits,“ schrie ihm Momo nach, „daß mich ihre Krankheit nicht beunruhigt, denn Unkraut verdirbt nicht!“

„Lebt der Commandant schon lange in Villamar?“ fragte Stein.

„Oh! 1000 Jahre, schon ehe mein Vater auf die Welt kam.“

„Und wer versorgt sein Haus?“

„Wer? Dame Rosa Mistica!“ erwiederte Momo mit einer drolligen Geberde. „Sie ist die Schulmeisterin. Sie ist häßlicher als der Hunger; ihr eines Auge sieht nach Osten, das andre nach Westen; dabei ist sie über und über mit Blatternarben bedeckt. Aber — Don Federico, der Himmel verdüstert sich, die Wolken jagen dahin, als wären sie von Hunden verfolgt. Laßt uns rascher gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Photographie als Ehestifterin.

Vor einigen Wochen hat sich in Paris ein Ereigniß zugetragen, aus dem hervorgeht, daß diese vom Sonnengotte eingegebene Kunst oder Industrie noch nicht ihr letztes Wort gesprochen habe. Also vor einigen Wochen, so erzählt ein dortiges Blatt, sieht einer der bessern Photographen ein junges Paar in seine Stube treten, das aufgenommen zu werden verlangt, und zwar beide auf demselben Bilde.

Der Photograph, der wie jeder pariser Industrielle sein Theil Beobachtungsgabe besitzt, erkennt in der Haltung der Beiden, daß er es mit jungen Eheleuten zu thun habe, die im ersten Glück des Honigmondes schwelgen. Sie wählen die Stellung, in der sie photographirt zu werden wünschen, selber, indem sie auf einem Sopha Platz nehmen, Hand in Hand, während der Mann das junge Weibchen mit verliebtem Blick ansieht und dieses seinerseits die Augen verschämt niederschlägt.

Aus einer Reihe von anderen Einzelnheiten und Aeußerungen glaubt der Photograph weiter erkennen zu dürfen, daß die verliebten Eheleute ganz frisch aus der Provinz ankommen.

Nachdem das Werk vollbracht ist, fragt der Photograph, wohin er die Abdrücke zu schicken habe, und er bekommt die Antwort, daß dieselben abgeholt werden sollen. In der That geschieht dies am verabredeten Tage. Einige Zeit nach dem ersten Besuche erscheint das glückliche Paar wieder bei dem Photographen und verlangt von Neuem eine Sitzung. Dies Mal wird die Stellung, die sie wählen, noch bezeichnender. Der junge Mann faßt seine geliebte Ehehälfte um den Leib und drückt sie zärtlich an sein Herz. Nach den nöthigen Vorbereitungen erscheint der Photograph wieder und zeigt den jungen Leuten, wie gelungen das Bild sich von der Glasplatte abhebe. Während sie aber ihre Zufriedenheit an den Tag legen, hört man im Vorzimmer die Stimme eines Mannes, der sich mit einem anwesenden Diener herum-

streitet und erklärt, er müsse sogleich Einlaß zum Photographen bekommen.

Die jungen Leute scheinen die Stimme zu erkennen, so vermuthet der Photograph, denn sie stoßen einen Schrei des Entsetzens aus, indem sie sich mit kopfloser Angst in ein anstoßendes Gemach flüchten. Kaum ist dieses geschehen, als ein dicker, rothnasiger Herr schnaubend, schwitzend und athemlos in das Atelier stürzt.

„Wo sind sie!“ ruft er aus, „wo sind sie, mein Herr?“ fragte der fremde Herr den Photographen.

„Welche sie?“

„Meine Tochter Euphemie und ihr elender Entführer?“

Diese Antwort klärte für den hellsehenden Mitarbeiter der Sonne gleich die ganze Situation auf und er antwortete kalt: „Ich habe nicht die Ehre, Ihre Fräulein Tochter zu kennen, noch den Herrn, der sie entführt haben soll, ... ich bin überrascht. . . .“

„Wie, Sie wagen es zu behaupten, daß Sie Ihre Kunden nicht kennen?“

Bei diesen Worten zieht der dicke Herr eine photographische Karte aus der Tasche und hält sie vor das Auge des Photographen, der seine Vermuthung nun bestätigt sieht. Die angeblichen Eheleute sind zwei Verliebte, welche auf romantische Weise das Weite gesucht haben.

Der Name des Verfertigers der Karten war auf der Rückseite derselben zu lesen und es half jetzt kein Leugnen. Der Photograph verlor jedoch nicht den Kopf und versuchte vor Allem Zeit zu gewinnen und schon dämmerte in seinem Kopfe die Ahnung auf, er werde vielleicht dem bedrängten Paar Hülfe bringen können.

„Es ist wahr“, sagte er, „daß diese Photographie aus meinem Atelier kommt, aber dieser Herr und diese Dame haben sie durch einen Diener holen lassen, ohne mich mit ihrem Aufenthalt bekannt zu machen.“

„Sehr gut, dann bleibt mir nichts Anderes übrig, als diesen bei der Polizei zu erfragen.“

„Und was weiter?“

Jeder Andere würde dem Photographen geantwortet haben: was kümmert Sie das? oder: mischen Sie sich nicht in fremde Angelegenheiten, allein der Photograph kannte seine Leute und der dicke Herr erwidert richtig:

„Nun dann werde ich den Verführer festnehmen lassen und meine Tochter ihrer Mutter wiederbringen.“

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Verloren geht so mancher Tag,
Verloren so mancher Herzensschlag,
So manche Perle der Menschenbrust,
Doch der Weise verschmerzt den trüben Verlust.
In Klagen ergeht sich nur der Thor,
Denn die Welt bleibt göttlich, wie zuvor,
Und reich für Jeden in Wort und That,
Der sich nicht selber verloren hat.

In allen Winkeln des Erdenlebens
Sucht mancher Dulder nach Glück vergebens;
Ein Glück ist überall zu finden;
Es heißt: sich selber überwinden.

Verschiedenes.

Wirthin: „Ja, ja, Herr Bürgermeister, jetzt können Sie wieder liberal reden, Sie und mein Mann miteinander, bis der Herr Landrichter mit den zwei Assessoren kömmt. Sind die aber da, dann seid ihr auf Einmal mäuschenstill! Warum thut denn Keiner hernach den Mund auf?“ — Bürgermeister: „Da sieht man wieder, daß die Frauenzimmer von der Politik nichts verstehen! Sehen Sie, Frau Wirthin, das ist eben ein Hauptgesetz im constitutionellen Staatsleben, daß die Minorität sich der Majorität unterordnen muß. So lange wir allein sind, der Herr Wirth und ich, sind wir in der Majorität, und da können wir unsere Ansichten ungestört geltend machen; aber sobald die Herren vom Landgericht kommen, dann haben diese die Majorität, und deßhalb gelten dann natürlich auch ihre Ansichten. Das ist politisch.“

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 49. Mittwoch, den 25. April **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel VI.

Bevor wir weiter gehen, wollen wir uns etwas näher mit der neuen Persönlichkeit, die uns das letzte Capitel verführte, bekannt machen.

Don Modesto war der Sohn eines redlichen Arbeiters, dem es jedoch keineswegs an ächten vollgiltigen Adelsbriefen fehlte, ehe die Franzosen im Unabhängigkeitskrieg, unter dem Vorwande, daß die Söhne des Hausherrn „Räuber" seien, die Wohnung niederbrannten und die Papiere natürlich mit. Der gute Mann konnte sein Haus wieder aufbauen, allein die Pergamente stiegen nicht, gleich dem Phönix, wieder aus der Asche empor. Modesto wurde Soldat, und da sein Vater nicht die Mittel besaß, ihm einen Ersatzmann zu kaufen, trat er in die Reihen eines Infanterieregimentes ein, mit den Rechten eines Adeligen, die von der Arbeit der gewöhnlichen Soldaten dispensirt sind. Da er kein Licht war und dazu von langer, dürrer Gestalt, war er bald der Gegenstand der Neckereien und schlechten Witze seiner Kameraden. Ermuthigt durch seine Langmuth, trieben sie ihren Muthwillen auf's Aeußerste, bis ihm endlich Modesto auf folgende Art ein Ziel setzte.

Eines Tages, bei Gelegenheit einer großen Revüe, war Modesto wie gewöhnlich auf seinem Pfosten am Ende einer Linie. Nahe bei ihm stand ein Karren. Mit großer Geschicklichkeit und Schnelle schlangen seine Kameraden ihm einen Strick um den Fuß und befestigten ihn damit an eines der Wagenräder. Der Oberst gab das Zeichen: „Marsch!" die Trommeln wirbelten, und das ganze Regiment setzte sich in Marsch, nur der unglückliche Modesto machte Parade mit einem Fuß in der Luft, wie die Bildhauer den Zephir darstellen. Nach beendigter Revüe begab sich Modesto, ruhigen Schrittes, wie er es kurz vorher verlassen, nach dem Quartier und verlangte Satisfaction. Als Keiner verantwortlich sein wollte für den schlechten Scherz, erklärte er mit großer Kaltblütigkeit, daß er seine Waffen mit Allen bis auf den letzten Mann messen wolle. Da trat der Erfinder und Lenker des Eulenspiegelstreiches vor, Modesto schlug sich mit ihm, und der Gegner verlor ein Auge. Modesto sagte ihm hierauf mit seiner gewöhnlichen Ruhe, daß es nur bei ihm stehe, wenn er auch des anderen Auges müde sei.

Indeß machte Modesto, der ohne Verwandte, ohne Beschützer bei Hofe, dabei gänzlich ohne Ehrgeiz, ohne Anlagen zur Intrigue war, seine Carriere im langsamen Schneckenschritt, bis zur Epoche der Belagerung von Gaeta im Jahre 1805, wo sein Regiment beordert wurde, sich als Hülfstruppe der Armee Napoleons anzuschließen. Modesto zeichnete sich damals so durch Tapferkeit und Muth aus, daß er sich ein Ehrenkreuz erwarb und das hohe Lob seines Generales. Sein Name glänzte in den Zeitungen wie ein Meteor, um sich nachher in ewiger Finsterniß zu verlieren. Diese Lorberen waren die einzigen, die ihm seine militärische Laufbahn jemals trug; eine tiefe Wunde im Arm machte ihn für den Dienst unbrauchbar, und zum Lohn seiner Tapferkeit wurde er zum Commandanten der verlassenen Festung San Cristobal ernannt.

So stand nun seit 40 Jahren das Skelet eines Castells und eine Garnison von — Eidechsen unter seinem Oberbefehl. Anfangs

konnte sich unser Held in diese Verlassenheit nicht finden. Jedes Jahr wandte er sich ein Mal an's Gouvernement mit dem Gesuch, die Veste herstellen zu lassen und die nöthigen Kanonen und Truppen zu schicken. Da alle diese Gesuche ohne Antwort blieben, wagte Modesto endlich, darauf aufmerksam zu machen, daß in der Zeit, in der man lebe, es sehr leicht möglich sei, daß Engländer, amerikanische Insurgenten, Franzosen oder Carlisten einen Ueberfall versuchen könnten. Allein auch diese Andeutungen, sowie sein beständiges Anliegen um Sold, blieben unbeachtet. Die Regierung hatte die beiden Ruinen vergessen — das Castell und seinen Commandanten. Don Modesto war nur geduldet, und er ergab sich endlich ohne Bitterkeit und Aerger in sein Schicksal.

Als er nach Villamar kam, zog er in das Haus der Wittwe des Sacristans, die mit ihrer damals jugendlichen Tochter ganz der Frömmigkeit lebte. Es waren vortreffliche Frauen, wohl etwas trocken, langweilig-unduldsam gegen Nicht-Heilige; allein dabei gut, wohlthätig und leutselig.

Das Dorf und die ganze Umgegend konnte den Commandanten wohl leiden, und die Bewohner thaten Alles, um ihn zu unterstützen. Wurde in irgend einem Hause geschlachtet, so erhielt er seinen Antheil an Speck und Würsten. Zur Erntezeit schickte ihm der Eine Waizen, der Andere Hülsenfrüchte, ein Dritter versorgte ihn mit Honig oder Oel, die Frauen gaben ihm von dem Obst ihrer Baumgärten; so daß seine gottesfürchtige Hauswirthin immer eine wohlversorgte Vorrathskammer hatte. Modesto wurde nicht übermüthig durch all diese Liebesbeweise, nur pflegte er zu sagen: die Vorsehung sei wohl überall, allein ihr Hauptquartier sei in Villamar. Er war aber auch dankbar dafür, wie man es selten findet; Jedermann stand er zu Diensten. Früh mit der Sonne war er auf, und das Erste, was er that, war, der Messe beizuwohnen. Die eine Nachbarin hatte dann einen Auftrag für ihn, die andere bat ihn, ihr einen Brief für ihren Sohn zu schreiben, der Soldat war, eine dritte vertraute ihm ihre Kleinen an, während sie einen Ausgang unternahm. Er pflegte die Kranken, betete mit seiner Hausgenossin, mit einem Worte: er suchte Jedermann nützlich zu sein, insofern es mit seiner Ehre und dem Anstand nicht in Conflict kam. Die Spanier sind alle mildthätig; auch gibt ihr nobler Charakter nicht zu, Schätze zusammenzuscharren, sondern sie geben dem, der bedürftig ist.

Die Wittwe starb und ließ ihre Tochter Rosa mit 45 wohlgezählten Jahren und einer auffallenden Häßlichkeit als Waise zurück. Was sie noch mehr entstellte, waren Blatternarben. Die Folgen des Uebels waren besonders an einem Auge bemerkbar, dessen Lied sie nur halb öffnen konnte, was dem Ausdruck des Gesichtes wenig Intelligenz verlieh und einen schneidenden Gegensatz zu dem andern Auge bildete, von dem beim geringsten Anlasse wahre Flammenregen ausströmten.

Nach der Beerdigung und den neun üblichen Trauertagen sagte Fräulein Rosita eines Tages zu Don Modesto: „Don Modesto, es thut mir sehr leid, Euch sagen zu müssen, daß unsere Trennung unumgänglich ist."

„Wir uns trennen!" rief der gute Alte und riß die Augen weit auf; dabei legte er die Chocolade-Cigarre auf das Tischtuch, anstatt auf den Teller. „Und warum, Rosita?"

Don Modesto hatte sich in den dreißig Jahren ihres Zusammenseins angewöhnt, die Tochter seiner alten Hausehre mit diesem Diminutiv anzureden.

„Ihr solltet das nicht fragen," antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen. „Ihr solltet wohl wissen, daß zwei achtbare Personen verschiedenen Geschlechtes nicht allein zusammen wohnen können; das heißt den bösen Zungen zu reden geben." (Fortsetzung folgt.)

Die Photographie als Ehestifterin.

(Schluß.)

Der Photograph spitzte die Ohren. Sein Name konnte leicht mit einer unangenehmen Polizeigeschichte in Verbindung gebracht werden, und er fühlte sich nur um so dringender veranlaßt, dem Liebespaar hülfreich beizuspringen.

„Ueberlegen Sie die Sache erst recht, mein Herr", sagte er in theilnehmendem Tone, „man bereut es immer, die Polizei mit ins Geheimniß einer Familienangelegenheit zu ziehen. Lassen Sie uns den Fall besprechen. Setzen Sie sich zunächst, mein Herr. Vielleicht läßt

sich ein Mittel ausfindig machen, Alles wieder in Ordnung zu bringen."

Der dicke Herr nimmt den angebotenen Sitz an, trocknet sich den Schweiß von der Stirne und seufzt tief auf.

„Vor Allem, mein Herr, stelle ich die Bitte an Sie, mir zu sagen, wie Sie in den Besitz dieser Karte gekommen sind?"

„Sie ist mir durch die Post zugesandt worden, zugleich mit einem Briefe, in dem die Flüchtigen meine Verzeihung erflehen."

„Ich begreife, diese Karte war ein sinnreiches Mittel, um Ihr Herz zu rühren."

„Um mein Herz zu rühren! Wo denken Sie hin? Ein Mittel, um mich zu zwingen, in ihre Pläne einzuwilligen. Zehn der besten mit uns auf freundschaftlichem Fuße stehende Familien haben ähnliche Karten bekommen und haben sie mir wiedergebracht, nachdem die ganze Stadt Ihr Werk bewundert hatte."

„Das ist allerdings eine neue Anwendung der Photographie, und ich begreife, daß diese nicht ganz nach Ihrem Geschmacke ist. Allein unter den obwaltenden Umständen scheint es mir das Beste zu sein, daß Sie die Schuldigen mit einander vermählen."

„Meine Tochter meinem ersten Commis geben! Nimmermehr!"

„Haben Sie etwas an seinem Betragen, an seinem Charakter auszustellen?"

„Ich habe ihm nur einen Vorwurf zu machen, der aber wiegt alle andern auf, die man einem Schwiegersohne machen kann. Der Hallunke hat keinen Sou. Zudem ist es meinem Nachbarn Herrn Dupuis ähnlich mit seiner Tochter ergangen, er hat seine Einwilligung verweigert, der Entführer ist spurlos verschwunden, und fünf Jahre später hat die junge Dame einen andern Mann gefunden."

„Ich wünsche Ihrem Herrn Dupuis, aber ganz besonders dessen Schwiegersohn Glück, das muß ein guter Kerl sein. Man vergißt Alles in der Welt, aber in diesem Falle wird es schwerer sein, da diese photographische Karte ein bleibendes Zeugniß ablegt. Es genügt, daß Ihr Commis ein einziges Exemplar für sich behalten hat, unt er kann Tausende von solchen Karten anfertigen lassen."

Der dicke Herr kratzte sich den Kopf und meinte: „Also der saubere Patron kann diese Photographie . . ."

„Dazu benutzen, von Zeit zu Zeit Ihrem Schwiegersohne eine unangenehme Vergangenheit in's Gedächtniß zurückzurufen."

„Wenn ich einen finde, denn wer wird nach einem solchen Auftritte es wagen wollen . . ."

„Wie viele solcher Karten haben Sie angefertigt?" fragte er nach einer Weile weiter.

„Zwölf."

„Es bleibt ihnen noch eine, es gilt diese in meinen Besitz zu bekommen."

Der unglückliche Herr ging auf und ab, laut mit sich selber redend und den bedenklichen Fall erwägend. Mit einem Male stand er vor dem Photographen, der eine Glasplatte gegen das Licht hielt und dieselbe mit mit vielem Ernst prüfte.

„Was sehe ich da? Ich glaube gar, das ist ein neues Portrait der Elenden. Das soll nun gleich in tausend Stücke —"

Bei diesen Worten wollte er die Platte an sich reißen.

Der Künstler wich ihm aus: „Entschuldigen Sie, mein Herr, das ist mein Eigenthum."

„Wie theuer ist es?"

„Fünfzehn Franken das Dutzend Karten."

„Ich bezahle Ihnen dreißig Franken für diese Platte — vierzig — hundert."

„Es thut mir leid, mein Herr — ich habe dieselbe schon verkauft, indem ich mich anheischig gemacht habe, Karten nach derselben anzufertigen."

„Aber bedenken Sie doch, ehe vierzehn Tage vorübergehen, wird die ganze Stadt im Besitze dieser verdammten Photographie sein! Ich werde die Zielscheibe des allgemeinen Spottes werden!"

Der arme Mann geberdete sich ganz verzweifelt, er erbot sich, tausend, zweitausend Franken für die fatale Platte zu bezahlen.

„Nicht um zehntausend Franken lasse ich dieselbe zerstören," sagte der Photograph, der merkte, welchen Nutzen er aus diesem Zwischenfalle ziehen könnte. „Es handelt sich nicht nur um eine Sache, die nicht mehr mein ist, sondern zugleich um ein Kunstwerk. Diese Platte ist gelungen wie wenige, und ich kann sagen, niemals ist eine schönere aus meinem Atelier hervorgegangen. Das wird ein herrliches Bild geben! Allerdings ist Ihre Tochter ein reizendes Mädchen. Sie sieht Ihnen ähnlich.

Aber der Wahrheit zur Steuer muß ich bekennen, daß Ihr Commis auch kein übler Mann ist. Es wäre wirklich Schade, ein so schönes Paar trennen zu wollen. Sie thäten am besten, Ihre Einwilligung zu geben — denn ich weiß wahrhaftig nicht, was Sie sonst thun wollen."

„Aber was würde mein Nachbar Dupuis sagen?"

„Glauben Sie, daß seine Tochter sehr glücklich ist?"

„Sie ist im Gegentheil sehr unglücklich."

„Nun dann sagen Sie sich, wer zuletzt lacht, lacht am besten, und öffnen dem reuigen Kinde Ihre Arme."

„Oeffnen Sie Ihre Arme, — das ist leicht gesagt, zuerst müßte ich wenigstens wissen, wo mein sauberes Töchterlein ist!"

Da öffnete sich die Thür, die beiden Liebenden stürzen hervor und fallen dem dicken Herrn zu Füßen, während dieser gerührt die Arme nach ihnen ausstreckt.

„Um Gotteswillen, halten Sie still," ruft der Photograph — „eine schönere Gruppe finde ich nicht — in vier Secunden ist's geschehen — eins, zwei . . . nun ist's fertig. Sie brauchen nur fünfzig Stück von diesem Portrait Ihren Freunden in's Haus zu schicken und Sie werden die Lacher auf Ihrer Seite haben, und nicht Herr Dupuis."

Der Traum der Heimath.

Wer fühlte nie, wie schmerzlich mild
Der Heimath Traum, der Heimath Traum
Das Herz beschleicht, die Seele füllt
Auf ferner Meere ödem Raum?
Wohl glänzt vom Himmelslicht bemalt
Der Südlandsküsten goldner Saum:
Doch alle, alle überstrahlt
Der Heimath Traum, der Heimath Traum.

Den Segler frage, wenn sein Schiff
Durchzieht der Wogen dunklen Schaum,
Was ihn erfreut, wenn Fluth und Riff
Im Mondlicht glänzt? Der Heimath Traum.
Was längst entschwand, kehrt ihm zurück,
Er hört der Wogen Brandung kaum:
Denn ihm ist Hoffnung, Trost und Glück
Der Heimath Traum, der Traum.

Verschiedenes.

(Wie Neugierde mit rechter Münze bezahlt wird.) Ein Gastwirth, der gar neugierig war, stand an seiner Hausthüre und musterte die Vorübergehenden. Da führte der Gerichtsdiener einen unbekannten Mann vorüber und es drückte unserm Wirth schier das Herz ab, daß er hätte wissen mögen, was der Gefangene wohl verbrochen habe. Er raunte dem vorübergehenden Diener der Gerechtigkeit die Frage zu: „Was hat denn Der begangen?" — „Nichts Gutes!" lautete kurz und barsch die Antwort. — Das war unserm Wirthe zu wenig geantwortet, denn er wollte die Sache doch genau wissen. Er frug also den Gerichtsdiener wiederholt danach, bis dieser die Geduld verlor. — „Ei," sprach er zum Wirth, „weil Ihr denn Alles gründlich erfahren müßt, will ich's Euch auch ganz genau sagen. Aber schweigen müßt Ihr! So horcht: Der Kerl da hat verflossenen Winter, wo Alles so theuer war, Schnee hinter dem Ofen gedörrt und hernach als Salz verkauft." — Mehr hat der gute Wirth nicht wissen mögen.

In einem Knabeninstitut zu Neuhaldersleben heißt der Director Adler, der erste Klassenlehrer Kranich, der dritte Klassenlehrer Sperber, der französische Sprachlehrer Taube und der Hausmann Sperling. — Ein ornithologisches Institut.

Baron: Was wollen Sie? Friseur: Ew. Gnaden frisiren. Baron: Aber so frühzeitig? Friseur: Weil Ew. Gnaden gestern meinten, daß hochdero Haare frühzeitig ausgingen.

Homonyme.

Im Blumengarten erfreue ich wohl Jedermann,
Doch zeige ich in anderem Sinn auch Trauer an.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 50. Freitag, den 27. April **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„Was, ums Himmelswillen! können die bösen Zungen von Euch sagen, die Ihr ein Beispiel für das ganze Dorf seid?"

„Ist vor ihnen Etwas sicher? Was sagt Ihr dazu, wenn ich Euch versichere, daß Ihr, mit Euern Jahren, Eurer Uniform und Euerm Kreuz, und ich armes Frauenzimmer, die ich an nichts denke, als wie ich dem Herrn diene, daß wir Beide den bösen Zungen ein Zeitvertreib sind?"

„Was sagt Ihr, Rosita?" rief Modesto bestürzt.

„Schon kennt uns Niemand anders, als bei den Unnamen, die uns Beiden die verdammten Gassenbengel beigelegt haben."

„Ich bin ja ganz erstaunt, Rosita, und kann es kaum glauben."

„Desto besser für Euch, wenn Ihr es nicht glaubt," sagte die Betschwester; „ich aber versichere Euch, daß diese Schändlichen — Gott verzeihe ihnen! — wenn sie uns des Morgens zur Messe gehen sehen, zu einander sagen: Es ruft zur Messe, seht, da kommen sie, „die geheimnißvolle Rose und der Thurm Davids", in liebender Vereinigung wie in der Litanei. Euch haben sie die letztere Benennung Eurer großen, steifen Gestalt wegen beigelegt."

Don Modesto hörte mit offenem Munde und gesenkten Augen zu.

„Ja, Herr, die Nachbarin, die empört darüber ist, hat es mir gesagt und mir gerathen, mich beim Pfarrer darüber zu beklagen. Ich aber sage: besser leiden und schweigen. Unser Erlöser hat so viel erduldet und nie geklagt."

„Aber ich," sagte Don Modesto, „ich ertrage es nicht, daß man sich über mich lustig mache, und noch weniger, daß man über Euch lache."

„Ich halte es für das Beste," fuhr Rosita fort, „durch Geduld zu zeigen, daß wir gute Christen sind, und durch unsre Gleichgiltigkeit, daß wir uns um das Urtheil der Welt nicht kümmern."

„Ihr habt Recht, wie immer, Rosita. Ich weiß, wie es mit den Ehrabschneidern ist: reißt man ihnen die Zunge heraus, spritzen sie ihr Gift durch die Nase aus. Wenn jedoch früher einer meiner Kameraden sich erfrecht hätte, mich „Thurm Davids" zu nennen, hätte er wohl hinzufügen können: „Bitte für uns!" — Doch, wie ist es möglich, daß Ihr, eine wahre Heilige — Aergerniß an dem Geschwätz der Boshaften nehmen könnt?"

„Wißt Ihr, Don Modesto, was die Jungen, die über Alles schlimme Gedanken haben, gemeinhin sagen? — Zwischen Mönch und Nonne soll sein — eine Mauer von Kalk und Stein."

„Nun, zwischen uns Beiden," meinte Don Modesto, „braucht man keine Scheidewand zu errichten. Ich, mit meinen Jahren! — Ich, der nur ein einziges Mal im Leben verliebt war und — — —"

„Don Modesto, Don Modesto," schrie Rosa, indem sie sich hoch aufrichtete, „ehrt Euern Namen und meinen Stand besser, als daß Ihr verliebte Erinnerungen auffrischt."

„Es war nicht meine Absicht, Euch in Verlegenheit zu bringen," sagte Modesto, „beruhigt Euch, Rosita."

„Don Modesto," fuhr Rosita ungeduldig auf, dabei sah ihn ihr eines Auge feurig an, während das andre vergebliche Anstrengungen machte, es ihm gleich zu thun — „glaubt

Ihr, der Gedanke könne mir je kommen, daß zwei so vernünftige, gottesfürchtige Personen, wie wir beide, uns je betragen könnten wie Landstreicher, die weder Scham, noch Furcht vor der Sünde haben? Aber in dieser Welt ist dies nicht genug; man muß auch den geringsten Schein meiden."

„Und — was soll aus mir werden ohne Euch, Rosita?" sagte betrübt Modesto, „und Ihr, was wollt Ihr allein in der Welt anfangen?"

„Der den Vögeln Nahrung gibt," sagte feierlich Rosita, „sorgt immer für die, die auf ihn vertrauen."

Modesto, der ganz bestürzt war und nicht wußte, was beginnen, ging zum Pfarrer, der ihr beiderseitiger Freund war, und erzählte ihm, was vorgefallen. Der Geistliche überzeugte Rosita, daß ihre zarten Scrupel übertrieben, ja ungegründet seien, und daß die beabsichtigte Trennung gerade Veranlassung zu spöttischen Deutungen geben würde. So blieben sie denn, wie bisher, im Frieden und in der Gnade Gottes beisammen: der Commandant — wie immer gut und dienstfertig; Rosita — sorgfältig und uneigennützig. Modesto ließ sich seine Dienste nicht bezahlen, und wäre nicht der Griff seines Gala-Degens von Silber gewesen, hätte er sicher längst vergessen gehabt, wie dieses Metall aussieht.

Capitel VII.

Als Stein in dem Kloster ankam, war die ganze Familie im Hofe versammelt. Dolores, Manuel Alerza's Frau, saß auf einem niedern Stuhle und flickte ein Hemd. Ihre beiden Kinder, Pepa und Paka, spielten zu ihren Füßen. Das kleinste Kind, das in der Wiege lag, war das Spielzeug eines andern Jungen von 5 Jahren, eines Brüderchens, das sich Mühe gab, den Kleinen allerlei zu lehren und seine Aufmerksamkeit zu wecken. Er war ein schöner, drolliger Knabe, der immer von den Neckereien Momo's zu leiden hatte.

„Mache eine Alte, Manolillo," sagte er jetzt zu seinem lebendigen Spielwerk. — Und das kleine Ding machte eine anmuthige Grimasse, schloß halb die Augen, runzelte die Stirne und senkte den Kopf halb herab.

„Manolillo, schlage einen Mohren todt." Da machte der Schelm große Augen, zog die Brauen in die Höhe, ballte die Fäustchen und gab sich alle Mühe, fürchterlich auszusehen.

Dann nahm Franzisko die kleinen Hände Manolillos, schwenkte sie hin und her und sang dazu:

> Wie süße Händchen
> Halte ich hier,
> Wie klein und wie weiß!

Maria spann, und Bruder Gabriel flocht Körbe aus trockenen Binsen.

Ein ungeheuer großer zottiger weißer Hund, einer von den schönen Schäferhunden Estremadura's — Palomo hieß er — lag der ganzen Länge nach schlafend auf dem Boden ausgestreckt und nahm mit seinen breiten Tatzen einen ziemlichen Raum ein, während eine corpulente gelbe Katze, die seit ihrer ersten Kindheit der Ohren und des Schwanzes beraubt war, zusammengekauert auf dem Saum von Marias Rock schnarchte.

Stein, Momo und Manuel traten zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten ein. Der Letztere hatte gerade die Runde um das seiner Hut vertraute Gebäude gemacht; in der einen Hand hielt er eine Flinte, in der andern 3 Feldhühner und 2 Kaninchen.

Die Kinder liefen Momo entgegen, der seine Taschen entleerte, aus denen, wie aus einem Füllhorne, Nüsse, Kastanien, Granaten und Bataten herausrollten, Früchte, die man in Spanien zur Ehre des Festes Allerheiligen verzehrt.

„Wenn Marisalada uns morgen einige Fische brächte," sagte das größte Mädchen, „so hätten wir einen Festtag."

„Morgen," bemerkte die Großmutter, „ist der Tag Allerheiligen, da geht Gevatter Pedro sicher nicht fischen."

„Nun, dann übermorgen," sagte die Kleine.

„Am Tage Allerseelen fischt man eben so wenig."

„Und warum?" fragte das Kind.

„Das hieße den Tag entweihen, den die Kirche den heiligen Seelen feiert. Einige Fischer, die einst auf diesen Tag ihre Netze auswarfen, waren voll Freude, als sie dieselben kaum heraufziehen konnten, so schwer waren sie. Aber siehe da, statt der Fische waren nur Knochen darin. — Nicht wahr, Bruder Gabriel?"

„So sicher, als ob ich es mit angesehen hätte," erwiederte der Bruder.

„Und deßwegen läßt du uns auf den Allerseelentag zur Stunde des Rosenkranzgebetes so viel beten?" fragte das Kind weiter.

„Ja," erwiederte die Großmutter; „es ist eine geheiligte Sitte, und Gott will, daß wir sie halten. Ich will euch zur Probe Etwas erzählen. — Es war einmal ein Bischof, der nicht viel auf diesen heiligen Gebrauch hielt und die Gläubigen nicht dazu ermahnte. In einer Nacht sah er im Traume einen fürchterlichen Abgrund, an dessen Rand ein Engel stand, der an einer Kette von weißen und rothen Rosen eine schöne weinende Frau langsam herauszog. Als sie glücklich aus der höllischen Finsterniß gerettet war, flog sie mit Glanz und Glorie umstrahlt zum Himmel auf. Der Bischof mochte gern die Bedeutung des Traumes wissen und bat Gott, daß er ihn aufklären möge. Er ging zur Frühmesse, wie gewöhnlich, und das Erste, was seine Augen erblickten, war ein Kind, das auf den Knieen über dem Grabe seiner Mutter den Rosenkranz betete."

„Gewiß," sagte Manuel, „es gibt nichts Schöneres, als für die Seelen der Verstorbenen zu beten. Ich erinnere mich der Geschichte eines Mönches, der einmal für die Seelen betend an der Thüre einer Kapelle stand. Er schrie dabei unaufhörlich: Der, der eine Münze in diesen Kasten wirft, rettet eine Seele aus dem Fegefeuer. Ein Schalk, der vorbei ging und auch ein Geldstück hineinlegte, fragte: Sage, Bruder, bist du gewiß, daß die Seele jetzt schon glücklich heraus ist? — Ohne Zweifel! erwiederte eifrig der Mönch. — Nun denn, so nehme ich mein Geld zurück, denn die Seele wird wohl nicht so dumm sein, wieder in's Fegfeuer zurückzukehren."

„Ihr könnt versichert sein," sagte Maria, „daß, man mag zur Sprache bringen, was man will, mein Sohn immer eine Anekdote zur Hand hat, sie mag nun passen oder nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

Der Sturm heulte traurig durch die halb entlaubten und verkrüppelten Eichen des armen Districtes La Sologne, kräuselte die trübe Oberfläche der Wasserlachen, welche sich in der Thonerde des Bodens ein Bett gegraben hatten, und trieb in heftigen Stößen den Platzregen über die von tiefen Gleisen durchschnittenen und überschwemmten Wege, deren Begrenzung kaum erkennbar war, und die sich beliebig ausbreiteten, da die Besitzer der anstoßenden Grundstücke wegen der schlechten Beschaffenheit des Bodens es nicht der Mühe werth erachteten, Einsprache dagegen zu thun. Diese schlechte Straße verfolgte ein einsamer Wanderer mühsam und fast bei jedem Schritte stolpernd, indem sein Fuß bald gegen eine Baumwurzel stieß, bald bis an die Knöchel in den Schlamm versank. Die anbrechende Dämmerung, welche den grauen Himmel noch dunkeler werden ließ, gestattete nicht, auf zwanzig Schritte weit zu sehen, und der Regen, der sein Gesicht peitschte und die durchnäßten Kleider immer schwerer machte, hinderte seine Schritte mit jeder Minute mehr und mehr.

„Ach", murmelte ich, — denn ich selbst war der Wanderer, — „nichts soll mich wieder verleiten, einen Freund in solcher Gegend aufzusuchen, wo man von den halbwilden, unhöflichen Eingebornen nur mit Mühe die geringste Auskunft erlangt. Seit zwei Stunden tappe ich in diesem entsetzlichen Kothe umher, ohne weiter zu kommen. Diese großen Landstraßen sind wie Einöden, die keinen Anfang und kein Ende haben; und nun wird auch die Nacht noch immer dunkler, während ich mich hier zwischen einem Dutzend von Wegen befinde, die bunt durcheinander laufen. Welcher führt nach Schloß Malemort? Ein Name von hübscher Vorbedeutung! Ich glaube, er hat den kleinen zerlumpten Bauernbuben in die Flucht gejagt, der mir als Führer dienen sollte; denn kaum hatte ich den Namen ausgesprochen, als der kleine Schuft davon lief. Arthur hat mir mit seiner Einladung einen bösen Streich gespielt. Aber wie waren doch seine Weisungen in Bezug auf den Weg? — „„Wenn Du die Lichtung erreicht hast"", sagte er, „„mußt Du Dich rechts wenden und immer geradeaus gehen."" — „Ja, das habe ich schon seit anderthalb Stunden gethan!" — „„Dann"", fügte er hinzu, „„wirst Du an einen Kreuzweg kommen und mußt Dich wieder links

wenden."" — „Links, wovon? Natürlich von dem bisher verfolgten Wege aus." — „„Dann wirst Du ein Haus sehen, welches die Form eines länglichen Quadrats und zwei Seitenthüren hat. Bist Du einmal dort, so kannst Du nicht mehr fehlen."" — „Ja, nicht mehr fehlen, bei solchem Wetter und ohne Sonnenlicht, das in diesem glücklichen Lande überhaupt selten zu leuchten scheint! Wahrlich, ich würde mir La Sologne nicht zum ländlichen Aufenthalte wählen! Aber, Gott sei Dank, dort sehe ich ein Licht durch den Nebel schimmern! Nun, mag es Schloß oder Hütte sein, ich will dort bleiben und dort schlafen, und wenn ich unter eine Räuberbande fallen sollte!"

Je näher ich kam, desto deutlicher wurde das Licht, welches aus einem halb gothischen, halb modernen Thurme hervor leuchtete, der an der Ecke eines langen schwarzen Gebäudes stand.

„Endlich", sagte ich zu mir selbst, freudig die Hände reibend, „endlich erreiche ich mein Ziel; denn nach der reizenden Beschreibung zu urtheilen, welche mir Arthur gegeben hat, muß dies Malemort sein. Endlich werde ich wieder freundliche Gesichter vor mir sehen! Ein herzlicher Empfang, ein weiches Bett und vor allen Dingen ein gutes Nachtessen lassen alle Ermüdung leicht vergessen. Ich höre schon das heitere Lachen der hübschen, schalkhaften Emma und sehe die sanften Augen der älteren Schwester Isabella beim Berichte meiner tragikomischen Abenteuer leuchten. Wenn der Vater und der Bruder auch etwas ernster Natur sind, so sind dafür die Mädchen desto bezaubernder. Nein, ich werde das Vergnügen, in ihrer Gesellschaft zu sein, nicht zu theuer bezahlt haben, sofern ich nur dahin gelange. Es scheint, als wenn zwischen mir und dem Schlosse ein Wasser schimmerte. Nichts fehlt dem alten Feudalschlosse, selbst nicht der Burggraben. Hoffentlich wird die Zugbrück herabgelassen sein." (Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Der französische **Krystallleim**, mit welchem man Glas, Porzellan, Marmor, Alabaster rc. kalt leimen kann, läßt sich viel wohlfeiler, als er verkauft wird, auf die Weise darstellen, daß man 2 Unzen arabischen Gummi in 3 Unzen destillirtem Wasser löst und dann 2 Drachmen vom stärksten Essig zufügt. Dieser Leim ist fast farblos und bindet sehr fest.

Denksprüche.

Der Jüngling ist beglückt, dem sich ein Freund ergibt,
Der auch zur Weisheit will, der auch die Tugend liebt
Und muthig die Gefahr der Reise mit ihm theilt;
Ihn anspornt, wenn er steht; ihm folget, wenn er eilet;
Ihn aufweckt, wenn er schläft und ihn Gefahr bedräut,
Und seine Pflicht ihn lehrt, eh' er sie noch entweiht.

Nur der Gegenwart lebt der Vernünftige:
Vergangene Freuden so gut als künftige
Machen der Menschenseele Pein:
Hoffnung beklemmt mit zweifelnden Fragen,
Erinn'rung weckt der Wehmuth Klagen,
Nur was ich fasse, das ist mein!

Verschiedenes.

(**Deutsch.**) Ein junger Berliner, welcher eben erst in München angekommen war, fragte eine Obsthändlerin an der Brücke im englischen Garten: „Jutes Müttergen, wat i'sn die Jlocke?" und sehr gutmüthig antwortete die Frau: „Verzeihgens, gnädiger Herr, i versteh' nix als Deutsch."

Vor dem Münchener Schwurgericht kam am 20. und 21. März ein Fall zur Verhandlung, wobei ein Peter Kreit**meyer** und dessen Weib Walp. Kreit**meyer**, eine Anna Oster**meyer** und ein Andr. Laber**meyer** als Angeklagte, ein v. Sedl**meyer** als Vertheidiger, ein Herr Mitter**meyer** und ein Joseph **Meyer** als Geschworene anwesend waren!

Auflösung der Homonyme in Nr. 49:

Flor.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 51. Sonntag, den 29. April **1866.**

Des Greises Traum.

Es ruhet auf seinem Lager,
Das Haupt von Kummer so weiß,
Ganz eingefallen und mager
Ein altersschwacher Greis.

Wohl hatte er schon erlebet
So manches Mißgeschick,
Sein Herz noch jetzt erbebet,
Denkt es daran zurück.

Er träumet so sanft im Schlummer,
Welche Zeit die schönste sei,
Die stets von allem Kummer,
Die stets von Sorgen frei.

Als an der Krone des Lebens,
Dem hohen Alter er weilt,
Da sucht er Freude vergebens,
Sie hat ihn nicht ereilt.

Denn er stand stets so alleine,
Hat oft nicht das täglich Brod,
Auch Freunde hatte er keine,
Zu lindern seine Noth.

Das Alter ward ihm verleibet,
Man sieht es: der trübe Blick
Der matten Augen bedeutet,
Die Zeit kehr' nie zurück.

Und dacht' er an Manneszeiten,
Da gehet ein tiefer Schmerz
Wohl über schwere Leiden
Durch sein gebroch'nes Herz.

Da raubt ihm der Tod die Lieben,
Sein Kind und theures Weib,
Und ihm war nichts geblieben,
Als nur sein Herzeleid.

Zwar konnt's das Herz nicht brechen,
Doch drückt's ihn tief darnieder;
Man hört ihn oft davon sprechen,
Die Zeit sie kehre nie wieder.

Dann führt ihn der Traum zur Jugend,
Zu ihrem reinen Glück;
Er bittet in frommer Tugend:
Herr, gib sie mir zurück!

In meinen Jugendjahren,
So träumet sanft er weiter,
Da kannt' ich nicht Gefahren,
Vergnügt lebt' ich und heiter.

Dort lebte ich ohne Kummer,
War stets auch von Sorgen frei;
Von der Zeit, dacht' er im Schlummer,
Die Jugend die schönste sei.

Der Herr sprach: Dir soll werden
Dein Wunsch sogleich erfüllt,
Ich nehme dich von der Erde,
Schenk' dir der Jugend Bild.

Umstrahlt von himmlischem Lichte
Sandt' er seinen Engel, den Tod;
Da glänzt auf des Greisen Gesichte
Der Jugend Morgenroth.

Nun durft' er fortan leben
In herrlichem Gefilde,
Von himmlischer Jugend umgeben
In Gottes Ebenbilde.

Zweibrücken. S. St . . . . . .

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke trat Don Modesto in den Hof, so steif, so ernsthaft, wie er sich Stein vor dem Dorfe vorgestellt hatte, nur trug er auf der Spitze seines Stockes einen großen, in Kohlblätter eingewickelten Fisch.

„Der Commandant! der Commandant!“ riefen alle Anwesenden zugleich.

„Kommt Ihr von Euerm Schlosse, San Cristobal?“ fragte Manuel, nachdem er den Commandanten eingeladen hatte Platz zu nehmen. „Haltet Euch nur immer zu meiner Mutter, einer guten Christin, damit sie die Heiligen bitte, die Mauern des Castells für Euch wieder aufzubauen.“

„Ich habe die Heiligen um wichtigere Dinge zu bitten,“ versetzte die Matrone.

„Das meine ich auch,“ fiel Fra Gabriel ein, „zuerst und vor allen Dingen hat sie dieselben für die Wiederherstellung des Klosters anzurufen.“

Bei diesen Worten wandte sich Don Modesto mit verfinstertem Gesichte nach dem Mönche um, der erschrocken über seine eigenen kühnen Worte sich hinter Maria's Stuhl verkroch und zwar so, daß er den Blicken der Anwesenden fast ganz entzogen war. „Ich sehe,“ fuhr Modesto fort, „Bruder Gabriel gehört nicht der streitenden Kirche an. Erinnert Ihr Euch nicht, daß die Juden zuerst mit dem Schwert in der Hand das Land der Verheißung eroberten, ehe sie den Tempel aufbauten? Gäbe es Kirchen und Geistliche im gelobten Lande, wenn die Kreuzfahrer es nicht mit Feuer und Schwert eingenommen hätten?“

„Doch warum soll die gute Maria die Heiligen um Unmögliches bitten?“ unterbrach hier Stein den Commandanten, in der guten Absicht, ihn von einem Gegenstand abzulenken, der anfing seine Galle aufzuregen.

„Gewiß ist,“ meinte Modesto, „daß ich dem Heiligen großen Dank wüßte, der dem Gouvernement den Gedanken eingäbe, die Festung zu renoviren.“

„Sie wieder auf's Neue aufzubauen, wollt Ihr sagen,“ versetzte Manuel. — „Doch könntet Ihr Euer Gebet später bereuen, wie es einer frommen Jüngerin San Cristobal's einmal erging, die eine so häßliche, dumme Tochter hatte, daß sich kein verzweifelter Freier für sie finden wollte. Die arme Mutter lag Tag und Nacht auf den Knieen vor dem Heiligen und flehte ihn an um einen Mann für ihre Tochter. Endlich kam einer, und die Freude der Alten war unbeschreiblich; aber ach! sie war bald am Ende, denn der herbeigebetete Gemahl behandelte die Frau und Schwiegermutter so schlecht, daß die letztere bald nach der Kirche eilte, sich vor den Heiligen hinstellte und ihm zuschrie:

„Grober San Cristobal, breitfüß'ger, großhänd'ger, gelbes Ledergesicht! Du bist ein ärgrer Judas, als mein Schwiegersohn!“

Während dieser Unterhaltung erwachte Morronga, machte einen Buckel wie ein Kameel, stellte den Schnauzbart, ließ ein dumpfes Schnurren hören und schien in der Luft einen ihm angenehmen Duft zu erspüren. Er näherte sich behutsam dem Commandanten, bis er dicht hinter ihm war und am Ziel seiner Reise — an dem von Modesto's Stock herabhängenden Päckchen.

In diesem Augenblicke erhielt er auf seine Sammtpfoten einen kleinen, von Momo's Hand mit großer Geschicklichkeit gezielten Steinregen. Der Kater zog sich eilig zurück, that bald, als ob er wieder eingeschlafen sei, verwandte aber keine Secunde seine Aufmerksamkeit von dem begehrlichen Gegenstande.

Don Modesto wurde nachdenklich und verlor seine Seelenruhe. „Aber,“ wandte sich Maria jetzt an ihn, „bei all dem Geplauder über andere Dinge habt Ihr uns noch nicht gesagt, wie es mit Marisalada steht.“

„Schlecht, sehr schlecht, Gevatterin, sie schwindet zusehends dahin. Der arme Vater dauert mich nur, dem der Kummer aus den Augen sieht. Diesen Morgen hatte das Mädchen einen neuen Anfall; sie nimmt nichts und hustet ohne Aufhören.“

„Was sagt Ihr da, Herr?“ rief Maria erschrocken.

„Don Federico, Ihr habt schon so viele gute Kuren vollbracht, habt Gabriels Schwielen geheilt und Momo's schielende Augen operirt, könnt Ihr denn nichts für das arme Geschöpf thun?“

„Sehr gern Alles, was ich nur vermag,“ erwiederte Stein.

„Gott wird es Euch vergelten! Morgen in der Frühe gehen wir hin. Heute seid Ihr zu müde von Euerm weiten Gange."

„Ihr werdet großen Dank davon haben," sagte Momo knurrend, „ein hochmüthiges Ding."

„Glaubt es nicht," entgegnete die Großmutter; „sie ist ein wenig störrisch, ein wenig wild. Was wollt Ihr! Sie hat sich selbst nach ihrem eigenen Kopf gezogen: ihr Vater ist gar zu schwach gegen sie und versteht es nicht, sie im Zaum zu halten. Momo kann Marisalada nicht leiden, seitdem sie ihn Maulthier nennt, was er auch ist."

In diesem Momente hörte man einen lauten Schrei: es war der Commandant, der unter Verwünschungen dem Kater nachlief, welchem es gelungen war, die Wachsamkeit seines Herrn zu betrügen und sich des Fisches zu bemächtigen.

„Commandant!" rief Manuel ihm nach, „beruhigt Euch nur, kommt, Ihr erreicht den Dieb nimmer! Hier ist ein Rebhuhn für den Fisch."

Don Modesto nahm das Feldhuhn, empfahl sich und ging unter fortwährenden Verwünschungen gegen den vierbeinigen Verbrecher weg. (Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

Am Rande des Grabens entlang gehend kam ich an eine schmale steinerne Brücke, welche zu einer kleinen, in der dicken äußeren Mauer befindlichen Pforte führte. Ich suchte den daran hängenden Klopfer und begann derb zu klopfen. Der Schall wiederhallte laut, aber Niemand ließ sich sehen. Inzwischen floß der Regen in Strömen herab, und ich setzte deßhalb nach kurzer Pause mein Pochen fort, aber mit eben so wenig Erfolg. Endlich, nach Ablauf einer Viertelstunde, bewegte sich das Licht im Thurme und eine Stimme hinter der Pforte rief:

„Wer klopft denn so stark? Wer kommt noch in solchem Wetter und zu so später Stunde?"

„Oeffnet erst, dann will ich Antwort geben", versetzte ich.

„Ich öffne nicht ohne Weiteres einem Jeden, der klopft. Gehet nur weiter bis nach der Stadt la Ferté und bleibet dort die Nacht; es ist kaum eine Stunde Weges."

Auf meine energische Protestation gegen diesen wohlmeinenden Rath erschien an einem der oberen Fenster des Schlosses eine zweite Person, welche mit ächt britischem Accente rief:

„Oh, ich glaube, das ist die Stimme meines Freundes Daniel! Oeffne schnell, Brigitte, und führe ihn herein!"

Allein Brigitte, von einem Gefühle der Widersetzlichkeit geleitet, welches häufig älteren Dienstboten ihren jugendlichen Herren gegenüber eigen ist, ging langsam und bedächtig nach der Küche, um die Schlüssel zu holen, zog langsam einen derselben hervor und öffnete in derselben Weise das Schloß und die Riegel der Pforte. Da ich vom Regen völlig durchnäßt war, so führte mich Arthur sogleich nach dem für mich bestimmten Zimmer. Es war ein großes Gemach mit dunkelgrünen Tapeten, einem Himmelbett und Vorhängen von derselben Farbe. Zwei Lehnsessel und mehrere Stühle mit grünen Ueberzügen, von Staub und Motten zerfressen, standen zerstreut umher. Das ganze Zimmer gewährte einen so öden, traurigen Anblick, daß ich fast schauderte. — Arthur entschuldigte sich mit dem Bemerken, daß er mich nicht mehr erwartet habe, und daß die in Paris bestellten neuen Möbel noch nicht eingetroffen seien. Als hierauf die alte Brigitte die Weisung erhielt, Feuer im Zimmer zu machen, legte sie in ihrer wohlmeinenden Gesinnung so wenig Holz auf, daß ich von Frost bebend die zu kurzen Sommerbeinkleider und den viel zu engen Rock meines Freundes anzog, welche Letzterer mir zur Verfügung gestellt hatte. Kaum war diese Toilette beendet, als aus dem noch grünen Holze ein unerträglicher Rauch aufstieg, der mir in die Kehle und Augen drang und mich aus dem Zimmer und nach dem Salon trieb, wohin sich, wie ich dachte, alles Leben, alle Jugend und Heiterkeit geflüchtet haben mußte, da die übrigen Theile des Schlosses gänzlich davon verlassen waren. Allein ich hörte keine Stimme, kein fröhliches Lachen, das mir einen willkommenen Empfang hätte verkünden können. Den einen Flügel der schweren Thür aufstoßend, sah ich meinen Freund Arthur am

entgegengesetzten Ende des Salons, den Kopf in die Hand gestützt, vor einem traurigen Kohlenfeuer sitzen und, wie es schien, sehr düsteren Betrachtungen nachhängen. Er hörte mich nicht eintreten, und als ich dicht vor ihn trat und ihn anredete, erschrack er und stand auf.

„Du wunderst Dich, mich allein zu finden?“ sagte er. „Mein Vater ist gestern mit meinen Schwestern nach der Schweiz gereist und will von dort nach Italien gehen, wo ich mit ihnen in kurzer Zeit zusammentreffen werde. Ich bin also allein und muß den Wirth machen, so gut ich kann. Es ist übrigens ein wahres Glück für mich, daß Du gekommen bist, um mir die Einsamkeit erträglicher zu machen. Aber laß den Thee nicht kalt werden, denn ohne Zweifel fühlst Du nach dieser nassen Reise das Bedürfniß, etwas Wärmendes zu genießen.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Patriarchalische Zustände.) Der Redacteur der „Gaz. de Midi“, Herr Henri Olive, gibt folgende Sittenschilderung aus dem mittäglichen Frankreich. Die Mädchen auf den Dörfern heirathen fast ohne Ausnahme. Sie sind nicht, wie unsere Stadtdamen, abstoßend und kokett gegen Freier, und das Korbgeben scheint bei ihnen eine völlig unbekannte Sache zu sein. Folgenden Abschluß einer Heirath habe ich — sagte Olive — selbst mit angesehen; er beweist, welchen Einfluß noch die bescheidenen, naiven Sitten auf die Ehebedürfnisse der Landleute haben. Der Bräutigam machte geltend, daß er vorzüglich kräftige Arme habe und eine Hütte als Obdach. Die Braut bot als Mitgift, abgerechnet ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Tüchtigkeit zu Feldarbeiten, eine gut genährte Kuh. So fand also eine gegenseitige Ausgleichung statt, und man war bereit, sich zu verständigen. Nur noch ein Punkt war zu ordnen. In diesem urwüchsigen Lande kennt man die Trousseaux noch nicht. Als ganze Aussteuer betrachtet man lediglich den Anzug, den man auf dem Leibe hat. Da bemerkte der Zukünftige, daß die Schuhe der Braut in einem bedenklichen Zustande waren und daß sie voraussichtlich binnen Kurzem einer Erneuerung bedürfen würden. Er verlangte daher von ihr, vor der Verheirathung diesen neuen Erwerb zu bewerkstelligen, weil er später, als Gatte, zu dieser Ausgabe verpflichtet sein müßte. Ueber diese neuen Schwierigkeiten entspann sich ein langer Wortwechsel. Die Eltern intervenirten. Es kam dabei zu einem gegenseitigen Ultimatum, zur Drohung des Rücktritts, kurz, die Braut vermochte nicht länger ihre innere Aufregung zu unterdrücken, stieß einen tiefen Seufzer aus, verfiel dann in Wehklagen, wovon auch der Bräutigam gerührt wurde, und auch die Eltern wurden ihrerseits wehmüthig bewegt. Endlich erfolgte die gegenseitige Versicherung einer so innigen Liebe, die nie, nimmermehr durch ein Paar Schuhe getrübt werden könnte, und Alles kam wieder in Ordnung; man brachte nämlich eine Uebereinkunft zu Stande, nach welcher sich jeder der contrahirenden Theile verpflichtete, die Hälfte für die Fußbekleidung, die einzige Ursache dieser erschütterten Scene, zu bezahlen. Hierauf geschah dann das Eheversprechen. Kräftige Handschläge wurden gewechselt und man trennte sich, um sich bald wiederzusehen. Man unterrichtete mich, daß diese Versprechungen fast die Giltigkeit eines Contractes hätten. Derjenige Theil der Verlobten, der sein Wort etwa zurückzöge, würde gehalten sein, eine Wandelpön von 15 Francs zu zahlen. Allerdings ist ein derartiger Fall äußerst selten. Jeder Bauer ist froh, seine Bäuerin, jeder Hirt, seine Hirtin zu finden. Ein alter Hagestolz auf dem Lande, und namentlich in dem Gebirge, würde als eine unerklärliche Erscheinung gelten.

Logogryph.

Tausend und Tausend führet jedjährlich der Landmann nach Hause.
Vorn ein Zeichen hinzu, hast du sogleich auch ein Land.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 52. Mittwoch, den 2. Mai 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von L.

(Fortsetzung.)

Während dieser Scene hatte Dolores dem Kinde zu trinken gegeben und suchte es durch Wiegen in ihren Armen in Schlaf zu lullen, dabei sang sie:

Drüben auf dem Calvarienberg,
Wo die Oelbäume duften allüberall,
Beweinen den Tod des Herrn Jesu Christ
Vier Hänflinge und eine Nachtigall.

Es wäre wohl schwer, dem, der diesen kindlichen Volkspoesieen auf den Grund gehen wollte, zu beantworten, warum Hänfling und Nachtigall den Tod des Herrn beklagen; warum die Schwalbe die Dornen aus der Dornenkrone zog; warum man mit einer gewissen Pietät den Rosmarin betrachtet, in dem Glauben, daß die heilige Jungfrau die Windeln des Kindes darauf trocknete, oder warum die Weide ein Baum von böser Vorbedeutung ist, seitdem Judas der Verräther, sich an einer Weide erhängte; warum einem Hause, das sich in der heiligen Christnacht mit Rosmarin durchräuchert, kein Unheil widerfährt; warum sich das ganze Leiden Christi in der sogenannten Passionsblume vorfindet. — Es gibt in der That keine Antwort auf diese Fragen. Das Volk fragt auch nie danach. Diese Dichtungsblüthen sind zu ihm gedrungen, wie unbestimmte Klänge einer fernen Musik, ohne daß es je über deren Ursprung noch Aechtheit nachgedacht hätte. Die Gelehrten, die Aufgeklärten dieser Welt werden mit einem Lächeln verächtlichen Mitleids auf Den herabblicken, der Obiges niederschrieb. Doch, es genügt mir zu hoffen, daß sie wiederklingen in dem Herzen einer Mutter, daß sie aufgenommen werden unter dem demüthigen Dach Derer, die da wenig wissen und viel fühlen, oder in den geheimnißvollen Mauern eines Klosters. Ich meinestheils glaube fest, daß es für fromme, gläubige Seelen immer geheimnißvolle Offenbarungen gegeben hat und noch gibt, die die kalte Welt krankhafte Gebilde einer überreizten Einbildungskraft nennt, und die die Gemüther, in denen ein inniger tiefer Glaube wohnt, als unmittelbare Gnadenbeweise der Gottheit empfangen.

Heinrich Blaze sagt: Wie viele Gedanken streut nicht die Ueberlieferung als Samenkörner in die Luft, denen der Dichter mit einem Hauche Leben gibt! Dasselbe wendet sich für Alles das an, was Niemand verbunden ist zu glauben; aber auch Niemand berufen zu verwerfen. Gläubige, einfältige Herzen geben den Dingen geheimnißvollen Ursprungs — Leben. Wie die Vernunfts-Apostel auch rütteln mögen an dem Baume des Glaubens, er wurzelt fest und stark in gutem Boden und wird ewig grüne, kräftige Zweige gen Himmel treiben und liebliche Blüthen entfalten.

„Don Federico," sagte Maria zu Stein, der ganz in tiefes Nachdenken versunken war, „Ihr habt mir noch nicht gesagt, was Ihr von unserm Städtchen haltet."

„Ich kann es nicht sagen," antwortete Stein; „denn ich blieb zurück und wartete auf Momo."

„Ist es möglich? — Ihr habt die Kirche nicht gesehen und das Gemälde der thränenreichen Mutter, nicht das der heiligen Anna, wie sie die Mutter Gottes lesen lehrt, und den heiligen Cristobal, mit den Palmen in der Hand, dem Erlöser auf den Schultern und einer Stadt zu seinen Füßen, die er mit einem Schritt wie einen Schwamm platt treten könnte?"

„Ich habe bis jetzt noch nichts gesehen, als die Kapelle des hülfreichen Jesu," sagte Stein.

„Ich verlasse das Kloster nur ein Mal im Jahre, im Winter, und da gehe ich nach jener Kapelle und bitte den Erlöser um einen sanften Tod," sagte der Bruder.

„Und habt Ihr den Kreuzesweg bemerkt," fuhr Maria fort, „der von der Kirche zwischen 14 Kreuzen sich hinzieht? Von dem ersten bis zum letzten sind es gerade so viele Schritte, als von dem Hause des Pilatus bis zum Calvarienberg. Eines der Kreuze steht gerade meiner Hütte gegenüb r. Es bildet die achte Station und bezeichnet den Ort, wo der Heiland zu den Weibern Jerusalems sprach: Weinet nicht über mich, weinet über euch und eure Kinder! Mit den Kindern meinte er die Judenhunde."

Bei diesen letzten Worten wandte sich die Matrone gegen den Mönch.

„Die Judenhunde," wiederholte Fra Gabriel.

„O Don Federico," fuhr Maria fort, „Nichts ergreift mir mehr das Herz, als die Passion Dessen, der da kam, uns zu erlösen! Der Herr hat den Heiligen die drei höchsten Schmerzen offenbart, die ihn ängstigten: erstens die Unfruchtbarkeit des Landes, das sein Blut trinken mußte, dann die Qualen, die er litt, als sie seinen Körper an das Kreuz schlugen und seine Knochen ausrenkten, wie David vorhergesagt; drittens endlich (und die gute Alte heftete ihre Augen auf ihren Sohn) als er die Qual seiner Mutter sah. Die einzige Ursache, warum ich lieber in dem Dorfe wohnte, als hier, ist, weil ich meine Andachtsübungen hier nicht so halten kann, wie dort."

Nach einer langen Pause wandte sich Maria plötzlich an Stein mit der Frage: „Ist es wahr, daß es auf dieser Gotteserde Menschen gibt, die ohne Glauben sind?"

Stein schwieg.

„Warum könnt Ihr den geistigen Augen Solcher nicht thun, wie Ihr Momo's leiblichen Augen gethan habt?" seufzte traurig und nachdenklich die fromme Frau.

Capitel VIII.

Den folgenden Tag machte sich Maria in Begleitung von Stein und Momo auf den Weg zu der Kranken. Die alte Frau saß auf der Eselin Schwalbe, die immer dienstbereit, ruhig und folgsam, mit gesenktem Kopfe und herabhängenden Ohren geradeaus marschirte, ohne je eine einzige eigenmächtige Bewegung zu machen, ausgenommen, wenn eine Distel in den Bereich ihrer Schnautze kam.

Als sie angekommen waren, erstaunte Stein nicht wenig, in Mitten der einförmigen Einöde von so ernstem, trockenem Charakter eine reizende, duftende, grüne Oase zu finden. Das Meer hatte sich einen Weg zwischen zwei hohen Felsen gebahnt und bildete da eine kleine Bucht in Form eines Hufeisens. Einige kleine Felsen saßen gleichsam ausruhend mitten in diesem friedlichen Stückchen Ocean. An einem derselben war die Fischerbarke Pedro's befestigt und schaukelte ungeduldig hin und her, wie ein unbändiges Füllen, das den Strick um den Hals fühlt. Auf dem größten der beiden vorderen Felsen thronte die Festung San Cristobal, von wilden Feigenbäumen überwuchert, wie eine alte Drube unter dem Geschlecht der immergrünen Eiche. Dicht an kleinern angelehnt ward die Fischerhütte sichtbar. Wenige Schritte davon bemerkte Stein Etwas, das ihn sehr überraschte. Es war eine Art von unterirdischen Gärten, in Andalusien Navazo genannt. Man legt sie an, indem man die Erde bis zu einer gewissen Tiefe ausgräbt und dann den Boden anpflanzt. Eine Schilfpflanzung umgab diese Anlage, befestigte sie mit ihren engverwachsenen Wurzeln und schützte sie vor den Ueberfällen des Meersandes. In dieser Tiefe bringt die Erde, ungeachtet der Meeresnähe und ohne gedüngt zu werden, reichliche und saftige Gemüse hervor; denn das durch dichte Sandschichten filtrirte Meerwasser verliert seine salzigen Bestandtheile und gibt den Pflanzen eine gesunde und erfrischende Nahrung ab. Die Wassermelonen der Navazos sind ausgezeichnet und von einem Umfange, daß zwei davon als Ladung für ein Maulthier genügen.

„Wie schön Pedro's Gärtchen ist," sagte Maria. „Sollte man nicht meinen, er begieße es mit Weihwasser! Der Aermste arbeitet immer; allein es gedeiht auch Alles. Zieht er nicht Melonen wie Mühlenräder und Liebesäpfel wie Orangen!"

Der Fischer hatte sich die Hütte aus den Trümmern seiner Barke erbaut, die das Meer an das Ufer geworfen hatte. Das Dach stützte

sich auf den Felsen und bildete nach der natürlichen Form desselben drei niedere Stockwerke. Im ersten war ein großes Gemach, das als Wohnzimmer diente, eine Küche, ein Hühnerverschlag und das Winterquartier des Maulthieres. Das zweite, in welches man durch einige in den Felsen gehauene Stufen gelangte, enthielt die Schlafzimmer Pedro's und seiner Tochter. Das der letztern allein genoß den Vortheil eines Fensters, aus welchem man auf die Bucht hinaussah. Das dritte war nur ein enger, dumpfer Speicher. Das Dach war mit Rohr gedeckt und der vordere Theil desselben, der nicht vom Felsen überdeckt war, brachte, von dem Regen befeuchtet, einen ganzen Wald kleiner Schmarotzerpflanzen hervor, so daß im Sommer die Hütte wie mit einem wundervollen Garten gedeckt erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

Ich hatte wüthenden Hunger und nahm nur widerstrebend das geschmacklose chinesische Getränk mit einigen Bissen von den mageren Butterbroden an, welche die alte Brigitte gebracht hatte. Mein Freund setzte irriger Weise voraus, daß ich in Orleans zu Mittag gegessen habe, und ich mochte ihn nicht enttäuschen. Als wir unser frugales Mahl beendet hatten, sagte ich:

„Aber wie kommt es denn, daß Eure Pläne so plötzlich geändert worden sind? Wie ich aus Deinem letzten Briefe ersah, gedachtest Du das Spätjahr hier zuzubringen, den Herbst über zu jagen und selbst noch das Weihnachtsfest hier nach Eurer englischen Sitte zu feiern. Ich hoffte deßhalb, einen heiteren Familienkreis, wie Du ihn mir oft geschildert hast, ein Bild des in England auf den Landsitzen üblichen Lebens hier zu finden. Wie kommt es, daß das Haus leer ist? Es hat sich doch kein Unfall ereignet? Was hat Deinen Vater und Deine hübschen Schwestern so schnell vertrieben?"

Arthur schwieg mehrere Secunden, als wenn es ihm schwer würde, eine Antwort zu finden. Schon reute mich meine Frage, als er sich endlich faßte und sagte:

„Die Ursache dieser plötzlichen Abreise ist von seltsamer und peinlicher Art, aber gern schwiege ich darüber; allein da Du mich darüber befragst, lieber Daniel, will ich Dir nichts vorenthalten. Vielleicht kannst Du mir behilflich sein, das Geheimnißvolle in den Begebenheiten aufzuklären, welche uns begegnet sind. Als wir vor zwei Monaten hierher kamen, waren meine Schwestern so, wie Du sie in Paris gesehen hast, fröhlich und heiter, die Freude unseres Vaters und das Glück unserer Häuslichkeit. Nach kaum sechs Wochen war jedoch Alles verändert. Emma war niedergeschlagen und träumerisch geworden, und Isabelle, welche länger widerstanden hatte, war endlich in eine völlige Abspannung und Lethargie versunken. Oft fand ich Beide mit Thränen in den Augen, ohne ihnen jedoch das Geheimniß ihrer Verstimmung entlocken zu können. Mein Vater drang in sie, aber erfuhr eben so wenig, wie ich. Es drücke sie kein Kummer, versicherten sie, allein dessen ungeachtet wurden sie täglich bleicher und magerten mehr und mehr ab. In einer Nacht wurde ich von einem herzzerreißenden Geschrei erweckt und erkannte Emma's Stimme. Sogleich eilte ich nach ihrem Zimmer, das in geringer Entfernung von dem meinigen lag, und fand sie unter heftigen Zuckungen in Isabellens Armen, welche bemüht war, sie mit Hilfe flüchtiger Salze wieder zur Besinnung zu bringen. Ihre Züge waren verzerrt, die Zähne geschlossen und die Augen starr. Sobald sie wieder zu sprechen vermochte, deutete sie auf das halb geöffnete Fenster und rief:

„„Dort — dort ist er herein gekommen und wieder verschwunden!""

„Wie Du Dir denken kannst, sprang ich eiligst nach dem Fenster, aber fand nichts, weder eine Leiter, noch Seile, noch sonstige Spuren eines Eindringens. Ueberdies lag es wenigstens sechszig Fuß hoch über dem mit Wasser gefüllten Graben, so daß fast keine Möglichkeit vorhanden war, es von unten zu erreichen. Wie hing also die Sache zusammen? Weinend gestand mir endlich Isabelle, was Emma ihr vertraut hatte. In einer Nacht, ungefähr vierzehn Tage nach unserer Ankunft, war am Fuße ihres Bettes ein Phantom erschienen, das sich ihr genähert, sie

mit den Armen umfaßt und ihr seinen eisigen Athem in das Gesicht geblasen hatte, indem es den Namen unserer armen, vor drei Jahren an einer Brustkrankheit verstorbenen Mutter flüsterte. Die Erscheinung hatte sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholt und zwar mit demselben Losungsworte, das meiner Schwester wie ein warnender Todtenruf klang. Emma glaubte darin eine Verkündigung ihres nahen Endes zu erkennen. Und was mich noch mehr beunruhigte", fügte Arthur, sich den kalten Schweiß von der Stirn trocknend, hinzu, „war der Umstand, daß die sonst so ernste, besonnene Isabelle endlich diese schreckliche Ueberzeugung theilte. Um die Schwester zu beruhigen, hatte sie eine Nacht in ihrem Zimmer geschlafen und gleichfalls das Phantom gesehen, seine knöcherne Umarmung und den eisigen Hauch seines Mundes empfunden. Von Schrecken und, in Folge dessen, von einem schleichenden Fieber ergriffen, hatten sie darüber geschwiegen, um nicht den Vater zu beunruhigen und seinen Schmerz um den Tod unserer vortrefflichen Mutter zu erneuern. Als ich es ihnen zum Vorwurf machte, mir nichts davon gesagt zu haben, erwiderten sie nur, daß ich gegen ein Phantom nichts auszurichten vermöge, und daß keine menschliche Macht im Stande sei, das über sie ausgesprochene Verhängniß abzuwenden."

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Gleich dem sanften Schlummer, der den Müden
Nach des Tages Arbeit überfällt;
So des Frommen Tod! er schläft in Frieden
Sanft hinüber in die bessre Welt.

Der schönste Blumen- und Cypressenstrauß, den wir an theure Grabmäler hängen können, ist — ein Gewinde von guten Thaten.

Verschiedenes.

(Ein halb Pfund — „Bismarck".) Ein Bauer aus dem bayerischen Allgäu hatte in letzterer Zeit viel davon reden gehört, daß in Preußen gegenwärtig ein „Bismarck" ganz außerordentliches Aufsehen mache. „Das kann man probiren", dachte der Mann — und schrieb dieser Tage an seinen Sohn, der als Bäckerjunge in Berlin arbeitet, Folgendes: „Schreiwe mir, lieber Sonn, von was für einen Thier dieses Mark ist, und wenn es gut ist zum Schmieren, so schicke mir ein halbes Pfund davon; denn ich leite immer an der goltenen Ader." — Sein Sohn schrieb ihm zurück, der Bismarck sei zwar ein Schmalzgeselle und werde Preußen noch mehr in die Schmiere bringen — aber, obschon ihn das Volk quintelweis „zerreißen" möchte, sei doch kein halbes Pfund von ihm zu bekommen.

Lehrer: „Die weiblichen Taufnamen werden meistens aus denen des männlichen Geschlechts durch Anhängung der Silben a und ina abgeleitet. Z. B. Augusta von August, Wilhelmina von Wilhelm, Karolina von Karl. Du Mayer, woher leitet sich wohl der Name Katharina?" Mayer: „Von Katarrh."

Frühlings-Sommation.

„„Wir wollen keinen Krieg! Wir hören friedlich ohne Harm
„„Nur gern den gold'nen Bienenschwarm
„„Um uns're Kelche summen, „„Wir Blumen.""
„„Wir wollen keinen Krieg! Wir wollen nicht, daß rothes Blut
„„Umdüstere die Silberfluth
„„Von uns'rer Spiegelfläche, „„Wir Bäche.""
„„Wir wollen keinen Krieg! Wohl unter grünem Blätterzelt
„„Gern wiegen wir die müde Welt
„„In sanfte Friedensträume, „„Wir Bäume.""
„„Wir wollen keinen Krieg! Die Vöglein senden im Verein
„„Den Friedensruf in's Land hinein
„„Mit lautem Liederschalle Für Alle.
„„Wir wollen keinen Krieg! — Das ist die Frühlings-Sommation;
„„Der Störefried, der merkt's wohl schon
„„Und fährt bald, ohne Zweifel, Zum — Teufel.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 51:
Aehren — Mähren.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 53. Freitag, den 4. Mai 1866.

*La Gaviota

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Als die eben Angekommenen in die Hütte traten, trafen sie den Fischer traurig und niedergeschlagen an dem Feuer sitzen, ihm gegenüber seine Tochter, der das Haar unordentlich über die bleichen Wangen hing, und die schauernd und unruhig ihre Glieder in dem grauen Tuche, das sie bedeckte, hin und her bewegte. Sie schien nicht über 13 Jahre alt zu sein. Die Kranke heftete ihre großen, wilden, schwarzen Augen auf die Eintretenden mit sehr wenig Wohlwollen und zog sich hierauf zusammenkauernd in den hintersten Winkel des Lagers zurück.

„Gevatter," sagte Maria; „Ihr vergeßt Eure Freunde, doch sie vergessen Euch nicht. Hättet Ihr nicht kommen und mir sagen können, daß Eure Tochter krank ist? Ich wäre dann schon früher mit diesem Herrn, der ein geschickter Arzt ist, hierher gekommen, um euch Beiden zu helfen."

Pedro Santalo erhob sich rasch, ging auf Stein zu, als ob er mit ihm reden wollte, war aber so bewegt, daß er kein Wort hervor bringen konnte und sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Er war ein bejahrter Mann von finsterm Aussehen und colossalen Verhältnissen. Sein sonngebräuntes Gesicht war von einer dichten, rauhen, grauen Haarmähne umrahmt, und seine Brust, roth wie die des Indianers am Ohio, war dicht behaart.

„Geht, Gevatter," fuhr Maria fort, der die hellen Thränen über's Gesicht liefen beim Anblick des trostlosen Greises, „seid Ihr doch ein Mann wie ein Fels, und seht aus wie Einer, der die bösen Kinder auffrißt, und könnt Euch jetzt so ohne Ursache abhärmen."

„Maria," antwortete der Fischer mit gedämpfter Stimme: „wenn Die dort stirbt, habe ich 5 Kinder begraben."

„Aber warum seid Ihr denn so ganz und gar muthlos? Gedenkt Ihr nicht des Heiligen Eures Namens, der sich ins Meer stürzte, als ihm der Glaube fehlte, um sich aufrecht zu erhalten? Ich sage Euch, daß Don Federico mit Gottes Hülfe Eure Tochter heilen wird, ehe Ihr noch ein Vaterunser gebetet habt."

Pedro schüttelte traurig den Kopf.

„Welche harte Köpfe doch diese Catalonier haben!" rief Maria lebhaft und näherte sich dem Lager der Kranken.

„Komme, Marisalada, erhebe dich ein wenig, Kind, damit der Arzt hier dich untersuchen kann."

Marisalada regte sich nicht.

„So stehe doch auf, Mädchen," wiederholte die gute Frau; „Du wirst sehen, daß er dich wie durch Hexerei gesund macht."

Mit diesen Worten nahm sie die Kleine beim Arm, um sie in die Höhe zu ziehen.

„Ich mag nicht," murrte die Leidende, indem sie sich mit einer unmuthigen Gebärde wegwandte.

„Die Tochter ist so liebenswürdig wie der Vater, die hat's auch nicht gestohlen," murmelte Momo, der unter der Thüre sich aufgepflanzt hatte.

„Sie ist krank und daher so ungeduldig," sagte der Vater, wie um sie zu entschuldigen.

Marisalada bekam einen Hustenanfall. Der Fischer rang die Hände vor Angst.

„Eine Erkältung," sagte Maria. „Das ist doch nichts Besonderes. Aber um aller Sünden willen, Gevatter, wie könnt Ihr auch

das Kind in diesem Zustande barfuß durch Wind und Wetter in diesen Felsen umherlaufen lassen?"

„Sie will es," antwortete der Vater.

„Sie muß sterben daran," bemerkte Momo, der immer noch mit gekreuzten Armen auf der Schwelle stand.

„Soll ich dir die Zunge in ein Futteral stecken?" rief ihm die Großmutter ärgerlich zu; und zu Stein sich wendend, bat sie diesen: „Don Federico, untersucht sie doch, wo möglich in der Lage, in der sie sich gerade befindet; denn sie setzte sich jetzt nicht auf, und wenn wir sie todtschlügen."

Stein richtete zuerst einige Fragen an den Vater über das Leiden seiner Tochter, näherte sich alsdann dem Lager und entdeckte bald, daß die Lunge angegriffen war. Der Fall war bedenklich. — Sie war sehr schwach aus Mangel an Nahrung, hustete kurz und trocken, hatte beständig Fieber, mit einem Worte: sie war auf dem Wege, die Auszehrung zu bekommen.

„Und dabei singt sie noch immer?" fragte die Alte ängstlich.

„Sie würde singen, wenn sie gekreuzigt wäre, wie die Fledermaus," sagte Momo, jedoch mit nach Außen gekehrtem Gesichte, damit die Großmutter seine liebenswürdige Rede nicht hören konnte.

„Das Erste ist," sagte Stein, „daß dieses Kind nicht bei rauhem Wetter ausgehe."

„Hörst du es, Kind?" rief der geängstete Vater.

„Dann muß sie warme Fußbekleidung und Kleider haben."

„Aber sie will nicht!" sagte der Fischer, stand rasch auf und öffnete einen Schrank von Cedernholz, der voll hübscher, zierlicher Kleider hing. „Nichts fehlt ihr, und was ich besitze, gäbe ich hin für sie! Maria, mein Kind, willst du nicht diesen Rock anziehen? thue es doch, um Gottes willen! Du siehst ja, daß er selbst dir den Arzt schickt."

Das Mädchen, welches durch den Lärm um sie her völlig zu sich selbst gekommen war, warf einen giftigen Blick auf Stein und sagte mit rauhem Ton: „Wer hat mir etwas zu befehlen?"

„Ich und eine gute Olivenruthe würden bald fertig mit ihr werden," murmelte Momo.

„Es ist, wie ich sagte," wiederholte Stein, „sie muß gut gepflegt werden und warme Getränke nehmen."

Mutter Maria machte eine zustimmende Bewegung.

„Sie muß sich von Milch, Hühnern, frischen Eiern u. dergl. nähren."

„Sagte ich Euch nicht, Gevatter," wandte sich Maria an den Fischer — „daß der Herr der beste Arzt von der Welt sei?"

„Dann verbiete ich ihr streng, zu singen," fügte Stein hinzu.

„Ach! soll ich sie nicht mehr hören?" rief schmerzlich der arme Vater.

„Seht nur, wie unvernünftig," bemerkte Maria. „Laßt sie erst gesund werden; dann kann sie Tag und Nacht singen wie ein Uhrwerk. Doch — ich denke, das Beste wird sein, ich nehme sie mit nach meinem Hause; hier ist Niemand, der sie pflege und ihr eine gute Hühnersuppe bereite, wie ich sie zu machen verstehe."

„Ich weiß dies am Besten aus eigener Erfahrung," sagte Stein lächelnd, „und kann versichern, daß das, was die Hände meiner lieben Pflegerin bereiten, einem Könige angeboten werden könnte."

Maria warf sich vor Stolz in die Brust: „Ihr habt nur einzuwilligen, Pedro, und ich nehme sie mit mir."

„Ich leben ohne sie! Nein, nein, das kann nicht sein!"

„Ei, ei, Gevatter, das heißt nicht die rechte Liebe für Euer Kind zeigen," versetzte Maria; „wer sein Kind liebt, dem geht dessen Wohl über Alles."

„So sei es denn," seufzte der Fischer und stand rasch auf: „nehmt sie mit Euch; ich gebe sie in Eure Hände, der Sorge dieses Herrn vertraue ich sie an und dem Schutze Gottes empfehle ich sie."

Hierauf ging er hastig aus dem Zimmer, als fürchte er, seine Zustimmung möge ihn gereuen, und zäumte sein Maulthier auf.

„Don Federico," wandte sich Maria, als sie allein mit dem Mädchen waren, an Stein, „nicht wahr, Ihr werdet sie mit Gottes Hülfe wieder gesund machen?"

„So hoffe ich," versicherte der junge Arzt, „ich kann Euch nicht sagen, wie mich der arme Vater dauert."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

„„Aber es ist abgeschmackt!““ rief ich. „„Kann denn irgend Jemand ein besonderes Interesse haben, Euch eine solche Furcht einzujagen?““

„Wenn dergleichen Selbsttäuschungen eine Wirkung des Fiebers sind, wie man annimmt, so mußte jedenfalls hier irgend Etwas auf die jugendliche Einbildungskraft meiner Schwestern eingewirkt und sie dafür empfänglich gemacht haben. Ich suchte deßhalb, wachte und überzeugte mich endlich, daß Niemand in oder außer dem Hause gewagt haben würde, eine so gefährliche Rolle zu spielen, die ihm das Leben hätte kosten können, da ich fest entschlossen war, auf das Phantom zu schießen, wenn es mir zu Gesicht gekommen wäre. Anders verhielt es sich mit den moralischen Ursachen. Mein Vater hatte immer die Befürchtung gehegt, daß das Brustleiden, dem meine Mutter erlegen war, sich auf ihre Kinder vererben werde. Aus diesem Grunde hatte er auch den Aufenthalt in Frankreich genommen; und obgleich er stets vermied, in Gegenwart meiner Schwestern davon zu sprechen, konnten sie seine Besorgnisse doch ahnen und davon ergriffen werden. Endlich waren auch noch gewisse alte Familienzwiste, welche sich an das Schloß Malemort knüpften, und die daraus entspringende abergläubische Furcht wohl geeignet, auf empfängliche Gemüther einen unheilvollen Einfluß zu üben.“

„Darf ich Dich um nähere Schilderung dieser Familienzwiste bitten, mein lieber Arthur? Du wirst mir glauben, daß es keine müßige Neugier ist, was mich zu dieser Frage veranlaßt.“

„Ich bin davon überzeugt.“

Arthur rief die alte Brigitte, welche das Theegeschirr abtrug, frische Kohlen auf das Feuer warf und uns dann verließ. Kälte und Dunkelheit herrschten in dem weiten Saale, dessen Holzbekleidung von der Zeit fast geschwärzt war, die Lampe und die auf dem hohen Kamingesimse brennenden Lichter nahmen sich nur wie rothe Pünktchen in einer undurchdringlichen Atmosphäre aus, und ich vermochte kaum die Gesichtszüge meines Freundes zu erkennen, der während unserer Unterhaltung immer ernster und trüber geworden war.

„Du kennst die englischen Gesetze“, fuhr er hierauf fort, „und weißt, welche Vorrechte der erstgeborene Sohn einer Familie, der Erbe aller Titel und Güter derselben, genießt. Zwischen ihm und seinen jüngeren Brüdern herrscht derselbe Unterschied, wie in der menschlichen Gesellschaft zwischen dem Reichen und dem Armen. Dem Aeltesten werden alle Ehren, Besitzungen und Lebensgenüsse zu Theil, während die Andern kämpfen und entbehren müssen, um sich einen Weg zu bahnen und eine Stellung zu erringen. Diese Ungleichheit trat in der Familie meines Urgroßvaters durch die Vorliebe noch deutlicher hervor, welche die Eltern für ihren ältesten Sohn Robert hegten. Bei jeder Gelegenheit mußte der jüngere, James, zurückstehen; allein von Natur heftig und reizbar, protestirte er gegen eine solche Ungerechtigkeit. Wenn er auf Befehl des Vaters sein Lieblingsspielzeug dem Bruder überlassen mußte, begleitete er die erzwungene Handlung mit einem derben Faustschlag, der Robert weinend zur Mutter gehen ließ, um sich über den bösen James zu beklagen. Da diese Scenen fast täglich stattfanden, so beschloß der Vater endlich, den jüngeren Sohn aus dem Hause zu entfernen. Er wurde nach Irland zu einer armen Tante geschickt, während Robert, mein väterlicher Großvater, allein im Schlosse blieb und dort als Despot herrschte. Schwach und herrisch von Gemüth und durch Nichts beschränkt in seinen eigensinnigen Launen, wuchs er unter der Leitung eines nachsichtigen Erziehers auf und gewöhnte sich daran, seine leisesten Wünsche als Gesetze für alle Anderen anzusehen. James dagegen begann in jener neuen Familie und auf der hohen Schule das Leben näher kennen zu lernen. Seine Heftigkeit mäßigte sich und sein erbittertes Herz wurde weicher unter dem Einflusse einer tiefen Neigung. Er liebte innig eine seiner Cousinen, welche ihn schwesterlich empfangen und ihm die Bitterkeit des Exils versüßt hatte. Ach, wenn er einst Emmy's würdig werden und Vermögen erwerben konnte, um sie reich zu machen, dann wollte er seinem Bruder verzeihen, daß er ihn aus dem väterlichen Hause verbannt hatte! Dieser Traum

des Jünglings wurde zur fixen Idee des reifenden Mannes. Als er die Universität verlassen hatte, erbat er von seinem Vater die Erlaubniß, in den Dienst der ostindischen Compagnie treten zu können, und erhielt sie. Es war der erste Schritt, der ihn weit führen konnte. Da die jungen Leute nach Maßgabe ihrer Befähigung in Indien nicht selten zu den wichtigsten Stellen herangezogen wurden, selbst in der Civilverwaltung, so hatten die Officiere und Beamten der Compagnie oft die glänzendsten Aussichten auf Ehren und Reichthümer. James war tapfer bis zur Verwegenheit, gebildet und verliebt, — das Glück mußte ihm günstig sein! Nach drei- oder vierjähriger Dienstleistung in Calcutta erwartete er sein Loos entschieden zu sehen. Voll von Hoffnungen reiste er ab, aber stieß in der ersten Zeit auf bittere Täuschungen. Auch in Indien war er der arme jüngere Sohn einer Familie und wurde von dem Uebermuth und dem Reichthum seiner betitelten und warm empfohlenen Kameraden in den Hintergrund gedrängt. Im bengalischen Heere verschaffte er sich jedoch Genugthuung. Wenigen jener vornehmen Söhne war es darum zu thun, ihr Leben auf das Spiel zu setzen. Es gab einen sehr schwierigen Auftrag, dessen Ausführung mit großer Gefahr verbunden war. James erbot sich dazu, erhielt ihn und entledigte sich desselben auf solche Weise, daß in Folge dessen der General-Gouverneur, Lord Clive, aufmerksam auf ihn wurde und ihm die Organisation eines Theiles der Provinz Bahar anvertraute."

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Ein Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich herzlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt;
Der ist mein Freund,
So wenig er's auch scheint.
Doch wenn mich Einer schmeichelnd preiset,
Mich immer lobt, mir nichts verweiset,
Zu Fehlern gar die Hände beut;
Der ist mein Feind,
So freundlich er auch scheint.

O Muth, nur Muth in jeder Lage,
Wo uns ein Dornenwald umstarrt!
Die Morgenröthe bess'rer Tage
Glüht hinter'm Berg der Gegenwart.

Verschiedenes.

„Wissen Sie, was letzte Woche für ein furchtbarer Witz passirt ist in Oberberg?" „Nein, durchaus nicht!" „So hören Sie. Sie werden schaudern, Sie werden sagen, der Krieg ist unvermeidlich, es ist unglaublich, wie sehr die Menschen gereizt sind. Ich hab' die Geschichte vom Burschen des Adjutanten des Generals, also ist sie wahr. Ein preußischer Offizier kommt herein und trinkt ein Seidel Bier. Ein österreichischer kommt auch herein und trinkt auch eins. Auf Einmal schmeißt der Preuße hin auf den Tisch einen blanken Thaler und ruft: Sehn Sie mal, meine Herren, wir Preußen bezahlen immer mit hartem Silber. — Da steht der Oesterreicher auf, klopft dem Preußen auf den Nacken und sagt: Ja, ja, Brüderl, 's ist halt wahr, wir müssen immer noch mit Lumpen Krieg führen!"

Ein französisches Blatt gibt einige Einzelheiten über die Verfertigung falscher Augen in Paris. Der Verkauf von Augen, die für menschliche Köpfe bestimmt sind, beläuft sich durchschnittlich auf 400 in der Woche. Wie es scheint, besitzt Paris das Monopol dieses eigenthümlichen Handelszweiges. Zwölf Augenfabriken haben innerhalb der Barrieren einen gedeihlichen Fortgang, und jede von ihnen beschäftigt zwanzig Arbeiter.

Zweisilbige Charade.

Gewährt mit holden Liebesblicken
Auf's Erst' das Zweit' ein Mädchen dir,
Und fühlst du inniges Entzücken,
Dann, Freund, dann laß nicht ab von ihr.
Das Ganze hast du nun empfangen,
Erhältst das Zweite auch vielleicht!
Erfüllt wird endlich dein Verlangen,
Wenn sie dir dann die Erste reicht.

. . . . . r.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 54. Sonntag, den 6. Mai 1866.

Der schönste Stoff.

Es blüh'n in deutscher Dichtung Garten
Viel zarte Blümlein voller Duft,
Die, ausgewählt aus tausend Arten,
Versenden Labung in die Luft.

Da gibt's Schwertlilien gleiche, schneid'ge
Voll Muth und hoher Thatenlust,
Da gibt es sinnige, geschmeid'ge,
Erkenntnißreich für Hörers Brust.

In dumpfen Donnern rollt das Lied,
Das wettert wider Schmach und Schande; —
In frischen Regenbogenfarben glüht
Das Lied vom freien Vaterlande.

In Sprüchen ernster Weisheit wandelt
Des reifen Manns gedrung'nes Lied; —
Von Liebe, Glück und Freiheit handelt
Des Jünglings leichtbeschwingtes Lied.

Von jugendlichem Sturmesdrange
Bis zu des Manns geklärtem Triebe
Gilt wohl der höchste Preis dem Sange
Vom Bilde reiner, treuer Liebe.

Vom Bild des Glaubens, innig süßen,
An sanft verwandte Herzensregung;
Von lieblich-scheu gewagten Grüßen
Und still, doch tiefer Busenhegung.

Von wechselseitigem Beglücken
Nach ach! vergeblich langem Suchen; —
Sang je ein Dichter mit Entzücken
Ein Lied, das höh're Ziele trugen? —

Ein schönes Lied ist herzerhebend,
Geboten uns in keuscher Hülle,
Sein frischer Odem weckt, belebend,
In uns gedankenreiche Fülle.

Bald braus't sein Sang in hehrer Wahrheit
In höher schwellendem Verfließen;
Und bald in spiegelheller Klarheit
Zieht er versöhnt durch bunte Wiesen.

D. — b —

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Maria machte ein Bündel aus den Kleidungsstücken, die der Fischer herbeigebracht hatte, befestigte es auf dem Rücken des Esels und setzte die Kranke, die, halb betäubt von dem Fieber, keinen Widerstand leistete, darauf. Ehe Maria ihre Schwalbe bestieg, die ganz vergnügt schien, mit einer Gefährtin zurück zu kehren, rief Pedro die gute Frau bei Seite und sagte, indem er ihr einige Goldstücke einhändigte: „Dies habe ich aus dem Schiffbruch gerettet; nehmt es und gebt es dem Arzte; denn was ich besitze, gehört dem, der mir mein Kind rettet."

„Behaltet Euer Geld und wißt, daß der Doctor erstens um Gottes und zweitens um meinetwillen hierherkam." Maria sprach diese letzten Worte nicht ohne einen Anflug von Selbstbefriedigung. — Damit traten sie ihren Weg an.

„Ihr ruht nicht, Großmutter," sagte Momo, der hinter Schwalbe hertrabte, „Ihr müßt das Kloster, so groß es ist, voll fremder Leute pfropfen. War die Hütte nicht gut genug für die Prinzessin Gaviota?"

„Momo," antwortete die Großmutter, „mache, daß du wegkömmst, hörst du?"

„Ihr habt Euch nun einmal vorgenommen, Großmutter, dem heiligen Johannes die Palme abzugewinnen."

„Doch du bist leider nicht der Engel, der mir hilft," sagte traurig die Alte.

Dolores empfing die Kranke mit offenen Armen und bezeigte eine aufrichtige Freude über den Entschluß ihrer Schwiegermutter.

Pedro Santalo, der seine Tochter begleitet und noch von dem Maulthiere gehoben hatte, nahm, ehe er wegging, die barmherzige Krankenpflegerin bei Seite und sagte, indem er ihr die Goldstücke in die Hand drückte: „Das ist für sie, damit es ihr an Nichts fehle. Was Euch betrifft, Maria, Euch kann nur Gott der Herr lohnen."

Die gute Frau schwankte einen Augenblick, dann nahm sie das Geld: „Es soll ihr an Nichts fehlen; geht nur ganz beruhigt nach Hause, Pedro, Euer Kind ist in guten Händen."

Der arme Vater ging hastig weg und kehrte sich nicht eher um, als bis er in der Ebene angekommen war; da hielt er still, wendete den Blick nach dem Kloster zurück und weinte bitterlich.

Indeß rief Maria Momo herbei und beauftragte ihn, nach dem Dorfe zu gehen, einen Schinken, ein Pfund Zucker und ein viertel Rosinen zu holen.

„Und glaubt Ihr denn, daß sie mir dies Alles auf Credit oder um meines schönen Gesichtes willen geben werden?"

„Hier ist Geld, um zu bezahlen," sagte die Großmutter, indem sie ihm ein Goldstück in die Hand drückte.

„Gold!" rief Momo ganz bestürzt. Es war das erste Mal, daß er dieses Metall geprägt sah. — „Wo, zum Teufel! habt Ihr dies her?"

„Was liegt dir daran? — Mische dich nicht in andrer Leute Angelegenheiten. Gehe und komme bald zurück."

„Das fehlte nur noch, daß ich den Bedienten machte für diese Landstreicherin, diese verfluchte Gaviota. — Nein, ich gehe nicht für ganz Catalonien."

„Junge, mache dich auf den Weg, und das so rasch als möglich."

„Nein, ich gehe nicht, ich habe nicht Lust."

„Joseph," sagte Maria zu dem gerade vorübergehenden Schäfer, „geht Ihr nach dem Flecken?"

„Ja, Madame, was kann ich für Euch besorgen?"

Maria gab ihm ihre Aufträge und fügte hinzu: „Momo, die boshafte Creatur, will nicht gehen, und ich mag es seinem Vater nicht sagen, der ihm keinen ganzen Knochen am Leibe lassen würde."

„Ja, ja, pflegt nur mit recht viel Zärtlichkeit diese Krähe, die Euch die Augen aushacken wird," sagte Momo. „Ich werde ja erleben, welchen Lohn Ihr davon habt, und wenn nicht — — —"

Capitel IX.

Einen Monat nach den Begebnissen, die wir soeben erzählt, befand sich Marisalada merklich besser und bezeigte nicht die geringste Lust, zu ihrem Vater zurückzukehren.

Stein war vollständig hergestellt. Sein gutmüthiges Wesen, seine bescheidenen Ansprüche, seine Herzlichkeit verbanden ihn von Tag zu Tag inniger mit dem friedlichen Kreis der guten, gefühlvollen und edelmüthigen Menschen, in dem er lebte. Seine Bitterkeit verschwand nach und nach, und seine Seele versöhnte sich wieder mit dem Leben und den Menschen.

Eines Nachmittags saß er an der Seite des Klosters, die das Meer beherrscht, und sah dem großartigen Schauspiel eines jener Stürme zu, die den Winter anzukündigen pflegen. — Eine dreifache Wolkenschichte zog, vom Winde gejagt, über ihm dahin. Die niederste war schwarz und dicht und glich der Kuppel einer zerfallenen Cathedrale, die jeden Augenblick einzustürzen droht. Als sie endlich als Regen niederrauschte, sah man die zweite weniger düster und leichter, die der Sturm auseinanderriß, um noch höhere weiße Wolken durchblicken zu lassen, die pfeilschnell dahinflogen, gleichsam als fürchteten sie, ihre weißen Gewänder durch Berührung mit den andern Wolken zu beschmutzen. Dazwischen fielen hie und da grelle Lichtstrahlen herab, ein Mal auf die Meereswellen, das andere Mal auf die Felder, und ihnen folgten rasch die Schatten anderer, düster vorüberjagender Wolken nach. Dieser Wechsel von Licht und Dunkel gab der Landschaft eine außerordentliche Belebtheit. Jedes lebende Wesen hatte Schutz gesucht vor der Wuth der Elemente, und man hörte nichts als den schauerlichen Zwiegesang von Sturm und Wellen. Die Bäume und Pflanzen beugten

ihre Wipfel vor der Wuth des Windes, der, nachdem er sie im Vorüberbraußen gepeitscht, sich dumpf drohend in der Ferne verlor. Das aufgeregte Meer bildete jene ungeheuern Wellenberge, die Göthe in seinem Tasso mit dem Zorn der Menschenbrust vergleicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen Pause fuhr Arthur folgendermaßen fort:

„Die inneren Kriege Indiens, welche fast fortwährend zwischen den verschiedenen eingeborenen Fürsten und Häuptlingen schwebten, hemmten in hohem Grade allen Verkehr. Die Nachrichten und Briefe aus Europa langten deßhalb immer erst sehr spät an. Achtzehn Monate waren bereits verstrichen, als mein Großonkel James erst den Tod seines Vaters und die nahe bevorstehende Vermählung seines älteren Bruders Robert erfuhr. Die Mittheilung der sich auf beide Ereignisse beziehenden näheren Umstände wurde bis zu seiner Ankunft in England verschoben, welche innerhalb kurzer Zeit zu erwarten war, da er bereits um Urlaub nachgesucht hatte. Er mußte jedoch länger, als er geglaubt hatte, auf seinen Stellvertreter warten, denn mehrere Monate verflossen, ehe derselbe eintraf. Endlich war er frei und konnte nach Irland abreisen, wo sich all seine Wünsche und Empfindungen concentrirten. Er langte an und eilte nach dem gastlichen Hause, in welchem er einen großen Theil seiner Knabenzeit und reiferen Jugend zugebracht hatte, allein es war öde und leer. Man sagte ihm, daß seine Tante mit der Tochter schon seit länger als einem Jahre nach England gezogen sei und gegenwärtig in Lancashire wohne, der Grafschaft, in welcher James geboren worden. Ohne Zweifel, dachte er, habe seine Mutter, nachdem sie Wittwe geworden, ihre Schwester zu sich gerufen. Er freute sich darüber, weil diese Vereinigung die Erreichung seiner Absichten begünstigte. Mit welchen Träumen von Glück er über den irischen Kanal nach England fuhr, will ich Dir nicht schildern. In Liverpool stieg er an das Land und legte die fünfzehn Meilen bis Schloß Eglinton, dem Sitze seiner Familie, schnell zurück. Dort angelangt, verbot er den Dienstboten, ihn anzumelden; er wollte die im Salon versammelte Familie überraschen. In der Mitte des vertraulichen, um den häuslichen Herd sitzenden Kreises befand sich eine junge Frau, welche ein Kind auf den Armen hielt, mit dem der Vater spielte. Bei dem Geräusch des Eintretenden blickten sich beide um, und James blieb, wie vom Donner gerührt, auf der Schwelle stehen. Er begriff Alles! Er kam zu spät, denn — Emmy war Robert's Frau. Sobald er sich etwas gesammelt hatte, schritt er geraden Wegs auf seinen Bruder zu, stemmte seine beiden kräftigen Fäuste auf dessen Schultern, betrachtete ihn mit Blicken der tiefsten Erbitterung und klagte ihn vor Gott und Menschen an, ihm sein Dasein vergiftet zu haben. Nicht nur, warf er ihm vor, habe er ihm die Liebe der Eltern gestohlen, ihn aus dem väterlichen Hause vertrieben, sondern ihm jetzt auch das Herz Derjenigen geraubt, die er von allen Wesen auf Erden am meisten geliebt, und dadurch sein Lebensglück vernichtet. Er nannte ihn Cain, den Brudermörder, und verfluchte ihn und das treulose Weib, sowie ihre ganze Nachkommenschaft. Ehe Robert, erschreckt von dieser unerwarteten Scene, den Mund öffnen konnte, eilte James hinaus und dankte Gott im Stillen, daß er keine Waffen bei sich gehabt hatte. Die Mutter eilte ihm nach, allein er stieß sie von sich und warf ihr vor, eine Mitschuldige am Verrathe und an der Treulosigkeit ihres g e l i e b t e r e n Sohnes zu sein. Die bei dieser schrecklichen Scene gegenwärtigen Personen konnten selbst nach fünfundzwanzig Jahren nur mit Schaudern davon reden, und auch mein Großvater erwähnte ihrer nie, bis er endlich, niedergebeugt von Schmerz über den Verlust seiner Frau und mehrerer Kinder und sein nahendes Ende fühlend, meinem Vater, dem einzigen ihm gebliebenen Sohne, zur Pflicht machte, alles in seinen Kräften Stehende zu thun, um den beleidigten Bruder zu versöhnen und ihn den ausgesprochenen Fluch widerrufen zu lassen. Robert war jedoch weniger schuldig gewesen, als es den Anschein hatte. Mißtrauisch und eifersüchtig, wie James war, hatte er Niemand

seine Pläne mitgetheilt; selbst sie, die er künftig als die Seinige ansah, hatte dieselben kaum ahnen können. Während einer Reise in Irland war Robert mit Emmy bekannt und von ihr so eingenommen worden, daß er um ihre Hand angehalten, ohne zu ahnen, wie sehr er dadurch seinem Bruder zu nahe trat; und die junge Dame, durch ein langes Schweigen von James verletzt, und nicht im Klaren über seine wahren Absichten, hatte endlich den Vorstellungen nachgegeben und in eine Verbindung gewilligt, welche die beiderseitigen Familienverhältnisse wünschenswerth machten.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(**Kochen der Kartoffeln.**) Man bringe das Wasser, worin man die Kartoffeln kochen will, erst zum Kochen, gieße es dann kochend über dieselben und stelle sie damit sofort auf das Feuer. Sobald die Kartoffeln nun gar sind, gieße man das Wasser von denselben rein ab, decke sie darauf gut zu und lasse sie nun noch einen Augenblick so stehen. Die Kartoffeln werden darauf ungleich wohlschmeckender, als wenn sie mit kaltem Wasser auf das Feuer gestellt werden, wie es meistens geschieht.

Lebensphilosophie.

Wenn du der Stunde dienst, beherrschest du die Zeit;
Wirk' auf den Augenblick! er wirkt in Ewigkeit.

Der Mensch ist seiner Vollkommenheit nahe, findet er seine Befriedigung in seiner Pflichterfüllung.

Arbeitet an der Erziehung des Herzens, die des Geistes wird sich dann von selbst machen.

Verschiedenes.

(**Jede Sache hat ihren Platz.**) Ein unerträglicher Schwätzer hatte die lästige Gewohnheit, mit seinen Händen Jeden zu berühren. Dies that er, treu seiner Manier, einem Herrn, welcher sich schon lange im Stillen über diese Fadaisen geärgert hatte. Endlich verlor dieser die Geduld und verbat sich diese Vertraulichkeit. „Aber bei'm Himmel! wohin soll ich, bei diesem beschränkten Raum, die Hand legen?“ — „Auf Ihren Mund!“ — lautete die lakonische Antwort.

Unlängst kam in der Nacht ein junger Mann in Paris in ein Hôtel. „Es ist kein Bett mehr da.“ — „Ich werde auf dem Billard schlafen.“ — „Wie Sie wollen.“ — „Ja.“ Den andern Morgen fordert man acht Franken von ihm. — „Wie, acht Franken?“ — „Auf dem Billard kostet eine Stunde einen Frank. Sie haben es von eilf Uhr bis sieben eingenommen, das macht wohl acht Franken.“

Eine Dame ließ sich bei stürmischem Wetter mit ihrem zehnjährigen Töchterchen in einer Sänfte aus dem Theater tragen. Voll Mitleid gegen die Träger bat die Kleine: „O liebe Mutter, es regnet so stark, nimm doch die armen zwei Portechaisenträger auch herein in den Kasten!“

In einer hohen Gesellschaft sprach man einmal viel von den Aerzten. Jeder wollte den besten und billigsten haben. Ein Spaßvogel hörte lange zu, dann sprach er: „Mein Arzt aber hilft mir jährlich eine große Summe ersparen.“ Alles wollte diesen Arzt kennen lernen. Der Spaßvogel sprach: „Er heißt Diät“ (Mäßigkeit und Enthaltsamkeit).

In Breslau sprang ein Botenmeister in die Oder, um sich das Leben zu nehmen, wurde aber gerettet. Seine Frau war inzwischen herbeigekommen und begrüßte ihren ans Land gebrachten Gemahl mit einer tüchtigen — Ohrfeige!

Auflösung der Charade in Nr. 53:
Handkuß.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 55. Mittwoch, den 9. Mai **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Der Wellenschlag traf mit solcher Gewalt die Felsen, worauf die Veste San Cristobal stand, daß die trockenen vergilbten Zweige seiner Feigenbäume mit weißen Schaumgarben bedeckt wurden.

„Seid Ihr eine Cisterne," sagte der soeben vorüberkommende Schäfer, „daß Ihr hier all' das Wasser aufnehmt, das vom Himmel fällt? Laßt uns eintreten! Wohl dem, der diese Nacht unter einem Dach zubringen kann. Meine armen Schafe wären wohl sehr froh, wenn sie untergebracht wären."

Sie gingen in's Haus herein und fanden die Familie Alerza um das Feuer versammelt. Zur Linken des Kamins saß auf einem niedern Sitz Dolores mit dem kleinen Kinde, das sich in ihren Armen wiegte und unter beständigem Freudengeschrei seine nackten Aermchen und Beinchen bewegte. Anis, das Brüderchen, saß ernsthaft auf dem Rande eines leeren großen Blumentopfes; er hielt sich unbeweglich und pfeilgerade aus Furcht, das Gleichgewicht zu verlieren und mit seinem Hintertheil in die Tiefe des Topfes zu versinken, wie die Mutter ihm prophezeit hatte.

Maria, die Großmutter, saß spinnend zur Rechten des Feuers, ihre beiden kleinen Enkelinen neben ihr auf trockenen Fichtenstämmen. Beinahe unter dem Kamine lagen Palomo und der ernsthafte Morrongo, durch die Nothwendigkeit gezwungen, sich gegenseitig zu dulden, doch in respectvoller Entfernung von einander. Mitten im Zimmer stand ein kleiner, niedrer Tisch, auf dem eine Lampe mit vier Lichtern brannte. Dort saß Bruder Gabriel und flocht seine Körbe. Momo besserte Schwalbe's Reisegeschirr aus und Manuel klopfte Tabak. Ueber dem Feuer brodelte ein Kessel voll Bataden aus Malaga, Honig, Zimmt und Gewürznelken, und die kleine Familie wartete voll Ungeduld auf das endlose Kochen des duftenden Gerichtes.

„Nur herbei, nur herbei!" rief Maria, als sie ihren Gast und den Hirten kommen sah; „was macht Ihr denn draußen bei diesem Sturme, der die Welt scheint mit fortreißen zu wollen? Kommt hierher an's Feuer, Don Federico; wißt Ihr, daß unsere Kranke wie eine Prinzessin zu Nacht gespeist hat und jetzt wie eine Königin schläft? Wie Eure Cur anschlägt, nicht wahr, Don Federico?"

„Ihre Besserung ist über alles Erwarten."

„Ja, meine Kraftbrühen," bemerkte Maria mit einigem Stolz.

„Und die Eselsmilch," murmelte leise Gabriel am Tische drüben.

„Ohne Zweifel," bestätigte Stein, „und sie muß sie fortnehmen."

„Ich habe nichts dagegen," sagte die Alte; „mit der Eselsmilch ist es wie mit so vielem Andern: hilft's nichts, so schadet's nichts."

„Ah, da seid ihr ja auch, ihr kleinen Schelme," sagte Stein, indem er die Kinder liebkoste; „ach, wer doch nur auch so wie ihr dem Heute leben könnte, ohne an das Morgen zu denken."

„Und warum müßt Ihr, Don Federico, an das Morgen denken? Muß der kommende Tag uns denn den heutigen verbittern? Um das Heute haben wir uns zu kümmern, und nicht um das Zukünftige," bemerkte Maria.

„Der Mensch ist ein Wanderer," sagte Stein, „und muß auf seinen Weg sehen."

„Gewiß," versetzte die Großmutter; „allein

wenn der Reisende an einem Ort angekommen ist, wo es ihm wohlergeht, sollte er wie Elias oder wie der heilige Petrus sagen: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen."

„Ihr verderbt uns den ganzen Abend mit diesen Reden vom Reisen, wir könnten denken, wir hätten Euch beleidigt, Don Federico, oder es gefiele Euch nicht mehr unter uns."

„Wer spricht von Reisen mitten im December?" fragte Mánuel. „Seht Ihr denn nicht, bei allen Heiligen! in welcher Laune das Meer ist? Hört Ihr die Klagelieder, die der Wind singt? Schifft Euch doch bei diesem Wetter ein, wie Ihr Euch für den Krieg in Navarra einschifftet, und Ihr werdet ankommen, wie Ihr hier ankamt — mit den Händen über dem Kopfe."

„Und dann," fügte Maria hinzu, „ist ja Euer Patient noch nicht völlig hergestellt."

„Mutter," rief jetzt Dolores, „wenn Ihr die Kinder nicht hier wegruft, wird die Marmelade bis zum jüngsten Tage nicht kochen."

Die Großmutter stellte ihr Rad in die Ecke und rief ihre Enkel zu sich.

„Wir kommen nicht, wenn du uns nicht ein Mährchen erzählst."

„Kommt nur, ich erzähle euch," sagte die gute Alte. Da kamen sie herbei; Anis nahm seine unsichere Stellung auf dem Blumentopf wieder ein und Maria begann das Mährchen vom

Halbhähnchen.

Es war einmal eine schöne Henne, die sehr vergnügt in einem Hühnerhof lebte und von einer zahlreichen Familie umgeben war, in der sich jedoch ein verkrüppeltes, verwachsenes Hähnchen befand. Aber gerade dieses liebte die Mutter am meisten — wie gewöhnlich alle Mütter thun. Die Ausgeburt war aus einem sehr winzigen Ei gekrochen. Es war nur ein halbes Hähnchen und es schien, als ob das Schwert Salomons an ihm den Urtheilsspruch vollzogen hätte, den dieser weise König einmal bei einer Gelegenheit fällte. Es hatte nur ein Auge, einen Flügel und einen Fuß; dabei war es aufgeblasener als sein Vater, der der stattlichste, tapferste, galanteste Hahn aller Hühnerhöfe auf zwanzig Meilen in der Runde war. Das Hähnlein hielt sich für den Phönix seines Geschlechtes. Machten sich die andern Hähne über es lustig, so geschah es nur aus Neid, und die jungen Hühner spotteten seiner aus Wuth über seine Gleichgültigkeit gegen ihre Reize. Eines Tages sagte es zu seiner Mutter: „Höre, Mutter, das Landleben ist mir verleidet — ich will nach Hofe gehen, ich möchte den König und die Königin sehen." Die arme Mutter war sehr bestürzt, als sie Solches vernahm. „Sohn," rief sie, „wer hat dir diesen Unsinn in den Kopf gesetzt? — Dein Vater hat nie seine Heimath verlassen und ist stets der Stolz seiner Kaste gewesen. Wo wirst du einen Hühnerhof wie diesen antreffen? wo einen prächtigern Dunghaufen? eine gesundere, reichlichere Nahrung? wo endlich ein so wohlgeschütztes Hühnerhaus?" „Dem widerspreche ich," sagte Halb-Hähnchen auf lateinisch; denn es war sehr belesen und gelehrt. „Meine Brüder und Verwandten sind Dummköpfe und Feiglinge."

„Aber, lieber Sohn, hast du dich denn im Spiegel besehen? — Du hast ja nur ein Auge und einen Flügel." „Deßwegen verlasse ich diesen Platz," versetzte Halb-Hähnchen. „Ich meine, ihr müßtet vor Scham sterben, mich in diesem Zustande zu sehen. Ihr tragt die Schuld, und Niemand anders. Aus welchem Ei bin ich gekrochen? — Aus dem eines alten Hahnes?" „Nein, mein Kind," erwiederte die Mutter, „denn aus einem solchen kriechen nur Basilisken aus. Du kamst aus dem letzten Ei, das ich legte, und zwar gerade so, wie du jetzt bist, schwach und unvollkommen. Es ist sicher nicht meine Schuld." — „Es kann sein," sagte Halb-Hähnchen mit rothgeschwollenem Kamm; „es kann sein, daß ich einen geschickten Arzt treffe, der mir die fehlenden Glieder einsetzt. Es hilft Alles nicht, ich gehe!"

Als die arme Mutter sah, daß sie ihren Sohn nicht von seinem Entschluß abbringen konnte, sagte sie zu ihm: „So höre wenigstens, mein Kind, die klugen Rathschläge einer besorgten Mutter. — Gehe nie an einer Kirche vorbei, in der das Bild des heil. Petrus steht; denn dieser Heilige kann die Hähne nicht leiden und noch weniger ihren Gesang. Fliehe stets Diejenigen unter dem Menschengeschlechte, die man Köche nennt. Sie sind unsere Todfeinde und drehen uns ohne Umstände die Hälse um. Und nun, mein Kind, geleiten dich Gott und der heilige Raphael, der der

Schutzpatron aller Reisenden ist. Gehe und bitte deinen Vater um seinen Segen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

Robert schrieb an seinen Bruder, um sich zu rechtfertigen, allein Letzterer schickte ihm den Brief uneröffnet zurück und reiste noch an demselben Tage ab, indem er schwur, nie wieder den Fuß auf englischen Grund und Boden zu setzen. Er hielt sein Wort. Erst nachdem er vierzig Jahre in Indien zugebracht und eine glänzende militärische Laufbahn gemacht hatte, verließ er als Major James Eglinton und schiffte sich nach Europa ein. In Marseille angelangt, legte er den größeren Theil seines Vermögens auf Leibrenten an und kaufte das Schloß Malemort. Als mein Vater, nachdem er mehrere Briefe an seinen Oheim geschrieben hatte, ohne jemals Antwort zu erhalten, später von dessen Ankunft in Frankreich hörte, beschloß er, einen letzten Versuch zu machen, um zu ihm zu gelangen. Allein auch dieser Versuch schlug durch den unbeugsamen Willen des erzürnten Greises fehl. Weder Geld noch Bitten vermochten seinen indischen Diener Toplak, die Befehle seines Gebieters zu übertreten; mein Vater wurde abgewiesen und kehrte unverrichteter Sache zurück. Der indische Diener, den der Major aus Bengalen mitgebracht hatte, und die alte Brigitte, die bereits unter den früheren Besitzern Haushälterin in Malemort gewesen war, bildeten das gesammte Dienstpersonal und trugen nicht wenig zu dem übelen Rufe bei, in welchem das Schloß stand. Der Eine galt bei den Bauern für einen Zauberer und die Andere für eine Hexe. Wenn der Schloßherr, den man wegen seines von der indischen Sonne gebräunten Gesichtes nur „den schwarzen Mann" nannte, im Galopp über die Felder ritt, begleitet von einem Läufer in seltsam bunter Tracht, lief Alles sich bekreuzend davon. Ob er diese abergläubische Furcht nicht bemerkte oder absichtlich nicht beachtete, ist mir unbekannt, gewiß aber, daß er nichts that, um sie zu beseitigen. Finster und schweigsam, sprach er mit Niemand ein Wort und machte weder Besuche, noch empfing er dergleichen. Der Notar in der nächsten Stadt, von dem mein Vater diese Einzelheiten erfuhr, durfte nur ein Mal jährlich zu ihm kommen, nämlich um das Certificat, daß der Major noch lebe, auszustellen, dessen er zur Erhebung der gekauften Leibrenten bedurfte, und sobald dieses Geschäft beendigt war, wurde ihm der gebieterische Wink ertheilt, sich wieder zu entfernen."

Arthur fuhr fort: „Sechs Monate später wurde mein Vater als einziger Erbe des in Malemort verstorbenen Besitzers dahin gerufen und sah sich zum ersten und letzten Male diesem gefürchteten Oheime gegenüber. Die starren, verzerrten Züge des Leichnams hatten einen so entsetzlichen, so gehässigen Ausdruck, daß mein Vater sich schaudernd davon abwenden mußte. Ein schrecklicher Verdacht — der eines Mordes stieg in ihm auf. Die gebrochenen Augen des Todten schienen den Mörder anzuklagen. Dieser Eindruck war so stark, daß mein Vater sich veranlaßt fühlte, mit dem Arzte darüber zu sprechen; allein die genaueste Untersuchung ließ nicht das geringste Zeichen äußerer Gewalt erkennen. Major Eglinton war in der Nacht vom Schlage getroffen und hatte nicht einmal mehr seinen getreuen Indier rufen können, der stets vor seiner Thüre schlief. Weder Brigitte noch Toplak hatten in der Nacht etwas gehört, und Beide hatten ihn am folgenden Morgen todt in seinem Bett gefunden. Der unmäßige Gebrauch des Opiums, das der Major Morgens und Abends zu rauchen gewohnt gewesen war, was schon bei Lebzeiten ein beständiges Zittern seiner Glieder verursacht hatte, genügte, um die Verzerrung des Gesichts zu erklären. Da sich kein Testament vorfand, wurde mein Vater unter Beobachtung der üblichen Förmlichkeiten in den Besitz des Schlosses und seiner Zubehörungen eingesetzt. Er beabsichtigte, große Veränderungen vorzunehmen und kam mit diesem Plane hierher, als die vorher geschilderten traurigen Begebenheiten ihn davon abbrachten und zu dem Entschlusse bestimmten, das Schloß unter so günstigen Bedingungen zum Verkaufe zu stellen, daß sich ein baldiger Käufer erwarten ließ. Jetzt, mein lieber Daniel, weißt Du Alles. Sage mir nun,

ob Du in diesem Labyrinthe deutlicher siehst, als ich."

„Eine Person Deines Dramas", erwiderte ich, „beschäftigt mich besonders. Ich meine den Indier. Wie hat er sich nach dem Tode des Majors benommen?"

„Eben so harmlos, wie früher. Man hat mir erzählt, daß der arme Teufel, der immer nur katzenartig zu schleichen pflegte, in dem großen, öden Hause wie ein Hund umher gekrochen sei, welcher seinen Herrn sucht, dessen Hand ihn schlägt und dennoch geleckt wird; denn auf Brigittens Klagen hatte der Major häufig Züchtigungen über ihn verhängt. Dessen ungeachtet trauerte der Indier um den Verlust seines Herrn und schlief, wie früher, auf der Schwelle eines derjenigen Zimmer, in denen mein Großonkel zu ruhen gewohnt gewesen war. Letzterer hatte nämlich grundsätzlich nie zwei Nächte hinter einander in demselben Zimmer geschlafen, sondern alle dreißig Gemächer des Schlosses nach der Reihe dazu benutzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Waschen des schwarzen Taffets.) Schwarzer Taffet, überhaupt alle schwarzseidenen Stoffe, streicht man mit einem in Bier, Krausemünzwasser oder Branntwein getauchten Schwamm nach einer und derselben Richtung, rollt ihn dann zwischen 2 Tücher und bügelt ihn halbtrocken auf der linken Seite.

Lebensphilosophie.

Die Thränen, die auf das Grab unserer vorangegangenen Freunde fallen, sollten keine Thränen des Mitleids, sie sollten Freudenthränen — Glückwünsche zu ihrer Freiheit und zum ausgestrittenen Kampfe sein.

Gleiche nicht Manchen, die mit einem Auge geben, und mit sieben nach dem hinsehen, was sie wieder erhalten wollen.

Schön ist die Unschuld, wenn sie betet; schöner aber ist noch das Mitleid, wenn Thränen auf die helfende Hand herabfallen.

Verschiedenes.

Die älteste Allee der Erde ist wahrscheinlich eine durch grüne Wiesen führende Ulmenallee bei Oxford, deren riesige Bäume muthmaßlich bereits 1520 gepflanzt worden sind. Nicht viel jünger ist die am See von Albano bei Rom bis Grenzano und Arriccia sich hinziehende Allee. Dieselbe rührt vom Papst Urban VIII. und aus dem Jahre 1623 her.

Ein Ehemann, den seine Frau krank geärgert hatte, und der am Fieber darniederlag, wurde von einem seiner Freunde besucht, als gerade seine Ehehälfte sich aus dem Zimmer entfernte. „Nun, wie geht es?" fragte der Eintretende. „Etwas besser," versetzte der Kranke, „mein Uebel verläßt mich." — „Richtig," lachte der Besucher, „ich bin ihm soeben auf der Treppe begegnet."

Ein „hiesiger Inwohner" fuhr vergangene Woche mit der Eisenbahn nach Ludwigshafen. In dem Waggon befanden sich außer ihm noch zwei Frauen, deren Zungen auch nicht einen Augenblick stillstanden, und erst als sie nahe am Orte ihrer Bestimmung angelangt waren, fragten sie den Herrn, ob ihn ihr Geplauder nicht genire. — „Ah, ganz und gar nicht," war die Antwort, „denn ich bin schon 25 Jahre verheirathet."

Logogryph.

Wer mich besitzt, trägt hoch den Kopf.
O Gott! hab' doch Erbarmen mit dem armen Tropf,
Daß er nicht fällt.
Wirf weg die ersten zwei und hauch' mich an,
So dien' ich zur Stütze dir, zur Wärme, wie zur Ruhe,
Zur — wie es dir gefällt.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 56. Freitag, den 11. Mai 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Halb-Hähnchen näherte sich dem ehrwürdigen Urheber seiner Tage, beugte sich herab, um dessen Kralle zu küssen, und bat um seinen Segen. Der edle Hofhahn gab ihn mit mehr Würde als Zärtlichkeit, denn er konnte dieses sein Kind nicht leiden. Die arme Mutter aber war trostlos und wischte sich mit dem einen Flügel die reichlichen Thränen ab. Halb-Hähnchen nahm seine Reisetasche, schlug mit dem Flügel und krähte drei Mal zum Zeichen des Abschiedes. Als es an den Rand eines beinah ausgetrockneten Baches kam, traf es sich, daß das wenige Wasser desselben auch noch durch einige Zweige aufgehalten war. Der Bach rief dem Wanderer zu: „Du siehst, mein Freund, wie schwach ich bin; ich kann kaum einen Schritt machen und habe nicht mehr Kraft genug, um diese lästigen Baumzweige wegzustoßen, die meinen Lauf hemmen. Du kannst mir leicht helfen, indem du sie mit deinem Schnabel theilst. Zum Dank sollst du nicht allein deinen Durst mit meinem Wasser löschen, du kannst auch stets auf meine Dienste rechnen, wenn die Wolken des Himmels meine Kräfte wieder hergestellt haben."

Das Hähnchen erwiederte: „Ich kann wohl, aber ich will nicht. Was liegt mir an dem Gewinsel eines armen, schwachen Bächleins?"

„Ah, du wirst dich meiner erinnern, wenn du es am wenigsten denkst!" murmelte der Bach mit matter Stimme.

„In wie ferne?" höhnte Halb-Hähnchen. „Gedenkst du ein Loos in der Lotterie zu gewinnen? oder zählst du auf die Wasser der Sündfluth?"

Ein wenig weiter hin begegnete es dem Wind, der elend und beinahe athemlos am Boden lag.

„Liebes Halb-Hähnchen, flüsterte er, „wir bedürfen Alle in dieser Welt unserer gegenseitigen Hülfe. Komme und siehe mich an! — Siehst du, was die Sommerhitze aus mir gemacht hat, aus mir, der ich sonst so stark, so mächtig war; der die Meereswellen aufjagte, die Felder zerriß, dem sonst nichts widerstand? — Dieser eine Hundstag hat mich getödtet; ich schlief ein, von dem Duft der Blumen betäubt, mit denen ich spielte, und da liege ich nun in Ohnmacht. Wenn du mich nur zwei Finger hoch vom Boden aufheben und mich mit deinem Flügel anfächeln wolltest, könnte ich mich wieder aufmachen nach der Höhle, wo meine Mutter und Schwestern, die Stürme, jetzt beschäftigt sind, einige alte Wolken auszubessern, die ich zerrissen habe. Dort könnte ich mir frischen Athem holen."

„Junger Herr," antwortete das boshafte Hähnchen: „Ihr habt Euch gar oft mit mir belustigt, indem Ihr mich vorwärts stießt und meinen Schwanz wie einen Fächer auseinander jagtet, so daß ich von Allen, die mich sahen, ausgelacht wurde. Nein, mein Freund; jedem Schwein kommt endlich der St. Martinstag herbei. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen." Dies gesagt, krähte es drei Mal aus vollem Halse und ging hochmüthig seine Wege.

Inmitten eines Brachfeldes, worauf die Arbeiter Feuer angezündet hatten, erhob sich eine kleine Säule von Rauch. Halb-Hähnchen näherte sich und sah ein kleines Fünkchen, das am Verlöschen war.

„Liebes Halb-Hähnchen," rief das Fünkchen diesem zu. „Du kommst gerade noch zur rechten Zeit, um mir das Leben zu retten. Ich liege

aus Mangel an Nahrung in den letzten Zügen. Ich weiß nicht, wo mein Vetter, der Wind, sich aufhält, der mir sonst immer aus der Noth half. Bitte, bringe mir ein Strohhälmchen, damit ich wieder aufleben kann."

„Was geht mich dein Leiden an?" erwiederte Halb-Hähnchen. „Komme zu dir selbst, wie du willst; was hältst du mich hier auf, verdammter Funken!"

„Wer weiß, ob ich dich nicht doch noch einmal aufhalte," meinte das Fünkchen. „Niemand kann sagen: von diesem Wasser trinke ich nie."

„Ho! ho!" rief das boshafte Thier. „Du gedenkst dich zu rächen? — Nun, so stirb denn!" und bei diesen Worten stieß es das Fünkchen tief in die Asche, krähte hierauf, siegreich wie gewöhnlich, und als ob es eine Heldenthat verrichtet hätte, und eilte davon.

Halb-Hähnchen kam in der Hauptstadt an, ging an der Kirche Sanct Peters vorbei, stellte sich gerade vor das Portal und krähte aus Leibeskräften: ein Mal, um den Heiligen rasend zu machen, und dann, um seiner Mutter ungehorsam zu sein.

Als es sich dem Palaste näherte und hinein wollte, um den König und die Königin zu sehen, schrieen die Schildwachen: Zurück! — Da ging es zurück und trat durch eine andere Thüre ein, durch welche es viele Menschen aus- und eingehen sah. Es fragte, wer sie seien, und hörte, daß es die Köche Seiner Majestät seien. Anstatt zu fliehen, wie die Mutter ihm angerathen hatte, trat es mit gerecktem Kamme und gestelltem Schwanze ein; aber siehe da, einer der Küchenjungen erfaßte es und drehte ihm ohne Umstände den Hals um.

„Komme, Wasser," rief er hierauf, „und hilf mir diesen da entfedern."

„Wasser, meine geliebte Cristaline!" schrie das Hähnchen, „ach, brühe mich doch nicht. Habe Mitleid mit mir."

„Hattest du vielleicht Mitleid mit mir, als ich dich um Hülfe bat, Bösewicht?" antwortete das Wasser, vor Zorn aufsprudelnd, und überschwemmte es von oben bis unten, indeß die Jungen ihm die Federn bis auf den letzten Flaum ausrissen.

Die eine kleine Enkelin, die vor der Großmutter kniete, ward roth und sehr stille.

Der Koch nahm hierauf Halb-Hähnchen und that es in den Topf.

„Feuer, brennendes Feuer!" rief das Unglückliche. „Du bist so mächtig, so glänzend; habe Erbarmen mit meiner Lage, sänftige deine Hitze, dämpfe deine Flammen; verbrenne mich nicht!"

„Schurke!" erwiederte das Feuer: „Wie kannst du dich an mich wenden um Mitleid, nachdem du mich erstickt hast in der Asche und mir noch höhnend zuriefst: du bedürfest meiner Hülfe nicht? — Du wirst nun sehen, wie gut ich dir thue." Und in der That, das Feuer begnügte sich nicht damit, seinen Feind braun zu rösten, sondern es verbrannte ihn im Zorn zu Kohlen.

Als die kleine Paka dies hörte, zerfloß sie in Thränen.

Der Koch nahm hierauf das verbrannte Halb-Hähnchen beim Bein und warf es aus dem Fenster, wo der Wind sich seiner bemächtigte.

„Lieber, verehrter Wind," schrie Halb-Hähnchen, „du, dem Nichts widersteht, der Alles beherrscht, was kann dir an mir armem, verbranntem Hähnchen liegen? Laß mich hier ruhig auf dem Misthaufen."

„Was? — dich lassen!" brüllte der Wind; „nicht, so lange ich Athem habe." Und er riß es ohne Gnade in einem mächtigen Wirbel mit sich empor. Auf der Spitze eines Kirchthurmes ließ er es los, da erwischte es Sanct Peter am Kamme und nagelte es auf der Spitze des Thurmes an, wo es bis auf den heutigen Tag sitzt, ohne Federn — zerzaus't — vom Regen begossen — ein Spiel des Windes, der ihm immer auf den Schwanz bläs't. Es heißt aber nicht mehr Halb-Hähnchen, sondern Wetterhahn. Dort oben büßt es nun für seine Bosheit, seinen Hochmuth, seinen Ungehorsam."

„Großmutter," sagte Pepo, „Paka weint. Nicht wahr, Alles, was du uns erzählt hast, ist nur ein Mährchen?"

„Natürlich," rief Momo; „es ist kein wahres Wort daran; und wäre es auch, ist es nicht thöricht, über einen Schelm, der seine verdiente Strafe empfängt, zu weinen?"

„Als ich vor 30 Jahren in Cadix war," nahm Maria das Wort, „sah ich Etwas, das einen tiefen Eindruck auf mich machte. Ich

will es dir erzählen, Momo, und wollte Gott, daß es dir in der Erinnerung bliebe, wie es mir geblieben ist. Es war die goldene Inschrift über dem Thore des Gefängnisses. Sie hieß: Hasse das Verbrechen und bemitleide den Verbrecher. Ist dies nicht ein wahrhaft evangelischer Spruch, Don Federico?"

„Wenn auch nicht den Worten, so doch dem Geiste nach."

„Aber Paka hat immer noch die Thränen in den Augen," sagte Momo.

„Ist es denn Unrecht, zu weinen, Großmutter?" fragte das Kind.

„Nein, mein Töchterchen, im Gegentheil: aus den Thränen des Mitleids und der Reue flicht sich die Königin der Engel ihr Diadem."

„Momo," sagte jetzt der Schäfer, „wenn du noch ein weiteres Wort sprichst, so drehe ich dir den Hals um, wie der Koch dem Hähnchen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

„Was ist aus dem Menschen geworden? Weßhalb sprichst Du von ihm im Tone der Vergangenheit?"

„Weil er vor acht Tagen in Folge eines Falles von der Thurmtreppe gestorben ist. Die übrigen Dienstboten mochten ihn nicht leiden und behaupteten, daß er ein Heide sei, der sie behexe und sich selbst nach Belieben in einen Wehrwolf oder in eine Nachteule verwandeln könne. Es sollte mich deßhalb nicht wundern, wenn ihm einer derselben eine Falle gestellt hätte. Er empfand große Sehnsucht nach seiner Heimath, wollte gern dahin zurück kehren und hatte erwartet, daß ihm der Major zu diesem Zwecke eine Summe Geld vermachen werde. Auch behauptete er immer, daß ein Testament vorhanden sein müsse. Mein Vater, welcher wieder gut machen wollte, was vom Großonkel vergessen worden war, hatte bereits Schritte gethan, um den Indier nach Bengalen zurück zu schicken, als Letzterer plötzlich starb."

„Hatte er für Deine Schwestern Dienste zu verrichten?"

„Niemals. Sie sahen ihn kaum, und ich glaube nicht, daß er jemals in ihr Zimmer gekommen ist. Ueberdies hegte Emma einen unüberwindlichen Abscheu gegen den armen Menschen, sie behauptete immer, daß er die Physiognomie eines Jaguar und die Bewegung eines Panthers habe. Aber ich halte Dich zu lange auf. Es ist bereits Mitternacht, und Du wirst ohne Zweifel todtmüde sein."

Ich war in der That bis zum Umsinken ermattet. Arthur führte mich durch viele Corridore, auf die sich eine lange Reihe von Zimmern öffnete, welche der rachsüchtige James Eglinton bewohnt hatte, bis an die Thüre meines Gemaches, sagte gute Nacht und verließ mich. Das Feuer war inzwischen erloschen, und der außerhalb herrschende Nebel war auch in das Innere gedrungen. Als ich eintrat, überfiel mich eine ungesunde, feuchte Luft, welche sich auch auf das Glas des über dem Kamin hängenden Spiegels ablagerte. Durch diesen Nebelschleier gesehen, erschien mir mein Gesicht todtbleich und so verändert, daß ich mich unwillkürlich umwandte, um mich zu überzeugen, daß es nicht das Spiegelbild eines anderen Wesens sei. Das große Himmelbett stand in der dunkelsten Ecke des Zimmers. Es hatte fast die Form eines Katafalks, und seine Vorhänge waren dicht zugezogen. Während ich es sinnend betrachtete, schien es mir, als wenn das verzerrte Gesicht des gehässigen Greises aus den düsteren Falten hervorblickte und wieder verschwände. Ich dachte an die bleichen jungen Mädchen, die ich heiter und blühend gesehen, und die der Tod an diesem unheimlichen Orte berührt und als seine Beute bezeichnet hatte. Vergebens bemühte ich mich, diese finsteren Bilder zu verscheuchen; je mehr ich mich anstrengte, desto dichter umdrängten sie mich. Allmählig bemächtigte sich meiner ein dunkeles Grauen. Ich hielt es für eine Folge der Kälte und Ermüdung, entkleidete mich schnell, zog die Vorhänge des Bettes auf, verlöschte das Licht und warf mich in die Kissen.

Jetzt begann eine neue Qual für mich. Ein herber, feuchter, nicht zu beschreibender Geruch schien in den Matratzen, Decken und Ueberzügen zu stecken. Ich wagte nicht, den Mund zu öffnen, um nicht diese widerliche

Luft einzuathmen, welche am meisten Aehnlichkeit mit dem Leichendufte hatte, der sich an die Wände der Sectionssäle zu hängen pflegt. Wenn ich nur wenigstens hätte schlafen können, allein es war unmöglich! Der Faden meiner Gedanken zerriß, knüpfte sich wieder an und verlor sich von Neuem, als eine Bewegung über meinem Kopfe mich aus dieser halben Betäubung riß. Der Baldachin bewegte sich, und seine Erschütterung theilte sich selbst den Säulen mit, die ihn trugen. Befand ich mich unter einer Höllenmaschine, die mich erdrücken wollte? Ich hatte früher eine Geschichte ähnlicher Art gehört und muß gestehen, daß mich bei der Erinnerung daran ein kalter Schauder überlief. Ich wollte leise aus dem Bette schlüpfen und streckte das Bein hervor, allein mein Fuß stieß an einen kalten Gegenstand, und gleichzeitig strich ein eisiger Hauch über mein Gesicht. Erschreckt warf ich mich zurück. Die Furcht überlegt nicht. Jetzt dachte ich nicht mehr daran, ob ich mit einem Gespenst oder mit einem Leichname zu thun habe und erwartete nur angstvoll das Kommende. Von allen Seiten ließen sich seltsame Laute hören, gellende Schreie, Tritte, ein Kämpfen und ein Krachen, wie von zerschmetterten Knochen, — kurz, es war, als wenn eine dämonische Jagd von Teufeln gehalten würde. Unfähig, dies länger zu ertragen, streckte ich bebend meinen Arm nach dem Feuerzeuge aus, welches vor meinem Bett stand. Zwanzig bis dreißig Streichhölzer versuchte ich vergebens, alle versagten. Endlich blieb mir nur noch eins. Es leuchtete eine Secunde lang, und bei dem bläulichen Scheine gewahrte ich auf dem Fußboden des Zimmers eine dunkele, unförmliche Masse, welche sich mir näherte.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Erzielung gefüllter Levkoyen.) Rücksichtlich dieser Erzielung berichtet die „Illustrirte Gartenzeitung" über ein Verfahren, nach welchem 100 Levkoyenpflanzen 80 gefüllt blühende liefern. Nachdem die Samenträger mit aller Sorgfalt ausgesucht worden sind, werden dieselben im April in ein gegen Osten gelegenes Beet mit trockenem Boden gesetzt. Während der Blüthe wird bei den Blumenzweigen das Einkneipen angewendet; es bleiben nur 10 — 12 Schoten an den Seitenzweigen. Die kleinen Nebentriebe werden stets sehr sorgfältig entfernt, sobald sie sich zeigen; nur der Haupttrieb mit einigen Nebentrieben, die ebenfalls Schoten tragen, dürfen stehen bleiben. Aller Saft, den eine Pflanze erzeugt, ist zur Nahrung für die Samen bestimmt, und auf diese Weise erhält man 80 gefüllte blühende auf 100 Pflanzen; denn die Schoten sind weit größer, und die Reife der Samen ist viel vollständiger. Beim Enthülsen der Samen wird stets von jeder Schote das äußerste Viertel abgenommen; die Samen dieses äußersten Viertels sind es, welche zur Aussaat verwendet werden und fast nur gefüllt blühende Pflanzen erzeugen.

Verschiedenes.

(Ein Impromptu.) Der Professor Ehrhardt wurde einmal von der Herzogin von Curland (Schwester der Freifrau v. d. Recke) veranlaßt, auf die Worte, welche sich auf „Amen" endigen, ein Impromptu zu entwerfen. Er machte auf der Stelle folgendes:

Kennt ihr, Freunde, wohl den Samen
Alles Bösen? Woher kamen
Alle Uebel, deren Namen
Jetzt nicht Zeit ist, auszukramen? —
Kennt ihr ihn — der Herrn und Damen,
So die Wilden, wie die Zahmen,
Selbst die Blinden und die Lahmen
Fängt mit Angel und mit Hamen?
Seht ihn unter Glas und Rahmen;
Auf des Weltalls Panoramen,
In Comödien und in Dramen
Sucht man seine ganz infamen
Kleinen Künste nachzuahmen. —
Und wie heißt er? — Amor — Amen!

Auflösung des Logogryphs in Nr. 55:
Stolz — Holz.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 57. Sonntag, den 13. Mai **1866.**

Das Dörfchen.

Ich kenne ein Dörfchen
Gar nett und gar klein,
Nur Rebengedinge
Thun schließen es ein.

Es lehnet dem Berge
Gar niedlich am Fuß,
Die altgraue Veste
Schaut nieder zum Gruß.

Und drinnen im Dörfchen
Da steht ein nett's Haus,
Aus deſſ' hellem Fenster
Mein Liebchen schaut 'raus.

Das hat ein Paar Aeugle,
So lieb und so rein,
Die stahlen sich beide
In's Herz mir hinein.

Auch hat's 'nen vielsüßen,
Viellieblichen Mund;
Was 's Herz ihm nur drücket,
Das thut er mir kund.

Das Herze, das treue,
Das nenne ich mein;
Weil's schließet den Heiland
So liebevoll ein.

Weyher.

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick hörte man einen furchtbaren Schrei. Der Hund erhob sich, reckte die Ohren und nahm eine vertheidigende Stellung an. Die Katze ergriff mit gesträubtem Haar die Flucht; allein bald folgte dem allgemeinen Schreck heiteres, lautes Gelächter. Anis, der über der Erzählung seiner Großmutter auf dem Rand des Blumentopfes eingeschlafen war, hatte das Gleichgewicht verloren, und die Prophezeiung seiner Mutter erfüllte sich an ihm, indem er in den Topf fiel, in welchem seine kleine Person auch gänzlich verschwunden war, mit Ausnahme der Beine, die als neue, noch nie gesehene Pflanze aus dem Topf hervorwuchsen. Die Mutter zog ihn ärgerlich am Kragen der Weste empor und ließ ihn einige Minuten über dem Abgrund in der Luft baumeln, in welcher Situation er einem jener Bajazzo's von Carton glich, die durch einen Faden in Bewegung gesetzt werden und Arme und Beine auf eine sehr komischschauerliche Art bewegen.

Als die Mutter ihn losließ und Alle lachten, brach Anis, der wie alle Kinder (und nicht minder viele Erwachsenen) von heftigem Charakter war, in ein wüthendes Geheul aus.

„Weine nicht, Anis," sagte Paka zu ihm, „ich gebe Dir auch zwei Kastanien."

Paka gab ihm die zwei Kastanien, und alsbald verschwanden Thränen und Jammer aus dem lieblichen Gesichte, und zwei Reihen weißer Zähnchen wurden in dem lächelnd geöffneten Munde sichtbar.

„Gabriel," wandte sich Maria an den Bruder, „habt Ihr mir nicht gesagt, daß Euch die Augen schmerzen? Warum arbeitet Ihr bei Nacht?"

„Sie thaten mir weh, doch Don Federico gab mir ein Mittel, das mich geheilt hat."

„Don Federico mag viele heilsame Augenmittel kennen, doch kennt er nicht das eine unfehlbare," sagte der Schäfer.

„Wenn Ihr es kennt, würde ich Euch sehr dankbar sein, sofern Ihr mir es mittheilen wolltet," erwiederte Stein.

„Ich kann es Euch nicht sagen," versetzte der Alte; „denn obschon ich weiß, daß es existirt, kenne ich es doch nicht."

„Wer kennt es denn?"

„Die Schwalben," versicherte der Schäfer.

„Die Schwalben?"

„Ja, Herr," fuhr der Schäfer fort; „es gibt ein Kraut, die Königsflöte, das Niemand sieht oder kennt, außer den Schwalben. Wenn ihre Jungen das Gesicht verlieren, so reiben sie ihnen die Augen mit dieser Pflanze, und sie sehen wieder. Dieses Kraut hat auch die Eigenschaft, das Eisen durch bloße Berührung zu brechen; so brechen oft den Ackersleuten die Geräthe in den Händen, ohne daß sie wissen, wie — und es war immer in Folge einer Berührung mit der Wunderpflanze. Aber so sehr sie auch schon gesucht wurde, es hat sie bis jetzt Niemand gefunden. Und es ist auch ein Glück, denn was wäre alsdann noch sicher hinter Schloß, Riegel, Thür und Fensterladen?"

„Ich glaube nicht an den Unsinn," murmelte Manuel zwischen den Zähnen; dann sich an Stein wendend: „Don Federico, wißt Ihr, was man hier noch wie ein Evangelium glaubt? daß die Nattern nie sterben."

„Freilich sterben sie nicht," versicherte der Hirte; „wenn sie den Tod herannahen fühlen, werfen sie die Haut ab und laufen davon. Mit den Jahren werden sie zu Schlangen. Nach und nach bekommen sie Krallen und Flügel und sind dann Drachen und fliegen nach der Wüste. Aber Du, Manuel, willst nichts glauben. Willst Du auch läugnen, daß die Eidechse der Freund des Mannes und ein Feind der Weiber ist? Frage nur den Nachbar Miguel."

„Weiß der es?"

„Das meine ich, der hat es an sich selbst erfahren!"

„Und wie war das?" fragte Stein.

„Eines Tages, als er im Felde eingeschlafen war, kam eine Natter an ihn heran. Kaum sah dies eine Eidechse, die in der Nähe war, als sie herbeieilte und ihn vertheidigte. Die beiden Thiere kämpften miteinander, und als Miguel trotzdem nicht erwachte, kitzelte ihn die Eidechse mit ihrem Schwanze unter der Nase; dann erwachte er und floh davon, daß die Funken stoben."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen hatte Dolores mit der einen freien Hand (im andern Arme hielt sie noch ihr eingeschlafenes Kind) den Tisch gedeckt, die Compote aufgetragen und Jedem seinen Antheil gegeben. Aus ihrem eigenen Teller aßen die Kinder, und Stein bemerkte, daß Dolores nicht einmal das Gericht versuchte, das sie mit so viel Sorgfalt und so lecker zubereitet hatte.

„Ihr eßt nicht, Dolores," sagte er zu ihr.

„Wißt Ihr nicht," antwortete sie lächelnd, „daß, wer Kinder hat, nicht Hungers stirbt? das was sie essen, schlägt an mir an."

Momo, der der Kindergruppe zur Seite saß, zog seinen Teller zurück, damit seine Geschwister nicht in Versuchung kommen möchten, noch von seinem Antheil zu verlangen.

Sein Vater, der es bemerkte, sagte: „Weißt Du, wie einmal ein Geizhals in's Wasser fiel, und ein Bauer, der vorüberging, streckte den Arm aus und rief ihm zu: „Gebt mir Eure Hand." „Was geben! — nichts geben! — ich habe nichts zu geben!" und er ließ sich von der Fluth forttreiben. Zu seinem Glücke kam weiter unten ein Fischer, der zu ihm sagte: „Hier, nehmt meine Hand!" Als er von Nehmen hörte, war er gleich bereit und wurde gerettet.

„Du hättest Deinem Sohne eher die Geschichte jenes reichen Elenden erzählen sollen, der einem halbohnmächtigen Armen nicht mit einem Stückchen Brod, nicht mit einem Trunk Wasser beistehen wollte. „Gebe der allmächtige Gott!" — rief der verzweifelte Arme ihm zu, „daß Alles, was Deine Hand berühret, zu Gold und Silber werde!" Und so geschah es. Alles, was der Reiche nur berührte, verwandelte sich in jene Metalle, so hart wie sein Herz. Die Quelle, in der er seinen Durst löschen wollte, wurde zu Silber, die Frucht, womit er seinen Hunger zu befriedigen gedachte, verwandelte sich in Gold, und so starb er mit Fluchen und Verwünschungen gegen das, was er früher als die höchsten und liebsten Güter betrachtet hatte."

Manuel, der Freigeist dieses kleinen Zirkels, schüttelte den Kopf.

„Seht Ihr, Maria," sagte Jose, „Manuel

will es nicht glauben. Ebensowenig glaubt er, daß sich am Himmelfahrtstage die Zweige der Bäume im Moment, wo das Hochamt beginnt, zu zwei und zwei vereinen und Kreuze bilden, noch daß man am heiligen Lorenzotag (dieser Heilige wurde verbrannt) beim Umgraben der Erde überall Kohlen findet."

„Wenn der Tag herankömmt, werde ich vor Deinen Augen ein tiefes Loch graben, Jose, und Dich überzeugen, daß keine Kohlen kommen."

„Manuel denkt, was nicht in den Glaubensartikeln steht, brauche er auch nicht zu glauben," sagte Maria.

„Aber, Mutter, es gibt doch einen Mittelweg."

„Ich bleibe dabei, der Glaube ist eine der ersten Tugenden," erwiederte Maria, „und wer nur glaubt, was er muß und weil er muß, ist wie eine Mutter, die nur aus Pflicht ihre Kinder liebt."

„Bruder Gabriel?" fragte Dolores, „Warum eßt Ihr nicht von meinem Abendbrod?"

„Wir haben heute Fasttag," antwortete der Laie.

„Ei, Bruder Gabriel," sagte Manuel scherzend, „Ihr seid ja nicht mehr unter der Klosterdisziplin; nehmt immerhin Theil an unserm Mahle. Dann habt Ihr auch das 60ste Jahr zurückgelegt und könnt ohne Gewissensscrupel von unsern Bataden essen."

„Verzeihet," erwiederte Gabriel; „ich werde nicht aufhören zu fasten, wie früher, so lange mich der Pater Prior nicht davon dispensirt."

„Wohlgethan, Gabriel!" sagte Maria. „Laß Dich nicht von dem Versucher Manuel mit seinem rebellischen Geiste überwinden."

Damit stand die gute Alte auf und schloß den Teller, auf dem der Antheil des Mönches war, in einen Schrank. „So — dies ist für Morgen, Bruder Gabriel!"

Nach beendigtem Abendessen wurde der Segen gesprochen, und die Männer nahmen dabei die Hüte, die sie im Hause immer aufhaben, ab.

Nach dem Vaterunser betete Maria:

„Gesegnet sei der Herr,
Der uns die Speise gibt,
Da wir sie nicht verdient. Amen. —
Wie er uns ird'sche Güter gibt,
Geb' er uns einst das ew'ge Leben. Amen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Augenblicke herrschte wieder tiefe Finsterniß. Ich wollte schreien, konnte aber keinen Laut hervorbringen. War ich der Spielball einer Sinnentäuschung, oder drückte mich ein fürchterlicher Alp? Nein, ich wachte; denn deutlich konnte ich das Kratzen der eisernen Ringe auf den Metallstäben hören, als wenn sich eine unsichtbare Hand an die Vorhänge klammerte. Das war zu viel für ein krankes Gehirn und einen leeren Magen. Ein Schwindel ergriff mich, und meine Glieder erstarrten unter einer allgemeinen Lähmung. Während dieses halb bewußtlosen Zustandes folgten gräßliche Visionen. Der „schwarze Mann" erschien und machte mir Vorwürfe, daß ich unerlaubter Weise sein Bett benutze, und mich für den Bruder haltend, den er verflucht hatte, drückte er mich in seine tückische Umarmung und erstickte mich, wobei der Indier ihm Beistand leistete und seine Jaguarkrallen in meine Kehle schlug. Endlich, mit Anbruch des Tages, trat Arthur in mein Zimmer. Er wollte mich zu einer Entenjagd einladen, um, wie er sagte, unsere beiderseitige düstere Stimmung zu verscheuchen, welche durch die gestrigen Mittheilungen erzeugt worden sei. Allein ich lehnte die Aufforderung mit dem Bemerken ab, daß ein heftiges Fieber, verbunden mit einer allgemeinen Lähmung, welche wahrscheinlich eine Folge meiner Wanderung im Regen sei, mir kaum die Kraft lasse, aufzustehen und die Rückreise anzutreten, und daß ich ihn in seiner Einsamkeit nicht mit der Pflege eines Kranken belästigen wolle. Karren oder Wagen, fügte ich hinzu, Alles werde mir recht sein, um nach Orleans zu gelangen, von wo aus ich leicht wieder Paris erreichen könne. Er machte zwar einige schwache Gegenvorstellungen, allein ich blieb bei meinem Entschluß. Ein Gefühl falscher Scham und die Ueberzeugung, daß er meine angeblichen Visionen nur dem Delirium des Fiebers zuschreiben würde, hielten mich ab, ihm etwas davon zu sagen. Ueberdies ließ sich im Zimmer auch nicht die geringste Spur jener wilden Nachtscene entdecken; es war eben so öde, kalt und kahl, wie bei meinem

ersten Eintritt. Aber der widerliche Geruch herrschte noch darin, und mit Wonne sog ich deßhalb die frische Morgenluft ein, als ich, in eine wollene Decke gehüllt, den Wagen bestieg und, von Arthur Abschied nehmend, sein unheimliches Schloß verließ.

Acht Tage später lag ich noch, von einem hartnäckigen Wechselfieber geschüttelt, im Bett, als ich den Besuch eines ehemaligen Universitätsfreundes, Henri M—, erhielt, welcher so eben die Staatsprüfung bestanden hatte. Er war ein freimüthiger, sehr entschlossener und außerordentlich arbeitsamer junger Mann. Frühzeitig zu dem Besitze eines hübschen Vermögens gelangt, war dies — gewiß eine seltene Erscheinung — nur eine Bestimmung mehr für ihn geworden, sich mit allem Eifer den Studien zu widmen. Mit gründlichen Kenntnissen ausgestattet, behauptete er, daß keine Art von Magie oder übernatürlichen Dingen vor einer chemischen Untersuchung Stand halten würde. Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm meine Erlebnisse während des Besuches in Malemort mitzutheilen.

„Du, der Du an nichts Uebernatürliches glaubst", sagte ich, „wie willst Du die Erscheinungen, welche jene jungen Mädchen gehabt, und das, was ich selbst gesehen und erfahren habe, erklären?"

„Vor allen Dingen müßte ich die Localität und die dortigen Persönlichkeiten näher kennen lernen", erwiederte er, „denn in allen Gespenstergeschichten ist ein mehr oder weniger geschickter Agent verborgen."

„Unmöglich kann ich gegen Arthur den Verdacht hegen, ein solches Spiel mit mir getrieben zu haben."

„Ich rede nicht von Dir, mein lieber Daniel, sondern von den beiden jungen Engländerinen. Nicht den mindesten Zweifel hege ich, daß man auf ihre Einbildungskraft durch irgend eine grobe Phantasmagorie und zu irgend einem Zwecke eingewirkt hat. Vielleicht war es die Absicht, sie aus dem Schlosse zu vertreiben. Was aber Deine Erscheinungen betrifft, so haben sie wahrscheinlich darin ihren Grund, daß Du an jenem Abende zu stark soupirt hattest."

„Mensch, ich hatte Hunger wie ein Wolf, und eine ebenso wenig aufgeregte Phantasie, wie Du jetzt. Nur zu deutlich habe ich das Geschrei und das Krachen der zerschmetterten Knochen gehört."

Henri brach in lautes Lachen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Als gesundes, wohlfeiles und erfrischendes Getränk für Arbeiter im freien Felde wird im Journal d'agriculture pratique eine Mischung von 1/2 Kilogr. Kaffee-Extract, 1 Liter Languedoce Weingeist von 86°, 125 Liter Wasser und 2 1/4 Kilogr. Zucker empfohlen. Dieses Getränk soll namentlich vorzüglich durststillend sein. Das halbe Kilogr. Extract kann durch die doppelte Quantität guten Kaffee ersetzt und dieser durch einen Theil Wasser ausgezogen werden.

Verschiedenes.

Im December stellte ein Irländer einem Kaufmann einen Wechsel aus, und da dieser die Bemerkung machte, der Wechsel habe noch manchen Tag bis zum Verfall zu laufen, erwiederte der Irländer: „Das ist wahr, aber bedenken Sie auch, wie kurz die Tage in dieser Jahreszeit sind."

(Der entrüstete Professor.) Ein alberner Professor überraschte unbemerkt seine Schüler, als sie lebhaft über einen Gegenstand debattirten und einer derselben durch die Einwendung seines Widerparts gereizt ausrief: „Du bist der größte Esel im Collegium!" „Mein Herr," beschwichtigte der vortretende Professor, „wie können Sie Solches sagen, wenn ich zugegen bin!"

Charade.

Was in zwei Silben Dir das Ganze saget,
Birgt meine erste hundertfach;
Die zweite, wenn Du wirst einst hochbetaget,
Erleichtert dir des Wanderns Plag.

W. A. K.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 58. Mittwoch, den 16. Mai 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel X.

Marisalada war völlig hergestellt. Die Natur hatte so zu sagen die gute Heilmethode Steins und die liebevolle Pflege der guten Maria zur Belohnung mit Erfolg gekrönt.

Sie hatte sich anständig gekleidet, ihre sorgfältig gekämmten und in Zöpfe geflochtenen Haare machten Dolores, deren Werk sie waren, alle Ehre.

Eines Tages, als Stein in seinem Zimmer saß, das auf den Hof ging, und las, hörte er, wie Marisalada, die unten mit den Kindern spielte, den Gesang verschiedener Vögel mit so überraschender Natürlichkeit nachahmte, daß er sein Buch hinlegte und mit Bewunderung dem seltsamen, schönen Gesang lauschte.

Bald schlugen die Kleinen eines jener in Spanien so häufigen und bekannten Spiele vor, wobei zugleich gesungen wird. Marisalada machte die Mutter, Pepo einen Ritter, der um die Hand ihrer Tochter anhielt. Die Mutter versagt sie ihm, der kühne Liebhaber bemächtigt sich der Jungfrau mit Gewalt; und diese ganze Scene besteht aus Versen, deren Melodie äußerst lieblich ist.

Das Buch war Stein's Hand entfallen. Als Deutscher hatte er eine große Liebe zur Musik. Nie hatte sein Ohr eine so herrliche Stimme vernommen. Sie war von einem reinen kräftigen Metall, hell wie Cristall, weich und biegsam wie Seide. Stein wagte kaum zu athmen, aus Furcht, auch den leisesten Ton zu verlieren.

„Man meint ja, Ihr wolltet ganz Ohr werden," sagte jetzt Maria, die unbemerkt in's Zimmer getreten war. „Habe ich es nicht gesagt, daß sie ein Kanarienvogel ohne Flügel ist?" — Und damit stieg sie in den Hof hinab und hieß Marisalada eine Romanze singen. Diese jedoch verweigerte es mit ihrem gewohnten schroffen Wesen.

In diesem Augenblick trat Momo herein, gefolgt von Schwalbe, die mit Kohlen beladen war. Sein Gesicht und seine Hände waren schwarz wie Tinte.

„Ah! der König Melchior!" schrie Marisalada, als sie ihn erblickte. „Der König Melchior, der König Melchior!" wiederholten die Kinder.

„Wenn ich nichts zu thun hätte, als zu spielen und zu singen, wie Du, großes Faulthier, wäre ich nicht vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gefärbt. Glücklicher Weise hat Dir Don Federico das Singen verboten, so daß Du mir die Ohren nicht damit beleidigen kannst."

Als Erwiederung stimmte Marisalada aus voller Kehle ein Lied an.

Das Volk Andalusiens besitzt zahllose Lieder; es sind theils schwermüthige, theils heitere Tanzweisen, wie der Ole, der Fandango, die Cagna, die eben so lieblich wie schwer zu singen sind; theils andere Lieder. Ueber allen aber steht die Romanze. Die Tonweise der Romanze ist monoton, und wir glauben nicht, daß sie, in Musik gesetzt, den Geschmack der Künstler und Dilettanten befriedigen würde. Ihre ganze Schönheit, ihr Zauber liegt in den Modulationen der Stimme, die sie singt, in der Art und Weise, in der einzelne Noten fallen, dann steigen, anschwellen und langsam verklingen. Daher kommt es, daß die Romanze, die nur aus wenigen Noten besteht, so schwer zu singen ist. Sie ist so das Eigenthum des

Volkes, daß man sie nur von ihm und von Wenigen vollkommen gut ausführen hört. Es scheint, als ob Diejenigen, die sie singen, sie wie durch Eingebung auch in demselben Momente dichteten und componirten. Wenn man in der Abenddämmerung aus der Ferne von einer schönen Stimme eine Romanze mit melancholischer, ernster Weise singen hört, so macht dies einen außerordentlichen Eindruck, etwa wie in den Wäldern und an den Seeen Deutschlands das Posthorn, dessen Töne das Echo zitternd wieder gibt. Der Inhalt der Romanze erzählt gewöhnlich irgend eine Heldenthat aus der Mauernzeit, oder eine fromme Legende, oder auch irgend eine dunkle That.

Dieser alte und berühmte Romanzenton, der vom Vater auf den Sohn sich vererbt und als Melodientradition bis auf uns gekommen, hat sich auf seinen wenigen, dem Ohre vertrauten Tönen sicherer zu erhalten gewußt, als die auf Kanonen gestützte und von den Minen Peru's gehobene Größe Spaniens. So hat auch das Volk süße und ausdrucksvolle Lieder in Menge, und Marisalada sang eines derselben mit wunderbarer Kraft und Empfindung.

Kaum hatte sie geendet, so nahm Stein, der ein ausgezeichnetes Gehör hatte, die Flöte und wiederholte das so eben gesungene Lied, Note für Note. Jetzt war die Reihe des Erstaunens und der Bewunderung an Marisalada; sie wandte den Kopf nach allen Seiten, um die Stelle zu suchen, von wo das so getreue und liebliche Echo ausging.

„Es war kein Echo," riefen die Kinder im Chor, „es war Don Federico, der auf seinem durchlöcherten Rohre blies."

Marisalada sprang in das Zimmer und hörte dem Künstler mit der größten Aufmerksamkeit zu. Ihr Körper war halb vorgebogen, ihre Lippen lächelten und ihre ganze Seele war in ihren Augen. Von diesem Augenblicke an verwandelte sich des Mädchens schroffes, rauhes Wesen Stein gegenüber in ein gewisses Zutrauen und in Unterwürfigkeit, was die ganze Familie in das größte Erstaunen versetzte. Voller Freude bat die gute Maria Stein, doch den Einfluß zu benützen, den er anfing auf das wilde Mädchen auszuüben, und sie zu lehren, ihre Zeit gut anzuwenden, sie im Wort Gottes zu unterweisen; mit einem Worte, eine gute Christin aus ihr zu machen, die dereinst als Gattin und Mutter würdig ihrem Hause vorstehen könne. „Das beste Mittel, um zum gewünschten Ziel zu gelangen," meinte sie, „und das auffahrende Temperament und die unweiblichen Manieren Marisalada's zu beherrschen, wäre wohl, wenn Rosita, die Schullehrerin, sich ihrer annähme; sie ist gottesfürchtig und vernünftig, auch äußerst geschickt in Handarbeiten."

Stein billigte diesen Vorschlag höchlich; er überredete Marisalada, sich ihrem Erziehungsplane gutwillig zu unterwerfen, und versprach ihr, sie jeden Tag zu besuchen und mit seiner Flöte zu unterhalten.

Die Anlagen, die dies Geschöpf für die Musik hatte, erweckten in ihr einen außergewöhnlichen Eifer und große Liebe für deren Ausbildung, und Stein's Talent hatte ihr den ersten Impuls dazu gegeben.

Als Momo vernahm, daß Marisalada unter der Leitung der geheimnißvollen Rosa sollte nähen, kochen, das Haus in Ordnung halten lernen und besonders, wie er sich ausdrückte, vernünftig werden sollte, und daß der Doctor es war, der sie zu diesem Schritte bewogen, sagte er, da falle ihm eben ein, was Don Federico ihm einmal aus seinem Lande erzählt, daß es dort gewisse Menschen gäbe, denen alle Ratten im Orte nachliefen, wenn sie anfingen die Flöte zu blasen.

Nach dem Tode ihrer Mutter hatte Rosa eine Kinderschule errichtet. Die Kinder des Dorfes kamen des Morgens, blieben bis zum Mittag da und wurden in der Religion und im Nähen unterrichtet. In den Städten werden sie gewöhnlich noch lesen, schreiben und rechnen gelehrt. Natürlich können aus diesen Anstalten weder Lichter der Wissenschaft, noch Künstler hervorgehen — keine Vorbilder der Erziehung, keine sogenannten emanzipirten Frauen. Allein es gehen thätige Frauen und vortreffliche Mütter daraus hervor, was weit mehr werth ist.

Sobald Marisalada vollständig gekräftigt war, bewog Stein den Vater, sie für eine kurze Zeit der guten Dame anzuvertrauen, die ihr die frühverlorene Mutter ersetzen und sie in den Pflichten ihres Geschlechtes unterweisen sollte. Als Stein der Jungfrau Rosa den Vorschlag machte, das wilde Fischerkind

bei sich aufzunehmen, war ihre erste Antwort ein entschiedenes Nein, wie Personen ihres Temperamentes gewöhnlich thun; als sie aber hörte, welche gute Wirkung dieses ihr Liebeswerk hervorbringen würde, gab sie nach, wie alle fromme Seelen in solchen Fällen thun; denn ihnen ist die Pflicht nicht Sache der Convenienz, sondern eine mit fester Hand vorgezeichnete gerade Linie.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

„Ich möchte darauf wetten, daß irgend ein Lieblingshund des verstorbenen Majors sich unter Dein Bett versteckt hatte und dort vielleicht einige Knochen aus der Küche verzehrte“, rief Henri.

Ohne Scham gestand ich, daß ich vor dem Niederlegen unter das Bett geblickt hatte. Allein abgesehen hiervon, konnte auch diese ungegründete Vermuthung weder die Bewegungen des Baldachins, noch den eisigen Hauch, der mein Gesicht berührt hatte, noch den pestartigen Gestank erklären, dessen Erinnerung mich jetzt noch mit Ekel erfüllt. Henri blieb jedoch bei seiner Meinung.

„Gleichviel“, sagte er, „ich gehe nicht davon ab, daß sich Alles aus natürlichen Ursachen erklären läßt. Aber da fällt mir Etwas ein! Wenn Dein Engländer das Gut wirklich für einen billigen Preis losschlagen will, so bin ich bereit, es zu kaufen. Ich habe gerade jetzt Geld liegen, das untergebracht werden muß. La Sologne ist nicht weit von Paris und noch jungfräulicher Boden, der ein herrliches Feld für chemische Untersuchungen und neue Erfahrungen in Bezug auf den Ackerbau bietet. Der Ruf, in welchem der vorletzte Besitzer stand, ist noch ein besonderer Anziehungspunkt für mich, und leicht wird es mir daher werden, nach einem solchen Vorgänger die Gewogenheit der Gutsunterthanen zu gewinnen. Außerdem hege ich eine besondere Vorliebe für Gespenster und möchte gern eins von Angesicht zu Angesicht schauen. Gib mir also ein paar Zeilen an Deinen Freund Arthur, und ich reise sogleich ab. Aber wenn ich das Geschäft abschließe, mußt Du mir das Versprechen geben, mein Schloß im nächsten Frühjahre zu besuchen; dann sollst Du das Resultat meiner Nachforschungen erfahren.“

Der Handel wurde zur Zufriedenheit beider Theile abgeschlossen. Mit Vollmacht von seinem Vater versehen, übertrug Arthur den Besitz des Schlosses auf Henri M— und reiste sodann nach Genf, wo seine Familie den Winter zubringen wollte. Der Gesundheitszustand seiner Schwestern war noch immer sehr beunruhigend. Ich nahm an ihren Leiden um so mehr Theil, als ich selbst erfahren hatte, welche Qualen eine von Natur nervenschwache Constitution bei so schauderhaften Erscheinungen zu erdulden hat.

Mein hartnäckiges Fieber wich endlich dem Chinin; ich konnte wieder meinen Berufsgeschäften folgen und meine gewohnte Lebensweise fortsetzen. Vier Monate waren seit meinem unglücklichen Ausfluge nach Malemort verstrichen, und ich hatte nichts von dem neuen Besitzer gehört, als eines Morgens ein Brief von Henri M— bei mir einlief.

„Komme, mein lieber Daniel“, schrieb er, „und zwar schnell, denn ich habe Dir sehr interessante Mittheilungen zu machen. Dein Gespenst befindet sich in meinen Händen und ist jetzt ein spiritus familiaris geworden. Auch glaube ich im Stande zu sein, die kranke Phantasie der jungen Engländerinen durch überzeugende Beweise zu heilen. Unter solchen Umständen wirst Du hoffentlich nicht zaudern. Bringe mir Mr. Eglinton's Adresse mit, denn seine Gegenwart ist hier unumgänglich nöthig. Ein bequemer Wagen wird Dich von Orleans abholen, und ich verspreche Dir, daß Du nicht im grünen Zimmer schlafen sollst.“

Zwei Tage später langte ich in Malemort an. Das Aeußere des Schlosses hatte sich gänzlich verändert. Ein frischer Strom floß jetzt in dem Graben, welcher früher nur mit stinkendem Wasser angefüllt gewesen war, und eine neue elegante Brücke führte über denselben zu einem hohen und breiten Portale. Die halb verfallene Steinbrücke und die frühere enge Pforte waren verschwunden. Die geöffneten Fenster des Gebäudes ließen die wärmenden Sonnenstrahlen ein, und die Schwalben zwitscherten munter um die alten Mauern, wo sie ein sicheres Fleckchen für ihr Nest

suchten. Alles athmete Leben und Bewegung. Im Garten der auf solche Weise veränderten Besitzung stand Henri und ertheilte mehreren Arbeitern seine Befehle. Er empfing mich mit offenen Armen und führte mich in einen hellen, freundlichen Speisesaal, den er neu hatte anlegen lassen, und wo ein reichliches Frühstück unser wartete.

„Du hast bereits Wunder gethan", sagte ich.

„O, was Du am meisten bewundern wirst, ist mein Scharfblick", erwiederte er lachend. „Aber ich will keinen nüchternen Magen als Zuhörer haben. Wenn Du gesättigt bist, werde ich Dir meine Entdeckungen mittheilen."

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Diejenige Vereinigung verdient den heiligen Namen Freundschaft, wenn man sich nicht blos einer guten Bekanntschaft erfreut, sondern, wenn Seelen sich verbinden; wenn Edle zu edlen Thaten sich vereinigen; wenn man dem Freunde in's Mark seiner Seele sehen und ihn als den guten und weisen Mann aus dem Grunde seines Herzens lieben, alle Jahre seines Lebens hindurch lieben kann.

Die Worte vieler Menschen bedeuten Nichts; kaum kann man sich auf ihre Handlungen verlassen.

Verschiedenes.

Der „Independance" wird aus einem großen Handelshause in New-Orleans, welches in allen möglichen Artikeln macht, folgende Geschichte erzählt. Eines Tages war sehr viel zu thun gewesen. Am Abend sagt ein Commis zum Chef des Hauses, er habe am Morgen einen Sattel auf Credit verkauft, leider aber vergessen, an wen. „Thut nichts," erwiedert der Chef, „suchen Sie nur unter unsern Kunden alle die heraus, welche einen Sattel brauchen können und stellen Sie ihn jedem in Rechnung; bei der Regulirung der Rechnungen werden wir den wirklichen Käufer dann schon ermitteln." Der Sattel wird 42 Kunden in Rechnung gestellt. Einige Zeit nachher fragt der Chef: „Nun, wie steht's mit dem Sattel? Wer ist denn der Käufer?" Der Rechnungsführer zuckt die Achseln: „Ich habe den Sattel 42 Kunden in Rechnung gestellt und 18 davon haben ihn ohne Widerrede bezahlt; 18 Mal ist der Posten nun bereits gedeckt, aber den wirklichen Schuldner kennen wir noch nicht." — „Schön, schön!" erwiedert der Chef; „fahren Sie nur fort! Zuletzt lernen wir ihn doch noch kennen!"

(Das verunglückte Inserat.) Eine junge Dame erscheint im Inserations-Bureau eines verbreiteten Blattes, und berichtigt die Gebühr für folgende Annonce: „Ein gebildetes Fräulein von Stande wünscht eine Gouvernantenstelle hier oder in den Provinzen gegen vollkommenen Unterhalt zu versehen. Auskunft ertheilt aus Gefälligkeit Dr. Metzger am Steinwall No. 8."

Allein Gott Bacchus regiert so Corrector als Druckerei, und andern Tags erscheint folgendes Inserat: „Ein eingebildetes Fräulein vom Lande wünscht eine Gouverneurstelle hier oder in den Provinzen gegen vollkommene Unterhaltung zu erstehen. Auskunft ertheilt aus Geselligkeit der Metzger im Schweinestall No. 8."

Ein Professor, der gern perorirte und Reden an seine Schüler hielt, richtete seine Worte an einen jungen Mann, der nahe bei dem Katheder saß, und wollte ihn mit dem Ausrufe: „Du freündlicher Jüngling" anreden, versprach sich aber drei Mal hinter einander und sagte: „Du gründlicher Freundling — Du freundlicher Gründling — Du gräulicher Findling!"

Ich sag' Ihnen meine Herren, es ist das größte Glück, daß das theuere Bier nicht auch noch gut ist, denn wenn's gut wär', würden sich die Leute rein bettelarm trinken.

Auflösung der Charade in Nr. 57:
Buchstab.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 59. Freitag, den 18. Mai 1866.

*La Gaviota

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu schildern, was das unglückliche Weib zu leiden hatte, so lange Marisalada unter ihrer Obhut stand; denn von der einen Seite hörten die Eulenspiegelstreiche, die Empörung nicht auf, und auf der andern nicht die Predigten und fruchtlosen Ermahnungen. Zwei Vorfälle rissen endlich den Faden von Jungfer Rosa's Geduld entzwei, und dies um so natürlicher, da diese Tugend ihr nicht angeboren, sondern mit unsäglicher Mühe erworben war. Marisalada hatte eine Art Verschwörung unter dem kleinen Regimente gebildet, das Rosita befehligte. Diese Verschwörung brach endlich eines Tages aus, schüchtern und unsicher in ihrem Beginnen, dann aber mit frecher Stirne sich entwickelnd. Sie begann folgendermaßen:

„Ich kann die Klapperrosen nicht leiden," sagte Marisalada mehrere Male nacheinander.

„Stille!" befahl die Lehrerin, deren strenge Disciplin das Sprechen während der Schulstunden nicht gestattete.

Die Ruhe war hergestellt.

Fünf Minuten darauf ließ sich eine andere, sehr scharfe und ziemlich unverschämte Stimme hören: „Ich kann die Monatrosen nicht leiden!"

„Niemand fragt danach," sagte Rosa, im Glauben, diese unzeitgemäße Erklärung sei durch die Marisalada's hervorgerufen worden.

Wieder fünf Minuten weiter, und eine andere der Verschworenen sagte, indem sie ihren Fingerhut vom Boden aufhob: „Ich kann die weißen Rosen nicht leiden."

„Was bedeutet dies?" rief jetzt Rosita, deren schwarze Augen wie Funken glänzten. „Macht Ihr Euch über mich lustig?"

„Ich kann die Pfefferrosen nicht leiden," sagte eine der Kleinsten, indem sie sich schnell unter den Tisch versteckte.

„Ich nicht die Passions-Rosen!"

„Ich nicht die Rosen von Jericho!"

„Ich nicht die gelben Rosen!"

Jetzt überschrie die helle, starke Stimme Marisalada's alle andern: „Und die welken Rosen, die kann ich nicht sehen!"

„Und die welken Rosen, die kann ich nicht sehen," wiederholte der ganze Chor der Rache.

Die geheimnißvolle Rose, die zuerst ganz verblüfft war über eine solche Unverschämtheit, erhob sich jetzt wüthend, lief nach der Küche und kehrte mit einem Besen bewaffnet zurück. Als sie herannahte, entfloh die ganze Bande leicht wie Vögel. Rosita blieb allein zurück, sie ließ den Besen fallen, kreuzte die Arme über der Brust und rief: „Geduld, o Herr! Ich habe den Unnamen, den man mir gab, mit Ergebung hingenommen, wie du, o Herr, dein Kreuz auf dich nahmst; Doch — es fehlte mir noch die Dornenkrone. Dein heiliger Wille geschehe!"

Vielleicht hätte sie Marisalada für dies Mal verziehen, wenn sich nicht bald darauf wieder Etwas ereignet hätte, was sie bewog, dieselbe ein für alle Mal aus der Schule zu entlassen. Der Sohn des Barbiers, Ramon Perez, ein geschickter Zitherspieler, kam nämlich jeden Abend und sang zu seinem Instrumente verliebte Lieder unter den festverschlossenen Fenstern der Betschwester.

„Don Modesto," sagte sie eines Tages zu ihrem Hausgenossen, „wenn Ihr diese Nacht den Ramon uns wieder die Ohren zerreißen hört mit seiner Serenade, so geht doch, um's

Himmels willen! hinunter und bedeutet ihm, daß er mit seiner Zither ein Haus weiter gehe."

„Aber, Rosita," entgegnete Modesto, „soll ich mich Unannehmlichkeiten aussetzen? Ramons Vater bedient mich seit meiner Ankunft in Villamar; zudem, ich gestehe es, ergötzt es mich, ihn zu hören; denn das könnt Ihr nicht läugnen, er spielt und singt vortrefflich."

„Wohl bekomme es Euch," sagte Jungfer Rosa. „Eure Ohren haben die Kanonenprobe durchgemacht — für mich aber ist diese Musik nichts. Dieses Geklimper unter den Fenstern einer ehrbaren Jungfrau macht und verleiht wenig Ehre."

Modesto's Züge drückten eine in drei Theile getheilte stumme Entgegnung aus; die erste lautete: Wie? Ramon sollte meiner Hauswirthin den Hof machen? Zweitens ein zweifelndes: Wäre es doch möglich? Drittens die Gewißheit: Ja, es muß so sein — Ramon ist ein Verwegener!

Nach einigem Nachdenken fuhr Rosa fort: „Ihr könntet Euch erkälten, wenn Ihr Euch der Nachtluft aussetztet. Am Besten ist, Ihr verhaltet Euch ganz ruhig; ich unternehme es allein, dem Laffen zu sagen, daß, wenn er sich belustigen will, er sich einen Affen halten soll."

Um Mitternacht hörte man wiederum Accorde auf einer Zither und eine Stimme sang dazu:

> Mein Kind, wenn du zur Messe gehst,
> Erhellt die ganze Kirche sich;
> Das dürre Gras, darauf du stehst,
> Wird wieder grün, erblickt es dich.

„Gott stehe uns bei!" rief Rosita, indem sie den dritten Unterrock anzog; „nun bringt er sogar die heilige Messe in seinen gottlosen Liedern an, und die es hören und wissen, wie heilig mir Alles ist, was unsrer Religion angehört, werden denken, es sei, um mir zu gefallen. Sollte sich dieser Bartkratzer über mich lustig machen? Das fehlte noch!"

Rosa trat in das Wohnzimmer. Aber was sah sie da? Marisalada stand an das Fenster gelehnt und hörte mit aller Aufmerksamkeit, der sie nur fähig war, dem Sänger zu. „Entsetzlich!" rief die Betschwester, „und sie ist noch nicht dreizehn Jahre alt."

Sie nahm die Verbrecherin am Arm, riß sie vom Fenster weg, beugte sich hinaus, während Ramon sein Instrument stimmte, um dann den folgenden Vers zu singen:

> O stelle dich an's Fenster dicht,
> Laß deine Aeuglein funkeln;
> Gib mir mit ihnen etwas Licht,
> Ich stehe hier im Dunkeln.

Und glühender als je ertönten Gesang und Zither.

„Ich werde Dir mit einer Höllenlaterne leuchten," schrie mit zornesheißerer Stimme Rosita, „Du läderlicher Taugenichts, Gotteslästerer, unerträglicher Schreihals!"

Als Ramon Perez von seinem ersten Erstaunen etwas zu sich gekommen war, machte er sich leicht wie eine Gemse und ohne den Kopf umzuwenden davon. Diese Scene war entscheidend. Marisalada wurde entlassen trotz der Mühe, die sich Modesto ihretwegen gab.

„Don Modesto," sagte Rosita, „Lasten sind Lasten, und so lange dieses Geschöpf unter meiner Obhut steht, habe ich dem lieben Gott für seine Handlungen Rechnung zu tragen und den Menschen dazu. Nun hat jeder Mensch genug mit sich zu thun, ohne sich mit Anderer Sünden zu belasten. Zudem seht Ihr, ist dies eine Creatur, die man nicht auf dem rechten Wege erhalten kann. Sie ist ein Stück vom Teufel."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

Ich empfand mehr Neugierde als Hunger und drängte ihn deßhalb mit Fragen.

„Wisse, mein lieber Freund", sagte er, „daß Du in jener Nacht, welche Du hier zugebracht hast, nahe daran warst, völlig vergiftet zu werden."

„Vergiftet?" rief ich erschrocken.

„Komme und sieh!" versetzte er.

Eine Thüre öffnend, welche nach seinem Laboratorium führte, zeigte er mir unter Retorten und Schmelztiegeln einen Brennkolben, welcher mit einem grünlichen Pulver angefüllt war.

„Hier, das ist ein Theil dessen, was in Deinem Zimmer gesammelt worden ist", er-

klärte er, „und in dieser Schale befindet sich der reine Grünspan, den ich daraus gezogen habe."

Es war in der That gräßlich. Zehn viel kräftigere Menschen als ich hätten damit vergiftet werden können.

„Sechs Stunden lang hast Du dieses feine Gift eingesogen, dessen Wirkung durch die nachtheiligen Ausdünstungen des nahen Schloßgrabens noch erhöht wurde. Das war allerdings genug, um Schwindel, Uebelkeit und Erbrechen zu erzeugen!„

Dann erklärte er mir, auf welche Weise das tückische Kupferoxyd einen großen Bestandtheil mancher grünen Farbe bilde. Die alten grünen Tapeten und die grünen Ueberzüge der Möbel in diesem verwünschten Zimmer hatten eine bedeutende Quantität des Giftes enthalten.

„Jetzt laß' uns zum Gespenst übergehen!" sagte ich.

„Geduld!" erwiederte er. „Sogleich. Beinahe wäre ich übrigens selbst davon getäuscht worden. Als ich von meiner neuen Herrschaft Besitz nahm, ließ ich mich natürlich in dem am wenigsten unbequemen Theile der Wohnung nieder und wählte das im rechten Thurme belegene Zimmer Deines Freundes Arthur. In der ersten Nacht schlief ich ungestört und hörte nichts. In der zweiten jedoch wurde ich von schleichenden Tritten erweckt, welche leise und vorsichtig die Treppe herauf kamen. „Wer ist da?" rief ich. Keine Antwort. Ich zündete das Licht an und öffnete die Thür, konnte aber Niemand sehen. Auch den Thurm untersuchte ich von unten bis oben ohne jeden Erfolg. Endlich glaubte ich geträumt zu haben, hielt aber in der folgenden Nacht desto aufmerksamer Wache. Um dieselbe Zeit, gegen Mitternacht, hörte ich die Tritte wieder leise herauf kommen und nach dem Corridor gehen, auf dem das Zimmer belegen ist, in welchem Du geschlafen hast. Ich muß hier bemerken, daß ich, um mehr Licht und einen frischeren Luftzug in das Gebäude und seine seit Jahren verschlossenen Zimmer dringen zu lassen, bei Tage sämmtliche Fenster des Schlosses und bei Nacht alle Thüren geöffnet hielt; denn die Luft kann eben so gut wie das Wasser durch Mangel an Bewegung stinkend werden und jene mephitischen Dünste annehmen, welche tödtliche Krankheiten erzeugen. Manches nützliche Leben ist auf diese Weise schon geopfert worden. Die meisten Wasserpflanzen lassen ein Kohlenoxyd ausströmen, welches ein schreckliches Gift ist und die verschiedenen Fieberarten erzeugt, die als gelbes Fieber, malaria und Typhus bekannt sind. Doch zu unserem Gespenst zurück! Ich folgte dem Geräusch, ohne jedoch auch dieses Mal etwas entdecken zu können. Fest entschlossen, darüber in's Klare zu kommen und Demjenigen eine böse Viertelstunde zu bereiten, der ein solches Spiel mit mir trieb, ließ ich in der vierten Nacht meinen Gärtner Jean in einer an das Zimmer stoßenden Kammer schlafen und gebot ihm, auf meinen ersten Ruf bereit zu sein. Ich lud meine Pistolen und setzte mich angekleidet an das Feuer. Es schlug Mitternacht, ein Uhr, halb zwei, aber nichts unterbrach die Stille des Hauses. Schon begann ich unruhig zu werden und zu befürchten, daß das Gespenst Wind von meinen Maßregeln bekommen habe, als plötzlich das leise Knarren von Fußtritten an mein Ohr schlug und mich horchen ließ. Ich blieb jedoch regungslos auf meinem Platze; denn das Phantom sollte Zeit genug haben, sich in einem Stricke zu verwickeln, welchen ich etwa einen Fuß hoch über den Corridor gespannt hatte. Die Tritte nahmen die gewohnte Richtung nach dem Corridor, und ich erwartete nunmehr einen Fall zu hören, allein nichts erfolgte. Den Leuchter in die eine und die Pistole in die andere Hand nehmend, trat ich hinaus. Das Seil war noch gespannt. Ich bückte mich, um es näher zu untersuchen, als plötzlich ein heftiger Luftstoß, über meinen Kopf fahrend, das Licht verlöschte und irgend ein kalter Gegenstand über mein Gesicht strich. Ich dachte an Dich und streckte den Arm aus, konnte aber nichts erfassen. Es schien mir jedoch, als wenn ein Schatten oder ein Körper vor mir fliehe. Ich verfolgte ihn bis an den Eingang Deines Zimmers, wo er mir entkam. Allein schnell die Thür schließend, rief ich Jean zu, Licht zu bringen. Wir traten ein. Das Gemach war leer, kahl und kalt, so wie Du es verlassen hattest. Ich blickte unter das Bett, zog die Vorhänge auf, kehrte die Kissen und Matratzen um, aber nichts fand sich. Nur der Baldachin war jetzt noch zu untersuchen. Ich ließ eine Leiter holen, stellte sie gegen die Bettpfosten und stieg hinauf. Kaum hatte ich

die Höhe erreicht, als mir zwei funkelnde Augen entgegen leuchteten."

„Ach, das erinnert mich," bemerkte ich, „an zwei Augen, die mich, wie ich wähnte, aus dem von der Feuchtigkeit und dem Nebel beschlagenen Glase des Spiegels anstarrten."

„Wahrscheinlich dieselben. Sie waren rund und scheu und gehörten einem häßlichen Geschöpfe an. So wie ich, hast auch Du mit einer Nachteule zu thun gehabt, die ihr Lager auf dem Baldachin gebaut und die Ueberreste von Mäusen, Ratten und jungen Hasen darin aufbewahrt hatte, welche den Dir so widerlichen Geruch verbreiteten. Später sagte mir die alte Brigitte, daß dieser Lieblingsvogel des Indiers Toplack dessen Zimmer häufig besucht habe und nach dem Tode desselben verschwunden sei; allein ich glaube im Gegentheile, daß er seiner Gewohnheit gemäß auch später den Thurm zum Aufenthalt erwählt und seine Flüge durch das Schloß weiter ausgedehnt und die höllische Jagd betrieben hat, die Dich so sehr in Schrecken setzte."

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Verzärtelt eure Leidenschaften,
So herrschen sie zuletzt: sie bleiben ewig haften;
Ein diamant'nes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigeborne Geist erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

O fühlten doch die Kinder, daß für sie
An einer Stelle immer Rath und Trost —
Für ihren Kummer wahres Mitgefühl —
Für ihre Hoffnung der Erfahrung Leiter —
Für ihre Freuden frommer Mitgenuß
Zu finden ist, — es ist die Mutterbrust!

Verschiedenes.

Ein gutes Sollicitatorstückchen erzählt aus Wien „Hans-Jörgel": „Ein junger Lebemann, der sehr viel Schulden hat, hat auch sehr viel Glück bei den Damen; es hat ihn daher gar nicht überrascht, als er eines Tages folgendes rosenfarbene, duftige Brieschen bekommt: „Mein Herr! Ihr liebenswürdiges Aeußere hat auf mich einen solchen Eindruck gemacht, daß ich Ihre nähere Bekanntschaft zu machen wünsche. Kommen Sie heute Abend in das Theater an der Wien, ich habe den Parterre-Fauteuil Nro. 78 und habe den Logenmeister verständigt, er möge den Sitz Nro. 79 für einen Herren reserviren, der die Losung „Ewig" angeben wird. Ich hoffe, Sie gewiß zu sehen. Emma." Unser galanter Herr eilt zum Logenmeister, begehrt den Sitz Nro. 79 und lispelt: „Ewig." Der Dandy macht Abends brillante Toilette und sitzt um drei Viertel auf Sieben auf dem Sitz Nro. 79. Der Sitz Nro. 78 ist noch leer, die Ouverture der Operette: „die Schäfer" ist vorbei und der Sitz ist noch immer leer. „Na," denkt der Dandy, „Damen und Journalisten kommen immer zu spät in's Theater." Endlich, nach den ersten Scenen, wird der Sitz besetzt, aber es ist keine Dame, sondern ein Herr, nota bene ein ihm recht wohl bekannter Herr, der Sollicitator vom Advocaten Dr. N., der dem verdutzten Rendez-vous-Candidaten in's Ohr flüstert: „Machen's kein Aufsehen! Ich geh' Ihnen schon vierzehn Tag' nach und hab' Sie nie erwischen können. Wenn Sie sich ruhig verhalten, so können wir die Operette anhören, den Personal-Arrest hab' ich im Sack." Was will unser Elegant machen? Er fügte sich in's Unvermeidliche, hört sich die Operette bis zum Schluß an und fährt dann ruhig mit seinem Schutzengel in die Alser-Vorstadt, wo sich Die ausrasten, die sich beim Schuldenmachen zu stark angestrengt haben."

Ein Betrunkener gewahrte in einiger Entfernung einen ebenfalls Betrunkenen hin- und herschwanken. „Ei, ei," lallte er lächelnd, „war ich der Meinung, ich ginge hier und dieweil geh' ich dort."

Logogryph.

Bin ich noch so klein, —
Ich äsch're Städte ein;
Doch werd' ich kopflos sein,
Hört man im Teich mich schrei'n.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 60. Sonntag, den 20. Mai **1866.**

Die trauernde Mutter.

Die Glocken läuten — o Kinder, seid still! —
Es naht ein düstrer Zug: —
Schon wieder Einer, der schlafen will
Nach kurzem Lebensflug!
In schwarze Erde scharrt man ihn ein —
Seid stille, seid stille, lieb' Kinderlein!

Denkt ihr wohl draußen an jenes Grab
Mit Rosen und Immergrün,
Wo man den Vater euch senkte hinab
Beim ersten Morgenglüh'n? —
O Kinder, das war ein schwerer Tag,
Wie euch kein zweiter mehr kommen mag!

Ihr wißt es nicht, was ihr verlort,
Lieb' Mutter sorgt ja so reich,
Und ging der Vater auch von euch fort,
Lieb' Mutter blieb ja bei euch!
Und seid ihr folgsam zu jeder Stund',
Läßt sie euch der liebe Gott gesund!

O werdet brav, wie Vater es war,
So lohnt ihr der Mutter so gut;
Da bleicht der Kummer ihr nicht das Haar,
Da trägt sie die Sorgen voll Muth —
Und ruft mich der Vater zum Frieden einst ein,
Erzähl' ich ihm Alles, lieb' Kinderlein! —

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel XI.

Es waren nun drei Jahre, daß Stein in diesem ruhigen Winkel der Erde lebte. Er hatte den Charakter des Landes angenommen, lebte, wie der Franzose sagt, au jour le jour, und — wie die gute Marie ihm immer bedeutete: daß das Morgen uns nicht das Heute solle verderben. Der junge Arzt war bisher immer mit seiner Familie durch Briefe in Verbindung gestanden. Seine Eltern waren gestorben, als er noch beim Regimente in Navarra stand. Seine Schwester hatte einen wohlhabenden Oeconomen geheirathet, und unter seiner Leitung waren die zwei jüngern Brüder wenig gelehrte, aber fleißige, ausdauernde Feldbauern geworden. Stein war somit vollkommen frei und Herr seines Schicksals. Er hatte sich der Erziehung des leidenden Mädchens gewidmet, die ihm das Leben verdankte, und, obschon er einen unfruchtbaren, undankbaren Boden bebaute, war es ihm doch durch unermüdliche Geduld gelungen, die ersten Keime der Bildung und Sittlichkeit darin aufgehen zu machen. Was aber sogar seine Hoffnungen noch übertraf, das war der Erfolg, den er von dem Musikunterrichte hatte; denn darin hatte die Natur das wilde Fischerkind mit außerordentlichen Gaben ausgestattet. Ihre Stimme war unvergleichlich und es war für Stein, der ein guter Musiker war, ein Leichtes, sie sicher zu leiten. Wie Rebenzweige war sie zugleich biegsam und kräftig, mächtig und geschmeidig.

Der Maestro, der ein weiches, zärtliches Herz besaß und in seiner Gemüthsart einen Zug zu beinahe blindem Vertrauen in Andere, verliebte sich in seine Schülerin und weihte ihr die leidenschaftliche Liebe, die der alte Fischer, ihr Vater, für sie hegte, und die Bewunderung, die Maria für sie hatte. Beide besaßen eine Art sympathetischen Einflusses auf die edle, weiche Seele Steins. So überredete er sich mit Pedro Santalo, daß seine Tochter ein Engel, und mit der alten Maria, daß sie ein Wunderkind sei. Stein war einer

jener Menschen, die einem Maskenball beiwohnen können, ohne daß ihnen ein einziges Mal der Gedanke kommt, daß hinter diesen gemalten, phantastischen Gesichtern andere versteckt sind, die den Individuen die Natur verlieh.

Was ihn am Meisten an Maria bezauberte, war ohne Frage die reine, süße, ausdrucksvolle, sympathische Stimme Marisalada's. „Es kann nicht anders sein," sagte er sich oft selbst, „die Stimme, die so erhabene, tiefe Gefühle ausdrückt, kann nur aus einem Herzen voll Empfindung und Edelsinn kommen!" Und wie ein Waizenkorn in einem fruchtbaren Boden keimt, Wurzeln treibt und endlich seine Aehren an das Licht emporsendet, so wuchs in dem Herzen Steins diese stille, aufrichtige Liebe immer höher auf und hatte dasselbe überwuchert, noch ehe er sich dessen klar bewußt war.

Auch das Fischermädchen hatte Zuneigung zu Stein gefaßt, nicht weil seine zärtliche Sorgfalt ihr wohlthat, nicht weil sie seine herrlichen Talente schätzte, nicht weil sie seine unendliche Ueberlegenheit fühlte, nicht einmal durch den Einfluß, den die Liebe immer unwillkürlich auf den Gegenstand, den sie umfaßt, ausübt, sondern es war Dankbarkeit, Bewunderung für den Musiker, den Lehrer, der sie in der Kunst unterwies. Zudem hielt die Einsamkeit, in der sie lebte, jeden Gegenstand von ihr fern, der Stein den Rang hätte streitig machen können. Don Modesto war nicht mehr in dem Alter, wo er als Liebeswerber auftreten konnte, und Momo, der außer seiner außergewöhnlichen Häßlichkeit auch seine ganze Feindseligkeit gegen Marisalada bewahrte und nicht unterließ, sie Gaviota zu nennen, wurde von dieser mit der größten Geringschätzung betrachtet. Es fehlte wohl nicht an jungen Leuten im Orte, Ramon an der Spitze, die für Maria schmachteten; allein keiner konnte sich Stein zur Seite stellen.

So waren drei Sommer und drei Winter verflossen wie drei Tage und drei Nächte, als sich Folgendes zutrug:

In dem ruhigen Villamar — wer sollte es gedacht haben? — wurde eine Intrigue geschmiedet; ihr Haupträdelsführer war — wer sollte es für möglich halten? — Großmutter Maria; der Vertraute — kaum glaublich! — Modesto. Obgleich es eine Indiscretion, oder, besser gesagt, eine Niederträchtigkeit ist, zu horchen, wollen wir sie doch ein wenig im Hofe belauschen, wo sie unter dem Orangenbaume sich versteckt hatten, dessen Stamm aufrecht blieb, während seine Blüthen verwelkten und seine Zweige abfielen, wie der Seele die ruhige Ergebenheit bleibt, nachdem die Freuden dahin und die Hoffnungen erstorben sind. Belauschen wir also das geheime Zwiegespräch der beiden Verschwornen, indeß Bruder Gabriel — viele 1000 Meilen von ihnen entfernt, obschon ganz in der nächsten Nähe — den Lattich zusammenbindet, damit er gelb und zart werde.

„Nein, ich bilde mir es nicht ein, Don Modesto," sagte die Alte, „es ist in Wirklichkeit so, und man müßte keine Augen haben, wenn man es nicht sähe. Don Federico liebt Marisalada, und der ist der Doctor nicht gleichgiltig."

„Maria! Wer denkt an Liebe?" entgegnete Modesto, in dessen ruhiger, friedlicher Existenz sich das ewige, klassische, unvermeidliche Bündniß Cupido's mit Mars nicht verwirklicht hatte. „Wer denkt an Liebe?" wiederholte er mit demselben Tone, mit dem er gefragt hätte: Wer denkt an's Billardspielen?

„Das junge Volk, Don Modesto, das junge Volk; und wenn dem nicht so wäre, würde die Welt bald ein Ende nehmen. Doch finde ich, man sollte diesen Beiden da einen kleinen Anstoß geben, denn mir scheint, daß die Leute, die von da drüben, von Deutschland herkommen, sehr langweilig zu Werke gehen; es sind bereits zwei Jahre, daß unser Mann seine kleine Nachtigall liebt — das weiß Jeder. Ihr nun — ein Mann, den Don Federico so hoch stellt — solltet ihm einen guten Rath, so einen Anfang an die Hand geben, zu ihrem eigenen, wie zu unser Aller Besten."

„Damit verschont mich, Gevatterin Maria," antwortete Modesto, „denn dazwischen steht Ramon Perez. Er ist mir befreundet und ich möchte ihm nicht auf den Fuß treten. Es wäre schlecht, so geradezu gegen ihn aufzutreten. Es thut mir sehr leid, daß Marisalada ihn nicht liebt, er ist welk und mager, daß es Einem Sorge macht, ihn zu sehen. Neulich sagte er mir noch, daß, wenn das Mädchen nicht die Seine würde, er seine Zither zer-

brechen und, da er nicht in's Kloster gehen könne, zu den Rebellen übertreten werde. — Ihr seht, Maria, daß ich unmöglich mich in diese Sache mischen kann."

„Ach," erwiederte Maria, „wie mögt Ihr nur für baare Münze nehmen, was ein Verliebter sagt! Ramon Perez, der arme Tropf, der keinen Sperling tödten kann, sollte Christenmenschen umbringen? Wenn sich aber Don Federico verheirathet, seht Ihr, so bleibt er für immer bei uns. Und welches Glück wäre das nicht für uns Alle! Ich versichre Euch, Don Modesto, das Herz geht mir auf, wenn ich nur daran denke. Und das Mädchen, welch' eine Parthie für sie! Wißt Ihr, welch' schreckliches Geld Don Federico verdient? Als er den Sohn des Richters Don Perfekto curirt hatte, gab dieser ihm hundert Thaler. — Welch' schönes Paar sie wären, Don Modesto!"

„Ich sage nicht nein, Maria," entgegnete Don Modesto, „nur laßt mich aus dem Spiele. Ich habe keine zwei Gesichter. Ich habe nur eines, das, welches mir Ramon rasirt, und kein anderes."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

Ich war etwas betroffen, meine furchtbaren Erscheinungen auf so einfache Weise gelöst zu sehen, aber es konnte kein Zweifel über die Richtigkeit dieser Lösung herrschen. Unstreitig waren es die sanften Flügel der Eule gewesen, die über mein Gesicht gestrichen und deren leiser Schlag einem eisigen Hauche gleich die Luft bewegt hatte. Auch jene undeutliche, kriechende Masse, welche ich beim Schimmer des brennenden Schwefels gesehen, war die Nachteule gewesen, die an meinen Vorhängen zu ihrem Neste empor gekrochen war.

„Hoffentlich wirst Du dieser ekelhaften Bestie den Hals umgedreht haben?" bemerkte ich ärgerlich.

„Ich habe mich wohl gehütet, das zu thun," versetzte mein Freund. „Sagte dir mein Brief nicht, daß ich einen spiritus familiaris daraus gemacht habe? Dieses Thier ist mir sehr nützlich, alles Ungeziefer aus dem Schlosse zu vertilgen, welches im Laufe der Zeit darin überhand genommen hat. Ueberdies ist die Beibehaltung der Eule im Schlosse eine gute Lehre für die Bauern, welche thörichter Weise diese Nachtvögel verfolgen und den Aberglauben hegen, daß einer derselben, an das Scheunenthor genagelt, genügend sei, um alles Ungeziffer zu vernichten, das die Ernten verzehrt."

„Da nun das mich betreffende Kapitel beendet ist," versetzte ich, „habe die Güte, mir zu sagen, was für Entdeckungen Du in Bezug auf die Familie Eglinton gemacht hast."

„Gern, aber diese Entdeckungen sind ernsterer Art," erwiederte Henri. „Du hattest Recht, Verdacht gegen den Indier zu hegen; es war ein Bösewicht. Ich habe Grund zu vermuthen, daß er seinen Herrn ermordet hat, um ihn zu bestehlen und mit dem Geraubten nach Indien zurück zu kehren. Auf dem Speicher, welchen er bewohnte, habe ich in der Höhlung eines Balkens eine Schleife von Kautschuck gefunden, die mir ganz besonders geeignet schien, Jemanden zu erdrosseln, ohne äußere Spuren zurück zu lassen. Der alte Major hatte zwar aus Mißtrauen nie Geld im Hause und bezahlte alle Arbeiter, Lieferanten und Handwerker mit Anweisungen auf seinen Bankier; allein der Indier glaubte ohne Zweifel an das Vorhandensein eines verborgenen Schatzes und suchte ihn beharrlich unter dem Scheine von Trauer um seinen verstorbenen Herrn, namentlich in dem südlichen Zimmer, wo er sich seit dem Tode desselben unter dem Vorgeben Tage lang einschloß, daß er durch Religionsübungen die Manen des Abgeschiedenen versöhnen wolle, den er nicht nach der Sitte seines Landes auf den Scheiterhaufen und in die andere Welt habe begleiten können."

Henri fuhr fort: „Brigitte, welche den Indier fürchtete, hütete sich wohl ihn zu stören. Allein die Ankunft der Familie Eglinton und besonders der Umstand, daß die jungen Damen gerade von dem Zimmer Besitz nahmen, in welchem er sich niedergelassen hatte, störte seine Pläne und drehte seine Hoffnungen zu vereiteln. Er mußte ein Mittel erfinden, um seine Nachforschungen an diesem Orte, den er aus irgend einem Grunde erwählt hatte, fortsetzen zu können, und kam auf den Gedanken, die abergläubischen Gemüther der jungen Damen

in Furcht zu setzen und sie dadurch zu vertreiben. Durch eine in der Decke des Zimmers befindliche geheime Fallthüre ließ er sich von dem darüber befindlichen Speicher an einer mit Knoten versehenen seidenen Schnur in dasselbe hinab und konnte auf diesem Wege nach Belieben darin erscheinen und verschwinden. Für die Indier, deren jeder mehr oder weniger Gaukler ist und eine beispiellose Gewandtheit und Behendigkeit besitzt, sind solche Kunststücke nur Spiel. Was das Kostüm betraf, so bestand es einfach in einem Betttuche."

„Aber Du gibst mir nichts als Vermuthungen?"

„Welche sich auf nicht zu verwerfende Beweise stützen. Komme und sieh selbst."

Henri führte mich durch mehrere Stuben und zeigte mir tiefe, mit Hilfe eines sehr feinen Bohrers gemachte Löcher, deren augenscheinlicher Zweck war, die Wände und das Tafelwerk zu untersuchen. In dem Alkoven, wo die jungen Mädchen geschlafen hatten, zählten wir mehr als hundert derselben.

(Schluß folgt)

Denksprüche.

Trag' ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen;
Denk' des Sturms bei heit'rer Zeit.

O, fliehe nicht der sanften Trauer Stunden,
Verschmähe nicht der Wehmuth ernste Lust!
Die Einsamkeit thaut Balsam auf die Wunden,
Und jedes Herz schlägt sanfter in der Brust.
Oft bricht sich durch der Schwermuth düstern Schleier
Ein heil'ger Strahl, der Hoffnung göttlich Kind;
Der Muth erwacht, die Herzen schlagen freier,
Die doch im Ahnen nur hienieden glücklich sind.

Verschiedenes.

Vor kurzer Zeit kam ein amerikanischer Kaufmann in Marseille an und stieg im Kaiser-Hotel ab. Jeden Abend hörte er in dem an sein Schlafzimmer anstoßenden Gemache laute Streitigkeiten zwischen einem jungen Manne und einer jungen Frau, aber an einem der letzten Abende war der Streit ärger als je zuvor; er hörte die junge Frau weinen und klagen und endlich sagte der junge Mann:

„Madame, Sie haben Ihren Schwur gebrochen und müssen sterben!"

„Gnade! Gottlieb! Gnade!" flehte die junge Frau.

„Keine Gnade," erwiederte Gottlieb, „ich gebe Ihnen nur noch so viel Zeit, ein letztes Gebet an Gott zu richten!"

Dabei hörte der Amerikaner deutlich, wie der Hahn einer Pistole gespannt wurde und um ein Verbrechen zu hindern, stürzt er gegen die Thüre des anstoßenden Zimmers. Dieselbe ist verschlossen, aber ein kräftiger Fußtritt wirft sie aus den Angeln und der Amerikaner faßt den „Gottlieb" an der Kehle. Die beiden Männer rauften sich — dann kam es zu einer Erklärung: Gottlieb und die untreue Frau waren Schauspieler am großen Theater zu Marseille und hatten eine Scene aus dem neuen Drama von D'Ennery eingeübt.

(Artigkeits-Streit.) Ein Engländer und ein Franzose stritten über die Frage, welches Volk am galantesten wäre. Zuletzt fuhr der Engländer zürnend auf und schrie: dem Engländer gebührt nun einmal der Preis der Artigkeit, und wenn Sie dagegen noch eine Einwendung zu machen gesonnen sind, so gebe ich Ihnen eine Ohrfeige, daß Ihre Besinnung auf einige Stunden Sie verlassen soll."

Ein alter Mann heirathete ein junges Mädchen. Beim Hochzeitsschmause sagte einer der Gäste zu seinem Nachbar: „Nachkommen wird der Eheherr wohl nicht zu hoffen haben!" — „Zu hoffen freilich nicht" — entgegnete der Angeredete — „aber zu fürchten!"

Auflösung des Logogryphs in Nro. 59:

Funke — Unke.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

— 241 —

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 61. Mittwoch, den 22. Mai **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke trat Marisalada in den Hof. Sie war nicht mehr das magere, unwirsche, nachlässig gekleidete Mädchen, wie wir sie früher gekannt haben. Ihr Haar war sorgfältig geordnet und ebenso ihre ganze Kleidung. Sie kam jeden Morgen nach dem Kloster, nicht aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit für dessen Bewohner, sondern nur, um Stein zuzuhören, seinen Unterricht zu empfangen und dann, um der eigenen Hütte zu entkommen, in der sie, allein mit ihrem alten Vater, keine Zerstreuung fand.

„Wo ist Don Federico?" sagte sie im Hereintreten.

„Er ist noch nicht von seinen Krankenbesuchen zurück," antwortete Maria, „er hat heute mehr als zwölf Kinder zu impfen. — Aber komme, setze dich, meine Saladilla, ich habe einen wahren Hunger, Dich zu sehen."

„Nein, ich gehe," sagte das Mädchen.

„Und wo willst Du hin, wo man Dich lieber hat als hier?" sagte die alte Frau.

„Was liegt mir daran, ob man mich liebt! Was habe ich hier zu thun, wenn Don Federico nicht da ist?" antwortete Marisalada.

„Wie? Du kommst also nur hierher, um Don Federico zu sehen?"

„Und warum anders? Weßwegen sollte ich kommen? Vielleicht des halbverrückten Momo wegen?"

„So liebst Du also den Doctor sehr?" fragte Maria weiter.

„Ich mag ihn leiden, und wäre er nicht, ich würde keinen Fuß in das Kloster setzen, nur um diesem Teufel von Momo nicht mehr zu begegnen, der einen Stachel in der Zunge hat, wie die Bienen ihn hinten tragen."

„Und Ramon Perez?" fragte sie boshaft, um Modesto zu beweisen, welche Hoffnung für seinen Schützling vorhanden sei.

Marisalada that einen Luftsprung: „Wenn diese Ratte von Perez (Momo hatte dem Barbierjüngling diesen Namen gegeben) in den Kessel fällt, bin ich sicher nicht die Grille, die ihn besingt und beweint. Noch viel weniger aber will ich seinen Gesang hören. Seine Stimme greift mein Nervensystem, wie Don Federico sagt, an. Ihr sollt hören, wie Ramon Perez singt." Und Marisalada nahm rasch einen am Boden liegenden Agavenzweig auf, legte ihn wie eine Guitarre in ihren Arm und ahmte nun auf die groteskeste Art und in den übertriebensten Gurgeltönen den unglücklichen Ramon nach. Sie sang:

Du armer Junge, wie fällst du ab,
Sage, was fehlt dir d-o-o-o-o-ch?
Weil ich mein Auge gerichtet hab'
Auf ein Schloß, das steht gar h-o-o-o-o-ch!

„Ja," sagte Don Modesto, Angedenkens der Serenaden unter Rosita's Fenster, „der arme Ramon hat immer seine Augen hoch hinauf gerichtet."

Modesto war nie zu überreden gewesen, daß die bewußten Ständchen nicht Rosita sollten gegolten haben. Was einmal in seinen Kopf eingedrungen war, fiel da wie in eine jener Sparbüchsen, die man nicht öffnen kann. Die Gefächer seines Verstandes waren so eng und wohlgeordnet, daß die Idee, die einmal in ihren Behälter aufgenommen war, darin eingesperrt, verstopft und verkrustet blieb für alle Ewigkeit.

„Seht Ihr," sagte das wilde Mädchen, und

fuhr mit dem Zweig so heftig aus, daß sie den nahestehenden Fra Gabriel hart genug damit traf; dieser fuhr erschrocken herum; er wollte gerade den 125sten Faden um den 125sten Salatstock winden.

„Jesus, Maria!" rief Fra Gabriel erschrocken. Doch sogleich wandte er sich wieder geduldig zu seinen Salathäuptern.

„Welche Schreckbarkeit!" sagte Marisalada lachend; „Don Modesto, nehmt mich doch in die Artillerie auf, wenn die Kanonen für Euer Castel wieder aufgepflanzt werden."

„Das ist nicht mädchenhaft, Maria; es sind plumpe Scherze, die mir nicht gefallen," sagte ernst die gute Alte. „Sage zu mir, was Du willst, aber lasse Fra Gabriel in Frieden; es ist das einzige Gut, das ihm geblieben ist."

„Ereifert Euch nur nicht, Base," erwiederte die Gaviota. „Tröstet Euch mit dem Gedanken, daß an dem Bruder nichts Gläsernes ist, außer seiner Brille. Commandant, sagt der Jungfer Rosita, daß sie ihre Schule nach der Festung verlegen soll, wenn dieselbe wieder ihre 24Pfünder aufgepflanzt hat, damit die bösen Teufelskinder, die des Nachts den Guitarren lauschen, besser aufgehoben sind. — Ich gehe, da Don Federico nicht kommt; er mag meinetwegen den ganzen Ort sammt der geheimnißvollen Rose, dem Schulmeister und dem Bürgermeister impfen."

Allein die gute Maria, die wohl etwas aufgebracht war über das unmanierliche Wesen des Mädchens, rief dieselbe, eingedenk ihres Planes, zurück und hieß sie neben sich niedersetzen.

Don Modesto, der witterte, daß die Alte jetzt ihre Batterie loslassen werde und Gefahr für die Neutralität fürchtete, die er sich vorgenommen, machte sich eiligst davon, d. h. nicht, ohne sich zu verabschieden und noch vorher ein Gemüse und einen Rettig in Empfang genommen zu haben.

„Mein Kind," sagte die alte Frau, als sie allein waren, „wie wäre es, wenn Du Stein's Frau würdest? Wärest Du nicht das glücklichste Geschöpf, als Frau Doctorin an der Seite dieses zweiten San Louis Gonzaga, der dazu so schön die Flöte spielt und so schönes Geld verdient? Du würdest einhergehen wie eine Gräfin, essen und trinken wie eine Prinzeß und vor Allem Deinen armen alten Vater unterstützen können; es ist ja ein wahrer Jammer, ihn bei Wind und Wetter nach dem Meer hinaus gehen zu sehen, damit es Dir nur an Nichts mangele. Auf diese Weise bliebe auch Don Federico unter uns als unser Schutzengel."

Marisalada hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört, obschon sie ein gleichgiltiges Gesicht heuchelte. Nach einer kleinen Pause sagte sie nachlässig: „Ich will nicht heirathen!"

„Höre doch einmal an!" rief die Matrone, „willst Du vielleicht Nonne werden?"

„Ebensowenig," versetzte die Gaviota.

„Was denn?" fragte Maria beunruhigt weiter. „So bist Du weder Fisch, noch Fleisch. Ich habe nie anders sagen hören, als daß das Weib entweder Gott oder dem Manne gehöre; sonst erfüllt sie ihre Bestimmung weder hier unten, noch da droben."

„Allein, was wollt Ihr? — Ich habe weder Lust zu heirathen, noch Lust, eine Heilige zu werden."

„Alsdann, mein Kind," antwortete die alte Frau, „ist Deine Bestimmung eine verfehlte. Mir ist Alles, was aus dem Kreis des Natürlichen heraustritt, in der Seele zuwider. Besonders steht es den Frauen schlecht an, nicht zu thun, wie die übrigen ihres Geschlechtes; und wäre ich ein Mann, würde ich eine solche fliehen, wie einen wilden Stier. Doch," fügte sie mit ihrer gewohnten Gutmüthigkeit hinzu: „Du bist ein Kind, und denkst und thust, wie Kinder. Thue, die Zeit —"

Marisalada erhob sich und ging weg. „Ja," sagte sie nachdenkend zu sich selbst, indem sie die Schürze über ihren Kopf schlug, „er liebt mich; das wußte ich lange. Doch, wie Fra Gabriel und Maria sich lieben, so lieben sich die Alten. Er möchte mich vor jedem Lüftchen bewahren, damit ich mich nicht erkälte. Wenn ich erst mit ihm verheirathet bin, wie angenehm wird er mir das Leben machen — er wird mich thun und treiben lassen, was mir behagt, wird mir auf seiner Flöte vorspielen, so oft ich ihn darum bitte, und wird mir kaufen, was ich verlange und mir Freude macht. Wenn ich seine Frau bin, kann ich ein Florkleid tragen, wie Quela, die Tochter des Nachbars Juan Perez, und eine Spitzen-Mantille, wie die Bürgermeisterin. Sie werden

vor Neid rasend werden. Doch — Don Federico, der dahinschmilzt wie Speck in der Pfanne, wenn er mich singen hört, denkt so wenig daran, sich mit mir zu verheirathen, als Don Modesto an eine Heirath mit seiner theuern Rosita. — Zum Teufel!" —

In diesem ganzen innerlichen Selbstgespräche war kein Gedanke, keine Erinnerung an ihren Vater, dessen Wohl die gute, edle Matrone bei dem beabsichtigten Ehebündniß zuerst im Auge gehabt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse des Schlosses.

Von L. Du Bois.

(Schluß.)

„Diese Spuren einer beharrlichen Arbeit waren eine wahre Offenbarung für mich", fuhr Henri fort. „Ich schloß daraus, daß der Indier seine guten Gründe zu der Annahme hatte, sich auf dem Wege zu einer Entdeckung zu befinden. Nunmehr begann ich auch zu suchen. Ich prüfte die Mauern und den Fußboden genau. Hier, auf der Stelle, wo Du stehst, und wo sich früher das Bett befand, bemerkte ich ein Fach, das mit besonderer Sorgfalt eingefugt war. Nicht die leiseste Spalte ließ sich entdecken, aber das Holz war alt. Da ich selbst etwas von der Schreinerei verstehe und Niemand in mein Vertrauen ziehen wollte, so nahm ich mir Zeit und schritt langsam vorwärts. Jenes Fach ließ ich natürlich unberührt, legte aber von der Seite eine Miene an, welche mich bald davon überzeugte, daß unter demselben eine Kiste von indischem Holze stand, welche wahrscheinlich die Schätze enthielt, nach denen der Indier gestrebt und die er mit seiner Person in die theure Heimath hatte zurückbringen wollen, aus der sie muthmaßlich gekommen waren. Weiter ging natürlich meine Neugier nicht. Jetzt bitte ich Dich, augenblicklich an Mr. Eglinton zu schreiben. Erzähle ihm Alles, um womöglich die dunkelen Nebel, von denen die Gemüther seiner Töchter umhüllt sind, durch den Beweis zu zerstreuen, daß die Erscheinungen, welche sie erschreckt haben, nur das Werk eines Schurken und Spitzbuben gewesen sind, und bemerke dabei ausdrücklich, daß ich ihm gern so bald als möglich meinen Fund in Deiner Gegenwart überantworten möchte, da der Besitz eines Schatzes, dessen Werth man nicht einmal kenne, in einem Hause, welches umgebaut werde und jedem Kommenden offen stehe, eine höchst beunruhigende Sache sei."

Wir berechneten, daß Mr. Eglinton in acht Tagen bereits eintreffen könne. Die Zwischenzeit benutzte ich, die ganze Besitzung zu durchstreifen und alle bereits gemachten Verbesserungen in Augenschein zu nehmen. Ein großer Theil der sumpfigen Ländereien war durch Abzugskanäle trocken gelegt und besäet worden. Die verkrüppelten Eichen sollten ausgerottet und durch Fichten ersetzt werden, welche in diesem unfruchtbaren Boden gedeihen und ihn nicht entkräften, sondern verbessern. Mit dem Enthusiasmus eines Grundbesitzers sah Henri schon seine Ernten reifen, die Wiesen grünen und seine Wälder zunehmen. Ebenso eifrig betrieb er die Verbesserung des Schlosses und seiner Zubehörungen in gesundheitlicher Rücksicht. Die Misthaufen und Gossen wurden aus der Nähe entfernt, „denn", sagte er, „man glaubt nicht, wie wichtig es ist, daß die Luft rein sei, die man einathmet. Man reinige und lüfte alle bewohnte und unbewohnte Zimmer und lasse die Sonne hinein bringen, und bald werden Alp, Gespenster und Krankheiten daraus verschwinden." Dieser Theorie gemäß hatte er die Tapeten erneuern, die alten Möbel durch andere ersetzen, das Täfelwerk waschen und die Wände weißen lassen, und gewiß ist, daß man bei ihm eine heilsamere Luft einathmete, und daß die Lungen sich freier hoben, als in früherer Zeit.

Am neunten Tage traf Mr. Eglinton ein. Er dankte Henri mit großer Wärme für den außerordentlichen Dienst, den Letzterer ihm durch das Ausspüren der schändlichen Schliche des verworfenen Indiers geleistet hatte. Seine Töchter waren bereits viel ruhiger geworden, und er erwartete von der Zukunft das Beste. Henri zeigte ihm die Geräthschaften, deren sich der Elende bedient hatte, die Schleife, die in die Wände gebohrten Löcher und die Fallthüre in der Decke, mittelst deren er in das Zimmer gelangt war, wo der vermuthete Schatz verborgen lag. Wir verschlossen uns alle drei darin. Henri hob vor unseren

Augen das Fach im Fußboden auf, und vor uns lag eine kleine, aber sehr schwere Kiste. Der fest verschlossene Deckel mußte gewaltsam erbrochen werden und enthüllte beim Aufspringen eine Masse kostbarer Edelsteine, die uns im eigentlichsten Sinne des Wortes blendeten. Auf denselben lag ein zusammengefaltetes Papier, welches einige Zeilen enthielt. Mr. Eglinton öffnete dasselbe und las die Schrift vor, welche also lautete:

„Ich verberge diese Kiste an einem nur mir bekannten, geheimen Orte, um dadurch der mir fortwährend drohenden Gefahr zu entgehen, von meinem getreuen Indier erdrosselt zu werden, welcher der Sekte der Thugs anzugehören verdient, wenn er ihr nicht wirklich angehört. Ich könnte mich von ihm befreien und ihn in seine Heimath zurücksenden, allein er ist in der Zubereitung des Opiums unübertrefflich. Schlaf und Vergessenheit sind die einzigen Genüsse, welche mir mein älterer Bruder gelassen hat. Sein Sohn schrieb vor längerer Zeit an mich, um meine Verzeihung und eine Zusammenkunft zu verlangen. Ich verweigerte jedoch Beides, denn es war möglich, daß — er seiner Mutter ähnlich sah! Allein ich will meinen Haß nicht mit in das Grab nehmen und widerrufe deßhalb den in einer unglücklichen Stunde über meinen Bruder und seine Nachkommen ausgesprochenen Fluch. Möge mein Neffe mit dem Schlosse auch diese Reichthümer erben und in einer weiseren Benutzung derselben das Glück finden, das mir versagt war.

James Eglinton."

Nachschrift. „Eine geometrische Zeichnung, welche ich fortwährend bei mir trage, wird den Ort des Versteckes angeben."

Keine solche Zeichnung war jedoch auf seinem Körper gefunden worden. Wahrscheinlich hatte sie der Indier entwendet und, da er ihre Bedeutung nicht zu enträthseln vermocht, vernichtet. Mr. Eglinton verlangte, daß der neue Besitzer seinen Theil an dem auf so sinnreiche Weise entdeckten Schatze habe, allein Henri weigerte sich und nahm nach langen Bitten nur einen großen Diamant an. Den Armen der Gemeinde machte der glückliche Eigenthümer des Schatzes eine bedeutende Schenkung, und auch mir überreichte er einen Edelstein als Andenken.

Verschiedenes.

Flitterwochen, sind die Tage der Selbstbeherrschung, wo die Frau Alles will, was der Mann thut, und der Mann thut, was die Frau will, wo der Frau Alles recht ist, was dem Mann billig, und dem Mann Nichts zu theuer, was der Frau recht ist, wo der Mann nicht die erste Stimme, und die Frau nicht das letzte Wort haben will, wo ein Paar noch eins ist, eins sein zu wollen, und noch keiner Entzweiung anheimfällt, mit einem Worte die Tage der lieblichen Heuchelei, des süßen Betruges, der freundlichen Lüge. Nach statistischen Ermittlungen soll die Zeit der Flitterwochen über sechs Wochen nicht hinausgehen, und stellt sich die Durchschnittszahl in England auf 5 Wochen, in Deutschland auf $4^1/_2$ Wochen, in Rußland auf drei Wochen, und in Frankreich auf 11 Tage.

Fox wurde in seiner Anwesenheit in Paris vom Grafen S., wo er zur Tafel geladen war, in ein Zimmer geführt, in dem eine Weltkarte hing. — „Wie ist es nur möglich," fragte der Graf, wie von ungefähr auf England deutend, daß dieses verhältnißmäßig so kleine Inselland die halbe Welt beherrscht?" — „O," erwiederte Fox, „dies ist eigentlich nur unser Absteigequartier, Herr Graf; die Welt ist das eigentliche England!"

Ein Gascogner rühmte einem Bürger zu Paris auf der Straße die Schärfe seines Gesichts. „So wahr ich ehrlich bin," sagte er, „ich sehe von hier dort oben auf dem Thurme eine Maus laufen." — „Ich sehe sie wohl eben nicht," gab der Bürger zur Antwort, „aber ich höre sie tappen."

Die meisten Frauen haben sehr viel Aehnlichkeit mit den Taschenuhren: sie ruhen gewöhnlich äußerlich an unserem Herzen und gehen oft innerlich falsch.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 62. Freitag, den 25. Mai **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel XII.

Nachdem Mutter Maria sich hinlänglich überzeugt hatte, daß keinerlei Hülfe von dem einflußreichen Don Modesto, den sie so gerne zum Theilhaber an ihrem Heirathsunternehmen gehabt hätte, zu erwarten sei, beschloß sie, dasselbe auf eigene Faust zu Ende zu bringen und die Einwendungen Marisalada's und Don Federico's zu besiegen, wie Samson die Philister. Nichts schreckte sie ab, weder des Mädchens Halsstarrigkeit, noch Stein's Ruhe; denn die Liebe ist ausdauernd wie eine barmherzige Schwester, und unerschrocken wie ein Held; und Liebe war die große, einzige Triebfeder alles Thuns und Denkens dieser vortrefflichen Frau. Eines Tages sagte sie daher zu Stein:

„Wißt Ihr auch, Don Federico, daß Marisalada neulich hier war und uns ganz unverhohlen und mit ihrer reizenden Naivität erklärte, daß sie nur Euretwegen komme."

„Was haltet Ihr von dieser Aufrichtigkeit?"

„Wäre dem wirklich so, so wäre es eine große Undankbarkeit, und meine Nachtigall ist derselben nicht fähig. Es war nur ein Scherz."

„Wie, Don Federico, Ihr solltet noch nicht gemerkt haben, wie lieb sie Euch hat?"

„O Mutter Maria, in der Liebe bin ich immer mehr Geber, als Empfänger gewesen."

„Das sagt Ihr mir!" rief die Matrone lebhaft.

„Nein, nein, meine liebe, gute Maria," sagte Stein, indem er die welken Hände der alten Frau ergriff und sie zärtlich drückte. — „Was das Gefühl betrifft, so stehen wir Beide uns gleich und sind quitt, aber in Proben, in Liebebeweisen bin ich weit zurückgeblieben. — Hört! sprecht, kann ich Etwas für Euch thun? fordert, was Ihr wollt, von meiner Freundschaft, meiner Dankbarkeit!"

„Das will ich, Don Federico, ich will Etwas von Euch, und es wird leicht zu erfüllen sein."

„So sagt es rasch, meine liebe Maria!"

„Ihr sollt unter uns bleiben und Euch verheirathen, Don Federico! Auf diese Art werden wir doch die beständige Angst los, daß Ihr uns eines Tages verlassen und nach Euerem Vaterlande zurückkehren möchtet, denn, wie sagt der alte Refrain? Welches ist deine Heimath? — die deines Weibes."

Stein lächelte. „Ich soll mich verheirathen? — aber mit wem, meine gute, mütterliche Freundin?"

„Mit wem?" — mit wem anders als mit Eurer Nachtigall! So werdet Ihr den ewigen Frühling im Herzen haben. Sie ist so zierlich, so lebhaft und muthwillig, so ganz durch Euch zu dem geworden, was sie ist, daß Ihr nicht mehr ohne sie leben könnt, noch sie ohne Euch. Ihr liebt Euch wie zwei Turteltauben, das sieht Jedermann."

„Ich bin zu alt für sie, Maria," antwortete Stein seufzend und zugleich lächelnd über die gute Frau, die, was ihn betraf, so gerade den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. „Ich bin zu alt für ein Kind von 16 Jahren, und mein Herz ein armer Invalide, dem ich das Leben ruhig und friedlich zu machen gedenke, und das ich nicht neuen Gefahren und Wunden aussetzen will."

„Zu alt," rief Maria, „welcher Unsinn!" Ihr seid kaum Dreißig! Das ist eine leere Ausflucht, Don Federico!"

„Was wäre wünschenswerther für mich,"

versetzte Stein, „als an der Seite eines jungen, unschuldigen Weibes das süße, heilige Glück des häuslichen Lebens zu genießen, welches das einzig wahre, befriedigende ist, weil Gott selbst es uns angewiesen und gesegnet hat. Allein, Maria, sie kann mich nicht lieben!"

„Das ist ein Grund, der Hand und Fuß hätte, wenn er überhaupt hier anwendbar wäre. Die, die Euch nicht möchte, Don Federico, die möchte ich, meiner Treu'! sehen. Das Weib, das Ihr liebt, muß ja wohl das glücklichste auf Erden sein."

„Glaubt Ihr das wirklich, meine gute Maria?"

„Die es nicht wäre, sollte lebendig gekreuzigt werden."

Als am andern Morgen Marisalada ankam, traf sie mit Momo zusammen, der, auf einem Mühlstein sitzend, sein Frühstück, Sardellen und Brod, verzehrte.

„Bist Du schon wieder da?" war der freundliche Willkomm, den er ihr bot. „Wir werden Dich eines schönen Tages zu Tisch aufgetragen bekommen! Hast Du gar Nichts zu Hause zu thun, Gaviota?"

„Ich lasse Alles im Stiche, um Dein holdes Angesicht zu sehen, das mich verhext hat, und diese Ohren, um die Schwalbe Dich beneidet. Höre, weißt Du auch, warum Du und Deinesgleichen so große Ohren habt? — Als Adam sich mit dem vielen Vieh im Paradiese zusammen befand, gab er jedem Thier seinen Namen und Deiner Species gab er den Namen Esel. Eines Tages, als er gerade Langeweile hatte, rief er sie alle zusammen und fragte jedes nach seinem Namen. Alle antworteten, nur Dein Ahnherr nicht; er wußte nicht einmal mehr, wie er hieß. Darüber wurde Vater Adam so wüthend, daß er den Dummkopf bei den Ohren nahm und ihn daran vom Boden in die Höhe zog, indem er ihm zuschrie: E-e-e-e-sel heißt Du!!" Und gesagt — gethan; Marisalada faßte den unglücklichen Momo an den Ohren und zog daran, daß sie ihm dieselben beinahe ausriß.

Es war ein Glück für das Mädchen, daß beim ersten Schrei, den Momo ausstieß, auch das Brod und die Sardelle, womit sein Mund angefüllt war, ihm in die Kehle fuhren und ihm einen so heftigen Husten verursachten, daß sie, leichtfüßig wie eine rechte Gaviota, seinen Krallen entfliehen konnte.

„Guten Morgen, meine Nachtigall," sagte Stein, der sie gehört hatte und in den Hof heruntergekommen war.

„Eine schöne Nachtigall, hi, hi, hi, hi," grunzte Momo, „sie ist die eckelhafteste Grille, die je im Sommer gezirpt hat, hi, hi, hi, hi!"

„Komme, Maria," fuhr Stein fort, „wir wollen schreiben, und Du sollst die Verse lesen, die ich gestern übersetzte. Willst Du nicht?"

„Ich erinnere mich nicht," antwortete Maria, „waren es die von dem Lande, wo die Citronen blüh'n? die passen nicht hierher, wo sie ausgetrocknet sind, weil Fra Gabriel's Thränen nicht zu ihrer Bewässerung hinreichten. Laßt die Verse, Don Federico, und spielt mir das Ständchen von Schubert; es gefällt mir besser; ich will es singen."

„Welche Ausdrücke diese Gaviota erlernt hat!" knurrte Momo, „und wie sie ihr anstehen, wie dem Schwein ein Perlenband."

„Während Du liesest, werde ich Dir das Ständchen spielen," sagte Stein, der sie schon öfter mit dieser Belohnung zum Lernen bewogen hatte. Maria nahm übellaunig das Buch und las fließend, jedoch ohne Ausdruck, das schöne Gedicht von Salis: Die Einsiedelei; dessen erster Vers lautet:

Es rieselt klar und wehend
Ein Quell im Eichenwald,
Da wähl' ich, einsam gehend,
Mir meinen Aufenthalt.
Mir dienet zur Kapelle
Ein Gröttchen, duftig frisch;
Zu meiner Klausnerzelle
Verschlungenes Gebüsch.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang nach Geinsheim.

„Der Mann muß hinaus
„In's feindliche Leben."

Es war am letzten Charsamstage, als ich mit meinem Erstgebornen von meiner alten Heimath Haßloch aus einen Gang nach dem nahgelegenen Geinsheim machte, um der seit einigen Jahren uns befreundeten Familie M. Kästel einen Besuch abzustatten. Hätten wir nicht gewußt, welcher Tag heute ist, die herumziehenden „Eierbuben" würden uns durch ihr

monotones und doch vielstimmiges Geleier erinnert haben, daß wir morgen das heilige Osterfest feiern. Nach kurzer Unterhaltung mit besagter Familie sagte die freundliche Hausfrau: „Aber, meinen Sie, was hat unser Ostindier dieser Tage so hübsche Sachen geschickt. Da müssen Sie 'mal hingehen und Alles bei seinem Vater ansehen."

Wir ließen uns das nicht zwei Mal sagen, und da das kleine Töchterchen sich erbot, uns die Wohnung zu zeigen, so gingen wir gleich in des „Ostindiers" Haus. Am äußersten Ende des Dorfes, wo die Straße links nach Speyer umbiegt, traten wir rechts in das Eckhaus, vor dem eben ein zierliches Gärtchen angelegt wurde. Ein altes treuherziges Männchen empfing uns freundlich, und als wir ihm den Zweck unsers Hierseins sagten, führte er uns sogleich aus dem Wohnzimmer, in dem ohnehin die Hausfrau mit Backen, und der Tüncher mit Anstreichen beschäftigt waren, nach dem linken Eckzimmerchen.

Beim Oeffnen der Thüre glaubten wir in ein kleines Museum einzutreten. An der Wand bemerkten wir zwei starke Hirschgeweihe, neben denselben noch zwei von äußerst seltner Form, aufwärts und abwärts spiralförmig gewunden; ferner waren da zwei gewaltige Büffelhörner, von denen jedes ca. 1m,20 lang war, dann zwei über 1m,0 lange Sägen des Sägefisches, bekanntlich das furchtloseste aller Raubfische und der gefährlichste Feind des Wall; es waren da 10 bis 12 verschiedene Cocosnüsse, 2 Straußeneier, ein indianischer Schirm von Leder gegen den Sonnenstich, 8 höchst künstlich gearbeitete Fächer, 8 lackirte Gefäße, ob von Blech oder Kautschuck, konnten wir nicht unterscheiden; ferner bemerkten wir mehrere sehr sehenswerthe aus Baumbast geflochtene Körbchen, den Flügel eines wilden indischen Pfauhahnes, sowie eine hübsche Anzahl aschgrauer und schwarzer Straußfedern.

„Dies Alles, was Sie da sehen," sagte der Hausherr, „hat mir jüngst mein Sohn aus Calcutta in Ostindien geschickt.*) Es war in einem Kasten aus Cedernholz, der im Innern mit Blech ausgelegt war. Noch viel mehr muß dabei gewesen sein, denn beim Oeffnen fand sich ein auffallend leerer Raum darin und zudem war das wirkliche Gewicht dieser Gegenstände mit dem Kasten weit geringer, als das in einem Brief an mich angegebene."

„Wie ist denn Ihr Sohn nach Ostindien gekommen?" fragte ich.

„Das will ich Ihnen sagen: Im Jahre 1848 ging mein Sohn als Barbiergehülfe zu einem Anverwandten nach Bremen. Weil aber dort viel Englisch gesprochen wurde, war er seines Geschäftes wegen genöthigt, in dieser Sprache sich Unterricht geben zu lassen, und er scheint auch gute Fortschritte gemacht zu haben. Einige Jahre darauf machte eine englische Handelsgesellschaft in Bremen bekannt, daß sie einen Buchhalter für ihr Geschäft in Ostindien angagire. Unter mehreren jungen Leuten, welche sich meldeten, fiel die Wahl auf meinen Sohn. Fast augenblicklich wurde er nach Calcutta eingeschifft, erst zur See konnte er diese für uns damals so niederschlagende Nachricht hierher mittheilen. Nach einer viermonatlichen Seefahrt kam er glücklich in Calcutta an, wurde dort von den Herren sehr freundlich empfangen und großartig bewirthet. Die Gesellschaft besteht aus acht Theilhabern, alle sind reiche Engländer und ihr gemeinschaftliches Besitzthum in Ostindien ist ungeheuer groß. Viele Hundert Arbeiter sind fortwährend mit dem Anbau aller möglichen Colonialwaaren: Reis, Zucker, Kaffee, Citronen, Pomeranzen, Baumwolle, Farbkräutern, Indigo ꝛc.. beschäftigt. Hier wurde er nun Verwalter

*) Calcutta liegt am westlichen Arme des Ganges in einer mit Landsitzen bedeckten Ebene. Sie ist die Residenz des britischen General-Gouverneurs, der mit den ausgedehntesten Vollmachten alle Besitzungen der Engländer in Ostindien verwaltet, so daß ihm die übrigen vier Präsidentschaften (Agra, Madras, Bombay und Pendschab) untergeordnet sind. Der botanische Garten daselbst ist wohl der reichste auf Erden. Die Zahl ihrer Einwohner mag auf ½ Million und mit den 9 Vorstädten vielleicht doppelt so viel sich belaufen, von denen die Europäer etwa den 20sten Theil aus machen. Die Stadt hat eine Menge schöner Privatgebäude, 167 Götzentempel der Hindu's, 74 Moscheen, ein chinesisches Gotteshaus, gegen 30 Kirchen der verschiedenen christlichen Confessionen; eine Universität, eine Sternwarte, viele Lehranstalten, Armen- und Krankenhäuser, Theater, zahlreiche Fabriken, eine Münze, eine Bank, großartige Schiffswerften. Die Stadt bildet den Mittelpunkt des ganzen ostindischen Verkehrs mit England; für Indigo ist dort der Hauptmarkt der Erde. Sie theilt sich in die weiße oder Stadt der Europäer und in die schwarze oder Stadt der Hindu's.

Er erhielt von der Gesellschaft ein prachtvolles arabisches Pferd, auf dem er täglich bei den Arbeitern die Runde machen und die einzelnen Plantagen inspiciren mußte.

„Indessen konnte er das Reiten nicht vertragen und auf seinen Wunsch wurde er auf dem Comptoire verwendet."

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Thürtreiber, d. s. Vorrichtungen, durch welche geöffnete Thüren wieder zum Schlusse zurückgetrieben werden, sind von mannichfaltiger Anordnung bekannt und benützt. Manche derartige Einrichtungen haben aber den Fehler, daß sie bald erlahmen und den Dienst versagen, während einige andere unschön oder platzraubend sind. Recht zweckmäßig scheint uns die neue Construction des Patentthürtreibers von A. Wilke in Braunschweig, welche sich in der „D. Industrie-Ztg." Nr. 17 beschrieben und dargestellt findet. Als treibende Kraft ist die Elasticität eines stählernen vierkantigen Stabes benützt. Derselbe ist in einem am Fußboden befestigten Kloben fest eingesteckt, und an seinem oberen Ende befindet sich ein Sperrrädchen, welches zwischen zwei Lappen eines an der Thür befestigten Klobens drehbar ist, aber für gewöhnlich durch eine Feder festgehalten wird. Durch angemessene Drehung dieses Rädchens gibt man dem Stahlstabe eine gewisse Verdrehung und demgemäß eine solche Spannung, welche (abgesehen von der Verschlußvorrichtung) das Zuhalten der Thür bewirkt. Beim Oeffnen der Thür wird der elastische Stab noch stärker verdreht, und die daraus hervorgehende stärkere Spannung treibt die Thür zurück. Vermittelst des Sperrrädchens kann der Stahlstab auch zeitweilig nachgespannt werden, wenn seine Elasticität nachgelassen hat.

Denksprüche.

Nichts ist äuß're Größe!
Wohl Dem, der dann, wenn diese falsche scheidet,
An seiner Brust die wahre Größe findet,
Die jedem Schicksal, die dem Tode trotzt!

Weißt du, was die Liebe ist?
Ach, ein Kind mit leisen Schwingen;
Schwärmend bald, und bald voll Scherz,
Müht es sich, in jedes Herz
Los und lustig einzudringen,
Zagend jetzt, und jetzt voll Muth,
Laulich jetzt, und jetzt voll Gluth;
Kennst du es? Das ist die Liebe.

Verschiedenes.

(**Lebendig begraben.**) In Paris kam neulich in der Senatssitzung eine Petition zur Verhandlung, in welcher darum eingekommen wird, daß man die Todten nicht sofort begrabe, sie in Todtenhäusern ausstelle und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreife, damit kein Lebendiger begraben würde. Die Commission hat sich für die Tagesordnung ausgesprochen, der Senat bestimmte aber, daß die Petition an die Regierung übergeben werde. Großen Antheil an diesem Beschlusse hatte eine Rede des Cardinals Donnet, der u. a. selber auch den Fall anführte, wo er beinahe selbst lebendigen Leibes begraben worden wäre. „Ich werde" — so erzählt derselbe — „mit Ihrer Erlaubniß noch eine letzte Thatsache anführen. Im Jahre 1826 stand an einem sehr heißen Tage und in vollgepfropfter Kirche ein junger Priester auf der Kanzel. Plötzlich wurde er von einem Schwindel erfaßt, das Wort stockte auf seinen Lippen, er sank nieder; man trug ihn hinaus und einige Stunden später erklangen die Sterbeglocken. Er sah nichts mehr, aber hörte noch, und was er vernahm, war gerade nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Der Arzt erklärte ihn für todt und unterzeichnete die Bewilligung zur Beerdigung. Der Bischof der Kathedrale, in welcher der junge Priester gepredigt hatte, kam herbei und recitirte das „De profundis;" man nahm das Maß für den Sarg; die Nacht sank nieder, und Jedermann begreift die Angst eines in einer solchen Lage befindlichen Wesens. Mitten im Gewirre der um ihn summenden Stimmen schlägt der Klang der Sprache eines seiner Jugendfreunde an sein Ohr. Die Wirkung ist wunderbar und ruft eine übermenschliche Anstrengung hervor. Der junge Prediger von damals stand den andern Tag wieder auf der Kanzel, und heute, meine Herren, steht er vor Ihnen."

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 63. Sonntag, den 27. Mai **1866.**

Das Lied vom Hemd.

(Von Thomas Hood.*)

Die Hände zerstochen und matt,
  Die Lider geröthet und schwer,
So sitzt zerlumpt ein armes Weib,
  Die Nadel fliegt hin und her:
  Stich, stich, stich!
Gegen Hunger und Gram gestemmt,
  Singt sie und übertönt ihr Leid
Mit ihrem „Lied vom Hemd."

„Stich, stich, stich!
Wenn der Hahnenschrei ruft, wach!
  Und stich, stich, stich!
Bis die Sterne blinken durch's Dach!
Ist dies einer Christin Werk,
  Oder nach Türkenart,
Wo das Weib sich selbst nicht zu eigen hat,
  Der Sclavin aufgespart?

Stich, stich, stich!
Bis die Stirn zu schwindeln beginnt!
  Stich, stich, stich!
Bis blöde die Augen sind!
Saum und Zwickel und Band,
  Band und Zwickel und Saum,
  Bis über den Knöpfen ich schlumm're ein
Und nähe sie fest im Traum!

„O Männer mit Schwestern lieb,
  Mit Mutter und Gattin gut,
Ihr meint, ihr nutzet Linnen ab?
  Nein, es ist Lebensgluth!
  Stich, stich, stich!
  In Schmutz und Hunger und Leid
Näh' ich zugleich mit doppelter Naht
  Ein Hemd und ein Sterbekleid.

„Doch, warum sprech' ich vom Tod?
  Wohl schaut er bleich und stier,
Doch fürcht' ich kaum sein Angesicht:
  Es ist so ähnlich mir.
  Es ist so ähnlich mir,
  Weil Hunger aushöhlen thut!
O Gott, daß Brod so theuer ist,
So wohlfeil Fleisch und Blut!

„Stich, stich stich!
  Niemals die Hand im Schooß!
Und was ist mein Lohn? Eine Rinde Brod,
  Strohbett und — Lumpen blos.
Ein nackter Boden, schlechtes Dach,
  Ein Tisch, die morsche Bank —
Du kahle Wand zeigst freundlich mir
  Mein Schattenbild, hab' Dank!

„Stich, stich, stich!
Es schleicht das Stundenrad;
  Stich, stich, stich!
So büßt der Sträfling die That!
  Band und Zwickel und Saum,
  Saum und Zwickel und Band,
Bis das Herz erkrankt und das Hirn erstarrt
  Gleich der matten, zerstochenen Hand.

„Stich, stich, stich
Im düstern Decemberlicht!
  Und stich, stich, stich!
Wenn der Maitag hell anbricht
Und unter der Rinne lugt
  Die brütende Schwalbe empor;
Sie läßt mich den sonnigen Rücken seh'n,
  Als würf' sie den Lenz mir vor.

„O könnt' ich athmen dann
Der Himmelsschlüss'lein Duft,

---

*) Dieses Lied hatte den Dichter so berühmt gemacht, daß seinem Wunsche gemäß nur die Worte: „Er sang das Lied vom Hemd" auf seinen Grabstein gesetzt worden sind.

Zu Füßen das holde Grün
Und oben blaue Luft,
Eine kurze Stunde nur
So fühlen, wie ich empfand,
Eh' ich den harten Kampf um Brod,
Das Weh der Noth gekannt!

„Eine kurze Stunde nur
Wünscht' ich mir Ruhezeit!
Nicht glückliche Rast zur Hoffnung und Lieb',
Nur Muße zur Traurigkeit!
Wohl wird das Herz beim Weinen leicht,
Doch auch der Thränen Lauf
Muß stocken; denn jedes Tröpflein hält
Mir Nadel und Faden auf!"

Die Hände zerstochen und matt,
Die Lider geröthet und schwer,
So sitzt zerlumpt ein armes Weib,
Die Nadel fliegt hin und her:
Stich, stich, stich!
Gegen Hunger und Gram gestemmt,
Singt sie und übertönt den Schmerz.
Dringt es an keines Reichen Herz
Des Weibes „Lied vom Hemd?"

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„Maria" sagte Stein, als das Mädchen aufgehört hatte, zu lesen, „Du, die Du die Welt nicht kennst, kannst die tiefe Wahrheit und Philosophie in diesen Versen unmöglich recht erfassen. Erinnerst Du Dich, daß ich Dir die Bedeutung des Wortes Philosophie erklärte?"

„Ja, Herr, es ist die Kunst, glücklich zu sein. Allein dafür gibt es doch keine Regeln. Jeder ist auf seine eigne Art glücklich. Don Modesto wäre es, wenn in seiner zerfallenen Veste die Kanonen aufgepflanzt würden; Fra Gabriel, wenn der Prior und die Glocken nach dem Kloster zurückkehrten; Großmutter Maria ist glücklich, wenn Ihr hier bleibt; mein Vater, wenn er ein volles Netz heraufzieht; und Momo, wenn er alles mögliche Unheil angerichtet hat."

Stein mußte herzlich lachen und indem er zärtlich die Hand auf Maria's Schulter legte, fragte er: „Und Du? In was besteht Dein Glück?" Maria schwankte einen Augenblick, was sie antworten sollte, dann schlug sie ihre großen Augen zu Stein auf, senkte sie wieder, blickte verstohlen nach Momo, lachte in sich hinein, als sie sah, daß seine Ohren roth wie Krebse waren, dann sagte sie: „Und Ihr, Don Federico, was würde Euch glücklich machen? Euer Vaterland wiederzusehen?"

„Nein, Maria!"

„Was denn?" fuhr das Mädchen fort.

„Ich werde es Dir sagen, meine Nachtigall, wenn Du zuvor meine Frage beantwortet hast."

„Mein Glück besteht darin, Euch immer spielen zu hören," sagte Maria aufrichtig.

In diesem Augenblick kam Maria aus der Küche herunter, in der vortrefflichen Absicht, den Spahn in Brand zu setzen, und es ging ihr, wie so Vielen, die aus übertriebenem Eifer das, was sie zu befördern wünschen, geradezu verhindern.

„Seht Ihr nicht, Don Federico, welch' hübsches Mädchen Marisalada geworden ist und wie stark?"

Momo, der dies hörte, murmelte, indem er eine Sardelle guillotinirte: „Gerade wie die Angel ihres Vaters. Mit Armen und Beinen, so anmuthig wie eine Tabacksrolle, so steif, so plump, daß sie eine prächtige Querstange vor meiner Thüre abgäbe. Hui!!"

„Laß mich in Ruhe, Du Scheusal, Du Krautkopf ohne Strunk," sagte Maria halblaut.

„Ja! Ja!" erwiederte Stein der guten Alten, „sie ist schön, ihre Augen sind der Typus der berühmten Araberaugen."

„Zwei Igel sind es, und jeder Blick ein Stich," grunzte Momo.

„Und dieser Mund, der wie ein Seraphim singt," fuhr Maria fort, indem sie des Mädchens Gesicht zwischen ihre beiden Hände nahm.

„Ja, seht nur!" fuhr Momo dazwischen, „dieser Mund wie eine Pfütze, die Kröten und Schlangen ausspeit."

„Du Pilz, Du Schwamm," schrie jetzt Maria in einer Wuth, die sie nicht länger bemeistern konnte, „Dein Maul ist nur deßwegen nicht von einem Ohr zum andern gelangt, weil Deine Fratze so breit ist, daß es auf halbem Wege ermüdete."

Als Antwort hierauf sang Momo in drei verschiedenen Tonarten: „Gaviota! Gaviota! Gaviota!"

„Maulthier! Maulthier! Maulthier! Stumpfnäsiges Kameel!“ sang Maria mit ihrer wundervollen Stimme.

„Ist es möglich, Mariquita,“ sagte Stein, „daß Du Acht auf das habest, was Momo nur spricht, um Dich zu necken? Es sind plumpe Scherze, aber ganz ohne Bosheit.“

„Ihr nehmet immer Parthei für ihn, Don Federico,“ sagte Maria. „Damit Ihr es aber nur wißt, ich mag diesem Holzblock nicht länger zuhören; diesem rauhhaarigen Besen, diesem ungeschliffnen Stein, diesem Momo, der härter ist als ungegerbtes Leder. Ich gehe.“ Damit eilte Gaviota davon und Stein folgte ihr.

„Du bist ein Schamloser,“ sagte die Großmutter zu ihrem Enkel; „in Deinem Herzen ist mehr Galle, als gutes Blut in Deinen Adern. Die Frauen muß man achten und schonen, Du Gänserich! Im ganzen Ort gibt es kein zweites heimtückisches, liebloses Geschöpf, wie Du.“

„Wie Ihr für diese Landstreicherin eingenommen seid,“ erwiederte Momo, „sie hat mir die Ohren schön zugerichtet: seht nur! Der Teufel selbst muß diesem giftigen Polyp eine Zauberruthe gebunden haben, mit der sie Euch und Don Federico ganz und gar verhext hat. Eine Gaviota, die liest und schreibt! Hat man schon so Etwas gesehen? Thut denn diese lange, dürre Distel den ganzen Tag über etwas Anderes als dudeln und krähen? Bekümmert sie sich je um ihres Vaters Mittagsmahl? Bekümmert sie sich um ihre Kleidung? Alles besorgt Ihr, und doch wißt Ihr, Don Federico und der alte Fischer nicht hoch genug hinaus mit ihr. Es hilft nichts. Der heilige Vater wird sie noch heilig sprechen müssen. — Aber — sie wird es Euch lohnen! sie wird es Euch lohnen! Der Basilisk wird ausschlüpfen und dies bald!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang nach Geinsheim.

(Schluß.)

„In der Folge sind von den acht Associés einzelne Herren zurück getreten, auch einige sind gestorben,“ sagte der Hausherr weiter. „So kam es nun, daß mein Sohn auf seinen und der Uebrigen Wunsch selbst als Theilhaber in's Geschäft eintrat und in demselben jetzt der Hauptlenker und Leiter geworden ist. Die Herren besitzen zusammen ein außerordentliches Vermögen, sie haben eine große Anzahl Schiffe, die alle Meere der Erde befahren und in die wichtigsten Handelsplätze der alten und neuen Welt ihre Waaren versenden. Es gibt wenig Großhändler auf der Erde, denen der Name meines Sohnes Imanuel Henrich unbekannt ist. Selbst auf Kaffeesäcken, Indigokisten, Oelfässern &c. ist er häufig bei den Kaufleuten zu lesen.“

„Schreibt Ihnen Ihr Sohn auch manchmal?“ fragte ich weiter.

„O ja,“ versetzte schmunzelnd der Vater; „und nicht allein, daß er blos schreibt, er vergißt uns auch sonst nicht (den Daumen auf dem Zeigefinger reibend) und schickt uns oft reichliche Unterstützung. Vor kurzer Zeit haben wir wieder einen dicken Wechsel von ihm erhalten. Es sind bald zwei Jahre,“ fuhr er fort, „als er in einem seiner Briefe uns die freudige Nachricht mittheilte, daß er nach Europa kommen und bei dieser Gelegenheit uns besuchen werde. Wirklich kam an einem schönen Sonntag Abend gegen sechs Uhr eine prachtvolle zweispännige Kutsche von Speyer bei mir angefahren und — mein Sohn stieg aus. Aber mein Herz und Seel' kannte ihn nicht, ich hielt ihn für einen unbekannten vornehmen Herrn. Erst als er sich uns zu erkennen gab, staunten wir ihn an mit Thränen freudigen Wiedersehens. Da hatten wir eine Freude, die können Sie sich, mein Herr, gar nicht denken, die muß man mit erleben, beschreiben läßt sie sich nicht. Ich meinte, ich wäre der Erzvater Jacob, als er seinen geliebten Sohn Joseph in Aegypten wieder sah. Denken Sie sich, mit ein paar Rasirmessern und seinem Streichriemen ging er, dürftig mit dem Nöthigsten versehen, in die Welt hinaus und kommt nach 16 Jahren in einer nobeln Chaise wieder an. Im Nu war es in ganz Geinsheim bekannt, daß mein Michael (dies ist sein Taufname, den er aber in Ostindien mit Imanuel vertauscht hat) wieder angekommen sei, und das ganze Dorf strömte pfeilschnell zusammen, um ihn zu sehen, und haben dabei mein Gärtchen da vor dem Hause so zusammengetreten, daß es der Tenne einer Scheune glich.

„Seine Muttersprache hatte er aber fast

ganz verloren gehabt, oft konnte er sich gar nicht ausdrücken, weil er die deutschen Wörter vergessen hatte. In den elf Jahren von 1853—1864, in denen er beständig in Ostindien war, hat er ausschließlich englisch und die verschiedenen indischen Sprachen und Dialecte gesprochen. Obgleich wir bei seiner Ankunft hohen Sommer hatten, so mußten wir ihm doch täglich das Zimmer heizen und außerdem zog er Anfangs noch seinen Mantel an oder er warf ein Tigerfell um sich; so sehr war er an das heiße Clima Ostindiens gewöhnt."

„Und warum blieb denn Ihr Sohn nicht da bei Ihnen?" entgegnete ich.

„Das will ich Ihnen kurz sagen," fuhr er weiter. „Seine Associés drängten ihn so sehr, weil er eben die Hauptperson im Geschäfte und dieses so außerordentlich groß ist; es kamen Briefe auf Briefe, bis er endlich nach einigen Monaten sich zur Wiederabreise entschloß. Er reiste über Paris nach London, wo mehrere Geschäftstheilhaber wohnen, und von da über den Suezkanal wieder nach Calcutta zurück. Von dort aus hat er uns vor einigen Wochen diese Sachen geschickt, die Sie da sehen."

Nachdem der Vater uns so die merkwürdige Geschichte seines Sohnes erzählt hatte, dankten wir ihm herzlich für die freundliche Mittheilung und schieden nach kurzem Händedruck von ihm. Beim Weggehen gab er uns eine der ostindischen Cocosnüsse mit zum Andenken unsers Besuches. Wir kehrten zu obengenannter Familie zurück, verabschiedeten uns bei einem Glase 65er und begaben uns auf den Heimweg. Der alte Herr Kästel gab uns sodann das Geleit bis vor das Dorf. Als wir am Friedhof vorübergingen, sagte Herr K.: „Wollen Sie nicht noch das Grabmal des Generals hier ansehen?"

„Ist hier ein General beerdigt?" entgegnete ich.

„Ja wohl," erwiederte er rasch, „da auf unserm Kirchhofe."

Mehrere an der Kirchhofmauer aufgeschichtete Baumstämme, welche einer vis-à-vis liegenden Zündhölzerfabrik gehören, erleichterten uns das Ueberspringen der Mauer und in einigen Augenblicken standen wir vor einem Grabdenkmal, das die Inschrift trägt: Michael Geither, franz. Brigade-General, geb. 1769, † 1834. Ein anderes Denkmal in diesem Asyle des Friedens und der Ruhe hat die Aufschrift: Martin Geither, Hauptmann der Gensd'armerie, † 1849, 82 Jahre alt.

Auf näheres Befragen erzählte unser gefälliger Begleiter:

„Die beiden Geither hier, Michael und Martin, waren Brüder und in dem nahen Maikammer geboren. Beide widmeten sich dem Militärstande und traten in Landau, das bekanntlich 1680 an Frankreich kam, in das französische Heer ein, und haben es eben in demselben so weit gebracht, daß der Eine General und der Andere Hauptmann der Gensd'armerie wurde. Michael Geither hat unter den verschiedenen Feldzügen auch den Kriegszug unter Napoleon nach Aegypten und Syrien mitgemacht. In demselben wurde ihm die rechte Hand durch eine Kanonenkugel mit fortgerissen; wie Sie sehen, ist darum die Hand auf dem Grabstein ausgehauen. Nach den französischen Kriegen erhielten beide Brüder von der franz. Regierung hohe Pensionen, kauften sich hier ein großes Gut an und lebten abwechselnd auf demselben hier und in Straßburg. Als der General Michael G. gestorben war, vermählte sich dessen Wittwe mit dem jetzigen Grafen d'Heillemaire, welcher ebenfalls theils hier auf dem Gute und theils zu Straßburg lebt." —

Nach diesen Gesprächen sahen wir uns nochmals das ländliche Geinsheim mit seinem schlanken Kirchthurme an und dachten an seinen reichen Parvenü in Calcutta, sowie an den General und den Hauptmann Geither neben ihren Grabdenkmälern im kühlen Schoos der Erde, drückten unserm guten Manne herzlich die Hand und schlugen uns seitwärts nach Haßloch. Nach einigen Schritten Weges begegneten wir noch einmal dem Vater des „Ostindiers," wünschten ihm ein freundliches Adieu und eine Stunde später waren wir wieder im Kreise der Unsrigen.

Wunderbar verflechten sind die Fäden der Menschenschicksale. Wohl dem, der seine Laufbahn durch's bunte Erdenleben glücklich vollendet und reuelos im Hafen der Friedhofsruhe landet.

Lambrecht, im Mai 1866.

Häge.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 64. Mittwoch, den 30. Mai 1866.

La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Stein hatte Maria etwas beruhigt und sagte jetzt: „Zu was nützt es, daß ich Deinen Verstand zu erleuchten suchte, wenn Du Dir nicht einmal so viel Selbstbeherrschung angeeignet hast, nicht so viel geistige Ueberlegenheit zeigst, um Dich über kleinliche, unwichtige Dinge wegzusetzen!"

„Hört, Don Federico," antwortete Maria, „ich glaubte, daß Superiorität uns über Andere erhöbe, uns Andern höher erscheinen lasse und nicht geringer."

„Gott stehe mir bei! Maria, ist es möglich, daß Du dies Wort so mißdeuten konntest? Die Ueberlegenheit lehrt uns gerade, uns nicht hochmüthig über Andere zu erheben und uns gegen Ungerechtigkeiten nicht aufzulehnen. Doch das sind Gedanken eines Kindes, wie Du es auch noch bist, und aus Deinem heißen südlichen Blute entsprungen," sagte er lächelnd. „Wenn Du erst einmal graue Haare hast wie ich, wirst Du gelernt haben, wie wenig Werth man auf dergleichen Dinge zu legen hat. Hast Du bemerkt, daß ich schon graue Haare habe, Maria?"

„Ja," antwortete diese.

„Und doch — ich bin noch jung! Leiden und Sorgen bleichen früh das Haar. Mein Herz ist jung geblieben, Maria, und würde Dir Frühlingsblumen bieten, wenn es nicht fürchtete, daß die traurigen Zeichen des Winters, die meine Stirne trägt, Dich abschreckten."

„Das ist wahr," antwortete Maria, ihrem natürlichen Impuls gehorchend. „Ein Geliebter mit grauen Haaren ist nicht sehr erfreulich."

„Ach! das dacht' ich mir wohl," erwiederte Stein voll Traurigkeit, „mein Herz ist treu, und die alte, gute Maria täuschte sich, indem sie mir die Möglichkeit der irdischen Glückseligkeit vor Augen stellte und in meinem Herzen Hoffnungen wach rief, Blüthen gleich, die ohne Wurzel vom Hauch der Lüfte geboren werden."

Maria sah, daß sie mit ihrem schroffen Wesen Stein's zartfühlende Seele verletzt und zurückgeschreckt habe, und sagte jetzt rasch: „Wenn ein Geliebter mit grauen Haaren auch nicht gerade angenehm ist, so ist gegen einen Gatten mit grauen Haaren Nichts einzuwenden."

Stein war auf's Höchste überrascht über diese plötzliche Wendung und noch mehr über die Bestimmtheit und Kaltblütigkeit, mit der diese Worte gesprochen wurden. Er lächelte erröthend und sagte: „Du würdest mich also zum Manne annehmen, liebliches Naturkind?"

„Warum nicht?" antwortete Gaviota.

„Maria," sagte Stein bewegt, „das Weib, das einen Mann sich zum Gatten erwählt, ihm sich für's ganze Leben vereint, gewährt ihm mehr, als die, die ihn ihren Geliebten nennt."

Sie waren in der Ebene angekommen und Stein hieß Maria neben sich auf einen Felsen niedersetzen. Sie schwiegen lange Zeit. Stein war tief bewegt, Maria verlegen. — Sie hatte ein Stäbchen vom Boden aufgehoben und zeichnete Figuren damit in den Sand. „Wie doch die Natur zum Menschenherzen spricht," sagte endlich Stein. „Welche tiefe Sympathie vereint alles von Gott Erschaffene! Ein reines Leben ist wie ein heiterer Tag; ein Leben, das in ungezügelten Leidenschaften dahinbraust, wie einer voll Stürme und Un-

wetter. Sieh' diese Wolken, die langsam heranziehen und düster sich zwischen die Sonne und die Erde lagern! Sie gleichen der Pflicht, die sich zwischen das Herz und eine schuldige Liebe legt und ersteres mit ihrem kalten, aber reinen und klaren Athem anhaucht. Glücklich der Boden, auf dem sie sich nicht entladen. Unser Glück wird ungetrübt sein, wie ein Maihimmel, denn Du wirst mich immer lieben — nicht wahr, Maria?"

Maria, in deren kaltem, trocknem Herzen nichts von der Poesie und den Gefühlen Stein's lebte, antwortete nicht; sie schrieb mit dem Stab, mit dem sie zerstreut spielte, in den Sand: Immer!

Stein, der dies für mädchenhafte Schüchternheit nahm, fuhr bewegt fort: „Sieh' das Meer! Hörst Du, wie seine Wogen zauberhaft und schrecklich zugleich murmeln? Sie scheinen ernste Geheimnisse in einer unbekannten Sprache zu enthüllen. Die Wellen, Maria, sind jene verführerischen schrecklichen Sirenen, zu denen die blühende Phantasie der alten Griechen sie schuf: reizende Wesen ohne Herz, die die Menschen mit süßen Stimmen zu sich heranlocken, um sie zu verderben. — Du, Maria, verführst nicht mit Deiner Wunderstimme, um nachher mit Undank zu lohnen. Nein, Du bist eine Sirene im Bezaubern, aber nicht im Verrathen. Nicht wahr, Maria, Du wirst nie undankbar sein!"

Nie! schrieb Maria in den Sand und die Wellen spülten die Worte weg. — So die Tage, die Wellen der Zeit. — Sie spülen aus dem Herzen, wie jene aus dem Sande hinweg, was für immer da eingegraben schien.

„Warum antwortet mir Deine liebe Stimme nicht?" fragte Stein.

„Was wollt Ihr, Don Federico? Es bleibt mir in der Kehle stecken, wenn ich Jemand sagen soll, daß ich ihn liebe. Ich bin trocken und einsilbig, wie Mutter Maria sagt, die mich nichtsdestoweniger gern hat; Jeder ist, wie Gott ihn erschaffen hat. Ich bin wie mein Vater; ich mache wenig Worte."

„O, wenn Du wie Dein Vater bist, so wünsche ich nichts mehr; denn der gute Pedro, nun bald mein Vater, hat ein so liebendes Herz, als je eines in einer Menschenbrust schlug. Herzen, wie das seine, haben nur Engel und Auserwählte."

„Mein Vater ein Auserwählter!" sagte Maria und konnte kaum ein spöttisches Lächeln unterdrücken. „Geht doch nur!"

„Komm', Maria," sagte Stein, sich ihr nähernd, „wir wollen Gott unsere reine, heilige Liebe darbringen; wir wollen ihm versprechen, in ihr mit treuer Erfüllung aller Pflichten, die sie auferlegt, vor ihm zu wandeln bis an unser Ende; laß mich Dich umarmen als mein Weib, meine Gefährtin!"

„Nein, nein," sagte Maria, indem sie rasch zur Seite sprang; „Niemand rührt mich an!"

„Wie Du willst, mein schöner Flüchtling," sagte Stein sanft; „ich ehre Dein Zartgefühl und unterwerfe mich Deinem Willen; ist es doch — wie einer unserer alten heiligen Dichter singt — die größte Seligkeit: liebend zu gehorchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman einer Amazone.

(Amerikanisches Sittenbild.)

Eine Gerichtsverhandlung, spannender und effektvoller, als sie ein Romanschriftsteller je ersonnen, reich an drastischen Zwischenfällen und seltsamen Bildern, versetzte die Bewohner von Brookville, einem kleinen amerikanischen Städtchen einige Wegmeilen von New-York, in den letzten Tagen des verflossenen Jahres in eine nicht geringe Aufregung. Von Nah und Fern strömten Tausende von Menschen herbei, um Zeugen des Abschlusses des effektvollen Lebensromans zu sein; selbst aus Kalifornien und Texas waren Zeitungsreporter und Special-Correspondenten nach Brookville gekommen, der Telegraph verkündete von Minute zu Minute in alle Richtungen der Windrose die in dem kleinen Saale von Brookville sich abspinnenden Scenen. Die Gerichtsverhandlung ist ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß von Land und Leuten in Amerika, wir wollen sie deßhalb, mit Hinweglassung der uns minder wichtig scheinenden Zwischenfälle, nach den Mittheilungen unseres Gewährsmannes schildern.

Zu den elegantesten Erscheinungen der Damenwelt New-Yorks während des Bürgerkrieges, welcher den Vereinigten Staaten so große blutige Wunden geschlagen, zählte Miß

Arabella Bruce, ein Mädchen von 18 Jahren, außerordentlicher Schönheit, reich und unabhängig, ein echtes Vollblut-Yankeekind. Arabella war eine kühne Rennerin, eine leidenschaftliche Jägerin und von allen wilden Passionen eines männlichen Yankee erfüllt; eine jeglicher Männerstärke trotzende Amazone, verachtete sie die Huldigung aller Bewerber, Niemand konnte sich rühmen, jemals ein seine Hoffnungen begünstigendes Lächeln oder ein sonstiges Symptom von Gefallen von dieser Schönheit errungen zu haben. Je schnöder und zurückhaltender Miß Arabella Bruce sich ihren Freiern gegenüber benahm, desto eifriger erglühten diese. Ein Siegfried sollte sich finden, der sich eines Sieges über diese grimmige Chrimhilde rühmen konnte.

Mr. Arnold Shop, ein junger Mann, Besitzer eines der großartigsten Juwelengeschäfte in New-York, von imposanter männlicher Erscheinung und einnehmendem Wesen, außerordentlich reich, hatte sich mehrmals vergebens um Arabellens Hand beworben, der Widerstand der Schönen schürte den Funken der Liebe in seinem Herzen zur hellen Flamme. Da kam eines Tages Miß Arabella Bruce in den Kaufladen des verliebten Juweliers, um einen Schmuck zu kaufen. Nachdem sie längere Zeit in einem Juwelenhaufen herumgewühlt, entschied sie sich endlich zum Ankaufe eines Brillantencolliers von außerordentlichem Werth. Mr. Shop ersuchte die Dame, das Collier anzulegen. Diese that es, trat vor den Spiegel, besah sich selbstgefällig in demselben, und über ihr reizendes Antlitz schwebte jenes selige, selbstgefällige Lächeln, welches das Anzeichen des Selbstgefallens und der Selbstzufriedenheit ist. Das Lächeln der Schönen drang dem verliebten Shop in die Seele, er konnte sich rühmen, das Weib, das aller Welt als eine männlich trotzende Erscheinung galt, bei einer weiblichen Schwäche belauscht zu haben. Miß Arabella Bruce verlangte den Kaufpreis des Schmuckes zu erfahren. „Reizende Miß," rief Mr. Shop, „wenn Ihnen dieser Schmuck gefällt, soll er Ihr Eigenthum sein, fünfzigtausend Dollars ist dieses Kleinod werth, doch der Preis gilt nichts, wenn es gilt, Ihnen einen Freude zu machen."

Miß Arabella maß den freigebigen Kaufmann mit einem trotzigen Blicke und sprach: „Mr. Shop, ich nehme von Leuten Ihres Schlages keine Geschenke an. Diese Juwelen gefallen mir außerordentlich, doch müßte ich mich schämen, dieselben anzulegen, da selbige von Ihnen herrühren."

„Was habe ich verschuldet," fragte Mr. Shop erblassend, „daß ich diese Beschimpfung verdiene?"

Darauf erfolgt eine lange Unterredung. Miß Arabella erklärte, nur dem Manne ihr Herz verschenken zu können, der sein Blut für das Vaterland zu opfern im Stande sei — sie werde nur den heimkehrenden Tapfern heirathen. Begeistert nahm Shop die Bedingung an und die Vermählung ward festgesetzt.

Nichts ist einfacher und ceremonienloser, als ein Trauungsakt in Amerika; es ist dieses ein einfaches Vertragsgeschäft, das vor zwei Zeugen und einem Beamten abgeschlossen wird, der Priester ist leicht herbeigeschafft, ist übrigens nicht unumgänglich erforderlich. Am Abend desselben Tages reiste Mr. Shop zur Potomac-Armee ab, Arabella begleitete ihn bis an den Bahnhof, zum Abschiede reichte sie dem scheidenden Gatten kaum die Hand, und doch hatte dieser ihr auf den Fall, daß er nicht wiederkehren sollte, testamentarisch sein ganzes, auf drei Millionen Dollars sich bewerthendes Vermögen vermacht. In der Lebensweise Arabella's war nach der erfolgten Abreise ihres Gatten nicht die geringste Aenderung vor sich gegangen, sie fuhr fort, die Rolle der Amazone zu spielen; die Briefe, die ihr Mr. Shop aus dem Feldlager schrieb, schickte sie, ohne dieselben erbrochen zu haben, regelmäßig zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Willst du ein höheres Alter, so ehre die theuern Eltern;
Was du dem Vater gethan, wird dir erweisen der Sohn.

Ohne Tugend, ohne Liebe und ohne Freundschaft hat das Leben der Menschen keinen größern Werth, als das Leben der Thiere.

Verschiedenes.

Von dem bekannten Taschenspieler Bosco, welcher hochbejahrt im Haag gestorben ist, erzählt man folgenden Scherz, den er kurz vor seinem Tode machte. Auf dem Markte durch die Reihen der Verkäuferinnen gehend, redete er eine Bauersfrau an: „Was kosten Eure Eier?" — „Vierzehn Sous das Dutzend." — „Aber ich wünsche vorerst nur eins zu kaufen, um zu sehen, ob sie auch frisch sind." — „Das kostet sechs Liards." — Der Tausendkünstler zerbrach nun ein Ei — und o Wunder! — darinnen stack ein Goldstück. „Mütterchen, der Fund ist mein, ich nehme noch ein Ei und gebe Euch sechs Sous dafür," — siehe da, aus dem zweiten Ei rollte wieder ein 20 Francs-Goldstück. — „Ist die wunderthätige Henne Euer Eigenthum, welche diese Eier legte?" — Die Frau bekreuzte sich. — „Ich kaufe Euern ganzen Vorrath!" rief Bosco, aber die Alte ergriff den Korb und eilte damit in die Einfahrt eines nahen Hauses, wo sie bereits alle Eier aufgeschlagen hatte, ohne ein Goldstück zu finden, als der Taschenspieler zu ihr kam. Die Frau weinte bitterlich über ihre zerschlagenen Eier; Bosco bemerkte in der Ecke des Korbes noch eins derselben, das er rasch ergriff, und es zerbrechend, fielen vier 5-Francs-Thaler heraus, welche er der nun bald getrösteten Bäuerin schenkte.

Aus München berichtet der „Volksbote": „Vor etlichen Tagen besuchte ein preußischer Diplomat das Atelier eines berühmten Künstlers, der wegen der Unabhängigkeit seiner Gesinnung bekannt ist, und da fand denn ein Gespräch statt ungefähr folgenden Inhalts. Der preuß. Diplomat äußerte dem Künstler: „Sie sollten doch eine Anstellung bei uns in Berlin annehmen, man würde Ihnen gern jede Bedingung gewähren," und als der Künstler äußerte, das könne er nicht glauben, hieß es weiter: „Ja ganz gewiß: denn unmögliche Bedingungen werden Sie ja nicht machen." Der Künstler bezeigte sich nichtsdestoweniger ungläubig, der Diplomat aber fuhr fort: „Nun so sagen Sie mir nur Ihre Bedingungen, ich werde darüber gleich nach Berlin berichten und dieselben befürworten." „Ja", entgegnete der Künstler, „gleich die erste wäre, daß in Berlin der höchste Galgen errichtet und Bismark dran aufgehängt würde". Ob der Diplomat dies nach Berlin berichtet und befürwortet habe, hat der „Volksbote" nicht erfahren.

Ein Tischlermeister erhielt einen Besuch von dem Schullehrer, dem er die Erziehung seines achtjährigen Knaben anvertraut hatte. Der Schüler war über die plötzliche Erscheinung seines Präceptors sehr verdutzt und vergaß in der Befangenheit, seine Mütze abzunehmen, so daß der ehrliche Tischlermeister sie ihm mit den Worten vom Kopfe riß: „Kannste vor'n Herrn Schulmeester nich de Mütze abnehmen un sagen: schön' juten Dag, Du Schafskopp!"

Ein oft geprügelter Schusterjunge wurde gefragt, was Ohrfeigen für ein Gefühl verursachten. — „Ach Gott!" rief er aus, „so Etwas läßt sich nicht beschreiben, das muß man selbst empfinden."

(Umgangenes Verbot.) Michel: „Weißt Du nicht, Seppel, was heute der Herr Lehrer sagte, Du darfst keinen Apfel nehmen?" Seppel: „Ich hab' ja keinen Apfel genommen — es ist ja 'ne Birne!"

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß Menschen, welche abgebrannt sind, einen unwiderstehlichen Trieb haben, zu pumpen und zu löschen.

Zweisilbige Charade.

Das erste Wort deutet
Auf Raum und auf Zeit hin;
Was zweites nennt, breitet
In Preußen sich weithin;
Vereint ist's „in Preußen"
Bekannt als ein Flecken;
„In Deutschland" dürft's heißen,
Doch wollt' ich necken.
So wirst du nun können
Den Marktflecken nennen.

Edenkoben. Elsasser.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 65. Freitag, den 1. Juni 1866.

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von h.

(Fortsetzung.)

Capitel XIII.

Die Dankbarkeit, die der Fischer für den Lebensretter seiner Tochter empfand, hatte sich in eine wahrhaft exaltirte Freundschaft verwandelt, seitdem er sah, wie derselbe sich für sie interessirte; ihr kam nur die Bewunderung gleich, mit der er zu dem mit so reichen Vorzügen ausgestatteten Stein emporblickte.

Seitdem der rauhe Seemann und der aufgeklärte Gelehrte sich kennen gelernt, hatten sie sich auch liebgewonnen; denn Personen von edlen und gleichen Gesinnungen fühlen sich beim ersten Begegnen so zu einander hingezogen, daß sofort jede Schranke zwischen ihnen fällt und sie sich als Brüder begrüßen.

Als Stein ihn fragte, ob er ihn zum Sohne annehmen wolle, war der gute Vater vor Glück und Rührung fast sprachlos und bat nur Stein, indem er seine Hand ergriff, doch um Gottes willen nicht mit seinem Kinde fortzuziehen, worein der Doctor mit tausend Freuden willigte.

Dem Schiffer schienen mit einem Male die Kraft und Elasticität der Jugend zurückgekehrt zu sein. Er ging mit Lust und Eifer an die Verbesserung und Verschönerung seiner Wohnung. Den kleinen Speicher richtete er für sich ein und überließ seinen Kindern den untern Hausraum. Er bekleidete die Wände, ebnete die Fußböden und bedeckte sie mit einer hübschen Binsenmatte. Die Gevatterin Maria aber beauftragte er mit Besorgung des Hausgeräthes.

Groß war die Freude, die die Nachricht von Stein's Verlobung bei Allen verbreitete, die ihn kannten und liebten. Maria konnte vor Vergnügen drei Nächte nicht schlafen. Sie sagte prophetischen Geistes voraus, daß von dem Augenblicke an, wo der Doctor sich für immer bei ihnen niederlasse, Niemand im Lande mehr sterben werde, als höchstens an Altersschwäche. Fra Gabriel zeigte sich so befriedigt von diesem Entschluß und besonders über die Heiterkeit Maria's, daß er im Uebermaß der Empfindung einen Freudensprung machte, den ersten und letzten seines Lebens. Er ging so weit, vor sich hinzumurmeln: „Nun mag der ehrwürdige Herr Pfarrer das De profundis für mich vergessen." Don Modesto meinte: Marisalada habe das große Loos in der Lotterie gewonnen, und der Ort das zweite, und wenn ein so geschickter Chirurg wie Stein in Gaëta gewesen, wäre er wohl nicht zum Krüppel geworden. Dolores bemerkte: es sei zu viel Glück auf ein Mal für ein Menschenkind, einen solchen Vater und einen solchen Mann zu haben, wie Marisalada sie besitze. Manuel äußerte: es sei im Himmel eine Torte gebacken für den Ehemann, der ohne Reue, daß er es geworden, zur Seligkeit eingehe; bis jetzt habe sie aber keiner unter die Zähne bekommen, worauf Dolores ihm erwiederte, das sei natürlich, denn kein Ehemann komme in den Himmel, das habe der heilige Petrus der heiligen Genoveva versprochen. Was Momo betrifft, so behauptete er: nun die Gaviota einen Mann gefunden habe, brauche die schwarze Pest selbst ihre Hoffnung nicht aufzugeben.

Rosa Mistika nahm die Sache anders auf. Marisalada hatte die Liste ihrer Missethaten durch eine erst kürzlich begangene vollgemacht. Der Monat der heiligen Maria war herbeigekommen, und einige Fromme vereinten sich, um zu seiner Feier und zu Ehren der Jung-

frau Hymnen zu singen, die der alte, blinde Organist des Ortes auf einem verstimmten Clavier begleitete. Rosita stand an der Spitze dieses philharmonischen und religiösen Vereines. Sie konnte die wunderbare Stimme Marisalada's nicht wegläugnen, brachte ihren gerechten Unwillen zum Schweigen in Rücksicht auf den Monat der Gebenedeiten und gedachte durch Modesto's Vermittelung das Fischermädchen zu bewegen, an dem jungfräulichen Chore Theil zu nehmen. Don Modesto ergriff seinen Stock und machte sich auf den Weg. Marisalada, die auch keine Faser von einer Heiligen an sich hatte und nicht im Mindesten Lust fühlte, ihre Stimme unter den Fittigen der alten Jungfer ertönen zu lassen, antwortete ohne Vorrede und ohne alle Umstände mit einem trockenen „Nein." Dies Nein donnerte Modesto mehr nieder, als es eine Artilleriesalve vermocht hätte; er wußte nicht, was anfangen. Don Modesto war einer jener Menschen, die genug Gutmüthigkeit haben, um von Herzen das Wohl ihrer Freunde zu wünschen; aber nicht genug Kraft, um dazu beizutragen, und nicht genug Fruchtbarkeit der Phantasie, um die Mittel zu dessen Beförderung zu finden.

„Pedro Santalo," sagte er zum Fischer nach diesem unwiderlegbaren Nein: „wißt Ihr, daß mir alle Glieder zittern? Was wird Rosita sagen? was der Pastor? Was wird das ganze Dorf sagen? Könnt Ihr sie denn gar nicht dazu überreden, Gevatter?"

„Wenn sie nicht will, da kann ich nicht helfen. Niemand könnte sie zwingen."

So mußte sich der arme Modesto bequemen, der Ueberbringer der unangenehmen Nachricht zu sein, die seine Hauswirthin nicht nur beleidigen, sondern sogar empören mußte.

„Ich wollte mich ja," sagte er zu sich selbst, „tausend Mal lieber allen Batterien von Gaëta gegenüber stellen, als vor Rosita erscheinen mit diesem Nein im Munde. Jesus Maria! was wird sie aufbrausen!"

Und er hatte Recht. Vergeblich suchte Modesto das fürchterliche Nein mit allerlei Zuthaten zu umhüllen und zu mildern; es war umsonst, daß er es mit der demüthigsten Stimme aussprach und so zu sagen zwischen Zeit- und Eigenschaftswörtern zerquetschte; Rosita war höchlich beleidigt und aufgebracht und rief in sentenziösem Tone: „Wer Gaben vom Himmel empfangen hat, und sie nicht in seinem heiligen Dienste anwendet, verdient dieselben zu verlieren."

Daher kam es, daß sie, als die Nachricht von der projectirten Heirath zu ihren Ohren kam, seufzend die Augen zum Himmel erhob und stöhnte: „Armer, armer Don Federico! Er, der so gut, so fromm, so gefühlvoll ist! Gott mache ihn glücklich, so viel er kann! Seiner Allmacht ist ja nichts unmöglich!"

Momo übernahm es mit seiner gewohnten Böswilligkeit, Ramon Perez von der Verlobung in Kenntniß zu setzen. „Höre, Perez, du kannst jetzt Zwiebeln fressen, bis du erstickst — den Don Federico hat der Teufel gefaßt, und er wird die Gaviota heirathen."

„Wirklich!" versetzte der Barbier bestürzt.

„Wunderst du dich? Mich wundert es noch mehr. Es gibt Leute, die Schläge verdienen. Sich in diesen Auswurf zu verlieben, in diese zweibeinige Schlange, die Funken aus den Augen und Gift aus dem Munde spritzt! — Aber bei Don Federico heißt es auch: Wer spät heirathet, fährt schlecht!"

„Es wundert mich nicht," erwiederte Ramon, „daß der Doctor Marisalada liebt; aber daß das Mädchen Geschmack findet an diesem flachshaarigen, bleichsüchtigen, fischäugigen Deutschen. Hat die Undankbare nicht bedacht, daß, wer sich in die Fremde verheirathet, betrogen wird oder selbst betrügt?"

„Das Betrogenwerden wird wohl an ihn kommen," versetzte Momo, „er ist ein guter Mensch, das ist sicher; aber diese Natter hat ihn mit ihrem Gesang verhext, der des Morgens anhebt und des Nachts endet. Sie hat sonst nichts zu thun. Ich habe ihm gesagt: Don Federico, ein alter Refrain spricht: Nimm ein Haus mit einem Heerd und eine Frau, die spinnen kann; aber er wollte nichts hören. Er ist ein Hans-Narr. — Und du, Ramon Perez, hast eine lange Nase bekommen — länger, als ein Säbelfisch — hui! hui!"

„Man hat immer gesehen," sagte Perez, indem er einen so heftigen Griff in die Guitarresaiten that, daß die Prime sprang — „daß, was aus der Fremde herkömmt, Unheil stiftet. Du mußt aber wissen, du Maulthier, daß noch nicht aller Tage Abend ist. Der König ist todt! Es lebe der König!"

Und indem er wüthend in die Guitarre griff, sang er mit höhnischer Stimme:

Sie sagen, daß du mich nicht liebst,
Das macht mir wenig Sorgen;
Der welke Baum wird wieder grün,
Wenn heute nicht — so morgen.
Und wenn du mich denn gar nicht liebst,
So schenk' mir nur, mein Kätzchen,
Drei Heller, dafür kauf' ich mir
Dann gleich ein and'res Schätzchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman einer Amazone.

(Amerikanisches Sittenbild.)

(Fortsetzung.)

Monate vergingen, eine blutige Schlacht nach der andern wurde geschlagen, endlich meldete die „Staatszeitung" einen entscheidenden großen Sieg des Sternenbanners, 8000 Mann waren auf dem Felde geblieben, unter diesen wurde Herr Arnold Shop, Juwelier aus New-York, Brood-Street 114, als von einer Musketenkugel durch die Brust geschossen, als todt gemeldet. Arabella betrauerte den gefallenen Helden als wahres Weib, sie legte nicht nur die Trauerkleider an, sondern beweinte den Mann, den sie aufrichtig geliebt zu haben schien, mit aller Innigkeit. In dieser Trauer verharrte Arabella durch ein Jahr, dann nahm sie ihre vorige Lebensweise wieder auf; natürlich fehlte es ihr nicht an zahlreichen Bewerbern, unter diesen stand Hudson Cambell in vorderster Reihe.

Der Oberst Hudson Cambell bewarb sich nun um die Hand der jungen Wittwe Arabella Bruce, der Mann hatte auf ihr Herz einen Eindruck gemacht. Arabella stellte diesem gegenüber eine gelindere Bedingung, als dem Kaufmann Shop gegenüber. Ein großes Pferderennen sollte am 28. August in Brookville stattfinden, an welchem nur die von Arabella ausdrücklich bezeichneten Personen sich betheiligen durften; dem Sieger auf der Rennbahn sollte die Hand Arabella's als Trophäe werden. Die Sache machte das größte Aufsehen in den Vereinigten Staaten; an dem bedeutungsreichen 28. August trafen in Brookville Tausende Gäste ein, um Zeugen des seltsamen Rennschauspiels zu sein. Es ging scharf her an diesem Tage in der Rennbahn in Brookville; doch Hudson Cambell, ein glücklicher Reiter, errang den Preis. Arabella ward nach dem Ausspruche des Schiedsrichters das Weib Hudson Cambell's. Die Hochzeit ward in dem kleinen Städtchen mit außerordentlichem Aufwand und Gepränge noch an demselben Tage gefeiert, Tausende Gäste wurden festlich bewirthet, kein Mensch auf Erden schien glücklicher zu sein, als der Sieger von Brookville. Während der Flitterwochen traf ein verstümmelter Krieger in Brookville ein und fand in dem Hause Hudson Cambell's gastliche Aufnahme. Am nächstfolgenden Tage, als der Krieger sich aufmachen wollte, um weiter zu reisen, erblickte derselbe im Hofraum zwei prächtig gezäumte Rosse; bald darauf trat Herr Hudson, seine Gattin am Arme führend, aus dem Hause, um die Pferde zu besteigen. Ein Blick des invaliden Kriegers genügt, er erkennt Arabella Bruce, es ist seine Gattin; er ist Arnold Shop, der gefangen gewesen, nachdem er schwer verwundet, ohne äußeres Lebenszeichen den Feinden in die Hände gefallen, nunmehr nach dem Siege von Richmond die Freiheit erlangt, sein Weib im Besitze eines Andern sieht. Der Schmerz des armen Arnold Shop war sehr groß, doch fügte er sich in das Unvermeidliche und da er es noch nicht an der Zeit hielt, sich Arabellen zu erkennen zu geben, nahm er einen Platz als Hundewärter im Hause Hudson Cambell's an. Kein Mensch ahnte, daß der sieche Abraham Lee, der Hundewärter, und Arnold Shop eine und dieselbe Person seien, Niemand kümmerte sich um den stillen Mann, der seine Hunde fütterte und Tage lang auf dem Strohlager brütend lag. Doch in diesem abgelegenen Verstecke drangen an das Ohr des wachsamen Arnold Shop traurige Erlebnisse der unglücklichen Ehegattin des Herrn Hudson Cambell. Das war nunmehr ein gedemüthigtes, gedrücktes Weib, das unter der tyrannischen Botmäßigkeit eines rohen wilden Gatten stand, an den sie das Pflichtgefühl des Weibes und die Pflichten der werdenden Mutter fesselten. Hudson Cambell führte ein wüstes, tolles Leben, jede edlere zarte Regung der Seele war seinem Gemüthe fremd und die Bewohner von Brookville-Hall waren nicht selten Zeugen der empörendsten Mißhandlungen, die das arme Weib

ertragen mußte. Einen solchen Mann konnte eine Arabella unmöglich lieben, sein Tod würde für sie eine Erlösung aus demüthigendem Sclavenjoche sein — so dachte Arnold Shey, dem das Leid und Schicksal Arabella's sehr zu Gemüthe ging, da er diese oft in Thränen gebadet im Garten allein und nachdenkend wandeln sah.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Vergänglich ist der Schimmer,
Den blos die Schönheit gibt;
Der Seele Reiz welkt nimmer;
Glückselig, wer ihn liebt!

Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.

Kenntnisse, Geist und Herzensgüte sind Alles, was beliebt, ja groß macht.

Verschiedenes.

(Entstehung der Frauen.) In einigen Theilen der hindostanischen Halbinsel hat sich folgende, dem schönen Geschlechte gewiß sehr schmeichelhafte und wohl hochpoetisch zu nennende Sage erhalten. Zuerst entstand das Flüssige und in diesem ein von Gold glänzendes Ei (Brahmanda), in dem Brahma, der schöpferische Weltgeist, geboren wurde. Sein Wille zersprengt das Ei, und aus dessen Stücken schuf er den Himmel und die unsterblichen Geister, die Deptas, die mit ihm in jenem wohnen und ewige Jugend und Glückseligkeit genießen sollten. Dann fuhr er auf seinem Lieblingsvogel, dem Schwanen Hamsa, reitend, aus seinem Paradiese Brahmaloga auf dem Berge Moru in die Tiefe hinab und schuf die Erde. In seiner Abwesenheit kam Uebermuth in einen Theil der unsterblichen Deptas, und sie empörten sich wider ihn. Da kehrte der allmächtige Gott zornglühend zurück, warf die Strafwürdigen nieder und hielt ein strenges Gericht über sie. Die Anstifter des Aufruhrs verbannte er in die Körper von wilden und giftigen Thieren und schleuderte sie auf die Erde, die Verführten und minder Schuldigen wurden Männer der Erde und ihnen ein kurzes Leben voll Mühe und Sorgen zu Theil. Wenn die Thiere sterben, wandern ihre Seelen stufenweise in edlere Körper über, bis sie Menschen werden; die letzteren können wieder zur ewigen Glückseligkeit der Deptas gelangen, wenn sie ein Brahma wohlgefälliges Leben geführt haben, sonst fährt ihre Seele in Thierkörper zurück. Nun weinten aber viele der treugebliebenen Deptas über das Unglück ihrer gefallenen Brüder und fühlten tiefes Mitleid mit ihrem Elende auf der Erde; da flehten sie zu Brahma, er möge auch sie zur Erde niedersenden und ihnen erlauben, den unglücklichen Verbannten einen Theil ihrer Last abzunehmen und sie mit mildem Troste über den dornenvollen Weg ihrer irdischen Wanderschaft zu geleiten. Und der allgütige Brahma, gerührt von dieser edlen Opferbereitwilligkeit, gab den treuen Deptas die schöne Gestalt der Frauen und ließ sie herabgehen zur Erde, damit sie das Elend der Männer versüßten.

Eine Infanterie-Compagnie, die eine Reihe von Bagagewagen zu decken hatte, sah sich von dem Angriff eines überlegenen Trupps leichter Cavalerie bedroht. „Nur Courage!" rief der Hauptmann, „sie sind nicht stärker als wir; laßt sie nur heran, und dann nehme ein Jeder seinen Mann!" — „Ich nehme ihrer zwei," rief der tapfere Flügelmann, „einen mit der Kugel und einen mit dem Bajonett." — „Gut, so bin ich überflüssig!" sagte der hinter ihm stehende Soldat und lief eiligst davon.

Auflösung der Charade in Nr. 64:

Bismarck,

Flecken im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 66. Sonntag, den 3. Juni 1866.

Recht und Freiheit immer fort!

Recht und Freiheit, sie nur retten
Unser deutsches Vaterland;
Recht und Freiheit sind die Ketten
Für das deutsche Einheitsband.
Recht und Freiheit immerfort
Unser erst und letztes Wort!

Ist das Allen klar geworden,
Wird ein großes Werk vollbracht;
Frei und eins ist Süd und Norden
Und das Volk die größte Macht.
Recht und Freiheit immerfort
Unser erst und letztes Wort!

Dann ist nichts zu lieb, zu theuer,
Gilt's der Freiheit, gilt's dem Recht;
Mit der Liebe heil'gem Feuer
Zieh'n wir willig in's Gefecht.
Recht und Freiheit immerfort
Deutschlands Ehr' und Deutschlands Hort!

Hoffmann von Fallersleben

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel XIV.

Die Hochzeit Stein's und der Gaviota wurde in der Kirche von Villamar gefeiert. Der Fischer trug, statt seines gewöhnlich farbigen, groben Hemdes, ein weißes, steif gestärktes und eine neue Weste von blauem Tuch, in welchen Gallakleidern er sich so unbequem fühlte, daß er sich kaum bewegen konnte.

Don Modesto, der einer der Zeugen war, präsentirte sich mit all dem Pomp seiner alten abgetragenen Uniform, die ihrem sehr mager gewordenen Herrn viel zu weit war. Die Nankinghosen, welche Rosa Mistika zum tausendsten Mal gewaschen und durch Strohwasser gezogen hatte, — welches unglücklicherweise für Nankinghosen kein Wasser der Verjüngung ist — waren so eng und kurz geworden, daß sie ihm kaum über die Knie reichten. Die Hosenträger waren kupferfarbig geworden. Die dreifarbige Cocarde, deren steife gerade Haltung vierzig lange Jahre nicht erschüttern konnten, thronte auf ihrem erhabenen Posten. Zugleich aber glänzte auf der ehrlichen Brust des alten Invaliden das auf dem Schlachtfelde so tapfer errungene Ehrenkreuz, wie ein reiner Diamant in schlechter Fassung.

Die Frauen wohnten der Sitte gemäß der Ceremonie in Schwarz bei und kleideten sich für das Fest um. Marisalada war ganz weiß angezogen. Maria und Delores trugen Kleider, die ihnen Stein zu dieser Gelegenheit als Geschenk gekauft hatte. Sie waren von Baumwollengewebe und als Contrebande von Gibraltar eingeschmuggelt; das Muster derselben, das damals Mode war, nannte man den Regenbogen, weil es aus den Farben desselben bestand. Mit einem Wort: Alles war festlich geschmückt, ausgenommen Momo, der sich für eine Gelegenheit wie diese durchaus nicht wehe thun wollte, was Marisalada veranlaßte, zu ihm zu sagen: „Du hast wohl gethan, Nußknacker; denn wenn der Affe auch seidne Kleider anzieht, bleibt er immer Affe. Du wärest auf meiner Hochzeit so gern gesehen, wie der Hund in der heiligen Messe."

„Wenn du je geglaubt hast, du hörtest mit deiner Heirath auf, die Gaviota zu sein," versetzte Momo, „oder gar, du könntest in

einem andern Kleide auf Einmal schön werden, so irrst du dich. Doch ja, Gavieta, du bist schön in diesem weißen Anzug! Wenn du eine rothe Mütze auffetztest, wärst Du ein prächtiges Streichholz."

Und er begann mit heiserer Stimme zu singen:

Weiß bist du wie ein Rabe,
Und lieblich wie der Hunger,
Und blühend wie gelbes Wachs.

Marisalada antwortete:

Dein Maul ist niedlich
Wie der Korb,
Den unser Esel trägt.

Und sie sprang davon.

Momo, der immer das letzte Wort haben mußte, wenn es sich um unverschämtes Reden und Schimpfen handelte, rief ihr nach: „Gehe nur, gehe nur und laß dir den Segen geben; es ist der erste, den du in deinem Leben empfangen hast und der letzte, wenn es mir nachgeht."

Die Hochzeit wurde im Dorfe, in Maria's Hause gefeiert, da die Fischerhütte zu klein war. Stein, der, obschon er die meisten Kuren unentgeldlich unternahm, sich doch schon durch seine Praxis ein hübsches Capital erworben hatte, wollte sein Ehrenfest großartig halten und wünschte, daß überall Freude und Jubel herrschen möchte. Es waren drei Guitarren aufgetrieben worden, und war Ueberfluß an Wein, Kuchen, Torten und Fleisch. Die Gesellschaft sang, tanzte, trank und schrie; und es fehlte nicht an volksthümlichen Scherzen, und witzigen Redensarten.

Gevatterin Maria ging unermüdet ab und zu, bediente die Gäste, erfüllte ihre vielen Pflichten als Hochzeitsmutter und wiederholte unaufhörlich: „Ich bin so glücklich, als wäre ich selbst die Braut." Worauf Gabriel als getreues Echo erwiederte: „Ich bin so glücklich, als wäre ich selbst der Bräutigam."

„Mutter," sagte Manuel, wenn sie an ihm vorüber ging: „Ihr habt da ein sehr buntes, heiteres Kleid an für eine Wittwe."

„Schweige, Lästermaul!" antwortete die Mutter. „Alles muß froh und licht sein an einem Tage, wie der heutige. Ueberdies: einem geschenkten Gaul' sieht man nicht in's Maul. — Bruder Gabriel, nehmt dieses Glas Wein und diese Torte. Bringt einen Trinkspruch aus auf die Gesundheit der Neuvermählten, ehe Ihr in's Kloster zurückkehrt."

„Ich trinke auf die Gesundheit der Neuvermählten, ehe ich in's Kloster zurückkehre," sagte Fra Gabriel. Und nachdem er den Becher geleert, schlich er sich davon, ohne daß irgend Jemand, außer der guten Maria, seine Anwesenheit oder sein Weggehen bemerkt hätte.

Die Gesellschaft ward nach und nach immer lebendiger. „Stille!" rief der kleine, engbrüstige Sacristan. „Ich bringe einen Toast aus auf die Gesundheit des jungen Paares, auf die der ganzen Gesellschaft und auf die Ruhe der entschlafenen Seelen."

„Bravo! Laßt uns trinken, und es lebe die Mancha, die da Wein statt Wasser gibt."

„Die Reihe ist an dir, Ramon Perez! Leere ein Glas und spare deine Stimme für keine bessere Gelegenheit auf. — Singe einen Trinkspruch!"

Ramon sang:

Für's Wohl und Heil der jungen Frau
Trink' ich mit tausend Freuden;
Dem Bräutigam aber bring' ich's nicht:
Muß ihn zu sehr beneiden.

„Bravo! Bravo!" riefen Alle einstimmig. „Jetzt den Fandango, wir wollen tanzen."

Beim ersten Ton dieses beliebten Nationaltanzes erhoben sich sogleich ein Bursche und ein Mädchen und stellten sich einander gegenüber. Sie führten die graziösesten Bewegungen aus, beinahe ohne sich vom Platz zu bewegen; nur durch zierliches Wiegen des Körpers, wozu sie den Tact mit den heitern Castagnetten schlugen. Nach einiger Zeit wurden die beiden Tanzenden von zwei Andern abgelöst und so fort, wie es Landessitte und Gebrauch war.

Der Guitarrespieler sang inzwischen:

Ist frank und frei ein schönes Kind
Zur Kirche heut' gegangen;
Sie sprach nur „ja," und das freie Kind
Es kam heraus — gefangen.

„Stille!" schrie jetzt einer von den Witzigen, ein Komiker von Natur: „Ich stoße an auf jenes Universalmittel gegen alle Uebel, das Gott auf die Erde gesendet, damit wir Alle älter als Methusalem würden; unter der Bedingung natürlich, daß das Leben meiner Ehehälfte und die Zeit meines Fegfeuers nicht verlängert werden."

Dieser Spruch brachte einen wahren Sturm von Beifallsrufen und Händeklatschen hervor.

„Und was sagst du zu all dem, Manuel," schrieen einige Stimmen.

„Was ich sage? — Ich sage gar nichts."

„Das will nichts heißen. Wenn du schweigen und stille sein willst, so gehe in die Kirche. Bringe einen Trinkspruch aus!"

Manuel ergriff ein volles Glas und sagte: „Ich trinke auf das Wohl der jungen Eheleute, unserer Freunde, des Commandanten und auf die Wiederherstellung von San Cristobal."

„Es lebe der Commandant!" schrieen Alle wie besessen, „und jetzt, Manuel, mache einen Reimspruch, du verstehst es vortrefflich!"

Manuel sang:

Gefährlich ist's, bedenke dies,
Ein schönes Weib zu freien,
Du wirst all deine Lebenszeit
Es bitterlich bereuen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman einer Amazone.

(Amerikanisches Sittenbild.)

(Schluß.)

Arnold Shop faßte seinen Plan. Im Monate November, in dem Momente, als Hudson Cambell ein Roß bestieg, fiel ein wohlgezielter Schuß aus einer Hundshütte, der dem Herrn einen Arm zerschmetterte; kaum daß dieser Schuß verhallt war, fiel ein zweiter, der den Mann durch die Brust traf. Hudson Cambell lag in seinem Blute auf dem Rasen, um ihn seine Hausleute hilfebringend beschäftigt. Arabella, von den Schüssen aufgeschreckt, war gleichfalls herbeigeeilt und stand nächst dem verröchelnden Gatten, dessen brechende Blicke im Sterben auf sie gerichtet waren. Arnold Shop, der diese Schüsse abgefeuert hatte, eilte gleichfalls herbei, und da er Arabella erblickte, rief er zu den Umstehenden gewendet: „Euch rufe ich als Zeugen an, ihr sollt vor Gericht bekennen, daß ich diese Blutthat verübt habe. Ich will sterben, da ich diesen Unhold erschossen habe, der mein Weib mißhandelt, mich aus ihrem Herzen verdrängt, sie zur Prämie eines Zufallsspiels entwürdigt hat. Ich bin Arnold Shop, diese ist mein Weib!" Arabella schwankte und sank bewußtlos an der Leiche des Ermordeten nieder. Als Arabella das Bewußtsein wieder erlangt hatte, verlangte sie Arnold Shop zu sprechen; da dieser jedoch bereits in's Gefängniß abgeführt worden war, begab sie sich selbst dahin.

Es war ein erschütterndes Wiedersehen. Arabella vergaß die Trauer um den ihr entrissenen Gatten, indem sie an dem Halse des ersten, des rechtmäßigen Gatten weinte und schwur, daß sie ihn stets über alle Maßen geliebt und den Schmerz, ihn nunmehr zu verlieren, nicht überleben würde; um ihretwillen war er in Fesseln, dem Ausspruche der Jury entgegensehend. Arnold Shop gewann Fassung und Ruhe in den Trostworten seines Weibes, ihm bangte vor seinem Schicksale nicht, im Bewußtsein, daß er nicht ausBöswilligkeit, sondern um sein eigenes rechtmäßiges Weib zu rächen, zum Mörder geworden war.

Die Jury von Brookville hatte in den letzten Tagen des December ein schweres Stück Arbeit; sie sollte der Stimme des eigenen Gewissens Gehör geben, sie sollte aber auch der Stimme der öffentlichen Meinung Rechnung tragen, welche sich für Arnold Shop aussprach. Lange schwankte die Waagschale, da trat ein Zwischenfall ein, der geeignet schien, das Schicksal des Angeklagten zu seinen Gunsten zu wenden. Ein Zeuge sagte aus, und aufgefundene Papiere bewiesen es zur Evidenz, daß Hudson Cambell gewußt habe, daß Arnold Shop nicht todt war, der Feldherr hatte seinem Freunde Cambell sogar über dessen Anfragen ausdrücklich geschrieben, daß er vermuthe, der Vermißte wäre in Feindeshände gefallen und noch am Leben, er habe deßhalb nachgefragt und gewärtige die Antwort.

Hudson Cambell hat daher dem Gatten Arnold Shop sein rechtmäßiges Weib geraubt, dieser seine Wahrnehmung verschwiegen, auf Grund eines falschen Todtenscheins deren Hand erlangt. Arnold Shop war daher nicht ein Mörder, sondern ein Rächer seines getretenen Rechtes, er hatte seinen Räuber in Nothwehr, zur Sühne seiner Ehre erschossen.

Die Gesetzgebung Amerika's läßt bei solchen Umständen der Vertheidigung und dem Gewissen der Jury einen großen Spielraum offen, und da die öffentliche Meinung für Arnold Shop eintrat, wurde von den Ge-

schwornen das Verdict „Not guilty" (nichtschuldig) gefällt. Dieser Wahrspruch wurde in Brookville mit dem Jubelrufe der Massen gefeiert, es war ein Tag des Sieges und des Triumphes, den die scharfe herbe Kritik einiger Zeitungsstimmen nicht zu verkleinern vermochte. Der Hundewärter von Brookville und sein Weib wurden von der Genossenschaft der Kaufleute und ihren zahlreichen Freunden in New-York feierlich begrüßt, und sie leben nunmehr vereint als Gatten in einem ungetrübtem Glücke.

Denksprüche.

Die Strafe und die Schuld begegnen sich,
Von dem Magnet des Schicksals angezogen,
Und wären sie durch Meere selbst getrennt,
An einem Ziele müssen sie sich finden.

Ein Jeder gibt den Werth sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir.
So hoch gestellt ist Keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte.
Den Menschen macht sein Wille groß und klein.
Schiller.

Verschiedenes.

(Für Gelangweilte.) Eine eigenthümliche Unterhaltung trifft man jetzt in vielen Berliner Kneipen an, die auf einem Factum basirt, welches gar Vielen noch unbekannt sein dürfte. Man ist nämlich nicht im Stande, selbst aus der Entfernung von nur circa drei Schritten, mit einem rohen Ei eine gewöhnliche Fensterscheibe zu zertrümmern. Stellt man diese Behauptung auf, glaubt es selten Jemand, im Gegentheile, man erfährt großen Widerspruch, und Alles läßt sich verleiten, zu wetten, da allgemein angenommen wird, daß ein kräftiger Wurf mit dem Ei die Scheibe leicht zertrümmere. Zuerst wettet man um ein Achtel. Regelmäßig geht es verloren. Die Stimmung wird nun heiterer, neue Gäste kommen hinzu und mit ihnen neue ungläubige Thomas. Man wettet um 1 bis 2, 5, 10 und mehr Thaler. So hatten wir dieser Tage Gelegenheit, zu sehen, wie in einem Lokale mehrere Schock Eier an einer Scheibe zertrümmert wurden. Das Gelbe und Weiße des Eies floß in nicht sehr appetitlicher Melange zum Fenster herab, mundete aber den anwesenden Hunden dennoch trefflich. Bedeutende Summen wurden verloren und gewonnen. Wirklich hindurchwerfen kann nur der, der das Ei so zu werfen versteht, daß genau die schärfere Spitze gerade auf die Scheibe trifft, jedoch muß auch hiezu die Schale besonders fest sein, sonst mißglückt es dennoch.

(Das Kerbholz.) In der guten alten Zeit, als Brieftasche und Notizbuch noch selten waren, hatte man ein sehr einfaches Mittel dem Gedächtnisse nachzuhelfen und in streitigen Fällen Beweis zu führen. Wir meinen das Kerbholz. Es war ein beliebiger Stock oder Stab, welchen sowohl der Ablieferer als Empfänger sich hielt und bei jedem Anlaß nach Verabredung einen Einschnitt machte. Bei der Abrechnung wurden dann die Kerbhölzer verglichen und das Geschäft war abgethan. Gegenwärtig dürfte das schlichte Kerbholz wohl so ziemlich außer Gebrauch sein. Im südlichen Deutschland mindestens lebt es nur mehr im Sprüchwort fort: „Dieser oder Jener hat noch Etwas auf dem Kerbholze."

(Die scrupulöse Patientin.) Der Arzt: „Mein Fräulein, für Ihren Zustand gibt es nichts Besseres als das Athmen der reinen Landluft, wo recht viel Oxygen sind —" Das Fräulein (unterbrechend): „Aber, Herr Doctor, wo recht viel Ochsen geh'n, da muß ich ja noch mehr Staub einathmen, als in der Stadt!"

„Aujust," sagte ein Ausläder zum andern, „schnuppe keenen sauren Tabak." „Warum denn nich?" „Du hast eene Kuppernase; wenn da der saure dran kommt, entsteht Grünspan und dadermit kannst de dich verjiften."

Freier ist Jemand, der aufhören will, frei zu sein.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 67. Mittwoch, den 6. Juni 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Nachdem noch verschiedene Sprüche gesungen waren, sagte der Humorist: „Da singen und schreien sie dummes Zeug durcheinander, das weder Hand noch Fuß hat. Du Manuel, der so hübsch zu reimen versteht, trage uns einen ordentlichen Vers vor auf die Neuvermählten und nimm diesen Becher Wein, der wird dir die Zunge lösen."

Manuel ergriff den Pokal:

„Komm, Sorgentödter, ohne Gleich',
Du Bringer hoher Wonne,
Geboren unter grünem Zweig,
Ein Kind der gold'nen Sonne:
Komm, mache mir die Kehle rein,
Gib einen schönen Spruch mir ein
Auf's junge Brautpaar, lieb und werth,
Wenn ich dies volle Glas geleert."

Die Heiterkeit wurde immer allgemeiner und lärmender. Da nahte sich endlich Maria dem Doctor und sagte: „Don Federico, der Wein fängt an, in die Köpfe zu steigen. Es ist Mitternacht, die Kleinen sind allein zu Hause mit Momo und Fra Gabriel, und ich fürchte, Manuel fängt an sich zu benebeln. Pedro ist in einem Winkel eingeschlafen, und ich denke, es ist Zeit, den Rückweg anzutreten. Die Maulthiere sind gesattelt. Wollen wir uns auf französische Art empfehlen?"

Einen Augenblick später saßen die drei Frauen auf ihren Thieren und ritten dem Kloster zu. Die Männer begleiteten sie zu Fuße, und als Ramon das junge Paar abreisen sah, fuhr er in einem Anfall von Eifersucht und Unmuth wüthend in seine Guitarre und sang, bis auch die letzte Saite gesprungen war.

„Welch' eine schöne Nacht!" sagte Stein zu seiner jungen Frau, indem er die Augen empor zum Himmel richtete. „Betrachte diese Sternenwelt — diesen Vollmond! Auch ich stehe in meinem vollen Glücke, mein Herz hat keinen Wunsch mehr."

„Ich habe mich gerade so gut unterhalten," erwiederte Maria ungeduldig, „und weiß wirklich nicht, warum wir das Fest so frühe verlassen haben."

„Nachbarin," sagte Pedro Santalo zu Maria, „jetzt können wir ruhig sterben."

„Ja wohl," antwortete diese; „allein wir können auch glücklich und zufrieden leben, und das ist noch besser."

„Ist es dir denn gar nicht möglich, Maß zu halten, wenn du das Glas in die Hand nimmst?" sagte Dolores zu ihrem Manne. „Wenn du einmal die Segel entfaltet hast, hält sie kein Ankertau mehr ein."

„Zum Henker!" entgegnete Manuel. „Ich bin ja mitgekommen, was willst du mehr? Wenn du noch ein Wort sprichst, wende ich wieder um."

In der Ferne hörte man noch den Gesang der Zecher: „Es lebe die Mancha, die uns den herrlichen Wein gibt!"

Dolores schwieg, aus Furcht, ihr Mann möge seine Drohung ausführen.

„Jose," sagte Manuel zu seinem Schäfer, der auch bei der Hochzeit gewesen war, „ist der Mond voll?"

„Das versteht sich," antwortete Jose, „seht Ihr es denn nicht?"

„Ich glaubte, es sei nur die eine Hälfte, und ich sähe sie doppelt."

„Don Federico," rief er jetzt dem Doctor zu: „wollt Ihr, daß ich Euch als alter, guter Freund einen Rath ertheile?"

„Schweig' um Gottes willen, Manuel," flüsterte Dolores.

„Willst du mich in Ruhe lassen? — Ich wende um! Hört, Don Federico! Bei Hund und Weib halte man immer das Brod in einer und den Stock in der andern Hand."

„Manuel!" Bat Dolores.

„Laß mich in Frieden, oder ich kehre um!" Dolores schwieg.

„Don Federico," fuhr Manuel fort, „die Ehe und ein Hauswesen wollen nicht mit Strenge und Herrschsucht geführt werden."

„Ich bitte dich inständig, schweige, Manuel," unterbrach ihn seine Mutter.

„Ja, es ist ein ernstes Ding um eine Hochzeit," ging Manuel weiter. „Es ist, als ob wir einer Beerdigung beiwohnten."

„Weißt du nicht, Manuel," bemerkte der Schäfer, „daß solche Scherze dem Doctor nicht behagen?"

„Don Federico," sagte Manuel, indem er sich dem jungen Paare näherte, „wenn Ihr es je bereut, was Ihr heute gethan, so kommt nur zu mir, und wir singen vereint unser Klagelied."

Und sie trennten sich. Bis zum Kloster hin hörte man durch die Stille der Nacht seine klare kräftige Stimme:

Wenn mein Pferd mir sollt' sterben
Und mein Weib zu gleicher Zeit:
Mein Weib schert' mich wenig,
Doch mein Pferd thät' mir leid.

„Gehe zu Bette, Manuel, und dies eilig," sagte seine Mutter zu ihm, als sie ankamen.

„Dafür wird meine Frau sorgen," antwortete er. „Nicht wahr, Schwarze?"

„Ich wollte, du wärest schon eingeschlafen," versicherte Dolores.

„Da lügst du! — Was würde alsdann aus der schönen Gardinenpredigt, die du mir vor dem Einschlafen noch zu halten gedenkst? — He?"

„Und kannst du ihr denn nicht den Mund stopfen?" fragte lachend der Schäfer.

„Höre, Jose, hast du vielleicht draußen im Feld, im Thal oder auf den Bergen gefunden, was einem Weibe den Mund stopft? — Sieh, wenn du das gefunden hast, das würde dir jeder Ehemann mit schwerem Geld abkaufen; aber leider ist das in dieser Welt nicht zu finden." Und er ging, immer vor sich hin singend, nach seinem Schlafzimmer.

Capitel XV.

Drei Jahre waren verflossen. Stein, der einer von den Menschen war, die nicht viel vom Leben verlangen, glaubte sich glücklich. Er liebte sein Weib zärtlich und schloß sich täglich mehr an seinen Schwiegervater und an die vortrefflichen Menschen an, die ihm das Leben gerettet hatten. Sein einförmiges, ländliches Leben stand in Einklang mit seinen bescheidenen Ansprüchen und seinem sanften, friedlichen Charakter. Ein immer gleichmäßig dahinfließendes Leben gleicht einem Menschen, der schläft, ohne zu träumen; es ist wie eine aus wenig Noten bestehende Melodie, die so lieblich in Traum lullen. Vielleicht läßt Nichts so angenehme Erinnerungen zurück, als gerade die einförmig sich an einander reihenden Tage, von denen der folgende sich nicht vom heutigen, und der heutige nicht vom verflossenen unterscheidet. — Wie groß mußte daher das Erstaunen der Hüttenbewohner sein, als sie eines Morgens Momo, außer Athem, herbeistürzen sahen und schon von Weitem dem Doctor zurufen hörten, er solle sich ohne Verzug nach dem Kloster begeben.

„Ist Jemand aus der Familie krank geworden?" fragte Stein ängstlich.

„Nein," antwortete Momo, „es ist ein Herr, den sie Excellenz nennen, und der in der Umgegend auf der Wildschweinjagd war mit seinen Freunden. Beim Ueberspringen eines Grabens kam das Pferd zu kurz, und Mann und Pferd fielen hinein. Das Pferd kam glücklich davon; allein die Excellenz hat sich alle Knochen im Leibe zerbrochen. Sie haben den Verwundeten auf einer Trage in's Kloster gebracht und dasselbe in ein wahres Babylon verwandelt. Man sollte meinen, der jüngste Tag sei gekommen. Alle rennen durcheinander wie eine Schafheerde, in die der Wolf eingebrochen. Der einzige Stille und Ruhige ist Der, der den Wirrwarr verursacht. Es ist ein stattlicher Junge und vornehm, das sieht man. Die andern Alle haben den Kopf verloren. Die Großmutter sagte ihnen, es sei ein Chirurg in der Nähe, geschickt wie wenige, allein sie wollen es nicht glauben. Um einen von Cadix kommen zu lassen, dazu brauchte

es zwei volle Tage, und von Sevilla gar vier; so meinte die Excellenz, es sei am besten, den von der Großmutter empfohlenen Doctor zu nehmen, und deßwegen mußte ich hierherlaufen; es scheint im Himmel und auf der ganzen Erde Niemand zu geben, für dergleichen Aufträge, als ich. Euch die Wahrheit zu sagen, Don Federico: wenn ich an Eurer Stelle wäre, ich würde keine zwei Schritte machen für Leute, die so geringschätzig von mir gesprochen hätten."

„Wenn ich wirklich fähig wäre, meine Pflicht als Christ und Arzt zu verletzen, müßte ich ja dazu ein Herz von Stein haben, wenn ich einen leidenden Mitmenschen, dem ich helfen könnte, hülflos liegen ließe. Zudem, wie können jene Herren Zutrauen zu mir haben, da sie mich nicht kennen? Dies ist keine Beleidigung und wäre keine, selbst wenn ich ihnen bekannt wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Annehmlichkeit eines Redacteurs.

Ein amerikanisches „Wechselblatt" stellt die Annehmlichkeit eines Redacteurs, von denen die Wenigsten sich einen Begriff machen können, ungefähr in folgender Weise zusammen:

Schreiben wir Leitartikel über Tagesfragen, so greifen wir dem Urtheil der Leser vor und sollten dafür lieber Thatsachen aus anderen Weltgegenden berichten.

Liefern wir Ausschnitte aus anderen Blättern, also die gewünschten Thatsachen aus anderen Weltgegenden, so sind wir zu faul, um Leitartikel zu schreiben.

Schreiben wir für die Regierung, so sind wir „feile, erkaufte Subjecte und Aemterjäger." Schreiben wir gegen die Regierung, so sind wir Abtrünnige von der Partei.

Bringen wir ausführliche Kritiken über Theater, Concerte u. s. w., die nach unserer besten Ueberzeugung geschrieben sind, so sind sie den Einen zu langweilig, und die Anderen behaupten, daß jedes Lob und jeder Tadel parteiisch ist. Bringen wir eine allgemeine Kritik ohne „Specialpuffs", so ist das ein „Humbug", und bringen wir endlich gar keine Kritik, so sind wir ein Verrächter der Kunst.

Widmen wir unsere Mußestunden Privatfreunden oder Privatstudien, so sind wir stolz und ziehen uns vom Publicum zurück, mit dem wir uns bekannt zu machen haben.

Gehen wir Abends in Wirthschaften, um uns mit dem Publicum bekannt zu machen, so sind wir ein Bummler und treiben uns auf Bierbänken herum. — Ditto: Fehlen wir bei Eröffnung einer neu eingerichteten Wirthschaft zum Lunch, so ist uns das Local offenbar nicht gut genug, um es zu besuchen. Stellen wir uns zum Lunch ein, so heißt es: „Na, er fehlt doch gewiß bei keinem Lunch!"

Berichten wir, daß Trichinen im Schweinefleisch sind, so verderben wir den Fleischern das Geschäft. Sagen wir, daß keine Trichinen d'rin sind, so bekommen wir die Gelehrten auf den Hals; und sagen wir, daß gar Nichts im Scheinefleisch ist, so wird's erst recht mit Allen verdorben.

Fühlt ein Bierbrauer in der Hundstagshitze oder in der Decemberkälte oder auch beim Erwachen des Frühlings, welcher alle Herzen gefühlvoller stimmt, oder auch selbst zur Herbstzeit ein menschliches Regen und schickt den Schwarzkünstlern etwas Stoff auf die Office, so sind wir parteiisch, wenn wir ihm einen „Extrapuff" dafür verabfolgen. (Kommt übrigens selten vor.)

Ditto: Wenn irgend ein junger Anfänger so höflich ist, uns einen Besuch abzustatten, und einmal um eine besondere Erwähnung seines Geschäftes zu ersuchen. (Auch nicht sehr häufig.)

Versäumen wir es aber, einem hochstehenden Geschäftsmann den „selbstverständlichen" Puff zu geben, so haben wir uns auf den allerschönsten Rüffel gefaßt zu machen. (Passirt öfter.)

Stirbt dem Hans oder Peter über Nacht eine Kuh, und findet er dies wichtige Ereigniß am nächsten Tage nicht ausführlich berichtet, so bestellt er die Zeitung ab.

Preßfreiheit muß sein! ruft Alles im Chorus. Nimmt sich aber Einer einmal die Freiheit, gegen eine Veröffentlichung auch öffentlich zu sagen, Lobhudelei verdecke gerechtes Lob, hui! wird da der Redacteur gescholten, der so Etwas angenommen.

Sind wir gerade mit den dringensten Arbeiten beschäftigt, so kommt irgend Jemand, der eine Anzeige wegen eines verlaufenen Pin-

schers zu bestellen hat, läßt sich gemüthlich nieder, stopft sich (bei diesen theuren Zeiten) eine Pfeife aus dem editoriellen Tabackskasten und erzählt uns seine ganze Familiengeschichte vom Urgroßvater herab mit allen Seitenverzweigungen nebst den Familiengeheimnissen des verloren gegangenen Pinschers.

Bringen wir die telegraphischen Berichte ausführlich, so heißt es: Das ist ja doch Alles erlogen, und wird morgen widerrufen. Bringen wir sie im Auszuge, so versteht es sich von selbst, daß wir Das, was uns mißliebig ist, absichtlich unterdrücken.

Hat sich ein armer Junge das rechte Bein gebrochen, und wir berichten unglücklicher Weise, daß es das linke gewesen ist, so haben wir die schönsten Grobheiten wegen „Lügen und Entstellung“ zu erwarten

Steigen die Papierpreise, so darf die Zeitung weder theurer noch kleiner werden. Fallen sie aber, so muß sie billiger oder größer werden.

Und so weiter.

O ja, das Leben eines Zeitungsschreibers ist eine ununterbrochene Kette von Annehmlichkeiten, so daß man zu Zeiten vor Vergnügen und Wollust schier aus der Haut fahren möchte.

Dabei fällt uns noch, wie Lincoln zu sagen pflegte, eine „Geschichte“ ein: Ein Vater ging mit seinem Jungen, indem er auf einen Mann zeigte, der auf der gegenüberliegenden Seite der Straße ging: „Papa wer ist der Mann dort drüben?“ „Sei stille,“ antwortete der Vater, „du kannst nicht wissen, wie es dir noch einmal im Leben gehen mag; das ist ein Zeitungsschreiber.“

Lebensphilosophie.

Die Erinnerung vergangener Tage ist die Richterin über das Leben der Menschen. Wohl dem, den ein guter Engel mit Frieden umweht, wenn er zurück sieht! Wehe dem, dem fruchtlose Reue jeden Rückblick verbittert.

Es siegt die Schönheit, wenn sie sich in Anmuth kleidet.

Verschiedenes.

Wie viele Wörter hat die deutsche Sprache? fragt ein Sprachgelehrter in einem ausländischen Blatte und erwiedert sich: Die Antwort liegt wieder in einer Frage: Wie viele Gestirne hat das Firmament? Wie viele Species hat die europäische Flora oder Fauna? Alles, was der Astronom, der Botaniker, der Zoologe auf solche unvorsichtige Anfragen entgegnen kann, wird in seiner Art der Philologe für seine Antwort verwenden können. Wenn wir unseren Landsleuten sagen, daß, zehn Worte auf die Spalte gerechnet, „Fromm“ im Grimm'schen Wörterbuch das 57,440ste ist, daß, nach einer ziemlich zuverlässigen Rechnung, mit dem Wort „Fromm“ etwa das erste Viertheil unseres Wortschatzes abschließt, daß also das bescheidene Wort „Zwusel,“ welches in Heyse's Wörterbuch zuhinterst steht, seinerzeit bei Grimm das 229,760ste sein wird, — wenn wir das hiemit gesagt haben wollen, so wird auch der unermüdlichste Maulheld sich für dieses Leben versorgt wissen, und wird auch die beredteste Streiterin den Trost haben, daß ihr immer noch ein „letztes Wort“ zur Verfügung stehe. Auch hier bewährt sich der Satz, daß der Mensch im Grunde viel weniger bedarf, als er besitzt. Die schweigsamen Engländer schätzen ihren Zungenvorrath auf etwa 100,000 Stück, aber ihrem größten Dichter haben 15,000 genügt, um den Kreis des Lebens zu umspannen und auf seiner Bahn „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ überall das rechte Losungswort abzugeben. Seines Nachfolgers Milton gesammte Werke sind aus etwa 8000 Wörtern zusammengestellt, und ein Buch, das sich das berühmteste nennen darf, das Alte Testament, umfaßt keine 6000. Ein Geistlicher von einem der friesischen Eilande versichert, daß ein Taglöhner in seinem Kirchsprengel sein Leben lang nicht über 300 Wörter verbrauche. So dürfen wir als gewiß annehmen, daß der Durchschnittsmensch sich von der Schulbank bis zum Grab mit wenigen tausend Wörtern durchschlägt; er kann noch Dummheiten genug damit sagen.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 68. Freitag, den 8. Juni **1866.**

Mai 1866.

Terzinen von Robert Prutz.

Ja, das ist Krieg! Drommeten hör' ich tönen,
Die Trommel ruft und lockt von Ort zu Orte,
Geschütze rasseln, Rosseshufe dröhnen.

Kohorte drängt sich klirrend auf Kohorte,
Entrollte Banner flattern in den Lüften
Und kreischend öffnet sich die Januspforte.

Was grünst du, Saat? Was soll, o Lenz, dein Düften?
Denn eine Ernte kommt, da wird der Schnitter
In rothem Blute steh'n bis zu den Hüften.

Statt Blüthenflocken regnet's Eisensplitter,
Der Keim des Wohlstand's, halb erst aufgegangen,
Ersäuft in ungeheurem Kriegsgewitter.

Und hinterdrein, mit fieberbleichen Wangen,
In's Hungertuch den räud'gen Leib geschlagen,
Die Seuche kommt, die furchtbare gegangen.

Da statt Kanonen rasseln Leichenwagen,
Und was des Krieges grimmer Zahn verschonte,
Das wird der Pest als Opfer hingetragen.

Doch nun der Preis, um den es sich verlohnte,
Auf einen Wurf sein Alles so zu setzen
Und muthig zu besteh'n das Ungewohnte?

Die Feinde wo, die ihre Schwerter wetzen,
Die Ehre unsres Landes hinzumorden,
Und unser Recht, das heil'ge, zu verletzen?

Woll'n etwa sich des Nordpol's gier'ge Horden,
Baschkir sich und Kalmück noch einmal treffen,
Zum Stelldichein an uns'res Rheines Borden?

Wie? oder treibt es endlich doch den Neffen,
Da alle andern Künste fehl geschlagen,
Des großen Oheims Beispiel nachzuäffen?

O nein, es will, — entsetzensvoll zu sagen!
Der Deutsche will, in furchtbarer Verblendung
Mit Deutschen in den Bruderkampf sich wagen!

Wohl hat der Krieg auch eine heil'ge Sendung,
Es wiegt kein Volk in ewig gleichen Gleisen
Sich sanft empor zum Gipfel der Vollendung.

Schon aus dem Mund der Alten hört' ich preisen
Den Krieg als einen Vater aller Dinge,
Und was kein Balsam heilt, das heilt das Eisen.

Vielleicht, wer weiß — die Hoffnung ist geringe,
Daß ohne Blut, von Bruderhand vergossen,
Der Bau der deutschen Einheit uns gelinge.

Schon lange sah'n, gleich drohenden Colossen,
Ein Wetter wir am Horizonte stehen,
Kometenhaft, von Leichenduft umflossen.

Soll jetzt das Rad der Weltenuhr sich drehen
Und naht sich die Entscheidung großer Thaten —
Wir sind bereit; was sein soll, wird geschehen.

Doch dieser Krieg, geschürt von Diplomaten,
Gezeugt im Cabinet, in nächt'ger Stunde,
Das ist der Krieg nicht, den die Seher rathen:

Der Krieg, aus dessen blutbespritztem Grunde
Der Freiheit Rose himmelwärts wird ragen,
Mit leisem Hauche kühlend jede Wunde;

Der Krieg, der letzte, den wir werden schlagen,
Und eh' nicht senkt das Schwert sich in die Scheide,
Als bis ein neuer Tag der Welt wird tagen!

Hier aber buhlt die Falschheit mit dem Neide,
Von Habsucht wird die Habsucht überboten,
Und gleiches Unrecht drückt gleich schwer auf Beide.

Drum stilisirt ihr Noten gleich auf Noten,
Ja schreibt ihr ganze Berge auch zusammen,
Ihr weckt zum Leben dennoch nicht die Todten!

Dies Eine ja, es muß euch schon verdammen:
Nicht schlechter sind wir traun als unsre Väter,
Und doch, wo sind, die sie durchglüht, die Flammen?

Wohl folgt dem Ruf der Landmann wie der Städter,
Doch beide zögernd, beide nur gezwungen,
Langsam, wie halbertappte Missethäter.

Wie anders, da des Königs Ruf erklungen,
Das Joch des Frankenkaisers abzuwerfen,
Wie jauchzten auf die Alten sammt den Jungen!

Da wurden Erz der Weiber zarte Nerven,
Sie schnitten sich vom Haupt den Schmuck der Locken
Und lernten, Dolche sich aus Nadeln schärfen.

Jetzt aber drängt, halb grollend, halb erschrocken,
Die Menge sich an des Palastes Pforte,
Die Kriegsmusik tönt ihr wie Sterbeglocken.

Laßt denn zum wenigsten die großen Worte,
Das Prahlen laßt mit den erlauchten Ahnen,
Sie sind beim ew'gen Gott, hier schlecht am Orte.

Sprecht nicht vom alten Fritz! Vor seinen Fahnen,
Mit Adlerfittig, flög' der Geist der Zeiten
Und ebnete für ihn die Siegesbahnen.

Drum auch dem deutschen Volk, dem tiefentzweiten,
Gab er durch Kampf die höh're Einheit wieder
Und lehrte uns, mit Geisteswaffen streiten.

Ihr aber reißt, was er gebaut hat, nieder,
Sein Name wird zum Fluch in eurem Munde,
Zum Spotte werden alte Siegeslieder.

Faul ist der Staat, faul innen bis zum Grunde,
Und diese tiefe innerliche Fäule,
Aufbrechen soll sie nun in blut'ger Wunde.

Ihr habt gepflegt der innern Zwietracht Beule,
So wollt ihr nun den Krieg als Pflaster brauchen;

— — — — — — — — — — — — — — —

Doch ehe noch die Feuerzeichen rauchen,
Eh' noch, zum Untergang für Millionen,
In Bruderblut sich unsere Hände tauchen:

O hört, ihr Könige, auf gold'nen Thronen,
O hört das Volk aufschrei'n in tiefstem Leide
Und schonet sein, so lang noch Zeit zu schonen!

Macht euren Purpur nicht zum Nessuskleide,
Denkt, daß ein letzter kommt von allen Tagen,
Bedenkt, die ihr geschworen habt, die Eide!

Ihr habt die Macht, dem Sturmwind könnt ihr sagen,
Daß er uns soll mit grimmer Klaue fassen
Und soll die Krallen in das Fleisch uns schlagen.

Eins könnt ihr nicht, nicht, den ihr losgelassen,
Mit einem Hauch des Mund's zur Ruhe sprechen;
Noch sind die Völker fromm, lehrt sie nicht hassen!

Schon braust das Meer, es quillt in tausend Bächen,
Vergebens flieht ihr hinter Wall und Graben,
Die Woge steigt und eure Dämme brechen —
Die Sündfluth wolltet ihr; ihr sollt sie haben!
Stettin im Mai 1866.

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Sie waren im Kloster angekommen. Maria, die Stein mit Ungeduld erwartete, führte ihn sogleich zu dem Unbekannten. Sie hatten ihn in die Zelle des Priors gebracht, in der man eilig und so gut es gehen mochte, ein Bett aufgeschlagen hatte. Maria und Stein drängten sich durch die Diener und Jäger, die den Patienten umstanden. Es war dies ein junger Mann von hoher Gestalt; schwarze, dichte Locken hingen über sein bleiches, schönes Gesicht. Kaum hatte ihn Stein erblickt, so stieß er einen Schrei aus und stürzte auf ihn zu; doch sogleich hielt er erschrocken an, und seine zitternden Hände in einander faltend, rief er schmerzlich: „Guter Gott, der Herzog!"

„Kennt Ihr mich? fragte der Herzog; denn es war in der That der Herzog von Almansa, den Stein in dem jungen Manne wieder erkannte.

„Kennt Ihr mich?" wiederholte er, indem er den Kopf ein wenig erhob und seine große, schwarze Augen auf Stein heftete; jedoch ohne ihn zu erkennen.

„Er erinnert sich meiner nicht mehr," flüsterte Stein, und zwei große Thränen rollten über seine Wangen. „Großmüthige Seelen vergessen das Gute, das sie thun, dankbare Seelen bewahren das Gute, das sie empfangen haben, ewig im Gedächtnisse."

„Das ist ein guter Anfang!" sagte Einer der Umstehenden. „Ein Arzt, der weint, da sind wir gut berathen!"

„Welch' fataler Fall!" fügte ein Anderer hinzu.

„Doctor," sagte der Herzog, „ich gebe mich in Eure Hände. Ich vertraue auf Gott, Euch und meinen guten Stern. Geht an's Werk und verliert keine Zeit."

Als Stein diese Worte vernahm, erhob er sein Haupt; sein Gesicht war ruhig und heiter, und in bescheidener, doch gebietender Weise hieß er die Umstehenden sich entfernen. Hierauf untersuchte er mit geschickter, erfahrener Hand den Patienten. Alles geschah mit solcher Sicherheit und Ruhe, daß bald alles Geflüster verstummte und man in dem Zimmer nur noch das fieberhafte Athmen des Leidenden hörte.

„Der Herr Herzog," sagte Stein nach beendigter Untersuchung, „hat sich das Fußgelenk verdreht und das Bein gebrochen. Doch glaube ich mit Zuversicht seine vollkommene Heilung versprechen zu dürfen."

„Werde ich hinkend bleiben?" fragte der Herzog.

„Nein, sie können darüber vollkommen beruhigt sein."

„So fangt denn an, in Gottes Namen! Ich will Euch für den ersten Chirurgen in der ganzen Welt erklären, wenn Ihr mir mein gerades Bein erhaltet.“

Stein blieb ganz ruhig. Er schickte nach Manuel, dessen Stärke und Gelehrigkeit er kannte, und auf den er sich mit voller Sicherheit verlassen konnte. Mit seiner Hülfe begann er die Cur, die eine gefährliche und fürchterliche war; doch Stein schien gar keine Notiz zu nehmen von den Schmerzen, die der Patient zu erdulden hatte.

Nach Verlauf einer halben Stunde war die Operation beendet, und der Herzog fühlte sich, obgleich noch sehr matt und entkräftet, doch merklich erleichtert.

Stein wurde von allen Seiten beglückwünscht und erhielt von den Begleitern des Herzogs die ehrenvollste Anerkennung. Jeder beeiferte sich, ihm seine Achtung und Bewunderung zu beweisen. Er antwortete in seiner bescheidenen, fast schüchternen Weise Allen mit freundlicher Höflichkeit. Wer aber wie verklärt und — wie der Spanier sagt — wie in Rosenwasser gebadet dastand, das war die gute Maria.

„Sagte ich es denn nicht?“ wiederholte sie unaufhörlich; „sagte ich es denn nicht?“

Die Freunde des Herzogs, die jetzt über dessen Zustand vollkommen beruhigt waren, kehrten nach Hause zurück. Der Leidende hatte gewünscht, daß man ihn allein unter dem Schutze seines geschickten Arztes und alten Freundes, wie er ihn nannte, lassen möge, und entließ sogar alle seine Diener bis auf einen.

Jetzt konnten er und der Doctor ihre alte Bekanntschaft ungestört erneuern. Der Herzog war eine jener höhern, wenig materiellen Naturen, auf welche die Gewohnheit des körperlichen Wohlbefindens keinen tiefen Eindruck macht; einer jener privilegirten Geister, die sich über die Umstände erheben — nicht mit einem heftigen Ruck, sondern mit Ruhe und Besonnenheit, und die ihr leichter Sinn, ein: „Was liegt daran?“ wie mit einem eisernen, unangreifbaren Panzer umhüllt; eines jener Herzen, wie sie unter den Rüstungen des 15. Jahhunderts schlugen, und wie man noch einzelne hie und da in Spanien antrifft.

Stein erzählte dem Herzog sein Leben im Lager, sein Mißgeschick, seine Ankunft im Kloster, seine Liebe und Heirath. Der Herzog hörte mit großem Interesse zu und wurde sehr neugierig, die Hütte, die Stein höher als einen Palast schätzte, den Fischer und besonders Marisalada kennen zu lernen. Der erste Ausflug, den sie mit einander machten, war demnach an die Meeresküste. Der Sommer hatte begonnen, und die frische Seeluft, dieser reine Athem des unermeßlichen Elementes, hauchte sie kühl und kräftigend an. Die Veste San Cristobal schien sich erst mit einem neuen grünen Kranze geschmückt zu haben zu Ehren des hohen Beschauers, dessen Augen sie sich zum ersten Male darbot. Die Blumen, die das Dach der Fischerhütte zu einem wahren Garten der Semiramis umgeschaffen hatten, neigten sich, von sanften Lüftchen berührt, gegen einander, wie schüchterne Mädchen, die sich ihre Liebesgeheimnisse in's Ohr flüstern.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Entstehung der Varietäten im Pflanzenreiche.

Die meisten Abarten der Pflanzen sind nach gegenseitiger Befruchtung aus Samen entstanden. So ist das **Ribes Gordonianum** ein Bastard, ein Mittelding zwischen **Ribes sanguineum** und **Ribes aureum**. Decaisne in Paris hat in jüngster Zeit eine gemeine Akazie mit rother Blüthe aus Samen erzogen; wahrscheinlich war dieses Samenkorn von der rothblühenden **Robinia hispida** befruchtet. Und so kennt jeder Gärtner den Einfluß des Blumenstaubes auf verwandte Arten und Abarten. Wo z. B. Stangenbohnen und Buschbohnen beisammen stehen, liefern die Samen der letzteren keine Zwergbohnen mehr, weil, meistens durch die Bienen, die Blüthen von jener befruchtet worden sind. Ebenso erhält man keine Rothrüben mehr, wenn Dickrüben zu Samen in der Nähe erzogen wurden.

Außer dieser geschlechtlichen Erzeugung entstehen aber auch neue Varietäten auf ungeschlechtlichem Wege. Eine Trauerweide z. B. trieb plötzlich durch Stockung des Saftes, durch einen Insectenstich oder eine andere Ursache ein Aestchen mit geringelten Blättern; man löste dieses ab, erzog diesen Steckling zur Pflanze, und wir besitzen nun diese schöne Abart unter dem Namen Napoleonsweide,

immer in ihrem Wuchse sich gleich bleibend (hier neben dem Hause des Herrn Carl Abresch stehend). Ebenso ist der Cactus monstrosus als verkrüppelter Auswuchs von Cactus peruvianus entstanden. In England zeigte ein gemeiner Bohnenbaum plötzlich ein Aestchen mit rother Blüthe. Der verständige Gärtner löste dieses ab, vermehrte es durch Veredlung weiter und lieferte so den rothblühenden Bohnenbaum, Cytisus Laburnum Adami, wie wir ihn hier auf dem Kirchhofe besitzen. Umgekehrt zeigt oft eine Varietät durch einzelne Aeste — wie hier — und besonders oft der buntblätterigen, japanischen Evonymen, ein Bestreben, in die ursprüngliche Art zurückzukehren.

Durch Einfluß des Bodens, durch Alkalien u. dgl. entsteht weder eine neue Varietät noch eine Färbung der Blumenkrone. Die Culturvarietäten (Pensées) oder die durch Marasmus entstandenen (pomaschirte Blätter), sowie das Ausarten des rothen Traminers in den weißen, gehören nicht hierher. Nur eine einzige Pflanze findet sich, deren rothe Blüthe durch Beimengung von Eisenoxyd unter die Erde blau gefärbt werden kann, und das ist die bekannte Hortensie.

In England setzte man früher hohe Preise z. B. auf eine himmelblaue Nelke. Referent selbst glaubte in seiner Jugend auch, durch gewisse Bodenbeizen die Blüthenfarbe verändern zu können: — Alles — vergebens! Ein Färbermeister aus Thüringen hat freilich einmal einen solchen Nelkenstock nach London gebracht und war nahe daran, die 1000 Pfund zu erhalten, als es sich durch die folgenden Blüthen herausstellte, daß es eine weiße, die schön blau gefärbt war.

Mit allen diesen blauen Nelken, schwarzen Rosen, blauen Granaten, dreifarbigen Schneeballen ꝛc. geht es wie mit den Spargelkörnern, welche schon nach 3 Monaten gestochen werden können.

Die Natur läßt sich in angegebener Weise nicht bezwingen, obgleich sie, trotz ihren ewig feststehenden Gesetzen, besonders in der Blumisterei, oft wunderbare Seitensprünge macht. Niemand hat in der Gewalt, gewisse neue Gebilde in dieser Beziehung zu erziehen; nicht einmal eine bestimmte Obstsorte können wir sicher aus Samen erhalten, während die Natur geheimnißvoll und aus sich selbst oft die edelsten Früchte und die prachtvollsten Blüthen hervorbringt.

In das Innere der Natur
Dringt kein erschaffener Geist.

Dank.

Verschiedenes.

„Was ist für ein Unterschied zwischen einem Geistlichen und einem Esel?" frug einst auf der Reise ein Commis-voyageur einen ihm gegenübersitzenden Abt.

Als Letzterer es nicht errieth, sagte der Handlungsreisende lachend:

„Der Geistliche trägt das Kreuz vorn auf der Brust, und der Esel hinten auf dem Rücken."

Der Abt, den die Antwort ärgerte, verhielt sich eine Zeitlang ruhig und frug dann seinerseits:

„Was für ein Unterschied ist aber, mein Herr, zwischen einem Commis-voyageur und einem Esel?"

Der Reisende sagt nach kurzem Besinnen:

„Ich weiß keinen."

„Ich auch nicht," sagte der Abt, indem er schlau lächelte.

(Ländlich sittlich!) In den Theatern zu Madrid herrscht ein Sitte, mit der sich unsere von jedem Luftzug womöglich afficirten Sänger und Sängerinnen, die man oft, um ihrer für eine Vorstellung ganz gewiß zu sein, am liebsten unter eine Glasglocke setzen möchte, wohl niemals befreunden würden. Sobald nach dem Actschluß der Vorhang gefallen, wird hinter den Coulissen, auf dem Schnürboden, in den Garderobezimmern und Kellern geraucht. Primadonna, erster Tenor und Baß ziehen, sowie sie ihre Arie beendet, die Cigarren aus dem Etui und bitten den nächsten Belcore oder Figaro um Feuer. Wenn sich dann die Gardine wieder hebt, sieht man vor lauter blauem Dunst und Qualm oft kaum den Hintergrund der Bühne. Doch bei der allgemeinen Rauchlust der Spanier verzeiht man den Darstellern diese poetische Freiheit.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 69. Sonntag, den 10. Juni 1866.

Bayrisch' Pfalz!
Schyre, halt's!

O schöne Pfalz am Rhein,
Du darfst ja deutsch nur sein!
Nein, wir können's nimmer glauben,
Daß ein Schyre dich läßt rauben,
Schönste Perle sein,
Gold'ne Pfalz am Rhein!

O Paradies am Rhein
Mit deinem Feuerwein!
Deine süßen, gold'nen Trauben
Darf kein Wälscher je dir rauben.
Tapf'rer Bayern Hut
Schützt dein edles Gut.

Wohl nimmer trifft uns Schmach,
So lang noch Wittelsbach,
Das erlauchte Haus von Bayern,
Weiß mit Kraft dem Sturm zu steuern.
Bayern! wehrt der Schmach!
Auf für Wittelsbach!

Deidesheim, den 24. Mai 1866.

Karl Rohr.

*La Gaviota.
Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Das Meer warf in kurzen Pausen seine schäumenden Wellen bis zu den Füßen des Herzogs, wie um ihm den Willkommgruß zu bieten. Hoch oben, wohin das Auge kaum sich erheben konnte, erscholl der Gesang der Lerche. Der Herzog setzte sich ermüdet auf einen Stein. Er war Dichter und genoß schweigend die wundervolle Naturscene. Wiederholt ertönte aus der Ferne eine Stimme, die eine einfache, schwermüthige Weise sang. Ueberrascht sah der Herzog seinen Begleiter an, dieser lächelte. Die Stimme ertönte fort.

„Stein," sagte der Herzog, „wohnen Sirenen in diesen Fluthen, oder Engel in diesem Luftkreis?"

Statt aller Antwort setzte Stein seine Flöte an den Mund und wiederholte die Melodie.

Jetzt erst bemerkte der Herzog, daß sich ihnen, halb laufend, halb hüpfend, ein dunkelfarbiges junges Weib näherte, die aber stehen blieb, als sie die Männer erblickte.

„Dies ist meine Frau," sagte Stein; „meine Maria."

„Die die wundervollste Stimme auf Erden hat," rief der Herzog begeistert. „Senora, ich kann wohl sagen, daß ich die berühmtesten Sängerinen Europa's gehört habe, niemals aber hat mein Ohr Töne vernommen, die meine Bewunderung und Sympathie erregten, wie Eure Stimme."

Wenn das dunkle, unveränderliche Gesicht Maria's eines Farbenwechsels fähig gewesen wäre, so hätte man den Purpur des Stolzes und der höchsten Befriedigung auf ihren Wangen können aufleuchten sehen bei dem begeisterten Lobe einer so hohen Persönlichkeit, eines so sachkundigen Beurtheilers, wie der Herzog war.

Er fuhr fort: „Ihr besitzt Beide Gaben, mit denen man sein Glück in der Welt macht. Wollt ihr ewig im Dunkel und der Vergessenheit begraben bleiben? — Das darf nicht sein, das soll nicht sein. Ihr dürft der Gesellschaft nicht länger eure Kräfte und Gaben entziehen. Das hieße freveln."

„Wir sind hier so glücklich, Herr Herzog," entgegnete Stein, „daß jede freiwillige Aenderung meiner Lage mir wie schwarze Undankbarkeit gegen die Vorsehung erschiene."

„Stein!" rief der Herzog, „ist das noch

der feste, ruhige, muthige Mann, den ich so bewunderte, als wir zusammen an Bord des „Sovereign" reis'ten? — Was ist aus all Eurer Liebe zu den Wissenschaften geworden, aus dem glühenden Wunsch, sich der leidenden Menschheit zu weihen? — Seid Ihr durch das Glück entnervt werden? — So sollte es also wahr sein, daß das Glück die Menschen zu Egoisten machte!"

Stein senkte das Haupt.

„Senora," wandte sich der Herzog an Marisalada, „in Euerm Alter und mit solchen Talenten könntet Ihr wirklich, wie jene Ruinen, auf immer zwischen diesen Felsen leben — lebendig hier begraben sein!"

Maria's Herz schlug heftig vor Entzücken und verführerischer Hoffnungen voll; doch antwortete sie mit anscheinender Kälte: „Ich glaube, Ihr habt Recht. — Ich ginge wohl mit."

„Und dein Vater?" fragte Stein im Tone des Vorwurfs.

„Er ist fischen gegangen," antwortete sie, absichtlich die Frage mißverstehend.

Der Herzog begann jetzt eine genaue Auseinandersetzung aller der glänzenden Erfolge, zu denen die bewundrungswürdige Gabe der jungen Frau führen, und daß sie ihr einen Thron und eine Goldgrube bieten würde. Maria hörte fast athemlos zu, während der Herzog das Spiel ihrer Physiognomie bewunderte, deren Ausdruck von der Kälte zum Enthusiasmus überging; bald gleichgültig, bald energisch erschien.

Als der Herzog sich verabschiedete, sagte Maria laut genug, um von demselben gehört zu werden und in der größten Aufregung zu ihrem Gatten: „Wir gehen! Wir gehen! Wie! das Schicksal ruft mich und will mir Lorbeerkränze flechten, und ich sollte taub für seinen Ruf sein? — Nein! Nein!"

Stein folgte traurig dem Herzog.

Als sie im Kloster ankamen, fragte die alte Großmutter diesen Letztern, der seiner sorgsamen Pflegerin sehr zugethan war: „Nun, wie hat Euch das liebe Kind gefallen? — Ist unsre Marisalada nicht ein reizendes Geschöpf?"

„Ja wohl ist sie reizend," antwortete der Herzog. „Ihre Augen sind von jenen, welchen, wie ein Dichter sagt, nur der Adler die Stirne bieten kann."

„Und ihre Anmuth!" fuhr die gute Matrone fort, „und ihre Stimme!"

„Ihre Stimme," sagte der Herzog, „ist unvergleichlich und soll und darf nicht in dieser Einöde ungehört, unbewundert verklingen. Ihr habt genug an euern Nachtigallen und Hänflingen. Es ist entschieden. Die Beiden gehen mit mir."

Wäre ein Blitz vor Maria's Füßen in den Boden gefahren, er hätte keine schrecklichere Wirkung auf sie hervorgebracht, als diese Worte es thaten.

„Und sie wollen mit Euch gehen!" stammelte sie wie betäubt.

„Freilich wollen sie," erwiederte der Herzog, indem er in sein Zimmer trat.

Maria blieb eine geraume Zeit regungslos und wie angewurzelt stehen, dann suchte sie Fra Gabriel auf.

„Sie gehen!" rief sie ihm weinend entgegen.

„Gott sei gedankt!" entgegnete der Bruder. Die Marmorböden in der Zelle des Herrn Priors haben genug Schaden gelitten. Was würde Seine Hochwürden sagen, wenn Sie jetzt zurückkäme?"

„Nun, Ihr habt mich nicht verstanden," unterbrach ihn die Alte. „Don Federico und seine Frau sind es, die weggehen."

„Warum gehen sie weg? — Nein, das ist nicht möglich!"

„Ist es denn wirklich wahr?" fragte Maria den Doctor, der sie überall gesucht hatte und jetzt herankam.

„Sie will es!" antwortete er seufzend und mit niedergeschlagener Miene.

„So sagt immer ihr Vater," fuhr die arme Frau fort, „und mit dieser Antwort im Munde hätte er sie sterben lassen, wenn wir Andern nicht gewesen wären."

„Ach, Don Federico! Es geht Euch ja hier so gut!"

„Ich glaube und hoffe nicht an einem Orte der Erde glücklicher zu sein, als hier bei Euch, meine gute Mutter."

„Eines Tages werdet Ihr es bereuen. Und der arme Pedro! Guter Gott! Warum mußte denn die Welt ihren Arm bis hierher ausstrecken?"

In diesem Augenblick trat Don Modesto ein. Er hatte seine Besuche seit einiger Zeit eingestellt; nicht, daß der Herzog ihn gleichgültig

behandelt, oder daß er auf den alten Veteranen nicht dieselbe unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt hätte, wie auf alle Uebrigen, die sich seiner Nähe erfreuten; aber wir wissen ja, wie regelrecht und fadengerade Don Modesto war, und er hatte sich vorgenommen, vor dem Herzog, General und Ex-Kriegsminister nur im strengsten Ceremoniel zu erscheinen. Die geheimnißvolle Rose hatte ihm erklärt, daß seine Uniform für den activen Dienst nicht mehr tauge, und dies war der Grund seines Wegbleibens. Als Maria ihm ankündigte, daß der Herzog in zwei Tagen abreisen werde, ging Modesto sogleich wieder weg.

Er trug einen großen Plan in seinem Gehirne und brauchte Zeit, ihn zu Tage zu fördern.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochzeitsreise.

Man muß den Titel nur recht verstehen: es gibt auch Hochzeitsreisen vor der Hochzeit, und eine solche wurde kürzlich in der Bretagne von drei Jungfrauen gemacht, welche die nothwendige männliche Begleitung in sich selbst darstellten; denn hoch von Wuchs, breit von Brust und Schultern, kräftig in Muskeln und Sehnen, erscheinen sie als Mannweiber erster Sorte, schwörend und fluchend wie ein Grenadier, und im Faustkampf den ersten Boxern des perfiden Albion nicht nachstehend.

Adele, die älteste der drei Viragos, zählt bereits mehrere Dienstjahre — in den Centralgefängnissen. Die zweite, Melanie, war bereits zwei Mal in ihrer Gesellschaft; endlich die jugendliche Julie ist vor zwei Jahren vor gleichem Schicksal nur dadurch bewahrt worden, daß sie damals erst 15 Lenze zählte. Vater und Bruder sind Todes verblichen; eine vierte Schwester weilt noch hinter den Mauern, nicht etwa eines Klosters, und so blieben von dieser tugendhaften Familie nur unsere drei Waisen übrig, sich selbst und ihrem resoluten Charakter überlassen.

Allein es war dies eine Race, welche nicht an's Aussterben dachte.

Die dunkeläugige Melanie hatte jüngst das Herz eines Holzschuhmachers im benachbarten Dorf in Brand gesetzt, und zwar als er ihr eines Morgens ein Paar reizender Holzschuhe anprobirte. Länge, Breite und Fülle ihres niedlichen Fußes erweckten ein tiefes Gefühl in dem Künstler der vegetabilischen Fußbekleidung. Von dem Bekannten auf das Unbekannte schließend, bewarb er sich bereits nach zehn Minuten um die Hand seiner jungfräulichen Kundin, die ihm auch ohne das übliche Erröthen sofort zugestanden wurde. Die Hochzeit wurde auf den 25. nächsten Monats festgesetzt.

Und nun kommt die bewußte Reise.

Am Abend des 21. rüsteten sich die drei Schwestern zu ihrem Kriegs- und Beutezug: und es war dringend nöthig, denn ihre ererbte väterliche Strohhütte war so leer, wie ihr Portemonnaie gewesen sein würde, wenn sie eins gehabt hätten. Fast das Einzige, was von fahrender Habe noch vorhanden war, bestand aus Fahrniß im wörtlichen Sinn, einem uralten kleinen Leiterwägelchen und dazu einer wo möglich noch älteren Mähre, so alt wie die von den Nibelungen: Rozinante war ein Rennpferd im Vergleich mit ihr. Gleichwohl ließ sie sich, so abgespannt sie war, noch anspannen und vermochte einen Kilometer in fast zwei Stunden zurückzulegen. Sie ging auch freudigen Herzens, weil sie draußen auf Futter hoffen konnte, was zu Hause eine gänzlich unbekannte Größe war.

Es galt also, die nothwendigsten Victualien für das Hochzeitsmahl zu ergattern, und so bestiegen die Schwestern das unter ihrem Gewicht im Innersten erkrachende Gefährte und machten sich auf den Weg. Den Kutscher machte Adele, die schon oft im Feuer gewesen war und keinen Mann der Welt fürchtete.

Es war ein Abend ohne Mond und Sterne, so recht für Verliebte und Diebe geeignet; denn es ist ein verjährter Irrthum, daß der wandelbare Mond den Verliebten günstig sei. Gegen 11 Uhr schlug der Hund des einzeln stehenden Pachthofs an und wurde bald wie toll. Der Hausvater, sein Bruder und die zwei Knechte schliefen den Schlaf der Gerechten; allein die Pächterin, welche Abends zuvor ein Dutzend Leintücher vor das Haus zum Trocknen aufgelegt hatte, schlummerte aus Besorgniß nur mit halber Kraft und spitzte sogleich die Ohren, als der treue Phylax Laut gab. Erwachend lauschte sie noch ein Mal, sprang mit einem Satz zum Bett heraus und

stürzte im einfachsten Aufzug zu ihrem Bleichplatz. Jetzt war in der That das Erbleichen an ihr, denn alle zwölf Leintücher waren verschwunden; von Weitem hörte man noch „ferndonnernd" das Knarren ungeschmierter Räder.

Wie ein Pfeil ins Haus zurückschießen, einen Knecht am Fuß herausziehen, den Schwager im Genick schütteln und dem Mann einige Rippenstöße versetzen — war das Werk eines Augenblickes. Allgemeines Gähnen, Fragen, ungeduldige Auskunft, darauf schleunigster Aufbruch der drei Männer, ohne mehr als die Hosen überzuwerfen.

Das Roß, welches den Beutewagen zog, war leicht einzuholen; schon auf einen Kilometer Distance befanden sich die Verfolger Angesichts des Fuhrwerks. Man kündigt den drei Schwestern den Diebstahl der Wäsche an und macht sich an eine Durchsuchung des Wagens. Das Erste, was dem Pächter in die Hand fällt, ist ein Sack, gefüllt mit jungen Hühnern. In einem zweiten scheint ein Schweinchen zu grunzen. Dadurch in ihrem Glauben bestärkt, wollen die Männer den Karren sequestriren, allein nun erheben die drei Schwestern ein entsetzliches Geschrei; gleichzeitig treibt Adele ihre Rozinante nicht mit der Peitsche, sondern mit einem dicken Prügel zur möglichsten Eile an. Der Pächter will dem Renner in das alte geflickte Seil fallen, welches den Zügel vorstellt, allein der Prügel Adelens verändert seine Direction und trifft ihn auf den Arm, auf den Kopf und ein Bischen überall.

Melanie secundirt ihr mit einem nicht weniger starken Stocke; seit sie verlobt war mit ihrem Holzschuhmacher, verstand sie sich — auf's Holzen. (Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Treuer Fleiß und fromme Geduld bei schwerer Berufspflicht
Bleibt von Menschen oft, — doch unbelohnet von Gott nicht!

Lerne Gutes von Bösen — und Weisheit auch von den Thoren!

Verschiedenes.

(Die Vollmacht.) Ein Corporal erscheint bei einem Notär. Corporal: „Meine frühere Geliebte N. N. hat mich bei Gericht wegen Forderung verklagt, weßhalb ich für den k. Advocaten N. N. eine Vollmacht zu meiner Vertretung brauche." Anwalt: „Wollen Sie eine Generalvollmacht oder —" Corporal: „Warum nicht gar eine Generalvollmacht, wenn ich nur Corporal bin!"

(Der Diensteifrige.) Johann: „Euer Gnaden, es ist draußen ein Herr, der möcht' mit Ihnen sprechen." Herr: „Laß ihn hereinkommen. Doch warum trägst Du den Kanarienvogel fort?" Johann (wichtig): „Der Herr will mit Euer Gnaden unter vier Augen sprechen."

Ein junger Mann schickte mehreren Freunden Einladungskarten mit den Worten: „Ich lade Euch zum jüngsten Gericht, morgen Abend neun Uhr." Einige der Karten-Empfänger erschracken; gingen aber doch hin und fanden — die ersten jungen Bohnen aus einem Treibhause.

Ein dicker Mann war schon oft mit der Diligence von W. nach K., aber immer unbequem sitzend, gereis't. — Um es bequem zu haben, nahm er sich nun zwei Plätze. — Man fragte ihn, ob er sie im Diligencewagen selbst, oder auf dem Beiwagen haben wolle, und er erklärt, daß ihm dies gleichgiltig sei. — Der Tag der Abreise erschien, und der Arme fand einen Platz in der Diligence und den zweiten im Beiwagen für sich leer.

Räthsel.

Ein Strom fließt durch ein stilles Thal,
Entfernt von allem Glanze,
Und reißt gewaltsam, ohne Wahl,
Stets mit sich fort das „Ganze".

Dies nennt dir eine schöne Stadt,
Einst weltberühmt und mächtig;
Dein Auge sieht sich nimmer satt,
So ist sie groß und prächtig.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 70. Mittwoch, den 13. Juni 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Als Marisalada ihrem Vater ihren Entschluß mitgetheilt hatte, dem Rathe des Herzogs zu folgen und in die Welt einzutreten, hätte ein Stein sich erbarmen mögen über den Schmerz des armen alten Mannes. Dieser Schmerz war lautlos, schweigend. Er hörte die glänzenden Projecte seiner Tochter an, ohne sie zu widerlegen, noch gut zu heißen, und hörte ihr Versprechen, nach der Heimath und der Hütte zurückzukehren, ohne daß er es verlangt hätte. Er betrachtete sein Kind, wie der Vogel sein Junges, wenn es die Flügel probirt, um aus dem Neste zu fliegen, in das es nie mehr zurückkehrt. Der arme Vater weinte innerlich.

Den folgenden Tag kamen die Pferde, die Diener und Maulthiere an, die der Herzog zu seiner Abreise bestellt hatte. Das Rufen und Befehlen, der Lärm der Reisezurüstungen widerhallte bis in die fernsten Winkel des Klosters. Bruder Gabriel saß einsam im Schatten der Ceder, unter der einst die Ziehbrunnen waren, und arbeitete an seinen Matten. Morrongo war auf das Dach gestiegen, lag ausgestreckt in der Sonne und sah verächtlich auf den Tumult im Hofe herab; Palomo bellte, knurrte und protestirte so energisch gegen die Fremdherrschaft in den Räumen des Klosters, daß Momo ihn endlich einsperren mußte.

„Meine Großmutter ist doch der unverbesserlichste Wunderdoctor auf der weiten Welt. Man sollte glauben, sie habe einen Magnet, mit dem sie Kranke in dieses Haus zieht. Das ist nun schon der dritte. Im Himmel bekommt sie sicherlich den heiligen Lazarus zu curiren."

Der Tag der Abreise brach an. Der Herzog stand marschfertig in seinem Zimmer. Stein und Maria waren eben angekommen; ihnen folgte der arme Fischer, schmerzbeladen und mit auf den Boden gehefteten Augen. Dieser Schmerz hatte ihn älter gemacht, als die Jahre, als alle Stürme auf den Meeren es gekonnt. — Er setzte sich auf einer der Stufen des Marmorkreuzes nieder.

Auch Don Modesto war eingetroffen, allein mit der größten Bestürzung in Mienen und Haltung. Seine Brauen bildeten zwei verblüffte Halbzirkel. Der dünne Haarbüschel auf seinem nackten Schädel nickte ohnmächtig nach einer Seite hin. Tiefe Seufzer entstiegen seiner Brust.

„Was fehlt Euch, Commandant?" fragte Maria.

„Gevatterin," antwortete er: „wir haben heute den 15. Junius, den Tag meines Schutzpatrons, einen Tag, der schwarz und düster im Buche meines Lebens verzeichnet steht. O heiliger Modesto! kannst du so mit mir verfahren an dem Tage, da die Kirche dich mit ihrer Glorie umgab, dich heilig sprach?"

„Nun, was habt Ihr denn? — Welch' neues Mißgeschick habt Ihr erfahren? — Sprecht!" drang Maria beunruhigt in ihn.

„Seht Ihr," sagte der Veteran, indem er den Arm erhob und einen großen Riß in seiner Uniform sehen ließ, durch den das weiße Futter durchschimmerte, wie das Gebiß aus einem zum Grinsen verzogenen Munde. Mit seiner Uniform hatte Don Modesto das letzte Zeichen seiner Würde und seines Standes verloren.

„Welch' ein Jammer!" rief traurig Maria.

„Seine Excellenz läßt den Herrn Commandanten zu sich auf Ihr Zimmer bitten," sagte in diesem Augenblick ein Diener.

Don Modesto nahm seine militärische Haltung an; seine Hand hielt ein sorgfältig gefaltetes, versiegeltes Papier, auf das er schnell noch einen Blick warf. Den Arm, unter dem sich das verhängnißvolle Loch befand, drückte er fast krampfhaft an seinen Körper an, und so stellte er sich dem Herzog mit respectvollem Gruß und in der strengsten ordonnanzmäßigen Positur vor.

„Ich wünsche Eurer Excellenz eine glückliche Reise und daß Ihr die hohe Frau Herzogin und die ganze Familie möchtet in vollkommener Gesundheit antreffen. Zugleich nehme ich mir die Freiheit, Eure Excellenz zu bitten, den Händen des Herrn Kriegsministers dieses Gesuch — die Veste betreffend, die ich die Ehre habe zu befehligen — zu übergeben. Eure Excellenz haben sich selbst überzeugen können, wie nothwendig die Reparatur des Castells von San Cristobal ist; besonders jetzt, wo man laut genug von einem Krieg mit dem Kaiser von Marocco spricht."

„Mein lieber Don Modesto! ich kann Euch nicht für den guten Erfolg dieses Gesuches einstehen. Vielmehr würde ich Euch rathen, ein Kreuz auf dem Thurme aufzupflanzen, wie man es auf ein Grab setzt. Jedoch will ich Sorge tragen, daß Euch Euer rückständiger Gehalt ausgezahlt wird."

Dieses höchst angenehme Versprechen konnte jedoch den überaus traurigen Eindruck, den das Todesurtheil der geliebten Veste auf den alten Veteranen machte, nicht verwischen.

„Mittlerweile," fuhr der Herzog fort, „bitte ich Euch, dies als Erinnerung an einen Freund anzunehmen," und er deutete auf einen Sessel in der Nähe.

Wer schildert die Ueberraschung, das Erstaunen des vortrefflichen Mannes beim Anblick einer neuen, vollständigen Uniform, die glänzend auf dem Stuhle ausgebreitet lag, und deren Epauletten die Schultern des größten Feldherrn würdig geziert hätten. Don Modesto war natürlich wie versteinert vor Verwirrung, Staunen und Seligkeit gegenüber solchem Glanze.

„Ich hoffe und wünsche," fügte der Herzog hinzu, „daß Euch der Himmel so viel Jahre schenken möge, daß Ihr diese Uniform überlebt wie deren Vorgängerin."

„Ach! — Excellenz," stammelte jetzt Modesto, dem nach und nach die Sprache wieder kam, „das ist zu viel für mich! das ist zu viel für mich!"

„Nicht doch," entgegnete der Herzog. „Es tragen Viele glänzendere Uniformen, die es nicht verdienen, wie Ihr es verdient. Ich höre, Ihr habt eine Freundin, Euere vortreffliche Hauswirthin, und auch ihr möchte ich eine kleine Gabe zur Erinnerung lassen. Uebergebt ihr dies von mir." Es war ein Rosenkranz von Gold und Corallen.

Ohne Modesto Zeit zu lassen, aus diesem neuen Erstaunen zu sich zu kommen, wandte sich der Herzog jetzt zu der Familie, die er zu sich hatte bescheiden lassen, um jedem einzelnen Gliede derselben zu danken, von demselben Abschied zu nehmen und ein Erinnerungszeichen zu hinterlassen. Der Herzog gab nicht mit jener Gleichgültigkeit und geringschätzigen Freigebigkeit, wie gewöhnlich die Reichen thun, was ihren Wohlthaten oft etwas so Verletzendes, ja Beleidigendes verleiht. Er gab Jedem nach seinen Bedürfnissen und seinem Geschmack. So erhielt jeder der Klosterbewohner, was ihm am nothwendigsten und zugleich am angenehmsten war: Manuel einen Mantel und eine Taschenuhr; Momo einen vollständigen Anzug und eine Flinte; die Frauen und Kinder Stoff zu Kleidern und Mützen. Der guten Maria, seiner unermüdlichen Pflegerin, der geschickten Kraftbrühe-Fabricantin, setzte der Herzog eine lebenslängliche Rente aus. Nur der arme Bruder Gabriel ging leer aus. Er machte so wenig Geräusch in der Welt und hatte sich stets so den Augen des Herzogs zu entziehen gewußt, daß dieser von seiner Existenz hienieden gar nichts erfahren hatte.

Ohne daß Jemand es gewahr wurde, schnitt Maria einige Ellen von dem Zeuge ab, nahm zwei Taschentücher und brachte dies ihrem alten Schützling. „Hier, Fra Gabriel, ist ein kleines Geschenk für Euch vom Herzoge. Ich übernehme es, Euch das Camisol zu schneiden und zu nähen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochzeitsreise.

(Schluß.)

In diesem verhängnißvollen Augenblick ertönte ein tiefer Contre-Alt: es war Adele, welche von Julie ihre Pistolen verlangte. Freilich war dies nur eine kühne Erfindung, denn das einzige Eisen, was die Familie besaß, war an den Füßen des Gaules; allein der Ruf hatte doch seine Wirkung.

Die drei Vendeer hatten niemals Madame Stoltz, die berühmte Sängerin, gehört; sie glaubten daher, sie hätten drei verkleidete Männer vor sich, und ergriffen das Hasenpanier.

So entfernte sich der Karren unbehelligt mit den drei Wölfinen; die Männer folgten vorsichtig von Weitem, wie Füchse.

Am Eingang des Marktfleckens Machecoul hielt der Wagen still. Der Pächter eilte, einen Umweg nehmend, seitwärts in den Ort, weckte den Gensdarmerie-Posten und erzählte ihm das Abenteuer. Der Brigadier warf sich schleunig in Uniform und folgte dem Pächter zu den drei Schwestern.

„Parbleu!“ sagte er, ihrer ansichtig werdend, „ich hatte mir wohl gedacht, daß Ihr's wäret!“

Julie ließ gerade mit der unschuldigsten Miene von der Welt die erschöpfte Mähre Brod fressen; sie seien, erzählte sie ebenso unbefangen, auf dem Weg nach Bourgneuf, um Salz zu kaufen. Die Hühner und das Schweinchen hätten sie unterwegs für das Hochzeitsmahl gekauft; von den Leintüchern wisse sie aber kein Sterbenswort.

Der Brigadier verlangte die Hühner zu sehen; es waren ihrer 15, wovon 6 noch so jung, daß kaum Federn und keine Spur von Schwanz zu sehen war. Diese, sagte die unerschütterliche Melanie, sollten das Fricassée geben.

Dann war noch eine enorme alte Henne da, welche in einem Stück gluckste. Diese, sagte Adele, sollte die Suppe geben.

Noch kam aus der Tiefe des Wagens hervor: ein alter Kessel, eine Kasserolle, einige Laibe Brod, Heu und Stroh, das Schweinchen ungerechnet, welches den Braten geben sollte. Aber von den Leintüchern immer noch keine Spur.

Erst am Morgen sollte das Räthsel gelöst werden. Die Tücher fanden sich zwanzig Schritte von dem Ort im Felde, wo Adele mit ihrer Tam-Tam-Stimme die Pistolen verlangt hatte. Hühner, Schweine und Utensilien gedachter Art waren längs der ganzen Route gestohlen worden, und auf das wie ein Lauffeuer umlaufende Gerücht von dieser nächtlichen Razzia kam eine ganze wuthschnaubende Population zusammengeströmt, um ihr Eigenthum anzuerkennen.

Eine steinalte Frau, die Eigenthümerin der Henne, kam athemlos dahergewackelt, in ihrer Schürze die zwölf Küchlein tragend, welche ihre Mama besser anerkannten, als irgend ein Protokollist verlangen kann.

Da in Frankreich nur die Untersuchung der Vaterschaft untersagt ist, nicht aber die der Mutterschaft, so ließ der Brigadier den natürlichen Gefühlen der Henne und der Küchlein seinen Lauf, welche sich in gar herzlichen Liebkosungen Luft machten.

Hiermit war denn auch das Schicksal der Schwestern entschieden. Man brachte sie nach Nantes, wo Adele für zwei Jahre, Melanie für ein Jahr, Julie für acht Monate untergebracht wurde.

Wird der Holzschuhmacher dieses ganze Jahr warten? Von diesem Gedanken erfüllt, verläßt die arme Braut in melancholischem Brüten den Sitzungssaal.

Denksprüche.

Mag der Stolz nach eitler Ehre haschen,
Geiz der Schätze Sclav und Hüter sein,
Wollust von verbot'nen Früchten naschen,
Ach, ihr Glück ist nur ein eitler Schein!
Nur ein Glück, nur eines gibt's hienieden,
Fast für diese Welt zu gut und groß:
Häuslichkeit! in deines Glückes Frieden
Liegt allein der Menschheit großes Loos.

Wer ein Stück Brod fordert, ist edler, als der um eine Verbeugung oder um einen Blick bettelt, denn jenes ist ja mehr werth.

Verschiedenes.

Bernhard Scholz erzählt in der „Presse“ folgende Anekdote, für deren Wahrheit er sich

verbürgt. Er schreibt: „Niemand Anderer als ein Eingeborner des Großstaates Nassau hat die Krisis zu verantworten, welcher Europa eben entgegengeht. Hören Sie nachfolgende wahre Geschichte: Rüdesheim liegt am Rhein und in Rüdesheim liegen Weine, und zwar Schätze, zu welchen aus allen Theilen der Welt die Pilger in demüthigen Wallfahrten kommen. Es war im Jahre 1836, als von der Hauptstadt Nassau's, von Wiesbaden, allwo es außer vielen Generalen und Officieren auch einige Soldaten geben soll, eine Anzahl Cadetten unter Führung des Oberlieutenants Sterzing einen Ausflug nach Rüdesheim machten. In diesem herrlichen Städtchen findet sich der weitberühmte treffliche Gasthof „Zum Darmstädter Hof" dicht am Rhein, und damals im Jahre 1836 schob sich noch kein brutaler hochaufgeworfener Eisenbahndamm zwischen die Häuserfronte und den schönen glänzenden Rheinstrom. Die Cadetten mit ihrem Oberlieutenant kehrten in dem „Darmstädter Hof" ein, dinirten, tranken Rüdesheimer Berg 1834er (dieser war der König des Jahrzehnts!) und waren guter Dinge. Als sie nach einem kurzen Spaziergang am Rheinufer in das Hotel zurückkehrten, saß an einem Tische ein junger preußischer Referendar, ein Mensch voll Feuer und Flamme, der mit dem 1834er Rüdesheimer Berg schon in ein sehr intimes Verhältniß gerathen war. Man schloß Freundschaft, man trank, man sang, man jubelte; endlich gegen Mitternacht, als sämmtliche Köpfe bereits in bedenkliche Verwirrung gerathen waren, springt der königlich preußische Referendarius auf und ruft: „Meine Herren, machen wir nach der Weinpartie auch eine Wasserfahrt." Es erfolgt Widerspruch von Seite des besonnenen Oberlieutenants, aber der junge Herr scheint keinen Widerspruch zu kennen, er stürzt fort an das Ufer, wo die Kähne liegen, Oberlieutenant Sterzing mit seinen Cadetten ihm nach. Der Referendar springt in einen Kahn, eilt nach der vorderen Spitze, scheint aber die Dimension nicht gehörig abgemessen zu haben, er läuft über den Kahn hinaus und stürzt in den dort sehr tiefen Strom. Sterzing sieht das Unglück, springt sofort nach und zieht aus den Fluthen des deutschen Rheins den ertrinkenden — Herrn Otto v. Bismarck-Schönhausen, den jetzigen Minister-Präsidenten Sr. Majestät des Königs Wilhelm von Preußen. Sterzing ist gegenwärtig nassauischer Major in der kleinen Stadt Dietz an der Lahn."

(Schmeichelhaft.) Ein Farmer schrieb einem berühmten Manne, der sich mit wissenschaftlicher Agricultur beschäftigte und dem er sich für die Einführung einer neuen Schweine-Art verpflichtet glaubte: „Geehrter Herr! Ich war gestern auf der Ausstellung zu M., fand dort mehrere Schweine von Ihrer Art, sowie eine große Anzahl Kälber, und wunderte mich sehr, daß Sie nicht dort waren."

(Zur Geschichte der Vornamen.) Herr Schulz: „Sehen Sie, in meiner Familie ist Alles mit S. S. gezeichnet und es paßt auf Jedes von uns. Meine Frau heißt Schanette, meine Tochter heißt Scharlotte und ich heiße Schorsch'l."

(Vortheile des Güterzuges.) A.: „Awer, wie könne se denn nur mit dem schreckliche Bummelzug reise, wo's auf alle Statione halbstundelang anhalte müsse, die beim Courierzug wegfalle."

B.: „Wissen's, ich bin schlau. Meine Frau und ich könne do auf jeder Station en Maß Bier miteinanner trinke."

(An welchem Ende?) Ein amerikanischer Richter erhob kürzlich während der Sitzung seinen Stock, streckte ihn gerade aus, rührte damit ein Individuum an, das sich auf der Anklagebank befand, eine wahre Galgen-Physiognomie, und sagte pathetisch: „Es befindet sich am Ende meines Stockes eine nichtsnutzige Canaille." „An welchem Ende, Mylord?" war die schnelle Antwort des Angeklagten.

Offene Correspondenz der Redaction.

Hrn. A. K. in W. Ihre „Frühlingsergüsse" sind viel zu weit gedehnt; auch ist die Mühe der Feile vielfach gespart.

Auflösung des Räthsels in Nro. 69:

Strom — Rom.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 72. Sonntag, den 17. Juni 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

II. Theil.

Capitel I.

Der Juli war sehr heiß gewesen. Die Abendgesellschaften Sevilla's wurden in jenen köstlichen Höfen gegeben, in denen die herrlichen Marmorbrunnen mit den reizenden Springfluthen von duftenden, blühenden Gewächsen fast ganz verdeckt werden. Von den Decken der Corridors, die den Hofraum umgeben, hingen große Krystallampen in Kugelform herab, die Ströme von Licht ringsum verbreiteten. Die Anmuth und Eleganz dieser Räume ward erhöht durch die reichen Möbel, mehr aber noch durch die lieblichen Sevillanerinen, deren heitere, belebte Stimmen sich mit dem geheimnißvollen Murmeln der Wasser vermischten.

Eines Abends, gegen Ende des Monates, war großer Empfang in dem Hause der schönen, vornehmen, jugendlichen Gräfin von Algar. Man war glücklich, in dies Haus eingeladen zu sein; übrigens war dies sehr leicht; denn die Herrin war so liebenswürdig, so zugänglich, daß sie Jedermann mit demselben freundlichen Lächeln, mit derselben Herzlichkeit empfing. Diese Leichtigkeit, mit der Jeder, der ihr vorgestellt war, zugelassen wurde, war durchaus gegen den Geschmack ihres Onkels, des Generals Santa Maria. Dieser war ein Soldat aus der Zeit Napoleons, über die Maßen kriegerisch und, wie alle Krieger jener Epoche, ziemlich rauh, abgeschlossen und despotisch; mit einem Worte, ein ächter Sohn des Mars.

Er theilte die Menschen in zwei Classen: in die befehlende und die gehorchende, und war vollkommen überzeugt, daß der Hauptzweck und Nutzen der Gesellschaft darin bestehe, diese Classen in strenger Absonderung von einander zu halten. Zudem war er Spanier wie Pelazo, und bizarr wie Cid.

Der General, seine Schwester, die Marquise von Guadalcanol, die Mutter der Gräfin und Andere saßen beim Spiel. Einige sprachen über Politik, während sie in den Gängen auf und ab wandelten; die Jugend beiderlei Geschlechts saß unter den Blumen, schwätzend, lachend, als ob die Erde nur mit Blüthen bedeckt und die Luft nur mit Sang und Lust erfüllt sei.

Die Gräfin lag halbausgestreckt auf einer Ottomane und klagte über eine heftige Migräne, was sie jedoch nicht verhinderte, heiter und liebenswürdig zu sein. Sie war klein, zart und weiß wie Alabaster. Ihr üppiges, goldschimmerndes Haar war auf englische Art in Locken geordnet, die ihr schönes Haupt umwallten. Ihre großen, grauen Augen, ihre Nase, ihre Zähne, der Mund, das Oval ihres Gesichtes waren das Modell vollkommener Schönheit; ihre Anmuth war unvergleichlich. Zärtlich geliebt von ihrer Mutter, angebetet von ihrem Gatten, der die Gesellschaft nicht liebte, seiner Gattin aber unbegrenzte Freiheit ließ — sie war eine tugendhafte Frau und er ein vertrauendes Herz — konnte man die Gräfin in Wahrheit ein verwöhntes Kind nennen.

Ihr vortrefflicher, fester Charakter schützte sie vor jedem Mißbrauch dieser Privilegien. Sie war ohne große geistige Fähigkeiten, hatte aber ein Herz voll tiefen, feinen Gefühles. Ihr ganzer Ehrgeiz bestand darin, sich angenehm, doch ohne Uebermaß zu zerstreuen, wie der Vogel in den Lüften.

Sie war diesen Abend müde und etwas leidend vom Spaziergang zurückgekehrt und hatte ein loses, weißes, faltiges Mousselingewand umgeworfen, aus dessen weiten Spitzenärmeln ihre wundervollen Arme und Hände in fast blendendem Weiß hervortraten. Ihr zur Seite saß ein junger Hauptmann, der sich in Navarra im Felde ausgezeichnet hatte und erst aus Madrid angekommen war. Die Gräfin hörte ihm mit ungeheuchelter Aufmerksamkeit zu.

Der General Santa Maria sah von Zeit zu Zeit nach ihnen hin und biß sich vor Unmuth auf die Lippen. „Eine neue Frucht!" murmelte er in sich hinein; „sie müßte keine Tochter Eva's sein, wenn sie sich nicht vom Neuen verführen ließe. Ein Milchbart von 24 Jahren, und schon drei goldene Streifen am Halskragen! Wann hat man je eine solche Verschwendung von Graden gesehen? — Vor sechs Jahren ging er noch in die Schule und befehligt jetzt ein Regiment. Man wird kommen und mir sagen, er habe sich seinen Rang mit glänzenden Kriegsthaten erkauft. Ich sage aber: Tapferkeit gibt keine Erfahrung, und ohne Erfahrung weiß Keiner zu befehlen. Hauptmann mit 24 Jahren! Ich wurde es mit 40, nach mancher heißen Schlacht in Frankreich, Amerika, Portugal, und erst nach dem Unabhängigkeitskriege bekam ich den Feldherrnstab in die greise Hand. Meine Herren, ich wiederhole es: wir sind Alle toll geworden hier in Spanien; die Einen begehen die Dummheiten und die Andern lassen sie geschehen."

In diesem Augenblicke hörte man laute Ausrufungen, Erheben von den Sitzen u. s. w. Die Gräfin selbst hatte ihre Ottomane verlassen und war in den Saal vorgetreten. „Ah, da ist ja endlich der Verlorengeglaubte!" rief sie; „tausend Mal willkommen, unglücklicher Waidmann und Reiter! Wir haben hier schöne Angst um Euch ausgestanden! Doch wie? Ihr seid ja flick und munter, als ob Euch nie ein Unfall betroffen hätte! Ist es wahr, was man von einem Wunderdoctor sich erzählt, der zwischen den Ruinen eines Schlosses und eines Klosters urplötzlich herabgestiegen sei, wie eine Erscheinung, und Euch geheilt habe? Erzählt uns, Herzog! Erzählt uns doch die merkwürdige Geschichte!"

Nachdem der Herzog von allen Seiten Glückwünsche über seine rasche Wiedergenesung entgegengenommen, setzte er sich der Gräfin gegenüber und berichtete, was der Leser bereits weiß. Schließlich, nachdem er viel von Stein und Maria gesprochen, sagte er noch, wie er ihnen gerathen habe, ihn nach Sevilla zu begleiten, um hier — er mit seiner Wissenschaft, sie mit der außerordentlichen Gabe, die ihr die Natur verliehen — zu glänzen.

„Uebel gethan," fiel mit rauhem Ton der General ein.

Die Gräfin wandte hastig den Kopf nach ihrem Oheim um. „Und warum übel gethan, Oheim?" fragte sie.

„Weil diese Leute," antwortete der General, „zufrieden und ohne Ehrgeiz in ihrer Hütte lebten, was sie von heute an nicht mehr sagen können. Zudem sagt ein altes Sprüchwort sehr wahr: Gib nie das Gewisse für das Ungewisse hin!"

„Glaubst du," entgegnete die Gräfin, „diese Frau mit ihrer Wunderstimme werde sich je nach ihrem Felsen zurücksehnen, an dem sie wie eine Auster klebte, ohne Ruhm und Freude, und wo ihre köstliche Gabe auf ewig für die Gesellschaft, für die Kunst verloren gewesen wäre?"

„Ei, meine liebe Nichte, du wirst uns doch nicht wollen glauben machen, daß die menschliche Gesellschaft einen außerordentlichen Gewinn machte, wenn eine Primadonna mehr die Bühne betritt und singt:

„Di tanti palpiti."

„Geht nur," sagte die Gräfin, „es ist genug bekannt, daß Ihr kein Musenfreund seid."

„Und ich danke meinem Schöpfer von ganzem Herzen, daß ich es nicht bin. Soll ich auch, wie so Viele heutzutage, den Verstand verlieren über dieser Musikwuth, die ganz Europa erfaßt hat und sich wie eine Sündfluth über dasselbe verbreitet? Soll ich auch mit meinem dummen Enthusiasmus noch den unbändigen Hochmuth jener Könige und Königinen der Triller und Rouladen nähren helfen? Soll ich auch meine Thaler in ihre unersättlichen Beutel werfen, indeß so viele mit Narben bedeckte Krieger Hungers sterben, indeß würdige, tugendhafte, christliche Frauen im Elend weinen und kein Brod haben? Es ist eine wahre Ironie! Es ist himmelschreiend! Soll ich helfen Kränze winden für eine Primadonna, deren

Vorzüge und empfehlenswerthe Eigenschaften sich einzig auf Do, Re, Mi, Fa, Sol, La beschränken?"

„Mein Onkel," sagte die Gräfin, „ist die Personification des Altherkömmlichen. Alles Neue ist ihm zuwider. Ich werde suchen, so rasch als möglich alt zu werden, um ihm angenehm zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaffee.

(Aus dem trefflichen Werke von Carl Ruß: „Blicke in's tägliche Leben.")

(Fortsetzung.)

Um Kaffeebohnen, welche den genannten Anforderungen nicht genügen, oft noch in trefflichen Kaffee zu verwandeln, hat man ein eigenthümliches Verfahren, welches jede Hausfrau leicht ausführen kann. Man setzt dieselben nämlich im Sommer auf flachen Hürden mehrere Monate hindurch den Sonnenstrahlen aus. Oder man übergießt sie mit kochendem Wasser, läßt dasselbe über ihnen erkalten, gieße es ab, wiederholt das Uebergießen noch ein Mal und trocknet die Bohnen dann in mäßiger Hitze. Das heiße Wasser sowohl als die Sonnenstrahlen entfernen solche Stoffe, welche dem Kaffee einen üblen Beigeschmack geben können, ohne jedoch von den werthvollen Bestandtheilen desselben etwas aufzulösen.

Das demnächst Wichtigste in der Kaffeebereitung ist das Brennen der Bohnen. Gut geröstet dürfen sie nur eine braungelbe Farbe zeigen und nicht mehr als 12 Procent ihres Gewichtes verloren haben. Erscheinen sie kastanienbraun, so haben sie 18 Procent verloren und damit bereits einen großen Theil ihrer werthvollsten Stoffe. Durchaus werthlos sind sie jedoch, wenn man sie ganz schwarz gebrannt, und sie 24 Procent an Gewicht verloren haben. Viele Köchinen sind leider der Meinung, daß die Vortrefflichkeit des Kaffee's von der tief schwarzen Farbe abhänge, rösten ihn daher ganz dunkel — und verjagen damit seine edelsten Bestandtheile.

Die gewöhnlichste Art des Kaffeebrennens in den sogenannten Trommeln, wie sie in den meisten Wirthschaften gebräuchlich ist, hat ihre vielfachen Nachtheile, und auf denselben eben beruht oft die mannichfache Verschiedenheit des Getränkes aus denselben Bohnen. Ein ganz gleichmäßiges Rösten läßt sich in den Trommeln fast nie erzielen; meistens werden die Bohnen zu stark gebrannt.

Außerdem setzt sich das aus ihnen schwitzende Fett an den inneren Wänden der Trommel fest, von wo es sich nicht entfernen läßt — sondern dort ranzig wird und den nächsten Kaffee verdirbt. Es ist daher weit zweckmäßiger, die Kaffeebohnen in flachen, eisernen Häfen zu brennen, welche mit einer dichtschließenden Stürze bedeckt werden können. Hierin werden sie über gleichmäßigem, nicht zu starkem Kohlenfeuer erhitzt und häufig mit einem eisernen Löffel durcheinander gerührt. In der sichersten Weise erkennt man dann an der gelbbraunen Farbe und dem beginnenden Knistern der Bohnen den Zeitpunkt, wann sie vom Feuer entfernt werden müssen.

Aus den erwähnten Ursachen ist es auch sehr mißlich, gebrannten Kaffee einzukaufen. Noch ungleich übler ist man aber beim Kauf des bereits gemahlenen daran. Die einzige sichere Probe, ob das Pulver mit Cichorien, gebrannten Rüben u. s. w. vermischt ist, besteht darin, daß man es mit Wasser befeuchtet und dann durchknetet. Läßt es sich mehr oder weniger kneten, so ist es verfälscht, während reiner gemahlener Kaffee stets pulverig zerfällt.

Eben so, wie das Brennen, erfordert auch die eigentliche Bereitung des Kaffee's zum Getränk große Sorgsamkeit — indem bei nachlässiger Behandlungsweise selbst aus den feinsten Kaffeesorten, nach dem besten Rösten, dennoch ein schlechter Trank entstehen kann. Am Zweckmäßigsten verfährt man in folgender Weise: Der gemahlene Kaffee wird in das bereits siedende Wasser geschüttet, in demselben vom starken Feuer entfernt, bei Vermeidung des Aufwallens ein wenig erhitzt, bis sich auf der Oberfläche ein schwacher weißer Schaum bildet, und dann zur Ruhe gestellt. Nach einem geringen Zusatz von Zucker oder Kochsalz setzt sich der Kaffee schnell ab.

Mögen die Hausfrauen nun die Köpfe schütteln und die eine oder andere Bereitungsart dieser vorziehen, so dürfte dennoch keine derselben, sowohl praktisch als theoretisch, diese übertreffen. Das hinreichende Ausziehen aller

werthvollen Bestandtheile wird in derselben mit der Vermeidung des Verlustes der flüchtigen, nicht minder kostbaren vereinigt, und eben darin ist ja die Kunst der Kaffeebereitung begründet. In vielen Familien wird der gemahlene Kaffee auf einen Filtrirbeutel (Kaffeesack) gebracht und mit kochendem Wasser übergossen. Einerseits tritt hier aber der Uebelstand ein, daß, selbst bei großer Reinlichkeit, das fette Oel des Kaffee's sich in dem Zeuge festsetzt und leicht ranzig wird, andererseits bleiben dann auch zu viele kräftige Bestandtheile in dem Satz zurück.

Um diese letzteren auch bei der zweckmäßigsten Bereitungsweise noch besser auszuziehen und dadurch dem Kaffee einen größeren Werth als Nahrungsmittel zu geben, hat man in neuerer Zeit einen Zusatz von 40 bis 80 Gran (2/3 bis 1 1/3 Quentchen) doppeltkohlensaurem Natron auf ein Pfund der gemahlenen Bohnen als außerordentlich vortheilhaft gefunden.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(**Mittel gegen Schnupfen.**) Luc schreibt in der Pharmazeut. Centralhalle: Man umschließt ein Fläschchen Jodtinctur mit der Hand und hält die Mündung desselben unter die Nase. Durch die Wärme der Hand verflüchtigt sich das Jod, die Dämpfe werden eingeathmet und üben ihre eigenthümliche Wirkung auf die Schleimhäute aus. Luc erzählt von einer Probe, die er an sich selbst vornahm und wobei er in 3 Stunden, unter von 3 zu 3 Minuten wiederholtem, je eine Minute dauerndem Einathmen von Jod, den Schnupfen vollständig verlor. Gleiches Ergebniß bei andern Personen.

Verschiedenes.

Ein neues Pariser Blatt: „l'Employé,“ erzählt folgende Geschichte: An einem Montag Morgen erbat sich ein Commis bei seinem Vorgesetzten auf dem Bureau die Erlaubniß, 48 Stunden wegen Familienangelegenheiten wegbleiben zu dürfen, und es wurde ihm zugestanden. — Indessen der junge Mann kam die ganze Woche nicht auf's Comptoir, sondern erst den darauffolgenden Montag. „Wie kommt es,“ rief der Chef erzürnt aus, „daß Sie die ganze vorige Woche ausblieben?“ — „Sie gaben mir,“ erwiederte der Angestellte, „die Erlaubniß.“ — „Ich bewilligte Ihnen nur 48 Stunden und nicht sechs Tage,“ sagte der Vorgesetzte. — „Entschuldigen Sie,“ versetzte der junge Mann, „ich beanspruchte genau die Zeit, welche Sie mir bewilligten; — wir arbeiten acht Stunden per Tag, und 6 Mal 8 sind 48 Stunden. Ich hatte doch nicht nöthig, erst für die Nacht und die andern Stunden um Erlaubniß zu ersuchen, in denen ich nicht komme!“ — Von dieser Zeit an wird genauer angegeben, wie lange die Angestellten sich künftig mit Erlaubniß von den Bureaux entfernen können.

Ein Schiffsarzt empfahl den Matrosen mit vielem Enthusiasmus den Genuß des Wassers und warnte sie beständig vor allen hitzigen Getränken, obschon er sebst Nichts lieber trank, als Rum, Porter und hitzige Weine. Einst hatte er es sich so gut schmecken lassen, daß er ganz betrunken auf dem Verdeck herumtaumelte und endlich gar über Bord fiel. Die Mannschaft stürzte herbei, um den Verunglückten zu retten; ein Matrose aber rief lachend: „Laßt's nur gut sein! Was schadet's? Der Doctor ist ja nur in seinen Medicinkasten gefallen.“

Der Thierbändiger Herrmann hält zu Wien unter großem Menschenzudrang seine Productionen mit sieben dressirten Wölfen ab. Anschlagzettel besagen, daß der Präses dieser sieben den Namen **Bismark** führe. Die Wiener lachen und sagen: „Um zehn Kreuzer müssen wir uns halter doch den Bismark anschauen,“ und so ist die Bretterbude alle Stunden gefüllt.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 71:

Manier — Manie.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 73. Mittwoch, den 20. Juni **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„Thue dies nicht, liebes Kind," erwiederte der General, „allein verlange eben so wenig von mir, daß ich mich verjüngen solle, um der jetzigen Generation zu huldigen."

„Ueber was streitet mein Bruder?" fragte jetzt die Marquise, die bisher, ganz von ihrem Spiele in Anspruch genommen, der Unterhaltung keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

„Mein Oheim," sagte ein junger Officier, der unbemerkt eingetreten war und sich neben den Herzog gesetzt hatte, — „mein Oheim predigt einen Kreuzzug gegen die Musik. Er hat den Andante's den Krieg erklärt, die Moderato's proscribirt und läßt nicht einmal ein Allegro aufkommen."

„Mein lieber Rafael!" rief der Herzog und umarmte den jungen Mann, der ihm verwandt und sehr lieb und theuer war. Er war klein, doch von zierlichem Ebenmaße, und sein Gesicht viel zu schön für einen Mann.

„Und ich! ich hätte mir gerne die beiden Beine abschneiden lassen, um Euch das erst widerfahrene Unglück zu ersparen, wenn es etwas geholfen hätte! Doch, wir sprechen ja von der Oper, und ich will nicht ins Tragisch-Dramatische verfallen."

„Wohl gedacht," sagte der Herzog; „lassen wir das vergangene Leid; erzähle mir lieber, was sich während meiner Abwesenheit hier zugetragen. Was spricht man in Sevilla?"

„Daß meine Base, die Gräfin von Algar, die Perle aller Sevillanerinen sei."

„Das weiß ich schon längst," erwiederte der Herzog; „ich frage nach Neuem."

„Herr Herzog! Salomon und nach ihm viele weise Männer (unter andern ich) haben erklärt, es gebe nichts Neues unterm Monde."

„O, daß dies wahr wäre!" seufzte der General; „aber mein Neffe Rafael Arias ist ja schon eine lebendige Widerlegung dieses Spruches der Weisheit. Bringt er uns nicht immer neue, unerträgliche Gesichter zu unsern Abendfesten?"

„Da zuckt der Onkel schon wieder sein Schwert gegen die Fremden. Das Fremde ist der Wauwau des Generals Santa Maria. Herr Herzog, wenn Ihr mich nicht zu Euerm Adjutanten ernannt hättet, als Ihr Kriegsminister waret, hätte ich nicht so viel Verbindungen mit den fremden Diplomaten in Madrid angeknüpft, und sie würden mich jetzt nicht mit Empfehlungsbriefen überschwemmen. Glauben Sie denn, Onkel, daß es mir besondere Freude mache, allen Fremden, die hierher kommen, als Cicerone zu dienen?"

„Und wer zwingt uns," erwiederte der General, „jedem Fremden unser Haus zu öffnen und uns ihm zu Füßen zu legen? So machen sie es nicht in Paris und noch weniger in London."

„Jede Nation hat ihren Charakter," sagte die Gräfin, „und jede Gesellschaft ihre Statuten und Gebräuche. Die Ausländer sind zurückhaltender, als wir. Sie sind es unter einander gegen sich selbst. Man muß gerecht sein."

„Sind kürzlich Fremde angelangt?" fragte der Herzog. „Ich frage nur, weil ich Lord G. erwarte, einen der ausgezeichnetsten Männer, die ich kenne."

„Er ist noch nicht angekommen," versicherte Rafael. „Aber da haben wir zur Stunde den Major Fly, den wir die „Fliege" nennen. Er dient im Garderegiment der Königin, ist

ein Vetter des Herzogs von W., eine der angesehensten Persönlichkeiten Englands."

„Ja wohl! Vetter des Herzogs von W.," sagte der General, „wie ich ein Vetter des Großmoguls."

„Er ist jung," fuhr Rafael fort, „elegant und ein guter Bursche, aber von colossaler Gestalt, so daß man sich in gewisser Entfernung von ihm halten und ihn quasi perspectivisch betrachten muß, um einen Eindruck zu empfangen. Wenn er nicht gerade bei Tische ist, habe ich ihn immer an meiner Seite, in und außer dem Hause. Sagt ihm mein Diener, ich sei ausgegangen, so sagt er, er wolle auf mich warten, und sowie er zur Thüre hereintritt, entfliehe ich durch das Fenster. Er hat die Gewohnheit, mit seinem Stock zu fechten, und obgleich seine Hiebe an und für sich unschuldig sind, so verdirbt er mir doch mit diesem Spiel meine Tapeten und hat schon mehrere Fensterscheiben eingestoßen. In den Fauteuils wiegt, biegt und schaukelt er sich solchergestalt umher, daß er deren schon vier zerbrochen hat. Wenn meine Haushälterin ihn erblickt, wird sie wüthend. Manchmal nimmt er ein Buch, und das ist das Beste, was er thun kann; denn da schläft er ein. Seine starke oder vielmehr schwache Seite sind die Eroberungen; dies ist sein Steckenpferd, seine fixe Idee und seine ganze Hoffnung. Hinsichtlich des schönen Geschlechtes hegt er dieselbe Illusion, wie jener Galizier in Mexico hinsichtlich der Goldducaten: er glaubte nämlich, er habe sich nur zu bücken, um sie aufzuheben. Spreche ich vernünftig mit ihm, so lächelt er ungläubig. Er ist mit einer reichen Erbin versprochen, und das Merkwürdigste ist, daß dieser Ajax von 30 Jahren, der seine 4 Pfund Beefsteaks verzehrt und seine 3 Flaschen Xeres dazu trinkt, seine Braut glauben macht, er reise seiner Gesundheit halber. Das andre „Maulthier," wie mein Onkel sagt, ist ein Franzose, der Baron von Maude."

„Baron!" sagte der General sarcastisch. „Ja, Baron, wie ich Papst!"

„Aber, Onkel," sagte die Gräfin, „warum soll er denn nicht möglicherweise Baron sein?"

„Weil, liebe Nichte," erwiederte der General, „die ächten Barone — nicht die von Napoleons Gnaden — nicht die constitutionellen — nicht die von gestern — weder reisen, noch Bücher schreiben für Geld, noch so schlecht erzogen, so neugierig und so unerträglich anmaßend sind."

„Aber Onkel, man kann ja doch ganz wohl Baron sein und anmaßend dabei. Das ist keine Eigenschaft, die gegen die Rechtmäßigkeit seines Adelsbriefes streitet."

„Der Onkel," sagte Arias, „ist ein ungläubiger Thomas; er muß sehen, sonst glaubt er nicht. Doch, um auf unsern Baron zurück zu kommen, — ich finde, er ist ein ganz hübscher Mann, nur hörte er, wie ich, vor der Zeit auf zu wachsen. Er ist liebenswürdig, doch zu vielseitig, finde ich. Er ist Gelehrter, Literat, Politiker, Künstler, Historiker, Statistiker, Philosoph und spricht mit gleicher Erfahrung über Ackerbau und Moden. Im Augenblick schreibt er ein ernstes Buch, wie er sagt, das ihn geraden Weges in die Deputirtenkammer bringen soll. Der Titel heißt: Wissenschaftliche, philosophische, physiologische, künstlerische, geologische Reise durch Spanien, mit kritischen Bemerkungen über seine Regierung, seine Kirche, seine Literatur, seine Wege und Canäle, seinen Ackerbau, seine Boleros, (Tänze) und Abgaben. Affectirt, nachlässig in seinem Aeußern, ernsthaft, übermäßig sparsam, gehört er zu den unreifen Früchten jener Menschenclasse, die frühreife Producte schafft, ohne Frühling, ohne belebenden Lufthauch, ohne Freiheit. — Menschen, wie er, stürzen sich kopfüber in die Zukunft, sind in verzweifelter, ängstlicher Jagd auf eine sogenannte „Stellung" und daher traurige, gequälte Naturen, für die das Leben kein Morgenroth hat."

„Das nenne ich philosophiren," sagte lächelnd der Herzog.

„Wenn Sokrates heute lebte, wärest du mehr sein Schüler, als mein Adjutant."

„Ich vertausche meine Adjutantschaft nicht mit dem Apostelthum, mein General," antwortete Arias; „allein wahr ist's: wenn es nicht so viele dumme Schüler gäbe, gäbe es auch nicht so viele verderbene Lehrer."

„Wohl gesprochen, Neffe!" rief der alte Feldherr; „aber auch nicht so viele neue Lehrer, mußt du hinzusetzen, von denen jeder etwas Neueres, Unerhörteres lehrt und predigt.

Der Fortschritt! der herrliche, nie genug vergötterte Fortschritt!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaffee.

(Aus dem trefflichen Werke von Carl Ruß: „Blicke in's tägliche Leben.")

(Schluß.)

Obwohl der ein Mal ausgezogene Kaffee an einen Nachguß fast gar nichts abgibt, so wissen sparsame Hausfrauen aus demselben dennoch ein leidliches Getränk herzustellen. Sie trocknen den Satz nämlich, vermischen ihn mit einer geringen Menge von gebranntem Kalk und rösten ihn noch ein Mal gelinde. Dann behandeln sie ihn wie frischen Kaffee oder brauchen ihn wenigstens als Zusatz.

Der gebrannte Kaffee muß in gut verschlossenen Glasgefäßen aufbewahrt werden, wozu man ihn am Besten sogleich in Pulver verwandelt. Will man die Bohnen unzerkleinert behalten, so ist es sehr zweckmäßig, sie gleich nach dem Brennen, noch heiß, mit etwa einem Drittel ihres Gewichts Zuckerpulver zu beschütten und darin tüchtig unter einander zu schütteln.

Im Orient werden die Kaffeebohnen nicht gemahlen, sondern in hölzernen oder steinernen Mörsern zerstoßen. Das Getränk soll hiernach weit wohlschmeckender sein. Auch wird der Kaffeesatz mitgenossen, und erst dadurch erlangt der Kaffee dann den vollen Werth eines Nahrungsmittels. Bei uns erscheint er als ein solches erst durch die Zusätze von Milch und Zucker. Wenn man jedoch dem vielleicht schwachen Kaffee noch viele Milch zusetzt, so treten seine eigenthümlichen nervenerregenden und belebenden Wirkungen natürlich mehr und mehr in den Hintergrund.

Blicken wir nun noch auf die vorhin erwähnten Ersatzmittel der Kaffeebohnen, so finden wir einen treffenden Unterschied zwischen dem Kaffee der Reichen und dem der Armen darin, daß der letztere wirklich gekocht wird, während dies bei dem andern doch nicht der Fall sein darf. Mit Einschluß der Eichorien enthalten alle die Ersatzmittel, die Getreidearten u. s. w. durchaus keine denen des Kaffee's verwandte Stoffe. Sie können die Wirkungen derselben in keiner Weise ersetzen, oder auch nur ähnliche hervorbringen. Ihr ganzer Werth beruht hauptsächlich darin, daß sie dem armen Arbeiter — ein erwärmendes Getränk sind, welches sein trockenes Brod zugleich hinunterspült. Dennoch kann der Volksfreund die dickleibigen Kaffeemaschinen, welche sich auf den freien Plätzen der Städte mehr und mehr einbürgern, nicht ohne ein freudiges Gefühl ansehen, denn selbst in den wenigen Bohnen, welche sie neben den Eichorien u. s. w. enthalten, bergen sie doch das wirksamste Mittel zur Verdrängung und Verbannung des leidigen Brandweingenusses.

Die Eichorien sind noch immer nicht hinreichend untersucht, um über ihre Wirkung auf den menschlichen Körper und ihren Werth als Getränk oder gar als Ersatzmittel des Kaffee's etwas Sicheres sagen zu können. Jedenfalls bedroht ihr häufiger Genuß die menschliche Gesundheit mit so vielen unheimlichen Einflüssen, daß man sie nur stets in geringer Menge zu dem unentbehrlichen Getränk verwenden, oder besser ganz vermeiden sollte.

Von den übrigen Kaffeeersatzmitteln machen die Eicheln eine rühmliche Ausnahme; doch keineswegs als Getränk anstatt des Kaffee's, sondern als ein sehr heilkräftiges Mittel bei scrophulösen Krankheiten der Kinder.

An Toni.

Des Lenzes Tage sind erschienen,
Die holden Lüfte neu erwacht,
Und Blümlein baden sich im Grünen;
Wer freundlich naht, wird angelacht.

Die Vöglein singen ihre Weise,
Wie sind an Liedern sie so reich!
Die Kinder tummeln sich im Kreise,
Und jedes Herz schlägt froh und weich.

Auch ich möcht' gern ein Liedchen singen,
Ein Freundschaftsliedchen, lieb und treu.
Tief mög' es aus der Brust mir dringen,
Daß gleich dem Lied dein Leben sei.

Und wie die Blümlein freundlich grüßen,
Sich züchtig baden in dem Thau,
Bescheiden ihren Kelch erschließen
Beim Strahl der Sonn' auf gold'ne Au:

So wand'le froh im Erdenthale;
Gott Amor geb' dir das Geleit!
Und wie das Liedchen rein verhalle,
So mind're Klage sich und Leid!

W. A. K.

Verschiedenes.

(Eine gute Lection.) Es ist eine sehr alte Erfahrung, daß die Fürstinen des Gesanges und die Primadonnen der großen Bühnen eine besondere Fertigkeit in der Beanspruchung enormer Honorare und in der Annahme brillanter Geschenke besitzen. Namentlich stehen die Geschwister Patti in dieser Hinsicht in einem nicht eben beneidenswerden Rufe. Um so picanter ist der folgende Fall sowohl durch die im höchsten Grade naive Unbescheidenheit von Fräulein Adeline Patti, wie durch die feine Art, in welcher diese Pariser Primadonna dafür gestraft wurde. Vor Kurzem wurde nämlich diese Dame eingeladen, in dem Salon eines vornehmen Hauses bei Gelegenheit einer Abendgesellschaft einige Arien vorzutragen, und erntete an jenem Abend einen ungeheuren Beifall. Am folgenden Morgen erhielt die Sängerin von Seiten des Gastgebers ein Etui mit einem Paar prachtvoller Brillant-Ohrringe zugeschickt, deren Werth sich auf mindestens sechs bis achttausend Franken belief. Dies Geschenk gefiel wohl recht gut, allein sie beging die große Ungeschicklichkeit, dem splendiden Geber ein Danksagungsbillet zu schreiben, welches mit einem kleinen Postscriptum endigte, worin sie erwähnte, der geehrte Herr habe vergessen, ihr die Summe von so und so viel tausend Franken zu übersenden, den gewöhnlichen Preis, wenn sie in einer Gesellschaft singe. Man kann sich denken, was für ein Gesicht der Mann machte, als er diesen Brief empfing, während er der Meinung war, die Patti müsse vor Freude und Dankbarkeit außer sich sein. Er wußte jedoch die Unbescheidenheit der Sängerin in der klügsten Weise zu bestrafen; er ging zu seinem Juwelier und kaufte ein Paar andere Ohrringe zum Preise von etwa fünfundsiebenzig bis einhundert Thaler, fügte die von der Sängerin beanspruchte Geldsumme hinzu und übergab Alles zusammen seinem Secretär, der sich zu der Dame verfügte und folgende Ansprache an sie richtete: „Mein Herr erhielt heute früh Ihr geehrtes Schreiben, fand ihre Reclamation vollständig gerecht und sendet mich nun, sein Vergessen wieder gut zu machen und Sie um Entschuldigung zu bitten. Hier übergebe ich Ihnen das Geld und ein kleines Geschenk, welches er Sie ersucht, als ein Zeichen seiner Dankbarkeit für das uns gewährte Vergnügen zu betrachten. Aber ich habe gestern leider ein bedauerliches Versehen begangen! Die Diamant-Ohrringe, welche ich Ihnen übergab, waren nicht für Sie bestimmt; es war ein Irrthum von mir, ich sollte sie zu einer andern Dame tragen. Wollten Sie die Güte haben, mir dieselben zurückzugeben, und mir das Mißverständniß verzeihen?“ Die Sängerin begriff zu spät ihren Fehler. Sehr verlegen übergab sie dem Secretär die schönen Brillanten, denen sie seufzend nachblickte.

„Ach! haben Sie schon gehört, daß gestern die reiche Wittwe v. E. plötzlich gestorben ist?“ sagte Jemand zu einem Andern. „Schade,“ erwiederte dieser, „vorgestern war sie eine gute Partie.“

Charade.

Die Erste nennt ein Wasserthier,
Gar wohl gekannt zu Lande hier;
Es regt sich träge auf dem Grunde
Und macht auch rückwärts seine Runde.

Der Schneider und die Nähterin
Braucht die zwei Letzten immerhin;
Doch wenn sie an der Ersten sitzen,
Sie ihnen nicht beim Handwerk nützen.

Das Ganze ist ein kneipend Ding,
An Kraft und Härte nicht gering;
Es läßt nicht lange mit sich scherzen,
Zu keckem Finger bringt es Schmerzen.

Vom Ganzen fällt mir nichts mehr ein,
Drum merk' noch von der Ersten fein:
Wirst du dieselbe schöner färben,
Muß sie im heißen Wasser sterben.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 74. Freitag, den 22. Juni 1866.

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„General," bemerkte der Herzog; „um das Gleichgewicht auf diesem unserm Erdball zu unterhalten, gibt es, wie wir wissen, zwei Kräfte: Gas und Schwere. Beide Kräfte sollten sich gegenseitig als nothwendig betrachten, anstatt sich wüthend zu bekämpfen."

„Was Ihr da sagt," entgegnete der General, „sind Doctrinen des verhaßten Juste-milieu, das uns am meisten Schaden gebracht hat mit seinen laxen Grundsätzen, seinen Anhängern, die nichts sind als Heuchler mit dicker Rinde und schlechtem Mark, die das höchste Wesen anbeten und nicht an Jesum Christum glauben."

„Mein Onkel," sagte Rafael, „haßt so sehr die Gemäßigten, daß er alle Mäßigung im Kampf gegen sie verliert."

„Schweige, Rafael," antwortete die Gräfin. „Du streitest und schwingst die Geißel der Ironie gegen jede Meinung und bekennst selbst keine, nur um sie nicht vertheidigen zu müssen."

„Schöne Base," rief Rafael, „ich bin liberal, dies bestätigt dir meine leere Börse."

„Was hast du liberal zu sein?" sagte der General mit schneidender Stimme.

„Und warum sollte ich es nicht sein? Der Herzog ist es auch."

„Was hast du liberal zu sein?" wiederholte der Veteran mit donnernder Stimme.

„Ich glaube, der Onkel ginge so weit, sogar den freien Künsten dieses ihr Prädicat zu versagen, so sehr haßt er dieses Wort," murmelte Rafael. Dann sich wieder an den General wendend, den rasend zu machen der junge Mensch ein köstliches Vergnügen nannte: „Warum sollte der Herzog nicht liberal sein? Wer kann es ihm wehren, wenn er Vergnügen daran findet? Wird er dadurch weniger schön und liebenswürdig? Warum, Onkel, dürfen wir nicht liberal sein?"

„Weil," entgegnete der General, „ein Soldat nichts Anderes sein darf, als eine Stütze des Thrones, ein Wächter der Ordnung und ein Vertheidiger seines Landes. Verstehst du, Neffe?"

„Aber, Onkel —"

„Rafael," unterbrach diesen die Gräfin, „thue mir den einzigen Gefallen und fahre in deiner unterbrochenen Erzählung fort."

„Ich gehorche, Cousine! In dem Regiment, das unter deinem Oberbefehl steht, wird man nie ein Subordinations-Vergehen erleben."

„Ein andres fremdes Thier, das wir jetzt in Sevilla haben, ist Sir John Barnwood: ein junger Mann von 50 Jahren; gewaltig hübsch, rosig, mit einer Mähne wie der Löwe des Atlas; stehende Augengläser — Lächeln item, beständiges Verneigen nach Rechts und Links; ein großer Schwätzer, unruhig, lebhaft; ein großer Freund vom Wetter, berühmter Sportsman; Besitzer ausgedehnter Steinkohlen-Minen, die ihm jährlich zwanzigtausend Pfund — —"

— „Steinkohlen einbringen!" fiel der General ein.

„Mein Onkel," sagte Rafael, „läßt die Renten steigen und fallen nach seinem Willen und Gutdünken, wie die Börsenmänner. — Sir John hatte sich vorgenommen, die Giralda zu Pferde zu ersteigen, und dies der hohe Zweck seiner Anwesenheit in Sevilla. Es ist wahr, daß einer unsrer alten Könige es einmal ausführte; allein das arme Pferd, auf dem

er hinauf ritt, konnte nicht mehr herunter und blieb, wie das Grab Mahomet's, zwischen Himmel und Erde schweben, und man mußte es auf seinem erhabenen Standpunkte tödten. Sir John ist in Verzweiflung, daß man ihm nicht erlauben will, dieses königlichen Zeitvertreibes sich zu erfreuen. Heute will er, nach dem Beispiel Lord Elgins und des Barons Taylor, den Alkazar kaufen und ihn nach seiner Besitzung bringen lassen, Stein für Stein, sammt denjenigen, die mit dem Blute Don Fabrique's befleckt sind, den sein Bruder, der König Don Pedro, vor fünfhundert Jahren ermorden ließ!"

„Es gibt Nichts, dessen diese Sirs nicht fähig wären; keine lächerliche Idee, die ihnen nicht durch das Gehirn führe," sagte der General.

„Noch mehr," fuhr Rafael fort. „Neulich fragte er mich, ob ich nicht für ihn von dem Domcapitel die goldenen Schlüssel käuflich erlangen könne, die der Mohrenkönig auf einer silbernen Platte, nach der Eroberung von Sevilla, San Fernanden überreichte, und dann den Achatpocal, aus dem der große König seinen Wein trank."

Hier schlug der General dergestalt mit der Faust auf den Tisch, daß einer der Leuchter herunterfiel.

„Aber, General," sagte der Herzog, „seht Ihr denn nicht, daß Rafael die Farben zu stark aufträgt, und daß Alles, was er sagt, übertrieben ist?"

„Es gibt nichts Uebertriebenes für einen Engländer."

„Das Beste kömmt nach," fuhr Rafael fort, indem er seine Augen auf ein liebliches Mädchen richtete, das neben der Marquise stand und dem Spiele zusah. „Sir John ist leidenschaftlich verliebt in meine Cousine Rita und hat um ihre Hand angehalten. Rita aber, welche die einfache Sylbe „Ja" nun einmal nicht aussprechen kann, hat ihm ein niederschmetterndes „Nein!" entgegengegeben."

„Ist es möglich, Rita," sagte der Herzog, „daß du 20,000 Pfund Renten von dir gewiesen habest!"

„Ich habe nicht die Rente ausgeschlagen," antwortete das junge Mädchen stolz, ohne die Augen vom Spiel wegzuwenden, „sondern die Hand des Besitzers."

„Du hast wohl gethan!" sagte der General. „Jeder soll in seinem Lande freien. Auf diese Art nimmt man auch keine Katze für einen Hasen."

„Und was sagt Ihr dazu, Gräfin?" fragte der Herzog.

„Ich sage, was meine Mutter sagt," antwortete diese. „Es ist keine Kleinigkeit, wenn das Haupt einer Familie eine andere Religion bekennt, als diese Familie selbst; ich glaube, daß der Onkel Recht hat, und sage wie Rita: daß ich nie einen Mann nehmen würde, blos weil derselbe 20,000 Pfund Revenüen hat. Zudem läuft er der Tänzerin Luzia del Salto nach; also würde ich dem Herrn, wenn er auch nach meinem Geschmacke wäre, doch dieselbe Antwort gegeben haben. Ich mag keine Rivalin; am wenigsten aber eine aus den Coulissen."

Rita war die Nichte der Marquise und des Generals. Frühzeitig eine Waise, wurde sie von einem Bruder erzogen, der sie zärtlich liebte, und ihrer Amme, die sie anbetete und verwöhnte; trotzdem wuchs sie zu einer herzensguten, einfachen Jungfrau heran. Das einsiedlerische und unabhängige Leben, welches sie in ihrer ersten Jugend geführt hatte, hatte ihrem Charakter das zweifache Siegel der Schüchternheit und Entschiedenheit aufgedrückt. Sie gehörte zu den Personen, die Manche unzugänglich zu nennen pflegen, weil sie den Lärm und Glanz der Welt nicht lieben; sie war stolz und gutmüthig zugleich, launisch und gefühlvoll, muthwillig und zurückhaltend. Zu diesem höchst picanten Charakter gesellte sich ein verführerisch reizendes Aeußere. Sie war von mittlerer Gestalt, leicht und elastisch, wie eine junge Birke. Dieser Anmuth der Glieder und Bewegungen, verbunden mit einem offenen, natürlichen Benehmen, verdanken die Spanierinen den allverbreiteten Ruf ihrer fesselnden Anziehungskraft. Rita's Teint hatte das matte, klare Weiß der Marmorstatuen, ihr Haar war prachtvoll und von bläulichem Schwarz. Ihre großen, dunkelgrauen Augen waren halb beschattet von den langen Wimpern, und darüber wölbten sich Brauen, die von Murillo's Hand gezogen schienen. Der gewöhnlich ernste Mund öffnete sich dann und wann zu einem heitern, lustigen Lachen, das sie jedoch in ihrer zurückhaltenden Art sogleich

wieder unterdrückte; denn Nichts war ihr mehr zuwider, als die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und geschah dies, so wurde sie sogleich übler Laune. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Polizei-Chronik von St. Petersburg.

New-York ist berüchtigt durch seine Räuberbanden, Paris durch seine Taschendiebe, Petersburg durch seine Gauner und London durch alle drei zusammen. Verhältnißmäßig ist man noch am sichersten in St. Petersburg. Aber man glaube nicht, daß nicht auch hier glänzende Talente derjenigen Classen zu finden wären, die allen ihren Scharfsinn nur darauf richten, sich in den Besitz fremden Eigenthums zu setzen.

Ein englischer Gesandter bezweifelte dies vor einigen Jahren und ging mit einem russischen Fürsten eine hohe und sehr originelle Wette darüber ein. Der Fürst parirte ihm, er könne ihm durch Petersburger Gauner alle seine Orden von der Brust nehmen lassen, ohne daß er es merken solle, und zwar am hellen Tage, auf offener Straße. Der Lord sollte sich nur verpflichten, während dreier Tage von 12 bis 1 Uhr einen Spaziergang mit all seinen Orden zu machen. So gewarnt, und mit dem Entschluß, vor jeder verdächtigen Annäherung sich zu wahren, begann der Lord seine Promenade. Er war noch nicht lange gegangen, als sich ihm ein Arbeiter in den Weg stellte und erklärend in die Höhe wies. Vom Dache hing eine Dachziegel an einem Strick herab, als Anzeige, daß oben Arbeiter beschäftigt seien. Der Lord blickte hinauf, und der Arbeitsmann suchte sich ihm ziemlich ungeschickt zu nähern. Blitzschnell fuhr es dem Engländer durch den Kopf, daß es ein verkleideter Gauner sein könne, und er wich aus. In der Miene des verkappten Arbeiters war der Aerger deutlich zu lesen. Lachend ging der Lord weiter; aber nicht lange, so verfolgten ihn bettelnde Kinder, und während er ihnen Etwas reichte, kam ihm ein Betrunkener sehr nahe. Der Lord war auf seiner Hut und wich rasch zur Seite. Der Betrunkene taumelte weiter, nahm aber bald einen natürlichen und ruhigen Gang an. Aha, dachte der Lord, das war der zweite Versuch. Nach einigen Schritten sah er einen großen Menschenhaufen, in dessen Mitte ein Droschkenführmann mit einem Herrn über einen kleinen Unterschied des Fahrgeldes stritt. Der Lord mußte sich durchdrängen, und der Herr, auf den Fuhrmann schimpfend, suchte sich dem Briten, wie aus Versehen, zu nähern. Nummer Drei! murmelte dieser und schob ihn bei Seite. Es schlug ein Uhr, der Spaziergang war beendet, und der Lord kam mit allen seinen Orden zu Hause an.

Am Abend traf er den Fürsten im Englischen Club und erzählte ihm lachend, wie ungeschickt man es angefangen habe, ihn zu berauben. Der Fürst schien betreten und ärgerlich. „Wollen wir sehen, was Sie morgen erfinden," sagte der Lord beim Fortgehen. „Ich sehe wohl, Mylord, Sie sind schwer zu überrumpeln," meinte der Andere nachdenklich.

Am anderen Tage sah sich der Lord von allerlei Leuten gefolgt und umgeben. Man umschlich ihn, Entgegenkommende kehrten um und gingen an ihm wieder dicht vorbei. Ein Gaunergesicht brachte ein schönes Schnupftuch und meinte sehr höflich, der Lord habe es wohl fallen lassen. Ein blonder, hübscher Junge wollte ihm durchaus merkwürdige englische Drucke verkaufen. Der Lord, ein Freund von seltenen Büchern, gerieth in Entzücken, als er die schönen Exemplare sah, aber plötzlich besann er sich und machte lächelnd eine abwehrende Handbewegung. In einer Parterrewohnung zerbrach dicht neben ihm ein Fenster, ein Knabe war in augenscheinlicher Gefahr herunterzustürzen und erhob ein Zetermordiogeschrei; der Lord sprang erschreckt hinzu, bemerkte aber plötzlich einen Strick (obwohl durch die Fenstergardine geschickt verborgen) am Fuß des Jungen und ließ den kleinen Verräther zappeln, denn die ihn umlungernden Gestalten, die auf das Geschrei ebenfalls herbeistürzten, hätten offenbar den Augenblick benützt.

„Recht sinnreich," sagte der Lord am Abend seinem Gegner, „recht à propos ausgedacht, und dazu hatte der Knabe eine solch frappante Aehnlichkeit mit meinem eigenen Sohn in England — ich hätte wirklich um's Haar meiner selbst vergessen."

„Ich gestehe," sagte der Fürst kleinlaut, „ich gebe die Wette so gut wie verloren; meine Verschworenen haben ihren letzten Trumpf

ausgespielt, sie haben vergeblich auf Ihr Steckenpferd, alte Bücher, vergeblich auf Ihr Vaterherz speculirt! Ich will Ihnen meine Schuld gleich bezahlen." „O nein," sagte der Lord, „die Bedingungen sind noch nicht erfüllt; ich muß noch ein Mal eine Promenade machen, dann erst kann ich die Wette als regelmäßig gewonnen betrachten." Am nächsten Tage begann der Lord seine letzte Wanderung, aber keins von den verdächtigen Gesichtern wollte sich ihm präsentiren. Er wurde durchaus keiner besonderen Anstalten gewahr, legte seinen Spaziergang ruhig und ungefährdet zurück und war fast schon zu Hause angelangt, als aus einem Thorwege seines Nachbarn, eines vornehmen polnischen Grafen, ein großer Leiterwagen mit Möbeln und Hausrath herausschwankte. Es wehte ein heftiger Wind, ein Bettpfühl war etwas „offenherzig", und es regnete eine Menge Daunen auf den Lord nieder. An der Thür des Grafen standen zwei gallonirte Diener, die sich sogleich bereitwillig zeigten, den Lord von den Federn zu befreien. „Ist Euer Herr zu Hause?" fragte der Lord. „Jawohl," antworteten die Diener und säuberten ihn dabei. „Nun, so gehe ich gleich hinauf."

Als er oben anlangte, fand er Gesellschaft, unter Anderen auch seinen russischen Fürsten, der auf ihn zutrat. „Was!" rief dieser laut lachend, „ohne Orden!" Der Lord sah nieder, stürzte zu einem Pfeilerspiegel: — „Godd —! I have lost it! fort sind sie! — Aber wer? Aber wie? Aber wo? Ich bin mit keinem einzigen Menschen in Berührung gekommen, außer mit den Livréebedienten des Grafen!" „Ich habe gar keine Livréebediente," sagte dieser lachend. „Beruhigen Sie sich, Mylord, es waren meine ehrlichen Gauner." „Nun, allen Respect! sie haben es wenigstens schlau angefangen, während die von gestern und vorgestern doch wirklich nur Pfuscher und Stümper waren!" „Wie ungerecht!" rief der Fürst; „die Leute hatten strengen Befehl, sich plump zu stellen, um Sie, Mylord, desto sicherer zu machen."

„Ich habe meine Lection erhalten," sagte der Engländer, „hier bezahle ich Sie und verspreche Ihnen, von nun an besser von den Petersburger Gaunern zu denken."

Verschiedenes.

(Eine Million.) Unter den Sehenswürdigkeiten der Leipziger Messe befand sich in einer Bude auch eine Million. Die meisten Menschenkinder haben wohl oft von Millionen gehört, aber eine wirkliche, leibhaftige Million haben wohl die wenigsten schon gesehen. Diesem Bedürfnisse war abgeholfen. Die Million lag da und zwar in lauter Fünffrankenstückchen. Daß dieselben nicht von Gold waren, sondern nur von Papiermaché, nahm dem Ganzen das Unheimliche des Eindrucks, ohne das Interesse für den Anblick zu schwächen. Also eine Million, in Viertel-Napoleons, ist, pyramidenförmig aufgestellt, an der Spitze $12^1/_2$' hoch und hat an der Basis 9 Quadratschuh.

„Was führt Ihr da?" fragte ein Mauthbeamter einen Fuhrmann. Dieser trat zu ihm und sagte ihm in's Ohr: „Nichts als Haber." Der Mauthbeamte untersuchte genau, fand aber wirklich nichts als Haber. Zornig sagte er zum Fuhrmann: „Wenn man nichts Verbotenes hat, was soll denn das Geheimthun?" „O ich bitt," antwortete der Fuhrmann, „reden Sie nicht so laut, meine Pferde haben schon lange keinen Haber gesehn, wenn sie hören, daß ich einen führ, so gehen sie mir nit von der Stell."

Ein Herr ließ sich sein Haar schneiden, und da ihm die Erzählungen des Haarschneiders zuwider wurden, sagte er in der Mitte von jeder: „Mach's kurz!" — Endlich rief der Barbier grimmig: „Ich kann es nicht kürzer machen, denn es ist ja beinahe kein Stümple Haar mehr auf Ihrem Kopfe." Er war wie abrasirt.

„Ach!" rief ein Hausvater, der viel Verdruß mit seiner Familie, und viel Geld in der Lotterie verspielt hatte: „ich sehe leider, daß meine Kinder und meine Nummern immer ungezogen bleiben."

Auflösung der Charade in Nro. 78:
Krebs-Scheere.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 75. Sonntag, den 24. Juni 1866.

Lied
aus der mitteleuropäischen Staatengruppe.

Neulich konnten wir in Frieden
Noch als Deutsche schlafen geh'n;
Jedem schien es ja beschieden,
Deutsch auch wieder aufzusteh'n.
Da beschauten wir uns näher,
Und es ward unzweifelhaft:
Wir sind Mitteleuropäer!
Braß*) hat Deutschland abgeschafft.

Zwar es rauschen noch die Eichen
In dem deutschen Waldgezelt,
Und die deutschen Gauen reichen
Von den Alpen bis zum Belt;
Auch der deutsche Geist ist rege,
Wie der Arm noch unerschlafft;
Doch damit hat's gute Wege:
Braß hat Deutschland abgeschafft!

Name, der in Römerschlachten
Ward von hohem Preis gekrönt,
Den die Welschen lernten achten,
Den ein Türkensieg verschönt,
Der Napoleon den Großen
Ueberstand mit Riesenkraft,
Jetzt erst wirst du umgestoßen:
Braß hat Deutschland abgeschafft.

Eins will Manchem nicht behagen
An dem Braßischen System:
„Mitteleuropäisch" sagen,
Ist zu lang und unbequem.
Volk, d'rum laß dich nicht zerspalten!
Deutschland, bleib' in deiner Kraft!
Du wirst noch ein Weilchen halten,
Ob auch Braß dich abgeschafft!

*) Der Redacteur der Norddeutschen Ztg., die bekanntlich nur noch Preußen und die mitteleuropäische Staatengruppe in ihren Spalten als Rubriken führt; Deutschland gilt ihr vorderhand für abgethan.

---

*La Gaviota.
Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Rita hatte der schmerzenreichen Jungfrau gelobt, in der Tracht ihres Ordens zu gehen; daher trug sie immer schwarze Gewänder und einen ledernen Gürtel, daran ein kleines, von einem Schwert durchstochenes goldenes Kreuz herabhing.

Rita war das einzige Weib, das Rafael jemals ernstlich und wahr liebte; nicht mit weinerlicher, elegischer Liebe — das lag nicht in seinem Charakter — sondern mit lebendiger und treuer Hingebung. Rafael, der ein vortrefflicher, verständiger junger Mann war und edel durch Geburt wie durch seine Vorzüge, dabei ein beträchtliches Vermögen besaß, war gerade der Gatte, den die Familie Rita's für dieselbe gewählt hätte. Diese aber hatte trotz der Wachsamkeit ihres Bruders und ohne dessen Wissen ihr Herz verschenkt. Der Gegenstand ihrer Wahl war ein Jüngling von hoher Abkunft, ein hochfahrender Geselle und — ein Spieler. Dies war der Grund, warum Rita's Bruder sich mit aller Macht ihrer Verbindung widersetzte und sogar dem jungen Manne das Haus verboten hatte. Rita wartete mit ihrer bekannten Festigkeit und mit ächt spanischer Beharrlichkeit ruhig, ohne Seufzer und Klagen, bis sie das einundzwanzigste Jahr erreicht haben würde, um sich dann, trotz des Widerstandes ihres Bru-

ders, ohne Aufsehen mit dem Geliebten zu verbinden. Unterdeß ritt dieser auf prächtigen Pferden in reicher, ritterlicher Tracht täglich unter ihren Fenstern vorbei, und täglich wechselten die Liebenden Briefe.

Diesen Abend war Rita, wie gewöhnlich, geräuschlos eingetreten und hatte sich neben ihre Tante gesetzt, um dem Spiel zuzusehen. Diese hatte von der Anwesenheit ihrer Nichte nicht einmal eine Ahnung gehabt, bis Rita auf die Frage des Herzogs antworten mußte.

„Jesus, Rita!" rief die Marquise. „Welch' einen Schreck hast du mir verursacht! Wie konntest du bis hierher gelangen, ohne daß ich es merkte?"

„Wollt Ihr, daß ich mit Trommel und Trompete eintrete, wie ein Regiment?"

„Du hättest wenigstens die Leute grüßen können."

„Das zerstreut die Spielenden," sagte Rita. „Da, seht nur Eure Karten an! Es wurde Coeur ausgespielt, und Ihr habt Treff darauf gegeben und Euer Coeur-Aß in der Hand behalten."

Während dieses Gespräches hatte Rafael sich hinter seine Cousine gesetzt und sagte leise, doch so, daß sie es hören konnte: „Rita, wann wird mein Dulden und Harren endigen?"

„Wann ich selbst dich davon benachrichtige."

„Und was muß ich thun, um diesen glücklichen Moment zu erleben?"

„Dich meiner Heiligen empfehlen, die der Advocat der Unmöglichkeiten ist."

„Grausame, du wirst es noch bereuen, meine weiße Hand ausgeschlagen zu haben. Du bringst dich um den besten, liebenswürdigsten Ehegemahl."

„Und du dich um die undankbarste und schlimmste aller Gattinen."

„Höre, Rita," fuhr Arias fort; „hat unser guter Onkel, der dir gegenüber steht, eine Schildwache am Kopfe, die dir verbietet, dich nach der Person umzuwenden, die mit dir spricht?"

„Ich habe einen steifen Hals."

„Diese Halsverrenkung heißt Louis Haro. Hast du immer noch die alte Schwäche für diesen Kartenmischer?"

„Mehr als je."

„Und was sagt dein Bruder dazu?"

„Frage ihn, wenn es dich interessirt."

„Also läßt du mich dahinsterben?"

„Ohne mit den Augenliedern zu zucken."

„Ich gelobe dem Teufel, der zu Füßen des heiligen Michael liegt, ein Paar neue, vergoldete Hörner, wenn er sich an deinen Louis Haro macht."

„Die Rathschläge der Gottlosen sollen zu nichte gemacht werden; spricht der Herr."

„Ich langweile dich, wie mir scheint," sagte Rafael, da er seine Cousine gähnen sah.

„Siehst du dies erst jetzt?" antwortete Rita.

„Das heißt, ich soll gehen! Ja, man weiß: Louis der Spieler ist sehr eifersüchtig."

„Eifersüchtig auf dich!" antwortete das junge Mädchen, indem sie hell auflachte; „so eifersüchtig, wie auf den dicken Engländer."

„Danke für den Vergleich, liebenswürdiges Cousinchen; Gott sei mit dir! — Lebe wohl für immer!" Und Rafael erhob sich wüthend.

„Was habt Ihr, Rafael?" fragte diesen in schmachtendem Ton eine junge Dame im Vorübergehen.

Die Fragerin war erst von Madrid angekommen, wo ein wichtiges Geschäft die Anwesenheit ihres Vaters erfordert hatte. Sie kehrte vollkommen modernisirt aus der Hauptstadt zurück — von Kopf bis zur Zehe guter Ton — so daß sie sich überall unerträglich lächerlich machte. Ihre einzige Beschäftigung war die Lectüre; allein fast nur französische Romane, die nach dem neuesten Geschmack waren; sie betete die Musik an und verachtete — ebenfalls nach der Mode — Alles, was spanisch war.

Bei der an ihn gerichteten Frage suchte Rafael heiter zu scheinen und antwortete:

„Ich habe einen Tag mehr als gestern, Heloisita, und einen weniger von meinem Leben."

„Ich weiß, was Euch fehlt, Arias, und was Ihr leidet. Ihr sucht vergeblich Euch zu verstellen; bittre Thränen verstecken sich hinter diesem Lachen."

„Aber, um aller Heiligen willen! so sagt mir doch, was ich habe; denn es ist ja Christenpflicht, Einem zu sagen, was Einer hat, davon er selbst nichts weiß."

„Ihr wißt es leider recht wohl, Arias!"

„Nun was denn? Heraus damit!"

„Eine Deception," sagte Heloise leise.

„Eine was?" fragte Rafael, der sie nicht verstanden hatte.

„Eine Deception,“ wiederholte Heloise.

„Ah, so! ich hatte verstanden Desertion, und meine Soldatenehre war darüber nicht wenig entsetzt. Was die Deception anbelangt, habe ich deren wohl ein Hundert, wie jedes andere Menschenkind, meine Freundin!“

„Allein unter diesem Hundert ist eine, die Euch Euer Leben verleidet, die Euch das Grab als eine willkommene Ruhestätte und den Tod als einen tröstenden Freund erscheinen ließe.“

„Ach, Heloisita,“ versicherte Rafael, „ich hätte einen Finger meiner Hand darum gegeben, wenn ich in der Schlacht von Mendigorrie solche Gefühle gehabt hätte. Ich will verdammt sein, wenn mich das Grab und der Tod anlächelten, als man mich mit einer Kugel in der Seite nach dem Hospital brachte.“

„Wie prosaisch!“ rief Heloisa unwillig.

„Ist dies ein Anathema, Heloisita?“

„Nein, mein Herr,“ sagte Heloise ironisch; „es ist ein Compliment.“

„Eine unbestreitbare Wahrheit ist,“ sagte Rafael, „daß Ihr verteufelt hübsch seid in diesem Anzuge, und daß er nach dem besten Geschmacke ist.“

„Gefällt er Euch?“ fragte die elegante Dame, nach und nach aus ihrem sentimentalen Ton heraustretend. „Der Stoff ist die allerneueste Nouveauté de Paris: Satin Ledru-Rollin.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Schatten einer Hand.

Die Frage, ob Mann oder Weib mehr persönlichen Muth besitze, ist oft aufgeworfen worden. Es liegt nicht in meiner Absicht, mich in eine Discussion hierüber einzulassen: ich will einfach eine Geschichte erzählen, welche beweisen dürfte, daß das schöne Geschlecht mitunter diese Tugend in einem ganz außerordentlichen Grade besitzt.

Im Herbste 1846 riefen meine Geschäfte mich nach Dieppe. Der Cassier einer der bedeutendsten Banken New-Yorks hatte einen schweren Kassendiebstahl begangen, und ich die Spur des Flüchtlings bis nach Paris verfolgt. Es wollte mir mehrere Wochen lang nicht gelingen, ihn zu finden, und nach fruchtlosem Mühen kam es mir wie eine Erholung vor, als die Vermuthung auftauchte, er habe sich nach Dieppe gewendet. Ich freute mich, den berühmten Badeort zu besuchen.

Spät am Abende des 14. August gelangte ich an den Ort meiner Bestimmung und begab mich sogleich in's Hotel des Bains.

Der erste Hahnenschrei weckte mich aus angenehmen Träumen; vom Thurme tönte die vierte Stunde, und ich beschloß, mir die Stadt in der Morgendämmerung anzusehen. Als ich in die Straße gelangte, sah ich mit Erstaunen, daß dieselbe bereits voll Menschen war, die alle nach einer Richtung eilten. Ich fragte mehrere Personen, was das zu bedeuten habe, erhielt jedoch keine Antwort, weil sie zu athemlos und zu eilfertig waren. Sie deuteten nur vor sich hin und nickten mit dem Haupte. Der Gedanke, daß es Etwas zu sehen gebe, lag nahe, und ich folgte der immer dichter werdenden Menge, die hastig die Grande Rue hinabeilte. Am Ende der Straße befand sich ein großer, freier Platz, auf dem sich bereits Kopf an Kopf drängte. Auf einem Gerüste am andern Ende desselben sah ich dunkle Umrisse, die mein Blut erstarren ließen.

Es war die Guillotine!

Ja, da war es das furchtbare, schwarze Gespenst, das ich einmal auf der Place du Trône in Paris gesehen hatte. Ein Henker beschäftigte sich damit, die Fugen einzuölen, damit die Maschine ihre gräßliche Aufgabe um so schneller vollbringe. Die aufgehende Sonne ließ das Messer, welches sich halb heruntergesenkt hatte, in ihren Strahlen erglänzen.

Vor mehreren Jahren hatte ich einmal einer Execution beigewohnt und kannte also den schlimmen Einfluß, den der Anblick auf meine Nerven ausübte; dennoch konnte ich dem Reiz, da zu bleiben und das Ende der Tragödie abzuwarten, nicht widerstehen. Es dauerte nicht lange: das Armesünderglöckchen fing zu läuten an, und der Karren mit dem Verbrecher näherte sich langsam.

Der Verurtheilte nahm es leicht; er plauderte, scheinbar heiter, mit den Gensdarmen, rauchte eine Cigarre und überblickte gleichgiltig die versammelte Menge. Das Volk fing bei seinem Anblicke zu pfeifen und zu schreien an. Er stieg langsam die Stufen zum Schaffotte hinan, wandte sich oben mit verächtlicher Miene nach dem Pöbelhaufen um und sprach das einzige Wort „Canaille!“

Bei dieser Gelegenheit konnte ich ihn genügend betrachten. Er war ein großer, starker Mann von ungefähr 35 Jahren; dunkle Augen blickten stechend unter buschigen Brauen hervor, und alle wilden Leidenschaften hatten diesem Gesichte ihren Stempel aufgedrückt; es zeigte einen wahrhaft teuflischen Ausdruck. Ein Schauer überlief mich unwillkürlich, als ich den Mann vor mir stehen sah.

Die Henker legten Hand an, und wenige Minuten später war Alles vorüber. Als das verhängnißvolle Beil fiel, wandte ich den Kopf ab, aber das Gebrüll des Pöbels bewies genügend, daß die Tragödie zu Ende war.

„Wer war der Mann, und warum wurde er hingerichtet?" fragte ich einen neben mir stehenden Polizeidiener. Der schaute mich groß an und sagte erstaunt: „Aber, mein Herr, es war ja Jacques Reynauld."

Der Name klang mir nicht ganz fremd; nach einigem Nachdenken erinnerte ich mich, daß die Pariser Presse von mehreren Mordthaten zu Dieppe berichtet und dabei den Namen Reynauld gebracht hatte. Meine Neugierde war wach gerufen, ich sammelte alle Notizen, und bevor ich Dieppe verließ, kannte ich das Leben und die Verbrechen des Hingerichteten.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(**Ein königlicher Maler.**) König Friedrich Wilhelm I. von Preußen malte in seinen Mußestunden gern in Oel, und wenn es auch eine unbegründete Nachrede sein mag, daß er auf den Gesichtern der von ihm gemalten Grenadiere mit dem Pinsel nachhalf, um Original und Bild übereinstimmend zu machen, wenn das Colorit ihm mißrathen war, so bezeugen doch die noch vorhandenen Bilder von ihm, daß Nachhilfe ihnen noth that; er aber hatte seine Freude an ihnen und ließ, als eines ihm besonders gut gerathen schien, einen Kunsthändler kommen, dessen Laden er öfters besuchte, zeigte ihm das eben vollendete Gemälde und fragte, was es wohl werth sei? Dieser rühmte die Arbeit sehr und versicherte, das Gemälde sei unter Brüdern 200 Thaler werth; der König lächelte wohlgefällig und sagte: „Dafür soll Er's haben!" und schickte ihm das Bild nebst der Rechnung zu. Der Kunsthändler bezahlte ohne Widerrede, ließ das Bild prächtig einrahmen, befestigte einen großen Bogen Papier an dem Rahmen, schrieb darauf die Worte: „Von Seiner Majestät dem Könige eigenhändig gemalt!" und stellte das Bild vor seinem Laden auf. Das zog einen Haufen von Zuschauern herbei, der sich von Minute zu Minute vergrößerte.

Als das dem Könige gemeldet wurde, gerieth er in Zorn und ließ dem Kunsthändler befehlen, das Papier sogleich fort- und das Bild hineinzunehmen; der Kunsthändler aber stellte allerunterthänigst vor, er sei nicht im Besitz einer Privatgallerie, kaufe nur, um zu verkaufen, müsse für diesen Zweck seine Bilder ausstellen und sei verpflichtet, die Namen der Meister zu nennen, deren Werke er ausbiete.

Der König schickte dem Kunsthändler die 200 Thaler zu und verlangte das Bild zurück, der aber erwiederte, er sei Kaufmann und müsse vom Profit leben, er könne das Bild unmöglich für den Preis lassen, für den er es eingekauft; er habe gesagt, das Bild sei unter Brüdern 200 Thaler werth, im Kunsthandel habe es einen bei weitem höheren Werth, unter 300 Thalern könne er es nicht fortgeben. Der König sagte kein Wort, schickte die Summe und ließ das Bild abholen, aber den Laden besuchte er nicht wieder, vermied auch die Gegend, in der er lag.

Räthsel.

Ich bin zwar kein Holz,
Doch dien' ich zum Brennen;
Für allerlei Mittel
Da bin ich probat
Und wenn ich dir sag':
Jetzt mußt du mich kennen,
Du speisest mich öfter
Auch mit dem Salat.
Doch machst mir ein Zeichen,
Das passend, zum Haupte,
So wirst du 'mal staunen,
Was jetzt vor dir steht;
Ich sag' dir's im Ernste,
Und ja, ich behaupte:
Ein Mann, der erleuchtet,
Ein kleiner Prophet.

W. A. K.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 76. Mittwoch, den 27. Juni **1866.**

Gebet des Hirtenknaben.

Der Hirtenknabe vom Alpensee
Inmitten seiner Heerde
Spricht auf den Knie'n das A-B-C
Mit betender Geberde.
Ihm naht der Pfarrer ungeseh'n:
„Was, Kind, soll das bedeuten?"
„„O Herr, ich hör' auf allen Höh'n
Zur Abendandacht läuten;
Da möcht' auch ich den Antheil mein
An all' der Andacht haben.""' —
„Doch, Knabe, soll Dies Beten sein?
Du lallst ja nur Buchstaben!"
„„Ich weiß nicht, wie ich beten soll,
Da bring' ich meine Sachen
Dem lieben Gott, — der weiß ja wohl
D'raus ein Gebet zu machen.""

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„Ist es nicht sonderbar, daß jener Engländer, den Ihr dort unten seht, und der einen Kopf über die höchste Pflanze hinausragt, lebt und stirbt für Spanien, die Spanierinen und Alles, was spanisch ist?" sagte Rafael.

„Welch' schlechter Geschmack!" rief Heloisa mit einer verächtlichen Miene.

„Er sagt, es gebe nichts Schöneres in der Welt, als eine Spanierin in ihrer Mantille, die sie unwiderstehlich reizend erscheinen lasse."

„Welche Ungerechtigkeit!" sagte die junge Dame. „Ein Hut ist viel eleganter."

„Dann sagt er, daß die Spanierin den Fächer mit unvergleichlicher Anmuth handhabe."

„Welche Verleumdung! — Die Damen von gutem Ton haben ihn ja längst verbannt."

„Er behauptet, daß diese kleinen, zarten, schmalen, niedlichen Füßchen kläglich wimmernd um seidene Schuhe und Strümpfe bitten, statt jener fürchterlichen Stiefel, Stiefeletten und wie sie alle heißen mögen."

„Das ist eine wahre Beleidigung!" rief Heloisa; „d. h. wir sollen um ein halbes Jahrhundert hinter der übrigen cultivirten Welt zurück bleiben."

„Ferner, daß die schwarzen Augen der Spanierinen die schönsten unterm Monde seien."

„Welche Gemeinheit! Das sind Augen, wie sie der Pöbel hat, Augen von Köchinen und Ladenmädchen."

„Daß der leichte, anmuthige, elastische Gang der Spanierinen bezaubernd wirke."

„So betrachtet dieser Herr also uns Andern, die wir alles Mögliche thun, um uns comme il faut zu tragen, als Parias!"

„Es wird das Beste sein, einen Bekehrungsversuch an ihm zu machen," sagte Rafael; „ich will ihn Euch vorstellen."

Arias eilte weg und dachte bei sich unterwegs: Heloisa hat ein zärtliches Herz und ist von romantischer Gesinnung. Sie ist gerade wie geschaffen für den Major, der Jagd macht auf solche Schneegänschen.

Die Gräfin fragte soeben den Herzog, ob die Nachtigall von Villamar schön sei.

„Sie ist nicht schön, und ist nicht häßlich," antwortete er. „Sie ist sehr schwarz und ihre Züge nicht gerade regelmäßig. Ihre Augen sind schön. Sie ist, mit einem Wort, eine jener Erscheinungen, wie man sie in unserm Lande häufig findet."

„Da ihre Stimme so außerordentlich ist, müssen wir zur Ehre Sevilla's eine große Primadonna aus ihr machen. Können wir sie nicht hören?"

„Wann Ihr wollt," antwortete der Herzog. „Ich werde sie dieser Tage hierher bringen mit ihrem Manne, der ein vortrefflicher Musiker und ihr Lehrer ist."

Die Stunde war gekommen, wo die Gesellschaft auseinander zu gehen pflegte. Als der Herzog sich von der Gräfin verabschiedete, hob diese drohend den Finger gegen ihn auf.

„Was bedeutet dies?" fragte der Herzog.

„Es bedeutet weiter nichts als: Nehmt Euch in Acht!"

„In Acht nehmen? Wovor?"

„Thut doch nicht, als ob Ihr mich nicht verständet! Es gibt keinen schlimmern Tauben, als den, der nicht hören will."

„Ich bin auf glühenden Kohlen, Gräfin!"

„Desto besser!"

„Erklärt Euch, um Gottes willen!"

„Wenn Ihr mich dazu zwingt, muß ich wohl. Als ich Euch mit dem Finger drohte, wollte ich einfach sagen: Nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euch keine Fesseln anlegt!"

„O Gräfin!" entgegnete der Herzog mit Wärme: „Gott verhüte, daß ein ungerechter, falscher Verdacht den Namen dieses Weibes verdunkle, das dazu Niemand kennt. Dieses Weib ist ein Engel!"

„Ein Grund mehr für mein warnendes Zeichen. Niemand verliebt sich in einen Teufel."

„Und doch habt Ihr tausend Anbeter," erwiederte lächelnd der Herzog.

„Aber ich bin doch auch kein Teufel; ich bin nur eine Wahrsagerin."

„Der Schütze weiß nicht, wann er das Weiße treffen wird."

„Innerhalb sechs Monaten, von heute an, will ich Euch an diesen Moment erinnern, unverwundbarer Achilles," sagte die Gräfin.

„Schweigt, um Gottes willen!" bat der Herzog; „denn was in Euerm Munde nur ein leichter Scherz ist, wäre ein tödtlicher Stich von den Viperzungen der Gesellschaft."

„Beruhigt Euch! Ich werde sicher nicht den ersten Stein aufheben. Ich bin nachsichtig, wie nur die Heiligen und die großen Sünderinnen sind, ohne einer der beiden Klassen anzugehören."

Der Herzog verließ sehr unbefriedigt den Salon. An der Thüre wurde er von dem alten General aufgehalten. „Herzog," sagte dieser, „habt Ihr je etwas Aehnliches erlebt?"

„Was?" fragte unruhig der Herzog.

„Ihr fragt noch, was?"

„Sicher, und wünsche aufrichtig aufgeklärt zu werden."

„Ein Hauptmann von 20 Jahren!"

„Das ist in der That etwas frühzeitig," bestätigte der Herzog lächelnd.

„Es ist ein Schimpf für das Regiment."

„Ohne Zweifel!"

„Es ist ein Verbrechen gegen Recht und Vernunft."

„Natürlich!"

„Armes Spanien!" seufzte der Veteran und reichte dann, mit einem trostlosen Blick gen Himmel, dem Herzoge die Hand.

Capitel II.

Der Herzog hatte Stein und seine Frau in einem Pensionshaus etablirt, das von einer armen, aber braven und geehrten Familie unterhalten wurde. Stein fand in einer Commode, deren Schlüssel man ihm beim Antritt der Wohnung überreicht hatte, eine beträchtliche Summe in Gold. Dabei lag ein Billet folgenden Inhalts: „Dies ein Theil der gerechten Schuld, die ich dem geschickten Arzte abzutragen habe; die zärtliche Sorge und Wachsamkeit des Freundes kann nur mit unvergänglicher Dankbarkeit und Freundschaft vergolten werden."

Stein war tief beschämt und gerührt.

„O Maria!" rief er, indem er das Papier seiner Frau zeigte: „dieser Mann ist groß in Allem, durch Geburt, durch sein Gemüth, durch seine Tugenden. Er ahmt dem Höchsten nach, indem er die Geringen, Demüthigen zu sich emporzieht. Er nennt mich, den armen Arzt, seinen Freund und spricht von Dankbarkeit, indem er mich mit Wohlthaten überhäuft."

„Und was ist denn das bischen Gold für ihn, der Millionen besitzt, wie man mir sagte, und dessen Besitzungen ganze Provinzen umfassen! Zudem, wenn du nicht gewesen wärest, so könnte er zeitlebens hinken," entgegnete Maria schroff.

In diesem Augenblick trat der Herzog ein und unterbrach die warmen Dankesergießungen Stein's, indem er sich an Marisalada wandte: „Ich komme, Euch um eine Gunst zu bitten. Werdet Ihr mich abweisen, Maria?"

„Was könnten wir Euch, Herr Herzog, verweigern?“ versicherte Stein rasch und warm.

„Wohlan, Maria, ich habe einer intimen Freundin versprochen, daß Ihr in ihrem Hause singen würdet.“

Maria antwortete nicht.

„Gewiß wird sie kommen,“ sagte Stein. „Maria hat vom Himmel die Gabe ihrer herrlichen Stimme erhalten, um sie zu seinem Lobe und zur Freude ihrer Nebenmenschen erklingen zu lassen.“

„So sind wir also einig,“ fuhr der Herzog fort. „Und da Stein sowohl Virtuose auf dem Piano, als auf der Flöte ist, sollen Euch noch diesen Abend ein gutes Instrument und eine Auswahl klassischer und moderner Opernmusik zur Verfügung gestellt werden. Ihr könnt sodann einige passende Arien auswählen und einstudiren; denn Maria muß gleich beim ersten Male singen und mit Ruhm und Lorbeeren gekrönt werden. Ihre zukünftige Größe als Sängerin hängt davon ab.“

Bei diesen letzten Worten leuchteten Maria's Augen im Feuer der höchsten Begeisterung auf.

„Werdet Ihr singen, Maria?“ fragte der Herzog nochmals.

„Warum nicht?“ antwortete sie so gleichgiltig als möglich.

„Ich weiß,“ sagte der Herzog, „daß ihr schon viel von den Herrlichkeiten Sevilla's gesehen habt. Stein lebt wahrhaftig von seinem Enthusiasmus. Ein Stiergefecht habt ihr aber noch nicht gesehen. Hier sind Billets für die Vorstellung diesen Abend. Ich will euch bei mir haben, um den Eindruck zu beobachten, den dieses Schauspiel auf euch machen wird.“

Gleich darauf ging der Herzog weg.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatten einer Hand.

(Fortsetzung.)

In der Rue des Armes wohnte noch vor vier Monaten ein Krämer, Namens Maurice, der sich mit Weib und Kind schlecht und recht von seinem Handel nährte. Es waren stille, achtbare Leute, und die ganze Nachbarschaft besuchte das kleine Lädchen gern.

An einem Samstag war das Geschäft ungewöhnlich gut gegangen, und Vater Maurice war todtmüde, als er endlich den Laden schloß und in das Stübchen trat, wo das Dienstmädchen eben den Tisch zum Abendbrod deckte.

„Heute möchte ich gern einmal Austern haben“, sagte Madame Maurice, als ihr Mann eintrat.

„Es wird zu spät sein, meine Liebe; es ist bereits ein Viertel nach zehn Uhr.“

„Anna meint, der Laden an der Ecke sei noch offen.“

„So lasse welche holen, denn auch ich bin hungrig, wie ein Wolf.

Das Dienstmädchen nahm ein Körbchen, um die gewünschten Austern zu holen, und lehnte die Hausthüre nur an, damit ihre Herrschaft ihr nicht zu öffnen brauche.

Der Laden, in dem sie die Austern zu kaufen hatte, war geschlossen, und Anna ging die Grande Rue hinunter, ob sie das Gewünschte noch irgendwo erhalten könne. Es dauerte ziemlich lange, bis sie ein offenes Local fand, und als sie wieder den Heimweg einschlug, hatte es gerade elf Uhr geschlagen. Sie war also volle drei viertel Stunden abwesend gewesen.

Zu ihrem großen Erstaunen fand Anna das Haus geschlossen. Sie dachte, der Wind habe die Thüre zugeschlagen, und drückte auf die Klinge; indeß das Schloß war von innen geschlossen. Sie schellte, aber es bewegte sich Nichts. „Sie sind wohl zu Bette gegangen“, sagte Anna zu sich selbst und ärgerte sich, daß man sie ausgeschlossen. Wiederholtes stärkeres Läuten — keine Antwort. Nun riß das Mädchen aus allen Kräften an der Glocke — umsonst. In ihrer Angst und Aufregung erzählte sie einigen Vorübergehenden, wie es ihr ergangen; man holte die Polizei und schickte sich an, die Thüre zu erbrechen.

Der Gang war finster; einer der Gensdarmen strauchelte über einen Gegenstand, bückte sich, und seine Hand berührte etwas Nasses. Man machte Licht und entdeckte eine gräßliche Scene. Der arme Maurice lag mit durchschnittener Kehle im Gange; der ganze Boden schwamm im Blute. In dem kleinen Stübchen lag die Leiche seines Weibes mit der gleichen furchtbaren Wunde. Selbst den Säugling in der Wiege hatte der Elende nicht verschont; das arme, wehrlose Geschöpfchen hatte denselben Tod gefunden, wie seine Eltern. Das Haus war all' seiner Werthgegenstände beraubt.

Das Entsetzen der Umstehenden läßt sich nicht beschreiben. Die angestrengtesten Bemühungen der Polizei hatten keinen Erfolg. Man erfuhr, daß ein Mann an dem fraglichen Abende sich in auffallender Weise am Schaufenster des kleinen Ladens herumgetrieben habe; aber Niemand konnte sagen, wer er sei, oder woher er gekommen.

Die ganze Stadt war in Aufregung, und manches Herz klopfte ängstlich, wenn die Nacht sich niedersenkte. Nach einigen Tagen beruhigten sich die Einwohner wieder, um durch einen eben so gräßlichen Mord in zehnfaches Entsetzen gestürzt zu werden.

Acht Tage nach der Katastrophe in der Straße des Armes eilten einige Männer durch die Straße Grenard nach Hause. Sie waren etwas lange hinter dem Gläschen sitzen geblieben und suchten nun sobald als möglich heim zu kommen. Plötzlich erschien auf einem der Hausdächer ein nur mit dem Hemde bekleideter Mann, der ein Kind in den Armen trug und aus allen Kräften „Mord! Mord!" schrie.

Die Vorübergehenden riefen ihm zu, konnten aber Nichts erfahren, als daß der Mord im Hause begangen worden sei. Man eilte an die Thüre und fand sie von innen geschlossen. Wenige kräftige Stöße genügten, sie zu erbrechen, und nun ging's die Treppe hinauf. Ueber einer Stiege fand man im Vorplatz einen Mann mit durchschnittener Kehle todt in seinem Blute liegen. Im Schlafzimmer hing die Leiche eines in gleicher Weise getödteten Weibes halb aus dem Bette, und in der Küche fand sich die leblose Gestalt des Dienstmädchens, ebenfalls mit durchschnittenem Halse. Es war ohne Zweifel derselbe Mörder, der das Verbrechen in der Straße des Armes verübt hatte; ja, es war sogar mit demselben Instrumente geschehen. (Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Haar-Waschwasser.) Um das Haar zu reinigen, die Schinnen zu entfernen und überhaupt siegreich gegen sie zu Felde zu ziehen, da sie das Wachsthum der Haare hindern, bediene man sich vermittelst eines Schwämmchens des nachfolgenden Wassers: Man nehme 4 Unzen erkaltetes, abgekochtes Wasser, vermische dies mit 2 Drachmen Salmiakgeist, lasse dasselbe ungefähr 8 Tage in der Sonne destilliren und gebrauche es nach Gefallen.

Verschiedenes.

Ein Fabrikant in Wien hatte Zwillinge, einen Buben und ein Mädchen, drei Jahre alt, die einander glichen, wie ein Ei dem andern. Ich wette, sagte er zu einem Freunde, du bekommst nicht heraus, welcher der Knabe und welches das Mädchen ist. Top, es gilt! sagte der Freund. Wann darf ich mich einstellen? — Morgen! — Der Freund kam, die Kinder waren als Mädchen gekleidet. Da legt er schweigend auf die eine Seite des Tisches eine wunderschöne Puppe und zierliches Küchengeschirr, auf die andere Seite ein kleines Schießgewehr sammt Trommel — gleichsam zur Auswahl. Im Nu hatte das Mädchen die Puppe ergriffen und der Knabe die Waffen. Die Wette war gewonnen.

(Geschmackssache.) In Indien räth der gewissenhafte Vater dem Sohne, der auf Freiersfüßen geht, sich ein Mädchen auszusuchen, welches kleine Zähne und feine Haare hat und in ihrer Haltung dem Schwane, oder — dem Elephanten gleicht.

(Eigenes Zusammentreffen.) Ein vornehmer Herr ging nie vor dem Laden eines Schuhmachers vorüber, ohne zu bemerken, daß dieser lachte. Dadurch verletzt, fragte er ihn eines Tages barsch:

„Wie kommt es, daß Sie immer lachen, wenn ich vorüber gehe?"

Der Schuhmacher antwortete ihm in gleichem Tone: „Wie kommt es, daß Sie immer vorübergehen, wenn ich lache?"

Auflösung des Räthsels in Nr. 75:

Oel — Joel.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 77. Freitag, den 29. Juni 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Als Maria und Stein am Abend an der Arena ankamen, war Alles schon gedrängt voll Zuschauer. Wie die Meereswellen sich vor einem Sturme unruhig mit dumpfem Gebrüll heben und senken, so wogten hier die Menschenmassen lärmend und aufgeregt durcheinander, gleichsam ein Präludium zu dem Schauspiel, das sie erwarteten, — diese ungeheuere Versammlung, die aus der gesammten Bevölkerung der Stadt und der nächsten Umgebung bestand, — dieses Andrängen und Stoßen, gleichsam wie vom Blute, wenn es in dem Paroxismus einer heftigen Leidenschaft nach dem Herzen strömt, — diese glühende Atmosphäre, — dieses Zusammentreffen zahlloser verschiedener Sympathien in einer einzigen, — diese spannende Erwartung, — die wilde Exaltation, mit unwiderstehlicher Gewalt in den Schranken der Ordnung gehalten, — die einzelnen aufgeregten Stimmen, die sich hören lassen, — diese Unruhe, diese Ungeduld, diese Bangigkeit, die dem Vergnügen etwas Entsetzliches beimischt: — Alles dies zusammen bildet eine Art von moralischem Galvanismus, dem man sich ergeben, oder dem man entfliehen muß.

Stein war wie betäubt; sein Herz zog sich ängstlich zusammen, und er hätte gerne die Flucht ergriffen. Seine Schüchternheit hielt ihn zurück. Er sah, daß Alle, die um ihn waren, zufrieden, erwartungsvoll und heiter gestimmt schienen, und er wollte sich nicht auszeichnen.

Der Platz war gedrängt voll; 12,000 Personen bildeten weite Zirkel um ihn. Die vornehme Welt saß im Schatten; das Volk ließ die vielfarbige andalusische Tracht in der Sonne glänzen.

In den großen Theatern, wo eine Grisi, wo Lablache, die Rachel, Macready strahlen, füllt sich der Saal erst beim Auftreten des gefeierten Lieblings; aber das barbarische Schauspiel, das man in diesem weiten Circus zu geben pflegte, hat nie eine solche Demüthigung zu erleiden gehabt.

Die Vorstellung nahm ihren Anfang. Zuerst kamen die Picadoren (Pferdezähmer) herein auf ihren unglücklichen Pferden, die mit den gesenkten Köpfen und traurigen Augen Schlachtopfern glichen (wie sie es auch wirklich waren), die dem Opferaltare zuschreiten. Beim Anblick der armen Thiere, deren Schicksal vorauszusehen war, verwandelte sich die Unbehaglichkeit, die Stein schon empfand, in ein tiefes, peinliches Mitleiden. Die Provinzen, die er bis jetzt durchreist hatte, waren alle vom Bürgerkrieg verwüstet, und er hatte daher noch nicht Gelegenheit gehabt, diesen großartigen Nationalfesten beizuwohnen, in denen die Reste des glänzenden, kriegerischen Maurenthums sich mit der wilden Unerschrockenheit der gothischen Race vermischten. Doch hatte er oft davon sprechen hören und wußte, daß der Erfolg eines Stiergefechtes nach der Zahl der getödteten Pferde berechnet wurde. Seine Theilnahme wandte sich daher hauptsächlich diesen beklagenswerthen Thieren zu, die, nachdem sie ihrem Herrn lange Jahre treu gedient, ihm vielleicht das Leben gerettet haben, nun von Alter und Arbeit entkräftet, zu einem widernatürlichen Tod bestimmt sind, den die ausgedachteste Grausamkeit sie sogar zwingt selbst aufzusuchen, — zu einem Tode, den sie instinctmäßig voraussehen, und dem die einen kämpfend entgegentreten,

indeß die andern ergebener oder vielleicht ermatteter demselben folgsam sich überlassen. Die Qualen dieser elenden Geschöpfe müßten ein Herz von Stein rühren; allein die Zuschauer haben nur Augen, nur Aufmerksamkeit, nur Theilnahme für den Stier. Sie sind alle wie in einer Bezauberung befangen, und dieselbe übt ihren Einfluß sogar auf die Fremden aus, auf solche selbst, die gegen Spanien im Allgemeinen und besonders gegen diese grausame Belustigung eingenommen sind.

Die Stiergefechte sind ein neues Reizmittel für die blasirten Ausländer, die alle Lust des Lebens ausgekostet und mit wahrhaft fieberischer Hast nach Aufregung und neuer Zerstreuung suchen; dann auch für die meisten Spanier, die starke, wenig gefühlvolle Menschen und seit ihrer frühesten Kindheit an diese Art Schauspiele gewöhnt sind. Viele kommen hierher aus reiner Gewohnheit. Andere, besonders die Frauen, um zu sehen und gesehen zu werden, und Viele, die sich gar nicht unterhalten, die beständig ihre Klagen um die armen Geschöpfe laut werden lassen, bleiben aber dennoch bis zu Ende, Dank dem fleischlichen Element, das jeder menschlichen Organisation beigemischt ist.

Die drei Picadoren grüßten den Präsidenten. Vorausgingen die Fahnenträger und Adjutanten der Stierfechter in reicher Kleidung und farbigen Uebermänteln. Die Kämpfer (Toreadoren) aber waren glänzender und reicher als alle Uebrigen ausgestattet.

„Pepe Vera! Hier ist Pepe Vera!" schrie jetzt die Menge.

„Der Schüler von Montes! ein herrlicher Junge! wie schön gewachsen! wie leicht er schreitet! welch' kräftige, anmuthige Gestalt! welch' ein fester, klarer Blick!"

„Wißt Ihr," sagte ein junger Mann, der neben Stein saß, „wißt Ihr die große Lehre, die Montes seinen Schülern gibt? Er schickt sie mit gekreuzten Armen dem Stier entgegen und sagt ihnen: Fürchtet Nichts!"

Pepe Vera trat in die Arena. Sein Kleid war von kirschrothem Tuch mit Epauletten und reicher Silberverzierung. Die Weste von prächtigem Silbergewirke und die graziöse, niedere spanische Mütze von Sammt vollendeten den eleganten, leichten und kostbaren Anzug des Toreadors.

Nachdem er mit Stolz und Anmuth zugleich das Publicum gegrüßt hatte, stellte er sich zu den übrigen Fechtern, die bereits ihre Plätze eingenommen hatten.

Dicht an der Barriere und in gleicher Entfernung von einander waren die Picadore aufgepflanzt. Die Matadore und ihre Adjutanten standen zerstreut im Circus umher. Jetzt trat eine tiefe Stille ein, und es war, als ob diese bis jetzt so geräuschvolle, ungeheure Masse plötzlich den Athem verloren habe. Der Richter gab das Zeichen; die Clarinetten ertönten und bewirkten, gleich den Posaunen des ewigen Gerichtes, eine allgemeine Erhebung. Zu gleicher Zeit öffnete sich das weite Thor des Stierzwingers, der Loge der Preisrichter gegenüber. Ein zornesmuthiger Stier stürzte in die Arena und wurde mit einer wahren Explosion von Geschrei, Pfeifen, Verwünschungen und Beifallsrufen empfangen. Vor diesem entsetzlichen Lärm blieb das Thier wie angewurzelt stehen, erhob den Kopf und schien mit glühenden Augen zu fragen, ob diese wilde Herausforderung ihm gelte — ihm, dem starken Athleten, der bisher großmüthig gewesen und den Menschen als kleinen, schwachen, ja verächtlichen Feind geschont. Er maß das Terrain und wandte alsdann die drohende Stirne nach der andern Seite. Er zögerte — das Schreien und Pfeifen ward immer heftiger. Jetzt stürzte sich der Stier mit fast unglaublicher Schnelle und mit seinem ganzen Gewicht auf den Picador. Doch sogleich zog er sich wieder zurück, da er einen Lanzenstich in den Weichen fühlte. Es war eines jener Thiere, die man in der Stierfechtersprache stumm nennt. Daher wurde es bei diesem ersten Angriff noch nicht rasend, sondern wandte sich nach dem zweiten Picador.

Dieser griff ihn nicht so vorsichtig an, wie sein Vorgänger, und der Lanzenstich war weniger sicher und fest, das Thier wurde verwundet, ohne zurückgehalten zu werden. Die Hörner bohrten sich in den Leib des Pferdes, das alsbald zu Boden stürzte. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte den ganzen Circus. Die Adjutanten — Chulos genannt — umgaben sogleich die schreckliche Gruppe; allein das wilde Thier hatte sich seiner Beute bemächtigt und ließ sich seine Rache nicht nehmen. Das Schreien und Toben der Menge hatte einen

solchen Grad erreicht, daß der Widerhall davon die ganze Stadt hätte müssen mit Grauen erfüllen, wäre der Lärm nicht von diesem Platze ausgegangen.

Der Kampf wurde immer furchtbarer, je mehr er sich in die Länge zog. Der Stier wühlte in den Eingeweiden des Pferdes, das mit seiner Schwere und seinen krampfhaften Zuckungen den Picador der größten Gefahr aussetzte. (Fortsetzung folgt.)

Der Schatten einer Hand.

(Schluß.)

Der junge Mann, der auf dem Dache erschienen war, gab am nächsten Morgen folgendes Zeugniß zu Protocoll: „Mein Name ist Pierre Dulac, ich bin 22 Jahre alt und Uhrenmacher von Profession. Seit zwei Jahren arbeite ich im Geschäfte des ermordeten Monton, dessen Familie in Weib und Kind und einem Dienstmädchen bestand. Am Abend des 21. April 1846 legten wir uns bald zur Ruhe. Ich schlief in einem Dachstübchen; neben mir war die Kammer des Dienstmädchens, welches gewöhnlich das Kind der Herrschaft bei sich hatte. Es war ungefähr halb zwei Uhr Morgens, als ich erwachte und mich sehr durstig fühlte. Mein Wasserkrug war leer, und ich gedachte mir einen frischen Trunk zu holen. Ehe ich aber die obersten Stufen hinankam, sah ich, daß ein Mann die untern Treppen heraufschlich. Da ich sehr nervenschwach bin, hatte der Mord in der Straße des Armes lähmend auf mich gewirkt, und der Anblick dieses Mannes ließ mein Blut erstarren, so daß ich buchstäblich weder Hand noch Fuß bewegen konnte. Der Fremde hatte beinahe die Thüre, welche zu Herrn Monton's Wohnung führte, erreicht, als dieselbe sich von innen öffnete und mein Brodherr heraustrat. Der Mörder stürzte auf ihn zu und preßte ihm die Hand fest auf den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern. Ich bemerkte, daß der Elende nur drei Finger an der linken Hand hatte. In meiner Angst rannte ich die Stufen wieder hinauf und in die Kammer des Dienstmädchens. Marie war nicht da, aber das Kind schlief fest und ruhig. Ich nahm es in die Arme und flüchtete mich auf's Dach. Mehr weiß ich nicht anzugeben."

Die Angst und Aufregung in Dieppe hatte den höchsten Grad erreicht. Es war klar, daß all' diese Verbrechen das Werk Eines Mannes waren, aber es ließ sich keine Spur von ihm entdecken. Die Regierung setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf, und die Polizei entfaltete die größte Thätigkeit.

In der Vorstadt von Dieppe lebte eine verwittwete Dame, Namens Beaumaurice, ganz allein mit ihrem Dienstmädchen in einem ziemlich entlegenen Hause. Sie war Wittwe eines Officiers und zeichnete sich besonders durch Charakterstärke und persönlichen Muth aus. Die Aufregung, welche in der ganzen Stadt herrschte, war an ihr ziemlich spurlos vorübergegangen, während man, da sie so einsam lebte, das gerade Gegentheil hätte vermuthen sollen.

Am 30. April, ungefähr um 10 Uhr Abends, begab sich Frau Beaumaurice, welche den ganzen Tag an nervösem Kopfschmerz gelitten hatte, in ihr Schlafgemach. Sie fühlte sich sehr müde und setzte sich, um ein wenig zu ruhen, in einen großen Armsessel. Ihr gegenüber stand der Toilettetisch, dessen Vorhänge bis auf den Boden hingen. Die Lampe brannte hinter ihr auf einem kleinen Tischchen. Die Dame hatte schon angefangen, sich zu entkleiden, als sie Etwas bemerkte, das ihren Herzschlag hemmte. Am Boden zeigte sich der Schatten einer Manneshand. Die Hand hatte nur drei Finger!

Die Sachlage war klar genug: unter dem Toilettetisch befand sich der Mörder. Die Dame hielt sich vollkommen ruhig und überlegte, was zu thun sei.

Nach kurzem Nachdenken näherte sie sich der Thüre und rief ihrem Dienstmädchen.

Als die Gerufene erschien, fragte sie: „Marie, weißt du, wo Herr Bernard wohnt?"

„Ja, gnädige Frau."

„Ich vergaß, daß ich morgen früh 5000 Franken zu bezahlen habe. Du sollst nun schnell hingehen und das Geld holen."

„Sehr wohl, gnädige Frau."

„Damit Herr Bernard dir die Banknoten gewiß gebe, will ich schnell eine Anweisung schreiben."

Das Mädchen wartete, und die Dame schrieb:

„Lieber Herr Bernard!

Der Mörder von der Straße des Armes und der Straße Renard ist in meinem Hause. Kommen Sie mit einigen Gensdarmen und nehmen Sie ihn gefangen.

Helene Beaumaurice."

Sie überreichte der Dienerin das Briefchen und sandte sie fort. Dann setzte sie sich in den Fauteuil und wartete.

Ja, die Dame saß eine ganze Stunde in dem Zimmer, unter dessen Toilettetisch der berüchtigte Mörder versteckt war. Sie saß ruhig, kalt und entschlossen. Der Schatten der Hand zeigte sich hier und da auf dem Boden; es war das einzige Zeichen der Gegenwart.

Als die Gensdarmen endlich ankamen, wurde Jacques Reynauld nach heftiger Gegenwehr gefangen genommen. Die Schuld des Elenden ließ sich leicht nachweisen, und, wie ich am Anfang meiner Skizze bemerkt, erlitt er die verdiente Strafe durch die Guillotine.

Gemeinnütziges.

(Fleckwasser zum Entfernen der Rothweinflecken ꝛc.) Etwas Chlorkalk und Pottasche werden mit $1\frac{1}{2}$ Quart heißem Wasser aufgebrüht. Dies gießt man nach dem Erkalten durch ein Mousseline-Tuch in eine Flasche und benützt es zu obigem Zwecke.

Verschiedenes.

Das neueste Regierungsblatt enthält nachstehende Verordnung, das Verbot des Einfangens, Tödtens und Verkaufes von Vögeln betreffend: § 1. Das Einfangen, Tödten und der Verkauf nachgenannter Vögel ist verboten: der Spechte, Wendehälse, Baumläufer, Mandelkrähen (Blauracken), Heher (Eichel- oder Holz-, Nuß- oder Tannenheher), Saat- und Alpenkrähen, Kucucke, Wiedehopfe, Ammer, Finken (mit Ausnahme der Böhemer), Meisen, Staare, Goldamsein, Fliegenschnapper, Goldhähnchen, Zaunkönige, Nachtigallen, Haide- oder Baumlerchen, Roth-, Blau-, Braun- oder Schwarzkelchen, Grasmücken, Schwarzblättchen, Bachstelzen, Laub- und Rohrsänger, Braunellen, Piper, Steinschmätzer, Schwalben, Nachtschwalben, Eisvögel, Storche, Bussarde (Mauser oder Mausefalken) und der Eulen mit Ausnahme des Schuhu. § 2. Niemand darf Nester, Eier oder Nestbrut der vorgenannten Vögel außerhalb seiner Anwesensgebäude und umschlossenen Gärten zerstören. § 3. Vorstehende Bestimmungen sind auch bei der Jagdausübung zu beobachten. § 4. Eine Ausnahme von dem Verbote in § 1 und 2 darf mit besonderer Bewilligung der betreffenden Kreisregierung, Kammer des Innern, in jenen Fällen stattfinden, in welchen zu wissenschaftlichen oder Unterrichtszwecken darum nachgesucht wird. Die Kreisregierungen, K. d. J., sind überdies ermächtigt, im Interesse der Landwirthschaft eine Ausnahme von dem Verbote in § 1 bezüglich einzelner Vogelarten für einen bestimmten Bezirk auf einen bestimmten Zeitraum zu gestatten. § 5. Gegenwärtige Verordnung, durch welche alle entgegenstehenden Bestimmungen außer Wirksamkeit gesetzt werden, tritt 60 Tage nach ihrer Bekanntmachung durch das Regierungsblatt, beziehungsweise das Kreisamtsblatt der Pfalz im Umfang des ganzen Königreiches in Wirksamkeit.

In Oesterreich erzählt man sich, der König von Preußen habe mit einem Geldfürsten über eine Anleihe von 20 Millionen Thalern unterhandelt, der Geldmann habe kein Geld, aber einen guten Rath gegeben: „Jagen Sie den Bismarck fort, und jeder Preuße zahlt mit Vergnügen einen Thaler; dann sind die 20 Millionen beisammen."

Zweisilbige Charade

1.

Ich bin ein Laut, doch nie ein Wort,
Und steh' im Ofen immerfort.

2.

Ich werd' ein Licht von je genannt,
Doch hab' ich niemals noch gebrannt.

1 und 2.

Ich bringe Gutes, vielerlei;
Für gute Kinder: Ei, ei, ei!

W. A. K.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 78. Sonntag, den 1. Juli 1866.

Blüthen französischer Lyrik.

V.

Das Vaterland.

(Von Greffet.)

Lieb' Vaterland! Land meiner Wiege,
Du heil'ges Land, das Gott mir gab,
Wo meine Asche und der Meinen
Dereinst sich mischt im kühlen Grab.
Mög' nie der Himmel mir verzeihen,
Würd' ich nicht Arm und Herz dir weihen,
Lieb' Vaterland!

Mit Hoffnung, mit Erinnerungen
Erfüllt dein Name meine Brust;
Du sahst des zarten Kindes Spiele,
Du sahest seine erste Lust.
Dir hab' ich Freunde sonder Wanken,
Vater- und Mutterherz zu danken,
Lieb' Vaterland!

Und wenn dereinst in weite Fernen
Ein harter Schicksalsspruch mich bannt,
Bei dir nur weilten die Gedanken,
Bei dir mein Herz, o theures Land!
Ich zög' im Traum' durch deine Felder,
Durch deine Se'n, durch deine Wälder,
Lieb' Vaterland!

Und sink' ich einst in's Grab hinunter,
Beschließ' ich meinen Erdenlauf,
Dann nimm des Pilgers morsche Hülle
In deinen heil'gen Boden auf!
In fremdem Land' ein Mal von hohem Werthe
Nicht tauscht' ich's für ein Häuflein Erde
Im Vaterland.

Doch weiter noch mein Auge dringet,
Und höher noch die Hoffnung steigt;
Das ew'ge Eden ist da droben,
Wo jede ird'sche Sehnsucht schweigt.
D'rum schlägt einmal die letzte Stunde,
So ruf' ich aus des Herzens Grunde:
Lieb' Vaterland! —

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Jetzt kam, leicht wie ein glänzend befiederter Vogel, ruhig wie ein Kind, das Blumen pflücken will, lächelnd und in tanzendem Schritt, ein Jüngling, reich in Silber und Sammt gekleidet. Er nahte sich dem Stier im Rücken, und diese leichte, fast zarte Erscheinung faßte mit beiden Händen den Stier am Schwanze und zog ihn an sich heran mit nicht mehr Anstrengung, als wenn es ein eigensinniges Hündchen gewesen wäre. Der Stier wandte sich verwundert um und stürzte sich alsdann wüthend auf den neuen Gegner, der, indem er ruhig rückwärts ging und dann eine rasche Bewegung zur Rechten machte, dem ersten Angriff geschickt auswich. Der Stier richtete sich zum zweiten Angriff. den der junge Mann auf dieselbe Art, nur mit einer Wendung nach Links, vermied. Damit war er an der Barriere angekommen, wo er den flammenden Augen der Bestie und den angstvollen Blicken der Zuschauer entschwand, die, trunken von Begeisterung, die Luft mit endlosem, donnerähnlichem Beifall erfüllten.

Es macht einen mächtigen Eindruck auf die Gemüther, wenn ein Mensch also mit dem Tode spielt, kalten Blutes, mit unbeweglichem Angesicht, ohne daß eine Wimper zuckt.

„Seht Ihr, wie er die Lehren Montes' begriffen! Seht Ihr, wie Pepe Vera mit dem Stier spielt!" rief der junge Mann, der

neben Stein saß, mit einer Stimme, die von Schreien heiser war.

Der Herzog hatte seine Blicke auf Marisalada gerichtet. Zum ersten Male seit ihrer Ankunft in Sevilla bemerkte er auf diesem kalten, gleichgiltigen Gesichte Theilnahme und Aufregung. Maria's schroffe Organisation war viel zu gewöhnlich, um das Gefühl der Bewunderung in sich aufkommen zu lassen. Sie hatte Alles angesehen, ohne Etwas zu bewundern, ohne sich für Etwas zu interessiren. Um dieses harte Metall zu prägen, mußten Feuer und Hammer angewendet werden.

Stein war bleich und erschüttert. „Herr Herzog," sagte er mit sanftem Vorwurf, „ist es möglich, daß dies Schauspiel Euch Unterhaltung gewährt?"

„Nein," antwortete der Herzog mit gutmüthigem Lächeln, „es unterhält mich nicht, es interessirt mich."

Indeß hatte man das Pferd aufgehoben. Es konnte nicht mehr auf den Füßen stehen. Aus seinem aufgerissenen Bauche hingen die Eingeweide bis auf den Boden herab. Der Picador stand aufrecht da und suchte sich aus den Armen der Adjutanten loszureißen. Er war wüthend auf den Stier und wollte in blinder Tollkühnheit und trotz der Betäubung, die ihm sein Sturz verursachte, das Pferd wieder besteigen und den Angriff erneuern. In der That war es auch unmöglich, ihn abzuhalten. Er warf sich auf das elende Schlachtopfer und stieß ihm die Sporen in die Seiten.

„Herr Herzog," sagte Stein, „es mag Euch vielleicht lächerlich erscheinen, allein es ist mir unmöglich, diesen Anblick länger zu ertragen. Maria, wir wollen gehen!"

„Nein!" antwortete Maria, deren ganze Seele in ihren Augen war. „Bin ich vielleicht so zimperlich und sentimental, daß du fürchtest, ich möchte ohnmächtig werden?"

„Nun denn, so werde ich zurückkommen, um dich abzuholen, wenn das Schauspiel beendet ist." Und er eilte rasch weg.

Der Stier hatte indeß schon eine große Anzahl Pferde in den Sand gestreckt. Das unglückliche Thier, von dem oben die Rede war, hatte sich an den Zügeln bis zu der nächsten Thüre schleppen lassen und war dort hinausgegangen. Andere, die sich nicht mehr erheben konnten, lagen in Todeszuckungen am Boden. Von Zeit zu Zeit erhoben sie die Köpfe, und in ihren Augen lag das Entsetzen und der Tod. Bei solchen Lebenszeichen wandte sich der Stier immer wieder nach seinem Opfer und stieß die spitzen Hörner in das zuckende Fleisch. Dann machte er mit blutender Stirne und triefenden Hörnern die Runde um den Circus, hob bald seinen Kopf trotzig und herausfordernd nach dem Zuschauerraum, von wo ein ununterbrochenes Beifallsgeschrei ertönte; ein ander Mal nach den Adjutanten, die wie schimmernde Meteore an ihm vorbeigingen und ihre Pfeile auf ihn abdrückten. Von Zeit zu Zeit erhoben sich aus einer den Zuschauern verdeckten Vogelhecke einige Vöglein und flogen über die Schreckensscene weg.

Wer mag wohl auf diese so sehr contrastirende Idee gekommen sein? Sollten sie das Symbol der waffenlosen Unschuld vorstellen, die sich leicht und unangefochten über die wilden Leidenschaften des Lebens erhebt? Oder war es, was wahrscheinlicher ist, einer jener poetischen Gedanken, wie sie selbst in den härtesten, grausamsten Gemüthern unter dem spanischen Volke natürlich und freiwillig aufkeimen, gleich der wilden Reseda, die in Andalusien aus den Steinritzen und Spalten eines Balkones aufblüht?

Auf ein Zeichen des Präsidenten ertönten die Clarinetten auf's Neue. Alles wurde plötzlich stille. Pepe Vera trat jetzt mit dem Schwert in der Hand und den rothen Mantel auf dem Arme vor den Balkon der Vorsitzenden, grüßte und bat um Erlaubniß, den Stier tödten zu dürfen.

Pepe Vera hatte die Anwesenheit des Herzogs, dessen Leidenschaft für die Stiergefechte bekannt war, bemerkt; deßgleichen auch die Frau, die an seiner Seite saß, und mit der der Herzog viel und lebhaft sprach. Dieses Weib hatte kein Auge von dem Toreador verwendet. Derselbe verbeugte sich jetzt vor dem Herzog, nahm anmuthig seine Mütze ab und rief: „Für Eure Excellenz und die hohe Dame an Eurer Seite!" und hiermit warf er mit unnachahmlicher Bewegung die Mütze auf den Boden und eilte auf seinen Platz.

Die Adjutanten folgten ihm aufmerksam mit den Augen, um seine Befehle zu vollziehen. Der Matador wählte sich seinen Standpunkt, dann rief er: „Hierher!" Die Hetzer liefen

dem Stier entgegen, um ihn aufzureizen; der Stier verfolgte sie und fand sich so plötzlich Stirne gegen Stirne dem kühnen Toreador gegenüber, der ihn festen Fußes empfing. Das war der feierliche Moment des Schauspieles. Eine tiefe Stille folgte dem betäubenden Tumulte, der heftigen Aufregung des ersten Actes.

Als der Stier den schwachen Feind erblickte, der seiner Wuth gespottet hatte, wandte er sich um, wie um nachzudenken. Er fürchtete ohne Zweifel, sein Raub möge ihm nochmals entschlüpfen. Wer in diesem Augenblick in den Circus eingetreten wäre, hätte schwerlich geglaubt, einer öffentlichen Belustigung beizuwohnen, sondern vielmehr einer religiösen Feierlichkeit. So ernst und ergreifend war die Stille.

Die beiden Gegner beobachteten sich. Pepe Vera bewegte die linke Hand. Der Stier griff ihn an. Mit einer kaum bemerkbaren Bewegung wich der Toreador aus und stand jetzt dem Stier gegenüber, die Schwertspitze auf die Stelle zwischen dessen Schulterblättern gerichtet, so daß beim Eindringen auf den Gegner der Stier sich die tödtliche Waffe bis an den Griff in den Körper stieß. Er stürzte leblos zu Boden.

Es wäre vergeblich, den Beifallssturm, der jetzt durch den ganzen weiten Platz tobte und nicht enden wollte, zu beschreiben. Wer je einem ähnlichen Kampf und Sieg beigewohnt, kann sich allein einen Begriff davon machen. Zu gleicher Zeit begann die Militärmusik einen kriegerischen Marsch zu spielen.

Pepe Vera durchschritt den Circus unter den leidenschaftlichsten Zeichen des Enthusiasmus und der Bewunderung, die ihm zu Theil wurden; er grüßte mit dem Degen zur Rechten und Linken, und auf seinem Gesichte war keine Spur von Ueberraschung oder Stolz über einen Triumph, um den mancher römische Kaiser ihn würde beneidet haben. Als er sich der Loge des Herzogs näherte, verbeugte er sich tief und grüßte ihn und die „hohe Dame." Der Herzog gab Marisalada heimlich einen Beutel mit Goldstücken, den diese in ihr Taschentuch einwickelte und in die Arena warf. Als jetzt Pepe Vera auf's Neue grüßte, zum Zeichen seines Dankes, da begegnete der Blick seines tiefschwarzen Auges dem Blick Maria's. Von dem blitzartigen, elektrischen Zusammentreffen dieser Blicke hätte ein classischer Schriftsteller sicher erzählt, Cupido habe die beiden Herzen mit seinen Pfeilen getroffen. Wir sagen einfach, daß diese beiden Naturen geschaffen waren, sich zu verstehen und mit einander zu sympathisiren, und daß sie sich auch wirklich verstanden und fanden.

Pepe Vera hatte heute in der That Bewunderung verdient. Sein ganzes Benehmen in der verhängnißvollen Lage zwischen Tod und Leben zeigte von einem Muthe, einem Selbstvertrauen und einer Ruhe, wie man selten sehen wird. Dabei blieben seine Bewegungen anmuthsvoll und würdig, und die Tausende von Augen, die auf ihn gerichtet waren mit unverhohlener Theilnahme, und die Tausende von Händen, die nicht ermüden wollten ihm Beifall zu klatschen, entrichteten ihm nur einen gerechten Tribut.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote aus dem Leben Paganini's.

Im Jahre 1832 lebte Paganini, seiner Triumphe müde, in strengster Zurückgezogenheit in der Villa Lutetiana, jenem traulichen Buenretiro im Faubourg Poissonniere in Paris, welches seit jener Zeit längst der unerbittlichen Hacke der Stadterweiterung gewichen ist. Der melancholische Künstler, welchen die Legende noch bei seinen Lebzeiten in einen mysteriösen Nimbus gehüllt hatte, suchte und fand hier die Ruhe, die ihm im Geräusch einer in der gesammten Kunstgeschichte unerhörten Siegesbahn versagt bleiben mußte. Er konnte wieder einmal sich selbst leben; seine stets umwölkte Stirn begann sich zu erheitern; über das hagere, faltenreiche Gesicht glitt, wie ein Sonnenstrahl, seit langer Zeit das erste Lächeln. Von den Dienstleuten des Hauses war es der kleinen Nicette, einer hübschen achtzehnjährigen Picarde, gelungen, den launenhaften Künstler zufriedenzustellen, ja selbst ihn gesprächiger und zutraulicher zu machen.

Eines Tages trat Nicette ohne ihren gewohnten Frohsinn in sein Zimmer.

Was fehlt Ihnen, mein gutes Kind? fragte Paganini mit theilnehmendem Lächeln; Ihre Augen sind roth; Sie haben geweint. . . .

Das Mädchen zögerte mit der Antwort.

Er warf mit seinen großen, schwarzen Augen einen durchbohrenden Blick auf das verwirrte Gesicht Nicettens, dann fuhr er fort: Ah, ich errathe Alles. Es handelt sich um einen Liebhaber. Nun, meine Liebe, vertrauen Sie sich mir an; vielleicht kann ich Ihnen helfen. O, ich habe Ihre Geschichte vielleicht hundert Mal in komischen Opern bei mir zu Lande gesehen. Nach tausend heißen Versprechungen hat er Sie verlassen, und Sie hören nichts mehr von ihm, nicht wahr?

Der arme Junge! Freilich hat er mich verlassen, mein guter Herr', aber war es seine Schuld? Da er diesen Sommer sein zwanzigstes Lebensjahr vollendet, so hatte die Stunde der Conscription für ihn geschlagen. Er zog eine schlechte Nummer, und nun ist er fort und bezieht vielleicht eben die Wache in Lille, ein ellenlanges Gewehr auf der Schulter. So steht es; Sie sehen, mein bester Herr, da gibt es keine Hilfe.

Aber, Nicette, können Sie ihm nicht einen Stellvertreter kaufen?

Jetzt war es an Nicette, zu lächeln, aber mit Traurigkeit.

Ich sehe wohl, daß der Herr mit mir scherzen. Einen Stellvertreter kaufen und womit? Du lieber Himmel! Dieses Jahr sind die Männer wegen der Kriegsgerüchte gar nicht mehr zu bezahlen. Fünfzehnhundert Francs die Augen aus dem Kopfe!

Der Künstler ergriff gerührt die kleine weiße Hand des Mädchens.

Wenn es nur das ist, Nicette, so weinen Sie nicht mehr, fünfzehnhundert Francs sind kein Gegenstand, ich nehme die Summe auf mich.

Damit griff er nach einem Bleistift und notirte sich auf ein Blättchen nur die Worte: „Nicht vergessen, ein Concert zum Besten Nicettens zu geben."

Einige Wochen vergingen, Weihnachten rückte heran. Seit alten Zeiten herrscht in Frankreich der Brauch, in der Christnacht einen Schuh, am liebsten einen Holzschuh, über dem Herde zu befestigen. Ein guter Engel, sagt man den Kindern, fährt durch den Schornstein vom Himmel hernieder und füllt den Schuh mit Näschereien und Spielzeug.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Wachet und betet!) Als der verstorbene Cardinal Wiseman nur noch ein einfacher Doctor der Theologie an der sardinischen Capelle in London war, kam eines Tages ein guter Gläubiger in seinen Beichtstuhl. Nachdem er die Absolution empfangen hatte, zog er sich in eine Ecke der Kirche zurück, wo er auf das Inbrünstigste betete. Bei seinem Erheben bemerkte er, daß während des Betens sein Hut verschwunden war, und da er denselben trotz allen Suchens nicht mehr fand, begab er sich endlich wieder zu Doctor Wiseman zurück.

„Ehrwürdiger Vater!" sagte er, „ich habe meinen Hut verloren und glaube, daß man ihn gestohlen hat."

„Und was haben Sie zu der Zeit gethan, als man ihn stahl?"

„Mein Vater, ich betete!"

„Ah! mein Sohn!" erwiederte der Doctor mit seinem feinen Lächeln, „Sie müssen sich stets der Worte des Evangelisten erinnern, welcher vorschreibt: daß man auch wachen soll, während man betet!"

Die Stadt Memphis in Tennessee brüstet sich mit dem Besitze eines Hundes, welcher 180 Pfund schwer ist. Dieses soll der stärkste und schwerste Hund in der Welt sein. Dagegen erhebt indessen ein Correspondent des „Milwaukee Sentinel" Einwand, indem er schreibt, daß sich in Kilbourn City im Staate Wisconsin ein Hundevieh befinde, dessen Gewicht 193 Pfund betrage und der seinen Tennessee-Freund somit noch um 13 Pfund übertreffe.

Zwei Kinder betrachteten einst das Bild von Adam und Eva.

„Welches ist wohl der Mann und welches die Frau?" frug das Mädchen.

„Ja, das kann ich nicht wissen," antwortete der Knabe naiv, „sie sind ja noch nicht angezogen."

Auflösung der Charade in Nro. 77:

Ostern.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 79. Mittwoch, den 4. Juli 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel III.

Während der Scenen, die wir im letzten Capitel zu schildern versuchten, machte Stein eine Runde um die Stadt, indem er die Linie der alten Mauern verfolgte, die Julius Cäsar aufrichten ließ, wie es folgende Inschrift über dem Xeresthore bezeugt:

Hercules me edifico;
Julio Cesar me cerco
De muros y torres altas;
Y el Rey Santo me gano
Con Garci-Perez de Varga.

Hercules erbaute mich;
Julius Cäsar umgab mich
Mit Mauern und hohen Thürmen;
Und der heilige König gewann mich
Durch Garcia-Perez von Varga.

Sich rechts wendend, kam er an dem Kloster del Popolo vorbei, das jetzt in ein Gefängniß verwandelt ist. Nahe dabei ist das schöne Thor von Triana, etwas weiter hin das Königsthor, durch welches Ferdinand seinen Einzug hielt und Jahrhunderte vorher Philipp II. Von da kommt man an das Kloster San Lauranco, wo Ferdinand Columbus, der Sohn von Christoph Columbus, eine Schule gründete und seine Sternwarte da errichtete. Hierauf ging er an dem San Juan-Thore vorüber, an das sich so viele Erinnerungen knüpfen. In geringer Entfernung, dicht am Ufer des Flusses blieb er staunend stehen vor dem prächtigen Kloster des heiligen Hieronymus, dessen Statue als eines der vollkommensten Meisterwerke der Bildhauerkunst betrachtet wird, und die heute eine Zierde des Hauptsaales im Museum von Sevilla bildet. Stein drang sich die Bemerkung auf: Würden wohl die alten Künstler so viele unsterbliche Werke geschaffen haben, wenn sie gewußt hätten, daß dieselben, statt der Verehrung frommer Seelen geweiht zu bleiben, einst der Schmuck von Museen sein würden, wo sie dem kalten kritisirenden Blick der Kunstfreunde bloßgestellt sind?

Von da wanderte er nach dem San Lazarus-Hospital, dem Aufenthalt der Aussätzigen, und dem prachtvollen Spital der fünf heiligen Wunden Jesu, vom Volke Blutspital genannt — ein Werk der Familie Enriquez de Rivera, das Millionen gekostet hatte.

Von hier gelangte er an das Thor der Macarena, das nach Einigen seinen Namen von einer Tochter des Hercules hatte, der Julius Cäsar es erbaute, und wie Andere berichten, nach einer maurischen Prinzessin, die hier einen Palast hatte. Don Pedro, der Grausame, ging mehr denn ein Mal als Sieger durch dieses Thor herein und ebenso Don Fabrique, bis ihn sein Bruder, derselbe Don Pedro, seiner Rache aufopferte. Von hier ging Stein durch das Thor von Cordova, auf dem noch heute, jedoch in eine kleine Capelle verwandelt, der enge Käfig erblickt wird, in dem der heilige Hermenegildo auf Befehl seines Vaters Leovigildo, König der Gothen, um 586 Gefangenschaft und Martertod erlitten hatte. Gegenüber steht das Capucinerkloster, an demselben Platz, wo nach der Legende die erste und von dem Apostel Jacobus gegründete Kirche in Spanien soll gestanden haben. Etwas weiter hin ist das Trinitatis-Kloster, auf dem Boden, auf dem einst die römischen Kerker waren, und das unterirdische Gewölbe, in dem die heiligen Jungfrauen Justina und Rufina, die die Schutzpatroninen der Stadt waren, schmachteten. In diesem

Gewölbe steht ein Altar, in dessen innerem Raum man die Marmorsäule aufbewahrt, an die die Heiligen angeschmiedet waren, und in die sie mit schwachen Fingern ein Kreuz eingruben, das man noch sieht.

Durch das Solthor und das von Osario kommt man an das von Carmona, eines der schönsten im Umkreis der Stadt, von wo, in gleicher Linie mit dem Aquaduct, der Sevilla mit Wasser versieht, die Königsstraße hinzieht, die die ganze Halbinsel der Länge nach durchschneidet. An dieses Thor knüpft sich eine Anekdote, die den Charakter der Edlen von Sevilla aus jener Zeit treffend schildert. Es war 1540. Die Sevillaner marschirten durch dieses Thor, um Gibraltar Hilfe zu bringen. Don Rodrigo de Saavedra trug das Banner der Stadt; das Thor von damals war aber zu niedrig, um die Standarte durchzubringen, ohne daß man dieselbe etwas gesenkt hätte. Don Rodrigo, der eher gestorben wäre, als seiner edlen Last diese Demüthigung anzuthun, passirte über das Thor und zog die Fahne an Stricken aufrecht nach sich.

Zur Rechten und Linken erheben sich die großen, heitern Thürme des heiligen Rochus und Bernardus mit dem „Königsgarten," so genannt, weil er von einem maurischen Könige, Benjoar, herstammt. Von da ging Stein direct hinaus in's Freie, nach den herrlichen Spaziergängen, die die Stadt umgeben und die blühenden Ufer des Quadalquivir zieren.

Die einzigen Laute, die um diese Zeit die Stille der schattigen Baumgänge unterbrachen, waren die Liedergrüße der Vögel an die Sonne. Der Fluß war so unbeweglich, daß er wie zugefroren erschien, wenn nicht von Zeit zu Zeit der Flügel eines Vogels oder das Schnellen eines Fisches seine Oberfläche leise gekräuselt hätte. Die Schatten der Dämmerung senkten sich auf die Stadt, und nur die wundervolle, colossale Bildsäule, den Glauben vorstellend, die die Hauptkirche Giralda krönt, glänzte noch in der vollen Glorie des Sonnenlichtes, wie der Ruhm der großen Männer glänzt, die sie auf diesem hohen Standpunkte als Schlußstein ihres unsterblichen Werkes errichteten.

Stein stützte den Kopf in die Hand und erquickte seine Augen an dem herrlichen Gemälde, das vor ihm aufgerollt lag, und athmete tief die reine, balsamische Luft ein. Von Zeit zu Zeit riß ein fernes, anhaltendes und stürmisches Jubelgeschrei ihn aus seinem friedlichen Traume und griff schmerzlich in sein Herz. Die Töne kamen von dem Circus.

„Mein Gott! Ist es möglich, daß man den Krieg — Ruhm nennen kann, und ein Stiergefecht — Vergnügen!"

Capitel IV.

Marisalada widmete ihr Leben einzig und allein der Kunst, die ihr eine glänzende Zukunft, eine ruhmreiche Laufbahn versprach, sowie eine Stellung in der Gesellschaft, die ihre Eitelkeit wie ihren Hang zur Ueppigkeit befriedigen würde. Stein wurde nicht müde, ihren Eifer im Studiren zu loben und ihre reißenden Fortschritte zu bewundern.

Ihre Einführung in die vornehme Welt war bis jetzt durch das Erkranken des Sohnes der Gräfin verzögert worden. Diese letztere hatte bei dem ersten Krankheitssymptom ihres geliebten Kindes Alles um sich her vergessen, ihre Abendgesellschaften, ihre Belustigungen, Marisalada und deren Freunde, sowie den jugendlichen Hauptmann, von dem wir sprachen. Es gab für diese Mutter auf Erden Nichts mehr als ihren Sohn, an dessen Bettchen sie vierzehn Tage ohne Speise, ohne Schlaf, weinend und betend zugebracht hatte. Die Zähnchen des Kleinen konnten nicht durch das geschwollene, schmerzende Zahnfleisch dringen. Sein Leben war in Gefahr.

Der Herzog rieth der betrübten Mutter, Stein zu Rathe zu ziehen. Er wurde gerufen und rettete das Kind, indem er Einschnitte in das Zahnfleisch machte. Von diesem Augenblicke an war Stein der Freund des Hauses. Die Gräfin schloß ihn in ihre Arme, und der Herzog belohnte ihn fürstlich. Die Marquise erklärte ihn für einen Heiligen; der General erkannte die Wahrheit an, daß es außerhalb Spanien geschickte Aerzte geben könne. Rita trat sogar so weit aus ihrer Zurückhaltung heraus, daß sie ihn über ihre Kopfschmerzen um Rath fragte, und Rafael versicherte, daß er sich eines Tages unversehens den Hirnschädel einrennen werde, nur um von dem großen Don Federico curirt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote aus dem Leben Paganini's.

(Schluß.)

Am Abende des 24. December befand sich Paganini im Conversationssaal, als ein Commissionär eintrat und ihm eine Kiste übergab, auf welcher mit großen, schwarzen Buchstaben zu lesen war: „Herrn Nicolo Pacanini. Gebrechlich." Man ließ die Kiste öffnen, fand darin eine zweite, öffnete auch diese, fand eine dritte, und in dieser endlich, nachdem man zahllose Bogen Papier aufgewickelt hatte — einen plumpen, derben Holzschuh, der für einen Köhler in den Ardennen oder im Schwarzwalde aus dem Groben geschnitzt zu sein schien.

Ein Holzschuh! rief Paganini gereizt aus, indeß seine Umgebung nicht wußte, ob sie lachen oder den Zorn des Künstlers theilen sollte. Das ist ein schlechter Scherz. Man schickt mir ihn zu Weihnachten und will damit sagen, daß ich, wie die kleinen Kinder, stets verlange und niemals gebe. Wohlan, es sei! Diese schnöde Gabe soll sich unter meinen Händen in einen Schatz verwandeln und bald ihr Gewicht in Gold werth sein.

Damit zog er sich zurück, die Kiste und ihren Inhalt mit fortschleppend. Drei Tage lang war er für Niemand zu sehen. Als man Nicette befragte, meinte sie, er wäre mit einer Höllenarbeit beschäftigt. Seine Nachbarn versicherten, daß sie ihn unaufhörlich mit Hammer, Säge und Feile hanthieren hörten. In der That war Paganini, bekanntlich ein gelernter Instrumentenbauer, in drei Tagen mit Geduld und Mühe dahin gelangt, den hölzernen Schuh in eine Geige umzuwandeln, leichter und selbst wohlklingender als eine Amati. Er hatte ihn gehöhlt, gemeißelt, ihm Schall, Wohlklang, Seele gegeben, er hatte ein Meisterstück daraus gemacht.

Am folgenden Tage verkündete ein blauer Anschlagezettel an den Mauern der Villa Lutetiana, daß binnen dreimal vierundzwanzig Stunden, am Vorabende des neuen Jahres, Paganini ein Concert in dem Salon dieses Hauses geben werde. Der Maestro versprach, zehn Stücke zu spielen, fünf auf seiner Violine, fünf auf einem Holzschuh. Der Eintrittspreis war auf zwanzig Francs für die Person festgesetzt.

Seit drei Monaten hatte Paris den großen Meister nicht gehört, in kurzer Zeit waren die Billets vergriffen. Auf den Wunsch Paganini's sollten nicht mehr als hundert Plätze vergeben werden. Am Sylvesterabend lagerte eine lange Reihe eleganter Equipagen auf dem Faubourg Poissonnière; hundert Auserwählte sollten diesem kleinen musikalischen Feste beiwohnen, welches eines der merkwürdigsten Ereignisse jener an Excentricitäten so reichen Zeit geworden war. Paganini trat ein, lächelnd, verjüngt, glühend für seine Kunst; er spielte seine Lieblingsgeige, und ein wahrer Rausch ergriff das Publicum, das sich in den siebenten Himmel versetzt glaubte.

Aber, fragte man sich, wie wird er es machen, um dieselben Töne einem Holzschuh zu entlocken?

Ihr werdet schon sehen, antworteten die entzückten Dilettanti, Paganini hat uns schon an alle Wunder gewöhnt.

Dieser Holzschuh, in der That, jetzt ergriff er ihn, er schmiegte ihn liebevoll an sein Kinn, er strich die Saiten mit seinem Zauberbogen, und, o Wunder! himmlische Harmonien ertönten aus dem seltsamen Instrumente. Es war, als wollte Paganini, der Unerreichte, sich selbst übertreffen. Er spielte nicht eine jener vulgären Concertweisen, welche einen Augenblick die Sinne täuschen, um dann ein unbefriedigtes Gefühl in der Seele des Hörers zurückzulassen — es war ein ganzes Drama, verständlich für Jedermann, welches der Meister seinem hingerissenen Publicum vorspielte; es war die Rückkehr eines Conscribirten. Man sah ihn trostlos beim Scheiden, und selig, da er die Kaserne wieder verlassen durfte; man erkannte das Schluchzen, dann das Entzücken der Braut; ein Jubelduett des glücklichen Paares schloß die Improvisation.

Der Beifall wollte kein Ende nehmen, die Bouquets der Damen flogen zu den Füßen des Künstlers. In einer Ecke des Saales, halb verborgen hinter einer spanischen Wand, weinte ein junges Kind vor Seligkeit: es war Nicette. Die Geschichte des Conscribirten war ihr gerade in's Herz gegangen. Als das Concert zu Ende war, zählte man die Einnahme; es waren zweitausend Francs.

Nicette, sagte Paganini zu dem kleinen Kammermädchen, das sind fünfhundert Francs mehr als Du brauchst, um einen Stellvertreter

zu kaufen. Das mag für die Reisekosten Deines Bräutigams sein. Aber Ihr werdet auch Etwas für Eure Einrichtung brauchen. Dieser Holzschuh, oder wenn Du lieber willst, diese Violine gehört Dir, Du magst darüber nach Deinem Gutdünken verfügen; aber ich bin gewiß, daß Du daran eine gute Mitgift haben wirst.

Und er hatte Recht; Nicette verkaufte den Holzschuh für 6000 Francs an Herrn H., einen reichen Liebhaber. Er ist heute im Besitz des Lord Granville, des ehemaligen Botschafters der Königin von England in Paris. Der Lord pflegt zu sagen: Dieser Holzschuh ist eine historische Merkwürdigkeit und gerade so kostbar, wie die Feder, mit welcher Lord Byron seinen „Don Juan“ geschrieben hat.

Gemeinnütziges.

(Die Beseitigung der Rost- und Eisenflecken aus der Wäsche.) Wo Kleesalz, Citronensäure, selbst Salzsäure nicht die geringste Wirkung ausübte, hat Schwefelammonium geholfen. Das Verfahren ist folgendes: Man nehme circa $\frac{1}{2}$ Pfd. destillirtes Wasser, säure dieses mit 2 Loth Salzsäure an und lasse das Stück Leinen $\frac{1}{4}$ Stunde darin liegen. Dies ist zum Gelingen unbedingt nothwendig. Hierauf wäscht man das Leinen in reinem Wasser gehörig aus und begießt dann den noch feuchten Fleck mit Schwefelammonium*). Man läßt dieses Mittel 5 bis 10 Minuten einwirken, wodurch das Eisen in Schwefeleisen verwandelt wird. (Wegen des fürchterlichen Geruchs des Schwefelammoniums nach faulen Eiern muß dieser Proceß im Freien vorgenommen werden.) Das Leinen spült man dann mit reinem Wasser aus und begießt den Fleck mit einer Mischung aus 1 Theil Salzsäure und 15 Theilen destillirtem Wasser, um dann sofort nochmals mit reinem Wasser gehörig auszuspülen.

*) Das in den Apotheken vorräthige Schwefelammonium kann für diesen Behuf mit gleichviel destillirtem Wasser verdünnt sein.

Verschiedenes.

Ein Vater besuchte zu München seinen Sohn, der sich daselbst auf der Akademie zum Maler bildete. Als der Papa mehrere Oelgemälde und Bleistiftzeichnungen gesehen, die sein Herr Sohn gefertigt, war er damit sehr zufrieden. „Jetzt, lieber Vater,“ begann der Sohn, „sollen Sie auch sehen, was ich in Kreide geliefert habe, kommen Sie nur mit in die Unterstube.“ — „Hast Du denn da auch noch ein Atelier?“ — „Freilich! da sitz ich oft Stunden lang, kommen Sie nur mit, es wird Ihnen gefallen.“ Beide gingen herunter, der Sohn öffnet die Thüre und — sie befinden sich in einer Bierstube. Nachdem Vater und Sohn etliche Seidel getrunken, nimmt der Maler seinen Vater bei der Hand und sagt: „Jetzt will ich Ihnen zeigen, was ich in Kreide geliefert habe.“ Er öffnet die schwarze Tafel am Schenkschrank, und da steht: „Herr Zachelhuber 16 Gulden 3 Kreuzer.“ Der Alte machte zwar anfänglich ein schiefes Gesicht, bezahlte aber dann die Schuld und sprach: „Male Du künftig mehr in Oel, diese Kreidemanier will mir doch nicht so recht gefallen.“

(Horloger oder Haarlager.) In eine der ersten Uhrenhandlungen am Graben in Prag kam dieser Tage ein Mann aus dem fernen Galizien, sah sich eine Weile verwundert um und verlangte dann schüchtern: „A holbes Pfund Hor!“ — „Haar?“ fragte überrascht der Uhrmacher, „ich verkaufe kein Haar! Wie kommen Sie denn überhaupt auf die Idee, daß hier Haare zu verkaufen seien?“ — „Nun,“ erwiederte der Galizier pikirt, „wenn Se nix verkaufen Hor, warum schreiben Se Horloger auf Ihr Schild?“ Jetzt war das Räthsel gelöst. Der Mann aus dem Osten hatte Horloger nach seiner Aussprache für „Haarlager“ gelesen.

Charade.

Weil der dunkeln Ersten fehlt die helle Zweite,
Brauchen 's trübe Ganze viele reiche Leute.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.
No. 80. Freitag, den 6. Juni 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens saß die Gräfin bleich und ermattet an dem Bette ihres schlafenden Söhnchens. Ihre Mutter saß nicht weit davon in einem niedern Sessel. Rita hatte sich vor einem großen Stickrahmen niedergelassen und arbeitete an einer Altardecke, eine Arbeit, die sie gemeinschaftlich mit der Gräfin unternommen hatte.

Rafael trat herein. „Guten Tag, Tante! Guten Tag, Cousine! Wie befindet sich der Erbe der Algare's?"

„So gut, als man es nur immer wünschen kann," antwortete die Marquise.

„Alsdann, meine geliebte Grazie!" fuhr Rafael fort, „scheint es mir an der Zeit zu sein, daß du deine Zelle wieder verläßt. Deine Abwesenheit war eine sichtbare Sonnenfinsterniß, die die ganze Stadt in Bestürzung versetzte. Deine unglücklichen Abendgäste stoßen Seufzer aus, die die Bäume der Promenade zu entblättern drohen. Der Baron von Maude ist wahrhaft scandalisirt über dieses Uebermaß von Mutterliebe. Er sagt, in Frankreich sei es den Frauen wohl erlaubt, über dieses „Süjet" hübsche Verse zu machen, aber nie würde man zugeben, daß eine junge, schöne Mutter ihre Gesundheit auf's Spiel setze, die Frische ihres Teint dem Verblühen preisgebe durch Nachtwachen, durch Pflege ihrer Kleinen, sich selbst vergessend.

„Thor!" rief die Marquise; „wer könnte mich glauben machen, daß es ein Land auf Erden gibt, wo eine Mutter auch nur einen Moment vom Lager ihres kranken Kindes sich entfernte?"

„Der Major ist noch viel schlimmer," fuhr Rafael fort; „als er erfahren hatte, warum die schöne Gräfin so plötzlich verschwunden war, riß er seine ohnehin großen Augen noch weiter auf und sagte, er habe nicht geglaubt, daß die Spanier noch so barbarisch weit zurückseien, daß sie keine Kinderstube in ihren Häusern hätten."

„Was ist dies?" fragte die Marquise.

„Wie er es erklärt," fuhr Rafael fort, „ist es das Sibirien der englischen Kinder. Sir John behauptet, du seist so schmal und leicht geworden, daß man dich mit weit mehr Recht für eine Tochter des Zephirs halten könne, als die andalusischen Stuten, die diesen Namen tragen, jedoch beim Pferderennen weit hinter seiner englischen Stute, Atlante, zurückblieben, ohne daß man nöthig habe, sie durch auf den Weg gestreuten Hafer irre zu machen. Der Einzige, Cousine, der über deine Abwesenheit sich tröstete, ja fast vergnügt darüber war, war Polo, der hiedurch Veranlassung fand, die Welt mit einem neuen Band Gedichte zu beschenken. Wir sind über diesen Gegenstand fast in Streit gerathen."

„O, erzähle uns euern Streit," bat Rita; „ich hätte mögen dabei sein, ich hätte mich nicht wenig unterhalten."

„Ihr wißt ja," sagte Rafael, „daß alle unsere modernen Berühmtheiten um jeden Preis Notabilitäten sein wollen."

„Neffe!" rief die Marquise, „lasse um Gottes willen diese Fremdwörter weg, die mich aneckeln."

„Verzeiht, Tante," erwiederte Rafael; „sie gehören zu meiner Geschichte. Wie alle diese Herrn, und besonders die aus französischen Quellen getrunken haben, sahen, daß in Frankreich das Wörtchen „de" Zeichen des Adels

ist, wollten sie dasselbe ebenfalls annehmen, und da es in Spanien absolut nichts bedeutet, können sie ja ihre unschuldige Freude an der wohlklingenden Silbe haben."

„Es ist wahr," bemerkte die Marquise, „daß Einer von adeligem Geschlechte ist, nur weil er die zwei Buchstaben vor seinem Namen führt. Die verheiratheten Frauen fügen ihrem Namen den ihres Mannes bei und verbinden die beiden alsdann mit dem Wörtchen „de". So schreibt deine Mutter sich: Rafael Santa Maria de Arias."

„Um wieder auf unsern Polo zu kommen," fuhr Rafael fort; „nicht zufrieden, daß er einen für einen Dichter so prächtig geeigneten Namen hat, kam der junge Mann auf die Idee, den Namen seiner Mutter oder Großmutter dem seinigen beizufügen, und zu seiner großen Befriedigung steht nun auf dem Titelblatte seines Werkes in gothischen Buchstaben: Von Polo de Marmol. Mit Entzücken sieht er das Papier an, auf dem sein einfacher Name verklärt ist durch die Verlängerung, so zu sagen, in den Adelstand erhoben. Er betrachtet sich selbst seitdem mit einer gewissen Ehrfurcht, wie jener portugiesische Officier sich vor sich selbst fürchtete, als er sich, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, im Spiegel erblickte. Polo's Enthusiasmus ging so weit, daß er sich Karten mit dem neu zusammengesetzten Namen stechen ließ, und auf denselben sogar ein Wappen, in dem man ein Schloß, einen Löwen, eine Schlange, einen Leoparden, einen Drachen, einen Bären, kurz die ganze Arche Noä der Heraldik erblickt; über dem Ganzen schwebt eine Krone. Schmählicher Weise konnte der Graveur, der kein Estevez oder Carmona ist, keine Saiten in einer Lyra anbringen, die ebenfalls zur Wappendichtung gehört; doch Dies ist eine Kleinigkeit, von der Niemand spricht. Ich gratulirte ihm zu seinem neuen Namen und versicherte ihn, daß er keinen geeigneteren hätte adoptiren können, denn ein Polo von Marmor (Marmol) sei jedenfalls mehr werth, als einer von Gyps. Er nahm dies für eine Satyre, wurde wüthend und schwor, sich rächen zu wollen durch eine öffentliche Satyre auf die Adeligen. Ich fragte, ob die Satyre den weiblichen Theil der Kaste mit einschließe. Da erinnerte er sich deiner, geliebte Cousine; er stieß einen tiefen Seufzer aus, die furchtbare Feder entfiel seiner Hand; er streichelte, glättete, ölte das gesträubte Schlangenhaar seiner Nemesis; und, Dank den schönen Augen meiner Cousine — ich kam glücklich davon."

„Doch," sagte Rafael, als jetzt Stein eintrat, „da kömmt der kostbarste aller kostbaren Steine; ein Stein, so melodisch wie die Memnonssäule. Don Federico, Ihr seid ein scharfbeobachtender Physiologe, wie ich weiß. Bewundert doch, wie wir Spanier in allen Lagen des Lebens unsern guten Humor, Wohlwollen und Heiterkeit bewahren. Bei uns gedeiht nicht die „Schwermuth" der Deutschen, noch der „Spleen" der Engländer oder gar der „Ennui" unsrer Nachbarn. Wißt Ihr auch, warum? Weil wir nicht zu viel von dem Leben verlangen; weil wir nicht nach Unmöglichem trachten und schmachten."

„Es ist," bemerkte die Marquise, „weil wir mit unsern Neigungen in den Schranken des uns angewiesenen Kreises bleiben."

„Es ist," sagte Rita, „weil Jeder thut, was er will."

„Es ist unser schöner, glücklicher Himmel," versicherte die Gräfin.

„Ich glaube," sagte Stein, „daß alle diese Ursachen zusammenwirken, und dann liegt es im Nationalcharakter. Der arme Spanier, der sich mit einem Stückchen Brod, einer Orange und einem Streifchen Sonnenlicht begnügt, ist nicht anspruchsloser, als der Patricier, der mit seinem Geschick zufrieden ist und seine Ansprüche nach seiner Lage richtet."

„Ihr meint, Doctor," bemerkte die Marquise, „in Spanien sei Jeder mit dem Loos zufrieden, das er aus der Schicksalsurne gezogen? Ach, Don Federico! wie oft höre ich sagen, daß wir in diesem Punkte nicht mehr seien, wie wir waren. Mein Bruder sagt, es gebe heut zu Tage ein Wort, das der Genius des Bösen, des Hochmuthes erfunden, das dem Menschengeschlechte mehr Schaden gebracht, als aller Despotismus der Welt."

„Und welches Wort ist dies?" fragte Rafael, „damit ich ihm die Ohren abschneide."

„Dieses Wort," sagte die Marquise seufzend, „heißt: edler Ehrgeiz."

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorderfüße und die Hinterfüße.

Es ist noch nicht gar lange her, daß in einer größeren Stadt (die Einwohner selbst nennen sie eine große Stadt) unseres lieben deutschen Vaterlandes ein neuer Theaterintendant angestellt wurde. Natürlich beeilten sich alle seine neuen Untergebenen, ihm ihre aufrichtigsten und ergebensten Glückwünsche darzubringen und sich seiner allerhöchsten Gewogenheit unterthänigst zu empfehlen. Da waren die Sänger, die Tänzer, die Musiker, die Maschinisten, die Lampenanzünder, die Haarkräusler, die Decorationsmaler und alle übrigen Künstler, die zu dem Theater in näherer oder entfernterer Beziehung standen, nacheinander gekommen, und schon glaubte der Intendant, diese endlose und ermüdende Reihe von Besuchen endlich überstanden zu haben, als der Bediente eine neue Truppe von Künstlern anmeldete.

„Noch mehr Künstler! — laß sie herein kommen!"

Sie treten schüchtern in's Zimmer, und ihr Sprecher fängt an zu stottern:

„Herr Intendant, wir kommen gleich unsern andern Cameraden, Ihnen unsere Glückwünsche zu bringen, und wir hoffen — daß — unter Ihrer Verwaltung — die Gerechtigkeit — das Wohlwollen — welche die bezeichnenden Merkmale — —"

„Recht, recht, meine Herren! Doch was ist Ihre Beschäftigung hier?"

„O, wir sind Statisten."

„Ich verstehe, ihr spielt die Figuranten, die stummen Rollen."

„Nicht bloß die, sondern wir haben auch noch die vierfüßigen Thiere und die Ungeheuer darzustellen; und da sich neuerdings das Gerücht verbreitet hat, daß man künftighin lebendige Thiere aus der Menagerie dazu verwenden wolle, so bitten wir um Ihren geneigten Schutz, uns unsere Rollen, wie z. B. den Elephanten des Königs Porus, den Stier des Fräuleins Europa, die Eselin des Bileam und den Höllenhund im Orpheus zu erhalten."

Der Intendant begann zu lachen und verabschiedete die Truppe, indem er sie seines vollständigsten Interesses für ihre Sache versicherte. Aber wie er glaubte, sie seien nun fort, kamen sechs von ihnen zurück.

„Herr Intendant, wir haben nicht gewagt, unsere Wünsche in Gegenwart unserer Cameraden vorzutragen."

„Was wünscht ihr denn, meine Freunde?"

„Wir sind schon lange im Dienst und wünschen Avancement."

„Aber wie könnt ihr bei eurem Amt noch vorrücken?"

„Verzeihen Sie, Herr Intendant, unsere Gefährten, die eben fortgegangen sind, machen immer die Vorderfüße der Thiere und wir die Hinterfüße, und das dauert schon zehn Jahre."

„Aber, meine Freunde, welch' unverständiger Ehrgeiz! was bedeutet denn in eurem Fall der Platz oder Rang?"

„Enschuldigen Sie, Herr Intendant, unsere Stellung in der Maschine bewirkt nothwendiger Weise, daß die Nase der Hinterfüße sich stets in directer Berührung mit — mit — Sie verstehen — Herr Intendant, und da wir von unserem geringen Gehalt keine Nasenfutterale oder sonstige Präservativmittel — —"

„Ich begreife, ich begreife."

„So bitten wir Sie, Herr Intendant, daß wir für die nächsten zehn Jahre mit unsern Cameraden die Rollen tauschen."

„Weiter Nichts? Das scheint mir nur billig. Ich werde bei der nächsten Gelegenheit den Befehl ertheilen, daß ihr die Vorderfüße der Thiere an Stelle eurer Cameraden übernehmen werdet."

Die sechs Paare von Hinterfüßen zogen sich befriedigt zurück.

Gemeinnütziges.

(Keuchhusten.) Nach der amtlichen „Wiener Zeitung" sollen die bisherigen Erfahrungen über die Behandlung des Keuchhustens durch den Aufenthalt in Gasanstalten den Beweis geliefert haben, daß dieselbe in manchen Fällen geradezu nachtheilig wirke, weil durch sie etwa gleichzeitig vorhandene entzündliche Affectionen bedeutend, ja oft in gefährlicher Weise verschlimmert werden. Mit Hinblick auf diese Erfahrungen und die Publicität, welche die obenerwähnte Behandlungsweise bereits erlangt hat, glaubt das Blatt im öffentlichen Interesse zu handeln, wenn es

an das Publicum die ernste Mahnung richtet, kranke Kinder gar nicht ohne ärztliche Anordnung zu obigem Zweck in die Gasanstalten zu bringen. Den Inhabern und Leitern der Gasanstalten gegenüber glaubt es hingegen die Erwartung aussprechen zu sollen, daß sie nur auf Grund ärztlicher Weisung Kinder in derlei Anstalten zulassen werden.

Lebensphilosophie.

Was dem müden Pilger der Schlaf, was dem matten Wanderer die Ankunft in der Heimath, was dem Gefangenen die Freiheit, was dem Träumenden ein frohes Erwachen, was Getrennten des Wiedersehens Wonne ist: das ist der Tod dem Lieblinge Gottes.

Andere suchen deine Liebe und Freundschaft, — sie streben dann in deinen Augen als fehlerfrei zu erscheinen. Ist wohl ein Mensch auf Erden ohne Fehler?

Verschiedenes.

Die Schauspielerin Bourgoin befreite sich einst auf seltsame Weise von einem zudringlichen Liebhaber. Der alte, eingebildete Graf T. war in sie verliebt, wagte jedoch nicht, ihr seine Gefühle zu offenbaren. Dagegen setzte er sich fast jeden Abend auf eine Bank beim Eingange in das Foyer. Hier blieb er, wie durch einen Zauber gefesselt sitzen, heftete seine Augen auf die Bourgoin und berauschte sich in dem Glücke, sie zu sehen und zu hören. Ging sie auf die Bühne, so folgte er ihr hinter die Coulissen, ging sie wieder zu ihrem Wagen, so hatte er sich gewiß auf ihrem Wege so aufgestellt, daß er ihr Kleid berühren und einen Blick von ihr erhalten konnte. Die Schauspielerin war dieser lächerlichen Zudringlichkeit müde und nahm sich vor, ihn vor allen Leuten entscheidend abzuführen. Eines Abends, als er sich nach Gewohnheit an die Thür gestellt hatte und den Hut gleich einem Bettler hielt, der um eine Gabe bittet, legte die Bourgoin, als sie an ihm vorüberging, ein Fünffrankenstück in den Hut des Grafen und sagte dabei mit mitleidiger Stimme: „Gott helfe Euch, armer alter Mann!" Der Graf warf bleich vor Zorn das Geldstück dem kecken Mädchen vor die Füße und verließ schnell den Saal, in dem man ihn niemals wieder sah.

In Amerika ist eine Art Spinnen entdeckt worden, welche sich möglicher Weise einst mit der Seidenraupe in das Geschäft der Seidenbereitung theilen wird. Ein Arzt zu Boston, welcher die Entdeckung im Sommer 1863 im Hafen von Charleston machte, Dr. Wilder, hielt in genannter Stadt einen Vortrag darüber, dem wir die folgenden Angaben entnehmen. In $^4/_5$ Stunden spann er vom Körper einer einzigen Spinne 150 Ellen gelber Seide; im folgenden Jahre gewann ein Anderer von 30 dieser Spinnen 3484 Ellen, wovon ein einziger Faden stark genug war, um ein Gewicht von 54 bis 107 Gran zu tragen. Das Hinderniß, welches bis jetzt der Verwerthung dieser Entdeckung entgegen stand, war die aus der Unbekanntschaft mit der Lebensweise der Spinnen entspringende Schwierigkeit, ihrer eine größere Anzahl aufzuziehen; dazu die Gewohnheit der stärkeren unter ihnen, die schwächeren aufzufressen, wodurch von mehreren Tausenden ausgebrüteter nur wenige Hunderte aufkamen. Prof. Agassiz und anderen Naturkundigen, denen der Entdecker die Species zeigte, war dieselbe gänzlich unbekannt gewesen.

Nach der Vorstellung des „Don Juan" in ** wurde der Held des Stückes, als der Vorhang noch nicht gesunken war, schon gerufen; die meisten Stimmen kamen von oben aus dem Paradiese. Don Juan entriß sich sofort den Händen der Furien, die ihn zur Hölle schleppen wollten, indem er schrie: „Laßt mich! laßt mich! — Nicht in die Hölle! Hört ihr nicht, daß das Paradies mich ruft?"

Auflösung der Charade in Nr. 79:

Nachtlicht.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 81. Sonntag, den 8. Juli 1866.

Die deutschen Farben in den deutschen Krieg.

Ein Zeichen ist's, und Aller Herzen schlagen,
Und jede Waffe ist zum Kampf gefeit;
Ein Zeichen laßt voran den Heeren tragen,
Und opfermuthig zieh'n sie in den Streit.
Bei seinem Nahen wird der Feind schon weichen,
Und uns'rer guten Sache bleibt der Sieg,
Ihr Fürsten! gebt uns unser Bundeszeichen:
Die deutschen Farben in den deutschen Krieg!

Sie, die die heißen Schlachten mitgeschlagen,
Durch die des Corsen Weltherrschaft zerfiel,
Die heimlich man auf bloßer Brust getragen,
Als Fürstenwort heruntersank zum Spiel;
Sie, die vor Jahren trotzdem auferstanden
Und rauschend sich von Gau zu Gau entrollt,
Die deutschen Farben gebt, die schwerverkannten,
Des Vaterlandes Banner: Schwarz-roth-gold!

Der Ernst steht furchtbar an der Throne Stufen,
Und der Kanonen Donner rollt heran;
Die Geister, die der Raub heraufgerufen
Von Schleswig-Holstein, sind sie blos ein Wahn?
Bannt Ihr die Geister nach der Geisterstunde?
D'rum gebet, zeigt im letzten Augenblick,
Daß Ihr mit Recht und Volk steht ernst im Bunde,
Die deutschen Farben in den deutschen Krieg!

Für ihren Sieg, wenn Ihr sie weh'n laßt, werben
Die Heere dann und halten tapfer Stand,
D'rum laßt sie weh'n, und Tausend freudig sterben
Für ihren Glauben, für ihr Vaterland!
Laßt fallen sie in der Begeist'rung Wahne,
Daß sie dem Vaterland ihr Blut gezollt. —
Das Auge sterbend sucht die deutsche Fahne
Und brechend grüßt es noch sein Schwarz-roth-gold!

Laßt Ihr sie weh'n — die irregeführten Brüder,
Sie schrecken wohl vom Brudermord zurück,
Sie legen dann vielleicht die Waffen nieder,
O eilt, versäumet nicht den Augenblick!
Der Geist der Väter, er ist noch vorhanden
Von Achtzehnhundertdreizehn aus dem Sieg;
Weckt die Begeisterung in Euren Landen!
Die deutschen Farben in den deutschen Krieg!

Ihr deutschen Fürsten auf den stolzen Höhen,
Wenn noch zu Euch des Sängers Stimme dringt,
Wißt: Aus dem Bruderkriege wird erstehen
Deutschland, so weit die deutsche Zunge klingt!
Schon setzt der Geist der Zeit sich zu Gerichte,
Eilt, daß die Reichssturmfahne Ihr entrollt!
Vom Sieg des Rechtes zeugt die Weltgeschichte,
Und siegen wird die Fahne Schwarz-roth-gold!

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von L.

(Fortsetzung.)

„Tante,“ sagte Rafael, „hat denn auch den Ehrgeiz die allgemeine Manie, dem Adelsstand anzugehören, ergriffen?“

„Tante,“ rief Rita, „wenn wir von Politik sprechen, und Ihr uns die Sentenzen des Onkels wiederholt, fürchte ich, wird Don Federico in sein deutsches — wie heißt es doch? verfallen, Rafael den Spleen bekommen, und Graziana und ich den französischen „Ennui“.

„Unverschämte!“ drohte die Tante.

„Um noch mehr Ungnade zu vermeiden,“

sagte Rafael, „wollen wir abbrechen und gemeinschaftlich eine Novelle componiren."

„Angenommen! angenommen!" rief die Gräfin.

„Welche Tollheit!" sagte ihre Mutter. „Willst du eine von jenen abgeschmackten Historien schreiben, wie meine Tochter sie mir schon einige Male aus der französischen Belletristik vorgelesen?"

„Und warum nicht?" fragte Rafael.

„Weil Niemand sie lesen würde, du müßtest sie denn für französisch ausgeben."

„Was liegt daran?" fuhr Rafael fort. „Wir schreiben, wie die Vögel singen, aus Lust am Gesang, und nicht, um gehört zu werden."

„Eines bitte ich mir aus," sagte die Marquise, „daß das unvermeidliche Capitel der Verführungen und Untreue, wodurch die französischen Schriftsteller ihre Heldinen interessant zu machen pflegen, wegbleibe, oder daß gar, wie die Novellisten unserer verderbten Zeit sich nicht entblöden zu thun, irgend ein heiliger Bibeltext profanirt werde. Gibt es etwas Empörenderes, das innerste Gefühl mehr Verletzendes, als in einem frivolen Romane unter einer Illustration diese Worte unseres Heilandes und Herrn zu finden: Sie hat viel geliebt, drum soll ihr viel vergeben werden — oder: Wer unter euch ohne Fehler ist, der werfe den ersten Stein auf sie. — Und dies Alles, um das Laster zu beschönigen. Dies ist Entweihung. Wissen jene gottlosen Schreiber vielleicht nicht, daß diese heiligen Worte der Balsam sind, die der Herr in ein Herz gießt, das durch Reue und Buße gereinigt ist?"

„Welche Beredtsamkeit, Tante;" sagte Rafael, „Ihr seid ja wahrhaft begeistert, wie erleuchtet von Oben. Ich werde meine Stimme geben zu Eurer Ernennung als Gesandter an Cortez."

„Ebensowenig werde ich erlauben, daß der interessante Selbstmord, den man bis jetzt nur als Todsünde betrachtete, eingeführt werde, um die Handlung picant zu machen."

„Aber," sagte Stein, „welche romantische Entwicklung könnte nach all den Beschränkungen, die die Frau Marquise verlangt, eine Novelle nehmen, die, wie gewöhnlich der Fall ist, sich um eine unglückliche Leidenschaft dreht?"

„Jawohl," fügte Rafael bei, „was die gute Tante sagt, ist Alles wahr und richtig, aber sehr langweilig und prosaisch."

„Wirst du dir das Leben nehmen, wenn ich mich mit Don Louis verheirathe?" fragte leise Rita.

„Wie! Ich mein eigner Henker sein! Unschuldiges Geschöpf! Ich mein eigner Herodes! Gott stehe mir bei, schöne Undankbare! — Nein! nein! ich will leben, um deine Reue zu sehen und der Nachfolger des siegreichen Louis zu werden, wenn er nach dem Reiche der Finsterniß absegelt, um mit Lucifer Karten zu spielen."

„Schließlich," fuhr die Marquise fort, „bitte ich, daß alle Fremdwörter weggelassen werden möchten. Wir brauchen sie nicht. Wenn ihr eure Sprache nicht kennt, — hier ist das Wörterbuch."

„Wohlgesprochen!" versetzte Rafael. „Weg mit allen Elegants, Notabilitäten, Dandys, den frechen Eindringlingen, den giftigen Parasiten und gefährlichen Emissären der Revolution!"

„Du sprichst wahrer, als du selbst es denkst," bestätigte die Marquise.

„Ich denke, Mutter," bemerkte die Gräfin, „wir werden, Dank diesen Beschränkungen, eine höchst unerquickliche Novelle zu Tage fördern."

„Ich verlasse mich auf deinen guten Geschmack und auf Rafaels erfinderischen Kopf und beredte Feder, daß dies nicht der Fall sein wird. Noch einen Wink! Wenn ihr Gott nennen wollt, nennt ihn bei seinem Namen und nicht, wie es jetzt Mode ist: Höchstes Wesen, erhabener Geist, Lenker des Weltalls ꝛc."

„Wie, Tante!" rief Rafael, „sprichst du Gott seine Macht und seine Vorrechte ab?"

„Gewiß nicht," antwortete die Marquise; „doch in dem Einen Namen „Gott" ist Alles inbegriffen. Andere hochklingendere Namen für ihn erfinden heißt: Gold versilbern. Es ist dasselbe, als wenn man einen Herrscher der Erde, statt schlechtweg König, Präsidenten, ersten Consul oder Protector nennt."

„Du kannst aber doch nicht leugnen, liebe Tante," bemerkte Rafael, „daß solche Benennungen höchst ehrfurchtsvoll und unterwürfig sind?"

„Du mußt doch immer das letzte Wort haben," sagte die Marquise ungeduldig. — „Gib Gott den Namen, den er sich selbst beilegte — Niemand erfindet einen bessern."

„Du hast Recht, Mutter," sagte die Gräfin; „wir wollen alles Flache, Weinerliche, Verbrecherische weglassen und etwas Heiteres, Gutes, Elegantes schreiben."

„Bekenne ehrlich, Grazia, ob es etwas Langweiligeres gibt, als eine Novelle, durch die in einsamer Größe eine unversuchte Tugend wandelt. Nehmen wir an, ich schreibe die Biographie unserer verehrten Tante. Ich würde sagen, daß sie eine vortreffliche Jungfrau war, sich mit dem Willen ihrer Eltern an einen rechtschaffenen Mann verheirathete, von da ab das Muster aller Gattinen und Mütter vorstellte und nie eine andere Schwachheit hatte, als daß sie etwas zu gern Whist spielte. Dies ist Alles recht erbaulich für eine Grabschrift, allein für einen Roman von sehr geringer Wirkung."

„So schreibt," sagte Stein, „eine Phantasie-Novelle."

„Nein, ebensowenig," erwiederte Rafael; „das ist Etwas für euch Deutsche, Nichts für uns. Eine spanische Phantasie-Novelle wäre eine unerträgliche Affectation."

„Dann," fuhr Stein fort, „eine Helden-Novelle oder etwas Tragisches."

„Gott beschütze uns!" rief Rafael, „das ist Polo's Terrain."

„Eine Gefühls-Novelle!"

„Mich schaudert, wenn ich nur davon höre," sagte Rafael. „Nichts ist dem spanischen Charakter fremder, als das Weinerliche; Sentimentalität ist uns so wenig eigen, als der gefühlvolle Accent der castilischen Sprache."

(Fortsetzung folgt.)

Eine kurze Novelle.

Englische Zeitungen berichten von einer thatsächlichen Liebes- und Heirathsaffaire, welche die lebhafte Phantasie eines Novellisten nicht romanhafter erfinden könnte. Ein junger Engländer in London machte einem reizenden Mädchen aus Liverpool seit längerer Zeit den Hof mit großer Ausdauer. Die blonde Miß nahm seine Huldigungen in Gnaden entgegen, und eines schönen Tages oder Abends gab sie ihr Jawort, John's — so heißt der Liebhaber — Frau zu werden. Das öffentliche Aufgebot erfolgte, man miethete eine reizende Villa und ließ sie mit luxuriösem Comfort einrichten. Georgina, die schöne Braut, bestellte bei der Schneiderin die kostbarsten und elegantesten Anzüge. John bezahlte bei einem der großen Schneider in London eine alte Rechnung, die seit mehreren Jahren in dessen Contobüchern figurirte, und ließ sich den traditionellen Hochzeitsanzug anfertigen. Plötzlich wurde John durch einen Vorfall von der höchsten Wichtigkeit gezwungen, unverzüglich nach Cork abzureisen. „Zwei Tage, nicht mehr als zwei Tage," sagte er zu seiner Braut, „brauche ich, um diese Angelegenheit zu ordnen, dann kehre ich zu Dir zurück."

„Vergiß nicht, am dritten Tage hier zu sein!" entgegnete die schöne Miß. Und indem sie die Augen niederschlug, fügte sie hinzu: „Denn dieser soll unser Hochzeitstag sein."

„Du bist ein Engel!" (Dies ist der gebräuchliche Ausdruck.)

Und er reiste ab mit einer wohlgelungenen Photographie der Miß Georgina, die er auf dem Herzen trug. Strahlend und leuchtend kam der dritte Tag heran. Um John eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, fing Georgina schon früh an, sich mit ihrer bräutlichen Toilette zu beschäftigen. Die Brautjungfern trafen eine nach der andern ein. Es schlug elf Uhr. Die Trauung war auf elf ein halb Uhr angesetzt. Aber kein John war da. Einer der Chapeaux d'honneur kam ganz bestürzt zur Braut und kündigte ihr an, John sei noch nicht in Liverpool. Wie man leicht denken kann, gab die Braut ihrer Verwunderung in eben nicht freundlichen Worten Ausdruck. Ein zweiter Chapeau d'honneur folgte mit der Nachricht, der Dampfer sei angekommen, allein John nicht an Bord. „Shoking! Shoking!" wiederholte die ganze Hochzeitsschaar, vom Großpapa bis zum kleinsten Vetter. Endlich langte ein Telegramm an.

Miß Georgina öffnete das Couvert. Es enthielt die Worte: „Unmöglich — heute in Liverpool zu sein; wir werden morgen Hochzeit machen. Entschuldigung!" Wüthend zerknitterte die schöne Braut die telegraphische Depesche zwischen ihren zarten Fingern, dann ließ sie ebenfalls auf telegraphischem Wege antworten: „Wir machen heute Hochzeit oder nimmermehr!"

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Originelle Rattenfalle.) Folgendes Verfahren hat sich stets (nicht blos bei Ratten) bewährt. Man nehme eine vielleicht drei Fuß hohe, wasserdichte Tonne ohne Deckel, binde über dieselbe einen Bogen steifes Papier, lege ein Brett schräg an die Tonne, so daß es den Ratten leicht wird, auf dieselbe hinaufzukommen. Auf das Papier setze man Lockspeise. In den ersten Tagen wird keine Ratte darauf gehen, aber nach Verlauf einiger Zeit fangen die Ratten an, dort ihre Mahlzeit zu halten. Sobald man sieht, daß die Ratten ungenirt die Lockspeise verzehren, füllt man die Tonne vielleicht acht Zoll hoch mit Wasser und setzt einen Ziegelstein aufrecht in dieses Wasser; dann schneidet man den Bogen Papier kreuzweis ein und läßt übrigens Alles ruhig liegen. Sobald jetzt eine Ratte ihren gewöhnlichen Futterplatz besucht, fällt sie in die Tonne, und da ihr jeder Ausweg abgeschnitten, setzt sie sich auf den Ziegelstein. Eine zweite Ratte wird bald der ersten folgen, und da auch sie sich auf den Stein retten will, der nur einen Platz bietet, so vergessen die beiden Gefangenen bald ihre Freundschaft und fangen an, tapfer um den rettenden Platz zu kämpfen, ein Kampf, bei dem viel Geschrei nicht fehlt. Nun ist die Ratte, wie bekannt, nicht allein ein sehr neugieriges, sondern auch sehr streitsüchtiges Thier, und kaum hört sie das bunte Kampfgeschrei ihrer Cameraden, so eilt sie, sich an demselben zu betheiligen, und stürzt in wahrer Kampfeswuth in die Tonne hinein. Jeder neue Theilnehmer vermehrt das Kampfgetöse. Mir selbst ist es gelungen, auf einem Kornspeicher, wo die Ratten schon Jahre lang ihr Spiel getrieben und wo jedes andere Mittel vergeblich angewandt war, 53 Ratten in einer Nacht zu fangen und damit dieselben total auszurotten.

Verschiedenes.

„Jetzt haben's die Oestreicher gepackt!" Mit diesen Worten kam neulich Einer, als gerade die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze im Norden angelangt waren, in ein Wirthshaus, wo gerade die Parteien daran waren, den Kämpfenden das Horoskop zu stellen. „Ja," erhoben sich sofort mehrere Stimmen gegen ihn, „wenn es nach Dir ginge; aber warte nur, Deine Oestreicher werden bald genug packen und sich eilen, daß sie aus Deutschland hinaus nach Ofen kommen, wohin sie gehören; der Bismarck bekommt doch noch Recht." — „Na, na," erwiederte nun ganz ruhig der eben Eingetretene; „ereifere Dich nur nicht; ich habe ja nur sagen wollen, die Oestreicher haben's gepackt mit der Blüthe, die Traminer haben's doch noch nicht gepackt!"

(Bouquets in Ballsälen.) In einer wissenschaftlichen Vorlesung in London wurde kürzlich die Thatsache angegeben, daß Blumen, welche den Tag über Sauerstoffgas von sich geben, das zur Erhaltung des Lebens dient, in der Nacht kohlensaures Gas ausdünsten, das eines der verderblichsten und giftigsten Gase ist, die man kennt. Die Kopfschmerzen und andere Schmerzen, die gewöhnlich auf einen Ball folgen, wo die Damen jetzt mit großen Bouquets erscheinen, sollen nur die Folge jenes von den Bouquets ausgedünsteten kohlensauren Gases sein.

Ein Berliner schlichter Bürger, der vor einigen Tagen sein jüngstes Töchterchen taufen lassen wollte, hatte als Vorname, welcher demselben gegeben werden sollte, „Krigsrike" aufgeschrieben, und als ihn der darob verwunderte Prediger auf die Eigenthümlichkeit und Unstatthaftigkeit dieses Vornamens aufmerksam machte, ließ sich der Taufvater also aus: „Ja, ich weeß! Des Wurm sollte ooch eejentlich nach meine Mutter: Friederike heeßen, aber — Friede soll ja nich sind, weder drinnen noch draußen, un ich — ich will mir nich uflehnen."

Räthsel.

Es dienet die erste der Silben zum Sitzen,
Die zweite als Nahrung bei Menschen und Thieren.
Das Ganze kann mächtig bei Studien nützen,
Ja, ohne es gibt es kein wahres Studiren.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 82. Mittwoch, den 11. Juli **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„Was bleibt uns aber am Ende übrig?" fragte die Gräfin.

„Meiner schwachen Einsicht nach," sagte Rafael, „gibt es nur noch die historische Novelle, die wir den Gelehrten überlassen wollen, und dann noch die Sitten-Novelle, die für Leute, wie wir, gerade am geeignetsten ist."

„So sei es!" stimmte die Gräfin bei, „wir wollen eine Sitten-Novelle schreiben."

„Ich erkläre," fuhr Rafael fort, „es ist dies die Novelle aller Novellen. Jedes Volk sollte die seinen schreiben. Gewissenhaft und mit richtigem Beobachtungsgeist geschrieben, würden sie dem Studium der Menschheit, der Geschichte, der Moral sehr förderlich sein und ungemein viel zur Kenntniß von Ort und Zeiten beitragen. Wenn ich die Königin wäre, würde ich jede Provinz ihre Sitten-Novellen schreiben lassen."

„Das wäre wahrhaftig eine neue Art Geographielehre," sagte Stein lächelnd. „Und die Schriftsteller?"

„Würden nicht fehlen, wenn man sie nur suchen wollte; wie überhaupt für kein Unternehmen die rechten Männer fehlen, wenn man nur sie zu wählen verstünde. Zum Beweise hierfür diene, daß ich hier stehe, und daß ihr von mir alsbald eine Novelle hören werdet, die Geschichte und Sittengemälde zugleich ist."

„Was werden wir zu hören bekommen?" sagte die Marquise.

„Da meine Cousine etwas Gefühlvolles, Gutes liebt, meine Tante ein moralisches Sujet, ohne Leidenschaften, Frivolitäten, Verbrechen und Bibelsprüche, und meine Base Rita etwas Heiteres, Glänzendes, so nehme ich zum Grund meiner Novelle den ehrenvollen, tugendhaften Lebenslauf meines Onkels, des Generals Santa Maria."

„Das fehlte noch, daß du dich über meinen Bruder lustig machtest," sagte die Marquise; „ich glaube nicht, daß er hierzu Veranlassung gibt."

„Gewiß nicht," versicherte Rafael; „ich ehre und schätze den Onkel über Alles in der Welt; ich weiß, daß seine militärischen Tugenden, die manchmal die Linie überschreiten, ihm in seinem Regimente den Beinamen des Don Quixote der Armee errungen haben. Dies Alles aber verhindert nicht, daß er eine Geschichte habe für sich; denn, wenn Madame de Stael sagt, das Leben eines jeden Weibes sei eine Novelle, so sage ich: das Leben eines jeden Mannes ist eine Geschichte. Vernehmet denn, unvergleichlicher Doctor, die Geschichte meines Onkels: Santiago Leon Santa Maria wurde sogleich bei seiner Geburt für die Heldenlaufbahn bestimmt; denn in dem Momente, wo er das Licht des Tages oder vielmehr die Dunkelheit der Nacht erblickte, zog die Retraite unter dem Balcone des Hauses vorbei, so daß er unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter seinen Einzug in dieses irdische Jammerthal hielt."

„Dies ist in der That so gewesen," sagte die Marquise lächelnd.

„Ich lüge nie — wenn ich die Wahrheit sage," fuhr Rafael gravitätisch fort. „Als Wahrzeichen dieser seiner kriegerischen Bestimmung kam er mit einem blutrothen Schwerte auf der Brust — von der Hand der Natur mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit eingravirt — zur Welt. Alle Basen und Gevatterinen des Viertels begrüßten ihn sogleich.

als Obergeneral aller Regimenter Seiner katholischen Majestät."

„Dem ist nicht so," bemerkte die Marquise; „er hat wohl ein Mal auf der Brust, allein in der Form eines Rettigs, vor welchem Gewächs unsere Mutter immer eine besondere Abneigung hatte."

„Bemerkt Ihr, Doctor, wie die Tante die Geschichte ihres Bruders jeder Poesie und jedes wunderbaren Zuges entkleidet? Ein Rettig auf der Brust eines Helden! Gibt es etwas Lächerlicheres?"

„Fahre fort, Rafael," sagte Rita ungeduldig; „ich wußte nichts von all' diesen Umständen. Fahre fort, ohne Parenthesen!"

„Wir haben keine Eile, geliebte Rita," sagte Rafael; „was drängt uns? Kaum hatte Leon Santa Maria das zwölfte Jahr zurückgelegt, so trat er als Cadet in ein Regiment ein und hielt sich von nun an gerade und steif wie ein Stock, ernsthaft wie eine Predigt und feierlich wie ein Begräbniß. In getreuer Erfüllung seiner militärischen Pflichten kam für den Onkel die Zeit heran, wo das Herz anfängt zu sehnen und zu seufzen."

„Rafael, Rafael," warnte die Tante; „bedenke, was du sprichst."

„Fürchte Nichts, liebe Tante! Ich werde nur von platonischen Neigungen sprechen; nur von der Liebe, die sich auf einen Blick, einen Seufzer, ein Briefchen beschränkt; die eine der Geliebten ausgefallene Augenwimper als das kostbarste Besitzthum betrachtet und ein Gedicht darüber macht. Die erste Liebe meines Onkels war ein hübsches Mädchen von Osuna, wo er im Quartier lag.

„Eines Tages, als er am wenigsten daran dachte, kam der Befehl zum Abmarsch. Mein Onkel versprach, wieder zu kommen, und die Schöne sang: „Malbrouk s'en va en guerre," und würde heute noch singen, wenn nicht ein fetter Oeconom gekommen wäre und ihr seine fette Hand und seine fetten Aecker angeboten hätte. Anfangs freilich war sie untröstlich. Sie weinte wie die Octoberwolken und rief Tag und Nacht: Santa Maria! Santa Maria! Eine Dienerin, die nebenan schlief und nicht anders dachte, als ihre Herrin bete die Litanei, ermangelte nie, sich jedes Mal zu bekreuzen und hinzuzufügen: Bitte für uns!

„Der Onkel wurde nach Amerika geschickt. Von dort kam er zurück, um den Unabhängigkeitskrieg mitzumachen, und fand nicht Zeit, an Liebe zu denken. Er bekam keine andere weibliche Seele zu Gesicht, außer denen, die der Trommel nachfolgen, wodurch seine Gemüthsart sehr hart und sauer wurde.

„So kamen leise und bedächtig die Sechszig herangeschlichen mit ihrem Gefolge: Gicht, Podagra, Rheumatismus. Die Tante und seine Freunde riethen ihm, sich zurückzuziehen, zu verheirathen und in Ruhe zu leben. Merkt Euch dieses Mittel, Doctor! — sich verheirathen, um ruhig zu leben!! Ihr seht, die Tante neigt sich zur Homöopathie.

„Zur Zeit lebte hier eine Jungfrau reifern Alters, die sich nicht nach der Neigung ihres Vaters verheirathen wollte, und die der Vater nicht nach ihrer Neigung wollte heirathen lassen; er machte viele Ansprüche, denn seine Tochter hieß Fräulein Pankrazia von Kuhkopf. Dieser edle Theil des Thieres mu —"

Die Marquise unterbrach ihn: „Lache, so viel du willst, hierüber. Lachen ist ein Privilegium, das dir die Natur verliehen, wie die Sonne das ihre hat, zu leuchten. Doch wißt, Don Federico! daß dieser so lächerliche Name einer der ältesten und berühmtesten in Spanien ist. Er verdankt seinen Ursprung der Schlacht von Navas de Tolosa —"

„Welche," fügte Rafael rasch hinzu, „im Jahre 1212 von Alphons IX., genannt der Edle, dem Vater der Königin Blanca von Frankreich, Mutter Ludwigs des Heiligen, gewonnen wurde, und die Castilien vom Joch der Sarazenen befreite."

„So ist es," bestätigte die Marquise. „Der König war von allen Seiten eingeschlossen und befand sich durch einen unglücklichen Zufall durch einen Fluß von dem christlichen Heere getrennt. Er war in Verzweiflung. Da nahte sich ihm ein alter Kuhhirte mit seinem Stab und Horn und bezeichnete ihm eine Stelle, wo er ohne Schwierigkeit den Fluß durchwaten konnte. „Geht das Ufer entlang," sagte der Alte, „bis Ihr an einen Ort kommt, wo der Kopf einer Kuh, die die Wölfe zerrissen haben, im Gras liegt. Dort geht über." — Das Resultat dieses guten Rathes war, daß der König die Schlacht gewann. Aus Dankbarkeit erhob er den Hirten in den Adelstand und verlieh ihm und seinen

Nachkommen den Namen „Kuhkopf.“ In der Cathedrale von Toledo soll man noch die Statue des Hirten aufbewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kurze Novelle.

(Schluß.)

Man kann sich den Gram, den Schmerz, die Verzweiflung John's leicht ausmalen. Er rief alle Feen, alle Genien, alle Götter der Mythologie um Hilfe an, aber, ach! kein Echo gab seiner Stimme Antwort. Am Abend bestieg er das Dampfboot, setzte sich traurig und schwermüthig auf das Deck und blickte mit finsterer Miene in die murmelnden Wellen. Der Schiffscapitän sah ihn an und dachte bei sich: „Dieser junge Mann scheint eben nicht vergnügt zu sein;“ er trat zu ihm und sprach ihn theilnahmsvoll an. John erzählte, wie alle Verliebten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sein Mißgeschick mit den kleinsten Details. Der Capitän, der eine große Kenntniß des menschlichen Herzens zu haben schien, tröstete ihn und bewies ihm klar wie Sonnenschein, daß ein Mädchen, welches nicht einmal Geduld hat, 24 Stunden auf ihre Verheirathung zu warten, unbedingt zur gefährlichsten Art von Frauen gehören müsse; das deute mit Sicherheit auf tyrannische Dispositionen bei ihr, die früher oder später den häuslichen Frieden bedrohen müssen. Aber John schüttelte mit dem Kopfe: er liebte Georgina zu sehr.

„Ich mag Sie in dieser Stimmung nicht allein lassen,“ sagte der Capitän, „doch ich muß selbst auf meinen Posten; gestatten Sie mir daher, Sie einer reizenden Lady vorzustellen, welche eine Cajüte für sich allein gemiethet hat.“ John folgte willenlos dem Capitän. Dieser brachte ihn in die bezeichnete Cajüte und stellte ihn der Lady X. vor, einer bezaubernd schönen Dame. „Ich lasse Sie hier in guten Händen,“ sagte der Capitän, lachte sich dabei ins Fäustchen und entfernte sich. Die jungen Leute plauderten lang mit einander ein Langes und Breites und vertrauten sich gegenseitig ihre Herzensgeheimnisse. Die junge Dame floh einen jungen Mann, der gegen ihre Liebe zum Verräther geworden war. „Jede Handbreite des Meeres, die mich weiter von ihm entfernt, macht mich glücklich,“ sagte sie. John dagegen sprach ein wenig von Georgina und viel von sich selbst. Lady X. bedauerte ihn und gestand ihm, er scheine ihr eine so große Härte nicht verdient zu haben. Ihre Blicke begegneten sich. Da ertönte plötzlich der weithin schallende Ruf des Capitäns: „Stop!“

Man war an Ort und Stelle. Die beiden jungen Leute fuhren erschrocken auseinander, denn sie hatten mit verschlungenen Händen da gesessen und leise, ganz leise sich unterhalten. Was sie sprachen? Wer hätte es nicht längst errathen! Als sie an's Land stiegen, sah sich John bald von seinen Freunden und den Chapeaux d'honneur umringt. Sie riefen ihm hastig zu: „Rasch wirf Dich in Deinen Hochzeitsstaat, lege die weiße Cravatte um; Miß Georgina verzeiht Dir; spute Dich!“

John aber entgegnete lächelnd: „Ich nehme Miß Georgina beim Wort; hier stelle ich Euch meine Braut vor, die bald meine Frau sein wird.“

Die ganze Hochzeit sah ihn mit Blicken an, als ob Einer den Anderen fragen wollte: „John hat wohl den Verstand verloren?“ Aber sehr bald kam ihnen die Ueberzeugung in die Hand, daß es mit seinem Verstande und mit seiner Neuigkeit die vollste Richtigkeit habe. Nach 24 Stunden war alles Erforderliche in Ordnung, und das neue Aufgebot erfolgte. Miß Georgina warf alle Liebesbriefe, die sie von John erhalten hatte, in's Feuer. Lady und John wurden noch an demselben Tage getraut. Die Chapeaux d'honneur hatten durch diese Umgestaltung keinen Nachtheil. Der Hochzeitsschmaus überstieg ihre kühnsten Wünsche, er war superb. Die jungen Eheleute lebten selig in den Flitterwochen, die sich allem Anschein nach zu vielen Honigmonden ausdehnen werden. Die arme Georgina schwört — doch zu spät: — „Es solle ihr nicht wieder vorkommen!“

Am Morgen.

Da ich schlafen ging mit Sorgen,
Bin ich frohen Muths erwacht . . .
Rosig blüht der junge Morgen
Aus dem dunklen Kelch der Nacht.

Was mich gestern wollte kränken,
Scheint mir heut' gering und klein,
Da mich lehrte anders denken
Morgenroth und Sonnenschein.

Was das Dunkel mir verborgen,
Leuchtet jetzt in gold'ner Pracht . . .
Rosig blüht der junge Morgen
Aus dem dunklen Kelch der Nacht.

Verschiedenes.

(Trinkspruch auf Friedrich den Großen.) Zur Zeit der ersten Theilung Polens, im Jahre 1772, welche bekanntlich unternommen wurde von der Kaiserin Katharina II. von Rußland, der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich und König Friedrich d. Gr. von Preußen, traten die Bevollmächtigten Rußlands, Oesterreichs und Preußens zusammen, um die Bedingungen, unter denen diese Theilung vorgenommen werden sollte, zu stipuliren. — Friedrich der Große sendete seinen Liebling, den durch Geist, Witz und Kenntnisse ausgezeichneten Marquis de Lucchesini, Maria Theresia den Grafen Stadion und Katharina die Zweite den Fürsten Dolgorucki zu den Verhandlungen.

Diese waren jedoch bald beendet; Jeder erhielt sein Antheil an der Beute, und zur Feier des beglückenden Zuwachses an Land und Leuten gab Fürst Dolgorucki das erste Diner; — denn schon damals waren Festessen eine eben so genußreiche Sitte wie jetzt. — Als der Champagner kreis'te, brachte der fürstliche Gastgeber folgenden Toast aus:

„Meine große Kaiserin soll leben! Ich vergleiche sie mit der Sonne. — Wie diese die Erde erleuchtet, erwärmt, beseligt, so meine Kaiserin ganz Europa und einen großen Theil von Asien. Sie lebe hoch!"

Eine Geschützsalve und der Tusch der Musikchöre begleiteten das allseitige „Hoch!" —

Bald darauf erhob sich Graf Stadion zu Ehren seiner erhabenen Herrin:

„Meine große Kaiserin soll leben! Ich vergleiche sie mit dem Monde. Wie dieser die düstere Nacht durch sein mildes Licht erleuchtet, wie er die Sonne oft verfinstert, wie er der Liebe Schutzherr ist, so auch meine mächtige Kaiserin! Sie versendet die hellen Strahlen durch die Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens; sie schirmt vor des Geistes Uebergriffen und vor den vorhandenen Gluthstrahlen der rohen Gewalt; sie beschützt die Liebenden, denn sie ist der Abglanz der Liebe. Sie lebe hoch, meine große, herrliche Kaiserin!"

Tusch und „hoch" wie zuvor.

Lucchesini hatte mitgerufen und mitgetrunken; dann vertiefte er sich in interessante Gespräche, in das herumgereichte Dessert und den brausenden Wein der heiteren Gäste.

Nachdem man längere Zeit vergebens gewartet, fragte der Fürst den königl. Gesandten, ob er nicht auch einen Toast auf seinen Herrn ausbringen wolle? — Lucchesini dankte für die freundliche Erinnerung, indem er sich mit angeborner Zerstreutheit entschuldigte. Dann stand er auf und begann:

„Mein König soll leben! Man hat mir zwar die besten Gestirne des Himmels weggenommen; aber wenn das auch nicht wäre, so würde ich meinen Herrn doch nur mit etwas Irdischem vergleichen können, da er selbst nur irdisch ist. Ich vergleiche ihn daher mit Josua, denn dieser rief, das Schwert in der Hand: „Stehe still, Sonne!" — und sie stand. — Um den Mond — bekümmerte er sich gar nicht! Mein König, der lorbeerumkränzte, er lebe hoch!" —

Man sagt, daß beide kaiserliche Gesandten ihren Ingrimm nur mit großer Anstrengung verborgen hätten. Der große Friedrich aber lächelte über den treffenden Witz seines Lieblings.

Verschiedene Ansichten.

Mensdorff sagt:
„Preußen muß getheilt werden!"
Roon erwiedert:
„Oesterreich muß gekeilt werden!"
Der Vaterlandsfreund ergänzt:
„Durch Beides wird Deutschland nicht geheilt werden."

Auflösung des Räthsels in Nro. 81:
Sitzfleisch.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 83. Freitag, den 13. Juli **1866.**

Dem Volk die Freiheit und sein Recht.

Jetzt spielt die Trommel auf zum Reigen,
Der Kanoniere Lunte brennt!
Jetzt sollt Ihr Euch als Männer zeigen,
Die Ihr Euch deutsche Männer nennt!
Jetzt tretet zu den Fürstenthronen
Und, wie es Männern ziemet, sprecht:
Trotz allem Donner der Kanonen —
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Wie habt Ihr, Sänger, frisch gesungen
Von Recht und Freiheit manch' ein Lied!
Jetzt wird der Säbel hoch geschwungen,
Des Friedens fromme Taube flieht.
Jetzt singt der Krieg die wilden Lieder,
Doch Ihr, Ihr Sänger, recht und echt,
Singt nur das Eine immer wieder:
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr, Turner, habt mit Reck und Hanteln
Der jungen Muskeln Kraft erprobt.
Wollt Ihr verschämt im Dunkeln wandeln,
Dieweil der Kampf der Völker tobt?
Empor! Zu aller Throne Stufen
Bring' Deine Ford'rung, jung Geschlecht!
Mit allen Männern sollt Ihr rufen:
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr Schützen in den grauen Joppen,
Ihr Helden an dem Scheibenstand,
Wie riefet Ihr beim guten Schoppen
Das Hoch auf's deutsche Vaterland!
Seit Ihr in buntgeschmückten Hallen
Daheim nur, wo man jauchzt und zecht?
Ruft mit uns auf, ruft mit uns Allen:
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr Männer rings in Blous' und Jacke,
Ihr Bauern mit der schwiel'gen Faust,
Die Stirnen hoch und hoch die Nacken!
Der Sturm durch uns're Gauen braust.
In Südlands und in Nordlands Marken
Erheb' die Stimme Herr und Knecht:
Gebt, wollt Ihr unsern Arm, den starken,
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr Volksvertreter in den Kammern,
Euch ist ein hohes Amt vertraut!
Ihr habt gehört der Armuth Jammern,
Ihr habt die Noth im Land geschaut.
Ob man Euch schlimm, ob gut begeg'ne,
Nicht disputirend Silben stecht,
Ob's Dornen oder Lorbeer'n reg'ne,
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Und Jenen, die da Scepter halten,
Sei dieses eine Wort gesagt:
Weh', wer in Deutschland, tief zerspalten,
Aus Selbstsucht heut' zu kämpfen wagt!
Im Volke murrt's mit dumpfem Grolle: —
Nur Der ist Sieger im Gefecht,
Der Freiheit giebt, die ganze, volle,
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Rheinpreußen. Emil Rittershaus.

---

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von H.

(Fortsetzung.)

„Die sechshundert Jahre dieses Stammbaumes," fuhr Rafael fort, „sind Nichts im Vergleich zu dem unsrigen. Ihr müßt wissen, Don Federico, daß der Name Santa Maria alle Kuhköpfe überstrahlt. Wir stammen direct von der heiligen Jungfrau ab; und eine unsrer Urahnen sagte jedes Mal, wenn sie mit ihren Dienern nach guter spanischer Sitte den Rosenkranz betete, — —"

„Eine Sitte, die sich leider mehr und mehr verliert," seufzte die Marquise.

— „Gott grüßt dich, Maria, Base und Herrin mein!" und die Diener repetirten: „Base und Herrin Eurer Gnaden."

„Sage dergleichen nie vor Fremden," bemerkte die Gräfin; „denn sie sind genug eingenommen gegen uns, um es zu glauben, und wenn sie es nicht glauben, um es böswillig überall zu wiederholen. Jedermann weiß, daß das, was du eben erzähltest, nichts anders ist als eine Ironie auf die übertriebenen Ansprüche, die unsre Familie auf Alter und Adel macht."

„So hat Lord Londonderry seine „Reise durch Spanien" geschrieben, worin er unter Anderm sagt, daß es in Sevilla nur eine schöne Frau gebe, und dies sei die Gräfin von A . . . ., wobei er natürlich ihren Namen auf das Seltsamste entstellt."

„Er hat Recht," sagte die Gräfin; „Adele ist wunderschön."

„Ich erkenne dies an," antwortete Rafael; „allein zu behaupten, daß sie die einzige schöne Frau sei, ist doch ein wenig stark. Der Major ist wüthend und will ihn als Verleumder und Hochverbrecher anklagen und als solchen verurtheilt sehen."

„Das ist nicht nöthig," sagte Rita mit einer anmuthig verächtlichen Bewegung; „der Major kann jenen Lord im Namen aller Sevillanerinen versichern, wie es ihnen vollkommen gleichgiltig sei, ob er sie für hübsch oder häßlich halte. Doch, fahre in deiner Erzählung fort, Rafael, du stehst am Vorabend von des Onkels Heirath."

„Bevor Rafael den Faden wieder aufnimmt," unterbrach die Marquise, „will ich Don Federico mittheilen, daß der Adel unsrer Familie schon 737 anerkannt war; denn einer unsrer Ahnen war es, der den Bär erlegte, der den Gothenkönig Favila erwürgte, und seit der Zeit führen wir einen Bären in unserm Wappen."

Rafael schlug ein so helles, lautes Gelächter an, daß er damit die Erzählung seiner Tante abschnitt.

„Seht Ihr, Don Federico, damit hätten wir den II. Theil von „Base und Herrin mein!" — Die Marquise hat eine Sammlung genealogischer Thatsachen, von denen eine immer wahrscheinlicher ist, als die andere. Sie weiß den Stammbaum des Herzogs von Alba auswendig. O, das ist ein Peru werth!"

„Wenn Sie die Güte haben wollten, mir dies zu erzählen, Frau Marquise," sagte Stein, „wäre ich Ihnen sehr verbunden."

„Mit Vergnügen; und ich hoffe, Ihr werdet meinen Worten mehr Glauben schenken, als dieses Kind, das immer klüger sein will, als Leute, die so lang vor ihm auf die Welt kamen. — Nichts adelt den Mann mehr, als Proben von Heldenmuth und Tapferkeit."

„Dann könnte Jose Maria ein Edelmann und Grande von Spanien sein," sagte Rita.

„Jawohl," entgegnete die Marquise, „er könnte es sein, wenn er kein Straßenräuber wäre."

„Da wir von Jose Maria sprechen," sagte Rafael, „will ich Don Federico eine Heldenthat dieses Individuums erzählen, die ich aus sicherer Quelle erfahren habe."

„Wir wollen die Thaten der Helden der Landstraße nicht wissen," bemerkte die Marquise. „Mein lieber Rafael, du erzählst ohne Punct noch Beistrich."

„Hört mein Abentheuer von Jose Maria," fuhr Rafael fort.

„Ein Räuberheld, ein ritterlicher, eleganter, galanter Straßenräuber gedeiht nur auf unserem Grund und Boden. Das Ausland mag seine Alba's haben, aber sicher findet sich nirgendwo ein zweiter Jose Maria."

„Was sagst du?" rief die Marquise, „andere Länder können ihre Alba's haben? Wie wäre das möglich? Don Federico, als der König San Fernando vor den Mauern Sevilla's stand und sah, daß die Belagerung sich in die Länge ziehen werde, schlug er dem Maurenkönig vor, das Schicksal der Stadt durch Einzelkampf zu entscheiden. Der Sarazenenfürst schämte sich, die Ausforderung zurückzuweisen. Der König Fernando hielt sein Unternehmen vor dem ganzen Heere geheim, und als die anberaumte Stunde schlug, verließ er allein, bei Nacht, seine Burg und machte sich auf den Weg nach dem Kampfplatze. Ein wachthabender Soldat, der ihn aus dem Thore schleichen sah, argwöhnte Etwas von einem gefährlichen Vorhaben, bewaffnete sich und folgte insgeheim dem Könige. Als dieser an dem heute noch sogenannten Königsbrunnen

ankam, hielt er an und wartete auf seinen Gegner. Aber wie er auch wartete, der Mohr kam nicht. So verging die Nacht, und bei Anbruch des Tages, als der König gerade weggehen wollte, hörte er ein Geräusch hinter sich von der niedern Mauer her, die den Brunnen umgab. Er rief: Wer da? — Wer es auch sein mag, erscheine! Es war der Soldat. Er trat vor.

„Was thust du hier?“ fragte der König.

„Mein Herr und Gebieter,“ stammelte der Soldat, „ich sah Eure Majestät allein das Lager verlassen und fürchtete irgend eine Gefahr und folgte Euch, um Euch im Nothfalle zu vertheidigen.“

„Du kamst allein?“ fragte der König.

„Ja, Sir! Eure Majestät und ich sind 200 Mohren gewachsen.“

„Du verließest das Lager als gewöhnlicher Soldat,“ sagte der König, „und kehrst dahin zurück als Herzog von Alba.“

„Ihr seht, Don Federico, daß diese Legende, die um Mitternacht spielt, auf die einfachste und leichteste Art die Alba's gründete.“

„Laß uns doch um Gottes willen diesen Glauben, Rafael,“ sagte die Gräfin, „mir gefällt diese Ethymologie!“

„Wohl!“ entgegnete Rafael, „doch würde der Herzog von Alba unsrer lieben Tante wenig Dank wissen für diese Legende über seinen Ahnherrn.“ Und Rafael lief nach der Bibliotheke und kam sogleich wieder zurück mit einem Folianten in Pergament unter dem Arme. „Hier,“ sagte er, „ist die Genealogie aller Großen Spaniens. Schlagen wir nach! Seite 149: Alba, Herzog von — der Erste der Alba's war Fernando Alvarez von Toledo, von Heinrich IV. 1469 mit dem Herzogsrang bekleidet. Diese berühmte und erwählte Familie stammt aus königlichem Blute und hat die höchsten Aemter in Spanien, sowohl im Feld als im Staat, bekleidet. &c. &c. Du siehst also, liebe Tante, daß die Geschichte, die du erzähltest, durchaus apokryphisch ist.“

„Um wieder auf die Santa Maria's zu kommen,“ fuhr die Marquise fort, „so wurde ihnen dieser Name beigelegt, weil — —“

„Bitte, liebe Tante, erlasse uns die Geschichte unsrer Abkunft. Wir haben genug an Kuhkopf und Alba. Wenn du im Begriffe stehst, dich zum zweiten Male zu verehlichen, finde ich es ganz in der Ordnung, daß der Auserwählte einen Blick in unsre genealogische Vergangenheit werfe.“

„Der Familienname der Herzoge von Alba ist Alvarez, und so heißt mein Hausherr, ein guter, redlicher Mann. Es befrembet mich, daß die berühmtesten Namen hier zu Lande der höchsten, wie der niedersten Classe gleich angehören. Es scheint wahr zu sein, was man in Deutschland sagt, daß nämlich alle Spanier sich von adeligem Blute glauben.“

„Es gibt ohne Zweifel sehr viele hochtönende Namen in Spanien,“ sagte Rafael; „doch dies rührt daher, daß in alten Zeiten die adeligen Herren, die Sclaven hatten, denselben, wenn sie ihnen die Freiheit schenkten, ihre eigenen Namen beilegten. Diese Namen nun mußten sich begreiflicher Weise vermehren und besonders die der Magnaten, die viele Sclaven hatten. Dann haben zahllose Andre den Namen des Ortes angenommen, in dem sie lebten. So haben wir die vielen Medino's, Castilla's, Burgo's, Toledo's &c. Die spanischen Grandes jedoch wollen durchaus nicht, daß man ihre Namen aus obigen Quellen herleite, und halten fast ebenso viel darauf, keinen Tropfen arabischen Blutes in ihren Adern zu haben, als sie auf die Reinheit ihrer Ehre halten.“ (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Ein Mißverständniß.) Während des letzten Aufenthalts von Abd-el-Kader in Paris im verflossenen Herbst gab Emil von Girardin dem Emir zu Ehren ein Diner, wozu er seine sämmtlichen schriftstellerischen Freunde eingeladen hatte. Im Laufe der Unterhaltung sagte Girardin zu Abd-el-Kader: „Es würde mir Vergnügen machen, wenn Sie meine „zwei Schwestern“ als Geschenk zum Andenken an den heutigen Tag annehmen wollten!“ Mit den „zwei Schwestern“ meinte Girardin sein neuestes Drama, welches damals gerade ungemeines Furore machte. Bei der Verdolmetschung des Satzes vergaß man jedoch, dem Emir diese Erklärung dazu zu geben, und so stand Abd-el-Kader auf, kreuzte die Arme über die Brust, verbeugte sich vor seinem Wirth und entgegnete: „Ich werde

mich außerordentlich glücklich schätzen, die Damen bei mir aufzunehmen, obgleich mein Harem bereits vollständig gefüllt ist; lassen Sie mich nur erst für eine passende Wohnung Sorge tragen!" Dieses Quiproquo machte allen Anwesenden ungemein viel Spaß und man erinnerte sich dabei auch gelegentlich einer anderen ergötzlichen Geschichte, welche sich einige Zeit nach des Emirs Gefangennahme während seines Aufenthalts in der französischen Festung zugetragen, die man ihm zum Wohnort angewiesen. Er ließ dort seinen Kindern durch einen französischen Schreiblehrer Unterricht ertheilen, und da er mit dem Lehrer sehr zufrieden war, schenkte er ihm eines Tages zur Belohnung eine seiner Frauen. Der arme Schreiblehrer, der bereits mit einer noch dazu ziemlich xantippenhaften Gattin versehen war, fühlte sich nicht sehr freudig überrascht von des Emirs Großmuth und hatte unendliche Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er das ihm zugedachte Geschenk nicht annehmen könne, da seine Frau ihn bei der bloßen Erwähnung desselben mit Augenauskratzen und dergleichen bedroht habe.

(Zur Geschichte der Mode.) Nach Robespierre's Sturz kam in Paris die Mode der „Tituskopfe" unter den Damen auf und verbreitete sich von da, wie stets die Pariser Moden, über ganz Europa. Wie aber war sie entstanden? — Die schöne (geschiedene) Frau v. Fontenay, geb. Cabarrus, die im Gefängnisse saß, und der zu Liebe Tallien den Mann des Schreckens am 28. Juli 1794 stürzte, hatte sich ihr schönes Haar abgeschnitten, um an daraus geflochtenen Schnüren die heimliche Correspondenz mit ihrem Befreier durch die Eisengitter zu unterhalten. Unmittelbar nach ihrer mit Robespierre's Sturz eintretenden Befreiung heirathete er sie, und Madame Tallien ward bekanntlich die Tonangeberin in der nun folgenden Zeit der Reaction und des Directoriums. Da sie ihr Haar abgeschnitten hatte, so trug sie sich mit einer Art Mannskopf mit ganz kurzen Locken, und daher der Ursprung jener Mode, der gehorsam nun alle Damen in Europa sich gleichfalls das Haar abschneiden mußten.

In China wird aus Erbsen ein Käse gemacht, welcher dem Käse aus Milch ganz ähnlich ist. Die getrockneten Erbsen werden in Wasser zu einem Brei gekocht; derselbe wird durch ein Sieb geschlagen und dann mit Gypswasser zum Gerinnen gebracht, was ziemlich schnell von Statten geht. Die geronnene Masse wird eben so behandelt, wie der gewöhnliche Käse. Man trennt nämlich die feste Masse durch Pressen von der Flüssigkeit, salzt und formt sie. Nach einiger Zeit hat dieser Käse denselben Geruch und Geschmack angenommen, wie der Kuhkäse. In Kanton wird der Erbsenkäse unter dem Namen „Taofo" öffentlich auf den Straßen zum Verkaufe ausgeboten. Namentlich frisch ist er sehr schmackhaft.

(Erster Unterricht für Mineure.) Lieutenant: „Der Hauptsache nach unterscheiden sich die Minen in flüchtige oder Fladder- und eigentliche Minen. Die letzteren zerfallen wieder in zwei Arten; — davon später. Ist vielleicht Einer unter euch, der mir schon etwas Näheres über die Minen sagen kann? Etwa Sie, Fritsche?" Soldat Fritsche: „Ne, härnse, Herr Leitenant, des kann ich Sie nich sagen; denn sähnse, die Meinige heeßt nich Miene, sondern Luise. Da missense schonst Schulze fragen, der kennt des genauer."

Räthsel.

Das Höchste auf der ganzen Welt,
Darauf der Strahl der Sonne fällt,
Dem nichts zu schwer, zu furchtbar dünkt,
Das kühn die Elemente zwingt:
Das Mächtigste im Erdenrund,
Das thut euch meine erste kund.

Das Schreckenswort, du mußt's nicht nennen,
Das meine letzten Silben künden;
Der wird in's tiefste Elend rennen,
Der sich mit ihnen will verbinden.
Schwarz ist der Tod, schwarz ist die Nacht,
O, habe vor den letzten Acht.

Das Ganze räthst du ohne Mühe,
O, such' es nicht am fremden Strand.
Willst du es finden, wohl so ziehe
Hinaus zum meerumschlungnen Land.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 84. Sonntag, den 15. Juli **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„Wie langweilig ihr werdet mit euren Vorträgen über Adel und Stammbäume!" — rief Rita ungeduldig. „Willst du uns nicht lieber die Fortsetzung der Geschichte des Onkels geben, Rafael?"

„Ja, fahre fort," bat auch die Marquise.

„Nun denn!" fuhr Rafael fort; „die beiden Namen Santa Maria und Kuhkopf paarten sich also wie zwei Tauben. Ich hörte oft sagen, daß meine Tante, die hier gegenwärtig ist, vor Freude und Zärtlichkeit weinte beim Hinblick auf eine so harmonische Verbindung. Mein Onkel beschwichtigte seine zeitweilige Abneigung gegen den Namen Kuhkopf beim bloßen Anblick seiner Ehehälfte."

„Rafael! Rafael!" rief die Marquise.

„Wie erstaunte die ganze Welt und am meisten aber der Onkel, als nach Verlauf eines Jahres die Kuhkopf einen kleinen Santa Maria zu Tage förderte, groß wie ein Fächer, und als ob er von einem X und einem Z herstamme. Die gnädige Tante blies sich auf wie Jupiter, als er Minerva geboren hatte. Ueber den Taufnamen des Kleinen entstand ein kleiner Ehezwist. Die Mutter wollte, ihr liebes Söhnchen solle den seit der Schlacht von Navas de Tolosa von allen männlichen Kuhköpfen ehrenvoll getragenen Namen Pankratius erhalten, und der Vater bestand darauf, der künftige Repräsentant der hochehrenwerthen Santa Maria's müsse den wohlklingenden, kriegerischen Namen seines Erzeugers tragen. Meine Tante legte die Sache bei, indem sie vorschlug, dem kleinen Geschöpfe in der Taufe die Namen Leon Pankratius beizulegen. So geschah es — und sein Vater nannte ihn von da an immer Leon, seine Mutter Pankratius."

Die Erzählung wurde hier plötzlich durch den General unterbrochen, der bleich wie der Tod, mit bebenden Lippen und blitzenden Augen in's Zimmer stürzte.

„Gerechter Gott!" sagte Rafael leise zu Rita, „ich wollte, ich läge 7 Klafter tief in der Erde bei den römischen Statuen, die die Mauren ausgruben und als Mörtel benützten, als sie die Giralda bauten."

„Ich bin wüthend," schnaubte der General.

„Was hast du, Onkel?" fragte die Gräfin, roth wie mit Blut übergossen.

Rita beugte sich über ihre Stickerei und biß sich auf die Lippen, um das Lachen zu verbergen.

Das Gesicht der Marquise war länger geworden, als das des Don Quixote.

„Das heißt nicht mehr, sich über die Leute lustig machen," fuhr der Alte mit donnernder Stimme fort; „es ist ein Schimpf."

„Onkel," sagte die Gräfin und suchte ihre Stimme so schmeichelnd als möglich zu machen, „wenn keine schlechte Absicht zu Grunde liegt, wenn nur jugendlicher Muthwille, Lachlust —"

„Lachlust!" unterbrach sie der General; „über mich lachen! über meine Gemahlin! Alle Wetter! die Lachlust will ich vertreiben. Jetzt sogleich, noch in diesem Augenblick gehe ich auf die Polizei."

„Auf die Polizei! Bist du bei Sinnen, Bruder?" rief die Marquise.

„Wenn ich glücklich aus dieser Patsche bin," sagte Rafael zu Rita, „so gelobe ich dem heiligen Johann, dem Schweigenden, ihm ein ganzes Jahr lang nachzufolgen."

„Mein lieber Leon," bat die Marquise; „lege doch einer bloßen Kinderei nicht diese

Wichtigkeit bei! Beruhige dich! Ich weiß, daß er dich liebt und achtet. Willst du einen Scandal geben? Familienzwistigkeiten sollten nie vor die Oeffentlichkeit gelangen."

„Wer spricht von Familienzwistigkeiten?" rief der General, sich an seine Schwester wendend. „Was hat die Familie mit den Unverschämtheiten dieses verrückten Engländers zu thun, der hierher kömmt, die Einwohner unsres Landes zu beleidigen?"

Bei diesen Worten des Generals athmete die schuldbewußte Gesellschaft frei auf, als ob ein Stein von Aller Herzen weggewälzt wäre. Das Entsetzen, das die Gemüther erfaßt hatte, bei der Idee, der unbeugsame Kriegsmann möge die Chronik seines Hauses mit angehört haben, wich von ihnen, und Rafael fragte im heitersten Tone von der Welt: „Nun, was hat denn das große Amphibium gemacht?"

„Was er gemacht hat? — Hört nur! Ihr wißt, daß das Ungeheuer zu meinem Unglück mir vis-à-vis wohnt. Nun — um ein Uhr in der Nacht, wenn Alles im besten Schlafe liegt, öffnet der Mister das Fenster und fängt an auf der Trompete zu blasen."

„Ich weiß," sagte Rafael, „er ist diesem Instrumente leidenschaftlich ergeben."

„Zudem," fuhr der General fort, „thut er es aus Bosheit, und der Athem aus seiner breiten Brust lockt Töne aus der Trompete, um die Todten auf dreißig Meilen in der Umgegend aufzuwecken. Alle Hunde in dem Viertel fangen beim ersten Stoß an zu heulen. Nun könnt ihr euch denken, welche Nächte wir verleben."

Das bis jetzt gewaltsam unterdrückte Lachen der Umstehenden brach nun unaufhaltsam los. Der General verstummte und maß die Versammlung mit einem entrüsteten Blick: „Das fehlte noch, daß eine solche Unverschämtheit, eine solche auffällige Mißachtung der Nebenmenschen, für meine Verwandten eine Gelegenheit zum Lachen und zur Belustigung abgebe. Lacht nur immerhin! Wir wollen sehen, ob der Trompetenkünstler auch lachen wird!" Mit diesen Worten verließ er empört das Zimmer und schlug den Weg nach dem Polizeigebäude ein.

Rita's musikalisches Lachen erfüllte das ganze Haus.

„Ich begreife nicht, Rita," sagte die Marquise, die sicher nicht in der behaglichsten Stimmung war, „wie du über diese Unverschämtheit noch lachen kannst, statt darüber entrüstet zu sein."

„Tante, ich weiß diesen wichtigen Fall zu würdigen; und wenn ich auf der Bahre läge, ich müßte lachen. Das nächste Mal, wenn dieser Major Fly mir wieder von seinen zarten Gefühlen vorschwätzen will, werde ich den Onkel rächen, dem Verbrecher den Rücken kehren und ihm anrathen, seinen Athem für seine Trompetenserenaden aufzusparen."

„Ueber all' Diesem," sagte jetzt Stein mit seiner deutschen Beharrlichkeit, „habe ich bis jetzt die Heldenthat des Jose Maria noch nicht gehört."

„Ein anderes Mal!" sagte Rafael. „Mein Obergeneral ist hier und erwartet mich um diese Stunde. Lieber Doctor, Ihr solltet meiner armen Tante Kuhkopf mit irgend einem Mittel Eurer Kunst zu Hilfe eilen in dem elenden Zustand, in den die Trompete des Major Fly sie versetzt hat."

Capitel V.

Der kleine Sohn der Gräfin war vollständig hergestellt, und der Abend war gekommen, an welchem Marisalada durch den gräflichen Salon hindurch sollte in die Welt eingeführt werden. Es waren schon mehrere der gewohnten Gäste versammelt, als Rafael eilig eintrat. „Cousine," sagte er, „ich komme, dich um eine Gunst zu bitten. Verweigerst du sie mir, so stürze ich mich augenblicklich kopfüber — in mein Bett unter dem Vorwand einer heftigen Migräne."

„Sprich! Um aller Heiligen willen, was kann ich thun, um ein solches Unglück zu verhüten?"

„Ich erhielt gestern einen Brief von meinem Freunde, dem Vicomte von Saint Leger — —"

„Lasse den Vicomte und den Saint weg und sage einfach: Leger," fiel der General ein.

„Wohl denn!" fuhr Rafael fort; „mein Freund also, der weder Vicomte noch Heiliger ist, empfiehlt mir auf's Wärmste einen italienischen Prinzen."

„Einen Prinzen! Warum nicht gar!" fiel der alte General wieder spöttisch ein. „Kann

man denn die Dinge nie bei ihren rechten Namen nennen? Es wird ein Carbonario sein, ein Propagandist. Und woher ist dieser Prinz?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Rafael; „ich weiß nur, daß der Inhalt des Empfehlungsschreibens folgender ist: Ich werde dir, lieber Freund, es zu Dank wissen, wenn du den Fürsten mit den schönsten, liebenswürdigsten Frauen, mit der auserwähltesten Gesellschaft und den sehenswürdigsten Alterthümern der Stadt Sevilla — dieses Gartens der Hesperiden — willst bekannt machen. Nachdem ich diese Zeilen lange über- und durchgedacht und erst gar nicht wußte, welchem Heiligen mich recommandiren, kam mir der lichte, glückliche Gedanke, meine Cousine zu Hilfe zu rufen und sie zu bitten, dem Fürsten ihren Salon zu öffnen. Hier würde er zu gleicher Zeit mit den schönsten, liebenswürdigsten Frauen und — (leise und auf den Whisttisch deutend) mit den sehenswürdigsten Antiquitäten Sevilla's bekannt.“

„Ich werde ihn mit Vergnügen empfangen,“ antwortete die Gräfin.

„Wohl, sehr wohl!“ rief der General, indem er heftig die Karten mischte. „Verwöhnet sie nur recht! Oeffnet ihnen nur Thore und Thüren! Stellt sie nur recht in den Vordergrund! Sie unterhalten sich auf eure Kosten und machen sich hinterher über euch lustig.“

„Glaubt mir, Onkel,“ versicherte Rafael, „wir nehmen unsre Rache. Die Gelegenheit findet sich immer köstlich dazu. Viele Fremde kommen nur hierher, um Abenteuer aufzusuchen. Sie halten Spanien für deren eigentliches Klima. Vergangenes Jahr traf ich mit einem von dieser Monomanie behafteten Irländer zusammen. Er war ein Verwandter von Lord W . . . .“

„Wie ich von dem Großmogul!“ fuhr der General mit seinem Lieblingsvergleich dazwischen.

„Der Geist des Helden von La Mancha,“ fuhr Rafael fort, „war in diesen Inselsohn gefahren, den ich Grün-Erin nennen will, da ich seinen Namen vergessen habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer mit einem Panther.

Erzählung eines deutschen Offiziers in der algerischen Fremdenlegion.

Während ich mit meinem Regiment in einer wilden Gebirgsgegend von Algier lag, machte ich zuweilen Jagdausflüge in die umliegende Gegend, wo es Ueberfluß an kleinem Wilde gab, und obschon ich nicht gerade zu den besten Schützen in meinem Corps gehörte, so kehrte ich doch selten ohne eine Anzahl Rebhühner, Hasen, Wachteln, Schnepfen u. s. w. in's Lager zurück. Dieser Erfolg machte mich ganz vernarrt in die Jagd, so zwar, daß ich bereits daran dachte, den Dienst zu verlassen und ganz Jäger zu werden. Ich hätte vielleicht den tollen Streich wirklich ausgeführt, wäre mir nicht kurz darauf ein Abenteuer zugestoßen, das mich für immer von dem Gedanken heilte, meine Wohnung in den Wäldern aufzuschlagen.

An einem hellen Septembermorgen machte ich mich mit einem Kameraden nach einem zwei Stunden entfernten, sumpfigen Platze auf dem Weg, den wir etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang erreichten.

Das Sumpfland zog sich am Fuße eines steilen, felsigen, mit Wald bewachsenen Hügels hin, den es von einem schönen, klaren See trennte. Der Boden war hier so weich und schlammig, daß man sich an manchen Stellen sehr in Acht nehmen mußte, nicht zu versinken. Das Dickicht wimmelte von unzähligen Schnepfen und anderem kleinen Wild, das uns ohne besondere Mühe eine sehr ausgiebige Beute gewährte.

Ich wurde aber des Schießens sehr bald müde, denn es war ein bloßes Schlachten und keine Jagd. Es bedurfte keinerlei Geschicklichkeit dazu; man brauchte blos zu laden, das Gewehr auf die nächste Wolke Vögel zu richten, loszudrücken und die Beute zu Dutzenden aufzuheben.

„Dies ist nichts für mich, Victor,“ sagte ich zu meinem Gefährten. „Wenn ich auf Etwas schieße, will ich zuvor zielen, sei es auch nur, um Auge und Hand in Uebung zu erhalten. Vögel herunterzuschießen, die Einem in Schwärmen vor der Mündung des Gewehres herumfliegen, ist bloßes Kinderspiel.“

„Mein lieber Junge,“ erwiderte mein Ge-

fährte, „es mag ein sehr angenehmes Jagdvergnügen für dich sein, in den Wäldern herumzustolpern und zuweilen aus einer Entfernung, die für einen schlechten Schützen, wie ich, zu groß wäre, einen Schuß anzubringen; aber ich selbst habe ein Vergnügen daran, recht oft zu schießen und jedes Mal Etwas zu erlegen. Und wo kann ich einen Platz finden, der besser für meine Geschicklichkeit und meinen Geschmack geeignet wäre als dieser?"

„Aber," sagte ich, „wir haben ja bereits mehr von diesen Vögeln erlegt, als wir tragen können. So laß uns gehen und nach anderm Jagdwild suchen, das eines französischen Officiers würdiger ist."

„Und Alles nur deßhalb, weil du es für ruhmvoller hältst, auf dreißig Schritte zu schießen, als auf zwei. Unsinn! Laß mich hier meine Arbeit thun, und gehe du auf jenen Hügel und schieße dort ganz nach Gefallen. Wir werden auf diese Weise Beide zufrieden gestellt werden. Was sagst du dazu?"

„Ich bin es zufrieden. Ich gebe dir noch zwei Stunden für deine Schlächterei, aber halte dich dann zum Heimgehen bereit, oder ich werde genöthigt sein, dich allein in deiner Herrlichkeit zurückzulassen."

„Ganz gut, ich werde Wunder thun in zwei Stunden."

Als ich den Sumpf verließ und den festen Boden am Fuße des Hügels betrat, ging ich, in Gedanken verloren, noch einige hundert Schritte fort. So kam ich an eine schöne Quelle mit kaltem, klarem Wasser, welches unter den Wurzeln eines ungeheueren Baumes hervorsprudelte. Der ganze Platz hatte ein so heimliches Aussehen, daß ich stehen blieb, um ihn näher zu betrachten.

Bei dieser Gelegenheit wurde meine Aufmerksamkeit auf die frischen Fährten eines wilden Thieres gelenkt, die sich am Rande der Quelle in dem weichen lehmigen Boden ausgedrückt hatten. Bei näherer Untersuchung vermuthete ich, daß sie einem Panther angehörten, welcher an der Quelle noch nicht lange seinen Durst gelöscht hatte. Hier bot sich also eine Gelegenheit dar, die zwei Stunden, die ich vor mir hatte, auf eine angenehme Weise hinzubringen. Ich beschloß demnach, der Fährte nachzugehen, in der Hoffnung, daß es mir vielleicht gelingen werde, das Lager des Thieres in nicht zu großer Entfernung aufzuspüren.

Fünfzig Schritte weit lief die Spur am Rande des Sumpfes hin, dann ging sie den Hügel hinauf, wo sie sich auf dem harten Boden verlor. Da ich keine Hunde bei mir hatte, so hätte ich niemals daran gedacht, dem Thiere weiter nachzuspüren, wenn ich etwas Besseres zu thun gewußt. So aber stieg ich den Hügel hinan, sah mich in dem dichten Unterholze überall vorsichtig um und untersuchte die Felsen, ob ich nicht irgendwo eine Spalte oder Höhle zu entdecken vermochte, wo das Thier seine Wohnung haben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Eine theoretische Köchin.) Er: „Ich bitte dich, Kind, was hast du mir da zugedacht? Das ist ja nur die Schaale eines Hummers!"

Sie (verlegen): „Aber gehört der Hummer nicht zu den Fischen?"

Er: „Gewissermaßen ja!"

Sie (triumphirend): „Sieh', dann hat das Kochbuch Schuld. Lies selbst, da steht's: Die Fische müssen erst ausgenommen werden."

Er: „Du hast Recht, das Buch taugt nichts. Wir wollen uns lieber eine Köchin anschaffen."

Eine Dame fragte den heiligen Franz von Sales, ob es erlaubt sei, sich der Schminke zu bedienen. „Einige fromme Männer," antwortete der Gefragte, „sind gegen diesen Gebrauch, während Andere nichts Ungerechtes darin sehen. Ich will einen Mittelweg einschlagen und Ihnen erlauben, die eine Wange zu schminken."

Auflösung des Räthsels in Nr. 83:

Manteuffel.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 85. Mittwoch, den 18. Juli **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„Eines Abends gingen wir auf dem Herzogsplatze spazieren. Der Himmel bewölkte sich und drohte mit einem Gewitter. Ich forderte ihn auf, mit mir zu gehen, um Schutz zu suchen; er aber dankte und bemerkte, er wolle einmal ein spanisches Unwetter mitmachen. Auf meinen freundschaftlichen Wink, daß er bis auf die Haut naß werden würde, versicherte er mich, daß er von Kopf bis zur Zehe in **Water-proof***) gekleidet sei. — Ich überließ ihn also seinem Schicksale."

„Ist dies auch wahr, Rafael?" fragte die Gräfin lächelnd.

„Es ist mehr — es ist wahrscheinlich," sagte der General; „ein Engländer legt sich nicht zu Bette, ohne eine Extravaganz begangen zu haben."

„Fahre fort, Rafael, mein Sohn," bat die Marquise, „ich hoffe, der Verwegene wird erfahren haben, was es heißt: Gott versuchen."

„Mein Erin blieb also und empfing die Gewässer alle, wie die Arche Noä, als der Baum umstürzte, unter dem er sich aufgestellt hatte, um seine Wettererfahrungen zu machen."

„Bah! bah!" schrieen hier Alle; „das ist ein Mährchen, das ist eine von Rafaels Erfindungen!"

„Mein Ehrenwort, daß es die Wahrheit ist," rief Rafael eifrig. „Es waren wohl an hundert Personen Zuschauer dieser Scene. Eine ziemlich hohe Acacia stürzte über dem wasserdichten Helden zusammen. Glücklicher Weise stand er so, daß er die Wucht des Stammes vermied, allein er war in den Aesten und Zweigen gefangen, wie der Vogel im Käfig. Vergeblich war sein Schreien, umsonst sein vaterländisches Fluchen — umsonst bot er Denen, die ihm beistehen würden, seine Banknoten an. Er mußte in seinem vegetabilen Kerker das ganze Unwetter über sich ergehen lassen. Endlich ließ es nach, und die Leute aus der Nachbarschaft konnten sich wieder in die Straße wagen. Allein es war nicht leicht, dem Gefangenen Hilfe zu bringen; man mußte Hacke und Beil herbeischaffen. Wie nach vielen Anstrengungen die Kerkerwände fielen, kam nach und nach die traurige Gestalt des Inselsohnes zum Vorschein. Das wasserdichte Futteral hatte Fiasco gemacht. Alles hing — getränkt von dem nassen Element — an ihm herunter. Denkt euch die ironischen Bemerkungen, die Sticheleien, die Spottreden, die es jetzt nachträglich noch auf den armen Erin regnete. Der Unglückliche mußte nach dem Regen eine Traufe passiren, die wirklich dem erstern nicht vorzuziehen war."

„Und hatte dieses Abenteuer weiter keine Folgen?" fragte die Marquise. „Brachte es ihn nicht zur Besinnung?"

„Durchaus nicht. Weder physisch, noch moralisch. Ein Engländer hat sieben Leben, wie eine Katze. Das einzige Resultat seines Unfalles war, daß er den Glauben an die Waterproofs verloren hatte. Dies war jedoch noch nicht das tragischste Abenteuer meines Helden. Was ihn nach Spanien gezogen hatte, war ein tiefes Interesse für Straßenräuber. Er wollte sie um jeden Preis von Angesicht zu Angesicht sehen. Beraubt zu werden, war sein Lieblingsgedanke, das hohe Ziel seiner Reise. Er hätte zehntausend Säcke Zechinen gegeben, Jose Maria in seiner schönen andalusischen

*) Wasserdichter Stoff.

Tracht in der Nähe zu sehen. Er hatte für ihn einen Dolch mit goldenem Griff und ein Paar prächtige Pistolen mitgebracht. Er wollte nach Madrid reisen, da er aber hörte, daß der Postwagen so wenig romantische Gesinnungen hege, daß er eine Bedeckung mitzunehmen pflege, beschloß er mit Extrapost zu reisen. Alle Bemühungen, ihn zurückzuhalten, waren vergebens. Er reiste ab, und nicht weit von Cordova verwirklichten sich seine heißen Wünsche. Er traf mit Räubern zusammen, aber nicht mit Räubern von gutem Ton, nicht mit fashionablen Räubern, wie Jose Maria. Es waren gemeine Wegelagerer. Ihr wißt doch, was „gemein", was „vulgär" in England heißt. Kein Aussätziger, kein Verpesteter erfüllt den Engländer mit solchem Abscheu, als Etwas, das „vulgär" ist. Vulgär! bei diesem Wort hüllt sich Albion in seinen dichsten, gelbsten Nebel. Die Dandy's verfallen in den schwärzesten Spleen; die Lady's bekommen die blauesten Teufel; die Miß fühlen Anwandlungen von Ohnmacht, und die Modistinen werden nervös. Ihr könnt euch daher vorstellen, welchen Schlag es für Grün-Erin war, von gemeinen Räubern ausgeplündert zu werden. Er vertheidigte sich wie ein Löwe. Seine heiligsten Schätze: einen Zweig von der Weide, die auf Napoleons Grabe steht, den rosenfarbenen Schuh einer Tänzerin, der nicht größer als eine Wallnuß ist, und eine Sammlung Caricaturen auf seinen Onkel, Lord W., hatte er mir bis zu seiner Zurückkunft anvertraut."

„Das zeichnet den ganzen Menschen," sagte der General.

„Nun — lebt wohl! Ich darf nicht länger mehr plaudern. Adieu, Cousine! Ich gehe."

„Wie, du willst gehen? Und der arme Erin ist hilflos in den Händen der Räuber! Das ist ja nur der Anfang deiner Erzählung," sagte die Gräfin.

„Das Ende ist in zwei Worten gesagt," fuhr Rafael fort. „Die wilden Räuber mißhandelten ihn und überließen ihn, an einen Baum angebunden, seinem fernern Schicksal. Da fand ihn ein armes, altes Weib, ließ ihn nach ihrer Hütte bringen und verpflegte ihn dort mütterlich. Lange Zeit erfuhr ich nicht das Geringste über ihn, und da, wie man zu sagen pflegt, die Hoffnung, weil sie grün ist, leicht konnte von einem Esel gefressen werden — befürchtete ich, ein Aehnliches möge meinem grünen Erin widerfahren sein; als ich ein paar Zeilen von ihm erhielt, worin er mir das Vorgefallene mittheilte. Er trug mir auf, der Alten, die ihn gerettet und aufgenommen hatte, 2000 Pfund und ihm seine Kleider zu schicken; denn als sie ihn fanden, war sein Costüm das durchaus primitive der verscherzten Unschuldswelt. — Das muß man den Engländern lassen: freigebig sind sie. — Ah! hier kommt Polo mit einer rührenden Elegie in den Augen. — Der Prinz erwartet mich." Damit war er verschwunden.

„Jesus!" sagte die Marquise; „Rafael wird mir unheimlich. Er ist wie aus Eidechsenschwänzen zusammengesetzt. So beweglich, unruhig — immer schwätzend und so rasch, so von einem Gegenstande zum andern springend, daß ich oft die Hälfte nicht verstehe."

„Da verlierst du wenig," bemerkte der General.

„Ich halte sehr viel auf Rafael, ich bin ihm von Herzen gut, weniger weil er so äußerst unterhaltend ist, als seines edlen, offnen Charakters wegen," sagte die Gräfin.

„Hier, meine liebe Grazia," sagte Heloise im Hereintreten und die Gräfin umarmend, — „bringe ich dir Dümas Reise durch Südfrankreich."

Die Gräfin nahm die Bücher. — Polo und Heloise hielten eine weitläufige Abhandlung über die Werke des genannten Schriftstellers, die wir dem Leser erlassen wollen, weil er uns wenig Dank dafür wissen würde.

„Armer Dümas!" sagte die Gräfin zum Hauptmanne.

„Arm!" rief der Hauptmann. „Arm nennt Ihr den reichen, angesehenen, gefeierten, verwöhnten Dümas? Ist es vielleicht, weil er hie und da einmal kritisirt wird?"

„O nein, darum nicht! — Ich selbst nehme mir zuweilen die Freiheit, es zu thun. Wer in die Oeffentlichkeit tritt, muß der Kritik gewärtig sein und sich dieselbe gefallen lassen. Ich nenne ihn nicht arm, weil ich ihn tadeln höre, sondern vielmehr gewisser Lobeserhebungen wegen, die man ihm macht."

„Und warum, Gräfin? Lob schmeichelt immer."

„Ich würde mich nicht gut verständlich machen können," antwortete die Gräfin, „denn ich

bin nicht beredt, wie Heloise. Ich will euch aber eine kleine Anekdote erzählen, und ihr werdet mich verstehen.

„Vor einiger Zeit kam eine unsrer Verwandten aus Xeres zu Besuche, eine sehr fromme Dame, deren Mann Künste und Wissenschaften über Alles liebt. Das Erste, was ich ihnen hier zeigte, war unsre prachtvolle Cathedrale. Auf dem Wege gesellte sich ein andrer Bekannter aus Xeres zu uns, ein gewöhnlicher, aber sehr reicher Mann, und wir konnten nicht anders als ihn einladen, mit uns zu gehen. Beim Hereintreten in dies Gebäude sonder Gleichen erhob meine Cousine die Augen zur Höhe, kreuzte die Hände und ging geraden Weges auf den Hauptaltar zu und kniete dort, in Thränen gebadet, nieder. Ihr Mann blieb wie angewurzelt stehen. Er konnte nicht sprechen. Der reiche Mann aber rief aus: Welch' schöner Bau! welche Lage! dies wäre ein Platz für ein Kaufhaus gewesen! — Habt Ihr mich nun verstanden, Hauptmann?"

„Gewiß," antwortete lächelnd der Officier; „eine alte Fabel sagt Euch dasselbe:

Des Weisen Tadel ist — schlimm,
Das Lob des Thoren — schlimmer.

„Wenn Alexander Dümas je nach Spanien kommt, werde ich ihn zu Euch bringen, damit er Euch seinen schuldigen Dank sage für das Urtheil, das Ihr über ihn gefällt habt. Möchtet Ihr ihn nicht kennen lernen?"

„Ich glaube nicht, daß man sich Mühe geben sollte, Männer von großem literarischem Verdienste persönlich kennen zu lernen."

„Und warum dies, Gräfin?"

„Weil man gewöhnlich mehr oder weniger enttäuscht wird. Einer meiner Freunde, ein Mann von großen Talenten, bemerkte einmal, berühmte Männer seien das Gegentheil der Statuen, die größer erschienen, je näher man ihnen komme; während die erstern immer kleiner würden beim Herantreten an sie."

„Ach, wie diese Franzosen zu schreiben verstehen!" rief Heloise, die noch immer im Gespräch mit Polo begriffen war, laut aus.

„Was gibt es, was diese Söhne der Freiheit nicht verstünden!" entgegnete Polo.

„Aber, mein Fräulein," bemerkte der General, „warum lesen Sie nie spanische Bücher?"

„Weil alles Spanische das Gepräge der Stupidität an sich trägt," antwortete Heloise. „Wir sind in allen Zweigen der Cultur in einem beklagenswerthen Rückstande."

„Was soll ein obscurer Schriftsteller in diesem armseligen Lande schreiben?" fügte Polo bitter hinzu. „Wir stehen mit Nichts auf gleicher Höhe und können blos nachahmen. Wie sollen wir unser Land, unsre Sitten beschreiben, da wir nichts Reines, nichts Charakteristisches haben?"

„Wir müßten denn," sagte Heloise mit spöttischem Lächeln, „mit den Deutschen die Citronen und die Orangen, mit den Franzosen den Bolero und mit den Engländern den Xeres besingen."

„O, Heloise," rief Polo begeistert, „dieser Witz ist so geistreich, daß er verdiente französisch zu sein."

Glücklicher Weise war der General so in sein Spiel vertieft, daß er diesen köstlichen Dialog nicht hörte. (Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer mit einem Panther.

Erzählung eines deutschen Offiziers in der algerischen Fremdenlegion.

(Fortsetzung.)

So war eine Stunde vergangen, als ich auf der Spitze des Hügels anlangte, wo ich mich an den Stamm eines großen alten Baumes lehnte, dessen untere Aeste abgestorben waren. Ich hatte jetzt mein Nachsuchen aufgegeben, und verweilte hier nur, um auszuruhen und die unten liegende Scenerie mit dem glitzernden See und der weiten grünen Ebene zu überschauen. Wie ich so da saß, wanderten meine Gedanken nach der fernen Heimath und dem schönen Mainstrom, wo ich meine glückliche Jugend verbrachte, als ich auf Einmal durch ein eigenthümliches Winseln, das ganz aus der Nähe kam, aus meinen Träumereien geweckt wurde. Ich blickte zu meinen Füßen nieder und sah nur harten, festen Boden; ich ging um dem Baum herum, vermochte aber nicht die kleinste Höhlung zu entdecken, wo ein Thier sich verbergen konnte; ich besichtigte alle Aeste über meinem Haupte, fand aber Nichts, wodurch das Räthsel aufgeklärt wurde. Woher waren die Töne gekommen, und was hatte sie hervorgebracht? Ich lauschte eine Weile, aber

Alles blieb still. War das Ganze nur eine Täuschung meiner Einbildungskraft?

Wenigstens zehn Minuten stand ich da und suchte vergebens nach einer Erklärung; da ich aber Nichts mehr hörte, so war ich bereits daran, mich zu entfernen, um meinen Begleiter aufzusuchen, als ich auf Einmal dieselben Töne wieder ganz in der Nähe vernahm. Wieder ging ich um den Baum herum und untersuchte oben und unten Alles genau, vermochte aber keinen einzigen Fleck zu entdecken, wo sich ein Thier, halb so groß wie eine Faust, verstecken konnte.

Da die untern Aeste nicht höher als 10—12 Fuß vom Boden entfernt waren, so beschloß ich, den Baum zu ersteigen und zu sehen, ob ich da oben den Schlüssel zu dem Geheimniß nicht auffinden könnte. Ich legte deßhalb mein Gewehr flach auf den Boden nieder und war bald zwischen den Aesten. Hier entdeckte ich nun eine große Höhlung im Innern de Baums, und unten in derselben, etwa 3 Fuß tief, erblickte ich zwei glatte fette Thiere mit glänzenden Augen, die ich mit nichts Besserem als rothen Katzen von mittlerer Größe vergleichen konnte.

Als mich die kleinen Burschen sahen, legten sie Zeichen der Furcht und Abneigung an den Tag, indem sie sich, so weit sie konnten, zurückzogen, sich aufborsteten und nach Art der Katzen gegen mich bliesen. Neugierig, was es für Geschöpfe sein möchten, beobachtete ich sie eine Zeitlang, als ich auf Einmal ein wildes Geheul hörte, das mir durch Mark und Bein ging, so daß ich beinahe meinen Halt auf dem Baume verloren hätte. Ein zweites wildes Geheul folgte dem ersten; aber es hatte nicht der Wiederholung bedurft, um mir anzuzeigen, was es war, und in welcher Gefahr ich schwebte. Der Panther, dessen Fährten ich gefolgt, war die Mutter der kleinen Thiere in der Höhlung unter mir und im Begriffe, zu seinen Jungen zurückzukehren. Bereits konnte ich seine gelbliche Gestalt, keine 100 Schritte entfernt, durch die Büsche gleiten sehen.

Jetzt war guter Rath theuer. Meine Flinte, nur mit leichten Schroten geladen, lag unten auf dem Boden. Wollte ich hinunter springen, um sie zu ergreifen, so konnte die wilde Bestie über mir her sein, noch ehe ich einen sichern Platz erreicht hatte, und da die Ladung nicht stark genug war, um sie zu tödten, so blieb ich ganz in ihrer Gewalt. Wollte ich aber bleiben, wo ich war, nur mit einem Messer bewaffnet, so würde ich jedenfalls in wenigen Augenblicken in Stücke zerrissen werden. Unter gewöhnlichen Umständen, entfernt von ihren Jungen, würde ich die Bestie nicht besonders gefürchtet haben. So aber war ich überzeugt, daß sie mich sogleich angreifen und auf Leben und Tod kämpfen werde. (Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Von demjenigen Menschen, der wohl lebt, stets lecker ißt und des Weines Freund ist, kannst du dir weder Geschicklichkeit und Sinn für Wissenschaften, noch Tugendliebe (aus reiner Absicht) versprechen. Indem er den Leib mästet, läßt er die Seele hungern.

Lerne früh entbehren, lern' entsagen,
Dem Tode kühn in's Auge seh'n;
Dann kannst du leichter Bürden tragen
Und fest vor jedem Unfall steh'n.

Verschiedenes.

(Die guten Cigarren.) Ein Schmarotzer fragte in einem Kaffeehause einen jungen Bekannten: „Haben Sie gute Cigarren bei sich, mein Lieber?" —

„O ja!" erwiderte dieser, „ich werde Ihnen gleich eine vorrauchen."

Dreisilbige Charade.

1.
Mein Erstes ist ein kleines Ding,
Bringt Schaden oft, und nicht gering.

2. 3.
Ein Böser bringt durch Trug und List
Zum Zweiten manchen guten Christ.

1. 2. 3.
Das Ganze ist für's Erst' gemacht,
Geht es hinein, — o dann gut' Nacht!

W. A. K.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 86. Freitag, den 20. Juli 1866.

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke trat Rafael mit dem Fürsten herein. Er stellte ihn der Gräfin vor, die ihn mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit empfing, jedoch ohne sich zu erheben, — wie es Gebrauch in Spanien ist. Der Fürst war groß und schlank; er schien 40—45 Jahre alt zu sein und war weder vornehm durch sein Aeußeres, noch durch seine Manieren. — Die Gesellschaft war jetzt vollzählig, und Alle erwarteten mit Ungeduld die neue Sängerin, über deren Verdienst sie einigen Zweifel hegten.

Major Fly wiegte sich in seinem Sessel in der Nähe der jungen Damen, denen er meuchelmörderische Blicke zuwarf; Sir John hielt sein Augenglas auf Rita gerichtet, die ihn ignorirte; der Baron, der nahe bei einem alten Richter saß, fragte denselben, ob die Mohren ihre Häuser mit Kalk geweißt hätten.

„Laß sehen! Dieser Punkt hat, soviel ich weiß, nicht die Aufmerksamkeit von Zunica, Ponz, Antonio Moralo und Rodrigo Caro auf sich gezogen, weßhalb er als zweifelhaft zu betrachten," war die gravitätische Antwort.

„Welch' eine Unwissenheit!" dachte der Baron.

„Welche verrückte Frage!" dachte der Richter.

„Ihr habt eine allerliebste Cousine," sagte der Prinz zu Rafael.

„Ja," antwortete dieser, „sie ist eine Undine, der der Himmel ebenfalls, wie der Undine La Motte Fouque's, keine Seele gegeben hat."

„Und jener General dort beim Spiele, der so kriegerisch aussieht?"

„Das ist der Nestor des Regimentes; Pompeji hat keine besser erhaltene Antiquität aufzuweisen."

„Und die Dame, seine Partnerin?"

„Ist seine Schwester, die Marquise von Guadalcanal, eine Art von Escurial, — eine solide Masse, aus monarchischen und klösterlichen Gesinnungen zusammengesetzt. Ihr Herz ist ein Pantheon thronloser Könige."

Man hörte plötzlich einen fürchterlichen Lärm. Es war der Major, der, im Begriff Rafael aufzusuchen, beim Aufstehen einen Blumentopf umgeworfen hatte.

„Der Major kündigt sein Herannahen an. Er kommt wahrscheinlich, um bei mir einen Seufzersturm loszulassen über die Gleichgiltigkeit der Schönen."

„Ihre Schönen müssen von heiklem Geschmack sein," bemerkte der Fürst, „denn der Major ist ein hübscher Mann."

„Ich widerspreche nicht," sagte Rafael; „er ist der schönste Samson von der Welt; allein erstens hat er seine Delila, die in Kurzem, Dank den Millionen, die ihr Vater mit Thee und Opium erwarb, seine Gattin sein wird. Sie erwartet ihn hinter dem vaterländischen Nebel, indeß er sich unter dem schönen Himmel Andalusiens angenehm die Zeit vertreibt. Dann zählen die Fremden, die nach Spanien kommen, zu den irdischen Herrlichkeiten, die sie hier zu genießen gedenken und die da sind: unser heitres Klima, die Stiergefechte, die Orangen, die Bolero's rc. — auch die Herzenseroberungen bei unsern schönen Frauen. Wie Viele, die da als Cäsare einzogen, habe ich als jammernde Dario's abziehen sehen!"

Der Baron hatte sich dem Spieltische genähert und sah dem Spiele zu.

„Meine Dame," sagte er, mit der Marquise sprechend, Sie sind die Mutter — —"

„Meiner Tochter, ja, mein Herr," antwortete die Marquise.

Rita ließ ihr klingendes, muthwilliges Lachen ertönen.

„Baron," sagte die Gräfin, die in der Nähe saß, „lieben Sie die Musik?"

„Ich liebe und bewundere sie," antwortete der Baron, „d. h. die tiefe, ernste, gelehrte Musik; die philosophische Musik, wie Haydn, Mozart, Beethoven sie auffaßten."

„Was spricht er?" fragte der General seinen Neffen, der auch herzugetreten war: „ernste, gelehrte Musik? die Philosophie des Tralarala? Wie kann man vor vernünftigen Ohren es nur wagen, solches hirnverrückte Zeug zu schwätzen? Ich glaubte, die Franzosen interessirten sich nur für Romanzen und Contratänze."

Rafael entfloh dem Major und verfügte sich nach dem Theile des Saales, wo die Jugend sich aufhielt, unter welchem Kreis sich mehrere seiner Verwandten befanden. Er hatte hier einen großen Anhang.

In diesem Augenblicke jedoch war eine Verschwörung gegen ihn im Gange, weil er nicht genug Gewicht auf ihre Hilfe und ihren Beistand setzte — zur angenehmen Unterhaltung der an ihn empfohlenen Fremden. Sie wollten sich rächen. Sowie er in ihre Nähe kam, versank Alles in tiefes, ernstes Schweigen.

„Es scheint, ich trage, ohne es zu wissen, das Medusenhaupt auf meinen Schultern?" sagte Arias.

„Ah! du bist es?" sagte eine der Verschwörerinen.

„Ich denke, ja, Clarita," antwortete Rafael.

„Es ist schon so lange her, daß ich dich nicht sah, so daß ich dich nicht mehr erkannte. Du hast gealtert. Konntest du dich denn von deinen Fremden trennen?"

„Meine Fremden! Dies Eigenthumsrecht leugne ich ab; und was mein Altern betrifft, bedenke, Clarita, daß dies bei meiner Geburt, falls ich am Leben blieb, vorauszusehen war."

„Ich glaube, es sind deine Bemühungen und Sorgen um die Fremden, die dich vor der Zeit so alt machen."

„Man sagt," bemerkte eine andre der jungen Damen, „die Fremden haben eine Subscription eröffnet, um dir eine Statue zu errichten."

„Der Mosaikboden im Alkazar soll bedeutend von deinen Stiefeln gelitten haben," bemerkte eine Andre.

„Der heilige Felix des Murillo soll dich von Sehen kennen und dir jedes Mal seinen Segen geben, wenn du ihm einen neuen Bewunderer bringst."

„Meine Damen," rief Rafael, „ist dies eine Kriegserklärung, eine Verschwörung?"

Jetzt fielen Alle mit einem Male über ihn her und riefen durcheinander: „Alle Heiligen! Arias, du riechst nach Steinkohlen! Welch' ausländischer Accent, wenn du sprichst, Rafael! Du gehst wie ein Engländer!"

„Arias," sagte Polo, „du kommst mir vor, wie der Bär bei einem Bienenüberfall."

„Der Vergleich ist nicht sehr poetisch für einen Jünger aller neun Musen. — Ich will poetischer sein und dich hier als Rose unter den Bienen lassen, indeß ich nach meinem Fürsten sehe."

In diesem Moment machten die zunächst an der Thüre Sitzenden Platz, um Maria eintreten zu lassen, die der Herzog an der Hand führte; Stein folgte ihnen.

Capitel VI.

Maria, die sich bei der Toilette von ihrer Hausfrau hatte rathen lassen, war sehr geschmacklos gekleidet. Ein sehr kurzes Seidenkleid von den grellsten Farben, ein höchst ungraziöser Kopfputz von rothen Bändern, eine mit Spitzen besetzte Mantille von weißem Tüll, die sie noch schwärzer erscheinen ließ — dies war ihr Anzug, in dem sie nothwendiger Weise einen schlechten Eindruck machen mußte.

Die Gräfin ging ihr einige Schritte entgegen. Als sie an Rafael vorüber kam, flüsterte dieser ihr die Worte aus der Fabel des Lafontaine von der Krähe zu: „Wenn der Gesang dem Gefieder gleicht, dann ist sie der Phönix dieser Wälder."

„Wir sind Euch viel Dank schuldig," sagte die Gräfin zu Maria, „daß Ihr die Güte habt, hierher zu kommen, um unser Aller Wunsch zu erfüllen und uns Eure schöne Stimme hören zu lassen. Der Herzog hat sie uns als eine wundervolle, seltene gerühmt."

Maria ließ sich, ohne ein Wort zu erwiedern, von der Gräfin nach einem Sitz nahe beim Clavier führen.

„Himmel!" sagte Rita, als sie Maria erblickte, „sie ist ja schwärzer, als ein Heidelbeerpudding."

„Man könnte glauben, der Böse habe ihr bei der Toilette geholfen, und sie komme direct vom Hexensabbath. Wie findest du sie, Rafael?" sagte Heloise.

„Die Falte, die sie zwischen den Augenbrauen hat, gibt ihr ganz das Aussehen eines Einhorns."

Indeß zeigte Maria nicht die geringste Spur von Unbehaglichkeit und Verlegenheit in Mitten einer so zahlreichen und glänzenden Gesellschaft. Sie verlor auch nicht einen Augenblick ihre unerschütterliche Ruhe und ihren Gleichmuth. Mit dem forschenden Blick, dem scharfen, richtigen Urtheil der Spanierin hatten zehn Minuten hingereicht, sie ihre Umgebung erkennen und beurtheilen zu lassen. Sie legte sich Rechenschaft über ihre Beobachtungen ab und dachte bei sich: Die Gräfin ist gut und wünscht, daß ich mir hier gefallen möge. Die eleganten jungen Leute machen sich über mich und meinen Anzug — der schauderhaft sein muß — lustig. Für die Fremden, die mich verächtlich lorgnettiren, bin ich Fräulein Simplicitas aus dem Dorfe, für die Alten bin ich Null. Die Uebrigen halten sich neutral; theils aus Rücksicht für den Herzog, der mich beschützt, theils, weil sie abwarten wollen, wie mein Erfolg hier sein wird, um dann der Mehrzahl sich anzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer mit einem Panther.

Erzählung eines deutschen Offiziers in der algerischen Fremdenlegion.

(Schluß.)

Doch was sollte ich beginnen? Zu bleiben, wo ich mich befand, war der sichere Tod, und das Hinunterspringen schien nichts Besseres zu versprechen. Tausend Ideen fuhren mir in einem Augenblicke durch den Sinn, bis ich endlich wie durch eine Art von Eingebung den Plan faßte, bis zu den höchsten Gipfeln des Baumes, wohin mir der schwere Panther nicht folgen konnte, emporzuklettern und mich dann durch die Umstände leiten zu lassen.

Sobald ich meinen Entschluß gefaßt hatte, suchte ich ihn auch auszuführen; aber noch hatte ich nicht die Hälfte der Entfernung bis zum Gipfel zurückgelegt, als ich unter mir einen schrecklichen Schrei vernahm und gleich darauf den Panther erblickte, welcher, so schnell er konnte, an dem Baum heraufkletterte. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich alle meine Kräfte aufbot, deren die menschliche Natur fähig ist, wenn es gilt, einem furchtbaren Tode zu entgehen.

Als ich einen der höchsten Aeste erreicht hatte, der unter meinem Gewichte hin und her schwankte, war der schreckliche Panther, welcher vor Wuth seine Flanke mit dem Schweife peitsche, kaum zehn Fuß von mir entfernt. Zu meinem größten Troste sah ich jedoch, daß es nicht in seiner Macht stand, diesen Zwischenraum zu verringern. Er hatte bereits den höchsten Punkt erreicht, wo die schlanken Aeste sein Gewicht nur zur Noth noch trugen. Ich war deßhalb sicher, so lange es mir gelang, meinen Platz zu behaupten. Es war aber kein angenehmer Gedanke, daß er so lange auf der Lauer bleiben konnte, bis es mir unmöglich wurde, mich länger oben zu halten. Auch war es nicht wahrscheinlich, daß er seine Jungen wieder verlassen würde, so lange ich da war, wenn er nicht durch einen Angriff von anderer Seite dazu genöthigt wurde.

Meine einzige Hoffnung war jetzt nur noch auf die Hilfe meines Gefährten gerichtet, und obschon es, bei seiner Ungeschicklichkeit als Schütze, ein gefährliches Wagestück war, ihn herbeizurufen, so blieb doch kein anderer Ausweg übrig, und ich begann sogleich mit der ganzen Stärke meiner Lunge seinen Namen zu rufen, während der Panther, als wüßte er, worum es sich handelte, ein dumpfes Knurren vernehmen ließ und dann in einer Weise in dem Baum herumsprang, daß dadurch die oberen Aeste in heftiges Schwanken kamen und ich mich nur mit Mühe in meiner Stellung zu halten vermochte.

Endlich hörte ich eine schwache Antwort von Victor Etienne, worauf ich, so laut ich konnte, um Hilfe rief. In einer oder zwei Minuten kam der Ton seiner Stimme immer näher, während ich meinen Hilferuf fortwährend wiederholte, theils um seine Schritte zu beschleunigen, theils um ihm die Richtung, die er einzuschlagen hatte, anzugeben. Nach weiteren zwei Minuten, die mir indeß unendlich lang vorkamen, wurde ich endlich von meiner hohen Stellung aus am Fuße des Hügels

seiner schlanken Gestalt zwischen dem Gebüsche ansichtig. Ich konnte ihn jetzt mit meiner Stimme leicht erreichen und theilte ihm mit wenigen Worten meine gefährliche Lage und die Gefahr einer unvorsichtigen Annäherung mit. Einen Augenblick darauf hatte er einen großen Felsen erstiegen, wo er mich sehen konnte, und fragte mit zitternder Stimme, was er für mich thun könne.

„Setze in jedem Laufe zwei Kugeln auf, sieh nach den Zündhütchen, dann gehe langsam und mit festem Schritte vorwärts und verliere die Geistesgegenwart nicht!" rief ich ihm zu. „Sollte die Bestie heruntergehen, um dich anzugreifen, so laufe nicht davon, denn das nützt dir doch nichts, sondern suche dein Feuer so viel als möglich in der Nähe anzubringen."

Kaum hatte ich dieses gesagt, als ein neues leichtes Schütteln der obern Aeste meine Aufmerksamkeit wieder dem Panther zuwandte, welcher gerade im Begriffe war, vom Baume herabzusteigen. Offenbar hatte er meinen Gefährten gesehen und verließ mich nur, um ihn anzugreifen. Ich theilte ihm dies sogleich mit und schärfte ihm ein, fest zu stehen, kaltblütig zu bleiben und auf das Schlimmste gefaßt zu sein. Ich konnte wohl sehen, daß er sich in einem aufgeregten Zustand befand, er erwiderte mir aber doch mit ziemlich fester Stimme, daß er sein Bestes thun wolle.

„Und wenn möglich," rief ich zurück, „will ich hinunter und dir zu Hilfe kommen."

Mit einem Interesse, wie man es nur hegen kann, wenn Leben und Tod auf dem Spiele stehen, beobachtete ich das Hinabsteigen meines Feindes. Einen Augenblick hielt er mit einem eigenthümlichen Winseln über seinen Jungen an, dann sprang er auf den Boden und in's nächste Dickicht.

„Nun," dachte ich, „ist es Zeit für mich." Mit hastigen Worten theilte ich meinem Cameraden mit, was vorgegangen, damit er auf seiner Hut sei, kletterte dann, so schnell ich konnte, vom Baume herab, ergriff meine Flinte und ließ in jeden Lauf zwei Kugeln rollen. Ich wollte gerade nach dem Zündhütchen sehen, als die Bestie mit einem wilden Gebrüll aus dem zunächst stehenden Gebüsch hervorstürzte und auf mich einsprang.

Glücklicherweise waren die Hahnen meines Gewehrs gespannt. Zum Zielen war aber keine Zeit mehr. Ich brachte das Gewehr nur an die Brust und drückte beide Läufe los. Da das Thier gerade im Ansprung gegen mich begriffen war, so erhielt es die ganze Doppelladung in Kopf und Brust. Deßohngeachtet aber erreichte es mich noch im Sprung, warf mich nieder und zerriß mir in seinem Todeskrampfe auf eine furchtbare Weise Brust und Arme. Nur mit der verzweifeltsten Anstrengung gelang es mir, mich von ihm loszumachen und mich einige Schritte weit zu entfernen, wo ich, mit Wunden und Blut bedeckt, erschöpft niedersank. Gleich darauf kam auch mein Gefährte heran und machte der Bestie den Garaus, indem er ihr die vier Kugeln seiner beiden Läufe durch den Kopf jagte.

Nachdem er die beiden jungen Panther getödtet hatte, führte mich mein Freund nach dem Lager zurück, wo ich länger als drei Wochen das Bett hüten mußte. Seit dieser Zeit ist mir die Lust, ein abenteuerliches Jagdleben zu führen, vollkommen vergangen.

Gemeinnütziges.

(Stachelbeerwein auf englische Art.) Auf ein Gallon oder vier Maß Stachelbeermost kommen drei Pfund feiner, trockener Puderzucker; man rührt dieses so lange in einem Gefäß herum, bis der Zucker zergangen ist, und füllt es dann in ein Faß. Nach Verlauf von 6 Wochen zieht man den Wein auf ein anderes Faß ab, worauf er 4 Monate liegen bleibt, alsdann ist er trinkbar und kann auf Flaschen, welche mit Franzbranntwein ausgespült worden sind, abgezogen werden.

Verschiedenes.

„Ach!" rief Jemand aus, „wüßte ich nur ein Land, wo man nie stirbt; dann ginge ich hin, um dort meine Tage zu beschließen."

Auflösung der Charade in Nro. 85:
Mausfalle.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.
No. 87. Sonntag, den 22. Juli 1866.

Der todte Soldat.

Auf ferner, fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel' Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendroth
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!"

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb steh'n um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von L.

(Fortsetzung.)

Indeß machte die gute, liebenswürdige Gräfin alle möglichen Versuche, eine Unterhaltung mit Maria anzuknüpfen; allein die lakonischen Antworten, die sie erhielt, machten die besten Absichten zunichte.

„Gefällt Euch Sevilla?" fragte die Gräfin.
„Ziemlich," antwortete Maria.
„Was sagt Ihr zu unsrer Cathedrale?"
„Sie ist ungeheuer groß."
„Und unsre reizenden Spaziergänge?"
„Sie sind sehr beschränkt und kurz."
„Was hat Euch denn am Besten gefallen?"
„Das Stiergefecht."
Hier stockte die Unterhaltung.

Nach 10 Minuten des Schweigens sagte die Herzogin: „Erlaubt Ihr, daß ich Euren Mann bitte, sich an's Clavier zu setzen?"

„Wie es Euch beliebt," antwortete Maria.

Stein setzte sich an das Clavier. Maria stellte sich neben ihn. „Zitterst du, Maria?"

„Und warum sollte ich zittern?" entgegnete Maria.

Alles schwieg. Auf den Gesichtern der Anwesenden malten sich die verschiedensten Eindrücke: auf den meisten Neugierde und Ueberraschung; die Gräfin zeigte ein gutmüthiges Interesse; an den Spieltischen herrschte die vollkommenste Gleichgiltigkeit.

Der Fürst lächelte verächtlich. Der Major

öffnete die Augen, als ob er mit ihnen hören müsse. Der Baron schloß die seinen. Der Hauptmann kreuzte die Arme. Sir John nahm die Lorgnette ab und rieb sie mit seinem Taschentuch. Rafael war in den Garten geflüchtet, um dort eine Cigarre zu rauchen.

Stein spielte einfach, ohne Affectation, das Ritornell der Casta Diva. Allein kaum erhob sich Maria's Stimme, klar und ruhig, süß und mächtig, so schien es, als ob eine Zauberruthe die ganze Versammlung berührt habe. In den Zügen Aller war Staunen, Bewunderung zu lesen. Der Fürst stieß unwillkürlich einen Laut der Ueberraschung aus.

Als Maria geendigt hatte, brach ein wahrer Beifallssturm los. „Bei Gott!" rief der General, indem er sich die Ohren zuhielt, „man sollte fast glauben, wir wären in der Arena."

Stein verbeugte sich dankend nach allen Seiten. Maria ging so kalt, so unbewegt auf ihren Platz zurück, wie sie denselben verlassen hatte. Sie sang hierauf einige wahrhaft dämonische Variationen, in denen das Thema oft auf verwirrende Art verdeckt war. Sie führte sie mit Leichtigkeit und Kunst aus und erregte mehr und mehr Bewunderung.

„Gräfin!" sagte der Herzog, „der Prinz möchte einige spanische Volkslieder hören, die ihm viel gerühmt wurden. Maria übertrifft sich selbst darin. Könntet Ihr ihr eine Guitarre verschaffen?"

„Mit Vergnügen," antwortete die Gräfin, und sie ließ sogleich eine hereinbringen.

Rafael hatte sich neben Rita gestellt und den Major an Heloisens Seite gelassen. Diese Letztere unterhielt ihren Nachbar mit den Vollkommenheiten ihrer Lieblinge, der Franzosen.

„Welche Augen du hast!" sagte Rafael zu seiner Cousine; „sie haben die Anziehungskraft des Magneten."

„Du bist selbst ein Magnet für die Fremden," erwiederte Rita. „Warum hast du den Major neben Heloise verpflanzt? Hörst du, welche Dummheiten sie ihm vorschwätzt? Ich versichere dich, Cousin, daß du nach und nach ganz die Farbe eines Dictionnärs annimmst."

„Ah!" rief Rafael ungeduldig, indem er mit der geballten Faust an die Rücklehne des Stuhles schlug. „Es handelt sich nicht darum: es handelt sich um die unvergängliche, aufrichtige Liebe, die ich für dich empfinde. Kein Mann liebt mehr als ein Mal in seinem Leben, — und nur ein einziges Weib wahr. Alles Uebrige ist Tändelei."

„Das weiß ich schon," sagte Rita, „Louis hat es mir hundert Mal wiederholt. Weißt du aber auch, daß du eine langweilige Repetiruhr bist?"

„Was bedeutet dies?" rief Heloise, als sie die Guitarre hereinbringen sah.

„Es sollen spanische Lieder gesungen werden, und ich freue mich unendlich darauf," antwortete Rita.

„Spanische Lieder!" rief Heloise empört. „Welch' ein Herreur! Das ist für das Volk; aber doch nicht passend für eine Gesellschaft von gutem Ton! Was denkt Grazia? — Die Fremden haben Recht, wenn sie behaupten, wir seien beschränkt, daß wir unsre Sitten und Gebräuche nicht nach den ihrigen berichtigen und verfeinern, und daß wir nie glauben wollen, daß alles Spanische von Geburt aus dumm und plump sei."

„Ich glaube," sagte der Major in schlechtem Spanisch, „daß die Spanier Recht haben, wenn sie nur sein wollen, was sie wirklich sind."

„Der italienische Prinz," sagte Rita, „hat die spanischen Lieder ausdrücklich verlangt; es scheint denn doch, daß sie werth sind gehört zu werden."

„Heloise," fügte Rafael hinzu, „die Barcarolen, die Jodler, die Kuhreigen und Schnaderhüpfeln sind Volkslieder anderer Länder. Warum sollten unsre Boleros und andre Volksweisen nicht ebenfalls im Kreis anständiger Leute können gesungen werden?"

„Weil sie sehr gewöhnlich sind," entgegnete Heloise.

Rafael zuckte die Achseln; Rita lachte spöttisch; der Major gähnte verstohlen.

Heloise stand auf, und Kopfweh vorschützend verließ sie den Salon mit ihrer Mutter, der sie im Weggehen halblaut sagte: „Man soll wenigstens sehen, daß es in Spanien noch Damen gibt, die fein und zartfühlend genug sind, um solche unpassenden Vorstellungen zu fliehen."

„Wie unglücklich wird ihr Abälard sein!" sagte Rafael, als er Heloise weggehen sah.

Maria hatte, wie jedes Landeskind in

Spanien, die angeborene Gabe, die andalusischen Weisen mit jenem Ausdruck, jener Grazie zu singen, wie sie nur der Spanier selbst, und der Fremde nur wenn er lange Jahre im Lande gewohnt, recht würdigen kann. In diesen Melodieen ist das Meiste Inspiration, ein rascher Wechsel von Kraft, Wehmuth, Scherz, Neckerei, Zorn, Liebe, Schmollen, Spott, Versöhnung, was man fühlt, begreift, aber nicht verstehen kann, und was die Stimme im Liede ausdrückt, wie es die Bewegungen in den spanischen Tänzen thun; die verschiedenen Eindrücke wechseln so rasch und mächtig, daß sie den Hörer berauschen und ganz gefangen nehmen.

Als Maria die Guitarre nahm und anfing zu singen:

Geh' ich verloren, so suche mich
Am fernen Gestade des Südens,
Wo die dunklen Arabermädchen gehn
Und seltsame Vöglein klagen 2c.

steigerte sich die Bewunderung zur Begeisterung. Die Karten entfielen den Händen der Spieler. Der Major ahmte dem allgemeinen Beispiel nach und applaudirte wüthend. Sir John gab zu, dies sei schöner, als God save the queen. Der größte Triumph, den die Nationalmusik feierte, war aber, daß des Generals stets finster gerunzelte Stirne sich erheiterte.

Maria verließ das Haus der Gräfin so bleich, so kalt und unberührt, als sie es betreten hatte.

Als die Gräfin allein mit den Ihrigen war, sagte sie triumphirend zu Rafael: „Was sprichst du nun, mein lieber Cousin?"

„Daß die Kehle mehr werth ist, als das Gefieder versprach."

„Welche Augen sie hat!" rief die Gräfin.

„Sie gleichen zwei schwarzen Brillanten in einer Fassung von russischem Leder."

„Sie ist ernst," bemerkte die Gräfin, „doch nicht unfreundlich."

„Und schüchtern, wie ein Hundemädchen," sagte Rafael.

„Aber welche Stimme! welche göttliche Stimme!"

„Man sollte dereinst auf ihren Grabstein die Inschrift graben, die die Portugiesen ihrem berühmten Sänger Madureira widmeten:

Hier liegt der Herr von Madureira,
Der erste Sänger der Welt.
Gott rief ihn zu sich, weil er ihn für seine Capelle brauchte.
Und Gott sprach zu ihm: Singe! und er sang,
Da sprach Gott zu den Engeln: Schert euch zum Kukuk!
Viel schöner noch, als ihr, singt Madureira.

„Rafael," sagte die Gräfin, „du unverbesserlicher Spottvogel! Ich werde dein Porträt unter dieser Gestalt malen lassen, wie Paul de Cock sich als Hahn malen ließ."

(Fortsetzung folgt.)

Wie das Lagerbier erfunden wurde.

Es gibt heutzutage Geschichtswerke über Alles, und die Gelehrten meinen beinahe, es habe kein Ding in der Welt ein Recht zu sein, dem sie nicht selber den Geburtsschein ausgestellt. Dem Biere und seiner Abkunft aber haben sie mit aller Gelehrsamkeit bis heute noch nicht auf die rechte Fährte kommen können, und wie das Lagerbier in die Welt hereingekommen, steht auch in keinem Conversations-Lexikon beschrieben, so daß die nachfolgende Historie, wie sie in Bayern unter dem Volke erzählt wird, den Ruhm hat, eine Lücke in der Wissenschaft auszufüllen.

Um die Zeit, als der Wallenstein in Deutschland hauste, lebte in Lichtenfels in Bayern ein Schuhmacher, der nicht lange erst einen Lehrjungen angenommen hatte. Dem befahl er eines Morgens, die Flasche zu nehmen und sie voll Bamberger Bier zu holen, wie es damals in der Stadt ausgeschenkt wurde.

Der Bursche aber verstand die Sache falsch und machte sich auf den Weg nach Bamberg selbst, wo er den Mittag ankam, sich seine Flasche füllen ließ und mit hungrigem Magen und mit curiosen Gedanken, warum ihn sein Meister so weit um eine Flasche Bier schicke, wieder auf den Heimweg machte. Es wurde schon Abend, als er müde vor Lichtenfels ankam und dort einen andern Schusterjungen antraf, der ihn ob seines weiten Wegs und seiner Dummheit auslachte und nicht genug zu erzählen wußte, wie sein Meister über sein langes Ausbleiben geschimpft und schon den Knieriem für ihn zurecht gelegt habe. Dem

Burschen stieg die Angst zu Herzen. Der Schusterei hatte er vom Anfang an keinen Geschmack abgewinnen können, und die Prügel in Aussicht stießen dem Fasse den Boden aus; er steckte die Flasche in ein Loch, das unter einem Baume im Wege entstanden war, stopfte es mit Erde und Rasen zu und lief in die weite Welt. Für abenteuernde Gesellen aber war's just damals die rechte Zeit. Schon am andern Morgen traf der Bursche, der seinen Hunger vorläufig mit einem Gericht aus dem Rübenacker gestillt und in einem Heuschober übernachtet hatte, auf einen Trupp Reiter, die den kräftigen Jungen gern als Troßbuben mit sich nahmen, und Tags darauf war er bei Friedländers Armee. Nun muß es aber einem anderen Historienschreiber aufbewahrt bleiben, die kriegerischen Abenteuer des Burschen zu erzählen; unser Hauptzweck ist das Lagerbier, und so sei denn nur blos bemerkt, daß er mehr Geschick für den Säbel zeigte, als jemals für den Pfriemen, und mehr Muth beim Einhauen, als Verständniß beim Bierholen, daß er den Friedländer einmal selber bei einem unvermutheten Ueberfalle heraushieb und nach fünf Jahren als Offizier an der Spitze eines Fähnleins zu demselben Thor einzog, wo er mit seiner Bierflasche nach Bamberg hinausgegangen war.

Der Baum, der die Flasche verdeckte, stand noch grünend auf demselben Flecke. Das Glück aber hatte den Burschen nicht stolz gemacht; sein erster Gedanke war, seinen alten Meister aufzusuchen; vorher aber ging er vor's Thor hinaus und grub die Flasche aus dem Boden, die vollkommen gut erhalten schien, und wanderte damit seines Meisters Hause zu. Der Schuhmacher fuhr in die Höhe, als er den Offizier eintreten sah; der aber streckte ihm die Flasche entgegen und sagte: „Da, Meister, ist das Bier, das ich für Euch von Bamberg habe holen müssen; 's hat freilich ein Bischen lange gedauert, aber es wird ja wohl noch gut sein." Der Schuhmacher sah ihn mit aufgesperrtem Munde an, bis ihn der Offizier lachend fragte, ob er denn seinen davongelaufenen Lehrjungen nicht wieder erkenne, und ihm erzählte, wie es ihm gegangen. Lange wollte die wunderbare Veränderung dem Schuster nicht in den Kopf, aber die Bierflasche war ihm noch im Gedächtniß; denn derlei Geschirr war zu jener Zeit kostbarer als heute, und so wurde die Flasche mehr des Spasses wegen geöffnet; aber einen solchen Trank, wie da herausquoll, hatte des Schusters Junge noch nie gekostet; seine Nachbarn mußten herbei, um das doppelte Wunder zu schauen: seinen verwandelten Lehrjungen und das fünfjährige Bier. Bald war die Historie in der ganzen Stadt ruchbar, der Altmeister der Bierbrauer stellte sich selbst ein, um den Trank zu prüfen, und von demselben Tage an wurden in Lichtenfels die ersten Keller gegraben, um Bier darin zu lagern, welche Mode sich bald durch's ganze Bayerland fortpflanzte und ihm einen Ruf schuf, der noch nicht beeinträchtigt worden ist bis auf den heutigen Tag.

Landwirthschaftliches.

(Sicheres Mittel, gefüllt blühende Levkoyen zu erziehen.) Chaté hat, wie die „Illustrirte Garten-Zeitung" berichtet, ein Verfahren erfunden, nach welchem 100 Levkoyenpflanzen 80 gefüllt blühende liefern. Nachdem die Samenträger mit aller Sorgfalt ausgesucht worden sind, werden dieselben im April in ein gegen Osten gelegenes Beet mit trockenem Boden gesetzt. Während der Blüthe wird bei den Blumenzweigen das Einkneipen angewendet; es bleiben nur 10—12 Schoten an den Seitenzweigen. Die kleinen Nebentriebe werden stets sehr sorgfältig entfernt, sobald sie sich zeigen, nur der Haupttrieb mit einigen Nebentrieben, die ebenfalls Schoten tragen, dürfen stehen bleiben. Aller Saft, den eine Pflanze erzeugt, ist zur Nahrung für die Samen bestimmt, und auf diese Weise erhält man 80 gefüllt blühende auf 100 Pflanzen; denn die Schoten sind weit größer, und die Reife des Samens ist viel vollständiger. Beim Enthülsen des Samens wird stets von jeder Schote das äußerste Viertel abgenommen; die Samen dieses äußersten Viertels sind es, welche zur Aussaat verwendet werden und fast nur gefüllt blühende Pflanzen erzeugen.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 88. Mittwoch, den 25. Juli **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel VII.

Der Sommer war vorüber gegangen und der September herangekommen; die Tage waren noch heiß, wie im Sommer, aber die Nächte waren kühl. Es war neun Uhr, und in dem Gesellschaftssalon der Gräfin waren nur erst die intimsten Freunde derselben versammelt, als Heloise eintrat.

„Setze dich zu mir auf das Sopha," sagte die Herrin des Hauses.

„Ich danke dir, Grazia; aber die Sopha's hier zu Lande sind so hart und uncomfortabel als nur möglich." Und sie ließ sich in einer einstudirten Stellung neben Rita nieder.

„Wißt ihr, was man sagt?" fragte diese Letztere der Dichter Polo, indem er mit seinem gelben Handschuh spielte und das Bein ausstreckte, um seine niedlichen Glanzstiefel der möglichen Bewunderung preiszugeben. „Man sagt, Arias sei zum Platzmajor ernannt; allein ich glaube es noch nicht."

„Ich auch nicht," erwiederte Heloise. „Rafael verdient etwas Besseres; das ist wieder ein müßiges Geschwätz. Ein Mann, wie er, ein spiritueller Junge, ein Fashionable, ein tapferer Militär," fügte sie unwillig hinzu. „Wer kann nur — —"

In diesem Augenblicke trat Rafael ein.

„Ich habe eine Neuigkeit!" rief er.

„Eine Neuigkeit?" wiederholten Alle; „nur rasch her damit! — Eine Neuigkeit ist ein Gemeingut — ein Jeder hat gerechte Ansprüche darauf."

„So erfahrt denn," declamirte Rafael, „daß die Grisi von Villamar die Bühne betreten wird, um ihre Wunderstimme von diesem erhabenen Standpunkte aus in alle Welt ertönen zu lassen."

„O, welch ein Glück!" rief Heloise, „daß einmal ein nennenswerthes Ereigniß in diesem einförmigen Sevilla zur Welt kommt und den langweiligen Schlendrian unterbricht, in dem diese gesegnete Stadt vegetirt, seit San Fernando sie gründete."

„Sie eroberte," flüsterte ihr sympathisirender Freund Polo ihr leise zu. Allein Heloise fuhr fort, ohne es gehört zu haben: „In welcher Oper wird sie ihren Debüt nehmen?"

„So will sie also wirklich die Bretter betreten?" fragte die Marquise und schüttelte den Kopf.

„Ja," erwiederte Rafael; „und man spricht schon davon, daß sie bald auftreten werde, da ihre Studien, denen sie bisher mit Enthusiasmus oblag, vollendet sind."

Einige Tage darauf waren zur Abendzeit die weiten Gesellschaftsräume im Hause der Gräfin leer. Man sah nur „die Gestalten aus dem alten Testamente" — wie Rafael die Spielpartie nannte — an ihrem gewöhnlichen Platze, dem Whisttische.

„Wie lange sie ausbleiben!" sagte die Marquise; „schon halb zwölf Uhr, und noch immer kommen sie nicht."

„Den Musiknarren wird die Zeit nie lange," bemerkte der General.

„Wer hätte gedacht," fuhr die Marquise fort, „daß dieses Weib schon die nöthigen Studien gemacht habe für die Künstlerlaufbahn und schon die erforderlichen Eigenschaften besitze, um öffentlich auftreten zu können."

„Was die Studien betrifft," sagte der General, „so sind dieselben, wenn einmal die Stimme da ist, leichter, als du denkst. Und

gelingt es ihr, beim ersten Male einen rechten Sacramentslärm im Parterre hervorzurufen, wie wenn ein Regiment Trommelschläger ihre Exercitien machten, so ist ihr Glück gegründet."

In diesem Augenblicke trat die Gräfin aufgeregt und strahlend, von mehreren Gästen gefolgt, in den Salon.

„Mutter! welch einen Abend haben wir verlebt! welch ein Triumph! wie schön, wie prächtig!"

„Willst du von der Wichtigkeit des Effectes sprechen, den diese Grille, der der liebe Gott eine reine Kehle gegeben hat, auf dich hervorbrachte, als sei es die Begeisterung über eine hohe Heldenthat oder eine erhabene Handlung?"

„Bedenke doch, Onkel," fuhr die Gräfin lebhaft fort, „welch ein Triumph für uns, welch ein Ruhm für Sevilla, als der Wiege einer Künstlerin, die die Welt mit ihrem Ruf erfüllen wird!"

„Wie Wellington oder wie Napoleon! nicht wahr, Nichte?"

„Wohlan, General," entgegnete die Gräfin; „hat denn die Fama nur eine Kriegstrompete? Wie götlich, wie unvergleichlich hat dieses Weib gesungen! Mit welchem Geschmack, welcher Sicherheit ist sie aufgetreten! Sie ist ein Wunder! Wie bewegt war Stein, wie befriedigt der Herzog!"

„Der Herzog," bemerkte der General, „sollte sich mit andern Dingen beschäftigen."

„General," erwiederte einer der Beistehenden, „es ist eine menschliche Schwäche; der Herzog ist jung."

„Oh!" rief die Gräfin; „es gibt nichts Schändlicheres, als zu argwöhnen, oder etwas Unrechtes argwöhnen zu lassen, wo es nicht existirt. Die Welt haucht Alles mit ihrem giftigen Athem an. Weiß nicht Jedermann, daß der Herzog, der selbst Künstler ist, auch Künste und Künstler beschützt? Zudem, ist die Künstlerin nicht die Gattin des Mannes, dem der Herzog sein Leben dankt?"

„Meine Nichte," erwiederte der General; „dies ist Alles ganz schön und gut; allein es rechtfertigt nicht den verdächtigen Schein. In dieser Welt genügt es nicht, tadellos zu sein, man muß es auch scheinen. Weil du jung und hübsch bist, solltest du es gerade vermeiden, als Vertheidigerin gewisser Dinge aufzutreten."

„Ich trachte nicht danach, für vollkommen gehalten zu werden," sagte die Gräfin, „und will in meinem Hause kein Tribunal errichten; allein ich will eine treue, zuverlässige Freundin sein und Die, die mir diesen Namen geben, vertheidigen und ihnen Achtung verschaffen."

Jetzt trat auch Rafael ein.

„Nun, Rafael, was sprichst du nun? Wirst du dich noch über dieses bezaubernde Weib lustig machen?"

„Ich will dir zu Liebe vor Bewunderung und Begeisterung bersten, wie der Frosch, der sich anstrengte, ein Ochse zu werden. Ich bin soeben Zeuge der unerhörten Huldigungen gewesen, die man noch nachträglich diesem achten Wunder darbrachte."

„O, erzähle es uns!" bat die Gräfin.

„Als der Vorhang gefallen war, schien es, als ob wir eine zweite Auflage des babylonischen Thurmbaues erleben sollten. Zehn Mal wurde die „göttliche Donna" noch herausgerufen, und wäre dies wohl noch zwanzig Mal geschehen, wenn nicht die unverschämten Lampen, ihrer ungebührlichen Dienstverlängerung müde, plötzlich zischend in Nacht versunken wären. Von den Freunden des Herzogs wollte jeder der Erste sein, der der Heldin des Abends seine Glückwünsche darbrächte. Wir stürzten uns ihr zu Füßen, das Angesicht am Boden."

„Auch du, Rafael!" sagte der General. „Ich hätte dich für vernünftiger, besonnener gehalten."

„Wenn ich nicht mit dem Strome geschwommen wäre, hättet ihr jetzt nicht das Vergnügen, zu hören, wie uns diese Kaiserin der Molukken empfing. Alle ihre Erwiederungen gingen in chromatischer Tonleiter von Ruhe zur Gleichgiltigkeit, Kühle, Kälte, Verachtung über. Ich brachte ihr meine Huldigung zuerst dar. Ich zeigte ihr meine von Beifallklatschen wunden Hände, indem ich sie versicherte, daß das Opfer meiner Haut nur ein schwacher Tribut sei für ihre übernatürliche Leistung, die nur der des Herrn von Madureira verglichen werden könne. Sie nahm diese Rede mit einer ernsten Neigung des Hauptes — würdig einer Juno — hin. Der Baron beschwor sie bei allen Heiligen des Himmels, doch nach Paris zu gehen, als dem einzigen würdigen Schauplatz ihres Ta-

lentes; unter Berücksichtigung der anerkannten Thatsache, daß das französische Bravo! Bravo! von einem Ende der Erde bis zum andern widerhallte. Sie antwortete mit möglichster Kälte: Ich habe schon gesehen, daß ich nicht nach Paris zu gehen brauche. Der Beifall meines Vaterlandes ist mir lieber, als der des Auslandes."

„Sagte sie dies wirklich?" fragte der General. „Wer hätte geglaubt, daß diese Frau so vernünftig sprechen könne."

(Fortsetzung folgt.)

Ein kostbarer Anzug.

Wiener Blätter bringen Erinnerungen und Anekdoten aus dem Leben des Prinzen Eugen von Savoyen. Die nachstehende ist ein hübsches Genrebild aus der damaligen Zeit:

In den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts lebte eine vornehme Dame in Wien, welche nicht nur bei Hofe, sondern auch im Volke eine nicht geringe Popularität genoß. Es war dies die Gräfin Maria Anna Josefa von Althann, im Volksmunde nur die „spanische Althann" geheißen. Als Tochter des Marchese Pignatelli, Herzogs von Belgriguardo, genoß sie der vortrefflichsten Erziehung und zeichnete sich sowohl durch Geist als durch Schönheit aus. König Carl III. von Spanien lernte sie bei seinem Aufenthalt in Spanien kennen und fühlte sich durch ihre Liebenswürdigkeit besonders angezogen. Als er nach dem Tode seines Bruders Joseph I. nach Deutschland zurückkehrte, um unter dem Namen Carl VI. den Kaiserthron zu besteigen, folgten ihm mehrere hohe adelige Familien, unter ihnen auch die Marchesa Pignatelli. In Wien lernte sie der geheime Rath und Oberststallmeister Graf Michael Johann III. von Althann kennen und vermählte sich mit ihr.

Gräfin Maria Althann gebrauchte von da an ihren mächtigen Einfluß zur Ermunterung und Emporhebung der Künste und Wissenschaften in Wien, nahm mit ihrer einzigen Freundin, der im Volke unter der Bezeichnung „die schöne Lori" sehr beliebten Gräfin Eleonore Batthyany-Strattmann, der Vertrauten des Prinzen Eugen bis zu seinem Tode, selbst Einfluß auf Staatsangelegenheiten in wohlthätigster Art. Es mag gerade jetzt an der Zeit sein, nur zu erwähnen, daß man diesen beiden Damen allein die damalige Pacificirung Ungarns zu verdanken hatte, welche sie in einer Audienz beim Kaiser, in einer eisigen, stürmischen Winternacht sogar selbst zur schleunigen Abreise nach Ungarn bereit, durchsetzten.

Gräfin Althann führte eines der glänzendsten Häuser und war durch ihre imposante Erscheinung stets die Königin eines Festes, bei dem sie erschien.

Auf einem der Bälle, den sie veranstaltete, fiel eine Scene vor, welche Weltberühmtheit erlangte, und die wir nachstehend erzählen wollen.

Den Mittelpunkt der Versammlung bildete der Zirkel, welcher sich um die Dame des Hauses gereiht hatte. Die ganze Aufmerksamkeit wurde einem jungen Militärsmanne geschenkt, den Prinz Eugen eben der Hausfrau vorstellte.

„Hochverehrte Gräfin," sagte Prinz Eugen, „ich nehme mir die Freiheit, den edlen Sir James Oglethorpe, meinen Adjutanten,*) auf Ihren Maskenball einzuführen und stelle Ihnen denselben pflichtgemäß vor."

„Aber der junge Mann ist nicht im Maskencostüme; was mich indeß erfreut, da ich ihn dadurch von Angesicht zu Angesicht kennen lerne. Seien Sie mir herzlich willkommen!"

„Gnädige Gräfin," nahm Eugen das Wort, „er hat sich vorgenommen, die Gesellschaft mit einem ganz besonderen Schauspiele zu unterhalten. Er hatte nämlich mit dem Grafen Marcus Adam Czobor eine Wette gemacht."

„Armer junger Mann!" rief mitleidsvoll die Gräfin. „Wenn Sie mit diesem excentrischen Verschwender wetten, ziehen Sie den Kürzeren. Kennen Sie ihn denn nicht?"

„Ich kenne ihn wohl," erwiderte Oglethorpe, „aber ich konnte nicht anders. Es galt ja, die Ehre meiner Nationalität zu wahren, und ich mußte auf die Wette eingehen. Graf Czobor, „der ungarische Crösus," wie man ihn stets nennt, hörte, daß ich heute das Glück haben würde, vom durchlauchtigsten Prinzen Euer Gnaden vorgestellt zu werden. Darauf bot

*) Oglethorpe war später Gründer der Colonie Georgien in Nordamerika, General und Oberbefehlshaber der englischen Streitkräfte daselbst. Er starb in England 1785 im 97. Lebensjahre.

er mir die Wette an, wer von uns Beiden hier im Saale um Mitternacht in einem kostbareren Anzuge erscheinen würde. Diesen Antrag konnte ich nicht zurückweisen und ich muß daher, mit Eurer Gnaden gütiger Erlaubniß, mich später entfernen, um im Costüme erscheinen zu können."

„Oglethorpe ist aus einer der reichsten und angesehensten Familien entsprossen", nahm Prinz Eugen das Wort. „Er versteht die Ehre seiner Nation zu wahren, wie schon manche Beispiele von ihm beweisen, so einmal bei einem Souper, das ich meinen Offizieren gab. Der Prinz von Württemberg nahm in übermüthiger Laune ein Glas Bier und spritzte davon einige Tropfen in das Gesicht meines Adjutanten. Der junge Brite konnte einestheils die Neckerei nicht ungestraft hingehen lassen, anderntheils wollte er nicht als Krakehler erscheinen. Statt also den Prinzen herauszufordern, sagte er lächelnd zu ihm: „Ein hübscher Spaß, Durchlaucht, aber bei uns in England macht man derlei ausgiebiger." Damit schüttete er ihm das volle Bierglas in's Gesicht. Der Prinz fühlte sein Unrecht und gab der Sache eine scherzhafte Wendung, und es gab weiter keine Folgen."

„Ich mag glauben," erwiderte die Gräfin, „daß der junge Mann so handeln mußte, aber selbst als Lagerscene, wo gar Vieles erlaubt ist, bleibt es doch ein unangenehmes Ereigniß."

„Unbedingt, Gräfin, ich habe auch alle Beide zum Profoßen geschickt."

„Nun, meine Herren," sagte die Gräfin, „wollen wir uns mit den Freuden des Abends beschäftigen. Geben Sie mir Ihren Arm, Prinz Eugen!"

Mit diesen Worten erhob sie sich, Alle freundlich grüßend, und durchschritt die Gemächer, bald hier bald dort freundliche Worte sprechend. Oglethorpe entfernte sich, um Vorbereitungen zu seiner Maskerade zu treffen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Die Spanierinen, so berühmt wegen des Glanzes und der Seiden-Weichheit ihrer Haare, bedienen sich des folgenden Oeles, um dasselbe geschmeidig, elastisch und glänzend zu erhalten: Man mischt $1/2$ Pfund reines Ricinus-Oel mit $1/2$ Loth Bergamotte- oder Citronen- oder mit etwas Rosenöl und bedient sich dieses Oeles statt der Pommade.

Lebensphilosophie.

Nehmen wir die Menschen nur, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie aber behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind. Um ihre Liebe zu gewinnen, so scheine aber, sie für das zu nehmen, wofür sie sich gerne geben möchten. Feinde werden sie, sobald sie sehen, daß du sie durchschauet hast.

Der Freund ist die Krone des menschlichen Lebens; Freundschaft ist köstlicher, als Frauenliebe. Die Liebe ist der Schatten am Morgen, mit jedem Augenblick wird er kleiner; Freundschaft aber der Schatten am Abend, er wächst, bis die Sonne des Lebens sich neigt.

Verschiedenes.

(Ein speculativer Hauswirth.) „Frische schweinerne Blutwürste ist meine Leibspeise, die muß ich wenigstens alle 8 Tage haben." „Können Sie denn solche so oft in Ihrem Ort haben? Sie schlachten doch nicht so oft selbst!" „Ja, das wäre freilich gut, wenn ich es könnte, allein ich weiß mir zu helfen — ich lasse meinem einzigen Schwein alle Woche ein Mal zur Ader und mache mir frische Blutwürste daraus, dadurch erhalte ich mein Leibgericht und mein Schwein zugleich."

Fiaker: I kann nit mit 'r Gnaden fahren!

Wucherer: Warum nicht?

Fiaker: Schaun's, 'r Gnaden, wann i mit Ihne fahre, so sag'n die Leut': da fährt der Spitzbub, der Hallunk! und i waaß dann nit, geht's mi an oder 'r Gnaden!

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 89. Freitag, den 27. Juli 1866.

*La Gaviota.
Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Major „Fly" versicherte sie mit seiner gewohnten Unwiderleglichkeit, daß von allen Sängerinen, die er je im Leben gehört, nur die Grisi sie übertreffe; worauf sie eisig erwiederte: „Sobald die Grisi besser singt, als ich, thun Sie sehr übel, mich statt ihrer zu hören."

Sir John schwor ihr, sie sei ein Wunder, und wenn sie ihm ihre Stimme verkaufen wolle, so sei er bereit, 500,000 Pfund dafür zu zahlen. Diesem warf sie entgegen: „Ihr Engländer glaubt Alles für Eure Pfunde kaufen zu können."

„Ah! hier kommt Dame Rita," sagte der Baron, der sie eintreten sah; „irre ich nicht, so habe ich Euch diesen Morgen in der Catalanerstraße gesehen," wandte er sich an das junge Mädchen.

„Ich habe Euch nicht gesehen," versicherte Rita.

„Ich sah Euch," fuhr der Baron fort, „nahe bei einem großen Kreuze, das sich an die Mauer lehnt. John fragte —"

„Soll ich die Antwort übernehmen?" fragte leise Rafael.

„Und man sagte mir, man nenne dies das Kreuz des Negers."

„Könnt Ihr mir sagen, warum man ihm einen so sonderbaren Namen gegeben?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Rita. „Vielleicht hat man einmal einen armen Neger dort gekreuzigt."

„Ohne Zweifel," sagte der Baron; „es stammt sicher aus den Zeiten der Inquisition. Welch ein Land! Welche Religion!" murmelte er dann leise für sich. „Doch, könntet Ihr mir wohl sagen," fuhr er mit jener unerträglichen Ironie fort, die die Ungläubigen so gerne gläubigen Gemüthern gegenüber annehmen, „warum in einer der Gallerien der Cathedrale oben an der Decke ein Crocodil angebracht ist?"

„Ah! jene große Eidechse?" sagte Rita. „Die haben sie auf dem Dache gefangen und auch gleich zur Erinnerung dort gelassen."

„Aha!" rief der Baron lachend; „Alles an dieser Cathedrale ist riesenhaft, sogar die Eidechsen."

„Dieses Crocodil," nahm die Gräfin das Wort, „wurde König Alphons dem Weisen von den Gesandten des Sultans von Egypten zum Geschenk gemacht. So werdet Ihr an der Decke derselben Gallerie einen Elephantenrüssel, eine Ruthe und einen Zügel angebracht sehen. Diese vier Gegenstände sind die Symbole der vier Cardinaltugenden: das Crocodil — das der Klugheit, der Elephantenrüssel — das der Stärke, die Ruthe — das der Gerechtigkeit und endlich der Zügel — das der Mäßigung. So befinden sich diese Sinnbilder seit 6000 Jahren in diesem edlen Gebäude, gleichsam eine Inschrift, die das Volk versteht, ohne lesen zu können."

„Warum," fragte die Marquise ihre Nichte Rita, „hast du ihm das Märchen von dem gekreuzigten Neger aufgebunden? Hättest du ihm nicht weit besser die Wahrheit gesagt?"

„Aber, Tante," versicherte das junge Mädchen, „ich weiß den wahren Sachverhalt nicht; zudem langweilt mich der Baron."

„Der Name des Kreuzes rührt von einem frommen Schwarzen her, der im siebenten Jahrhundert sich selbst verkaufte und für das gelöste Geld der heiligen Jungfrau jenes

Kreuz errichtete und eine Stiftung für christliche Neger gründete."

„Du kannst auch deinem tollen Neffen Rafael bei der Gelegenheit eine Lection geben, Schwester," sagte der General; „denn er versicherte den Herrn Baron gestern, das Kreuz der Diebe bei der Karthäusercapelle habe seine Benennung davon, daß die Diebe dorthin gingen, zu beten, der Himmel möge ihre Unternehmungen segnen."

„Und der Baron hat es geglaubt?"

„So sicher, als ich glaube, daß er kein Baron ist."

„Es ist sehr unrecht und unklug, unsrer Seits selbst dazu beizutragen, daß man auswärts dergleichen Unsinn glaubt und ihn weiter verbreitet. Das Kreuz wurde an jener Stelle errichtet zum Andenken an ein Wunder, das unser Heiland bewirkte; denn in jenen Zeiten, wo es noch Glauben gab, gab es auch noch Wunder. Es waren Räuber in die Karthäuserkirche eingedrungen und hatten sie beraubt; hierauf flohen sie entsetzt, und flohen die ganze Nacht hindurch, und am Morgen, siehe da! befanden sie sich ganz in der Nähe des entweihten Gotteshauses. Da erkannten sie den Finger des Herrn und bekehrten sich, und zum Andenken dieses Wunders wurde das Kreuz aufgerichtet."

Die Gräfin, die auf einem Divan saß und von mehreren Herrn umringt war, sagte: „Ich kann diesen Abend nicht vergessen. Welchen Ruhm haben wir Alle davongetragen!"

„Ich fürchte, die Herrlichkeit wird nicht lange währen. Wie man sagt, will der Herzog dieses neue Wunder mit nach Madrid nehmen."

„Welchen Künstlernamen wird sie wohl annehmen?" fragte die Gräfin; „doch nicht Marisalada? denn — —"

„Vielleicht wird sie unter dem Namen „Gaviota" glänzen," sagte Rafael. „Ein Diener des Herzogs hat dem meinigen anvertraut, daß man sie in ihrem Orte also nannte."

„Sie kann ja den Namen ihres Mannes annehmen," bemerkte der Hauptmann.

Nein, nein, sie muß einen sonoren Namen führen."

„Wohl, dann nenne sie sich mit ihrem Familiennamen Santalo!"

„Auch nicht," entgegnete die Gräfin. „Der Name sollte mit einem „i" endigen."

„Dann kann sie sich ja „Mississipi" nennen," meinte Rafael.

„Wir wollen Polo hierüber berathen," sagte die Gräfin.

„Nun, wo ist denn unser Dichter hingekommen?"

„O," sagte Rafael, „der sitzt jetzt in einem stillen Winkel und vertraut dem Papier in harmonischen Versen die Gefühle an, die die Gottheit des Tages in seiner Seele wachgerufen. Morgen werden wir im Tagblatt eine jener Compositionen vorgesetzt bekommen, die so wenig wie der Dichter ihren Ursprung auf dem Parnaß genommen und so sicher wie der Dichter ihr Ende im Lethe finden wird."

So viel und so ausführlich man auch an diesem Abende in allen Kreisen über die neue Sängerin sprach, einen kleinen bemerkenswerthen Umstand, der in derselben Nacht sich zugetragen, wußte man nicht. Pepe Vera hatte bis jetzt Maria keinen Moment aus den Augen verloren; und da er der Liebling des Publicums war, war es ihm ein Leichtes, in das Heiligthum des Musentempels einzudringen. Als Maria unter dem rauschenden Beifall der Menge die Scene verließ, sah sie sich plötzlich Pepe Vera und einigen andern jungen Leuten gegenüber.

„Gesegnet sei dein Ausgang!" sagte der berühmte Toreador, indem er seinen Mantel vor Maria's Füßen ausbreitete, gleichsam als einen Teppich, worauf sie schreiten sollte. „Gesegnet sei diese krystallene Kehle, über die die Nachtigallen des Maimondes vor Neid sterben müssen!"

„Und diese Augen," fügte ein Andrer hinzu, „die mehr Christen verwunden, als alle Dolche von Albazetes."

Maria schritt ruhig und gleichgiltig über den Mantel weg.

„Sie sieht uns nicht einmal an!" sagte Pepe Vera. „Bei Gott! Cameraden, sie ist ein schönes Weib, wenn sie nur nicht — —"

„Nun?" fragte einer der jungen Leute.

„Wenn sie nur nicht einäugig wäre."

Bei diesen Worten konnte Maria eine unwillkürliche Bewegung nicht zurückhalten und heftete erstaunt ihre großen schwarzen Augen auf die Gruppe. Die jungen Leute fingen

an zu lachen, und Pepe Vera warf ihr mit den Fingerspitzen einen Kuß zu. Maria begriff alsbald, daß jenes Wort nur gesprochen worden war, um sie zu veranlassen, den Kopf umzudrehen. Sie mußte lächeln und ließ ihr Taschentuch fallen. Pepe hob es rasch auf, und sich ihr nähernd, als ob er es ihr geben wolle, flüsterte er ihr leise und hastig zu: „Ich werde Euch diese Nacht unter dem Fenster Eures Zimmers erwarten.“

Um zwölf Uhr verließ Maria vorsichtig ihren Alkov, nachdem sie sich vorher überzeugt hatte, daß ihr Gatte in tiefem Schlafe lag. Stein schlief. Ein Lächeln spielte um seinen Mund — ein stolzes glückliches Lächeln, der Widerschein des Triumphes, den seine Maria, sein Weib, sein Zögling, die Geliebte seines Herzens, heute gefeiert hatte. Indessen bewegte sich unten an dem Gitter des ersten Stockwerkes eine dunkle Form. Man konnte nicht erkennen, was sie war, noch was sie that; denn eine dienstfertige Hand hatte die Lampen in der Straße ausgelöscht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kostbarer Anzug.

(Schluß.)

Währenddem trieb sich eine bunte Menge der elegantesten Masken einander intriguirend in den Sälen herum, bald nach allen Richtungen zerstiebend, bald sich wieder auf einen Knäuel versammelnd. Es ging damals nicht anders zu, als heutzutage, und das berühmte: „Ich kenne dich, schöne Maske!“ war keine Erfindung der Neuzeit, sondern von einem Galan der damaligen Zeit erfunden, wo das französisch-deutsche Kauderwelsch Mode war und wo ein Anbeter folgendes Liebesgedicht an seine Holde sandte:

„Reverirte Dame,
Phönix meiner Ame,
Gebt mir Audienz.
Eurer Gunst Meriten
Machen zu Falliten
Meine Patienz.“

Prinz Eugen leistete dagegen das Anmuthigste in der Galanterie. Als ihn eine junge, schöne Dame fragte: „Wie ist es möglich, Prinz, daß man nach so vielen glorreichen Siegen nach Lorbeern geizen kann?“ antwortete er: „Ach, Madame, wie ist es möglich, noch Roth aufzulegen, wenn man so schön ist, wie Sie?“

Doch zurück zu dem Maskenballe.

Die Mitternachtsstunde schlug, eine Intrade des Ball-Orchesters rief sämmtliche Gäste in den Hauptsaal.

Es trat ein junger Türke ein, dessen ganz einfache Kleidung mit Edelsteinen so reich bedeckt war, daß man von dem Kleiderstoffe gar nichts bemerkte. Er glich einer wandelnden Brillantengestalt, und auf dem Turban zeigte sich eine Agraffe von ungeheurem Werthe.

Als man sich der Gestalt näherte, erkannte man Oglethorpe. Er hatte seinen gesammten Familienschmuck aus England kommen lassen. Es wurde sogleich der kaiserliche Kammerjuwelier, Herr Johann Dethlev Wanderpohl, eine in der Finanz- und Geschäftswelt sehr angesehene Persönlichkeit, von einem nahen Spieltische herbeigeholt.

Prinz Eugen sagte zu ihm: „Betrachten Sie doch gefälligst genau diesen Maskenanzug. Ich soll Schiedsrichter sein bei einer curiosen Wette und möchte daher wissen, wie viel diese Garnitur Edelsteine an Geld werth ist.“

Der Juwelenkenner, der mit äußerster Verwunderung solche Schätze auf einen Platz gehäuft fand, besah sich den Schmuck eine Weile, berechnete und sagte endlich: „Hoheit, diese Steine alle mögen nach oberflächlicher Schätzung bei fünfzig Millionen Werth haben.“

„Ganz richtig gerechnet!“ sagte Oglethorpe. „So hoch wurde er stets in meiner Familie geschätzt.“

Da theilten sich die Zuseher. Aus ihrer Mitte trat ein Mann hervor, dessen Typus gleich auf den ersten Blick den echten Magyaren verrieth. Auch er trug die einfachsten Nationalkleider, und ein unscheinbarer Mantel von roher Leinwand hing über seine Schultern herab.

Das war der unsinnigste aller je lebenden Verschwender — Graf Markus Adam Czobor.

Er schlug den Mantel auseinander — derselbe war aus einem großen Gemälde geschnitten und nur leicht zusammengenäht.

Entsetzt fuhr Prinz Eugen zurück.

„Himmel!“ schrie er. „Das ist ja Ihre wunderbare Venus von Correggio! — Graf Czobor, Sie sind ein Frevler an der Kunst,

wie noch nie einer das Licht der Welt erblickte. Die Wette haben Sie gewonnen, denn Ihr Mantel ist von unschätzbarem Werthe. Kommen Sie, Fräulein Rosalba, urtheilen Sie auch darüber."

Die berühmte italienische Historienmalerin, Rosalba Carriera, welche sich damals gerade auf Besuch in Wien befand und bei Gräfin Althann, welche Kunst und Wissenschaft über Alles schätzte, freundlich aufgenommen worden war, trat hinzu und bestätigte, daß der Mantel aus einem mit schändlichster Barbarei zerschnittenen, wunderherrlichen Oelgemälde von Correggio bestand.

Prinz Eugen warf einen Blick maßlosester und vernichtendster Verachtung auf den Grafen, der stille davonschlich.

„Der Dummkopf!" sagte halblaut einer der im Vorsaale auf ihre Gebieter harrenden Diener, als Graf Czobor an ihm vorbeirannte. Und dieser Mann war der Leibbüchsenspanner des Prinzen Eugen, Herr Alexander Gluck, Vater des unsterblichen Operncomponisten. Das war die ganze Lobrede, welche der Graf von seinem Einfalle geerntet hatte.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen Wanzen.) Um dieses Ungeziefer zu vertilgen, koche man Wallnußlaub und Alaun in einer scharfen Lauge, mische Terpentin darunter und brühe die Ritzen und Fugen der Möbel, worin sich die Wanzen aufhalten, des Sommers 2—3 Mal mit dieser kochend heißen Flüssigkeit, so werden sie nie überhand nehmen oder verschwinden gänzlich. Bettstellen, worin sich die Wanzen aufhalten, schlage man zu diesem Behufe ganz auseinander und lasse die ausgebrühten und nachher abgescheuerten Theile einige Stunden an der Luft stehen, bis man sie wieder zusammenschlägt, so wird das Ungeziefer sammt der Brut getödtet.

Verschiedenes.

Kürzlich wollte ein junger Berliner den Qualen, welche ihm die Eifersucht auferlegte, durch einen freiwilligen Tod in der Spree ein Ende machen. In Verzweiflung eilte er auf das kühle Element zu, und bei ihm angelangt, warf er den Hut bei Seite, um kopfüber sich in die Fluth zu stürzen. Zufällig wurde der lebensmüde Jüngling vom jenseitigen Ufer aus durch den Förster beobachtet; dieser legte alsbald die Büchse an und schrie: „Zurück, oder ich schieße!" Den Hut auf- und Reißaus nehmen war bei dem Selbstmörder in spe eins. Er hatte sich wohl mit dem Gedanken, sich zu ertränken, vertraut gemacht — aber sich todt schießen zu lassen — das paßte ihm nicht.

Ein Oberlieutenant der Infanterie stürzte von einer Kugel getroffen nieder, neben ihm der Corporal seines Zuges; der Offizier war durch die Knöchel des Fußes, der Unteroffizier durch den Oberarm geschossen, beide krochen mühsam nach hinten. Da plötzlich stößt der Corporal den Angstruf aus: „Unsere Husaren kommen!" und ermahnt den Oberlieutenant, sich gleich ihm platt auf den Bauch zu legen. Kaum ist dies geschehen, als ein Detachement Hussaren en pleine carrière daher gesprengt kommt und die Pferde in mächtigen Sätzen über die beiden Verwundeten hinwegspringen, ohne daß diesen die geringste weitere Verletzung zugefügt worden wäre.

Charade.

Die Erste stand sonst hoch in Ehr',
Jetzt kennt man sie beinah' nicht mehr.
Man sieht sie höchstens dann und wann
Beharrlich noch die Flöte spielen;
Ich sage „sieht," denn hören kann
Es auch nicht Einer unter Vielen.
Die Zweit' und Dritte bilden gar
Nur einen schlecht beruf'nen Namen,
Denn wer ihn führt, der macht fürwahr
Wohl weder Räthsel, noch Makamen.
Das Ganze ist dem Scepter gleich,
Der unumschränkten Herrschaft Zeichen,
Doch soll es leider dem, der's trägt,
Nicht zum besondern Ruhm gereichen.

Redaktion, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 90. Sonntag, den 29. Juli 1866.

Nachruf an C. C.

Auch du, mein Theurer, bist gefallen!
Auch dich beklaget unser Schmerz!
Geliebt, geehret, ach! von Allen,
Die einst gekannt dein gutes Herz!

Noch seh' vor meinem Blick' ich schweben,
Wie du des Lebens dich gefreut,
Von allem Jugendreiz umgeben,
Den nur des Lebens Fülle beut.

Wie du gescherzt, gespielt, gesprungen
So wacker auf der Turner Bahn;
Wie du mit Fleiß und Müh' gerungen
In Kunst und Wissen stets voran.

So steht in voller Jugend Prangen
Dein theures Bild vor meinem Blick,
Von süßer Hoffnung Traum umfangen,
Des Vaters Stolz, der Mutter Glück.

Doch war dein Sinn trotz zarter Blüthe
Dem Ernst der Waffen zugewandt;
Denn in des Busens Tiefe glühte
Die Liebe zu dem Vaterland.

Dem Dienste dessen dich zu weihen,
Trieb dich hinaus der süße Wahn;
Dich drängend zu der Krieger Reihen
Betratest du die eh'rne Bahn.

Doch dumpf begann es bald zu grollen,
Aufflammet heiß der Brüder Streit;
Der Schlünde Donner sich entrollen
Durch Deutschlands Gauen weit und breit.

Ach! da begann der Mutter Schrecken,
Die Angst um den geliebten Sohn.
Wird Gottes Huld und Gnade decken
Ihn vor Gefahren, die ihm droh'n?

Und sieh! gleich zwei gewalt'gen Wettern,
Die blitzend, donnernd, krachend nah'n,
Verderben auf die Fluren wettern,
Zur Wuth gepeitschet vom Orkan;

So stürmten sie, gleich wilden Horden,
Die Bruderstämme, wuthentbrannt,
Verfolgend sich mit grimm'gem Morden,
Zerfleischten sich mit eigner Hand.

Ach! wer vermag den Gräu'l zu schildern,
Der meinem Blicke sich enthüllt?!
Ach! wer vermag den Schmerz zu mildern,
Der jetzt das deutsche Herz erfüllt?!

Manch wackern Jüngling sah ich wallen
In's Blutgefilde wohlgemuth;
Die Kugel traf, ich sah ihn fallen,
Hin rann sein junges, edles Blut.

Viel Tausende der deutschen Brüder,
Die jüngst gezogen in die Schlacht,
Nicht sahen sie die Heimat wieder;
Sie decket jetzt des Grabes Nacht.

Auch dich, mein Theurer, sah ich ziehen
In's Schlachtgewühl mit Mannesmuth,
Nicht achtend der Kartätschen Sprühen,
Nicht bebend vor des Kampfes Wuth.

Doch blind läßt seine Würfel rollen
Das Schicksal oft auf blut'ger Bahn,
Nicht Dank, nicht Sieg dem Helden zollen,
Dem Mann, der seine Pflicht gethan.

Bei Roßdorf war's, wo du gestritten,
Wo du gekämpft mit Löwenmuth,
Wo du den Heldentod erlitten,
Wo du verspritzt dein edles Blut.

Dort schläfst du nun den süßen Schlummer,
Dort stieg dein Geist verklärt empor;
Doch ach! wer lindert unsern Kummer
Um den, den unser Herz verlor?

Schlaf' wohl auf deinem Ehrenfelde
Bei deinen Schläfern, theurer Freund!
Bis einst zu seinem Strahlenzelte
Uns Gottes Huld auf ewig eint!

Neustadt. Str.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel VIII.

Sevilla war ein zu kleiner Schauplatz für die ehrgeizigen Pläne Maria's und für den Durst nach Ruhm und Beifall, der ihr Herz verzehrte. Der Herzog, der genöthigt war, nach der Hauptstadt zurückzukehren, wünschte sehnlichst, seinen Schützling, dessen Ruf ihm schon vorangegangen war, dort aufzuführen. Pepe Vera war engagirt für den Circus von Madrid und verlangte, daß Maria ebenfalls dahin komme. Sie bewog ihren Mann, mit ihr nach der Hauptstadt zu ziehen.

Der Erfolg, den Maria dort erntete, übertraf auch ihre kühnsten Erwartungen und heißesten Wünsche. Die Tage des Orpheus und Amphion schienen zurückgekehrt zu sein. Stein war betäubt; der Herzog berauscht. Pepe Vera sagte eines Tages zu der Gesangeszauberin: „Caramba! Maria, man applaudirt dir ja mehr, als wenn du einen siebenjährigen Stier besiegt hättest!"

Maria war von einem zahlreichen Hofe umgeben; darunter alle Fremden von Auszeichnung, die sich in Madrid aufhielten. Was war ihr Zweck? — Es war Ton, Mode, der Größe des Tages zu huldigen, und so machte es Einer dem Andern nach — that Einer es dem Andern zuvor. Viele trieb Neugierde, die berühmte Sängerin in ihrem Privatleben kennen zu lernen. Die Meisten aber drängten sich um sie, weil sich der Herzog ihr Freund und Protector nannte. Maria hatte nicht die geringste Mühe, sich in diesem großen, glänzenden Cirkel zu bewegen. Ihre kalte, hochfahrende Gemüthsart war sich immer gleich und treu geblieben, nur in ihre äußere Erscheinung war mehr Eleganz gekommen; sie trug sich mit Geschmack, und ihre Bewegungen, ihre Manieren waren anscheinend vornehmer geworden und verdeckten in den Augen der Kurzsichtigen den Mangel an Intelligenz, guten Sitten und feinen Gefühlen. Bei Nacht, wenn der Wiederschein der zahllosen Lichter ihren farblosen Teint in weißen Marmor verwandelte und den Glanz ihrer schwarzen Augen noch erhöhte, war sie wirklich schön.

Der Herzog war dergestalt von diesem Weibe bezaubert, an dessen Triumphen er ja großen Antheil hatte, und ihre Stimme begeisterte ihn in einem Grade, daß er verblendet genug war, sie zu bitten, seiner Tochter Musikunterricht zu ertheilen. Eingedenk der Bemerkungen der Gräfin hielt er es sogar für seine Pflicht, das unschuldige Weib, das er in die glänzende, aber gefährliche Laufbahn geführt, so viel als möglich zu ehren, zu heben und geehrt zu machen.

Reden wir jetzt einige Worte in Bezug auf die Herzogin. Die Herzogin war eine schöne, tugendhafte Frau. Obschon über Dreißig, ließen sie die Frische ihrer Haut und die rührende Reinheit ihrer Züge viel jünger erscheinen. Sie gehörte einer berühmten Familie an und war mit ihrem Manne verwandt. Leonore und Carlos liebten sich so zu sagen von Kindheit an mit jener ächt spanischen, tiefen und beständigen Zuneigung, die nie erkaltet, nie ermüdet. Sie hatten sich sehr jung verheirathet; mit 18 Jahren gab Leonore ihrem damals 22jährigen Gemahl eine Tochter. Die Familie der Herzogin war außerordentlich fromm, und Leonore war ganz in diesem Geiste erzogen worden. Ihre strengen Grundsätze entfernten sie von den geräuschvollen Freuden der Welt, für die sie ohnehin keine Neigung empfand. Sie las wenig, und nie Romane. Die dramatischen Wirkungen der großen, heftigen Leidenschaften waren ihr unbekannt. Eine unerlaubte Liebe war in ihren Augen ein Verbrechen, gleich dem Meuchelmord. Hätte man ihr gesagt, daß es ein Wort gebe wie „Emancipation der Frau", sie hätte es nicht geglaubt. Hätte man ihr gesagt, es gebe in der Welt Vertheidiger der Ehescheidung, sie hätte es nicht begriffen oder gedacht, der Welt Ende nahe heran. Eine

zärtliche, gehorsame Tochter, eine treue, zuverlässige Freundin, eine liebende, aufopfernde Mutter, eine ausschließlich ihrem Manne sich widmende Gattin — war die Herzogin von Almansa das Vorbild des Weibes, das der Herr liebt, das die Dichter besingen, das die Gesellschaft verehrt mit Scheue, und das von Tag zu Tag mehr aus der Welt verschwindet, um jenen Amazonen Platz zu machen, die den schönen sanften Hauch der Weiblichkeit verloren haben.

Der Herzog konnte sich lange Zeit dem Zauber hingeben, den Maria auf ihn ausübte, ohne daß die geringste Wolke den Seelenfrieden seiner Gemahlin trübte. Als jedoch der Herzog — bis jetzt so zärtlich und aufmerksam für sie — anfing, sie zu vernachlässigen, weinte die edle Frau heimlich und — schwieg. Später, als es ihr zu Ohren kam, daß eine Sängerin, der ganz Madrid zu Füßen lag, von ihrem Carlos beschützt werde, und er den größten Theil seiner Zeit in ihrem Hause zubringe, ward sie immer trauriger, weinte häufiger und — schwieg, wie bisher.

Stein kam schon längere Zeit in den herzoglichen Palast, um dem Sohne des Hauses Musikunterricht zu ertheilen, und nun sollte Maria in derselben Eigenschaft bei der eilfjährigen Tochter, einem wunderlieblichen Geschöpfe, eingeführt werden. Leonore widersetzte sich zuerst eifrig diesem Vorschlag, indem sie erklärte, ihr unschuldiges Kind solle durchaus in keine Berührung mit einer öffentlichen Sängerin, einer Opernprimadonna gebracht werden. Der Herzog, der an die Nachgiebigkeit seiner Frau in allen Fällen gewohnt war, erblickte hierin irgend einen frommen Scrupel und bestand auf seinem Willen. Die Herzogin gab sich darein; doch in ihrem Herzen sah es trüber und trüber aus, und sie grämte sich aus doppelter Ursache.

Sie empfing Maria mit kalter Zurückhaltung, doch ausgezeichneter Höflichkeit. Leonore lebte, wie schon gesagt, sehr zurückgezogen, empfing nur selten Besuche, meistens von Verwandten; die übrigen Gäste waren Geistliche und einige vertraute Personen. Sie wohnte von nun an mit selbstverleugnender Beharrlichkeit dem Unterrichte ihrer Tochter bei; sie verlor sie keinen Moment aus den mütterlichen Augen, was Maria auffallen und beleidigen mußte. Die Personen, die hie und da kamen, die Herzogin zu sehen, grüßten die Künstlerin kalt, ohne je ein Wort an sie zu richten. Auf diese Art war Maria's Stellung in dem edlen, strengen Hause der Herzogin eine sehr demüthigende — für sie, die ganz Madrid auf den Knieen verehrte. Maria's stolzes Herz empörte sich dagegen; da jedoch die ausgesuchte Höflichkeit der Herzogin sich nie verleugnete; da in deren ernstem, stillem, schönem Angesichte nie ein verächtliches Lächeln, nie eine hochmüthige Bewegung wahrzunehmen war, konnte Maria sich nicht beklagen. Zudem, wie hätte der Herzog, der würdige, zartfühlende Herzog, zugelassen, daß sich irgend Jemand über seine Gemahlin beklage? Maria besaß Scharfsinn genug, einzusehen, daß sie schweigen müsse, um seine Freundschaft, die ihr schmeichelte, seinen Schutz, der ihr unentbehrlich, und seine Geschenke, die ihr angenehm waren, sich zu erhalten. Sie trug demnach diese Fessel, bis irgend ein Umstand sie brechen sollte. (Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(**Anis-Liqueur.**) Eine Handvoll **gut gewaschener** Anis, einige Nelken und einige kleine Stangen Zimmet werden in eine Flasche gethan und darauf wird $^1/_3$ Quart guter Kornbranntwein gegossen. Diese Mischung muß in der Sonne zwei bis drei Wochen lang, leicht verkorkt, distilliren; dann gießt man den Branntwein durch ein Mousseline-Tuch, vermischt denselben mit $^1/_3$ Quart distillirtem Wasser und mit $^1/_4$ Pfund zu Syrup gekochtem Zucker, gießt dann den Liqueur — der sogleich getrunken werden kann — in eine Flasche und verkorkt ihn gut.

Verschiedenes.

Wie nahe oft der Fittig des Todes an dem Krieger vorbeistreift, ohne ihn zu berühren, und wie seltsam oft die Zufälle sind, welche den verhängnißvollen Flügelschlag abwehren, davon zeugen folgende Begebenheiten aus der Schlacht bei Chlum, welche wir aus dem Munde der Betheiligten, verwundeter öster-

reichischer Offiziere, vernahmen und ungeschminkt wiedergeben: Hauptmann A—d von der Artillerie erhielt während des verhängnißvollen Rückzuges nach Pardubitz von FML. Gablenz den Befehl, mit seiner Batterie in ein Kornfeld zu fahren und die nachsetzende Reiterei aus der Flanke zu beschießen, welchen Befehl er auch ausführte. Kaum waren jedoch die Geschütze abgeprotzt und schickten sich zum Feuern an, als er sich plötzlich, wie durch eine Explosion, von seinem Pferde weg in die Luft gehoben und mehrere Schritte fortgeschleudert fühlte. Als er die Ursache seines Sturzes gewahrte, wollte er seinen Augen kaum trauen, so außergewöhnlich war sie. Eine Granate war nämlich in den Bauch seines Pferdes gedrungen und im Innern des Thieres zerplatzt, so daß dasselbe explodirte, wie ein unterminirtes Mauerwerk, und der Luftdruck den Reiter, so wie den neben dem Pferde stehenden Burschen des Hauptmanns weit fortschleuderte. Hauptmann A—d hat außer einer großen Contusion auf der Brust, welche davon herrührt, daß ihn ein Stück des Pferdes traf, keine weiteren Verletzungen.

Comm.-Rath: „Schreiben Sie in's Testament: Das ganze nachgelassene Cap'tal wird auf Zinsen gelegt und die Zinsen zu's Cap'tal geschlagen."

Notar: „Und das Capital?"

Comm.-Rath: „Wird auf Zinsen gelegt."

Notar: „Und die Zinsen?"

Comm.-Rath: „Werden zu's Cap'tal geschlagen."

Notar: „Es dürfte jedoch unabweislich sein, eine endliche Verfügung über das Capital zu treffen."

Comm.-Rath: „Glauben Sie an Auferstehung?"

Notar: „Ohne Zweifel! jedoch — —"

Comm.-Rath (entrüstet): „Nu — meinen Sie, daß ich als Schnorrer wieder auf die Welt kommen will?"

Der Mensch hat eigentlich nicht blos eine, sondern vier Kehlen, nämlich eine rechte und eine unrechte und zwei Kniekehlen.

(Abgegeben.) Schlachter: „Na, Herr Schulmeister, Er soll ja so schön rechnen können! Dieser Ochse hat 1000 Pfund gewogen, kann Er mir nun sagen, wie viel ein dickes Schwein wiegt, he?"

Schullehrer: „O ja; setze Er sich nur mit auf die Waagschale, dann will ich es Ihm ganz genau sagen!"

(Romantisch.) Lieutenant: „Was sehe ich, mein Fräulein, Sie scheuern die Treppe?!"

Fräulein (verlegen): „Ach, Herr Lieutenant, Mutter und ich thun die Hausarbeit selbst; ach, es ist so romantisch!"

(Zwei gebildete Damen.) „Wenn ich doch nur dahinter kommen könnte, Frau Geheimräthin, was für ein Unterschied ist zwischen einem Barometer und einem Thermometer."

„Das wissen Sie nicht, Frau Baronin!? Die Sache ist ganz einfach: ein Thermometer wird immer inwendig und ein Barometer immer äußerlich am Fenster befestigt."

Lehrer: Was ist Verleumdung, Maria?

Maria: Verleumdung ist — das ist — wenn Einer nichts thut, und Jemand geht hin und erzählt es!

(Auch eine Kritik.) Musikfreund: War das Quartett gestern Abend nicht ausgezeichnet, lieber Vetter?

Pächter: Das kann ich wirklich nicht sagen, aber der Schweinebraten war delicat.

Lehrer: Wo entspringt die Donau?

Schüler: Die Donau entspringt mehrere Male. Bei Ulm entspringt sie den Würtenbergern; bei Passau entspringt sie den Bayern; bei Orsowa entspringt sie den Oesterreichern. Wenn sie aber durch Oesterreich durch ist, hat sie alle Lust zum Springen verloren und fällt in's schwarze Meer.

Auflösung der Charade in Nro. 89:

Pantoffel.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 91. Mittwoch, den 1. August **1866.**

Westphälisches Sommerlied.

Bei Wetterschein und Regenguß
Und in der Sonne Strahlen,
Wie thust du freudig Schuß auf Schuß,
Du Saat im Land Westphalen!
Du Hellwegsroggen schlank und schwank,
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst du!

„Ich reif' und wachse mit Gewalt,
Es trieft das Jahr von Segen;
Vollauf, zu sätt'gen Jung und Alt,
Reif' ich an allen Wegen.
Doch weißt du nicht, o Wandersmann,
Daß heuer mich nicht ernten kann,
Wer frohen Muths mich sä'te?

„Hinaus durch meiner Aehren Rauch,
Hinaus in Reih'n und Rotten,
Die Faust geballt, die Thrän' im Aug',
Zog er von Kamp und Kotten;
Die Trommel rief ihn und das Horn:
Er soll des deutschen Bruders Korn
Im Bruderkrieg zerstampfen.

„Wer holt denn nun zum Erntetanz
Die schmucken Dirnen heuer?
O weh', wer schwingt den Erntekranz,
Wer pflanzt ihn auf die Scheuer?
Es ist ein Schnitter, der heißt Tod;
Der mäht dies Jahr mit Kraut und Loth —
Ich weiß, wer ihn gedungen!

„Es singt ein Vöglein auf der Haar:
Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pflüger war,
Erschlagen auf dem Raine.
Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust:
Ich rausche leis im Winde."

Ferdinand Freiligrath.

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von L.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als Maria in Seide und Juwelen, in einer prachtvollen Spitzenmantille in das Gemach der Herzogin trat, traf sie daselbst deren Vater, den Marquis von Elba, und den Bischof von O. Der Marquis war ein ernster, etwas altmodischer Greis, dazu Spanier, Katholike und Royalist im vollsten Sinne des Wortes. Seit dem Tode des Königs lebte er vom Hofe zurückgezogen. Es war eine kleine Entfremdung zwischen ihm und seinem Schwiegersohne eingetreten, dem der Greis vorwarf, zu sehr mit den Ideen des Jahrhunderts zu sympathisiren. Diese Entfremdung wurde merklicher, als das Gerücht von dem freundschaftlichen Schutze, den der Herzog einer Opernsängerin angedeihen lasse, zu den Ohren des strengen, tugendhaften Mannes drang.

Als Maria in den Salon trat, erhob sich die Herzogin in der Absicht, sie höflich für diesen Tag zu verabschieden. Der Bischof jedoch, der von Allem nichts wußte, äußerte den Wunsch, das Kind, das seine Pathin war, singen zu hören. Die Herzogin bat Maria mit gewohnter Artigkeit, näher zu treten und Platz zu nehmen, während sie ihr Töchterchen holen ließ. Das Kind hatte gerade die „Klagen der Desdemona" zu Ende gesungen, als sich ein dreimaliges leises Klopfen an der Thüre hören ließ.

„Herein, herein!" sagte die Herzogin, die den Besuch schon an der Art anzuklopfen zu erkennen schien, und mit einer an ihr ganz ungewohnten Lebhaftigkeit stand sie auf und ging demselben entgegen.

Maria war über die Maßen erstaunt beim Anblick der jetzt eintretenden Persönlichkeit. Es war eine sehr häßliche Frau von ungefähr fünfzig Jahren und von ganz gewöhnlichem Aussehen. Ihr Anzug war eben so plump, als seltsam. Die Herzogin empfing sie mit einer Auszeichnung und einer Herzlichkeit, die in Maria's Augen um so auffallender schien, wenn sie dieselben mit der eisigen Zurückhaltung verglich, der sie, die Lehrerin, täglich begegnete; der Besuch wurde dem Bischof vorgestellt.

Maria wußte nicht, was sie von All' dem denken sollte. Sie hatte nie eine Tracht, ein Individuum gesehen, das so in Widerspruch stand mit der Stellung, die diese Frau bei so hohen, ausgezeichneten Leuten einzunehmen schien.

Nach einer Viertelstunde lebhafter Unterhaltung stand die Frau auf. Es regnete. Der Marquis bot ihr seinen Wagen an; allein die Herzogin sagte: „Ich habe schon den meinigen vorfahren lassen, Vater!"

Die Frau lehnte dies Anerbieten entschieden ab.

„Komme, mein Kind," sagte die Herzogin zu ihrem Töchterchen, „deine Lehrerin wird dir erlauben, deine alte, gute Freundin zu begrüßen."

Das Kind ging ehrfurchtsvoll auf die Frau zu und umarmte sie.

„Wer war die Dame?" fragte Maria ihre Schülerin.

„Es ist eine barmherzige Schwester," antwortete das Mädchen.

Maria war vernichtet. Ihr Stolz, der mit kühner Stirne gegen jede Superiorität ankämpfte; der Geburt und Würden verspottete; der der Nebenbuhlerschaft aller Künstler trotzte; der mit Macht und Größe in die Schranken trat; wurde hier — Angesichts der einfachen Erhabenheit der Tugend — wie ein Rohr geknickt.

Bald darauf erhob sie sich, um wegzugehen; es regnete noch immer. „Ihr findet einen Wagen zu Eurer Verfügung," sagte die Herzogin, als sich Maria verabschiedete. Im Hofe angekommen, sah Maria, wie man die Pferde des herzoglichen Wagens ausspannte. Ein Bedienter öffnete respectsvoll den Schlag einer Miethkutsche für sie. Maria stieg ein. Ihr Herz kochte über in ohnmächtiger Wuth. Am andern Tage erklärte sie dem Herzoge entschieden, daß sie seiner Tochter keinen Unterricht mehr ertheilen werde. Sie hütete sich wohl, den wahren Grund anzuführen, und gab ihrem Entschlusse ganz das Ansehen, als ob er ein Act der Klugheit sei. Der Herzog aber, der blind für Maria eingenommen war, merkte wohl, daß seine Gemahlin irgendwie Veranlassung dazu gegeben habe, und wurde noch kälter als bisher gegen dieselbe.

Capitel IX.

Die Ankunft des berühmten Sängers Tenorini in Madrid setzte Maria's Triumphen die Krone auf; denn dieser Koryphäe des Gesanges stellte sich an die Spitze der Bewunderer Maria's und erklärte, nie eine Stimme vernommen zu haben, so würdig, sich mit der seinen zu vermählen, als die der Primadonna von Madrid. Tonino Tenorini tauchte plötzlich auf; man wußte nicht, woher er stammte. Einige behaupteten, er sei aus einem Nachtigallenei ausgeschlüpft. Seine glänzende geräuschvolle Laufbahn begann in Neapel, wo er den Vesuv gänzlich ausgestochen hatte. Von da ging er nach Mailand, nach Florenz, Petersburg und Constantinopel. Er kam eben von New-York über Havanna, in der Absicht, nach Paris zu gehen, welches wüthend war, daß seine maßgebende Stimme zu einem so riesenhaften Rufe bis jetzt noch nicht verlangt worden war. Von dort gedachte er London mit einem Besuche zu beehren, dessen kunstliebende Bewohner aus reinem Neid einen fürchterlichen Spleen hatten, und es stand das Schlimmste zu befürchten — die Gesellschaft dachte an Selbstmord — wenn der „Berühmte" sich nicht ihrer Leiden und — Sterlinge erbarmte.

Unglaubliche Thatsache, die alle Polo's, alle Heloisen in Verwunderung setzte — der erhabene Künstler kam nicht an auf den Flügeln des Genius! Die gebildeten Delphine des Oceans brachten ihn nicht auf ihrem harmonischen Rücken an die Gestade Spaniens: Tenorini war im Eilwagen angekommen. — — Welch Entsetzen! — Und — was noch mehr — er brachte einen Nachtsack mit.

Während Maria also, Hand in Hand mit dem Wunder des Tages, verehrt, fast angebetet von dem stolzen Madrid, ihren Strahlen-

weg wandelte — wie sah es in der armen Hütte aus, die sie vor wenig Jahren verlassen hatte?

Pedro Santalo lag ausgestreckt auf seinem Bette. Seit der Trennung von seinem Kinde hatte er den Kopf nicht mehr erhoben. Seine Augen waren geschlossen, und er öffnete sie nur von Zeit zu Zeit, um seinen Blick auf das kleine Zimmer zu heften, das Maria bewohnt hatte. Die Thüre stand offen. Alles darin war unverändert geblieben. Von der Wand hing ihre Guitarre herab an einem ehemals rosenfarbenen Bande, das aber jetzt trübe und verblichen war wie — ein vergessenes Versprechen, wie eine verwischte Erinnerung. Eine Decke von indischer Seide war über das verwaiste Bett ausgebreitet und darunter standen ein Paar kleine Schuhe.

Die alte Gevatterin Maria saß am Kopfende des Krankenlagers. „Geht doch nur, Gevatter Pedro," sagte die gute Frau, „und seid nicht so schwach und eigensinnig; man sollte nicht glauben, daß Ihr ein Catalanier und alter Seemann wäret. Kommt mit mir nach dem Kloster, wo Platz genug ist. Da kann ich Euch besser pflegen, und Ihr seid dort nicht so einsam und von der Welt abgeschlossen wie hier."

Der Fischer gab keine Antwort.

„Pedro," fuhr Maria fort, „Don Modesto hat schon zwei Briefe geschrieben und dieselben mit dem Kurier abgeschickt, da kommen sie am schnellsten an."

„Sie wird nicht kommen," murmelte der Kranke.

„Dann kommt ihr Mann, und den haben wir für den Augenblick am meisten nöthig."

„Sie! sie!" rief der arme Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schwiegervater in tausend Aengsten.

„Ich sage dir, Sohn, du wirst es thun!"

„Und ich sage dir, Vater, ich werde es nicht thun; das ist mein fester Entschluß!"

Squire Rayner's Gesicht war roth vor Zorn, und seine mächtige goldene Brille wackelte gewaltig auf seiner römischen Nase, während er ungeduldig, die Hände in den Taschen, im Zimmer auf und ab ging. Kenton Rayner, sein einziger Sohn, stand ruhig da, den einen Arm auf den Marmorkamin gelehnt, aber auch seine Wangen glühten. Er war wirklich schön mit seinen durchsichtigen braunen Augen, seinen glänzenden kastanienbraunen Locken und mit seiner bleichen Gesichtsfarbe, die von der geringsten Gemüthsbewegung geröthet wurde, ein Sohn, auf den jeder Vater stolz sein konnte.

„Kenton, willst du mir trotzen?"

„Gerne gewiß nicht, Vater, das glaube mir!"

„Ich glaube, du hast deinen Verstand verloren!" brüllte der alte Mann, indem er seinen Trab im Zimmer unterbrach. „Du brauchst nur die Hand auszustrecken und du hast ein reiches Mädchen, ja ein reiches Mädchen — und ein hübsches dazu, wenn das Gerücht nicht schändlich lügt. Wenn sich mir in meiner Jugend ein solches Glück dargeboten hätte, dann wäre ich ein gemachter Mann gewesen, ja ein gemachter Mann, Herr Sohn! Potztausend! Was denkt denn eigentlich das heutige Geschlecht? Da ist ja keine Spur mehr von Vernunft! Da kommt dir ein wunderschönes Mädchen, Dorothea Millner, entgegen, kommt in dein Haus, dein eigenes Haus, auf Befehl ihres Onkels, der die Heirath für eine ausgemachte Sache hält. Ja, junger Herr, unser ganzes Leben hindurch war das unser Lieblingsgedanke, und es ist auch kein Augenblick daran zu denken, daß du Dummkopf mit deinem Eigensinn ihn zunichte machen wirst! Und damit basta!"

Der junge Mann biß die Lippen zusammen und sprach dann: „Höre mich doch nur einen Augenblick, Vater! Ich bin dem Fräulein Millner sehr dankbar dafür, daß sie sich die Mühe geben will, mir eine Liebeserklärung zu machen, aber es ist mir leider unmöglich, von ihrer Freundlichkeit zu profitiren!"

„Unmöglich! Was! Und willst du mir gefälligst sagen, warum?"

„Weil mein Herz schon längst einer Andern gehört."

„Unsinn! Dummes Zeug! Kinderpossen!" schrie der Squire, indem er in der höchsten Wuth auf den Boden stampfte; „ich will das kleine bleiche Ding schon aus dem Hause schaffen —"

„Halten Sie ein, Herr Rayner!" sagte eine sanfte, jedoch sehr entschiedene Stimme, und ein zart aussehendes junges Mädchen, das

schon ein paar Augenblicke unter der Thür gestanden und den Wortwechsel mit angehört hatte, schlich auf ihn zu und sah ihn mit bleichen Wangen und thränenlosen blauen Augen an. „Sie sollen mich nicht länger wie ein Hinderniß für Ihre Pläne betrachten. Ich kann Ihren Sohn zwar nie vergessen, aber ich sage Ihnen, und es ist mein unwiderruflicher Entschluß, ich werde nie seine Frau werden, es sei denn, daß Sie selbst — ja Sie selbst — mich darum bitten!"

„Du bist ein gutes Mädchen, Carrie — ein liebes Mädchen, ein vernünftiges Mädchen!" sagte der Alte ganz beruhigt und streichelte ihr die kalte Wange. „Ich wußte es ja immer, daß du einen gesunden Menschenverstand hast — aber jetzt geh' an deine Arbeit; zeichne oder sticke, wie du willst! — Und nun, Herr Sohn," so wandte er sich zu diesem, wie die Thür hinter Carrie Bail's anmuthiger Figur sich schloß, „was sagst du jetzt? Hm!"

Kenton Rayner, der bis jetzt mit dem Ausdruck stummer Verzweiflung zugehört hatte, wandte seine Augen mit hoffnungsloser Angst zu seinem Vater.

„Ich sage, Vater," sagte er mit unterdrückter Stimme, „daß du mir keine Wahl gelassen hast und daß mir von nun an Alles gleich ist. Ich will Miß Millner oder irgend ein anderes Mädchen heirathen, das du mir vorschlägst, und Carrie's Herz mag brechen und das meine dazu, ganz wie es dir gefällt."

„Nun, nun," sprudelte der Squire heraus, „mit dem Herzbrechen ist es nicht so gefährlich. Carrie ist übrigens ein nettes, liebes Ding, die arme Waise meiner Cousine, und ich werde schon einen guten Mann für sie finden, wenn nur erst die Sache mit dir in Ordnung ist. Du sollst sehen, Alles wird noch gut werden!"

Kenton gab keine Antwort, sondern ließ die Augen apathisch am Boden geheftet.

„Und du wirst nicht vergessen, morgen um zwölf Uhr am Bahnhof zu sein, um deine Zukünftige zu empfangen. Wir müssen ihr alle mögliche Aufmerksamkeit erweisen."

„Ich werde daran denken!"

„Und, Kenneth, ich habe nichts dagegen, wenn du dir die grauen Pferde kaufst, die dir so gut gefielen. Gehe nur gleich hin und bestelle sie dir!"

„Ich danke, Vater, ich mache mir gar nichts daraus!"

„Was, du machst dir nichts daraus? Gestern warst du ja noch ganz versessen darauf!"

„So, das ist möglich — aber gestern und heute, das ist ein großer Unterschied. Ich brauche sie heute nicht mehr."

Und er verließ die Stube mit dem traurigen Blicke und dem langsamen Schritte eines Menschen, dem alle Freude und alle Thatkraft genommen ist. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Warum ist es eine Wohlthat, daß der Mensch nur einen Hals und zwei Beine hat? Damit die großen Diebe zwei Mal davon laufen, und die kleinen nur ein Mal gehängt werden können.

Bettler: Da geben sie mir eine Hose, und nicht einmal eine Uhrtasche ist darin! Lumpiges Volk das, Einen so anzuführen!

Räthsel.

Es ist ein unergründlich Sein, —
Doch ist es eigen dein und mein:
Es kommt und geht — man weiß nicht wie —
Erkannt sind seine Tiefen nie.

Es ist im Wurm, im Engel auch —
Ein wunderbarer Gotteshauch,
Durchwehend alle Creatur,
Doch ganz in Gott zu finden nur.

Und liesest rückwärts du mein Wort,
So liegt es grau und dunkel dort,
Und hüllt das edle Vorwärts ein
In Zweifel und Verirrens Pein.

Das Vorwärts ringt und strebt nach Licht,
Das Rückwärts aber gönnt ihm's nicht,
Es macht ihm Luft und Athem schwer,
Doch plötzlich ist es selbst nicht mehr.

Dem Ersten bleibt doch stets der Sieg,
Das Licht, das ew'ge, schließt den Krieg.
Wenn ganz das Zweite sich verlor,
Schwingt sich das Erste froh empor.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 92. Freitag, den 3. August 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später ging Maria nach dem Kloster zurück, ohne den starrköpfig in seinem Gram beharrenden Schiffer überredet zu haben, mitzukommen. Sie ritt die stattliche „Schwalbe", das friedliche Oberhaupt der Eselsgemeinde des Bezirkes. Es ist uns nie gelungen, ausfindig zu machen, warum man ihr in der Taufe den Namen „Schwalbe" beilegte; denn, so viel uns bekannt, machte sie nie den geringsten Versuch, zu fliegen, noch zeigte sie je Neigung, im Herbst nach den Regionen Afrika's auszuwandern.

Momo, schon ein Mann, ohne ein Atom seiner angebornen Häßlichkeit verloren zu haben, führte das Thier. „Großmutter," sagte er, „werden diese täglichen erheiternden Spaziergänge nach dem Loche des alten Seehundes noch lange fortgesetzt werden?"

„Natürlich," erwiederte die Alte; „er will ja nicht nach dem Kloster kommen. Ich fürchte, er wird sterben, wenn er sein Kind nicht bald wieder sieht."

„An dieser Krankheit sterbe ich nicht," sagte Momo mit einem heisern Gelächter.

„Siehe, mein Sohn," fuhr die alte Frau fort; „ich setze kein großes Vertrauen in den Kurier, Modesto eben so wenig; und damit Don Federico und seine Marisalada endlich einmal erfahren, wie übel es mit dem Fischer steht, mußt du selbst nach Madrid gehen und ihnen die Nachricht bringen; wir dürfen hier nicht müßig stehen und den armen Mann, der nach seinem Kinde verlangt, sterben lassen, ohne unser Mögliches zu thun, dasselbe hierher zu bringen."

„Wie? Ich! Ich soll nach Madrid gehen, die Gaviota aufsuchen!" schrie Momo verblüfft. „Seid Ihr bei Sinnen?"

„Ich weiß, was ich sage," erwiederte Maria; „und wenn du nicht gehst, so gehe ich. Der Himmel wird mich schon geleiten. Es zerreißt mir das Herz, den kranken alten Mann nach seiner Tochter ächzen zu hören. Du, Momo, bist ein Teufelsbraten, ich sage es mit Bekümmerniß. Ich weiß nicht, wo du diese Gemüthsart her hast; doch — in jeder Familie gibt es einen Judas."

„Der Böse selbst könnte einen armen Christen nicht ärger plagen, als ich geplagt werde. Wenn sich die Alte aber einmal eine Dummheit in den Kopf gesetzt hat, muß sie auch ausgeführt werden. Ich wollte, ich wäre auf einen ganzen Monat an Händen und Füßen lahm!"

In diesen und ähnlichen Gedanken kühlte Momo seine Wuth und führte dabei einen heftigen Hieb aus auf die Seiten der guten Schwalbe.

„Barbar!" rief die Großmutter, „was hat dir das arme Thier gethan?"

„Bah!" entgegnete Momo, „ein Esel ist dazu geboren, Schläge zu empfangen."

„Wo hast du nur diese Ketzereien her? Woher, du Herodiasseele! Weißt du nicht, wie ich mit den armen Thieren bin, die ihr Leid nicht klagen können? Du Satan!"

„Euer Mitleid, Großmutter, ist wie die Himmelsdecke, die Alles umfängt."

„Ja, mein Sohn; Gott verhüte, daß ich einen Schmerz sehe, ohne ihn mitzufühlen oder —"

„Was Ihr da sagt, ist Alles recht schön und gut, auf unsre Nächsten angewendet, aber, zum Teufel! was soll es mit den dummen Thieren?"

„Wie? leiden sie nicht auch, wenn sie Schmerzen haben? Sind es nicht Geschöpfe Gottes, wie wir? Dazu sind wir noch mit dem Fluch und der Züchtigung Gottes an den ersten Menschen beladen, allein — welche Sünde begingen der Adam und die Eva, der Esel, daß diese ein so mühseliges, freudenloses Dasein führen müssen? Dies empört mich!"

„Sie haben die Apfelschalen gegessen," sagte Momo mit schallendem Gelächter.

Jetzt trafen sie mit Manuel und dem Schäfer zusammen, die aus dem Felde kamen.

„Wie geht es mit Pedro?" fragte der Erstere seine Mutter.

„Schlecht, mein Sohn, sehr schlecht. Es bricht Einem das Herz, ihn so einsam, traurig und krank in der Hütte zu wissen; allein er will nicht nach dem Kloster kommen. Eher könnte man die Veste San Cristobal von ihrem Platze rücken, als den alten Eigensinn. Fra Gabriel muß bei ihm bleiben und Momo nach Madrid gehen, seine Kinder zu holen."

„Er soll gehen," sagte Manuel; „da sieht er ein wenig die Welt."

„Ich, Vater!" rief Momo; „wie soll ich hinkommen?"

„Indem du einen Fuß vor den andern setzest; fürchtest du verloren zu gehen, oder daß dich der Wauwau fresse?"

„Ich habe aber keine Lust, zu gehen," rief Momo außer sich.

„Wohl, ich werde dir Lust machen mit einer guten Olivenruthe," entgegnete der Vater.

Unter Verwünschungen gegen den armen Fischer und sein ganzes Geschlecht unternahm Momo die Reise. Er schloß sich den Maulthiertreibern an, die vom Fischfang aus Villamar nach dem Gebirge zurückkehrten, kam in Valverde an und ging von da mit ihnen bis Aracena, wo er sich von seinen Begleitern trennte und den Weg nach Madrid allein fortsetzte. Don Modesto hatte mit riesigen Buchstaben die Adresse von Stein's Wohnung aufgeschrieben. Mit diesem Papier in der Hand trat Momo durch das Thor in die Hauptstadt, eine ganze Litanei von Verwünschungen gegen die Gaviota auf der Zunge.

Eines Abends kehrte die Großmutter trostloser als je aus der Fischerhütte zurück. „Dolores," sagte sie zu ihrer Schwiegertochter, „Pedro stirbt. Diesen Morgen rollte er die Betttücher zusammen, und das ist ein sicheres Zeichen, daß er bald die Reise antritt, von der man nicht zurückkehrt. Palomo, der bei mir war, heulte und wehklagte jämmerlich dabei. Und sie kommen immer noch nicht. Momo könnte längst zurück sein; er ist seit zehn Tagen weg."

„Mutter," sagte Dolores, „es sind viele Schritte bis Madrid. Manuel meint, er könne erst in vier bis sechs Tagen zurückkommen."

Wie groß war daher das Erstaunen der beiden Frauen, als sie in diesem Augenblicke den sehnlichst erwarteten Momo verwirrt, bestaubt und mißmuthig die Straße her kommen sahen.

„Momo!" riefen Beide wie aus einem Munde.

„Er selbst mit Leib und Seele," bestätigte dieser.

„Und Marisalada? und Stein?" fragte ängstlich Maria.

„Die könnt ihr bis zum jüngsten Tage erwarten," antwortete Momo. „Das war eine schöne Reise. Aber es mußte ja geschehen, wie die Großmutter wollte. — Hu! —"

„Aber, was gibt es denn? Was ist denn geschehen? Sprich!"

„Ihr sollt es gleich hören und ihr werdet das Gericht Gottes erkennen und seine Wege bewundern und ihm danken, daß ihr mich wohlbehalten und frei wieder hier habt, — meine guten Beine nicht zu vergessen."

Die Frauen waren sprachlos vor Entsetzen bei diesen Worten, die Schreckliches ahnen ließen.

„Erzähle, Mann, rede! rede!" rief endlich Dolores angstvoll.

„Als ich in Madrid anlangte," begann Momo, „und mich allein in dem Irrsal befand, wurde mir angst und bange. Jede Gasse schien ein Soldat zu sein, jeder Platz eine Patrouille. Mit dem Papier des Commandanten in der Hand trat ich in ein Wirthshaus und fragte nach der auf demselben bezeichneten Adresse. Der Hausknecht führte mich dahin. Dort sagten mir die Diener, die Herrschaft sei nicht zu Hause, und damit wollten sie mir die Thüre vor der Nase zuschlagen. Heh! schrie ich, seht zu, mit wem ihr sprecht; ich bin Niemandes Knecht und komme auch nicht, um zu betteln, sagte ich;

in meinem Hause wurde euer Herr aufgenommen, als er sterbend war und Nichts hatte, worauf sich ausstrecken."

„Das sagtest du, Momo?" rief die Großmutter. „Welche Gemeinheit, eine Wohlthat vorzuwerfen! Was werden sie von uns denken?"

„Warum sollte ich dies nicht sagen? — Geht doch! ich sagte noch mehr; ich sagte, daß meine Großmutter ihre Gebieterin zu sich genommen, als dieselbe krank war vom Barfußlaufen in den Felsen, gleich einer ächten Gaviota — wie sie war und — noch ist. Die Galgenstricke sahen sich einander an und lachten höhnisch und sagten, ich sei ein Lügner, die Senora Stein sei die Tochter eines Generals des Don Carlos. Die Tochter eines Generals! Hört Ihr wohl, Großmutter? Bei allen Mohren! der alte Fischer ein General! Ich sagte ihnen hierauf die Ursache, die mich herführe, und wie sehr ich wünschte, so bald als möglich sie, ihre Herrschaft und ganz Madrid wieder im Rücken zu haben."

„Nicolas!" rief jetzt eine Kammerkatze, die mir nicht weniger toll als ihre Herrin schien; „bringe diesen Gänserich nach dem Theater, da kann er die Senora sehen."

„Bemerkt ihr, — als sie von mir sprach, sagte die Unverschämte „Gänserich," und als sie von der Gaviota sprach, nannte sie sie „Senora." Ist es zu glauben? Es ist, um närrisch zu werden!"

„Der Herr Bediente nahm hierauf einen Hut und brachte mich nach einem großen, hohen Gebäude, das beinahe wie eine Kirche aussah; statt der Wachskerzen brannten Lampen darin, die wie Sonnen strahlten. Ringsum waren Sitze, in denen — steif und gerade wie Stöcke — mehr als zehntausend Frauen in Feierkleidern saßen, gleich den Puppen in den Läden. Unten saßen eben so viele Männer, daß man glaubte einen Ameisenhaufen zu erblicken. Ihr Christen, woher kamen all die vielen Geschöpfe?? Ich dachte, wie viele Laibe Brod wohl täglich in Madrid mögen aufgefressen werden! Und — warum glaubt ihr wohl, daß alle diese Leute an jenen Ort gekommen waren? — Um die Gaviota singen zu hören!!!"

Momo machte hier eine Pause und hielt seine beiden Hände mit gespreizten Fingern.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schwiegervater in tausend Aengsten.

(Fortsetzung.)

Der Mittagszug war gerade angekommen. Es war der gewohnte Lärm, die gewohnte Verwirrung, die gewohnte Menschenmasse, und über Alle hervor ragte Kenton Rayner's Kopf und spähete nach Fräulein Millner und ihrem Gepäcke.

Plötzlich fühlte er eine zarte kleine Hand in der seinen, und zwei freundliche Augen leuchteten ihm unter langen schwarzen Wimpern entgegen.

„Herr Rayner, wenn ich nicht irre?"

„Ja wohl — und Sie?"

„O, ich bin Dolly, und jetzt, da wir bei einander eingeführt sind, bringen Sie mich so schnell wie möglich in einen Wagen, ehe mein ganzes Kleid zerfetzt wird. Sie sind auch ein lieber guter Herr Rayner."

Kenton gehorchte, und als er im Wagen ihr gegenüber saß, konnte er nicht umhin, sich zu gestehen, daß sie wirklich ein hübsches kleines Ding war — rosig und rund, mit Grübchen in den Wangen und kurzen, lustigen Locken. Während er noch diese Betrachtungen anstellte, legte sie ihre Hand wieder in seine und sprach:

„Kenton — darf ich Sie wohl so nennen?"

„Gewiß, Fräulein Millner," erwiederte er etwas steif.

„Gut denn! Kenton, ich muß Ihnen ein großes Geheimniß sagen: ich habe Sie gern!"

„Sehr freundlich," erwiederte er, sichtlich erheitert durch diese naive Erklärung.

„Sie sind wirklich ein prächtiger Mensch," fuhr sie fort und sah ihn groß an. „Sie sind so stattlich und haben so schöne Augen. Und ich glaube, gerade so wie Sie muß Der sein, dem sich ein Mädchen anvertrauen soll. O, ich habe Sie sehr gern, aber, Kenton —"

„Nun, was denn?"

„Ich liebe Sie nicht — und werde es auch niemals thun!"

Kenton Rayner wurde dunkelroth und war wirklich in Verlegenheit, welche Antwort er geben sollte. Zum Glück half ihm aber Miß Dolly bald daraus.

„Sie wundern sich natürlich, daß ich dann überhaupt hierher gekommen bin? Ja, gestehen Sie nur —"

„Ja freilich thue ich das," lachte der junge Mann.

„Nun, sehen Sie, mein Onkel ist eine alte treue Seele, aber so eigensinnig und starrköpfig, daß ich dachte, ich könnte eine Menge unangenehmer Scenen verhüten, wenn ich hierher reiste und Ihnen die Sache ganz einfach erklärte, wie sie ist. Ich kann Sie nicht heirathen, Kenton, — weil — weil ich schon mit Frank Nobb verlobt bin. Und nun frage ich Sie: Ist denn nicht hier ein liebes, junges Mädchen, das Sie mir vorziehen würden?"

„O gewiß, es ist eines hier!" rief er mit tiefem Ernst.

„Gott sei Dank!" sagte sie, „da ist uns ja Beiden geholfen," und schüttelte ihm treuherzig die Hand. „Jetzt habe ich Sie erst recht gern, und jetzt wollen wir auch Alles thun, was von uns verlangt wird!"

„Wie! Ich verstehe Sie nicht —"

„Das glaube ich," sagte Dolly und klopfte ihm auf die Schultern; „aber ich will's Ihnen schon erklären!" Das that sie denn auch, bis der Wagen den Ort seiner Bestimmung erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Für Hausfrauen.) Nicht selten ist es der Fall, daß Würste, Schinken u. dgl. aufzubewahrende Eßwaaren schimmelig werden, wenn sie nur einige Zeit in einem etwas mit dumpffeuchter Luft erfüllten Raume sich befinden. Um diesem Uebelstande ganz vorzubeugen oder da, wo er eingetreten ist, zu beseitigen, ist Nichts empfehlenswerther, als gewöhnliches Kochsalz in einem Teller nur mit so viel Wasser zu übergießen, daß eine breiartige Lösung des Salzes erfolgt. Wenn man schimmelige Würste mit diesem Salzbrei dünn anstreicht, verschwindet der Schimmel sofort, und nach einigen Tagen überziehen sich die Würste mit überaus feinen Salzkrystallen, die jeder weiteren Schimmelbildung vorbeugen. Dasselbe Verfahren ist auch sehr zu empfehlen, um den zeitweilig in den Gelenken der Schinken auftretenden Schimmel zu beseitigen und ihm vorzubeugen.

Verschiedenes.

Einem Dragoner-Rittmeister wird das Pferd unter dem Leibe erschossen, und dieselbe Kugel streift ihm den Schenkel. Unter großem Blutverlust arbeitet er sich unter dem gestürzten Pferde hervor und schleppt sich über die Straße, um sich in einem Getreidefeld zu verbergen. Da hört er herannahende Reiterei, die er an den Signalen als österreichische erkennt. Er hält in seinem Marsche inne und ruft die vorbeisausenden Reiter an; umsonst! in ihrer raschen Flucht vor einer überlegenen feindlichen Cavalerieabtheilung achten sie nicht auf ihn. Da nahen die preußischen Uhlanen; schon will er sie anrufen und sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben, da macht er einen Fehltritt, strauchelt und liegt im Straßengraben; im nächsten Augenblicke sind auch schon die Uhlanen vorbei, ohne ihn bemerkt zu haben und — er ist gerettet.

In Paris fand neulich ein Antiquar unter altem Eisen ein zierliches kleines Schloß, das freilich sehr rostig war. Er kaufte es für 3 Francs 50 Centimes und verkaufte es dann für 2400 Francs, von denen er 1200 Francs seinem ersten Verkäufer zufließen ließ. Es stand auf demselben: Lud. XVI. me fecit (Ludwig XVI. hat mich verfertigt). Das Schloß erinnerte also an die Lieblingsbeschäftigung des unglücklichen Königs, welche mit dazu beitrug, daß er um Thron und Kopf kam. Ein König hat genug zu thun, wenn er recht König sein will; er darf nicht daneben noch den Handwerker machen.

Eine eigenthümliche Auction wurde unlängst in einem Kloster in der Umgebung von Paris abgehalten. Es wurden nämlich die Haare von den jungen Mädchen, welche seit 1810 in jenem Kloster den Schleier genommen, in öffentlicher Auction versteigert. Es waren im Ganzen 800 Pfund, die für 30,000 fl. losgeschlagen wurden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 91:
Leben, Nebel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 93. Sonntag, den 5. August **1866.**

Der erste Zahn.

Drei viertel Jahr schon ist der Kleine,
Er lacht die Mutter lustig an,
Zum Gehen stemmt er schon die Beine,
Doch fehlet noch der erste Zahn.

Die Mutter faßt dem kleinen Wichte
Wohl zehn Mal täglich in den Mund;
Wann kommt der Zahn nur zu Gesichte?
Der Knabe ist doch stark, gesund!

Da endlich kommt er angerückt —
Der erste kleine weiße Zahn,
Das Mutteraug' ist ganz entzücket,
Und immer wieder schaut's ihn an.

Das ist des Mannes erstes Zeichen,
Du kleiner Kerl, denk' stets daran!
Wenn Andre furchtsam rückwärts weichen,
Dann steh' du fest und zeig' den Zahn!

Lern' tüchtig mit ihm um dich beißen,
Nicht Alles löst in Frieden sich:
Mag man dich dann auch bissig heißen —
Beiß' zu — sonst beißen Andre dich!

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Maria machte eine Bewegung der Befriedigung mit dem Kopfe weit von sich weg. „Aus All' diesem ersehe ich noch nicht, warum du so eilig und verzweifelt abgereist bist," sagte Dolores.

„Nun, ich bin keine Flinte, die Alles auf ein Mal losläßt," entgegnete Momo. „Ich erzähle die Dinge hübsch nach einander, wie sie sich zutrugen. — Hierauf fingen plötzlich, und ohne daß man wußte, warum, mehr als tausend Instrumente, Trompeten, Flöten und Violinen, so groß wie ein Beichtstuhl, die unten gestrichen wurden, an zu spielen. Heilige Jungfrau! was ein Lärm!"

„Wo kam denn die Musik her?" fragte Dolores.

„Was weiß ich? Man hat sie aus ganz Spanien zusammen kommen lassen. Doch dies ist das Beste noch nicht. Auf Einmal verschwand wie der Blitz eine Art Garten, den man bisher vor sich gesehen hatte. Es war, als ob der Teufel ihn geholt hätte!"

„Was sagst du da, Momo?" fragte Dolores.

„Nichts als die reine Wahrheit. Statt des Gartens sah man jetzt eine Halle mit Gallerien ringsum, wie in einem Palaste, und eine Frau trat herein in Gold, Sammt und Spitzen, reicher geziert und aufgeputzt, als die heilige Jungfrau vom Rosenkranz. Das ist die Königin Isabella II., dachte ich bei mir. Doch nein, meine lieben Anverwandten, es war nicht die Königin. Wißt ihr wohl, wer es war? — Niemand mehr, noch weniger als die Gaviota, die vermaledeite Gaviota, die einst mit nackten Beinen und Füßen umherging. Dasselbe, was mit dem Garten geschehen war, war mit der barfüßigen Gaviota geschehen. Der Teufel hatte sie geholt und an ihrer Statt eine Prinzessin hingeteufelt. Ich war starr vor Staunen. Als man am Wenigsten daran dachte, kam ein buntgekleideter Herr herein, der stürzte wüthend vor Zorn auf die Gaviota zu, und Augen machte er!!! Caramba, dachte ich, ich möchte nicht in ihrer Haut stecken! Was mich verwunderte, war, daß sie immer dabei fortsangen: er im Zorn, sie in der Angst. Bah! dachte ich, das wird so Mode sein bei den

Leuten da zu Lande. Endlich konnte ich aus der Singerei so viel herausbekommen, daß der Wütherich der General des Don Carlos sein mußte; denn sie nannte ihn „Vater", er aber wollte sie nicht als Tochter anerkennen, wie sie sich auch auf den Knien vor ihm im Staube wälzte. Recht! ganz recht! schrie ich laut bei der schamlosen Betrügerei."

„Was hattest du dich da einzumischen?" sagte die Großmutter.

„Wie! wo ich Alles so genau wußte und bezeugen konnte! Wißt ihr nicht, daß der Hehler so gut als der Betrüger ist? Es scheint aber, man darf dort nicht die Wahrheit sagen, denn mein Nachbar, wahrscheinlich ein verkleideter Polizeimann, sagte grob: Wollt Ihr schweigen, Freund!"

„Ich habe keine Lust dazu," entgegnete ich; „ich will es laut hinausschreien, daß dieser Mann nicht ihr Vater ist."

„Seid Ihr verrückt, oder kommt Ihr aus dem Monde?" sagte der Flegel.

„Keines von Beiden," antwortete ich, „ich bin besser bei Sinnen, als Ihr, und komme direct von Villamar, wo ihr rechtmäßiger Vater, Pedro Santalo, wohnt."

„Ihr seid ein grober Klotz," fing der Madrider wieder an, „schert Euch zum Teufel!"

„Ich stand auf und wollte gerade dem Schlingel einen tüchtigen Rippenstoß versetzen, als mich Nicolas beim Arm faßte und bei Seite zog, um Streit zu verhüten.

„Ich erklärte ihm nun die Sache: wie dies der General sei, den diese vermaledeite Gaviota absolut zum Vater haben wolle; ich sagte ihm, daß ich wohl schon von vielen Schändlichkeiten gehört, von Raub, von Mord, von Piraten; allein davon, daß ein Kind seinen Vater verläugnete, noch nie in meinem Leben.

„Nicolas wollte vor Lachen bersten. Als wir wieder auf unsern Platz zurückkehrten, erschien die Gaviota ganz weiß gekleidet, wie eine Leiche. Der General scheint ihr mittlerweile die Possen vertrieben und ihr angedeutet zu haben, den bunten Firlefanz abzulegen. Sie fing an zu singen und spielte dazu auf einer ungeheuern Guitarre, die sie auf dem Boden vor sich liegen hatte, und in die sie immer mit allen zwei Händen griff. Was diese Gaviota nicht Alles erfinden kann!!! Jetzt kommt der Hauptknoten; plötzlich trat ein Mohr herein."

„Ein Mohr?"

„Ja, ein Mohr!! schwärzer und wilder als Muhamed, mit einem riesengroßen Dolch in der Hand. Ich glaubte zu sterben vor Schreck."

„Jesus Maria!" riefen die beiden Frauen.

„Ich fragte Nicolas, wer dieser Feuerbrand sei, und er sagte, er heiße Telo. Doch, um zu Ende zu kommen, der Mohr sagte der Gaviota, er sei da, um sie zu töden."

„Heilige Jungfrau!" rief die Großmutter, „war es vielleicht der Henker?"

„Ich weiß nicht, ob es der Henker war, ich weiß nur, er nahm sie bei den Haaren und versetzte ihr mehrere Dolchstiche. Ich sah es mit diesen meinen eignen Augen, wie sie zu Boden stürzte; ich kann Zeugniß ablegen."

Momo drückte seine beiden Zeigefinger unter die Augen, und zwar mit solchem Nachdruck, daß sie aus ihren Höhlen treten zu wollen schienen.

Die Frauen stießen einen Schrei aus. Maria schluchzte und rang die Hände.

„Was machten denn aber die Zuschauer?" fragte Dolores weinend. „War denn Niemand da, der den Rasenden festzuhalten suchte?"

„Das weiß ich nicht; denn als ich dies gesehen, stürzte ich über Hals und Kopf aus dem verruchten Orte weg und lief und lief, ohne umzusehen, bis wenigstens drei Meilen zwischen Madrid und dem Sohne meiner Mutter lagen."

„Man muß dies natürlich dem unglücklichen Vater verschweigen," sagte Maria. „Ach, welch ein Schicksal!"

„Und wer hätte den Muth, es ihm zu sagen?" schluchzte Dolores. „Arme Marisalada! armer Stein!"

„Jeder erhält, was er verdient," sagte Momo; „diese tolle Gaviota mußte so enden. Wäre ich nicht so müde, ich ginge sogleich zu Ramon Perez, es ihm zu erzählen."

Capitel X.

Die Neuigkeit, daß die Tochter des Fischers meuchlerisch ermordet worden sei, verbreitete sich alsbald im ganzen Orte. So hatte der selbstsüchtige, boshafte, verstockte Momo, unter-

stützt von seinen feindseligen Gedanken und Gefühlen, gerne geglaubt, was er auf der Bühne vorgehen sah, und nicht nur die Reise vergeblich gemacht, sondern auch die guten, theilnehmenden, einfachen Menschen in einen grausamen Irrthum gestürzt.

Das Gesicht Don Modesto's wurde zwei Zoll länger. Der Pfarrer las eine Messe für Maria's Seele. Ramon Perez schlang ein schwarzes Band um seine Guitarre. Die „geheimnißvolle Rose" sagte zu Modesto: „Gott möge ihr verziehen haben! aber sagte ich nicht immer, sie würde ein schlechtes Ende nehmen?"

Die alte Maria zog in Erwähnung, daß, nach dem schrecklichen Ereigniß, Stein wohl im Augenblick nicht werde kommen können, und entschloß sich, den Kranken dem jungen Arzte anzuvertrauen, der nach Don Federico sich in Villamar festgesetzt hatte. Er wurde gerufen und fand den Fischer so schlimm, daß er erklärte, man müsse ihn zum Sterben vorbereiten.

Die gute alte Frau weinte bitterlich, als sie diesen Ausspruch des Arztes vernahm. Sie rief Manuel herbei und übertrug ihm die Sorge, den Kranken mit aller Schonung und Vorsicht vorzubereiten, denn sie selbst fühlte sich nicht stark genug.

Manuel trat in das Gemach des Patienten. „Holla, Gevatter Pedro, wie geht es Euch heute?"

„Immer schlimmer, immer rascher abwärts, Manuel! Wenn Ihr Etwas nach der andern Welt zu bestellen habt, so sagt es schnell, ich bin reisefertig, mein Sohn!"

„Ei, was Ihr da sprecht, Gevatter! daran sind wir noch lange nicht. Ihr lebt länger als ich. Doch — wie das Sprüchwort sagt — man soll nichts aufschieben — — Ich wollte Euch nur aufmerksam machen — —"

„Ihr braucht nicht weiter zu sprechen, Manuel," fiel der Fischer ein. „Versichert Eure Mutter, daß ich bereit bin. Ich sah diesen Augenblick lange voraus und dachte bisher nur an ihn und," setzte er mit leiser Stimme hinzu, „und — an sie!!"

Manuel entfernte sich tief bewegt. Die stärkste Seele beugt sich vor dem Anblick des Todes, vor dieser unbeugsamen Gewalt, die ihre kalte, eiserne Hand ausstreckt, ihr Opfer berührt und es für ewig von der grünen, sonnigen Erde, aus dem frischen bewegten Leben in ihr starres Reich hinabzieht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schwiegervater in tausend Aengsten.

(Fortsetzung.)

Squire Rayner stand schon eine gute Weile auf den Stufen der breiten Marmortreppe, um seine zukünftige Schwiegertochter mit gehöriger Würde zu empfangen — ein Muster der steifsten Höflichkeit aus der guten alten Schule. Jede seiner Bewegungen war berechnet, aber trotzdem konnte er es nicht verhindern, daß er mit einem nervösen Schrecken mehrere Schritte zurückfuhr, als Miß Millner mit einem Satz aus dem Wagen sprang und, immer zwei Stufen auf ein Mal nehmend, zu ihm die Treppe hinauf eilte. Sie hatte die kurzen Locken an der Seite getheilt und eine winzige sammtne Reitermütze darauf gesetzt; an die Stelle des Shawl war eines jener extra modernen Kleidungsstücke getreten, die so zärtlich mit den Herrenröcken liebäugeln, mit großen goldenen Knöpfen und langen Schwänzen. Ihr Kleid, nicht gehoben durch die Crinoline, schleifte hinter ihr her, und sie trat auf wie ein Mann. Der Squire hätte kaum entsetzter aussehen können, wenn sie in wirklicher Männerkleidung vor ihm erschienen wäre.

„Potz tausend! Was ist das ein hübscher alter Platz! Und du bist mein alter Schwiegerpapa, he?" So führte sie sich ein, stellte sich dabei auf die Zehen und gab ihm einen weitschallenden Kuß.

„Sie sind mir herzlich willkommen, Fräulein Dorothea," sagte er mit dem förmlichsten Anstand. „Bitte, wollen Sie eintreten und sich mit einem Gläschen Claret und einem Stückchen Kuchen erfrischen?"

„O was! Bleib' mir vom Leibe mit deinen Kuchen und Claret!" sagte die junge Dame und steckte beide Hände in die Taschen ihres bösartigen Rockes. „Laß' mir lieber ein Glas Wein und ein Beafsteak mit Zwiebeln bringen, das ist was für mich! Ein hübsches altes Haus! Habt wohl auch eine Billardstube?"

„Wir — das heißt, ich und mein Sohn — sind nicht für —"

„Was, Unsinn!" unterbrach ihn Fräulein

Dorothea; „ich spiele jeden Morgen Billard. Kann auch die Leute nicht ausstehen, die mit so altmodischen Vorurtheilen behaftet sind, welche sie wie Blutegel nicht los werden können! Was sind denn das für Dinger da an der Wand?"

„Dies sind sehr alte werthvolle Bilder; Sie müssen dieselben einmal genau ansehen."

Miß Dolly schüttelte ihre Locken und gab dem Käppchen einen Ruck auf die Seite. „Ich? Ei bewahre! Ich habe keine Freude an solch' todtem Zeug! Ich werde sie alle herunternehmen und statt ihrer neue Bilder mit Pferden und Wettrennen und so was hinhängen lassen."

„Sie, Sie wollen die Bilder hinweg nehmen lassen?"

„Ja, ich! Nun sieh' nur nicht so böse aus, alter Schwiegervater; ich hatte immer so meine eigene Weise und werde auch all' mein Lebtag nicht davon lassen."

Squire Rayner starrte voll Entsetzen Kenton an; Kenton lächelte ruhig vor sich hin.

„Soll ich dem Kammermädchen schellen, Liebe, damit sie Ihnen Ihr Zimmer zeige? Sie wollen vielleicht vor dem Mittagsessen etwas Toilette machen?"

„Nein, danke!" sagte Dolly; „ich bin gut genug. Mein Kleid ist ganz schön, und wenn es auch ein wenig mit Schlamm bespritzt ist, was liegt daran? Ueberhaupt muß ich Euch nur im Voraus sagen, daß ich nicht so wie Eure eiteln, zarten Fräuleins bin, die ihre ganze Zeit damit zubringen, Bänder und solche Lumpereien umzubinden und Kragen und Frisur zurechtzuzupfen!"

Sie begann hell und laut zu pfeifen, während sie durch den Saal mehr lief als ging. Der Squire fuhr erschrocken zurück.

„Nun, Schwiegervater, was fehlt dir denn?"

„Mir? Mir? — Warst du das, liebe Dorothea, die gepfiffen?"

„Ja! Magst du denn das nicht?"

„Aufrichtig gesagt: Nein!"

„Das ist mir leid!" sagte Dolly; „denn sieh, da mußt du dich eben dran gewöhnen. Kenton, du hast doch nichts dagegen? Wie, Schatz?"

„Durchaus nicht, meine Liebe!" erwiderte der gehorsame Liebhaber. Der Squire stampfte ein Wenig mit dem Fuße.

„Wir haben ein vortreffliches Piano und einige Mappen sehr schöner Kupferstiche in dem Saale, liebes Fräulein," fing er wieder an.

„Ach, zum Teufel mit dem Piano!" rief Dolly und rümpfte die Nase. „Ich will lieber einen Spaziergang in die Ställe machen; ich hoffe, die sind schön und vortrefflich, denn meine Pferde werden in einigen Tagen hier sein!"

„Spaziergang in die Ställe!" keuchte der Alte. „Ach nein, das lassen Sie hübsch bleiben!"

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen Motten, Fliegen Mücken ꝛc.) Motten vertreibt man leicht durch eine Mischung aus Lavendelöl, ätherischem Wermuthöl, von jenem 4 Loth, Terpentinöl 1 Loth, in ein Glas zusammen gewogen, und durch Schütteln in einander gebracht. Damit getränkte Fließ-Papier-Streifen in die Taschen, das Futter oder die Säume der Kleider gelegt wehren den bösen Feind ab.

Um Spiegel und Möbel gegen die Verunreinigung durch Fliegen zu sichern, braucht man sie blos an einigen Stellen mit Lorbeerlack einzureiben, dessen Geruch den Fliegen zuwider ist.

Zur Beseitigung von Schnaken, Mücken u. s. w. in einem Zimmer schließt man Thüren und Fenster, rührt Honig mit etwas Wein an, bestreicht damit das Aeußere einer Glaslaterne und stellt in diese einige Stunden vor Schlafengehen ein brennendes Licht. Alles umherfliegende Ungeziefer bleibt an der Laterne hängen.

Verschiedenes.

Ein bekannter Komiker hatte in einem Stücke eine Cigarre zu rauchen; diese, aus Holz nachgemacht, fiel zu Boden und erregte durch ihr Geklapper das Gelächter des Publicums. Phlegmatisch frug der Komiker den neben ihm auf der Scene stehenden Theaterdirector: „Sagen Sie mir, was kostet die Klafter von diesen Cigarren?"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 94. Mittwoch, den 8. August **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Des andern Tages tobte einer jener heftigen, wilden Stürme, wie sie das Aequinoctium mit sich führt. Der Wind pfiff in allen Tonarten, als ob eine siebenköpfige Hydra zische und heule. Die Hütte ächzte und krachte unheimlich unter seinen gewaltigen Angriffen. Mächtig brauste das unsichtbare Element um die hohe alte Veste, schüttelte, beugte und brach die Fichten und stürzte sich von da nach der öden Steppe, deren Sand und Steine es aufjagte, und deren niedres Gestrüpp sich feig vor dem Tyrannen duckte und so davon kam. Das Meer heulte und klagte. Die Wolken füllten und entleerten sich unaufhörlich; die Sonne war entflohen und die Farbe des Tages war einförmig, traurig, wie ein Leichentuch.

Der Sturm hatte in der Nacht einen Theil des Hüttendaches abgerissen. Um dessen völligen Einsturz zu verhüten, deckte Manuel dasselbe mit Momo's Hilfe mit Steinen, die sie von der Veste herbeischleppten. „Warte wenigstens, bis dein Herr todt ist,“ sagte Momo, indem er mit dem beschädigten Dache beschäftigt war; „dann stürze in Gottes Namen zusammen.“

Wenn ein andres Auge, als das des ewigen Schöpfers, hätte in diese Einöde dringen können und durch den Sturm, der sie aufwühlte, würde es vier Männer bemerkt haben, die, in weite Mäntel gehüllt, mit vorgebeugtem Körper und gesenkten Häuptern, ruhig und stille dem wüthenden Elemente die Stirne boten und durch alle Schrecken des Orkanes hindurch unangefochten gegen die Fischerwohnung vordrangen. Ihnen folgte ernsten, gemessenen Schrittes, mit über der Brust gekreuzten Armen, ein Greis, dem ein Knabe voranschritt, der von Zeit zu Zeit eine Glocke erklingen ließ. In kurzen Pausen hörte man durch das Geheul des Windes hindurch die tiefe Stimme des Greises: Miserere mei, Deus, secundum magnam misericordiam tuam. Die Männer antworteten: Et secundum multitudinem miserationum tuarum dele iniquitatem meam. Es sind: der Priester und einige ihn begleitende fromme Brüder, die wir so im Sturme wandeln sehen, um einem sterbenden Christen die heiligen Sterbesacramente zu bringen. So ertönt in Mitten des Sturmes, des Aufruhrs der bösen Leidenschaften, in Zwischenräumen die ernste, heilige, mächtige Stimme der Religion selbst Denen, die sie vergessen oder sogar leugnen wollen.

Der Priester trat in das Zimmer des Kranken.

Die arme Wohnung bot, Dank der Sorgfalt Maria's und des Bruders Gabriel, einen anständigen Anblick dar. Sie war mit Liebe und frommem Fleiß gereinigt und aufgeräumt worden. Auf einem Tische stand ein mit Kerzen und Blumen aufgeschmücktes Crucifix. Das Bett war weiß, wie Schnee. Nach beendigter Ceremonie blieben nur der Geistliche, Maria und Gabriel bei dem Kranken zurück. Er lag still und ruhig da. Nach einiger Zeit öffnete er die Augen und sagte: „Ist sie nicht gekommen?“

„Pedro,“ antwortete Maria, während zwei Thränen über ihre gefurchten Wangen herabrannen; „es ist weit von Madrid bis hierher. Sie hat geschrieben, sie werde sich sogleich auf den Weg machen, und sie muß jeden Augenblick kommen.“

Sarkalo sank in seine Lethargie zurück. Nach einer Stunde kam er wieder zu sich, heftete seine Augen auf die treue Pflegerin und sagte: „Ich habe meinen göttlichen Erlöser, der sich zu mir herabgelassen, gebeten, daß er mir verzeihen, sie glücklich machen und euch vergelten möge, was ihr an mir von jeher gethan." Hierauf war er lange bewußtlos; dann öffnete er nochmals die halbgebrochenen Augen und sagte mit kaum hörbarer Stimme: „Ist sie nicht gekommen?"

Er ließ den Kopf auf das Kissen zurücksinken und rief dann laut und deutlich: „Barmherzigkeit, mein Herr und Gott!"

„Betet das Credo!" sagte der Priester zu den Umstehenden und näherte sich dem Ohre des Sterbenden, um der entfliehenden Seele noch die Worte des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung zuzurufen.

Maria und Gabriel knieten nieder. Eine erhabene, feierliche Stille und Ruhe herrschte in der demüthigen, engen Menschenbehausung, in die der Tod eingetreten war. Draußen tobte der Sturm ununterbrochen fort. Drinnen war Friede und Ruhe.

Capitel XI.

Die Welt ist aus Widersprüchen, aus Contrasten zusammengesetzt. Diese Bemerkung ist weder neu, noch originell; allein jeden Tag bietet sich uns der Anblick der Morgenröthe und der Schatten der Nacht dar, jeden Tag drängen sich uns die Gegensätze des Lebens auf.

So geschah es, daß, während der arme Schiffer seinen frommen, einfachen Freunden das erhabene und erhebende Schauspiel eines christlichen Sterbens gab, seine Tochter als Primadonna, ohne einen Tropfen italienischen Blutes in den Adern, das Volk von Madrid zu fast wahnsinniger Begeisterung hinriß. Es fehlte nicht an Enthusiasten, die daran dachten, die Königin zu bitten, Maria in den Adelstand zu erheben und nach der Devise in dem Wappen der Herzoge von Verazua: Den Reichen von Castilien und Leon gab eine neue Welt Christoph Colomb — der Sängerin ein Wappen zu verleihen mit der Devise: Ober- und Nieder-Andalusia verlieh neuen Ruhm Maria.

Eines Abends, als Maria's Triumphe und der Enthusiasmus des Publicums den Gipfelpunkt erreicht hatten, stand an der Ausgangsthüre des Theaters eine Gruppe junger Leute, die sich bemühten, zwei Fremden, Neuangekommenen das Wunder des Tages in seinem ganzen Glanze vorzuführen. Sie priesen und analysirten nicht allein ihre herrliche Stimme, die Biegsamkeit ihrer Kehle, den Zauber ihres Vortrags; sie gingen sogar alle ihre persönlichen Reize durch. In der Nähe dieser Gruppe stand, unbeweglich und lautlos, eine bis über die Augen in ihren Mantel gehüllte Gestalt, die bei der Unterhaltung der jungen Leute ungeduldig und zornig mit den Füßen stampfte.

„Welche Augen! ächt arabische Augen!" sagte ein junger Marquis. — „Und Haare hat sie, um die eine Magdalena sie beneiden würde."

„So laßt uns doch endlich einmal eintreten," sagte einer der Fremden. „Ich brenne vor Ungeduld, dies Wunderkind zu sehen und zu hören. Ich bin schon völlig vorbereitet, mich in sie zu verlieben."

Die vermummte Gestalt war verschwunden.

Maria wollte gerade als Semiramis die Scene betreten. Sie war von mehreren Personen umringt. — Da nahte sich ihr Pepe Vera — die verhüllte Gestalt war kein Andrer als er — und flüsterte ihr, ohne daß es irgend einer der Umstehenden gehört hätte, in's Ohr: „Ich will nicht, daß du singst!" — und ging mit gleichgiltiger Miene weiter.

Maria erbleichte zuerst, dann wurde sie glühend roth vor Unwillen. „Komme," rief sie ihrer Zofe zu — laut genug, um von Pepe gehört zu werden — „man hat begonnen; ordne die Falten meines Gewandes: das Publicum läßt nicht mit sich spielen."

Doch — kaum hatte sie diese Worte beendigt, als sie einen gellenden Schrei ausstieß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schwiegervater in tausend Aengsten.

(Schluß.)

„Nun, nun, wie du willst, Schwiegervater. Ich kann auch eben so gut nach dem Essen dahin gehen. — Komm', kleines Mädchen, führe mich in mein Zimmer; da ich bei den Pferden bin, fällt mir ein, daß ich meinen neuen Sattel schnell auspacken kann."

Sie verschwand, indem sie noch eine durchdringende Roulade pfiff, die dem armen Squire durch Mark und Bein ging.

„Kenton!" rief er und faßte entsetzt seines Sohnes Arm und flüsterte leise: „Ist das ein Weib oder ein verkleideter Mann?"

„Ein Weib, Vater, sollte ich doch meinen, und noch dazu ein recht hübsches, — ein wenig excentrisch vielleicht, aber —"

„Excentrisch! Excentrisch!" brüllte jetzt der Alte und wurde blutroth im Gesicht. „Närrisch ist sie, närrisch wie eine junge Katze, das meine ich. Für was in aller Welt schickt sie Simeon Millner hieher? Er soll sie lieber in das erste beste Irrenhaus schicken! Meine Bilder herunter nehmen! Wirklich? Ein Billardzimmer einrichten! Ja wohl, aber nicht eher, als bis ich todt und begraben bin!"

„Ich denke, Vater," sagte Kenton mit kluger Miene, „daß ihre Gesellschaft Carrie sehr nützlich sein wird; Carrie hat noch so wenig von der Welt gesehen."

„Ihre Gesellschaft! Für Carrie! Um Gotteswillen nein! Carrie darf nicht in ihre Nähe! Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß meine kleine weiße Lilie auch in einem geschwänzten Rocke im Hause umher pfiffe! Wie, Kenton, du unterstehst dich zu lachen, während ich rede?"

„Verzeih' mir, Vater, bitte, bitte, ich konnte nicht anders, als du von Carrie Vail in Reitertoilette sprachst. Ich will gewiß nicht wieder lachen!"

„Das will ich dir auch rathen!" brummte der Squire, der nun einmal ganz außer sich war. „Porter und Zwiebeln! Einen Besuch in den Ställen! Ei, Kenton, deine selige Mutter wußte bis zu ihrem Tode nicht, wo die Ställe sind, und ich glaube nicht, daß sie je in ihrem Leben eine Zwiebel versuchte! Carrie Vail nimmt auch nie das Wort Stall in den Mund! Ich möchte wissen, zu was All' es in der Welt noch kommen wird!"

„Carrie ist sehr nett," sagte Kenton gleichgiltig, „aber ich muß gestehen, sie ist doch noch sehr ungebildet im Vergleich mit meiner Dorathea!"

„Schweig' still, Sohn; halte deinen Mund, Junge!" brüllte der Squire; „Carrie ist ein Engel, und du bist ein Dummkopf! Deine Dorothea! Wirklich! Wer hat dir gesagt, daß sie dein sein würde?"

„Ei, Vater, du selbst!"

„Gott bewahre! Durchaus nicht! In keinem Falle! Ich sprach nur davon, wie von einer entfernten Möglichkeit! Denke dir nur, dein ganzes Leben an eine Frau gebunden zu sein, die pfeift und Herrenröcke trägt! Ueberdies —" Der Squire riß die Nasenlöcher auf und rannte hin und her und schnuffelte wie ein Spürhund. „Ich wußte es, ich konnte mich nicht irren, ich wußte es ganz gewiß!" rief er; „hier ist eine Cigarre!"

„Lieber Vater, du mußt dich irren," sagte Kenton und drehte sich gegen das Fenster, um eine starke Neigung zum Lachen zu verbergen.

„Nun, so komm' hierhin und sieh nach dem Balcon. So wahr ich lebe, da ist diese — dieses Weib mit der verwünschten Mütze und raucht eine Cigarre!"

„Aber, liebster Vater, weißt du denn nicht, daß das Rauchen auch zu der vollständigen Bildung der jungen Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts gehört?"

Der Alte war wieder dunkelroth geworden und keuchte vor Zorn. „Meine Schwiegertochter soll nicht im Hause herumgehen und einen Duft von Cigarren, Porter und Zwiebeln um sich her verbreiten! Noch heute Abend muß sie fort von hier! Keine einzige Stunde länger will ich sie hier haben!"

„Aber, Vater, du vergissest die heilige Verpflichtung, die ich gegen sie habe!"

„Dummes Zeug! Unsinn! Wir sagen ihr, du seiest schon verlobt! — Carrie! Carrie Vail! So komm' doch, mein kleiner Liebling!"

„Hast du mir gerufen?" frug Carrie's sanfte Stimme, als ihr goldener Lockenkopf unter der Thür glänzte.

„Komm' hierher, Kind! Willst du es mit meinem bösen Jungen wagen und ihn zum Manne haben?"

„Nicht gegen deinen Willen, Vater!"

„Aber es ist nicht gegen meinen Willen, Carrie! Es ist der innigste Wunsch meines Herzens! Liebes Kind, du machst den alten Mann unaussprechlich glücklich, wenn du seine harten Worte vergissest, und wenn du darein willigest, seine kleine gute Schwiegertochter zu werden."

Es waren Thränen in den grauen Augen, während er sprach. Carrie sah scheu nach Kenton hin.

„Mein Herz!“ sprach dieser leise, und sie sank in seine Arme, während eine liebliche Röthe ihre Wangen überzog.

„Jetzt ist Alles gut, Alles gut,“ lachte der Alte voll Entzücken. „Und jetzt will ich gehen und — diese Person weiter spediren.“

„Mich weiter spediren!“ schrie da Dolly, die die letzte Scene mit angesehen und gehört hatte, und nahm eine trotzige Stellung ein. „Und was soll denn aus dem reichen Ehegatten werden, den mir Onkel Simeon versprochen hat? Er wird denken, ich sei böse gewesen, und wird mich zanken! Ach, ach, ach!“ Und sie brach in lautes Schluchzen aus.

„Nein, das wird er nicht denken und nicht thun,“ sagte der Squire mit erheuchelter Freundlichkeit. „Ich werde ihm schreiben, daß das einzige Hinderniß darin besteht, daß mein Sohn — zufällig schon verlobt ist. Und ich will hoffen, daß Sie auch einen liebenswürdigen jungen Mann finden!“

„Ach ja, vielleicht werde ich,“ sagte Dolly und ihre Miene erheiterte sich.

Und noch an demselben Abend fuhr sie in größter Heiterkeit weg und pfiff noch im Wagen ein Soldatenlied, so laut, daß es das Rasseln der Räder übertönte und bis zu dem alten Manne drang. Dieser athmete tief auf, als ob er von einer großen Gefahr erlöst sei, als der Wagen in der schönen Lindenallee verschwand.

„Noch ehe eine Woche vorüber, hätte ich einen Selbstmord begangen, wenn dieses entsetzliche Geschöpf meine Schwiegertochter geworden wäre!“ sagte er mit dem höchsten Ernste. „Komm', Carrie, gib mir einen Kuß! Und nun wünsche ich, daß ihr nicht lange säumet; Kenton kommt mir nicht eher sicher vor dem geschwänzten Rocke und der Amazonenmütze vor, als bis er verheirathet ist.“

Groß war Simeon Millner's Zorn, als seine hübsche Nichte wieder nach Hause kam, ohne einen Trauring am Finger.

„Hm! hm!“ rief er und regalirte seine Nasenlöcher mit einer tüchtigen Prise von schottischem Schnupftabak. „Nicht gut genug für Tom Rayner's Junge! Hm! hm! Jemand Anders heirathen! Nicht wahr? Ich will ihm schon zeigen, daß andere Leute auch einen Mann finden können! Den ersten besten anständigen jungen Mann, der kommt, sollst du nun haben, Dolly! Tom Rayner's Junge soll's doch wahrlich meiner Nichte nicht zuvor thun!“

„Ei, da wäre dir vielleicht der Frank Robb ganz recht, Onkel?“ fragte Dolly.

Und an Carrie Vail's Hochzeitstag erhielt Kenton Rayner die winzigen Karten mit der Aufschrift: Mr. und Mrs. Frank Robb.

„Also hat sich dieses Weib doch noch verheirathet!“ sagte der Squire. „Nun, es ist mir lieb! Vielleicht hört ihr Mann gern pfeifen!“

Verschiedenes.

Ein junger Mann aus einer angesehenen amerikanischen Familie, der sich häufig in Geldverlegenheiten befand, hatte seinen Onkel verschiedene Male um ein Anlehen ersucht, war aber von demselben in letzter Zeit abschlägig beschieden worden. Als der Onkel dieser Tage gerade von der Jagd kam und damit beschäftigt war, sein Gewehr, welches noch eine Ladung enthielt, in Ordnung zu bringen, hörte er im Nebenzimmer die Stimme des jungen Mannes, welcher seiner Tochter in derselben Angelegenheit die dringendsten Vorstellungen machte. Außer sich über solche Zudringlichkeit riß er die Thüre des Nebenzimmers auf und schoß dem jungen Manne, ohne daß derselbe Zeit gehabt hatte, auch nur ein Wort zu reden — eine 50 Dollar-Note vor, mit dem Ersuchen, sein Haus augenblicklich zu verlassen.

„Ich ärgere mich über dich noch halb todt!“ keifte eine zänkische Frau mit ihrem Manne. — „Das ist ja eben dein größter Fehler,“ antwortete der Mann, „daß du Alles nur halb thust!“

Ein Weinhändler bezeichnete seine Weinsorten als so rein und unverfälscht, wie die Thränen eines Weibes über den Verlust ihres Gatten.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 95. Freitag, den 10. August **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Pepe Vera war von hinten an sie herangetreten, hatte ihr wiederholt zugeraunt: „Ich will nicht, daß du singst," und dabei mit brutaler Kraft ihren Arm mit seiner Eisenhand gepackt. Von Schmerz bezwungen ließ sich Maria stöhnend in einen Sessel fallen. Pepe Vera war verschwunden.

„Was habt Ihr? Was fehlt Euch?" fragten die Umstehenden erschreckt.

„Was ist vorgefallen, Senora?" fragte der Director, den man herbeigerufen hatte.

„Nichts, es ist nichts! nur ein vorübergehender Schmerz," versicherte Maria, indem sie entschlossen aufstand und ihre hervorbrechenden Thränen abtrocknete. „Ich bin bereit. Der Vorhang soll aufgezogen werden."

In diesem Moment stellte sich Pepe Vera, bleich wie eine Leiche und mit Augen wie glühende Kohlen, zwischen den Director und Maria. „Dies ist eine Grausamkeit," sagte er mit vieler Ruhe; „die Senora, die kaum sich aufrecht halten kann, auf die Bühne hinausstoßen zu wollen!"

„Wie, Senora!" rief der Director; „seid Ihr krank? Seit wann? Noch vor fünf Minuten sah ich Euch blühend, heiter und belebt."

Maria wollte antworten, doch sie senkte schnell die Augen zu Boden, die Worte erstarben ihr auf den Lippen. Pepe's fürchterliche Blicke beherrschten sie, wie die Augen der Schlange den Vogel.

„Warum wollt Ihr die Wahrheit nicht sagen?" fuhr Pepe mit unerschütterlicher Ruhe fort; „warum nicht eingestehen, daß Ihr nicht singen könnt? Seid Ihr eine Sclavin, die man zwingen kann zu thun, was ihr schwer fällt?"

Das Publicum wurde ungeduldig. Der Director wußte nicht, was anfangen. Man verlangte die Ursache dieser Zögerung zu wissen. Während der Director draußen den Vorfall erklärte, führte Pepe Maria weg unter dem Vorwande, sie zu ihrer Dienerin in das Ankleidezimmer zu geleiten. Voll Wuth versetzte er ihr noch einen Faustschlag und sagte mit erstickter Stimme: „Caramba! War es nicht genug, daß ich sagte, ich wolle nicht, daß du heute singest?"

Als sie allein mit einander im Ankleidezimmer waren, brach Maria's ganzer Zorn los. „Du bist ein Unverschämter! ein Schändlicher!" rief sie mit vor Grimm bebender Stimme. „Welches Recht hast du, mich so zu behandeln?"

„Meine Liebe zu dir," antwortete Pepe Vera ruhig.

„Verdammt sei deine Liebe!" sagte Maria.

Pepe Vera lachte laut auf. „Du sagst dies, als ob du ohne sie leben könntest!"

„Gehe, gehe," rief Maria, „und komme mir nie mehr vor die Augen!"

„Bis du mich rufst?"

„Ich dich rufen? Eher würde ich dem Teufel rufen."

„Das thue; der macht mich nicht eifersüchtig."

„Gehe, gehe augenblicklich, verlasse mich!"

„Wohlan!" sagte der Toreador: „ich gehe, und zwar nach dem Hause der schönen Lucia, der Tänzerin."

Maria war eifersüchtig auf dieses Weib, die Pepe Vera besuchte, ehe er Maria kannte.

„Pepe! Pepe!" schrie Maria, „Abscheulicher! Erst grausam, dann treulos!"

„Jenes Weib thut nur, was ich will," sagte Pepe. „Du bist zu sehr Gebieterin für mich. Wenn du willst, daß wir Freunde bleiben sollen, muß Alles nach meinem Willen geschehen. Zum Beherrschen hast du deine Herzoge, deine Gesandten, deine verrückten Excellenzen." Hiermit näherte er sich der Thüre.

„Pepe! Pepe!" schrie Maria leidenschaftlich, indem sie ihr Taschentuch in den krampfhaft geschlossenen Fingern zerdrückte.

„Rufe dem Teufel!" entgegnete Pepe spöttisch.

„Pepe! Pepe! höre, was ich dir sage. Wenn du zu der Tänzerin gehst, so erhöre ich den Herzog. Ich thue Alles, Alles, um mich zu rächen."

Pepe trat einige Schritte zurück, stellte sich mit gekreuzten Armen und mit fest auf sie gerichteten Blicken vor Maria. Maria hielt diese stechenden, wie Pfeile auf sie zielenden Augen ruhig aus.

Eine solche Liebe gleicht mehr der von Tigern, als von fühlenden Menschenseelen. Und gerade sie ist es, wie die moderne Literatur sie uns jetzt zeichnet. Die beiden Naturen erkannten sich in diesem Moment erst recht und wußten nun, daß sie von gleicher Stärke, gleichem Temperament seien. Der Kampf mußte aufgegeben werden. Beide entsagten stillschweigend dem Siege; aber Keines von Beiden hätte die Niederlage zugestanden.

„Komme, Maria," sagte Pepe, der wirklich der Schuldige war; „laß uns Freunde sein. Ich gehe nicht zu Lucia; dafür sollst du mich diese Nacht in deinem Hause verbergen und Zeuge sein lassen von dem Besuche des Herzogs."

„Es kann nicht sein," antwortete Maria kalt.

„Wohl! du weißt, wohin ich gehe, wenn ich dies Zimmer verlasse."

„Infamer!" murmelte Maria mit übereinandergepreßten Zähnen.

Eine Stunde nach dieser Scene lag Maria halb zurückgelehnt auf ihrem Divan. Der Herzog saß neben ihr. Stein stand vor ihr und hielt ihre Hände in den seinen, ihren Puls beobachtend.

„Es ist Nichts, Maria," sagte Stein; „ein Nervenzufall, der sie betroffen hat. Der Puls ist ruhig und gleichförmig. Ruhe aus, Maria, du hast Ruhe nöthig. Du wirst dich noch tödten mit dem angestrengten, rastlosen Arbeiten. Deine Nerven sind seit einiger Zeit außerordentlich reizbar. Ich muß jetzt gehen, um einen schwer Erkrankten zu besuchen. Halte dich ruhig, mein Kind! Morgen fangen wir wieder mit der Eselsmilch an, die dir letztes Jahr so gut gethan. Adieu, Maria! Adieu, Herr Herzog!" und damit eilte er weg.

Der Herzog, der Maria gegenüber saß, betrachtete diese lange Zeit. Sie schien außergewöhnlich matt.

„Seid Ihr müde, Maria?" fragte er jetzt mit jenem weichen Ton, wie ihn nur die Liebe der menschlichen Stimme verleihen kann.

„Ich bin übermüde," antwortete sie.

„Soll ich weggehen?"

„Wenn Ihr es wünscht —"

„Im Gegentheil, ich würde es nur sehr, sehr ungern thun."

„So bleibt."

„Maria," sagte der Herzog nach kurzer Pause, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog, „wenn ich nicht zu Euch reden kann, so singe ich Euer Lob, Euren Ruhm. Ich habe hier einige Verse für Euch, die ich letzte Nacht dichtete; denn des Nachts träume ich, ohne zu schlafen. Der Schlaf flieht meine Augen, seitdem der Friede aus meinem Herzen entflohen ist. Verzeihung, Maria, Verzeihung für diese Worte, die unwillkürlich meiner vollen Seele entströmten, wenn sie die Unschuld und Reinheit Eures Gefühles verletzten. Ich habe gelitten, viel gelitten und leide noch."

„Ich sehe nicht ein," bemerkte Maria gleichgiltig, „warum Ihr leiden solltet?"

„Soll ich Euch die Verse vorlesen, Maria?" fragte der Herzog.

„Wenn Ihr wollt, ja!" entgegnete Maria kalt.

Der Herzog las ein zärtliches, tief empfundenes Gedicht vor.

„Es ist schön, sehr schön," sagte Maria etwas theilnehmender. „Wird es im „Herold" erscheinen?"

„Wünscht Ihr es?" fragte der Herzog seufzend.

„Ich glaube, die Verse verdienten es," versicherte Maria.

Der Herzog schwieg und stützte den Kopf

in die Hände. Als er ihn wieder erhob, bemerkte er in Maria's, auf die Glasthüre ihres Alkovs gerichteten Augen ein helles Aufleuchten, das sogleich wieder erlosch. Er wandte sein Gesicht dahin, sah aber Nichts.

Der Herzog hatte zerstreut eine Rolle von dem Papiere gemacht, auf dem die Verse standen.

„Wollt Ihr eine Cigarre mit dem Sonett anzünden?" fragte Maria.

„So diente es doch zu Etwas," antwortete der Herzog.

„Gebt es mir, ich will es aufbewahren."

Der Herzog ließ in das zusammengerollte Papier einen prachtvollen Diamantring gleiten.

„Wie!" rief Maria, „die Brillanten auch?" Und sie steckte den Ring an ihren Finger und ließ das Gedicht fallen.

„Ach!" dachte der Herzog; „sie hat kein Herz für die Liebe, keine Seele für die Poesie! Sie scheint nicht einmal Blut zum Leben zu haben! Und dennoch — der Himmel ist in ihrem Lächeln, die Hölle in ihren Augen und — Himmel und Hölle vereint in ihrer Stimme."

Der Herzog erhob sich. „Ruht aus, Maria," sagte er. „Schlaft ruhig in dem beglückenden Seelenfrieden, den Euch der Himmel gab, — ungetrübt von dem Gedanken, daß Andre wachen und leiden."

(Fortsetzung folgt.)

Hampelmann.

Mit andern Frankfurter Redacteuren ist auch Herr Stoltze, der witzige Herausgeber der Frankfurter „Laterne", nach Stuttgart übergesiedelt; er hatte um so mehr Grund zu dieser Domiciländerung, als gegen ihn ein preußisches Preßstraferkenntniß vorliegt. Die „Latern" läßt nunmehr — bis auf bessere Zeiten — ihr Licht in Stuttgart leuchten. Hören wir, wie „Hampelmann", der in der schwäbischen Residenz seinen Humor nicht im Mindesten verloren hat, über die Occupation seiner Vaterstadt sich ausspricht:

Der Hampelmann ist glicklich dorch
Un sitzt im „Hotel Petersborg"
Zu Stuttgart unverdesse;
Von Frankfort fern, du liewer Gott,
Muß er jetzt an der Table d'hôte
Das Brod der Fremde esse!
Die Krebssupp gestern war net schlecht,
Wie aach der Pudding un der Hecht
Nebst Wälsch und Zuckerschnitze.
Die Hitz nur is hier ganz enorm,
Doch werd't ihr aach, in annerer Form,
In Frankfort tichtig schwitze. —
No — Gott mög' euch beschitze!

Also die Preußen sin am Mondag mit klingendem Spiel in Frankfort eingezoge? und zwar als scharf geladene Gäst. Sie solle aach gar zu scheen gesunge hawwe. Warum dann nett? sie hawwe ja en Vogel an ihrer Spitz gehat. „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" — Schweih ner, merr kenne se! mit der ääne Hälfte wird merr ebbes weiß gemacht, und die anner Hälft is die Schatteseit. — No se sin also do! un uff die seitherig Bangigkeit wird sich die Borjerschaft jetzt sehr erleichtert fühle. — „Der Senat dieser freien Stadt" is ufgelööst, wann ach nicht in Wohlgefalle, — un die alt- un neugotha'sche Mitglidder hawwe jetzt Zeit, ihrer preußische Glückseligkeit freie Lauf zu lasse; sie könne hinlaufe, wohin se wolle. Nor der Senator Bernus un der Senator Speltz sin net abgesetzt worn, sondern sitze noch. Was? sie sin widder los? No, ich hoff, sie wern dessentwege das Vaterland in der Stunde der Gefahr net verlasse, un hawwe ihr Ehrenwort gewwe — misse, da zu bleiwe. Dann daß sich in der Recheneikass nur achtundzwanzig Gulden vorgefunne hawwe, des war aach gar zu wenig. Ei so viel wärn ja beinahe in der Portokass von der „Latern" gewese, wann der Stoltze nett Alles mitgenomme hätt. Was se do finne, daderzu brauche se net die dreihundert Gäul, die se requirirt hawwe, um des fortzuschaffe. Der Stoltze hat in die leer Kass e Anweisung gelegt, da steht druff:

Ihr findet eine Menge Verse,
Viel Kinder, eine leere Börse,
Und weil ich traue keinem Thron,
Nicht Eine Staatsobligation.

Dreihunnert Gäul! Nor? — No da is Hoffnung vorhande, daß se bald abfahre oder reite. — Uffgesesse sin se schon — des heest mit ihre zwanzig Milljone Contribution. Woher nemme un net stehle? Zwanzig Milljone! Du sprichst ein großes Wort gelasse aus! — Frankfort muß sich üwwerhaapt alleweil aus der Vogelperspectiv sehr schee ausnemme: dreihunnert Gäul, dreißig Milljone Gulde, Senat abgesetzt, den Speltz gebernust und den

Bernus gespeltzt, alle Zeidunge verbotte bis uff das Schornal und den Frankforter Kirchezettel, for jeden Offizier acht gute Sigarn alle Dag und vor jeden Soldat alle Dag acht schlechte. Was mag des for en bloe Dunst gewwe! Dem Redacteer von der Postzeidung hawwe se en Schlagfluß an Hals geängstigt und der Redacteer vom Dagblättche is aus freie Stücke — dorchgange, die Neue Frankforter Zeitung mit ere ganze Compani Soldate besetzt un den Bernhard Dokter von fuffzig Mann mit Zündnadelgewehr abgeführt in die Gefangeschaft. Aeä Mann hätt's aach gedah! E merkwerdig Jmmermacht hawwe die imweral:

> No, er is jetzt widder los,
> Eine Stunde saß er bloß,
> Un sei Haft un sei Erdulde
> Gibt er net vor dausend Gulde.

No, Spaß bei Seit, awwer mit dene Preuße in Frankfort is net gut Vogelskirsche esse. Ich winsch' Jhnen allerseits gesegnete Mahlzeit! — Dann do hawwe merr'sch. Ewe verbreitet sich hier in Stuttgart das Gericht, in Frankfort wärn net weniger als äänunzwanzig Redacteer verhaft worn. Wann ere werklich so viel dort warn, so hat sich der Herr Vogel von Falkenstää en Gotteslohn verdient, wann er e bisle die Stub hat kehre lasse. Daß es net lauter Demokrate warn, des geb ich Jhne im Voraus schriftlich, un jed anner Couleur verdient ohne Weiteres beigesteckt zu wern. Aeänunzwanzig Redacteer! un wie viele warn da drunner, die sich schon zehn Jahr vorm Einmarsch der Preußen unner die russisch un derkisch un sogar chinesisch Flagg begewwe hatte, un es hat se doch nix geholfe. So respectirt der Herr Vogel von Falkenstää die fremde Nationalitäte! Aeänunzwanzig Redacteer! was möge die in dene letzte vier Woche zusammegeloge hawwe! ich möcht's emol uff Aeäm Haufe beisamme sehne! Aeänunzwanzig Redacteer! un vielleicht aach gar noch unser Frankforter Berichterstatter! Deß wär e harter Schlag for die Vorjerschaft. — Wenn merr zum Frühstück sei zwanzig Milljone Gulde bezahlt hat, zum Zehn-Uhr-Esse sei dreihundert Gäul geliwwert hat, fuffzehdausend Mann zum Mittagesse hat un zum Nachtesse, un sei hunnertunzwanzigdaused Stick Cigarre los is, so will mer Awends mit Ruh in seine Localnotize lese, wieviel Katze unnerdeß in der Stadt verfahre sin worn, un wieviel Wirthshausprícheleie in der vergangene Nacht stattgefunne hawwe könnte. Vom Wirthshaus zu redde! Wenn ich merr unsere Sachsehäuser als Preuße denk, so muß ich bei all meim Elend lache: Jott verdamm mir, jeben Sie mich man eenen Schoppen Apfelwein. — Juter Apfelmest zu 3 Silberjroschen die Maas verzapft Jeier in die Dreijönigsstraße. Abends warme Solberjnochen. O häst de die Sachsehäuser Maabrück quer im Hals! — No, sei ner zufridde, noch leuchtet die stolze „Latern", dann im Heidelberjer Bahnhof hat sich erscht kerzlich e deutscher Ferscht, der uf der Reis war, sei Cigar bei er aagesteckt. Sie leucht! Un so schnell kann kää Vogel flige, als sich das Licht fortpflanzt; bis der nach Bruchsal kimmt, is die Latern scho lang wo annerscht. Zu dem bin ih gar kää Feind vom Vogel; er soll nach Haus zu merr schicke, da kann er e ganz Dippe voll Mehlwürm kriche. Unser Mari wääß, wo se stehn: hinne im Garte in meim Schreibstibche. Es muß aach noch wenigstens e halb Pund gemischt Vogelfutter da sei. Die Contribution geb' ich gern. Daß ich von Frankfort fortgange bin, wird merr der Herr Vogel von Falkenstää net iwwel nemme, dann, gucke Se, for was sollt ich dableiwe? — Warum soll ich Jhne die Unannehmlichkeite mache, mich verhafte lasse zu müsse? un warum mir? Es is besser so, daß ich gange bin. Uff die Wiederzulassung der „Latern" hätt ich doch net warte könne. — Darum keene Feendschaft nich! — Sie sin der Herr Vogel von Falkenstää, und ich bin der Spaßvogel von Frankfort am Määä.

Verschiedenes

Die „N. St. Z." erzählt aus Stettin: Eine Bauersfrau, welche bei einem hiesigen Hause 100 Thlr. stehen hatte, meldete sich, um ihr Geld zurückzufordern. Als ihr das Geld aufgezählt wurde, sagte sie ganz unbefangen: „Na ick seh', se hebben dat Geld noch, denn behollen se't man."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 96. Sonntag den 12. August **1866.**

*La Taviata.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel XII.

Kaum hatte sich die Thüre hinter dem Herzoge geschlossen, so sprang Pepe Vera aus seinem Verstecke heraus. Er lachte, daß er sich die Seiten halten mußte.

„Willst du schweigen!" sagte Maria, indem sie die Lichtstrahlen sich in dem Solitär brechen ließ, den sie von dem Herzoge erhalten hatte.

„Nein, nein," rief der Toreador, „ich bin nicht eifersüchtig, Mariquita. So wenig als der Sultan in seinem Serail. Armes Weib! Was würde aus dir werden mit einem Mann, der dir seine Liebe in Recepten eingewickelt beibringt, und einem Anbeter, der dich mit Versen überschüttet, wenn es nicht noch Jemand gäbe, der dich zu lieben versteht nach deinem Sinne! Während der Eine jetzt wachend schläft und der Andre schlafend wacht, wollen wir miteinander in muntrer Gesellschaft, die uns erwartet, zu Nacht essen."

„Nein, Pepe! Ich fühle mich nicht wohl. Ich habe Fieber."

„Das sind von deinen Prinzessenlaunen," sagte Pepe Vera; „komme mit mir. Ein gutes Abendbrod wird dir besser thun, als alle diese Medicin, und ein paar Gläser Wein geben dir mehr Kräfte, als die eckelhafte Eselsmilch. Komme, komme!"

„Ich will nicht, es weht ein scharfer Nord, der kein Licht aufkommen läßt und einen Christen tödtet."

„Wohlan denn!" entgegnete Pepe, „wenn dies dein Ernst ist, und du so besorgt bist für deine Gesundheit: gute Nacht!"

„Wie!" rief Maria. „Du gehst und läßt mich allein? allein — und krank durch deine Schuld?"

„Soll ich mich auch als Patient behandeln und der Diät leben? Nein, meine Schwarze! Ich werde erwartet. Du verlierst viel."

Maria erhob sich heftig, warf einen Stuhl um, verließ das Zimmer, dessen Thüre sie zornig zuwarf, und kam bald darauf, schwarz gekleidet mit einer Mantille, die ihr Gesicht verbarg, zurück, und Beide verließen das Haus.

Spät in der Nacht, als Stein zurückkehrte, überreichte ihm der Diener einen Brief. In seinem Zimmer angekommen, öffnete er denselben. Er war höchst unorthographisch geschrieben, und sein Inhalt folgender: „Herr Doctor! Glaubt nicht, daß dies Billet ein anonymes sei. Ich beginne damit, Euch meinen Namen zu sagen: ich heiße Lucia del Salto! der Name ist hinlänglich bekannt. Herr Gemahl der Maria Santalo! Man muß so gutmüthig oder vielmehr so beschränkt sein wie Ihr, um nicht zu merken, in welchem Verhältniß Eure Frau zu Pepe Vera steht, der mein Verlobter war. Wenn Ihr wünscht sehend zu werden, so geht diese Nacht nach der Straße — — Nummer 13, und Ihr werdet gläubig werden, wie der heilige Thomas."

„Kann man sich eine ähnliche Infamie denken!" rief Stein und ließ das Papier zu Boden fallen. „Meine arme Maria hat Neider und ohne Zweifel unter den Theaterdamen. Arme Maria! Sie ist krank und schläft jetzt vielleicht. Ich will sehen, ob ihr Schlummer leicht und fieberfrei ist."

Stein nahm ein Licht, durchschritt den Salon, der an den Alkov Maria's stieß, schlich auf den Zehenspitzen hinein und theilte mit

ängstlicher Sorgfalt die Gardinen — — das Bett war leer.

Ein Wesen so ohne Arg, so vertrauend wie Stein, war nicht mit einem Male, nicht ohne heftigen Widerstand von einem so infamen Betrug zu überzeugen.

„Stein," sagte er nach einer Pause des Nachdenkens; „es ist nicht möglich! Es muß irgend ein wichtiger, unvorhergesehener Grund ihre Abwesenheit zu dieser Stunde erklären. Ich muß das angegebene Haus aufsuchen, ich muß unleugbare Beweise haben, um der Verleumdung öffentlich und mit schonungsloser Stirn entgegentreten zu können."

Stein eilte entschlossen weg. Straße und Nummer waren leicht zu finden. Das Haus hatte keinen Portier, und da die Thüre offen stand, trat Stein unbemerkt ein, erstieg eine Treppenflucht und befand sich im ersten Stockwerk. Alles war finster, und er wußte nicht, wo er sich jetzt hinwenden sollte. Der heftige erste Sturm der Empörung hatte sich gelegt, und Stein fing an sich zu schämen über Das, was er unternommen. „Spioniren", sagte er, „ist eine Gemeinheit, eine Niedrigkeit. Wenn Maria wüßte, was ich jetzt thue, so könnte sie mit allem Rechte sich bitter von mir gekränkt fühlen. Gott im Himmel! das Wesen beargwohnen, das wir lieben, heißt das nicht, die Wolken an dem bisher reinen Himmel der Liebe heraufbeschwören? Wo bin ich? Konnte das elende Schreiben eines noch elenderen Weibes mich so weit bringen? Ich will umkehren und Maria morgen fragen, wo sie war; dies ist aufrichtig, natürlich und rechtlich gehandelt. Raffe dich auf, mein Herz! reinige dich von dem Gedanken eines Verdachtes, der dich verdunkelt, wie Wolken die klare Luft."

Stein seufzte tief auf und preßte sein Taschentuch an die feuchte Stirne; dann wandte er sich, um unbemerkt, wie er gekommen, wieder wegzugehen.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Thüre, und Stein vernahm den Lärm von Gläsern, Gesang und Lachen. Eine Dienerin kam mit leeren Flaschen heraus, und als sie Jemand im Corridor erblickte, hielt sie an und sagte: „Geht nur zu! Ihr kommt etwas spät, das Abendessen ist schon vorüber." Stein trat in eine kleine Vorhalle und näherte sich mechanisch der halb offenen Thüre, aus der der Jubel ertönte. Kaum hatte er aber einen Blick in den Saal geworfen, als er unbeweglich, wie versteinert, stehen blieb.

Wenn jedes Gefühl, das die Seele erhebt und adelt, des Herzogs Eigenthum war, so belebte dafür jedes reine heilige Gefühl in Bezug auf Maria das Herz Stein's. Was sahen seine Augen!!! Seine Maria saß, ohne Mantille, auf einem Tabouret an der Tafel; ihr zu Füßen, auf einem Schemel, Pepe Vera, eine Guitarre in der Hand. Er sang:

Ein andalusisches Mädchen
Hat im Auge die Sonne,
Auf den Lippen Aurora,
In ihrer Liebe ein Paradies.

Bravo! bravo!" schrieen die übrigen Tischgenossen. „Jetzt muß Maria singen. Singet, Maria! Wir sind keine von Euern feinen, vornehmen Anbetern; aber wir haben ein Gehör wie sie. Singt, Mariquita, für Eure Landsleute, die Euch verstehen. Die besternten und bebänderten Herrn sind doch Nichts als verkleidete Franzosen."

Maria nahm die Guitarre, die ihr Pepe auf den Knieen überreichte, und sang:

Ein armer Teufel ist mir lieber,
Der Witz im Kopf, im Herzen Gluth,
Als all' die feinen gnäd'gen Herrn
Ohn' einen — —

Das Ende konnte Stein nicht verstehen.

Diesem Vers folgte ein wildes, rauschendes Beifallsrufen, so daß die Gläser und Flaschen dröhnten und klirrten.

Stein wurde roth vor Scham und Abscheu.

„Pepe Vera ist ein Glückskind," sagte einer der Genossen.

„Er hat mehr Glück, als er will," sagte ein Andrer.

„Wie sie heute ist, würde ich sie nicht um eine Kaiserkrone hergeben!" rief der Toreador.

„Was aber sagt der Ehemann zu All dem?" fragte sein Nachbar, der Aelteste der Bande.

„Der Ehemann?" entgegnete Pepe. „Ich kenne Seine Gnaden nicht, nur daß ich ihm ein Schnippchen schlage. Pepe Vera kümmert sich nur um schöne Frauen und kühne Stiere."

Stein war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Zusammensetzung und die Anwendung des Gaskalkes in der Landwirthschaft.

Von Dr. Völker, Prof. der Chemie für die k. Agricultur-Gesellschaft in England.

Kalk wird bekanntlich in Gasanstalten zur Reinigung des Gases von Schwefelwasserstoff und Kohlensäure vielfach verwandt. Nachdem derselbe in den Reinigungsapparaten benutzt worden und mehr oder weniger mit diesen und anderen unreinen Bestandtheilen des Gases gesättigt ist, wird er durch eine frische Quantität Aetzkalk ersetzt und zum Gebrauch für die Landwirthschaft bei Seite geworfen. Gaskalk, als Abfall der Gasanstalten, ist gewöhnlich zu billigeren Preisen zu haben, als irgend ein anderer Kalk, wie er gewöhnlich in der Landwirthschaft angewendet wird, und ist in vielen Fällen mit Nutzen sowohl für leichten als für schweren Boden angewandt worden. Die erfolgreiche Anwendung des Gaskalkes hängt jedoch von verschiedenen Bedingungen ab, die nachstehend kurz erörtert werden sollen, nachdem wir uns zuvor mit der Zusammensetzung des Gaskalkes etwas näher bekannt gemacht haben werden.

Verschiedene Proben von Gaskalk sind natürlich in der chemischen Zusammensetzung verschieden, aber sie weichen niemals so weit von einander ab, daß man die eine als geeignet, die andere als ungeeignet zur Düngung des Bodens bezeichnen könnte. Bei richtiger Anwendung ist jeder Gaskalk ein Mittel, um die Ertragsfähigkeit eines Landes zu vermehren, sobald der Boden für seine Aufnahme geeignet ist.

Um nicht mißverstanden zu werden, füge ich hier hinzu, daß Gaskalk kein Universaldüngemittel ist, wie der Stallmist, der mehr oder weniger jedem Boden nützt; er ist auch kein concentrirter Dünger wie der Guano, der Chilisalpeter oder der Knochendünger. Der Gaskalk hat einen nützlichen Einfluß auf gewisse bestimmte Bodenarten; der Erfolg in seiner Anwendung hängt deßhalb hauptsächlich davon ab, daß man ihn auf solchen Boden bringt, für den er geeignet ist.

Im Wesentlichen wird der gebrannte Kalk durch das Gas bei der Reinigung in Schwefelcalcium und kohlensauren Kalk verwandelt. Nebenbei werden auch theerige Bestandtheile, Ammoniak und andere flüchtige Substanzen auf mechanischem Wege, theilweise durch den Kalk zurückgehalten.

Frischer Gaskalk hat einen unangenehmen Geruch, der meistens von den darin enthaltenen Schwefelverbindungen herrührt, und er darf so nicht auf das Land gebracht werden; erst der reichliche Zutritt von atmosphärischer Luft verwandelt die schädlichen Schwefelverbindungen in nützliche Bestandtheile, welche den Gaskalk in gewisser Beziehung besser machen, als den gebrannten Kalk. Der Sauerstoff der Atmosphäre zerstört den üblen Geruch des frischen Gaskalkes, indem er das darin enthaltene Schwefelcalcium zuerst in schwefligsauren und dann in schwefelsauren Kalk oder Gyps verwandelt.

Es besteht also ein wesentlicher Unterschied zwischen solchem Gaskalk, der frisch aus den Reinigungsapparaten kommt, und solchem, der schon längere Zeit an der Luft liegt.*) Der erstere enthält Schwefelverbindungen, welche Schwefelwasserstoff abgeben und dadurch schädlich auf die Vegetation wirken, der letztere enthält Gyps, der bekanntlich ein Düngemittel ist. Je länger das Material an der Luft liegt, desto vollständiger wird die Veränderung und desto wirksamer der Kalk als Düngemittel.

Ferner enthält der Gaskalk eine variable Quantität Wasser, mehr oder weniger unveränderten Kalk und alle die Unreinigkeiten, welche dem Kalk etwa schon vor seiner Verwendung in der Gasanstalt beigemengt waren. Frischer Gaskalk enthält 30—40 % Wasser, nach dem Ablagern ist der Wassergehalt bedeutend geringer.

Die Wirksamkeit eines jeden Düngematerials hängt von den Verbindungen ab, die es enthält, und da bestimmte einzelne Bestandtheile des Düngers einen bestimmten Einfluß auf die Vegetation ausüben, so kann man natürlich nicht erwarten, daß der Gaskalk, der wesentlich Kalkverbindungen enthält, denselben Einfluß auf den Boden üben soll, wie die phosphorhaltigen oder ammoniakhaltigen Dünger. Der Gaskalk versieht im Wesentlichen folgende vier Functionen:

---

*) In der Gasanstalt Neustadt ist von letzterem eine ziemliche Masse vorräthig zu haben.

1) Er übt einen vortheilhaften mechanischen Einfluß auf das Land aus, indem er schweren steifen Lehmboden lockerer, leichter und besser für die Bebauung geeignet macht, während er andererseits leichtem, sandigem Boden mehr Festigkeit gibt.

2) Er gewährt den Pflanzen Nahrung. Indem man Pflanzen verbrennt, erhält man eine kalkhaltige Asche, und dieser Kalk ist wichtig für die gedeihliche Entwicklung aller vegetabilischen Production. Da die Pflanzen nicht im Stande sind, den Kalk selbst zu erzeugen, so muß natürlich derselbe dem Boden entnommen sein, auf welchem die Pflanzen wachsen, oder der Dünger muß ihn enthalten haben, welchen man auf das Land gebracht hat. Gaskalk gewährt den Pflanzen aber nicht blos Kalk, sondern auch Schwefelsäure. Für Hülsenfrüchte (Erbsen und Bohnen), für Klee und für andere Früchte ist der schwefelsaure Kalk besonders vortheilhaft und dem gebrannten Kalk weit vorzuziehen.

3) Gaskalk übt seiner alkalischen Eigenschaften wegen einen vortheilhaften Einfluß auf die im Boden enthaltenen organischen Substanzen aus. In dieser Beziehung wirkt er ähnlich wie Aetzkalk, beide erleichtern die Zerstörung der organischen Substanzen, welche von der vorhergehenden Ernte im Boden übrig geblieben sind, und ihre Verwandlung in Pflanzen-Nahrung.

4) Der Gaskalk hat wie der Aetzkalk die Kraft, die sonst nutzlosen Vorräthe an mineralischen Nahrungsmitteln für die Pflanzen im Boden aufzuschließen. In manchem Boden, hauptsächlich aber in Thonboden, finden wir Reste von Granit oder anderen Mineralien, die zur Bildung des Thones ursprünglich Veranlassung gegeben haben. Diese Mineralien sind die hauptsächlichen Quellen, welche die für die Pflanzen erforderlichen alkalischen Stoffe liefern; da aber die Zersetzung der Mineralien sehr langsam vor sich geht, so braucht es lange Zeit, bis das Kali und Natron eine lösliche Form annimmt und für den Gebrauch der Pflanzen nützlich wird. Gaskalk wie Aetzkalk beschleunigen diese Zersetzung wesentlich. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Der Reis ist die einzige Nahrung vielleicht des vierten Theils der Bevölkerung der Erde. Indien und China mit ihren ungeheuren Menschenmassen, ganz Afrika und Amerika zum größten Theile, das südliche Europa, wie Spanien, Griechenland, die Türkei leben fast ausschließlich von Reis. In China ist Reis die einzige Frucht, die gebaut wird. Der Reis von Carolina, einer der Rebellenstaaten Nordamerika's, gilt für den edelsten und besten. Der Anbau desselben ist höchst beschwerlich. Die Menschen, die ihn bauen, müssen immer in natürlichen oder künstlichen Sümpfen umherwaten, um die Pflanze zu pflegen. In China reichen die künstlichen Reisfelder von den Flußebenen mehrere tausend Fuß terrassenförmig an den Bergen hinauf. Das Wasser wird aus dem Flusse geschöpft durch leichte Räder, welche von Menschenhänden oder durch technische Vorrichtungen gedreht werden. Unaufhörlich schöpfen die dazu bestellten Leute das Wasser, und während ihres Schlafens oder Essens werden sie von den Frauen und Kindern abgelöst. Die Flächen werden reihenweise aufgehackt und in jede Oeffnung einige Reiskörner geworfen. Sobald diese keimen und als Halme schießen, werden sie niedergetreten, damit sich mehr Halme entwickeln, und von da an beginnt die tägliche Arbeit des Häufelns, Jätens, was nicht so leicht ist, wie bei uns, und gefährlich wegen der Insectenstiche und der Schlangen. Die Aehren werden besonders abgeschnitten. Man tritt statt des Dreschens auf ihnen herum. Das Enthülsen ist eine schwere Arbeit. Das Korn sieht ungefähr wie ein Gerstenkorn aus. Auf den Pflanzungen der Europäer geschieht das Enthülsen durch Maschinen, bei den Eingeborenen ist es Arbeit der Frauen, welche die halbe Nacht hindurch Reis stampfen müssen in hölzernem Mörser mit hölzerner Keule, um den nächsten Tag Speise zu haben. In Gährung versetzt liefert Reis den stärksten und köstlichsten Branntwein, den Arak.

Wie nennt man eine Handlung, die bankerott geht? Eine Mißhandlung.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 97. Mittwoch, den 15. August **1866.**

Hobellied.

Ach, Pfuscher sind wir Menschen doch
Mit aller unsrer Kunst,
Und unser Wissen, noch so hoch,
Ist nichts als Wahn und Dunst.
Ein Meister aller Meister ist
Nur dort im Sternenzelt,
Der auch das Kleinste nicht vergißt
In seiner weiten Welt.

Und dieser hohe Meister schuf
In jede Menschenbrust
Ein Kästlein, das auf seinen Ruf
Sich füllt mit Schmerz und Lust.
Dies Kästlein ist so weich und klein,
Gerichtet himmelwärts,
Und drin ein zarter Wunderschein —
Es ist des Menschen Herz.

Drum, fühlest du ein schneidend Weh
Und ein unnennbar Leid,
So blick' getrost nur in die Höh':
Der Helfer ist nicht weit;
Und denk', er setzt den Hobel an,
Der Meister von dem Herz,
Und was Er thut, ist wohlgethan,
Sein Hobel ist der — Schmerz.

---

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel XIII.

An dem Tage, der diesen Ereignissen folgte, saß der Herzog in seinem Studierzimmer. In der Hand hielt er unbeweglich und aufrecht eine Feder, die gleich einem Ordonnanz-Soldaten nur den Befehl abzuwarten schien, um sich in Bewegung zu setzen.

Jetzt öffnete sich leise eine Thüre, und gleich darauf erschien der reizende, von krausen, dichten, schwarzen Locken umwallte Kopf eines Knaben von ungefähr sechs Jahren. „Papa Carlos, bist du allein? Kann ich eintreten?"

„Seit wann, mein Engel," antwortete der Vater, „hast du eine Erlaubniß nöthig, um in mein Zimmer zu kommen?"

„Seitdem du mich nicht mehr so lieb hast wie früher," antwortete das Kind, indem es sich an die Kniee seines Vaters lehnte. „Ich bin sehr gut, Papa; ich studiere eifrig mit Don Federico, wie du es mir anbefohlen hast, und ich will gleich, zum Beweis, deutsch mit dir sprechen."

„Wirklich?" sagte der Herzog und zog den Knaben auf seinen Schoos.

„Ja, wirklich! Höre: Gott segne meinen guten Vater!"

Der Herzog drückte das schöne Geschöpf an seine Brust, und der kleine Mann legte die Händchen auf die Schultern seines Vaters und fuhr stolz fort: „Und meine liebe Mutter! — Jetzt, Papa, gib mir einen Kuß!"

„Doch, ich vergesse ja, daß ich einen Auftrag von Don Federico habe," sagte der Knabe plötzlich.

„Von Don Federico?" fragte der Herzog befremdet.

„Er möchte gerne mit dir sprechen, Papa."

„Er soll herein kommen. Gehe und rufe ihn, Kind! Seine Zeit ist kostbar, und er hat keine zu verlieren."

Gleich darauf trat Stein herein. „Herr Herzog," sagte er, „es wird Euch eine große Ueberraschung sein, zu hören, daß ich komme, um Euch für Eure unermüdete Freundschaft

und Güte zu danken und Abschied von Euch zu nehmen — da ich noch heute abreise."

„Abreisen?" rief der Herzog mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Erstaunens.

„Ja, Herr, ohne Verzug."

„Und Maria?"

„Maria geht nicht mit mir."

„Ihr scherzt, Don Federico! Das kann nicht sein."

„Was nicht sein kann, Herr Herzog, ist mein längeres Verweilen hier."

„Und die Ursache?"

„O, fragt mich nicht, ich beschwöre Euch! ich kann sie nicht sagen."

„Ich wüßte auch keine einzige, die einen solchen Schritt rechtfertigen könnte."

„Mächtig und unwiderleglich muß sie sein, da sie mich zu diesem äußersten Entschlusse treibt."

„Aber — Stein, mein Freund, was habt Ihr? Ihr foltert mich — —"

„Ich muß schweigen, Herr Herzog!"

„Ueber Was müßt Ihr schweigen?" rief der Herzog, mehr und mehr bestürzt.

„Ja, ich muß schweigen, ich halte es für meine Pflicht, und diese Pflicht beraubt mich des einzigen Trostes, mein Herz vor dem edlen, großmüthigen Manne auszuschütten, dessen Hand mich gerettet, mich zu sich hinan gezogen, und der mich seinen Freund nannte."

„Und — wohin wollt Ihr?"

„Nach Amerika."

„Ich wiederhole es, es ist unmöglich, Stein! es ist unmöglich!" Und der Herzog stand in immer steigender Unruhe auf. „Nichts in der Welt kann und darf Euch bewegen, Eure Frau zu verlassen, Eueren Beruf hier aufzugeben, Eure Freunde trostlos zurückzulassen. Seid Ihr ehrgeizig? Hat man Euch größere Vortheile in Amerika versprochen?"

Stein lächelte bitter: „Vortheile, Herr Herzog! Hat das Geschick nicht alle, auch die kühnsten Hoffnungen Eures armen Reisegefährten überreich erfüllt?"

„Ich bin ganz verwirrt," sagte der Herzog. „Ist es eine Laune? Seid Ihr toll?"

Stein schwieg.

„Ihr begeht die schwärzeste Undankbarkeit, Stein!"

Bei diesem grausamen Worte des Vorwurfs bedeckte Stein sein Gesicht mit beiden Händen, und sein lange, mit Mühe unterdrückter Schmerz brach los in heftigem Schluchzen.

Der Herzog näherte sich ihm, ergriff seine Hand und sagte: „Es ist keine Pflichtverletzung, seinen Kummer in das Herz eines Freundes auszuschütten und dessen Trost und Rath entgegenzunehmen. Redet, Stein! öffnet mir Euer Herz! Ihr seid zu aufgeregt, zu wenig kaltblütig, um allein handeln zu können. Setzt Euch zu mir auf diesen Divan und erklärt mir Eure Lage."

Stein war besiegt; er setzte sich neben den Herzog, und Beide schwiegen lange Zeit. Stein schien nach Worten zu ringen, womit er dem Herzoge das Schreckliche mittheilen sollte. Endlich hob er sein gebeugtes Haupt: „Herr Herzog," sagte er, „was würdet Ihr thun, wenn Eure Gemahlin Euch untreu wäre?"

Der Herzog sprang auf und richtete mit erglühendem Gesicht einen strengen Blick auf Stein.

„Herr Doctor! Diese Frage — —"

„Antwortet mir! antwortet mir!" sagte Stein und kreuzte die Arme krampfhaft über seiner arbeitenden Brust.

„Bei meinem Heiland!" rief der Herzog, „Beide würden fallen von meiner eigenen Hand."

Stein senkte den Kopf: „Ich werde sie nicht tödten; aber ich selbst werde sterben!"

Der Herzog fing an die Wahrheit zu ahnen, und ein Schauer durchrieselte seine Glieder. „Maria!" rief er endlich mit gedämpfter Stimme.

„Maria!" wiederholte Stein, ohne die Augen aufzuschlagen, als ob die Schande seines Weibes sie zu Boden drücke.

„Habt Ihr sie überrascht?" sagte der Herzog, der kaum das Wort aussprechen konnte.

„Bei einer wahren Orgie," entgegnete Stein, „bei einer Orgie, so eckelhaft als gemein, bei der Wein und Tabak die Wohlgerüche bildeten, und wo Pepe Vera, zu ihren Füßen sitzend, ihren Geliebten spielte. O Maria! Maria!" jammerte Stein und verhüllte sein Gesicht.

Der Herzog, der wie alle ruhigen, klaren Naturen viel Selbstbeherrschung besaß, ging einige Male im Zimmer auf und nieder, blieb dann vor seinem armen Freunde stehen und sagte: „Reiset ab, Stein!"

Stein stand auf; er nahm des Herzogs

Hände zwischen die seinen. Er wollte sprechen, konnte aber nicht. Der Herzog schloß ihn in seine Arme. „Muth, Stein, seid ein Mann!" sagte er, „und — auf Wiedersehen!"

„Lebt wohl, und — auf immer!" murmelte Stein und stürzte aus dem Zimmer.

Als der Herzog allein war, ging er lange Zeit auf und ab. Wie nach und nach die Aufregung, die sich bei Stein's schrecklicher Enthüllung seiner bemächtigt hatte, sich legte, stieg ein verächtliches Lächeln auf seine Lippen. Der Herzog war kein Mann mit unordentlichen Neigungen, für den ein leichtfertiges, sittenloses Weib, statt ein Gegenstand des Abscheues zu sein, im Gegentheil ein doppelt verlockendes Ziel ist. In seiner hohen, geraden, edlen Seele konnten Verachtung und Liebe nicht beisammen wohnen. Die Verachtung erstickte augenblicklich in seinem Herzen jede Neigung. Das Weib, das er in seinen Gedichten besungen, das ihm in seinen Träumen erschienen war, existirte nicht mehr für ihn.

„Und ich," dachte er, „der sie anbetete, wie ein ideales Wesen; der sie verehrte, wie man die Tugend verehrt; ich, der ganz in sie versenkt; ganz in ihr verloren, mich von dem edlen Weibe entfernte, die meine erste, meine einzige Liebe war! Die keusche, reine Mutter meiner Kinder! Meine Leonore, die Alles schweigend, ohne Klage über sich ergehen ließ."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Zusammensetzung und die Anwendung des Gaskalkes in der Landwirthschaft.

Von Dr. Völker, Prof. der Chemie für die k. Agricultur-Gesellschaft in England.

(Schluß.)

Diese Bemerkungen über die Functionen des Gaskalkes bezeichnen zugleich die Felder, für welche derselbe mit Vortheil angewendet werden kann. Den besten Einfluß zeigt er für Klee, Esparsette, Luzerne, Erbsen, Bohnen, Wicken und Rüben. Er ist auch nicht ohne Nutzen für Weideland, namentlich wenn dasselbe Mangel an Kalk hat. Auf Grasboden hat oftmals der beste Stalldünger wenig nützlichen Einfluß, bis man Kalk, Mergel oder Gaskalk gleichzeitig angewandt hat. Der Gaskalk namentlich entfernt auch das grobe Gras und begünstigt das Wachsthum des weicheren nahrhafteren Grases, zugleich zerstört der Gaskalk das Moos, Heidekraut, Federgras und andere charakteristische Pflanzen des Moorbodens; er gibt deßwegen ein werthvolles Mittel ab, um moorige und moosige Wiesen zu verbessern. Für diesen Zweck benutzt man ihn am besten in Form von Compost, den man 10—12 Monate auf dem Haufen liegen läßt und ihn vor dem Gebrauch ein Mal oder zwei Mal umsticht.

Auf einem Boden, dem der Kalk fehlt, wachsen Rüben oft gar nicht, oder wenn sie wachsen, geben sie blos eine kärgliche Ernte, welche überdies sehr leicht einer Krankheit unterworfen ist, die man von den praktischen Landwirthen als „Finger und Zehen" benennen hört. Eine große Quantität Gaskalk im Herbst auf das Stoppelfeld gebracht, bevor das Land gepflügt ist, bildet oft ein Radicalmittel, um die Krankheit zu beseitigen. Ein interessanter Fall von dem Vorkommen der Krankheit in einem leichten sandigen Rübenfelde und von der completen Beseitigung durch Anwendung von Gaskalk ist mir schon vor Jahren vorgekommen. Als ich das Feld besuchte, wo die Rüben durch warzenähnliche Auswüchse afficirt und zu phantastischen Formen verdreht waren, bemerkte ich einen Platz, auf welchem die Rüben fast alle gesund standen. Indem ich mich bückte und den Boden untersuchte, fand ich einige Brocken einer trocknen, weiß aussehenden Substanz, welche mir vorkam wie trockner Gaskalk, und wirklich erfuhr ich nachher, daß ein Jahr vorher auf diesem Platze eine Karre Gaskalk ausgeladen war. Die chemische Untersuchung des übrigen Bodens erwies, daß derselbe nur eine Spur von Kalk enthielt. Auf meinen Rath wandte der Besitzer eine große Quantität Gaskalk an, und das Uebel war gründlich gehoben.

In Bezug auf die Quantität Gaskalk, welche man auf ein Land bringen muß, kann natürlich keine allgemeine Regel gegeben werden, denn dies richtet sich nach dem Kalkgehalt des Bodens selbst. Im Allgemeinen kann man wohl 20 Centner auf 1,188 bayerisches Tagwerk mit Sicherheit anwenden und in manchen Fällen bedeutend mehr. Die richtige Zeit für die Anwendung ist der Herbst oder Winter, wenn die Vegetation still steht. Bei gepflügtem Land soll man den Gaskalk auf

die Stoppeln bringen, gleichmäßig ausbreiten und da 3—4 Wochen liegen lassen, ehe man das Land pflügt. Auf Wiesengrund soll man ihn im December oder Januar aufbringen und ausbreiten.

Auf solchen Boden, der an und für sich Ueberfluß an Kalk hat, übt der Gaskalk natürlich keine Wirkung aus. Er kann, wie schon erwähnt, ebensowenig als Ersatz für Stalldünger, Guano oder anderen concentrirten künstlichen Dünger dienen, aber richtig angewendet bildet er ohne Zweifel ein werthvolles Hülfsdüngemittel, welches oft mit größerem Vortheil angewandt werden kann, als gebrannter Kalk oder Mergel.

Lebensphilosophie.

— — — Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen näßen.

Der Religionsfreund weiß, daß der Tod nur ein Wechsel mit Gewinn, daß das Sterbebette nur die Zahlbank sei, wo die Tugend ihre Urkunde wegnimmt und der Natur Das mit Wucher bezahlt, was ihr von dieser geliehen wurde.

Verschiedenes.

(Ein Wort über das Geschützfeuer.) Die Nummer 28 des „Ausland“ enthält über die Geschwindigkeiten von Kräften und beweglichen Körpern eine Notiz, welche bei der jetzigen Kriegszeit besondere Beachtung verdient. In einem Vortrag, den Professor Dubois Reymond von Berlin in der Londoner Royal Institution über die Helmholtz'schen Messungen der Geschwindigkeit der Nervenkraft hielt, machte derselbe folgende interessante Angaben: Es beträgt die Geschwindigkeit, in Metres ausgedrückt, in einer Zeitsecunde für das Licht 300,000,000, für den Schall durch Luft 332, für eine Kanonenkugel 552. Aus dieser Statistik ergibt sich, daß man zuerst den Blitz einer Kanone sehen wird, dann kommt die Kugel und zuletzt der Knall. Wer die Kanone knallen hört, ohne getroffen zu sein, der wird überhaupt nicht getroffen, eine alte Erfahrung schon bei den glatten, um wie viel mehr bei den gezogenen Geschützen.

In dem „Messager-Franco-Americain“ sucht ein Herr aus Richmond in einer anständigen Familie eine Stelle als Schwiegersohn; Mitgift unerläßlich.

Buchstabenräthsel.

4. 5. 2. 1. 2.
Ich trenne nicht, ich binde nur,
Beseele gern die Herzen.
Ich bin des Ew'gen treue Spur,
Ich lind're gerne Schmerzen.

1. 5. 1. 2. 4.
Auf mich legt man sehr hohen Werth,
Ich, warne, tröste, stille;
O, wohl Dem, der mich nicht entbehrt,
Dies ist des Höchsten Wille.

6. 2. 1. 2. 4.
Ich bin der dunkeln Nächte Freund,
Erhebe mich zur Höhe;
Entfliehe, wenn die Sonn' erscheint,
Damit das Aug' sie sehe.

1. 5, 2. 6. 2.
Glied eines Staates nenn' ich mich,
In dem ich eifrig schaffe.
Mein Nutzen ist gar groß für dich;
Schmerz bringt dir meine Waffe.

6. 5. 4.
Der Erde Schooß gibt mir mein Sein,
Es bricht sich oft mein Spiegel,
Ich überschwemme oft den Stein
Dort auf dem trock'nen Hügel.

1. 2. 3. 4. 5. 6.
Man findet mich im deutschen Land
So groß, so schön, so prächtig.
Als Hauptstadt bin ich allbekannt,
Mein König herrschet mächtig.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 98. Freitag, den 17. August 1866.

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

In einer plötzlichen Bewegung und unter dem mächtigen Einflusse seiner letzten Betrachtungen eilte der Herzog aus dem Zimmer und wandte sich nach den Gemächern seiner Gemahlin. Er trat durch eine geheime Thüre ein. Als er sich dem Zimmer näherte, in dem die Herzogin den Tag über sich aufzuhalten pflegte, hörte er sprechen und seinen Namen nennen. Er blieb stehen.

„Warum hat sich der Herzog unsichtbar gemacht?" fragte eine sauersüße Stimme. „Ich bin schon vierzehn Tage in Madrid, und mein lieber Vetter hat mich noch keines Besuches gewürdigt; auch habe ich ihn nirgends getroffen."

„Er weiß vielleicht gar nichts von Eurer Ankunft, Tante," entgegnete die Herzogin.

„Wie! Nicht wissen, daß die Marquise von Gutibamba in Madrid eingetroffen? Unmöglich, Nichte! Er wäre die einzige Person am Hofe, die das nicht wüßte. Zudem hattet Ihr hinlänglich Zeit, es ihm mitzutheilen."

„Es ist wahr, Tante; ich bin die Schuldige."

„Doch, es befremdet mich nicht," fuhr die sauersüße Stimme fort. „Wie sollte er meine Gesellschaft aufsuchen, da er sich, wie alle Welt versichert, schon lange seiner Sphäre entzogen und nur Umgang mit Comödianten hat!"

„Das ist falsch," antwortete ruhig die Herzogin.

„Entweder seid Ihr blind oder billigt seine Lebensweise," sagte die Marquise laut und heftig.

„Was ich nie billigen werde," entgegnete die Herzogin, „ist, daß die Verleumdung hier, in seinem eigenen Hause, vor den Ohren seiner Frau, meinen Gemahl angreife."

„Ihr würdet besser thun, alles Mögliche aufzubieten, damit der Name des Herzogs nicht Veranlassung gebe zu Dem, was man in Madrid über ihn spricht, als ihn zu vertheidigen und mit abstoßenden, trocknen Reden die Freunde und Verwandte des Hauses zu entfernen — wie Euer Beichtvater Euch ohne Zweifel gerathen."

„Meine Tante," erwiederte die Herzogin, „Ihr solltet den Eurigen zu Rathe ziehen über die Sprache, die Euch gegen eine verheirathete Frau, die zugleich Eure Nichte ist, geziemt."

„Gut, gut!" sagte die Marquise; „Euer schroffer, abstoßender Charakter beraubte Euch schon der Liebe Eures Mannes und wird nach und nach alle Freunde von Euch entfernen." Und die Gutibamba verließ, äußerst zufrieden mit dem Erfolg ihrer Sendung, den herzoglichen Palast.

Leonore drückte ihr Gesicht in die Kissen des Divans, und die lange zurückgehaltenen Thränen brachen gewaltsam los und überströmten ihre schönen, bleichen Wangen.

Plötzlich wandte sie sich mit einem Schrei um. Sie war in den Armen ihres Mannes. Sie weinte jetzt laut; aber ihre Thränen waren süß. Leonore wußte, daß dieser Mann, der stets offen und frei handelte, ihr mit diesem Schritt ein Herz und eine Liebe zurückbrachte, die ihr fortan Niemand mehr streitig machen konnte.

„Meine Leonore! Willst und kannst du mir verzeihen?" sagte er, indem er vor seiner Frau niederkniete.

Diese schloß mit ihrer zarten weißen Hand die Lippen ihres Gemahls.

„Du sollst meine ganze Schuld kennen lernen — meine Schuld, die die Welt so streng gerügt — und sollst meine Reue sehen," sagte der Herzog.

„Wir wollen einen Vertrag mit einander machen," unterbrach ihn die Herzogin. „Sprich mir nie von deiner Schuld, und ich werde dir nie von meinen Leiden reden."

In diesem Augenblick trat Angelo herein. Die beiden Gatten trennten sich mit einer raschen Bewegung; denn in Spanien beobachtet man Kindern und jungen Leuten gegenüber eine große Zurückhaltung in allem Thun und Handeln.

„Weint Mama? Mama weint," rief der Knabe erröthend und mit hervorbrechenden Thränen. „Hast du sie gezankt, Papa Carlos?"

„Nein, mein Sohn," erwiederte die Mutter, „Ich weine vor Freude."

„Und warum?" fragte der Kleine, dessen Gesicht jetzt ein sonniges Lächeln überstrahlte.

„Weil wir morgen," sagte der Herzog und schloß ihn in seine Arme, „nach unsrem Landsitze in Andalusien abreisen und dort glücklich wie die Engel des Himmels sein werden."

Das Kind stieß einen Freudenschrei aus, schlang den einen Arm um den Hals seines Vaters, den andern um den der Mutter, beugte die beiden geliebten Häupter zu einander und bedeckte sie abwechselnd mit Küssen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und der alte Marquis von Elba trat herein. „Großpapa," rief der Knabe, „morgen gehen wir Alle von hier weg."

„Ist es wahr?" fragte der Greis seine Tochter.

„Ja, Vater," sagte die Herzogin; „und es fehlt zu meinem Glücke nur noch, daß Ihr uns nach Andalusien begleiten möchtet."

„Vater," bat der Herzog, „Ihr könnt es Eurer Tochter nicht abschlagen. Wenn sie kein Engel wäre, wäre sie eine Heilige."

Der Marquis sah seine Tochter an, deren Angesicht eine stille Glückseligkeit verklärte, hierauf den Herzog, dessen Auge Zufriedenheit und Freude ausdrückte; da überzog ein mildes Lächeln die sonst so strengen Züge, er reichte dem Schwiegersohne seine Hand und sagte: „Ich gehe mit Euch!"

Capitel XIV.

Maria, die vor der im letzten Capitel beschriebenen nächtlichen Orgie schon unwohl war, fühlte sich schlimmer und hatte am darauffolgenden Morgen ein heftiges Fieber.

„Marina," sagte sie zu ihrer Dienerin nach einem kurzen, unruhigen Schlummer, „rufe meinen Mann; ich bin krank."

„Der Herr ist nicht zurückgekehrt," antwortete Marina.

„Er wird bei einem Patienten gewacht haben," sagte Maria. „Desto besser! Er würde mir Flaschen voll Medicin verschreiben, die ich verabscheue."

„Ihr seid sehr heiser," bemerkte Marina.

„Sehr, und da muß ich mich sorgfältig pflegen. Ich werde heute im Bette bleiben. Wenn der Herzog kömmt, sage ihm, ich schlafe. Ich will Niemand sehen. Der Kopf ist mir schwer."

„Und wenn Jemand an die geheime Thüre klopft?"

„Wenn es Pepe Vera ist, lasse ihn eintreten, ich habe mit ihm zu sprechen. Lasse die Vorhänge herab und gehe."

Die Dienerin ging weg, allein sie kehrte sogleich wieder zurück, schlug sich vor die Stirne und sagte: „Ah, hier ist ein Billet, das der Herr für Euch zurückgelassen hat; ich hatte dies ganz vergessen."

„Lasse mich mit deinem Billet in Ruhe! Ich sehe hier nichts und will schlafen. Was wird es sein? Er wird mir den Ort angeben, wohin ihn seine Pflicht ruft. Was liegt mir daran? Lasse das Papier auf meinem Tische liegen und gehe!"

Keine fünf Minuten später trat Marina nochmals herein: „Herr Pepe Vera wünscht Euch zu sprechen."

„Er komme!" sagte Maria rasch.

Pepe trat ein, öffnete die Läden, um das Licht hereinzulassen, ließ sich mit der Cigarre im Mund in einen Sessel fallen und betrachtete Maria, deren Wangen glühten und deren brennenden Augen ein ernstliches Unwohlsein andeuteten.

„Wie steht es? Schlecht, wie ich sehe. Und was spricht Pontius Pilatus dazu?"

„Er ist nicht zu Hause," antwortete Maria mit heiserer Stimme.

„Desto besser! Wollte Gott, er bliebe fort und müßte gehen, wie der ewige Jude, bis zum jüngsten Tage. Du mußt mit mir nach dem Stiergefechte kommen. Eine Vorstellung wie heute kann man nicht jeden Tag sehen. Ein schwarzer Stier, Mitternacht geheißen, wird in der Arena auftreten; er hat bereits einen Mann getödtet."

„Willst du mich tödten?" sagte Maria, „Schließe die Jalousien, ich kann das Licht nicht ertragen."

„Ziererei!" entgegnete Pepe. „Nichts als Verzärtelung! Der Herzog ist ja nicht hier, um das Licht für dich zu fürchten, noch dein Gesundheitstödter von Ehemann; da riecht es nach Patschuli, Moschus, Ambra, nach einer ganzen Apotheke. Dies ist es gerade, was dich krank macht. Ich will Luft herein lassen und das Zimmer reinigen. Erkläre dich nun! Wirst du mit mir nach dem Circus gehen?"

„Bin ich denn im Stande?" antwortete Maria. „Schließe diese Läden, Pepe! Ich kann das grelle Licht und die kalte Luft nicht ertragen."

Er stand auf und öffnete jetzt auch das andre Fenster. „Und ich sage dir, daß ich dein Gewinsel nicht ertragen kann. Du thust, als ob du den Geist aufgeben wolltest. Wohlan! ich gehe und bestelle den Leichenwagen für dich, dann tödte ich den Stier Mitternacht und von da — — zu Lucia del Salto, die mich mit offnen Armen empfangen wird."

„Nenne dies Weib nicht vor mir!" rief Maria, sich mit einer heftigen Bewegung aufrichtend. „Weißt du nicht, daß sie die Geliebte des reichen Engländers ist?"

„Der ist längst wieder nach seinem Lande zurückgekehrt, wo die Sonne nur durch dicke Nebel scheint, und wo die Leute stehend schlafen," sagte der Toreador.

(Fortsetzung folgt.)

Sein und nicht sein.

Die Mädchen sollen sein wie die Blumen, so rein und zart, — und nicht wie die Blumen: sie müssen die Schmetterlinge entfernt halten. Sie sollen sein wie die Rosen und Lilien, so schön und mild, — und nicht wie die Rosen und „die Lilien auf dem Felde, die nicht spinnen und nicht nähen." Die Mädchen sollen sein wie die Aeolsharfen, so süß und lieblich, — und wiederum nicht wie Aeolsharfen: sich so viel Wind vormachen lassen. Die Mädchen sollen sein, wie Oblaten, und Geheimnisse bewahren, — und wieder nicht wie Oblaten: nicht in der Leute Mäuler kommen. Die Mädchen sollen sein, wie die Sterne, so erhaben und doch mild, — und wiederum nicht wie Sterne: sie sollen nicht allen Leuten zublinken.

Die Frauen sollen sein wie Amor, dessen einziges Reich die Liebe ist, — und wiederum nicht wie Amor: so viele Pfeile abschießen. Die Frauen sollen sein wie die Wahrheit, ungeschminkt, — und wiederum nicht wie die Wahrheit, gefürchtet. Die Frauen sollen sein wie die Waage, so gewissenhaft, — und wiederum nicht wie die Waage: keine so spitzigen Zungen haben. Die Frauen sollen sein wie die doppelte Buchhaltung und sich stets nach dem Hauptbuch der Einnahmen und Ausgaben ihres Mannes richten, — und sie sollen wiederum nicht sein wie die doppelte Buchhaltung: sich nicht immer nach dem Journal kleiden. Die Frauen sollen sein wie die Königin Victoria: nie ihren Beruf als Mutter vergessen, — und wiederum nicht wie die Königin Victoria: sie sollen den Mann regieren lassen. Die Frauen sollen sein wie der alte Fritz: der Stolz ihres Hauses, — und wiederum nicht wie der alte Fritz: sie sollen keinen siebenjährigen Krieg führen.

Der Mann soll sein wie Noah: sich aus der allgemeinen Sündfluth retten, — und wiederum nicht wie Noah: nicht zu viel trinken. Die Männer sollen sein wie die Schauspieler: immer die besten Rollen spielen wollen, — und wiederum nicht wie die Schauspieler: so viel auf's Einblasen geben. Die Männer sollen sein wie die Uhr: mit der Zeit fortschreiten, — und wiederum nicht wie die Uhr: sie sollen sich nicht von Jedem aufziehen lassen. Die Männer sollen sein wie die Kornähren, fruchttragend und einen Bart haben, — und wiederum nicht wie Kornähren: sie sollen nicht jeden Flegel auf sich losdreschen lassen. Die Männer sollen überhaupt sein wie ein Weib, so hold und tugendhaft, — und wiederum nicht wie

ein Weib: männlicher. Und die Weiber sollen sein wie ein Mann, so würdig, — und wiederum nicht wie ein Mann: weiblicher.

Gemeinnütziges.

(Kirschflecken aus Tischwäsche.) Man wasche sie sogleich in lauem Wasser mit Seife, dann tauche man die Flecken in Milch, so daß die Milch ganz darüber steht, lasse solche eine Nacht darin stehen, und man wird den andern Tag keine Spur mehr von dem Flecke sehen.

Verschiedenes.

Jemand, der zu edlem Zwecke eine Collecte sammelte, kam zu dem alten jüdischen und sehr reichen Banquier B—f in Berlin und ersuchte ihn um einen Beitrag. B. gab einen Thaler. Als ihm der Sammler darauf in der Liste den Namen seines Sohnes zeigte, welcher fünf Thaler gegeben hatte, erwiederte der Alte: „Das kann mein Sohn wohl thun; wenn ich einen so reichen Vater zu beerben hätte, wie er, würde ich auch so viel gegeben haben."

Das Vaterland — so erzählte ein Lehrer den Schülern im historisch n Exercitium — zerfiel einst in Gaue, über welche Grafen gesetzt waren, welche von diesen ihren Namen hatten. Sie hießen, Reinhold? Nun! Gau — Gau — „Gauner!" antwortete der Schüler herausplatzend.

Ein Irländer aß einen Apfelkuchen, in welchen Mandeln eingebacken waren; es schmeckte ihm trefflich. „Beim St. Patrik!" rief er, „wenn schon einige Mandeln dem Apfelkuchen einen so lieblichen Geschmack geben können, so möchte ich doch einmal einen Apfelkuchen essen, der nur von Mandeln gemacht wäre."

Die meisten Mißgeburten gibt es unstreitig in England, meinte Jemand, und als man darüber eine nähere Erklärung wollte, erklärte er dies dadurch, weil jedes Kind weiblichen Geschlechts, welches dort geboren wird, eine Miß sei.

In einer Gesellschaft stritt man sich lange darüber, welcher von den vier Jahreszeiten der Vorzug zu geben sei. Jemand, der nicht enden wollenden Debatte endlich müde, rief plötzlich: „Streiten Sie, so viel Sie wollen — der Frühling wird immer den Ausschlag geben!"

(Verlegenheit.) Lieutenant (ein hübsches Kind liebkosend): „Du kleiner Engel sollst noch einmal meine Frau werden, wenn du größer bist, willst du das?"

Minna: „Nein, ich will mich nicht verheirathen, aber meine Tante da, die will es gern."

(Lebensgefahr.) Minna: Du, Mama, unsere Bonne wird nicht lange leben, die ist bald todt!

Mutter: Wie so, mein Kind?

Minna: Ein Soldat legte gestern beide Arme um ihren Hals, und er hätte sie ganz gewiß erwürgt, wenn sie ihm nicht einen Kuß gegeben hätte.

(Lauf, lauf!) A.: „Warum denn in solcher Eile, Freund?"

B.: „Um Gottes willen! halte mich nicht auf, ich habe eben einen Hut für meine Frau gekauft und fürchte, daß die Mode sich ändere, ehe ich nach Hause komme."

Ein verabschiedeter Liebhaber wurde gefragt, wodurch er seine Geliebte verloren habe? — „Darum," war die Antwort, „daß ich ihr zuviel schmeichelte, bis sie endlich dadurch so stolz wurde, daß sie mich gar nicht mehr ansah."

Wenn ein halbes Dutzend Frauen zanken, so haben wenigstens sechs Unrecht.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 97:
Liebe. Bibel. Nebel. Biene. Nil.
Berlin.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 99. Sonntag, den 19. August **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

„Pepe, du bist nicht fähig zu thun, was du vorhin sagtest. Es wäre schändlich!"

„Schändlich wäre es," antwortete Pepe Vera, sich mit gekreuzten Armen vor Maria stellend, „wenn du, statt in der Arena mir durch deine Gegenwart Muth und Stärke einzuflößen, während ich mein Leben wage, hier bliebest, um ungestört den Herzog empfangen zu können."

„Immer dasselbe Thema!" sagte Maria. „War es nicht genug, daß du neulich, in meinem Zimmer versteckt, Zeuge warst, was zwischen dem Herzoge und mir für ein Verhältniß besteht? Weißt du nicht, daß meine Stimme es ist, die ihn zu mir hinzieht? Und was mich betrifft, so — —!"

„Alles, was ich weiß," unterbrach sie Pepe, „ist, daß du mich fürchtest, und, bei Gott! du hast Ursache. Ich bin aber nicht sicher, was hier vorgehen wird, wenn ich dich jetzt allein lasse. Ich traue keinem Weibe, nicht einmal meiner Mutter."

„Ich dich fürchten!" versetzte Maria. „Ich!"

Ohne sie zu Worte kommen zu lassen, fuhr Pepe fort: „Hältst du mich für blind? Glaubst du, ich wisse nicht, daß du ihm den Bart streichst, weil du für deinen einfältigen Mann den Titel des Arztes der Königin von ihm zu erlangen hoffst?"

„Das ist eine Lüge!" schrie Maria.

„Maria! Maria! Mir verkauft man keine Katze für einen Hasen."

Maria fing an zu weinen.

„Ja, ja, Thränen, die sind das letzte Zufluchtsmittel der Weiber. Du glaubst an das Sprichwort: Weine, und du wirst siegen! Nein, mein Liebchen, es gibt ein anderes, welches lautet: Katzenpfoten und Weiberthränen ist nicht zu trauen. Spare deine Thränen für die Bühne auf; hier spielen wir keine Comödie. Bedenke, was du thust: wenn du ein falsches Spiel spielst, gefährdest du das Leben eines Menschen. Meine Liebe ist eine andre, als die deines Receptenschreibers. Mich beschwichtigt man nicht mit Worten und Thränen. Ich will Thaten sehen. Wenn du nicht kömmst, wirst du es ewig bereuen." Damit verließ Pepe rasch das Zimmer.

Pepe war eben jetzt von zwei Gefühlen beherrscht, die so mächtig waren, daß eine eiserne Selbstbeherrschung dazu gehörte, sie zu verbergen. Und Pepe besaß sie. Sein Gesicht war heiter und drückte die vollkommenste Ruhe und Gleichgiltigkeit aus.

Er war in dem Stierbehälter gewesen und hatte die Thiere untersucht, die an diesem Abende kämpfen sollten. Nie hatte er wildere Bestien gesehen. Er empfand seitdem eine ihm sonst gänzlich fremde, ängstliche Beklemmung.

Dann — war er eifersüchtig; er, der nur gewohnt war an Siege, war eifersüchtig! Man hatte ihm gesagt, man mache sich über ihn lustig, und in wenigen Stunden sollte er zwischen Leben und Tod — zwischen Liebe und Verrath schweben. So glaubte er wenigstens.

Als Pepe das Schlafgemach Maria's verlassen hatte, zerriß diese die gestickten Borden der Betttücher, schellte heftig nach Maria und weinte; hierauf kleidete sie sich an und begab sich in Gesellschaft einer Theaterbekannten nach dem Circus. Zitternd vor Fieber und Aufregung ließ sie sich in dem von Pepe für sie reservirten Platze nieder.

Der Lärm, die Hitze und Verwirrung vermehrten noch Maria's Leiden. Ihre sonst so bleichen Wangen glühten. Ein fieberhaftes Feuer brannte in ihren schwarzen Augen. Wuth, Zorn, Eifersucht, verletzter Stolz, Angst, Entsetzen, körperliche Schmerzen vereinten sich, einen Klagelaut, einen Seufzer diesem fest geschlossenen Munde zu entlocken. Vergeblich! Kein Zucken verrieth die innere Qual.

Pepe Vera sah sie. Sein Angesicht überflog ein Lächeln, das jedoch auf Maria nicht den geringsten Eindruck machte. Sie blickte ihn eisig kalt an, indeß die verletzte Eitelkeit in ihr Rache, — empfindliche Rache schwur.

Pepe's Costüm war heute grün mit Gold. Es war schon ein Stier bekämpft und getödtet worden. Die Trompete ertönte zum zweiten Male; der Stierbehälter öffnete sein weites, dunkles Thor, und ein schwarzer Stier betrat die Arena.

„Das ist Mitternacht!" schrieen die Zuschauer. Mitternacht war der Glanzpunct des heutigen Gefechtes.

Der schwarze Stier stürzte nicht auf den Platz, wie diese Thiere gewöhnlich thun, als ob sie ihre Freiheit, ihre Steppe, ihre Weiden suchten. Er wollte sich vor allen Dingen rächen, er wollte zeigen, daß er nicht das Spielzeug verächtlicher Feinde sei; er wollte züchtigen. Als er den Lärm, das Schreien der Menge um sich hörte, blieb er stehen.

Der Stier ist ohne Zweifel ein dummes Thier. Allein, sei es, daß die Wuth die Macht besitzt, dem Verstocktesten einige Intelligenz zu verleihen, oder daß die Leidenschaft dem rohen Instinct Umsicht gibt — gewiß ist, daß der Stier oft die listigsten Stierfechterkünste erräth und zu Schanden macht.

Die Picadoren zogen zuerst die Aufmerksamkeit des fürchterlichen Thieres auf sich. Es griff den ersten an und warf ihn zu Boden. Hierauf geschah dasselbe dem zweiten, ohne daß dessen Lanze es aufgehalten oder mehr als leicht verwundet hätte. Der dritte hatte das gleiche Schicksal.

Jetzt pflanzte sich der an Stirne und Hörnern mit Blut gefärbte Stier in der Mitte des Platzes auf und richtete den Kopf in die Höhe nach den Tribünen, von wo herab donnerndes Beifallrufen über so viel Kühnheit und Stärke auf ihn niederrauschte.

Der eine der Picadoren hatte ein Bein gebrochen und mußte weggebracht werden. Die beiden andern holten frische Pferde. Nach ihrer Rückkehr, und nachdem der verwundete durch einen neuen Picador ersetzt war, nahmen die drei ihre gewohnten Plätze ein, und das Schauspiel von vorhin erneuerte sich. Nach zwei Minuten lagen die drei Picadoren im Sande: der eine blutete am Kopfe und hatte die Besinnung verloren. Der Stier wühlte in dem Leibe des Pferdes, das seinem unter ihm liegenden Reiter als Schild diente. Es war ein Moment düstern Entsetzens.

Die Stierhetzer in ihren rothen Mänteln setzten sich vergebens der Gefahr aus, indem sie die Aufmerksamkeit der Bestie von ihrer Beute abzulenken suchten. Das Thier schien blutdürstig zu sein und sich an seinem Opfer satt trinken zu wollen. Da nahte sich einer der Stierhetzer dem Thiere von hinten und warf ihm einen rothen Mantel über den Kopf, um ihn zu verblenden, und entfloh dann rasch. Der Stier hielt einen Augenblick inne, dann warf er mit einer geschickten Bewegung die Decke ab, erblickte seinen fliehenden Beleidiger und stürzte ihm nach. In seiner blinden Wuth überstürzte er ihn jedoch um einige Fuß weit und riß ihn nur zu Boden; als sich die Bestie umwandte, um sich ihrer Beute zu versichern, hatte der flinke Kämpfer sich schon auf die Beine gemacht und die Barriere übersprungen, wo er mit freudigem Zurufen begrüßt wurde. Dies Alles war mit der Schnelligkeit des Blitzes geschehen.

Der Stier war sonach allein und Herr des Platzes. Unter den Concurrenten des Kampfes hatte sich Schrecken verbreitet. Man hörte verschiedene Meinungen. Die Einen wollten, man solle dem furchtbaren Thiere die Schlingen umwerfen und es wegbringen, die Andern meinten, man solle ihm die Kniekehle durchhauen, um es so ohne Gefahr tödten zu können. Die Mehrzahl jedoch war dagegen: es sei Schade, meinten sie; und ein so tapfrer Stier solle und müsse nach allen Regeln der Kunst sterben. Der Präsident wußte nicht, was beschließen. Endlich siegte, wie gewöhnlich, die Mehrzahl. Der mächtige, grauenerregende Feind sollte, ohne auch nur einer

Vertheidigungswaffe beraubt zu werden, den Kampf bestehen. (Fortsetzung folgt.)

Telegraphische Münchhausiade.

Gelegentlich der neuesten Kabel-Legung tischt die „France“ ihren Lesern folgendes merkwürdige Geschichtchen auf, das zur Zeit der ersten scheinbar gelungenen telegraphischen Verbindung im Jahre 1858 gespielt haben soll und damals durch alle Londoner Blätter lief: In das „europäisch-amerikanische Telegraphen-Bureau,“ das zu jener Zeit in London errichtet worden war, tritt eines der einflußreichsten Mitglieder des Oberhauses: „Mein Herr,“ sagte er zum Director, „ich komme, um eine Depesche nach Neufoundland zu expediren.“ — „Mylord, Sie wissen, daß unser Dienst noch nicht organisirt ist.“ — „Sie wissen wohl, wer ich bin? Ich besitze zehntausend Actien eurer Gesellschaft. Hier sind zweihundert Guineen; thun Sie, was ich von Ihnen fordere.“ — „Aber unsere Depeschen werden vorläufig nur mit Einem Wort per Minute expedirt; folglich werden Sie, Mylord, die Antwort auf Ihre Frage erst zwei und eine halbe Stunde nach Absendung der letzteren erhalten.“ — „Ich werde warten.“ — „Belieben Sie zu dictiren, Mylord.“ Und Mylord dictirte:

„London, 5 Uhr Abends.

Senden Sie mir den stärksten Funken, den Sie mit Ihren Apparaten hervorbringen können. Benachrichtigen Sie mich eine Minute vor dem Eintreffen desselben.“

Dann setzte sich Mylord und wartete geduldig. Um 7 Uhr 45 Minuten, d. h. zwei und eine halbe Stunde später, antwortete der Telegraph:

„St. Johann in Neufoundland,
10 Uhr 25 Minuten Abends.

In einer Minute erhalten Sie den verlangten Funken.“

Lord P... zog alsdann eine Cigarrentasche hervor, aus welcher er eine Trabuco nahm, hielt an den electrischen Draht ein Stück Zunder, welches zu glühen anfing, zündete seine Cigarre an und ging rauchend gravitätisch von dannen. Kaum erfuhr man in der „Gentry“ diese neue Art, Feuer von der anderen Hemisphäre zu begehren, so wollte sie Jeder nachahmen. Man machte mehrere Tage lang in den Bureaux der transatlantischen Telegraphie Queue, um daselbst Cigarren um den Preis von 200 Guineen (5000 Francs) anzuzünden. Und einige Zeit nachher sah man in allen Clubs, sogar bei einer ziemlichen Anzahl Tabakshändlern brennende Lampen mit der Umschrift: „Fire from New-Foundland“ (Feuer aus Neufoundland). Wahrscheinlich werden wir in den nächsten Tagen auch in London und Paris dergleichen haben können, schließt das französische Blatt diese wunderbare Erzählung, die man als hübsche Caricatur englischer Excentricitäten wohl gelten lassen darf.

Lebensphilosophie.

Ertrage, ertrage! Beut' dem unfreundlichen
Geschick die Brust, den Waffen der Feinde steh'
Entgegen und streite beherzt!
Und siegst du, rühme dich nicht des Sieges frech;
Und sinkst du, seufze daheim nicht krank und schwach.
Der Freuden freue dich, und im Mißgeschick
Betrübe dich nie zu hart,
Erwäge, wie wechselnd Menschenschicksal sei.

Bescheidenheit, ein Schmuck des Mannes, steht Jedem fein,
Doch doppelt Jenem, der Grund hätte, stolz zu sein.

Verschiedenes.

Eine heitere Episode aus dem Kriegsleben erzählt ein preußischer Gardegrenadier unterm 20. Juli: Brünn ist eine wunderschöne Stadt und hat schöne Kirchen, Klöster und Privatgebäude. Leider konnten wir uns dort nicht lange aufhalten. Bald ertönte wieder das Commando: „an die Gewehre!“ und fort ging's wieder zur Stadt hinaus. In Eilmarsch begaben wir uns gestern nach dem Dorfe Schlowitz. Hier erlebte ich einen köstlichen Spaß. Ich war mit mehreren Kameraden bei einer anscheinend bemittelten Bäuerin einquartiert. Die Frau versicherte, uns keine Lebensmittel vorsetzen zu können, frühere militärische Durchzüge hätten schon Alles vertilgt. Wir glaubten ihr, besonders da sie sehr ängstlich schien, nicht eben sehr und suchten daher selbst im ganzen Gehöft nach Genießbarem,

Wir fanden aber Nichts. Da fiel mein Blick noch auf einen hohen, breiten und tiefen Kleiderschrank in der Wohnung. Ich forderte die Frau auf, denselben zu öffnen, und als sie angab, den Schlüssel verlegt zu haben, bemerkte ich ihr lachend, dann hätte ich einen Schlüssel, die Schrankthür zu öffnen. Dabei wies ich auf meinen Säbel. „Sperren Sie sich nicht, liebe Frau", fuhr ich fort, „wir wollen uns nur nothdürftig satt essen; alles Uebrige bleibt unberührt." Endlich bequemte sich die Frau, den Schlüssel herauszugeben; aber was stellte sich unseren Blicken dar, als ich den Schrank aufgeschlossen hatte? — Ein Paar wunderhübsche Bauernmädel, die Töchter meiner Quartiergeberin. Ich complimentirte die ängstlichen Kinderchen mit aller Galanterie auf Stühle, und als sie nun wohl einsahen, daß wir ihnen nichts Uebles anthun wollten, so wurden sie und die Mutter zutraulicher. Die letztere zeigte sich, nach einigen mit den Töchtern gewechselten Blicken, auch endlich bereit, unsern Magen zu befriedigen; sie rückte ein Bett ab, öffnete eine unter demselben versteckte Fallthür, verschwand erst eine Weile unseren Blicken, kam aber dann bald wieder mit einem Korbe voll Brod, Butter, Speck, Wurst und Käse. Wer war glücklicher, als wir! Als wir im besten Kauen waren, erschienen auch die Mädchen, jedes mit einem Krug Bier. Heute Früh schieden wir von der Familie als die besten Freunde.

(Bevölkerungsstatistik.) In der Dichtigkeit der Bevölkerung von London und Paris besteht ein großer Unterschied zum Vortheil der englischen Metropole. Es kam, wie man berechnet hat, im Jahre 1861 (wo in England und Frankreich der letzte Census stattfand), auf jeden Bewohner Londons ein Flächenraum von 1220 Quadratfuß, während in Paris durchschnittlich jeder nur 500 Quadratfuß hatte.

(Definitive des Kusses.) Der Kuß ist das aufgedrückte Siegel eines lieb- und treubeflissenen Willens; ein Pfandschilling künftiger Vereinigung; ein Geschenk, das man gibt und empfängt; ein Obst, das man zugleich pflanzt und abbricht; die allerschnellste Frage und Antwort zweier liebenden Herzen; ein karmoisinrothes Wundpflaster der Liebe; eine Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt.

(Warum nicht impfen?) Meyer: Was rathen Sie mir, Nachbar Moller, lasse ich meinen Kleinen impfen oder nicht?

Moller: Gott! ich halte nicht viel davon. Voriges Jahr ließ ich eines meiner Kinder impfen, und eine Woche später fiel es aus einem Fenster des dritten Stockes und war auf der Stelle todt.

(Das ist noch nichts!) Karl: O, wir werden nächstens eine Wetterfahne auf unser Haus bekommen!

Hans: Ach, das ist ja gar nichts, mein Junge! wir werden bis Ostern eine Hypothek auf unser Haus bekommen, hat Papa gesagt.

Das Mahl des Junggesellen.

Er ißt allein!
Mag köstlich duften auch der Braten,
Perlt auch im Glase gold'ner Wein,
Ist herrlich auch das Mahl gerathen,
Er dauert mich — er ißt allein!

Er ißt allein!
Es glättet ihm die mürr'schen Züge
Nicht Frauenmund, nicht Frauenhand;
Er scheint zufrieden — eine Lüge!
Er hat dies Glück ja nie gekannt.

Er ißt allein!
Nicht freuen ihn beim reichen Mahle
Der Kinder Stimmen froh und hell,
Die schönste Frucht in schönster Schale, —
Die kennet nicht der Junggesell.

Er ißt allein!
Was nützt ihm Gut, was nützt ihm Habe,
Könnt' er die Welt mit Gold umzieh'n!
Wenn er einst stirbt — an seinem Grabe
Weint Niemand eine Thrän' um ihn!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 100. Mittwoch, den 22. August **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Sofort trat Pepe Vera bewaffnet in die Arena. Nachdem er die Vorsitzenden gegrüßt hatte, nahete er sich der Loge Maria's und sagte: „Zu Eurer Ehre, Senora!" Er war bleich; Maria purpurglühend, mit Augen, die aus ihren Höhlen treten zu wollen schienen. Ihr Athem war kurz und fliegend. Sie lehnte mit dem ganzen Gewichte ihres Oberkörpers auf der Gallerie der Loge und krallte die Nägel in das Holz. Maria liebte den schönen, jugendlichen Mann, den sie jetzt im Angesichte des Todes so heiter sah. Sie gefiel sich in einer Liebe, die sie unterjochte, die sie zittern machte, die ihr Thränen erpreßte; diese tyrannische, rohe Liebe, dieser Austausch tiefer, leidenschaftlicher Gefühle war ihrem Wesen entsprechend.

Tiefes Schweigen herrschte über der Scene. Es war, als ob ein düstres Vorgefühl sich aller Seelen bemächtigt hätte und den Glanz des Festes verdunkelte, wie Wolken die Sonne.

Viele verließen den Circus.

Der Stier behauptete indeß die Mitte der Arena mit der Ruhe eines starken, furchtlosen Mannes, der mit gekreuzten Armen und erhobener Stirne sich seinen Gegnern stellt.

Pepe Vera wählte sich mit dem ihn nie verlassenden Gleichmuthe seinen Standpunct und gab mit dem Finger den Hetzern das Zeichen: „Hierher!" Diese flogen nach der angedeuteten Richtung hin. Der Stier verfolgte sie, wie vorauszusehen war. Die Hetzer verschwanden. Das Thier und der Toreador standen einander gegenüber.

Diese furchtbare Lage währte indeß nicht lange. Der Stier schoß sogleich auf seinen Feind los und dies mit einer Schnelle, daß Pepe sich nicht vorbereiten konnte. Das Einzige, was ihm der Moment gestattete, war, rasch zur Seite zu springen, um dem ersten Ungestüm des Angriffes auszuweichen. Der Stier machte jedoch seinem Gegner die Wendung nach, warf sich wie der Blitz auf denselben, hob ihn mit seinen Hörnern in die Höhe und schleuderte ihn mit einer heftigen Bewegung des Kopfes weit von sich weg in den Sand, wo er wie eine leblose Masse ausgestreckt liegen blieb. Ein Schrei ertönte aus tausend und tausend Kehlen zugleich; ein Schrei, wie nur die Phantasie eines Dante ihn begreifen konnte.

Die Stiertreiber (Picadoren) stürzten auf ihren Pferden und mit gezückten Waffen auf das Thier los, um es zu verhindern, sich seines Opfers zu bemächtigen. Die Hetzer flogen wie eine Bande Vögel herbei und leisteten Hilfe.

„Die Halbmonde! die Halbmonde!" riefen alle am Kampfe Betheiligten wie aus einem Munde. Die furchtbaren Waffen wurden herbeigebracht, und der Stier brach alsbald mit zerhauenen Kniekehlen zusammen. Der Schmerz und die Wuth entrissen ihm ein Mark und Bein erschütterndes Geheul. Endlich hatte er verendet.

Die Picadoren hoben Pepe Vera auf. „Er ist todt!" das war der Schrei, den man von der den jungen Mann umgebenden, glänzenden Gruppe ausgehen hörte, und der jetzt von Mund zu Mund bis in die hintersten Sitze und Gallerien sich wiederholte und wie Wehklagen und Trauergeläute über den weiten Platz hallte. — —

Vierzehn Tage waren nach dieser verhängnißvollen Katastrophe verflossen. In einem

kleinen Gemach mit dürftigen, doch anständigen Möbeln versehen, in einem eleganten Bette, dessen Decken und Tücher jedoch zerknittert und befleckt waren, lag ein junges, bleiches, abgemagertes Weib. Sie war allein. Dies Weib schien eben aus einem tiefen, langen Schlafe zu erwachen. Sie setzte sich auf und durchwanderte mit erstaunten Blicken das Zimmer. Sie drückte die Hand gegen die Stirne, wie um ihre Gedanken zu ordnen, und rief dann mit schwacher, heiserer Stimme: „Marina!" Die Hereintretende war aber nicht Marina, sondern eine andre Frau, die einen soeben bereiteten Trank hereinbrachte.

Die Kranke fixirte sie scharf. „Dies Gesicht kenne ich!" sagte sie überrascht.

„Das kann sein, Schwester," antwortete die Frau sanft. „Wir besuchen die Armen, wie die Reichen."

„Doch, wo ist Maria? Wo bleibt sie?"

„Sie ist mit dem Bedienten davongelaufen, und Beide haben mitgenommen, was sie nur schleppen konnten."

„Und mein Mann? — —"

„Ist verreist, Niemand weiß, wohin?"

„Jesus!" rief die Kranke und verhüllte ihr Gesicht.

„Und der Herzog?" fragte sie nach kurzer Pause. „Ihr müßt ihn kennen, denn in seinem Hause habe ich Euch gesehen."

„Richtig! Im Hause der Herzogin von Almansa. Diese Dame hatte mich mit einigen Almosenspenden betraut. Sie ist mit ihrem Manne und der ganzen Familie nach Andalusien gegangen."

„So bin ich also allein und verlassen!" jammerte jetzt die Kranke, deren Erinnerungen nach und nach zurückkehrten

„Wie! Bin ich Niemand?" sagte die gute Schwester, indem sie Maria in ihre Arme schloß.

Ein heiserer Schrei entrang sich der schmerzenden Brust Maria's. „Pepe! Pepe! Der Stier! Todt! Ah!!" Und sie fiel besinnungslos auf die Kissen zurück.

Capitel XV.

Sechs Monate nach diesen Ereignissen saß die Gräfin von Algar eines Tages in ihrem Salon mit ihrer Mutter. Sie probirte ihrem kleinen Sohne einen Strohhut auf.

Der General Santa Maria trat ein. „Seht, Onkel, wie gut das Hütchen dem kleinen Engel steht!"

„Ihr verwöhnt ihn, daß es eine Art hat," entgegnete der General.

„Das schadet nichts," meinte die Marquise. „Wir verwöhnen alle unsere Söhne, die nichtsdestoweniger tüchtige Männer geben. Unsere Mutter verhätschelte dich nicht wenig, Bruder, und siehe, was aus dir geworden ist!"

„Mama, gib mir ein Biscuit!" stammelte der Kleine.

„Wie! du redest deine Mutter mit „Du" an, kleiner Schelm?" sagte der General. „So fordert man nicht; man sagt: Mutter, wollen Sie mir gütigst ein Biscuit geben!"

Das Kind fing an zu weinen bei der ernsten Stimme seines Onkels. Die Mutter steckte ihm heimlich das Verlangte zu.

„Er ist zu klein," bemerkte die Marquise, „um den Unterschied zwischen „Du" und „Sie" zu begreifen."

„Man lehre ihn denselben begreifen."

„Aber, Onkel, ich will, daß meine Kinder mich mit „Du" anreden."

„Wie, Nichte!" rief der General; „du fängst auch an Gewohnheiten anzunehmen, die die guten, alten Sitten verderben?"

„Wie kann das „Du" zwischen Eltern und Kindern die Sitten verderben?"

„Ja, Nichte; wie Alles, was die Scheu und Ehrerbietung vermindert. Da gefällt mir die Sitte der alten Grandes von Spanien, die sich von ihren Söhnen „Excellenz" nennen ließen."

„Ich finde im Gegentheil, daß das „Du", ohne dem Respect zu schaden, die Zärtlichkeit erhöht," sagte die Marquise.

„Hättest du mich vielleicht mehr geliebt, meine Tochter, wenn du mich „Sie" angeredet hättest?"

„Nein, nein! meine liebe Mutter," antwortete die Gräfin, indem sie sie zärtlich umarmte.

„Gehen wir zu etwas Anderem über," sagte der General. „Ich habe eine Neuigkeit, die euch Allen angenehm sein wird. Die Corvette Iberia wird morgen, von Havannah kommend, in Cadix einlaufen, und somit dürfen wir hoffen, unsern Rafael bald zu umarmen. Wie glücklich der Junge in Allem ist. Kaum

hegt er den Wunsch, nach unsrer Halbinsel zurückzukehren, so bietet sich auch schon die Gelegenheit dazu dar, und der General schickt ihn mit wichtigen Aufträgen hierher."

(Fortsetzung folgt.)

Das Zündnadelgewehr.

Der Erfinder des Zündnadelgewehrs ist J. N. Dreyse, Waffenfabricant in Sömmerda bei Erfurt. Derselbe erhielt das erste Patent auf diese Waffe am 22. April 1828. Zu derjenigen Vollendung, um für Militärzwecke zu dienen, scheint dies Gewehr erst 1841 gekommen zu sein. Die Zündmasse besteht aus 5 Theilen chlorsaurem Kali und 4 Theilen Schwefelantimon. Von dieser Masse werden 75 Milligramm in der Patrone hinter der Kugel, am besten in einem Papierspiegel, angebracht. Nach vielfachen Zeugnissen von amerikanischen Offizieren hat das Hinterladungsgewehr, nachdem dasselbe bei der Unionsarmee eingeführt worden ist, wesentlich zum Sieg der Union und zur Beendigung des Krieges beigetragen. In Amerika wurde übrigens weniger das Zündnadelgewehr als der Repetirstutzen in Anwendung gebracht, und zwar besonders die Henry'sche Repetirbüchse, mit welcher 25—30 Schüsse in der Minute abgefeuert werden können. Das Magazin für die Patronen besteht dabei in einer Hülse, welche unter dem Laufe da liegt, wo sonst der Ladstock sich befindet, und welche 15 Patronen faßt. Eine Spiralfeder drückt die Patronen nach und nach herunter auf ein bewegliches Stück an der Pulverkammer unten am Gewehrlauf. Diese Spiralfeder ist der schwächste Theil der Henry-Büchse, weil sie zu sehr gedehnt wird und deßhalb zu leicht erlahmt. Darum muß der Mann solche Federn im Vorrath führen. Durch nur zwei Handbewegungen wird die Patrone aus dem Magazin in die Pulverkammer geschoben und zugleich der Hahn gespannt. Die Patronen werden nach Lefaucheux gefertigt, wo Zündmasse und Pulver in einer Kupferkapsel eingeschlossen sind, was zwar den Vortheil bietet, daß die Munition im Regen und selbst im Wasser nicht naß wird, aber den Nachtheil hat, daß eine dritte Handbewegung nach jedem Schuß zum Entfernen der leeren Kapsel vom vorigen Schuß nothwendig ist. Alle Berichte stimmen darin überein, daß der Soldat im Besitz dieses Gewehrs anfing, sich für unüberwindlich zu halten, so daß ganze Bataillone die Henrybüchse für eigene Rechnung anschafften, weil sie damit die 4- bis 5fache Uebermacht zurückschlugen. Cavallerie, damit bewaffnet, hat das Bajonett nicht zu fürchten und kann auch als Infanterie benützt werden. Als das beste einfache Hinterladungsgewehr für Lefaucheux-Patronen wurde von einer Regierungscommission (1864) dasjenige von Peabody befunden, weil es am meisten aushalten konnte. Es würde sich wohl für ganze Armeen, das Henry-Gewehr für Schützenbataillone besonders eignen. — Die Vortheile, welche diese Hinterladungsgewehre im Kampfe gewähren, lassen sich mathematisch nachweisen: Wenn z. B. ein mit Vorderladungsgewehren bewaffnetes Corps ein mit Hinterladungswaffen ausgerüstetes angreift, so wird es etwa in der Entfernung von 200 Schritten den letzten Schuß thun und dann zum Bajonettangriff schreiten. Zu den 200 Schritten braucht es aber auch im Schnelllauf eine Minute. Während dieser verhängnißvollen Minute aber gibt ein Vorderladungsgewehr nur 1 Schuß, ein Zündnadelgewehr 6, eine Peabody-Büchse 10, eine Henry-Büchse 25 Schüsse. Durch einen solchen Kugelregen werden aber die Anstürmenden so gelichtet, daß es kein Wunder ist, wenn die Preußen in Böhmen alle Bajonettangriffe der Oesterreicher abgeschlagen haben, wenn einzelne Regimenter gegen Cavallerieangriffe nicht einmal mehr Quarré's gebildet haben, während preußische Reiterei, mit Zündnadelkarabinern bewaffnet, alle entgegenstehenden Quarré's gesprengt und sogar der berühmten österreichischen Cavallerie gegenüber sich überlegen gezeigt hat. — Die amerikanischen Hinterladungsgewehre haben noch den Vortheil des kleineren Kalibers vor den preußischen, so daß der Amerikaner 100, der Preuße nur 60 Patronen bei sich führen kann. — Mit der Feuerwaffe und dem Dampfschiffe hat Europa die Welt erobert, mit dem eisernen Ladstock Friedrich II. den siebenjährigen Krieg gewonnen, mit dem Hinterladungsgewehr hat die nordamerikanische Union über die Südstaaten, hat Preußen über Oesterreich gesiegt. Die rohe Kraft des Bajonettangriffs ist der Technik der

Waffe erlegen. So fällt der Sieg dem geistigen Fortschritt zu. Aber nicht nur auf dem Gebiete der Waffen ist dies der Fall. Möge daher Preußen seinen jetzigen Sieg nicht zu politischem Rückschritt, nicht zu Vergewaltigung Deutschlands, sondern zu Gründung eines ganz Deutschland umfassenden deutschen Rechtsstaates gebrauchen!

Verschiedenes.

Einem Berliner Privat-Irrenhause ward in der verflossenen Woche eine junge schöne Frau — die Wittwe eines Gutsbesitzers aus der Umgegend von Stoikow — in rasendem Zustande übergeben. Der Gemahl der Dame gehörte zu Denjenigen, welche sich auf den ersten Ruf des Königs zu den Fahnen stellen mußten. Schwer ward den jungen Leuten, welche sich noch in den Honigmonaten der Ehe befanden, die gegenseitige Trennung, zumal da ihre Vereinigung erst nach jahrelangen Hindernissen stattgefunden hatte. Das Verhängniß wollte es, daß dem jungen Manne bei Königgrätz durch eine Kanonenkugel beide Beine abgerissen wurden; Dank seiner kräftigen Constitution überstand er jedoch die gräßliche Operation und ward auf seinen und seiner Gemahlin Wunsch nach seiner Heimath transportirt. Dieser letztern hatte man auf die schonendste Weise das Unglück ihres Gatten beigebracht, sie versprach, mit Fassung sich in das harte Geschick zu ergeben — doch als sie statt ihres blühenden Gemahls den abgezehrten Rumpf eines Sterbenden erblickte, stieß sie ein so gellendes Geschrei der Verzweiflung aus, daß der in der höchsten Erschöpfung daliegende Kranke sofort verschied. Nun packten die Furien des Wahnsinns das liebende Weib, und da alle privaten Mittel nicht im Stande waren, sie zur Vernunft zurück zu führen, mußte sie, wie erwähnt, nach einer Heilanstalt gebracht werden; — doch auch hier scheinen alle Bestrebungen erfolglos zu sein.

(Ein Wort Goethe's über Fürstenwillkür.) Man hat Goethe, weil er nicht mit voller Seele in die große begeisterte Erhebung von 1813 eingetreten, einen „schlechten Deutschen", man hat ihn aber auch einen „Höfling" und „Fürstendiener" genannt. Wie wenig Goethe dies war, zeigt sein schöner Ausspruch: „Kein Fürst soll die Kraft seiner Nation, ihr Gemüth, den Begriff, den sie von sich selbst hat, schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequemer regieren zu können. Er soll nicht den innern Kern ihrer Eigenheit verderben, selbst nicht in der Absicht, sie glücklicher zu machen." Und Goethe schrieb diese goldenen Worte zu einer Zeit, wo auch über Deutschland mit starkem Arme ein Gewaltiger gebot, welcher unter dem Vorgeben, ihnen erhöhten Wohlstand und Civilisation zu bringen, alle Völker Europa's niederzudrücken, ihr ureigenes Wesen zu zerstören beflissen war; ein despotischer Völkerbeglücker, der Jeden, welcher nicht nach seiner Façon glücklich werden wollte, welcher anderer Meinung als er zu sein sich erlaubte, mit Kerker und Aechtung verfolgte, zu Pulver und Blei begnadigte.

(Alte Pferde.) Plinius und Athenäus versichern, daß einige Pferde sechszig, ja achtzig Jahre alt geworden seien. Ritheus behauptet von einem Pferde Ferdinand's I., es habe erst in einem Alter von siebenzig Jahren den Tod gefunden. In Tavastehus in Finnland erschoß man im Jahre 1778 ein Dragonerpferd, welches siebenunddreißig Jahre alt und noch frisch und gesund war. Moriz Fugger erzählt, der Bassa von Ofen habe zwei Pferde zum gewöhnlichen Gebrauch gehabt, von denen keines unter sechsunddreißig Jahren gewesen. Im Marstall zu Ludwigslust stand ein Thier von alter, ächter mecklenburgischer Race — ein Greis von achtunddreißig Jahren. Seine Bewegungen waren noch regelmäßig und leicht, nur sein Kopf und gebogener Rücken trugen die Spuren hohen Alters. Das Leibpferd Friedrich's des Großen, Condé, starb 1804, dreiunddreißig Jahre alt.

„Ist Ihr Pferd furchtsam?" fragte man einen Engländer, der sein Reitpferd verkaufen wollte. — „Nicht im Geringsten," antwortete der Gefragte; „es hat mehrere Nächte ganz allein im Stalle gestanden."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 101. Freitag, den 24. August **1866.**

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Die beiden Frauen hatten kaum Zeit, ihre Freude über diese frohe Botschaft zu äußern, als die Thüre aufgerissen wurde und Rafael Arias in die Arme seiner Verwandten stürzte.

„Wie glücklich bin ich, dich wieder zu sehen, mein guter, lieber Rafael!“ rief die Gräfin.

„Dank unsrer lieben Frauen, daß du wohlbehalten zurückbist!“ sagte die Marquise. „Zu was mußtest du aber auch so weit über's Meer reisen? Was trieb dich dazu? Du wirst schön die Seekrankheit gehabt haben!“

„Das war das Geringste; allein ich bekam in der fernen Welt bald ein andres Uebel, das von Tag zu Tag zunahm, und dies war Heimweh nach meinem Vaterlande und nach den geliebten Menschen. Sei es, daß Spanien eine so gute Mutter ist, oder wir so gute Kinder, wir können nun einmal nicht ferne von ihm leben.“

„Es ist Beides der Fall, mein lieber Vetter,“ sagte mit zufriedenem Lächeln der General.

„Cuba ist eine sehr reiche Insel! Nicht wahr, Rafael?“ fragte die Gräfin.

„Ja, Cousine, und sie versteht es reich zu sein, als ächte große Dame. Ihr Reichthum ist nicht von gestern; er eilt nicht dahin wie ein Strom, der mit großem Lärm sich von Felsen stürzt, das Land durchströmt und — verschwindet. Dort fließt der Wohlstand, die Ueppigkeit ruhig, geräuschlos wie aus einem tiefen Brunnen, von unversiegbaren Quellen genährt. Der Reichthum ist überall, er braucht sich nicht prunkhaft geltend zu machen. Jedermann sieht und empfindet ihn.“

„Und wie gefielen dir die Frauen?“

„Die Frauen gefallen mir, wie bekannt, überall: die jungen Damen, weil sie eben junge Damen sind; die alten, weil sie es waren; die Kinder, weil sie es einst sein werden. Die Havannesinen sind kostbare weibliche Lazzaroni's, deren rosenfarbene Atlasschuhe ein unnöthiger Schmuck der winzigen Füßchen sind; denn ich habe nie eine Dame dort zu Fuße gesehen. Ihre Rede ist Nachtigallengesang; sie leben von Zucker wie die Bienen, und rauchen wie Dampfmaschinen. Ihre schwarzen Augen sind dramatische Gedichte, ihr Herz ein Spiegel. Sie wiegen sich unter Blumen in ihren Hängematten, indeß ihre Sclavinen ihnen mit Federfächern Kühlung zuwehen.“

„Weißt du,“ sagte die Gräfin, „daß die Fama behauptet, du stehest im Begriffe dich zu verheirathen?“

„Diese Dame Fama, meine liebe Grazia, vertritt heute die Stelle der Schalksnarren der frühern Königshöfe. Sie spricht, was ihr in den Sinn kommt, ob es nun wahr oder nicht. Ich versichere dich also, Dame Fama hat gelogen.“

„Sie sagt noch mehr,“ fuhr die Gräfin lächelnd fort. „Sie gibt deiner Zukünftigen zugleich zwei Millionen Heirathsgut mit.“

Rafael fing an zu lachen. „Es ist dies nicht ganz „ohne.“ Der General-Capitän hatte in der That die Absicht, diesen Wechsel mir ausfertigen zu lassen.“

„Und wie war die mir zugedachte Cousine?“

„Häßlich wie die Todsünde! Ihre linke Schulter trachtete, in freundschaftliche Berührung mit dem linken Ohre zu kommen; wogegen die rechte, im Gegentheil, die möglichste Entfernung von dem rechten Ohre zu bewerkstelligen suchte.“

„Und was sagtest du dazu?"

„Ich antwortete, daß ich keinen Geschmack fände an einer vergoldeten Nachteule."

„Schlecht gethan!" sagte der General.

„Und zudem, da du wußtest," sagte die Gräfin, „daß — —" Sie vollendete ihre Rede nicht, da sie sah, wie ein schmerzlicher Ausdruck sich über das offene, heitere Gesicht ihres Vetters verbreitete.

„Ist sie glücklich?" fragte er.

„So glücklich man in dieser Welt sein kann," antwortete die Gräfin. „Sie lebt sehr zurückgezogen, besonders seitdem Aussichten auf einen Erben vorhanden sind."

„Und er?"

„Ist seit seiner Verheirathung ein anderer Mensch geworden. Er bebaut seine Güter nach den Rathschlägen meines Mannes, mit dem er ganze Wochen auf dem Lande zubringt. Mit einem Worte, er ist das verwöhnte Kind in der Familie, die ihm, gleich dem verlorenen Sohne, ihre Arme öffnete."

„Und Heloise?" fragte Ariel weiter.

„Das ist eine lamentable Geschichte," sagte die Gräfin. Sie heirathete insgeheim einen französischen Abenteurer, einen angeblichen Cousin des Prinzen von Rohan, der sich verhängnißvoller Weise Abelard nannte. Sie erblickte in diesem Namen einen Fingerzeig der Vorsehung, den ihrigen damit zu verbinden. Zudem war der Franzose Dichter und sie glaubte ihr Ideal, die Verwirklichung ihrer goldenen Träume gefunden zu haben. Ihre Eltern, die sich der unseligen Heirath widersetzten, betrachtete sie als Tyrannen und — —"

„Die berühmte Senora, mit Novellen und weinerlichen Poesien genährt, verband sich mit dem Schurken, der, wie man später erfuhr, schon zwei Mal verheirathet war. Nach einigen Monaten, nachdem alles Geld durchgebracht war, verließ er sie in Valenzia, wo sie ihr unglücklicher Vater wieder nach Hause holte. Dort lebt sie nun, weder Frau, noch Wittwe, noch ledig. Ihr seht daraus, wohin eine falsche, extravagante Lebensanschauung führt."

„Du, Rafael, hättest sie auf einen bessern Weg bringen können," sagte die Gräfin.

„Ich!" rief dieser erstaunt.

„Ja, du! Du weißt sehr wohl, wie sie dich schätzte, und was sie auf deine Ansichten hielt."

„Um von etwas Anderm zu reden: was ist aus Polo de Marmol geworden?"

„Er hat sich ganz und gar auf die Politik geworfen," antwortete die Herzogin; „sie beherrscht ihn ausschließlich und athmet sogar aus all seinen Gedichten."

„Und der Herzog? Werde ich ihn in Madrid treffen?"

„Nein, aber bei deiner Durchreise kannst du ihn in Cordova besuchen, wo er sich mit seiner ganzen Familie aufhält."

„Der Herzog hat endlich meinen Rath befolgt," fügte der General hinzu, „und sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen. Alle Personen von Bedeutung sollten sich in Zeiten wie diese auf ihre Güter flüchten."

„Aber Onkel," sagte Rafael, „auf diese Art wird Nichts gebessert."

„Man behauptet," fuhr die Gräfin fort, „er habe sich der Literatur gewidmet. Er schreibt Etwas für das Theater."

„Der Titel des Stückes wird sein?"

Rafael sprach leise mit der Gräfin. „Alle Welt wußte von dem Verhältnisse zwischen Maria und Pepe, ausgenommen jene beiden Männer, die so blind für sie eingenommen waren, daß der Eine in seinem edlen Herzen, der Andre in der kindlichen Arglosigkeit des seinen keinen Verdacht konnten aufkeimen lassen."

„Schweige, Rafael," erwiederte die Gräfin. „Wir müssen an unsern Freunden handeln, wie die guten Söhne Noe's an ihrem Vater."

„Was sprecht ihr?" fragte die Marquise.

„Nichts, Mutter! Wir reden über des Herzogs Buch, ohne es gelesen zu haben."

„Und Marisalada?" fragte Rafael; „hat sie in einem goldenen Wagen das Capitol erstiegen?"

„Sie hat die Stimme verloren — in Folge einer Lungenentzündung. Weißt du dies nicht?"

„Das ist betrübt, denn ich habe glänzende Anerbieten für sie von der Opera in Havanna. Was ist aus ihr geworden?"

„Nun, wo sie nicht mehr singen kann, wird sie tanzen lernen," bemerkte der General.

„Oder, was wahrscheinlicher ist," sagte die Gräfin, „sie wird den Verlust ihrer Stimme und ihre Schuld beweinen."

„Wo hält sie sich aber auf?" fragte Rafael dringender.

„Ich weiß es nicht," antwortete die Gräfin, „und es ist dies mir leid, denn ich möchte ihr gern meine Hülfe, meinen Trost anbieten in ihrem Unglück."

„Spare Beides für einen würdigeren Gegenstand auf," entgegnete der General trocken.

„Alle Unglücklichen sind dies, Onkel," erwiederte die Gräfin.

„Wohl gesprochen, meine Tochter," sagte die Marquise.

„Thue Gutes und siehe nicht zu, wem du es thust."

„Ich muß erfahren, wo sie sich aufhält," fuhr Rafael fort; „denn ich habe einen Brief für sie."

„Einen Brief! Von wem?"

„Von ihrem Manne."

„Hast du ihn gesehen?" fragte mit großer Theilnahme die Gräfin. „Ist er denn nicht in Deutschland?"

„Sicher nicht. Er schiffte sich mit uns nach Havannah ein. Wie verwandelt, wie unglücklich er war! Ihr hättet ihn nicht wieder erkannt. Seine Milde und Güte nur war sich gleich geblieben. Bald nach unsrer Ankunft starb er am gelben Fieber."

„Er ist todt?" riefen die beiden Frauen wie aus einem Munde.

„Armer, armer Stein!" sagte die Gräfin. „Gott hat ihn in seine Herrlichkeit aufgenommen."

„Es war das Beste für ihn," sagte der General. „Die vermaledeite Opernsängerin!!"

„Obschon ich die Epidemie noch nicht gehabt hatte, besuchte ich ihn doch, sowie ich erfuhr, er sei krank."

„Mein guter Rafael!" und die Gräfin ergriff ihn bei der Hand.

„Ich traf ihn so zu sagen in den letzten Zügen. Er war bei Besinnung und ruhig und wohlwollend wie immer. Er dankte mir für meinen Besuch und sagte mir, es sei eine Glückseligkeit für ihn, in der Sterbestunde ein befreundetes Gesicht zu sehen. Er verlangte Tinte, Feder und Papier und schrieb mit zitternder Hand einige Zeilen, die er mich bat seiner Frau zuzuschicken und seinen Todesschein beizufügen. Er starb eine Stunde darauf, seine Hand in der meinen. Ich lasse dir die Papiere da, Cousine, um dieselben durch einen vertrauten Mann nach Villamar zu senden, wohin die Elende wohl wird zurückgekehrt sein."

Die Gräfin nahm den unversiegelten Brief und las: „Meine Maria, die ich sehr liebte und noch liebe! Wenn meine Verzeihung deine Gewissensqualen lindern, wenn mein Segen zu deinem Glücke beitragen kann, empfange Beides von meinem Todesbette aus.

Fritz Stein."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gesandtschaftsreise im Mittelalter.

Einer der interessantesten Reiseberichte ist derjenige, welchen der Spanier Don Clavijo über seine im Jahre 1403 an den Hof des Weltenstürmers Timur Lenk oder Tamerlan unternommene Reise hinterlassen hat; gleichzeitig ist er aber auch einer der am wenigsten bekannten. Clavijo unternahm seine weite Reise im Auftrage der Könige Heinrich III. von Castillen und Martin von Arragonien, als deren förmlich bestellter Gesandter. Veranlaßt ward dieselbe durch die Kunde von der Schlacht bei Ancyra (am 28. Juni 1402), dieser vielleicht größten Schlacht, welche jemals auf dem Erdboden geschlagen worden, da in ihr zwölfmalhunderttausend Krieger gegeneinander kämpften, und die Herrschaft über den dritten Theil der damals bekannten Welt der Preis des Sieges war. Die Kunde dieser Schlacht hatte nicht blos im ganzen Orient, sondern auch im südlichen Europa die größte Aufregung hervorgerufen, denn wie sie einerseits durch dessen Niederlage und Gefangennehmung die Christenheit von ihrem bisherigen Bedroher, dem Osmanen-Sultan Bajazeth Ilderim, befreite, so öffnete sie andererseits dem mongolischen Weltenstürmer den Weg nach Europa. Auch in Spanien hegte man die Furcht, daß derselbe seine diabolischen Raubschaaren über die Abendlande, die Schrecken der hunnischen Verwüstungen erneuernd, ergießen werde: und so ward denn der Ritter Clavijo abgesendet, dem gegen Schmeichelei keineswegs unempfänglichen Groß-Khan die Glückwünsche der spanischen Könige zu überbringen und ihm zugleich deren Bündniß anzubieten, falls er etwa einen Kriegszug gegen

die Mauren Nord-Afrika's beabsichtige. Er hatte den Sieger der Osmanen im westlichen Kleinasien anzutreffen vermeint, bereit, nach Europa überzusetzen, erfuhr aber in Constantinopel, daß derselbe sich bereits nach seiner Residenz Samarkand zurückgewandt habe. Seufzend über die Weite des nun noch zurückzulegenden Weges folgte ihm Clavijo dorthin, besah sich unterwegs das Schlachtfeld von Anchra, wo im Jahre zuvor Dreimalhunderttausend geendet hatten. Unter mancherlei Fährlichkeiten und Beschwerden durchreiste dann der spanische Diplomat Armenien, das nordwestliche Persien und die wasser- und pfadlosen Steppen der Tartarei und kam endlich ganz erschöpft in Samarkand an. Anziehend ist seine Schilderung dieser Stadt, welche damals an Größe und mercantiler Regsamkeit die meisten Europa's übertraf; wie des Gewaltigen, welcher in ihr gebot. Timur stand schon im neunundsechszigsten Lebensjahre, sein Haar war total ergraut und die Sehkraft seiner Augen fast erloschen (lahm war er überdies von Jugend auf), aber noch umgab er sich mit dem ganzen Pomp seiner jüngeren Jahre, und noch gab er sich, wie in diesen, allen sinnlichen Genüssen hin. Namentlich war er, obwohl im Uebrigen ein strenger Muhamedaner, ein starker Trinker, und zwar nicht weniger vom verbotenen Wein, als vom Meth und dem einheimischen, aus gegohrener Pferdemilch bereiteten berauschenden Getränke, „Kumüß" genannt. War er berauscht, so war es äußerst gefährlich, in seiner Nähe zu verweilen; sonst aber war der Gewaltige, welcher sich selbst den stolzen Titel „Sahib Keran," d. i. „Herr des Erdballs," beigelegt hatte, leutselig und wohlwollend gegen seine Umgebung. Die Pracht seines Hofhaltes grenzte, nach Clavijo's Schilderung, an das Märchenhafte; die Ausstattung der Zimmer seines weitläufigen burgartigen Residenzschlosses war so kostbar, daß dagegen diejenige der europäischen Königssitze ärmlich erschien; Tische von gediegenem Silber, mit kostbaren Marmorplatten, fand man fast in allen Gemächern, und des Weltgebieters Leibrosse fraßen aus Krippen von massivem Silber. Bei den Gastmählern wurden ganze gebratene Schaf- und Pferdeviertel auf großen goldumsäumten Ledern zur Tafel herangeschleift, von dem auf ihnen knieenden Vorschneider kunstgerecht zerlegt und den Gästen auf Tellern von Gold, Silber oder chinesischem Porzellan (das Clavijo hier zum ersten Male in seinem Leben erblickte) präsentirt, die Getränke aber in goldenen Pocalen credenzt, welche reich mit Rubinen und Türkisen (von denen auch die Gewänder der Prinzen und der Höflinge funkelten) besetzt waren. Im October ließ der Groß-Khan zweimalhunderttausend seiner Krieger vor den Thoren Samarkands ein Lager von Jurten (Filzzelten) beziehen, in dessen Mitte Timur für sich ein Zelt von mit Seide umzogenem Tuch, groß wie ein mäßiges Schloß und prächtig möblirt, errichten ließ, von welchem aus er den Kriegsspielen seiner Leute zusah. Die Hauptbelustigung bestand anfänglich darin, daß ihnen Berge von gebratenem Fleisch vorgesetzt wurden, um welches sie miteinander kämpfen mußten. Als aber diese Belustigung den Reiz der Neuheit verloren, wurden Verbrecher und Kriegsgefangene herbeigeschafft, welche nun den mongolischen Kriegern zur Zielscheibe ihrer Pfeile dienen mußten oder sonst in einer martervollen Weise zu deren Amüsement vom Leben zum Tode gebracht wurden. Dem spanischen Ritter wurde bei Allem diesem, obwohl er durchaus nicht Sentimentalist war, ganz grausig zu Muthe, und er war herzlich froh, als er erst wieder die Heimreise antreten durfte.

Verschiedenes.

Eine alte Frau, deren Sohn Diebstahls wegen vor Gericht angeklagt war, versicherte, daß dieser bisher ein fleißiger, moralisch-guter Knabe gewesen sei und daß er von Geburt an beständig auf einer Oekonomie gearbeitet habe. Hierauf fragte sie der Advokat des Klägers: „Sie behaupten, daß Ihr Sohn von seiner Geburt an auf einer Oekonomie gearbeitet habe?"

„Ja wohl."

„Was hat er im ersten Jahre gethan?"

„Er hat gemolken," erwiederte sie.

Im Gerichtssaale hörte man plötzlich ein halb unterdrücktes Gelächter, und die Frau wurde nicht weiter gefragt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 102. Sonntag, den 26. August **1866.**

*La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Fortsetzung.)

Capitel XVI.

Wenn du, geliebter Leser, ehe wir von einander scheiden, noch einen Blick auf das Fleckchen Erde, Villamar genannt, werfen willst, so folge mir dahin. Wir werden im Fluge dort sein. Hier hast du die Zauberkappe Merlins. Bedecke dich damit und werde unsichtbar, damit dein Erscheinen den ruhigen, friedlichen Ort nicht störe und zugleich dein stilles Beschauen.

Vier Jahre sind vorübergerauscht. An einem Sommertage 1848 siehst du den kleinen Ort wieder, der so ruhig am Meeresufer daliegt, wie ein harrender Fischer. Lasse dir einige ernste öffentliche und Privatbegebenheiten von mir erzählen, die sich während dieses Zeitraumes zugetragen.

Der Thurm der Veste San Cristobal war eingestürzt und somit die letzten Hoffnungen Don Modesto's, sein geliebtes altes Castel noch einmal rivalisiren zu sehen mit Gibraltar, Brest, Cadix, Malta, Sebastopol.

Der würdige alte Patriote war Richter in Villamar geworden und hatte, als einmal aufrührerische Ideen in jenen unruhigen Zeiten auch in dem friedlichen Villamar anfingen zu spucken, dieselben mit kräftigen Maßregeln im Keime erstickt, wonach der Ort und seine Einwohner wieder in ungestörten Frieden versanken.

Seit Kurzem hatte eine ungewöhnliche Veränderung in und an der Wohnung des Barbiers Ramon Perez das Erstaunen der guten Leute in Villamar in hohem Grade erregt.

Ramon Perez hatte nach dem Tode seines Vaters, der einige Monate nach Maria's Abreise erfolgte, dem Drange nicht widerstehen können, der Undankbaren, die ihn einem Fremden aufgeopfert hatte, nach der Hauptstadt zu folgen. Er reiste ab, kehrte nach vierzehn Tagen wieder zurück und brachte mit: erstens einen unerschöpflichen Vorrath von Lügen und Aufschneidereien; zweitens zahllose italienische Romanzen und zwar von den schlechtesten; drittens ein hochfahrendes, schnippisches Wesen, eine Miene, die beständig ausdrückte: „Was liegt mir daran?" ein Sansfaçon, das im Stande war, die guten Leute in Villamar gerade zu verblüffen, und das ihre Augen und Ohren jeden Augenblick in Verwunderung setzte; viertens das unglückselige Bestreben, den Löwen aller Barbiere, den Figaro, nachzuahmen, den er in Sevilla hatte aufführen sehen. Leider fehlten in Villamar die übrigen zum Stücke gehörigen Personen, besonders eine Rosine.

Ramon Perez hatte aber noch Etwas von der Reise mitgebracht, was er Niemand entdeckte. Dies Etwas hatte er folgender Weise erworben: In einer Nacht, wo er die Straße durchwanderte, in der Marisalada wohnte, und wie ein Blasebalg seufzte, erregte er die Aufmerksamkeit einer Gestalt, die, bis über die Augen in ihren Mantel gehüllt, in einer Ecke des Hauses stand. Sie näherte sich ihm und sagte das eine Wort: „Hinweg!"

Roman wollte antworten, erhielt aber einen so derben Fußtritt an den Ort, der mit dem Sattel in Berührung kommt, daß seine Rückreise nach Villamar höchst schmerzhaft sein mußte.

Durch einen Umstand, der sich später aufklären wird, hatte er eine beträchtliche Geldsumme zu machen gewußt. Die Erinnerungen

an Sevilla und den Figaro hatten sich nun neuerdings lebhafter als je seinem Gedächtnisse aufgedrängt. Er hatte sein Cabinet mit asiatischer Pracht ausgestattet. Prächtige smaragdgrüne Sessel standen darin. Um die fingerdicken Leinwandtücher aufzuhängen, waren römische Nägel, so groß wie ein Suppenteller, angebracht. Kupferstiche, die einen dicken, großen Telemach, einen sehr bärtigen Mentor und eine äußerst magere Calypso darstellten, zierten die Wände. Ramon Perez versicherte Jedermann so überzeugend und so oft, diese Figuren seien der heilige Johannes, der heilige Petrus und die Magdalena, daß er es am Ende selber glaubte. Einige Unzufriedenen hatten kopfschüttelnd bemerkt, es sei Alles verbessert und erneuert worden in Ramon's Laboratorium, ausgenommen die Rasirmesser.

Was der Bewunderung der Villamaraner aber die Krone aufsetzte, war ein ungeheures Schild, das fast die ganze Vorderseite des Hauses bedeckte. In der Mitte figurirte ein mit wunderbarer Kunst ausgeführter Fuß, es schien ein chinesischer zu sein, aus dem ein Blutstrom floß, der mit den Wasserkünsten von Aranjuez und Versailles rivalisiren konnte. Zu beiden Seiten dieses Fußstückes ein enormes, halboffenes, eine Pyramide bildendes Rasirmesser. Zwei colossale Wetzsteine füllten die dadurch leergelassenen Räume. Das Ganze umwand eine Rosenguirlande vom grellsten Roth, und aus derselben hing eine riesige Scheere herab. Im Uebermaß seiner Prachtliebe hatte Ramon dem Maler anempfohlen, Gold anzuwenden, was dieser in folgender Weise that. Er verschwendete das edle Metall an den Dornen der Rosen, den Heften der Rasirmesser und den Nägeln des Fußes. Dieses prunkhafte Schild verkündigte den Villamaranern, was sie schon längst wußten, nämlich: daß sein Inhaber in dem Orte das vierfache Gewerbe eines Barbiers, Chirurgen, Minnesängers und Narren betrieb. Nun war aber besagtes Schild so groß und gewichtig, daß die aus Erde und Stein aufgeführte Mauer des Hauses es nicht tragen konnte. Man mußte zu beiden Seiten der Thüre Pfeiler errichten, um es zu stützen, was der Vorderseite des Hauses eine Art Portal verlieh, das Ramon Perez mit dem größten Ernste und unvergleichlicher Selbstzufriedenheit für die getreue Copie des Thores La Longa in Sevilla erklärte, das bekanntlich ein Meisterwerk der Baukunst ist.

Nun, da der Leser mit dem Vergangenen bekannt gemacht ist, wollen wir den Faden der Gegenwart aufnehmen und fortspinnen.

Es war so still und ruhig in dem Dorfe, daß man schon von Weitem die Stimme eines Mannes hörte, der die höchst klägliche Romanze der Atala sang und sich dazu auf der Guitarre begleitete. Das Schlimmste war, daß er sie mit den unerhörtesten, abscheulichsten Trillern und Läufen ausschmückte. Dabei waren die Verse so schlecht, daß Chateaubriand mit allem Recht den Dichter, Componisten und Sänger hätte vor Gericht laden können, als Verbrecher an den geheiligten Volksüberlieferungen.

Dieser höllische Gesang ertönte aus der Bude des Barbiers von Villamar, und der Sänger war Niemand anders als Ramon Perez. Dem Traubadour vis-à-vis stand Don Modesto, steif und gerade wie immer, und wie er mit ernstem Angesicht dem Gesang lauschte, glich er dem ehrwürdigen Mentor auf dem Bilde.

Jetzt öffnete sich eine Thüre im Hintergrunde des Magazins, und eine Frau trat herein mit einem Kinde auf dem Arme; ein anderes hing weinend an ihrer Schürze. Diese Frau war bleich, mager, von hochfahrender, unfreundlicher Miene, sie hatte ein altes abgetragenes Flortuch umgeworfen. Ihr langes, schlecht gepflegtes Haar hing unordentlich, ohne Kamm, bis auf den Boden herab. Sie hatte seidene Strümpfe an, die aus alten Pantoffeln hervorsahen, und in den Ohren große goldene Ohrringe.

„Schweige, schweige, Ramon!" sagte sie mit heiserer Stimme im Hereintreten. „Zerreiße mir die Ohren nicht! Lieber will ich das Gekrächze sämmtlicher Krähen der Umgegend und das Miauen aller Katzen im Orte hören, als dich, wenn du ernste Lieder singst. Singe Volksweisen! Deine Stimme ist biegsam, und es fehlt ihr nicht die Anmuth für diese Art Gesang. Das Uebrige aber lasse bleiben! Du weißt, daß ich es verstehe. Ich laufe noch weg, wenn du fortfährst, meine Nerven zu martern. Schweige!" schrie sie das weinende Kind an und gab ihm einen Puff an den Kopf.

„Gehe zu allen Teufeln, und das sogleich!" — antwortete der auf's Empfindlichste an seiner Eigenliebe verletzte Figaro. „Gehe und laufe, bis ich dich zurückrufe, da kannst du bis an der Welt Ende fortlaufen."

„Du würdest mich nicht zurückrufen, sagst du?" antwortete die Frau; „wäre dies vielleicht eine große Gunst für Die, die so oft gerufen wurde von den Großen der Erde, den Gesandten, dem ganzen Hofe? Weißt du, du Flegel, Esel, Schlingel, das Geld das man hingab, nur um mich zu hören?"

„Wenn sie dich jetzt sähen mit diesem Essiggesicht und diese Stimme, wie von einem heisern Huhn, hörten, glaube mir, sie gäben das Doppelte, nur um dich weder sehen, noch hören zu müssen."

(Schluß folgt.)

Die reitende Post zwischen New-York und San Franzisko.

Wir bedauern oft unsere deutschen Postboten und Briefträger, weil sie bei Regen und Sonnenschein, bei Wind und Wetter, bei Hitze und Kälte die Straßen durchwandern müssen. Es mag auch viel Unangenehmes mit sich bringen, bald in einen Keller hinabzusteigen, bald vier oder fünf dunkle Treppen hinauf zu klettern, und mag schwierig sein, ganzbeinig wieder hinab zu kommen; es liegt für einen Briefträger sogar ein gewisser Hohn des Geschickes darin, wenn er, der selbst nur wenige Thaler Gehalt monatlich bekommt, täglich Briefe austragen muß, in denen vielleicht Tausende enthalten sind, und die er doch bei Strafe und Gewissensbissen nicht anrühren darf. Was sind indeß all diese kleinen europäischen Briefbotenleiden gegen die Beschwerden und Gefahren, welche ein reitender Postbote in Amerika zu bestehen hat?

Auf den ersten Blick erscheint es freilich sehr verlockend, auf einem Pferde, welches zwanzig Mal besser ist, als die Gäule, welche bei uns ein Postmeister in seinem Stalle hat, ausgerüstet mit einer vortrefflichen Revolverbüchse, mit welcher man zwölf Räuber in einem Athem hintereinander erschießen kann und bei der dann immer noch der Kolben übrig bleibt, in dem Halfter noch einige Revolver, die Munition auf dem Rücken und den Proviant hinten auf dem Sattel, hinauszureiten in die herrlichen Prairien und womöglich unterwegs so im Vorüberpassiren einige Büffel zu schießen und dann das schönste Fleischstück desselben, welches bei uns mindestens 18 kr. das Pfund kosten würde, über einem Feuer zu rösten und zum Frühstücke zu verzehren. Das Alles erscheint sehr verlockend, in Wirklichkeit ist indeß der Dienst der reitenden Postboten einer der mühevollsten und gefährlichsten, und es sind nur solche Männer dazu zu gebrauchen, welche ein Auge haben, so scharf als die Indianer, um den Weg durch die endlose Prairie zu finden und nach den Sternen die Richtung inne zu halten; deren Körper gestählt ist, um, ohne zu ermüden, Tage lang auf dem Pferde zu sitzen und Hitze und Sturm leicht zu ertragen, und deren Herz nicht viel schneller schlägt, auch wenn vier Dutzend Indianer wie die leibhaftigen Teufel hinter ihnen herjagen, um ihnen einige Pfeile in den Rücken oder die Brust zu entsenden, sie zu scalpiren und sich dann ihrer Waffen und Munition, ihrer Baarschaft und ihres Pferdes als wohl erworbenen Eigenthums zu bemächtigen und den Inhalt der Briefbeutel, welche an jeder Seite der Sättel hinter ihnen herabhängen, in alle Winde zu zerstreuen, gleichviel ob derselbe aus wichtigen Depeschen oder den zärtlichsten Liebesbriefen besteht. Solche halbnackte Teufel, welche mit gemüthlichem Lächeln ihrem Feinde den Kopf zerschmettern, haben nicht gelernt, die zärtlichen Ergüsse eines liebenden Herzens zu würdigen und zu achten.

Die Indianer und die Räuber, welche sich gern der Postboten als eines besonders lohnenden Fanges bemächtigen, sind indeß nicht die einzigen Gefahren, welche die reitenden Postboten bedrohen. Kennt er die endlose Prairie nicht genau, weiß er nicht die Stellen aufzufinden, wo sein Pferd und er selbst Wasser findet, so bleibt ihm wenig Anderes übrig, als vor Durst zu verschmachten, während er vielleicht Geld genug bei sich führt, um tausend Flaschen des feinsten Burgunders dafür zu kaufen. Reicht die Kraft seines Pferdes nicht aus, thut dasselbe vielleicht einen unglücklichen Fehltritt und stürzt, so thut er auch am Besten, wenn er schnell mit dem Leben abrechnet, denn die Prairie allein zu Fuß zu durchwandern, gelingt auch nur Wenigen.

Oder es umzingelt ihn auch in der Nacht, während er sein Pferd mit zusammengebundenen Vorderfüßen sich Futter suchen läßt und selbst mit unter den Kopf geschobenem Sattel in dem Grase zu schlafen versucht, ein Rudel Wölfe, welche nicht viel zahmer sind als die Indianer, vielleicht aber noch hungriger, und in deren Brust ebenso wenig Mitleid wohnt. Oder es überrascht ihn ein Prairiebrand, dessen Schrecknisse oft genug geschildert sind, so daß sich der Leser selbst ausmalen kann, welche Unannehmlichkeiten durch denselben für einen reitenden Postboten erwachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Scene auf einem amerikanischen Redactions-Bureau.) Widerruft nicht! — „Mein Herr, Ihr gestriges Blatt enthielt eine falsche Bekanntmachung."

„Unmöglich, mein Herr! aber worauf spielen Sie eigentlich an?"

„Sie sagten, daß Herr M. vor Gericht gestellt wurde."

„Jawohl."

„Verurtheilt wurde."

„Ganz richtig."

„Gehängt wurde."

„Sehr wahr."

„Und ich, mein Herr, bin der Mann selber."

„Unmöglich!"

„Ich versichere Sie, es ist Thatsache, und jetzt hoffe ich, daß Sie widerrufen werden, was Sie in Ihrem Blatte behauptet haben."

„Ganz und gar nicht."

„Wie! Was glauben Sie denn? Sie sind verrückt!"

„Das mag sein, aber ich widerrufe es ein für alle Mal nicht.

„Ich werde mich bei der Obrigkeit beklagen."

„Wie Sie wünschen, aber ich widerrufe nie Etwas. Alles, was ich für Sie thun kann, ist, zu annonciren, daß der Strick zerriß und daß Sie jetzt sich wieder der besten Gesundheit erfreuen. Ich habe meine Grundsätze und widerrufe nie einen von mir geschriebenen Artikel."

(Das moderne Liebesorakel.) Ein junger Mann hatte die Absicht, die Hand eines jungen, blonden, schlanken Mädchens mit taubenfrommen Augen zur Ehe zu begehren, und folgte öfter unbemerkt ihren einsamen Spaziergängen, in verschwiegener Liebesgluth, nur um sie zu sehen und ihr nahe zu sein. So geschah es auch, daß er sich zufällig hinter einer Hecke befand, während die Holde, welche er anbetete, daherschwebte, eine Marienblume als Liebesorakel entblätternd. Sein Herz schlug höher, denn er ahnte, daß die Schicksalsfrage ihm gelte, duckte sich, horchte und hörte. Das sanfte schuldlose Kind riß ein Blättchen von der Blume nach dem anderen, dabei lispelnd: „Er hat Geld!" — „Ein wenig!" — „Viel!" — „Ungeheuer viel!" — „Gar keines!" — „Er hat Geld!" ꝛc. Der junge Mann hat das Mädchen bis heute noch nicht geheirathet.

(Ein guter Einfall.) Vom Könige Friedrich Wilhelm IV. erzählt man sich folgende hübsche, unseres Wissens in weiteren Kreisen noch nicht bekannte Anekdote. Derselbe bemerkte, als er unerwartet rasch nach einem Spazierritte in das Palais zu Potsdam zurückkehrte, daß der Portier nicht, wie es doch seine Pflicht gewesen wäre, auf seinem Posten war. „Portier ist abgesetzt!" rief der Monarch zornig. Jede, auch die sonst einflußreichste Fürbitte würde bei der Hartnäckigkeit, mit welcher der Monarch an dergleichen übereilten Ordonnanzen festhielt, schwerlich etwas gefruchtet haben. Die Umgebung des Königs schwieg also. Als aber am nächsten Morgen der dienstthuende Flügel-Adjutant in das Zimmer des Monarchen trat, war sein erstes Wort die Frage: „Majestät, ist der Portier auf einen oder zwei Tage abgesetzt?" — „Auf einen," lautete die Antwort des durch die ruhige Fragestellung schnell begütigten witzigen Monarchen.

(Damenpassionen.) Ella: Ach Mary, wie glücklich du bist! Man kann uns Frauen die Schwärmereien für's Militär nicht verdenken, so am Arm eines Offiziers unter'n Linden zu promeniren; ach — !

Mary: Ach ja, und dann werden sie auch mit Musik begraben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 103. Mittwoch, den 29. August **1866.**

* La Gaviota.

Aus dem Spanischen übersetzt von b.

(Schluß.)

„Wer hat mich in dies elende Dorf, unter diese Bauerntölpel gebracht?" rief das Weib wüthend. „Wer hat mich mit diesem Bartkratzer, diesem Ungethüm verheirathet; diesem Schurken, der, nachdem er das Heirathsgut, das mir der Herzog geschickt, verschlungen, mich mißhandelt und beschimpft? — Mich, die berühmte Maria Santalo, die so viel Aufsehen in der Welt gemacht!"

„Es wäre besser für dich gewesen, du hättest nicht so viel Geräusch in der Welt gemacht," entgegnete Ramon, dem die Begeisterung für die Romanze der Atala und sein Unwille, dieselbe unterschätzt zu sehen, eine unerhörte Kühnheit verliehen.

Bei diesen Worten stürzte sich das Weib auf ihre kleine, armselige Ehehälfte, die voll Entsetzen nur gerade Zeit fand, das Instrument auf einen Stuhl zu werfen und zu entfliehen. In der Thüre stieß er gegen eine Person, die gerade eintreten wollte, und hätte sie beinahe über den Haufen gerannt.

Maria hatte die Gestalt kaum erblickt, als ihre Wuth einem nicht weniger heftigen Gelächter Platz machte. Es war Niemand anderes, als Momo, dessen einer Backen hoch aufgeschwollen war. Er hatte ein Tuch um sein entstelltes Gesicht gebunden und wollte sich einen Zahn ausziehen lassen.

„Welche abscheuliche Erscheinung!" rief Maria unter beständigem heiserem Gelächter. „Du könntest dich für Geld sehen lassen! Was hast du denn in deine Backen gestopft? Gewiß eine Melone! Wie fürchterlich du bist! Du solltest dich so in die Illustrirte aufnehmen lassen und als gräuliches Curiosum circuliren!"

„Ich komme," erwiederte Momo, „um mir einen Zahn ausziehen zu lassen und nicht um deine Unverschämtheiten anzuhören. Doch — du warst eine Gaviota, bist eine Gaviota und wirst eine bleiben!"

„Wenn du dir willst herausnehmen lassen, was du Schadhaftes in und an dir hast, so lasse dir nur das Herz und alle Eingeweide herausreißen."

„Bei allen Teufelskatzen! Spricht die von Herz und Eingeweiden! Sie, die ihren Vater in fremden Armen sterben ließ, die seinen Namen verläugnete und ihm nicht die kleinste Hilfe zukommen ließ!"

„Wer hat die Schuld davon? Elender Dummkopf!" entgegnete Maria. „Es wäre Nichts von All dem geschehen, wenn du nicht wie ein Tollhäusler von Madrid weggelaufen wärest, ohne deinen Auftrag zu vollführen, und dann hier in Villamar die Nachricht von meinem Tode verbreitet hättest, so daß, als ich hierher kam und meinen Vater noch am Leben glaubte, mich Alle für ein Gespenst hielten. Nur in einem Gehirn wie das deine konnte die verrückte Idee aufkommen, daß eine Theatervorstellung die Wirklichkeit sei."

„Eine Vorstellung!" erwiederte Momo. „Du sagst immer dasselbe. Sicher ist, daß, wenn jener „Telo" es verstanden hätte, dir einen regelrechten Dolchstich beizubringen, und dein Mann, den Jedermann — du ausgenommen — beweint, dich nicht wieder herausgerissen hätte, du jetzt zum Wohl und Glück der Menschheit steif und kalt wärest."

„So wisse denn, du aufgeschwollener Frosch," sagte Maria, indem sie ihm die Faust unter die Nase hielt, „daß ich dir zum Trotz und

Aerger hundert Jahre leben werde, bis du so häßlich geworden bist, daß die Sonne sich verbirgt, wo du erscheinst."

Momo sah Maria mit dem verächtlichsten Ausdrucke seines verzerrten Gesichtes an und sagte mit tiefer feierlicher Stimme, indem er den Zeigefinger auf sie richtete und denselben langsam auf und nieder bewegte: „Gaviota warst du, Gaviota bist du, Gaviota wirst du bleiben in Ewigkeit!" Und er wandte ihr den Rücken.

Als der bestürzte Don Modesto sah, daß die lächerliche, häßliche Erscheinung Momo's — die nur der Griffel des berühmten Caricaturenmalers Cruicshank würdig zeichnen könnte — dem Zornesausbruch des wüthenden Weibes Einhalt that, benützte er die Gelegenheit, von dem Schlachtfelde zu fliehen.

Der Leser weiß bereits, welche Antipathie der ernste, friedliche Modesto gegen allen Zank, Streit und Zwiespalt hegte. Aber kaum war er, höchst zufrieden dem Kampf entronnen zu sein, in seine Wohnung eingetreten, drangen neue Schrecknisse auf ihn ein, da er in Rosita's strenges, drohendes, zornglühendes Auge blickte. Er setzte sich in eine Ecke und senkte den Kopf wie der Vogel, der im Vorgefühle eines Sturmes sich unter einen Baumzweig setzt und seinen Kopf unter die Flügel verbirgt.

Der Leser muß vor Allem erfahren, daß die guten Eigenschaften Rosita's wie ihre Fehler mit den Jahren sich gesteigert hatten. So hatte sich ihre Ordnungsliebe und Reinlichkeit in eine ängstliche Fege- und Säuberungssucht verwandelt, und Don Modesto mußte jedes Mal erst die Schuhe wechseln, ehe er ihr Zimmer betrat. Wenn Rosita Kunde gehabt hätte von den Pantoffeln, welche in Brüssel die den Palast des Prinzen von Oranien besuchenden Neugierigen beim Eintritt in die fürstlichen Räume angezogen bekommen, sie hätte gewiß dies Mittel angewendet, um die Strohdecken vor und den Teppich innerhalb der Thüre vor jeder unreinen Berührung mit der Außenwelt zu schützen. Geschah es, daß Don Modesto einmal einen Tropfen Wein oder gar Oel verschüttete, war Rosita außer sich. Ihre Enthaltsamkeit und Mäßigkeit gingen bis an die Grenze des Möglichen und ließen vermuthen, sie wolle mit Manuela Torres wetteifern, die erst kürzlich in dem Dorfe Gansar verstorben war und 40 Jahre ohne Speise und Trank gelebt hatte.

„Rosita," sagte Don Modesto; „vorher aßt Ihr so Viel, als der Vogel in seinem Schnabel fortbringen kann; aber seit Kurzem scheint es, Ihr wollt die Fabel vom Chamäleon zur Wahrheit machen."

„Ihr seht ja," erwiederte Rosita, „daß ich vollkommen gesund bin."

Was ihre Strenge betrifft, hatte dieselbe wirklich das Maß überschritten.

„Es steht Euch wohl an," sagte sie zu Don Modesto, der sich von ganzem Herzen der heiligen Jungfrau des Friedens empfahl, — „es steht einem Manne Eures Alters, sage ich, der zu den Ersten des Ortes gehört, dessen Namen in großen Buchstaben in der Zeitung glänzte, wohl an, zu jenen Leuten zu gehen, jenen Landstreichern, und sich in ihren scandalösen Ehezwist zu mischen."

„Aber Rosita," versicherte Don Modesto, „ich habe mich nicht darein gemischt, ich — —"

„Pah, pah! Wenn Ihr nicht in jene Bartkratzersbude gegangen wäret und nicht dort mit offenem Munde gestanden hättet, um die schamlosen Lieder Ramon's anzuhören, wäret Ihr gar nicht Zeuge des Scandals geworden."

„Aber Rosita, Ihr bedenkt nicht, daß es von Zeit zu Zeit nöthig ist, mich rasiren zu lassen, um nicht wie ein Regimentssapeur auszusehen, und wenn Perez bei der Gelegenheit singt, so bin ich doch gezwungen, es anzuhören. Zudem war, was er sang, gar nicht — —"

„Schweigt!" unterbrach ihn die erzürnte Jungfrau. „Es geziemt sich weder für mein Geschlecht, mein Alter, noch meine Denkweise, die Wiederholung unheiliger, schlechter Lieder anzuhören. Aber die Männer haben immer offene Ohren für Liebessachen. Ihr erheitert Euch bei der Singerei jener Leute, und ich habe Euch gesehen — — Ja! Beim Feste des heiligen Johannes von Nepomuk, als man zu Ende der Messe die zur Ehre des Heiligen erfundenen Strophen sang, sah ich Euch schlafen wie ein Murmelthier."

„Ich, Rosita? Jesus, Maria! Wie habt Ihr mich mißverstanden. Ich hatte vor lauter Andacht die Augen geschlossen, und Ihr nahmt meine heilige Erbauung für einen unehrerbietigen Schlummer."

„Wir wollen nicht streiten, Don Modesto, denn Ihr wäret fähig, gegen das achte Gebot zu sündigen. Um aber wieder auf unsern vorigen Gegenstand zu kommen, wiederhole ich Euch, daß es eine Schmach und Schande ist, daß Ihr so ein Herz, eine Seele mit jenem Gesindel seid."

„Rosita! Rosita! Wie könnt Ihr so sprechen von dem guten Ramon, der mich so vortrefflich rasirt, und von der berühmten Marisalada, der die halbe Welt zu Füßen gelegen!"

„Nichts mehr von dieser Schamlosen, dieser Theaterprinzessin!"

„Aber Rosita, das Theater wird doch allgemein eine Schule der Sitten und Gebräuche genannt."

„Die Schule der Sitten — — das Theater! Da hilft nichts mehr; Ihr verderbt ganz und gar, Don Modesto! Das ist schlimmer, als beim Feste des heiligen Nepomuk einzuschlafen. Der Papst sollte durchaus die Excommunication gegen solche gottlose Frauenspersonen aussprechen."

„Jesus, Maria und Joseph!" rief Don Modesto entsetzt.

„Rosita, Ihr wagt es, den Papst zu tadeln, gerade jetzt, wo man Hymnen zu seinem Lobe singt?"

„Wohl, wohl!" entgegnete Rosita, „ich weiß das besser, als Ihr. Ich werde mich wohl hüten, den Papst zu verdammen, ich begnüge mich zu wünschen, daß wir nicht nach den Lobgesängen das Miserere möchten zu singen haben. Um wieder auf dieses Weib zu kommen, die ihren Vater einsam, hilflos unter den peinlichsten Schmerzen sterben ließ, die ihren braven Mann zwang, zu fliehen, um seine Schande in dem fernen Indien zu begraben — —"

„Er starb dort am gelben Fieber," fiel der Veteran ein.

„Dieses Geschöpf," fuhr die strenge Sittenrichterin unerbittlich fort, — „war sie nicht die Einzige im ganzen Orte, die die alte gute Maria vom Kloster, die so Viel für sie gethan, nicht besuchte und pflegen half; die Einzige, die ihr nicht das Geleite zum Kirchhof gab und in der Kirche für sie betete und weinte? Und, — was that sie, als bald nachher der alte, fromme, treue Fra Gabriel ihr aus Leid und Heimweh nachfolgte? — Sie lachte und sagte, sie habe geglaubt, nur auf dem Theater sterben die Leute vor Liebesgram und Sehnsucht. — Die Schlange!!"

„Armer Bruder Gabriel!" rief Don Modesto bewegt von den Erinnerungen an die Dahingeschiedenen. „Jeden Winter sein ganzes Leben hindurch stieg er den Hügel hinauf und flehte den heiligen, hilfreichen Jesu um ein sanftes Ende an. Und als seine geliebte Freundin todt war, ging er jeden Tag dahin; denn dort allein wurde er noch verstanden und fand Trost. Und dort war es," fuhr er leise und traurig fort, „wo ich ihn an einem Wintermorgen vor dem Gitter der kleinen Capelle mit tief herabhängendem Haupte traf. Ich rief ihn beim Namen. Er antwortete nicht. Ich näherte mich ihm — — Er war todt. Gestorben, wie er gelebt hatte. Stille und einsam. Armer Bruder Gabriel! Du starbst, ohne dein liebes Kloster wieder hergestellt gesehen zu haben! Auch ich werde sterben, ehe meine Veste wieder auferbaut ist!"

Die reitende Post zwischen New-York und San Franzisko.

(Fortsetzung.)

Auf alle diese Gefahren hat ein reitender Postbote in Amerika, welcher die schöne Gegend zwischen New-York und San Franzisko zu durchreiten hat, sich von vorn herein gefaßt zu machen und daß er zum Wenigsten einige von ihnen bestehen muß, kann er sicher rechnen. Hat er nicht einen klugen festen Kopf, ein furchtloses Herz und eine Hand, welche die Revolverbüchse fest und sicher hält, so wird er schwerlich den Weg zum zweiten Male zurücklegen.

Wir wollen nur ein kleines Abenteuer des Jack Jolly, welcher Jahre lang als Postbote zwischen New-York und San Franzisko hin- und hergeritten war und bereits manche Gefahr überstanden hatte, kurz erzählen. Es wird am deutlichsten dem Leser beweisen, was solch ein Postbote zu überwinden hat.

Jack Jolly, oder wie er von all Denen, die ihn kannten — und er war sehr vielen Menschen bekannt — kurzweg genannt wurde, Jack, war ein Mann wie geschaffen zu dem beschwerlichen Dienste. Ungefähr dreißig Jahre alt,

aufgewachsen unter Beschwerden und Gefahren, zäh ausdauernd an Körper und Muth, immer lustig und wenn es ihm auch niederträchtig schlecht ging, wenn auch der speculativste Kopf für sein Leben nicht einen Dreier mehr gegeben hätte, begann er stets seinen weiten Weg mit derselben Unbefangenheit, mit der bei uns ein Reiter, der fest im Sattel sitzt und dessen Pferd zur frömmsten Sorte gehört, zum Spazierritt sich rüstet. Er konnte hungern und dursten wie ein Indianer, Sonne und Sturm waren ihm gleichgiltig, seine Hand fehlte nie mit dem Revolver, und Nachts schlief er in dem feuchten Grase mit der größten Gemüthsruhe. Sein Auge war scharf, sein Ohr fein, und obenein gehörte er so weit dem Mäßigkeitsvereine an, daß er von Whisky, heißem Grog ohne Wasser und anderen verbotenen angenehmen Getränken nie mehr genoß, als daß er stets noch, wenn auch mit einiger Anstrengung, allein sich in den Sattel zu bringen im Stande war.

Wieder befand sich Jack auf dem Wege von San Franzisko nach New-York. Er hatte in seinem Postbeutel viele und wichtige Briefe und obenein in den Taschen seines ledernen Wammses mehrere Pfund Goldstaub. Ohne die geringste Gefahr war er an der Schmiede von William Burchel angelangt, freilich begann der gefahrvolle Weg erst für ihn, denn die Schmiede war das letzte Haus, welches er in einigen Tagen zu sehen bekam. Sie war schon eine kurze Strecke in die Prairie hineingebaut, und Alle, welche diese zu durchwandern hatten, kehrten in ihr noch ein Mal vor, um die Eisen ihrer Pferde und die Achsen und Räder ihrer Wagen untersuchen und ausbessern zu lassen.

Jack und Burchel kannten sich seit Jahren und waren die besten Freunde.

„Nun, Jack," rief Burchel, als der Postbote vor der Schmiede anlangte, „ich habe dich schon seit einigen Tagen erwartet."

„Ich konnte nicht früher kommen," erwiederte Jack, indem er vom Pferde stieg und den Staub aus dem Gesichte wischte. „Wäre es allein nach meinem Willen gegangen, so befände ich mich bereits in New-York."

„Das wäre gut für dich — das wäre gut," rief Burchel.

„Und weshalb wäre es gut, William?" fragte Jack.

„Weil die Rothhäute in der Prairie sind."

„Pah! Ich fürchte sie nicht," erwiederte Jack. „Sieh diese neue Revolverbüchse, William, sieh sie dir genau an. Zwölf Kugeln, und sie schießt scharf wie der Blitz. Es ist eine Freude, sie an die Backe zu legen. Ich fürchte die Rothhäute nicht."

„Es sind zu viele für einen Mann," gab der Schmied ernst zur Antwort. „Es sind zu viele. Ich weiß, daß du mit einigen fertig wirst — allein es mögen ihrer zwanzig sein, die auf der Prairie umherschweifen."

„Nun, William," fuhr Jack fort, in dessen Brust noch nicht die geringste Furcht einzog, „sieh dir mein Pferd an! Ich habe es erst acht Tage, allein es gibt kein besseres und schnelleres dreißig Meilen in der Runde. Selbst den Teufel hole ich damit ein. Kommen mir die Rothhäute zu nahe, so gebe ich ihm die Sporen und in wenigen Minuten bin ich ihnen aus dem Gesichte!"

Der Schmied schüttelte ungläubig mit dem Kopfe.

„Ich will wünschen, daß es so kommt, allein du kennst die Ausdauer der rothen Teufel. Dein Pferd mag schnell auf den Beinen sein, wenn es nur aushält."

„Es hält aus!" rief Jack heiter. „Nun gib mir zu trinken und dann sieh bei meinem Thiere nach, ob die Eisen gut sind und festsitzen. Ich habe es geschont bis hierher, da kann es schon Etwas ertragen, wenn es Noth thut. Wenn ich zurückkehre, William, will ich dir erzählen, ob die Rothen mir nahe gekommen sind."

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

„Die Asternomens müssen doch sehr jelehrte Leute sind," sagte ein Berliner zu einem Andern, „det sie sojar Sonnen- und Mondfinsternisse vorherbestimmen können." — „Een rechtet Kunststück!" versetzte der Andere, „det kann ick ooch; man braucht ja blos in'n Kalender nachzusehen!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 104. Freitag, den 31. August **1866.**

Die reitende Post zwischen New-York und San Franzisko.

(Schluß.)

Der Schmied, der zugleich eine Wirthschaft besaß, kam seinem Wunsche nach.

„Bleib bis morgen früh, Jack," mahnte er den Postboten noch ein Mal. „Du hast dann einen ganzen Tag vor dir, und dein Pferd sammelt neue Kräfte. Ich habe guten Mais dafür."

„Läßt sich nicht gut machen," entgegnete Jack. „Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren und wie gesagt, ich habe das Thier geschont bis hieher. Und soll ich dir's offen gestehen, sind einmal Rothhäute in der Prairie, so ist mir die Nacht lieber als der Tag. Sie können dann die Fährte so leicht nicht verfolgen."

„Wohl wahr," warf der Schmied ein, „allein sie können sich auch leichter auf die Lauer legen und dich überfallen."

„Wird sich schlecht machen," rief Jack lachend. „Mein Auge ist auch an die Nacht gewöhnt, und mein Ohr ist vielleicht noch feiner, als das der rothen Teufel. Geht also nicht, William. Wenn ich indeß zurückkehre, bleibe ich einen Tag bei dir, sorg' nur für einen guten Tropfen und nun fülle mir meine Flasche noch ein Mal."

Nach kurzem Aufenthalte brach Jack wieder auf. Besorgt blickte ihm der Schmied nach. Allein er ritt so sorglos in die unabsehbare Ebene hinein, als trabte er in New-York über den Broadway. Die Büchse hing über seiner Schulter, die Revolver waren gut geladen, das Pferd trabte so leicht dahin, als machte es den ersten Schritt an diesem Tage. Was hatte er da zu befürchten? Wohl ließ er den Blick prüfend umherschweifen, denn des Schmieds Mittheilung mahnte ihn zur Vorsicht, allein an wirkliche Gefahr dachte er nicht. Es konnten hundert Rothhäute in der Prairie umherschweifen, und dennoch erblickte er vielleicht keinen einzigen, die Prairie war ja groß.

Ohne den geringsten Unfall schwand der Tag dahin. Die Nacht brach herein, und es war eine stille, helle Nacht. Unbesorgt ritt er weiter. Erst als die Mitternacht sich nahte, hielt er an, zäumte sein Pferd ab und legte sich selbst zum Schlafen nieder. Es war ja Alles still ringsum, er hatte nichts Verdächtiges bemerkt, und neben ihm lag die Revolverbüchse.

Ruhig schlief er bis die neue Sonne hereinbrach, dann brach auch er wieder auf.

Wieder neigte sich der Tag bald zu Ende. Eine tüchtige Strecke hatte er an diesem Tage zurückgelegt, weil sein Pferd noch frische Kräfte besaß. Den ganzen Tag über hatte er sein Auge umherschweifen lassen und Nichts bemerkt. Er mußte unwillkürlich über des Schmieds Besorgniß lächeln. Es konnte wahr sein, daß sich Rothhäute auf der Prairie befanden, allein sie waren vielleicht viele Meilen von ihm entfernt.

Da schlug plötzlich ein schwacher, dumpfer Ton an sein Ohr. Der Wind trug ihm denselben entgegen. Er hielt das Pferd an, um genauer zu hören. Dann sprang er aus dem Sattel und legte das Ohr an die Erde. Er hatte sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht. Das Geräusch kam von einer jener Büffelheerden, die nach Tausenden zählen. Die Heerde befand sich auf der Flucht. Auch das hatte er aus dem Geräusche vernommen. Aber weshalb floh sie? Dieser Gedanke drängte sich ihm zunächst auf. Er konnte mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sie von den Indianern verfolgt werde.

Noch dachte er indeß an keine Gefahr. Die Büffel waren noch ferne, sie konnten eine ganz andere Richtung einschlagen, dann war er um so sicherer, weil die Rothhäute ihnen folgten. Allein das Geräusch kam näher und näher. Er horchte aufmerksam. Da sah er in der Ferne eine dunkle Masse sich heranwälzen — es waren die Büffel. Noch konnte er die Richtung, welche sie einschlugen, nicht genau erkennen, bald indeß war er auch darüber nicht mehr in Zweifel. Sie kamen in gerader Richtung ihm entgegen.

Jetzt bedrohte ihn eine Gefahr, welche viel größer war als die, welche er von fünfzig Indianern zu befürchten hatte. Gelang es ihm nicht rechtzeitig, der gewaltigen heranstürmenden Heerde auszuweichen, so war er rettungslos verloren. Er wurde dann durch sie überrannt und durch die nachstürzenden Thiere buchstäblich zertreten und zermalmt.

Ohne Zeit zu verlieren wandte er das Pferd seitwärts und gab ihm die Sporen. Das Thier schien die Gefahr zu ahnen, in gestrecktem Galopp sprengte es dahin.

Näher und näher kamen die Büffel. Die Gefahr für ihn wuchs. Es war ihm kaum noch möglich zu entkommen, da änderten die Führer der Heerde die Richtung etwas, und mit donnerndem Geräusch, während die Erde erbebte, stürmten sie an ihm vorüber.

Jack athmete leichter auf. Die Büffel hatte er nicht mehr zu befürchten. Nur kurze Zeit sollte er indeß ohne Besorgniß bleiben! Wohl zwanzig Indianer verfolgten die Heerde. Alle waren gut beritten auf jenen Pferden, welche sie in der Prairie sich einfangen und welche an Schnelligkeit und Ausdauer fast jedes andere Pferd übertreffen.

Gleichzeitig, als Jack sie erblickte, schienen auch sie ihn gesehen zu haben, denn mit wildem Kriegsgeschrei wandten sie ihre Thiere in der Richtung auf ihn, während einige der flüchtigen Heerde folgten.

Ohne die geringste Furcht nahm Jack die Revolverbüchse von der Schulter und gab seinem Pferde die Sporen. Er wollte erst die Schnelligkeit der Thiere, welche die rothen Teufel ritten, erproben. Vielleicht gelang es ihm, zu entkommen, ohne Kampf mit ihnen, dann trieb ihn auch noch ein anderer Plan vorwärts. Er durfte annehmen, daß die Pferde der Indianer an Schnelligkeit sich nicht gleich waren, die, welche ihm am schnellsten folgten, mußten deshalb einzeln an ihn herankommen und er habe daher ein leichtes Spiel mit ihnen.

Eine wilde, tolle Jagd begann. Wer je einen Indianer auf einem wilden Prairiepferde gesehen, weiß, wie die Rothhäute reiten. Sie scheinen mit den Thieren zusammengewachsen zu sein. Wie die Teufel stürmen sie dahin. Was liegt ihnen daran, ob sie ein Pferd todt reiten — die Prairie ist reich genug an Pferden.

Jack hatte einen guten Vorsprung, er wußte, daß er seinem Pferde viel zutrauen konnte, dennoch wurde die Entfernung, welche ihn von seinen Verfolgern trennte, mit jeder Minute geringer. Den Kopf rückwärts gewandt sah er es und berechnete jeden Vortheil, der sich ihm darbot, dennoch floß sein Blut ruhig. Es war nicht das erste Mal daß er von Indianern überfallen wurde.

Eine Rothhaut namentlich sprengte wie der Teufel selbst hinter ihm her. Sie ritt ein prachtvolles Pferd, welches das Jacks an Schnelligkeit übertraf. Schon sah er, wie der Indianer die Lanze handgerecht nahm, um sie auf ihn zu schleudern — es war die höchste Zeit, da bog er sich ganz zurück auf dem Sattel, mit den Schenkeln hielt er sich fest, ruhig legte er die Revolverbüchse an. Der Indianer sah es, er erhob den Arm mit dem Speere, da fiel ein Schuß, er fuhr auf dem Pferde empor und sank dann tödtlich getroffen herab. Ein zweiter Schuß Jacks streckte das Pferd nieder, damit seine Verfolger es nicht benutzten. Es schnitt ihm in's Herz hinein, das herrliche Thier tödten zu müssen, und doch blieb ihm nichts weiter übrig.

Das eigene Pferd zu neuer Eile antreibend, lud er den Revolver wieder.

Seine Verfolger stießen einen lauten Schrei aus, als sie ihren Führer stürzen sahen. Sie stachen mit den Lanzen ihre Thiere in die Weichen, um sie zur größten Schnelligkeit anzutreiben. Drei von ihnen streckte Jacks treffliche Büchse nieder; da traf ein Speer, den einer der Indianer auf ihn schleuderte, sein Pferd. Er fühlte wie es zusammenzuckte. Hoch bäumte es auf und sprengte noch wenige Minuten fort. Jack bemerkte, wie seine Kräfte abnahmen. Es fing an zu wanken. Hastig riß er seine Revolver vom Sattel los und

streckte sie in sein Lederwamms. Mit aller Gewalt hielt er das Thier an und sprang herab, ehe es zusammenbrach und ihn mit niederriß. Seine Verfolger stießen einen lauten Freudenschrei aus. Sie glaubten ihn nun sicher in ihrer Gewalt zu haben, allein kaum hatte er die Erde berührt, so lag die Büchse auch bereits an seiner Backe und jetzt, wo er ruhig stand, brauchte er die Verfolger nicht so nahe an sich herankommen zu lassen, um sie sicher zu treffen. Noch drei streckte er nieder, ehe sie nahe genug kamen, um ihn mit den Lanzen erreichen zu können.

Die Uebrigen stutzten und zogen sich zurück. Eilig lud Jack seine Büchse wieder, denn er wußte nur zu gut, daß seine Feinde einen neuen Angriff gegen ihn unternehmen würden. Er war verloren, wenn sie zu gleicher Zeit auf ihn einstürmten. Sicherlich wollten sie die Uebrigen, welche die Büffel verfolgt hatten, herbeiholen. Jack konnte ihnen ja zu Fuß nicht entfliehen.

Er wäre auch verloren gewesen, trotz seiner Sicherheit im Schießen und seines Muthes, wäre nicht eins der Pferde der Rothhäute in seinen Bereich gekommen und es ihm gelungen, dasselbe einzufangen. Hastig schnallte er die Briefbeutel los, befestigte sie an dem Felle, welches auf dem Thiere festgebunden war und seinem Reiter als Sattel gedient hatte, schwang sich dann selbst trotz der Unbändigkeit des Thieres hinauf und sprengte davon. Er stieß dem Thiere die Sporen in die Seiten und trieb es zur größten Eile.

Der Abend und die Nacht brachen herein — Jack gönnte sich und dem Thiere keine Rast. Jetzt war es für seine Verfolger schwer, des Pferdes Spur aufzufinden.

Unmögliches leistete das Pferd, dennoch brach es gegen Morgen zusammen. Jack blieb bei ihm. Er selbst bedurfte der Ruhe und mit ernstlicher Besorgniß dachte er über sein ferneres Geschick nach. Selbst wenn die Rothhäute ihn nicht verfolgten, konnte er ohne Nahrungsmittel in der unendlichen Ebene nur durch einen glücklichen Zufall gerettet werden.

Und dieser Zufall trat ein. Mehrere Jäger, welche auf die Büffeljagd ausgezogen waren, begegneten ihm am folgenden Morgen und ließen ihm eins ihrer Pferde, welches zum Tragen der erbenteten Büffelhäute bestimmt war, ab. Auf seine Erzählung hin kehrten sie mit ihm zurück, denn die Aussicht, mit den Rothhäuten zusammenzutreffen, hatte ihnen die Lust zur Jagd geraubt.

Ungefährdet langte Jack mit den Briefbeuteln in New-York an.

Als er einige Wochen später auf einem neuen Pferde nach San Franzisko zurückkehrte und die Schmiede wieder glücklich erreicht hatte, rief er schon von Weitem dem Schmied zu:

„William, du hast Recht gehabt, als du mich das letzte Mal vor den Rothhäuten warntest. Sie haben mir viel zu schaffen gemacht und meinem Pferde hat es auch das Leben gekostet — das war ein herrliches Thier! Aber sieben von den rothen Teufel beißen nicht mehr, denen habe ich mit meiner Büchse für ewige Zeiten den Spaß verdorben und ich denke, den anderen will ich es auch später noch ein Mal einpfeffern, denn hoffentlich bin ich ihnen nicht zum letzten Male begegnet! — Nun, William, gib mir die Hand und dann ein Glas Whisky. Schon seit zwei Tagen ist kein rechtschaffener Tropfen mehr über meine Zunge gekommen!“

Ob Jack sein Versprechen hinsichtlich der übrigen Indianer gehalten hat, ist uns nicht bekannt, nur so viel wissen wir, daß er noch manch Mal als reitender Postbote den Weg zwischen New-York und San Franzisko zurückgelegt hat.

Landwirthschaftliches.

(Reife Weintrauben im Winter.) Nach dem „Hortic. français“ verkauft man in Paris in neuester Zeit im Winter Töpfe mit Reben, an denen reife Trauben hängen. Die Trauben sind aber nicht getrieben, sondern vom vorigen Herbst, obwohl die Blätter frisch sind. Das Verfahren ist folgendes: Man schneidet an einer Mauer befindliche Reben fast bis zur Erde zurück und läßt das Fruchtholz langgehen. Im Herbst gräbt man in der unmittelbaren Nähe der Stöcke Töpfe ein, in welche man die Reben, an welchen die Früchte noch hängen, einlegt. Gegen die Winterkälte schützt man sie durch Strohdecken. Im Januar schneidet man die bewurzelten Reben von dem Stocke ab und bringt den Topf in ein Warmhaus zum Treiben. Hier

schlagen die Blätter bald aus, und die nur wenig eingetrockneten Beeren schwellen wieder etwas an. In diesem Zustande werden sie verkauft.

Lebensphilosophie.

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, d'rum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Bettet doch alte Menschen weich und warm und lasset sie recht genießen, denn weiter vermögen sie nichts mehr; und bescheert ihnen gerade im Lebensdecember und in ihren längsten Nächten Weihnachtsfeiertage und Christbäume; sie sind ja auch Kinder, ja zurückwachsende!

Armuth ist die einzige Last, die schwerer wird, je Mehrere daran tragen.

Verschiedenes.

(Die Milch der Vögel.) Wenig bekannt dürfte das Factum sein, daß auch Vögel ihren Jungen als erste Nahrung selfsterzeugte Milch reichen. Neuere Naturforscher haben durch Beobachtungen festgestellt, daß bei Tauben beiderlei Geschlechts einige Tage vor Beendigung der Brütezeit die Wände des Kropfes bedeutend anschwellen; es bilden sich aneinandergereihte Warzen und diese enthalten eine weiße, milchartige Flüssigkeit. Schon beim äußeren Betasten einer brütenden Taube bemerkt man, wie stark die Wände des Kropfes angeschwollen sind. Mit dieser Milch nun werden die jungen Tauben in den ersten Tagen ihres Lebens von beiden Eltern gefüttert. Dieser Milch mischen sie nach einigen Tagen der Fütterung halbverdaute Getreidekörner aus dem Magen bei, die ihren Weg zum Kropfe nehmen. So werden die Jungen mit „Milchgrütze" gefüttert, bis diese selbst Körner auffressen können.

(Fahrgelegenheit nach dem Jenseits.) Ein amerikanisches Blatt enthält die nachfolgende, nicht gerade auf große Sicherheit amerikanischer Bahnen schließen lassende Mittheilung: „Reisenden, die des Lebens müde sind und damit zu Ende zu kommen wünschen, rathen wir, mit der Alexandria-Eisenbahn zu fahren. Man verläßt Washington Abends und ist in der Regel sicher, des anderen Morgens in Richmond oder im Himmel anzulangen. Jeder Zug ist mit einem Chirurgus, Amputirtisch, Leichenbesorger und den schönsten Särgen von der Welt versehen. Sollte ein Unfall passiren, so können Leichen in den längs der Bahn befindlichen Spitälern sofort einbalsamirt werden."

Von einem Phänomen, das sie nie zuvor, trotz ihrer 100 Luftreisen, gesehen hatten, berichten die Gebrüder Berg, welche vor einiger Zeit in Stockholm, mit noch einem Passagier, ihre Luftreise antraten. Sie sahen nämlich in der Sonne eine vollständige Photographie des Ballons, der Gondel und ihrer selbst. Die Farben der Gondel ließen sich ganz genau unterscheiden und die Menschen selbst waren klar und deutlich, aber in übernatürlicher Größe, zu erkennen. Die ausgeprägten Farben des Phänomens ließen selbst die geringsten Details der abgespiegelten Gegenstände erscheinen. Als die Luftschiffer sich umwendeten, sahen sie dieselbe Photographie sich in den Wolken abspiegeln, jedoch dunkler und in liegender Stellung. Die Sonne selbst war von unzähligen Regenbogen in den prächtigsten Farben umgeben. Beim Sinken des Ballons verschwand auch das Phänomen.

Daß Keiner mehr von Hessen, Sachsen,
Von Preußen sprech' und Oesterreich,
Wir sind aus Einem Stamm gewachsen,
Wir Deutschen sind uns Alle gleich.
Daß Keiner jetzt von Ständen spreche,
Von Adel, Bürger, Bauersmann,
Und so die Einigkeit zerbreche,
Die einzig Deutschland retten kann!

W. B......

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 105. Sonntag, den 2. September **1866.**

Blüthen französischer Lyrik.

VII.

Die junge Gefangene.*)

(Von André Chenier.)

„Ob auch der Sichel reift die zarte Aehre,
Der Rebe Frucht der Kelter Last beschwere,
Noch trinken sorglos sie das Morgenroth;
Auch ich, wie sie, im ersten Jugendprangen,
Hält mich auch düst're Kerkernacht umfangen,
Ich fliehe noch den bittern Tod!“

„Mit trock'nem Auge mag den Tod umfassen
Der Stoiker, ich kann es nimmer lassen,
Zu hoffen noch, ein halbzertret'ner Wurm;
Das Leben schlägt wohl tiefe Wunden,
Es hat auch wonnereiche Stunden,
Und welches Meer ist ohne Sturm?“

„Noch wohnt in mir manch' süßer Traum des Lebens,
Die Mauern meines Kerkers halten mich vergebens,
Aufwärts der Hoffnung Fittig zieht;
Des Vogelstellers Netz entronnen
Schwebt fröhlich auf zu lichten Sonnen
Die Nachtigall und singt ihr Lied.“

„Ich sterben schon? Wie ruhig ist mein Schlummer,
Mein Wachen ruhevoll, kein bittrer Kummer
Verstöret mir den süßen Traum;
Mit frohem Muth' grüß' ich den jungen Morgen,
Rings trifft mein Auge Stirnen voller Sorgen,
Und doch geb' ich der Freude Raum.“

„Mein Lebensschifflein ist noch fern vom Strande,
Von allen Blumen an des Weges Rande
Ich kaum den ersten Kranz mir wand;
Noch kostet' kaum ich von des Lebens Mahle,
Trank kaum den ersten Zug noch vom Pocale,
Der voll noch ruht in meiner Hand.“

„Ich steh' im Lenz, ich will die Ernte sehen
Und wie die Sonn' am Abend niedergehen,
Ich will vollenden meinen Lauf!
Im ersten Schmuck zier' ich des Gartens Beete,
Doch sah ich kaum den Glanz der Morgenröthe,
Ich will vollenden meinen Lauf!“

„Hinweg, o Tod! O spare deine Bande!
Die bleichen Seelen tröste, welche Schande,
Schreck' und Verzweiflung wild bedroht;
Mir winket noch der Laube duft'ger Flieder
Und Liebeskuß und süße Lieder —
Ich fliehe noch den bittern Tod!“

So stimmt' die Leier ich zu schmerzlichem Accorde,
So oft ich lauschte solchem Sehnsuchtsworte,
Das von der Mitgefang'nen Lippe floß;
Und an dem Joche rüttelnd meiner Tage
Lieh ich der Verse Wohllaut dieser Klage,
Die sich aus liebenswerthem Mund ergoß. —

*) Der Dichter selbst endigte im Blutstrom der französischen Revolution, er bestieg das Schaffot am 25. Juli 1794. Wenige Stunden vor seinem Tode dichtete er im Kerker zu Ehren seiner jungen Mitgefangenen Fräulein von Coigny die schöne Elegie: „Die junge Gefangene“. Lamartine nennt sie „den melodischsten Seufzer, der jemals aus den Spalten eines Kerkers hervordrang.“

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

Die Heimkehr.

„Mylord ist todt!“ lautete die Antwort.

Das Parkthor von Harbledowe war nur unter Zögern geöffnet worden, und einer der Insassen des Wagens hatte unterdessen das Seitenfenster zu einer flüchtigen Frage geöffnet. Der Wagen fuhr hinein. Er enthielt zwei Personen, einen ältlichen wohlbeleibten Mann

und ein junges Mädchen, dessen verschleiertes Gesicht von dem Reisegefährten abgewandt erschien. Es war im Juli, der Park prangte in voller Sommerschöne, seine stattlichen Bäume waren dichtbelaubt, und da der Abend schon herannahte, ruhte der goldige Schein der untergehenden Sonne auf den Haidestrecken, die sich im Hintergrunde ausbreiteten.

„Mein armer Vater!" sagte nach längerem Stillschweigen das junge Mädchen, ohne den schwarzen Schleier zu lüften, hinter welchem sich ein tiefer Seufzer hervorstahl. Diese einfachen Worte und der tiefe innige Ausdruck, mit welchem sie gesprochen wurden, hätten die lebhafteste Theilnahme erregen müssen; aber die einzige Rückäußerung, die sie bei ihrem Begleiter hervorriefen, war ein starrer, fast ausdrucksloser Blick des Mr. Royston, einem hochgewachsenen, kräftigen Mann, dessen ebenso entschlossene wie schlaue Züge eine vielbewegte Vergangenheit verriethen.

Er schien ungeduldig die Fortsetzung der Unterhaltung zu erwarten, denn als seine Reisegefährtin in ihr früheres Stillschweigen zurücksank, begann er an seinem langen, grauen Schnurrbart zu zupfen und mit seinen mächtigen Fingern auf den Wagenfenstern zu trommeln.

Endlich wurde die Vorderseite des stattlichen Hauses sichtbar, der Wagen fuhr vor, Mr. Royston blickte hastig hinaus und rief aus:

„Endlich! Sie sind zu Hause, Lady Flavia. Jetzt ist es Ihre Pflicht, sich zu fassen."

Eine sanfte und gebrochene Stimme erwiderte: „Ich kann nur an meinen theuren Vater denken."

Die Hausthür öffnete sich, und zahlreiche Diener wurden sichtbar, deren einige sich zum Empfange der Reisenden an den Wagen begaben. Als diese ausgestiegen waren, näherte sich ein Kammerdiener und sprach mit tiefer Verbeugung und halblauter Stimme:

„Mylady Flavia Clare, ich bedaure unendlich, Ihnen den Tod des Grafen von Mortlake melden zu müssen. Lord und Lady Hythe, oder vielmehr der Graf und die Gräfin erwarten Sie?"

Lady Flavia wurde in Begleitung von Mr. Royston sogleich in den Van Dyck-Saal geführt, wo die jetzigen Besitzer des weitläufigen Gebäudes sie erwarteten. Es war eine trübe Bewillkommnung für die Tochter in einem Hause, das noch vor sechs Stunden ihrem Vater gehört hatte. Aber dieser Vater lag entfernt in einem der obern Gemächer, und Gut und Gründe, sogar Rang und Würde, waren jetzt auf einen Vetter übergegangen, der früher den Namen Lord John Hythe geführt hatte, und dem nun das bestehende Erbrecht das Wappen der Mortlake's zuerkannte. Das gräfliche Paar befand sich, wie erwöhnt, in dem kleinen Saale, der seinen Namen von vier Ahnenbildern erhalten hatte, welche aus Van Dyck's kunstgeübter Hand hervorgegangen waren. Unter ihnen stand der neue Gebieter der Herrschaft, ebenfalls ein Clare, aber den Bildern, die über seinem Haupte hingen, nicht im mindesten ähnlich, ein einfacher Mann mittlern Alters, mit einem freundlichen Lächeln. Neben ihm befand sich die neue Gräfin, eine Dame im Alter von fünfzig Jahren, die in ihrer Jugend schön gewesen sein mochte, da ihre Züge noch jetzt von einem angenehmen Ausdruck belebt wurden. Zu ihnen gesellte sich noch eine dritte Person, ein bewegliches Männchen, mit hellem Backenbart: Mr. Hart, der Anwalt des verstorbenen Grafen.

Lady Mortlake begrüßte das verwais'te Mädchen zuerst.

„Meine Liebe," begann sie, „es ist eine traurige Heimkehr," und reichte ihr bei diesen Worten die Hand. Ihre Blicke weilten einen Augenblick auf der schlanken zarten Gestalt und den jugendlichen, fast kindlichen, nun entschleierten Zügen, und von unwillkürlicher Theilnahme ergriffen, zog sie die verlassene Waise an sich und drückte einen Kuß auf die Stirn des holdseligen Mädchens, die anmuthig, wie eine Feenkönigin, vor ihr stand. Auf dem feingeformten Antlitz mischten sich in diesem bewegten Augenblicke Röthe und Blässe; ein wunderbar üppiges rabenschwarzes Haar, weich wie Seide, umfloß in unendlicher Lockenfülle das edel gestaltete Haupt, dessen große, tiefblaue Augen, von Thränen umdüstert, zu der Gräfin aufblickten. Lady Flavia zählte achtzehn Jahre, obgleich ihr Aeußeres ein zarteres Alter vermuthen ließ. Es war ein rührender Anblick, sie unter Fremden im Hause ihres verstorbenen Vaters zu sehen, und die herzliche Theilnahme der Gräfin, welche sich der vater- und mutterlosen Waise sogleich beim ersten

Begegnen zuwandte, machte einen um so wohlthuenderen Eindruck.

„Ich weiß, was Du in diesem Augenblicke fühlst," begann die jetzige Hausherrin auf's Neue, „doch wird es Dich trösten, zu erfahren, daß Dein Vater schmerzlos und in ruhigerer Stimmung starb als — — — er segnete Dich in seiner letzten Stunde — doch laß uns nicht mehr davon sprechen. — — Du mußt recht müde von Deiner Reise sein."

Unterdessen hatte der Graf mit Mr. Royston die Hand geschüttelt.

„Wir sind Ihnen sehr verbunden für den gütigen Schutz, den Sie Lady Flavia angedeihen ließen. Es mag Ihnen nicht leicht geworden sein, auf eine so plötzliche Nachricht hin sich zur Reise zu entschließen, aber der gute Mortlake hatte es so lange hinausgeschoben, daß wir so rasch keine geeignete Person wußten, der wir die Begleitung der jungen Dame anvertrauen konnten. So mußten wir uns entschließen, Sie zu belästigen."

„Durchaus keine Last," erwiderte Mr. Royston gutmüthig. „Wir hatten Ihre Nichte Alle so lieb gewonnen, daß es mir Freude macht, Ihnen und ihr diesen Dienst zu erweisen."

„Lady Flavia ist nicht meine Nichte. Ich wünschte, sie wäre es, denn in diesem Falle — aber wie die Dinge liegen, weiß der Himmel, was aus ihr werden soll," sagte der Graf in einer Art von Selbstgespräch, nur für Mr. Royston kaum vernehmbar. Gleich darauf näherte er sich seiner jungen Cousine, begrüßte sie mit herzlichem Händedruck und richtete an sie einige gleichgiltige Fragen über ihre Reise, ihr Wohlbefinden und dgl. m. Auch er fühlte sich zu dem jungen, vereinsamten Wesen hingezogen, das in kindlicher Unbefangenheit noch nicht die ganze Bedeutung seiner jetzigen Lage zu übersehen schien; aber der Lord war, wie die meisten seiner Landsleute, nicht im Stande, seinem Herzen rückhaltslosen Ausdruck zu geben; er verstand es nicht, trostreiche Worte über seine Lippen zu bringen.

Ein Schatten überflog für einen Augenblick Mr Royston's Züge, als er des Grafen an ihn gerichteten letzten Worte vernahm; doch eben so schnell kehrte er wieder zur Beobachtung seiner Umgebung zurück, als gälte es, sich zeitig mit den hier handelnden Personen vertraut zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Ein theures Dutzend Teller.

Welcher Sterbliche je bei dem großen Barone in Paris ein Gala-Diner mitgemacht hat, vergißt es in seinem Leben nicht, und sollte er hundert Jahre alt werden. Das Nachttisch-Service grenzt namentlich an's Fabelhafte. Dennoch sind die massiven goldenen und silbernen Tafelaufsätze nicht das Kostbarste an jenem Service, sondern einfach dreißig Dessertteller von Sevres-Porzellan, und auch durch eine sonderbare Verkettung von Umständen. Es sind nun bald fünfzehn Jahre her, als man dem Hrn. v. Rothschild eines Morgens einen Mann meldet, der ihn sehnlich zu sprechen wünscht; und der Baron, sei es aus Neugier oder aus zufälliger guter Laune, läßt ihn auch vor sich kommen. Der Mann sieht arm und alt aus, so alt und gebrechlich, als stände er schon mit einem Fuß im Grabe. Er zieht mit zitternder Hand aus seinem schmutzigen Rocke einen Porzellanteller hervor und hält ihn dem hohen Herrn hin. Dieser, ein feiner Kenner, bewundert die Malerei und fragt nach dem Preise. „Herr Baron", antwortete der Alte und hustet dabei wie ein Engbrüstiger, „Herr Baron, ich habe deren deißig, einer schöner als der andere und alle unversehrt; ein Erbstück von einem Urgroßvater, und in der ganzen Welt nicht mehr zu haben. Thun Sie ein gutes Werk und nehmen Sie mir die Teller ab. Wie lange habe ich noch zu leben? Vielleicht sechs Monate, vielleicht ein Jahr. Geben Sie mir einen Schein von Ihrer Hand, daß ich mir an Ihrer Kasse monatlich hundert Franken auszahlen lassen kann, bis an mein selig Ende, und die dreißig Teller gehören Ihnen." Herr v. Rothschild lächelte über den sonderbaren Handel, sieht sich darauf den hectischen armen Teufel näher an und sagte großmüthig: „Bringen Sie mir Ihre dreißig Teller, und wenn sie wirklich alle so schön sind, wie dieser da, so können Sie sich monatlich zweihundert Franken auszahlen lassen." Die dreißig Teller waren für einen Liebhaber leicht tausend Franken werth, und schwerlich dürfte der Alte länger als fünf

Monate leben. Das Geschäft war mithin kein schlechtes, und außerdem war der Baron um eine gute Handlung reicher. Aber drei Jahre vergingen und der Alte war zusehends jünger und gesünder, ein viertes Jahr, und aus dem gebrechlichen Greis ist ein kräftiger Mann geworden! Als der Crösus diese wunderbare Metamorphose erfährt, läßt er ihn kommen. „Comödiant!“ ruft er ihm zu, „Ihr habt mich hübsch angeführt! Wenn das noch zehn Jahre geht, so kosten mich die Teller über zwanzigtausend Franken!“ — „Herr Baron,“ antwortete der Schalk, „Ihre großmüthige Unterstützung hat mich wieder gesund gemacht; und jetzt sollten Sie meinen Tod wünschen, Das können Sie vor Gott nicht verantworten.“ — „Ich werde den albernen Handel rückgängig machen!“ — „Herr Baron, das fürchte ich nicht; es wäre das erste Mal, daß Sie Ihre Unterschrift nicht honorirten!“ Fünfzehn Jahre schon dauert nun der theure Spaß. „Die Teller ruiniren mich noch,“ hat Herr v. Rothschild seitdem manch Mal gesagt; „daß man mir um Gotteswillen keinen zerbreche!“ Es ist leicht möglich, daß der Tellermann ihn noch überlebt.

Gemeinnütziges.

Als Mittel gegen das Rosten von Eisen und Stahl ist schon länger eine Lösung von Wachs in Terpentinöl mit gutem Erfolge angewendet worden. Nach Versuchen des Gewerbvereins in Hannover wird dieses Schutzmittel durch einen Zusatz von Colophonium noch wirksamer. Man nehme 2 Pfd. Wachs, gleichviel ob weißes oder gelbes, $3^3/_4$ Pfd. Terpentinöl und $^1/_8$ Pfd. Colophoniumpulver. Das Wachs wird in Stückchen geschnitten, mit einem Theile des Terpentinöls übergossen und öfter umgerührt. Ebenso behandelt man das Colophonium bis Lösung erfolgt, Anwendung von Wärme ist überflüssig. Dann fügt man die Colophoniumlösung zu der breiartigen Wachsmasse, und bewahrt die Mischung in verschlossenen Gefäßen.

Verschiedenes.

Der Edelsitz des ungarischen Adels ist mitten im Dorfe. Es ist ein langes, ebenerdiges Gebäude, nur durch die Zahl der Nebengebäude, durch die Größe des Hofes, der mit Pappeln geschmückt und ummauert ist, von den Bauernhäusern unterschieden. Der Hausherr ist gastfreundlich, herzlich und ebenso die Hausfrau. Es fehlt aber auch nicht an solchen, welche durch auffällige Unhöflichkeit ihren Abscheu gegen alles Fremde zu erkennen geben. Die meisten jungen Leute haben feine Gesichter und schlanke Gestalten, dabei haben sie fast keine Schule besucht, kein Buch gesehen. Ein Edelmann aus der alten Schule hat den Wahlspruch: „Kinder, lernt's nicht so viel! Zu was ist das?“ Die Damen sind meist hübsch. An der Ungarin spricht Alles: Auge, Mund, Nase, Hände sind in lebhafter Bewegung. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind den Ungarn ein Gräuel, daher auch ihr ökonomischer Ruin. Es fehlt aber auch für den Adel an Arbeitskräften und an Gelegenheit, die Producte zu verwerthen. Ein Beispiel ist der Edelmann in der Nähe von Erlau, der vor einigen Jahren mit seinen Beamten und Dienern so viel Getreide abmähte, als er nothwendig für sein Haus brauchte, die übrige auf dem Felde stehende Frucht aber anzünden ließ, damit sie nicht in die Hände der Bauern falle, die ihm faul und hämisch um keinen Preis arbeiten wollten.

Ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher befanden sich zusammen in einer Gesellschaft. Hier wurde unter Anderm die Aufgabe gegeben, es sollte Jeder in seiner Muttersprache ein Wort nennen, das sämmtliche fünf Vocale enthielte. — Der Franzose war zuerst fertig und brachte das Wort „oiseau,“ der Engländer machte auch nicht lange mit seinem „vexatious.“ Aber dem Deutschen wurde es bei seiner consonantreichen und vocalarmen Sprache schwer; bis er endlich „Oranienburg“ anführte. Solcher Worte hat die deutsche Sprache gewiß sehr wenig.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 106. Mittwoch, den 5. September **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Mr. Royston hatte allerdings das Aussehen eines Gentleman, dennoch lag in seinem ganzen Wesen etwas nahezu Abstoßendes, das sich *nicht* auf den ersten Blick erklären ließ. Er trug sich anständig, fast elegant; sein Aeußeres schien sorgfältig gepflegt, sein Gesicht war bis auf den grauen Schnurbart, der den Mund halb verdeckte, glatt rasirt, und selbst der Duft wohlfeiler Cigarren, den man in seiner Nähe spürte, war zu schwach, um aufzufallen. War es der verwegene Ausdruck seiner übergroßen Augen oder der blaue Adernstrang, der seine Stirnhaut schwellte, oder die tiefen Furchen, welche unter seinem Auge lagen — was Manchem, der Brand Royston, vormals Royston Hall, Esq., näher trat, Mißtrauen einflößte?

Unterdessen war es dem Anwalt gelungen, des Grafen Aufmerksamkeit von Lady Flavia und Mr. Royston abzuziehen. In der That, Mr. Hart war sehr eifrig und geschäftig und keineswegs gesonnen, die Kundschaft des Hauses zu verlieren; er hatte seit 14 Jahren dem nun verstorbenen Peer als Rechtsanwalt zur Seite gestanden und hoffte, diese einträgliche Stelle auch unter dem Erben beizubehalten. Auch kannte Niemand, wie er sagte, die complicirten Rechtsverhältnisse dieses gutsherrlichen Besitzes genauer, als er.

Er zog Lord Mortlake bei Seite und flüsterte ihm zu von Urkunden, die zu registriren, von Pulten und Cabineten, die zu versiegeln seien, von Silbergeräth, das in eisernen Kisten verwahrt liege, von Juwelen, die nur einer neuen Fassung bedürften u. s. w.

Die Gräfin bemerkte indessen, daß Lady Flavia überaus erschöpft und der Erfrischung und Ruhe bedürftig sein müßte. Auch waren ihre Zimmer in Bereitschaft gehalten worden. Den jungen Gast erwarteten sehr ansprechende Räumlichkeiten. Das nette Schlafgemach öffnete sich auf einer Seite nach einem Ankleidecabinet, auf der andern nach einem gemüthlich eingerichteten Arbeitszimmer, das eben so zweckmäßig wie geschmackvoll eingerichtet war. Die Fenster hatten die Aussicht nach dem Park, der in der vollen Pracht des Hochsommers sich weit hin dehnte. Man pflegte dem Hauptzimmer wegen der Farbe von Tapeten und Vorhängen den Namen „Nelkenzimmer“ beizulegen. Dorthin waren bereits die Koffer, welche Lady Flavia's bescheidene Garderobe enthielten, gebracht worden. Sie selbst wurde von der Haushälterin hier eingeführt.

„Ach, Mylady, es ist ein trauriger Tag für uns Alle. Mein guter Herr — er war der beste Mensch auf Erden; und Sie — armes Schäfchen! wenn ich Sie so nennen darf. Ich kannte Sie ja, als Sie noch kaum die Füße zum Gehen ansetzten; aber Sie haben die alte Wärterin gewiß vergessen!“

Lady Flavia drückte ihr Schnupftuch an die Augen und erwiderte nach kurzer Pause:

„O ja! ich erinnere mich der guten Person recht wohl; es freut mich, ein altes, bekanntes Gesicht wiederzusehen — es ist mir Alles so fremd hier geworden.“

Es lag etwas so Rührendes in diesen Worten, daß die Matrone sich der Thränen nicht erwehren konnte, während sie der Lady Flavia half, die Reisekleider abzulegen. Das Mittagsessen hatte eine Verspätung von fast zwei Stunden erfahren. Es war bereits neun Uhr,

als der geschäftige Anwalt sich von Papieren und Effecten trennte und unter zahllosen Verbeugungen Abschied nahm. Mr. Royston, dem der Graf gastfreundlich ein Zimmer für die Dauer seines Aufenthalts angeboten hatte, setzte sich mit Lord und Lady Mortlake zu Tische, während Lady Flavia es vorzog, ihre Zimmer für heute nicht mehr zu verlassen.

Noch einige Stunden, und die Lichter in sämmtlichen Zimmern des Herrenhauses waren erloschen; nur in zweien blieb es noch hell; in dem einen lag zwischen brennenden Wachskerzen auf dem Paradebette Francis, der siebente Graf von Mortlake, bedeckt von einem reichen Bahrtuche und umgeben von Wächtern. In dem andern, dem sogenannten Nelkenzimmer, saß eine schlanke, von weißem Nachtgewande umhüllte Gestalt, in einem Lehnsessel. Wir kennen sie. Sie zeigte dasselbe schöne Gesicht, aber an die Stelle der kindlichen Unschuld war ein seltsamer, räthselhafter Ausdruck getreten. Schon zog das erste Roth der Morgensonne herauf, als Lady Flavia sich zur Ruhe begab. Als sie in die weichen Kissen sank, sah sie noch ein Mal mit bedeutungsvollem Blicke umher und flüsterte:

„Die Herrschaft ist ein Fideicommiß, aber die Güter in Leicestershire und Sussex waren frei — und jedenfalls bin ich Lady Flavia Clare."

Unerklärliche Worte!

Rückblick.

Francis, Graf von Mortlake, war sein Lebenlang ein unglücklicher Mann gewesen. Wenn Abstammung und Heirathen einem Glücksspiele gleichen, so war allem Anscheine nach der Verstorbene, Herr sämmtlicher von Lady Flavia erwähnten Landgüter, zu beneiden. Als reicher Mann und Peer von England mußte Francis Clare ein Günstling des Glückes scheinen — und dennoch stand es in Wirklichkeit anders um ihn. Schon auf der Schule zu Eton hatten ihn seine Cameraden den „unglücklichen" Frank genannt. Kein anderer Zögling war für eigene und fremde kleine Vergehen so oft bestraft worden, kein anderer hatte im Spiele so oft Verletzungen davongetragen, wie er. Aehnlich ging es ihm in Oxford, ähnlich in den Kreisen der Hauptstadt. Er besaß leidlichen Verstand und ein gutes Herz von seltener Gefühlstiefe — Letzteres vielleicht eine gefährliche Mitgift für einen jungen Adeligen, der allzufrüh sein eigener Herr geworden.

Vielfach verletzt und getäuscht machte Francis von Mortlake einen letzten Versuch, das ruhige Glück, welches ihm bisher versagt worden, zu gewinnen. Er war der Staatsmänner müde, die ihm seiner Stellung wegen schmeichelten, der Freunde, die ihn benutzten, und er hatte nicht länger Lust, Pferde zu halten, um auf allen Rennen zu verlieren. Ihm blieb nur eine Hoffnung. Er gedachte, irgend ein braves Mädchen in bescheidener Stellung zu heirathen, die nie die Luft einer Londoner Saison geathmet hatte. Diese wollte er leiten und unterrichten, damit sie in Allem sich an ihn anlehnte und sein häusliches Glück dauernd gründete. Hatten nicht Andere ähnlich gedacht, wie er, und mit größerem oder geringerem Erfolge ihre Absicht verwirklicht? Den unglücklichen Frank verfolgte auch hierin sein gewöhnlicher Unstern.

Er heirathete ein anspruchsloses kleines Wesen, die Tochter eines Landpredigers, die nie einen Ball besucht hatte, und deren größte Lustbarkeit ein Schulfest gewesen war. Ellen war ein gutes Mädchen, ihren Eltern, die neun Kinder mit gewissenhafter Sorgfalt erzogen hatten, ergeben und gehorsam. Ihre Augen waren vom reinsten Blau, ihre Gesichtsfarbe von durchsichtiger Helle, ihre Gemüthsart milde, und in jedem Wort, das sie sprach, lag eine rührende, sittige Einfalt.

Aber Ellen war nicht mehr dieselbe, als man sie Gräfin titulirte. Die Maske der scheuen Zurückhaltung fiel, oder vielmehr, ihre Natur erfuhr eine Umwandlung, als der Zwang einer Autorität endete. Das bescheidene Veilchen ward zur stolzen Treibhauspflanze von schreienden Farben und herausfordernder Schönheit. Ohne Zweifel hatten die Keime hiervon in ihrer Seele verborgen gelegen, und es bedurfte nur der Gunst von Wind und Wetter, um deren üppigste Entfaltung herbeizuführen. Kurz, Lady Mortlake wurde bald ein Weltkind, wie man es nur in Paris und London finden kann. Dies war eine herbe Enttäuschung für den Gatten. Er hatte auf ein häusliches Paradies gehofft, worin seine Auserwählte vom Lande, den Flitter der Welt verachtend, ganz ihrem Manne

angehören würde, und plötzlich war Alles anders geworden. Er liebte sie herzlich und hatte sich bedingungslos ihr geweiht, aber der Verzicht auf das gehoffte idyllische Leben kostete ihm einen schmerzlichen Kampf — nichtsdestoweniger konnte seine Ellen ihn, wie man zu sagen pflegt, um den Finger wickeln. Wenn Thränen oder Lächeln ihr Ziel verfehlten, so konnte die junge Frau auf den Fußboden stampfen und höchst verletzende Reden führen. Sie zeigte als Frau eine hochfahrende Sinnesart, welche ebenfalls lange in ihr geschlafen haben mochte. Auf dem Pfarrdorfe war sie eine scheinlose Larve gewesen, aber jetzt entfaltete sie ihre bunten, goldbesäeten Flügel, flog auf wie ein Schmetterling im prunkendsten Farbenschmuck. Sie zog den Gatten in die Kreise der fashionablen Gesellschaft und gestattete ihm keine Rückkehr.

(Fortsetzung folgt.)

Die dunkelste Schattenseite des Krieges.

Roman in sechs Bänden.

Erster Band.

Rabenschwarze Nacht deckte die Straßen von Berlin, während die volle Mondscheibe silbern am Himmel leuchtete und mit der Venus kokettirte. Tief in den Mantel gehüllt schlüpft eine Mannes-Gestalt an uns vorüber; an einem Hause in der Friedrichsstraße zu Berlin zieht der Rittmeister von Drauf — denn Niemand anders als er war es — die Glocke. Ein Fenster öffnet sich leise und eine süße Mädchenstimme flüstert: „Adolar!“ — „Ich bin's, Arabella!“ — Wenige Minuten darauf lagen sich Adolar und Arabella in den Armen und weinten weniger vor Schmerz als vor Freude.

Zweiter Band.

Bleich vor Kummer sehen wir anderen Tages die schöne Arabella am Fenster sitzen, ein Billet in der Hand, das Nichts weiter enthält, als die Worte: „Wenn Du diesen Brief liesest, bin ich bereits auf dem Wege nach Görlitz, um gegen die Oesterreicher zu fechten. Lebe wohl und tröste Dich! Nachschrift: Mein Freund, der Seconde-Lieutenant von Treuenfels, hat sich erboten, in meiner Abwesenheit Dich zu beschützen. Vertraue ihm! — Der Jüngling ist tugendhaft und hat außerdem monatlich zweihundert Thaler Zuschuß von Hause.“ — Nach den letzten Worten trocknete Arabella ihre Thränen.

Dritter Band.

Acht Tage genoß Arabella bereits des Schutzes ihres neuen Freundes. Er hatte ihr eine Sammet-Mantille gekauft und ihre sämmtlichen kleinen Schulden bezahlt. Arabella fühlte sich überglücklich. — Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und Graf Edelsheim reitet in drei Tagen von Wien nach Breslau, wenn's nicht regnet. — Der Seconde-Lieutenant von Treuenfels hat Ordre bekommen, mit seinem Regimente nach Dresden zu gehen, um diese Stadt halten zu helfen, falls Herr von Beust mit einer französischen Armee dagegen anrücken sollte.

Vierter Band.

An dem grünen Gestade des Goldfischteiches im Thiergarten wandelte eine weibliche Gestalt, in der wir ohne Mühe Arabella erkennen. Schon legt sie die Sammet-Mantille ab, schon breitet sie die Arme aus nach den Fischlein, denen so wohlig auf dem Grund. — „Wo soll's hinaus?“ tönte da plötzlich die Stimme des Trompeters August Puster von den Dragonern, der Arabella kennen gelernt hatte auf einem Balle in der Villa Colonna, wo er des Abends Musik machte. — Arabella schöpfte neue Lebenshoffnung und schloß sich ihrem Lebensretter an.

Fünfter Band.

Zwei Tage darauf stand aber auch schon der Trompeter auf Arabella's Liebesverlustliste, indem er nach Pardowitz im Galopp reiten und Benedek den Marsch blasen helfen mußte.

Sechster Band.

Arabella ist aus Verzweiflung „unter's Theater“ gegangen. Sie singt mit dem Chor, empfängt dafür monatlich drei Thaler, und den nöthigen Zuschuß gewährt ihr ein edeldenkender Particulier im neunundfünfzigsten Lebensjahre, dessen Schutzes Arabella nun endlich sicher ist — wenn nicht der Landsturm noch einberufen wird.

Moral und Bitte.

Es bringt der Gott der Schlachten der Liebe Nacht und Tod!
O komm, du holder Friede, mit deinem Morgenroth!

Ende.

Verschiedenes.

(**Nicht tief genug, um zu beten.**) Nachstehendes Geschichtchen wird von zwei Holzflößern erzählt, welche sich bei dem letzten großen Sturme auf dem Mississippi mit ihrem Floße auf dem Pepin-See befanden. Das Floß wurde von dem Sturme wie ein Spielball hin- und hergeworfen, und Rettung schien unmöglich. Der eine der beiden Flößer warf sich auf die Kniee und betete sozusagen „aus Leibeskräften;“ als er beim Athemholen aufblickte, bemerkte er seinen Kameraden, wie dieser keineswegs betete, sondern mit einer Stange an der Seite des Floßes ins Wasser stieß. — „Was machst du dort Meik (Michel)?“ sagte er, „kniee nieder und bete, denn zwischen uns und dem Fegfeuer liegt nur noch eine Minute.“ — „Nur nicht ängstlich, Pat (Patrick),“ antwortete der andere, indem er mit der Stange auf's Neue in's Wasser stieß; „nur nicht ängstlich, was hat man nöthig zu beten, wenn man mit einer Stange noch den Boden unter sich fühlt!“ — Geht's nicht gar manchem sogenannten „guten“ Christen gleich dem ehrlichen Meik, die erst dann an's Beten denken, wenn sie „mit der Stange keinen Boden mehr unter sich fühlen?“

Ein alter Herr saß am Mittagstisch seines Hausfreundes, als dessen kleines Töchterchen in das Zimmer trat und scharf umherschaute, als ob es Etwas suche.

„Komm' her, mein kleiner Engel, und sage mir, wonach du dich so umsiehst,“ sagte der Gast zu der Kleinen.

„O, ich will das alte Kameel sehen,“ — sagte sie, auf's Neue umhersehend.

„Schweige, Kind!“ fiel der Vater ein, „wo sollte ein Kameel herkommen?“

„O, Papa, weißt Du nicht mehr? — Mama sagte doch heute Morgen, ich muß mich einrichten, wir haben heute Mittag das alte Kameel bei Tische,“ erwiederte die Kleine gereizt.

Gast und Vater verstummten, und die Mutter zog sich plötzlich von Tische zurück.

Aus der Chronik von Lassan, einem kleinen Städtchen Pommerns, wird folgender hübsche Scherz erzählt: Als die Schule eingeweiht und zugleich der neue Lehrer eingeführt wurde, übergab zum Schlusse seiner Amtsrede der Prediger dem Lehrer feierlichst Ruthe und Stock, und die Kinder stimmten darauf, laut Vorschrift, den Choral an: „Nun wolle Gott uns gnädig sein!“

Der Kurfürst von Hessen in Stettin.

In Stettin, sagt er,
Mußt du fein, sagt er,
Und manierlich, sagt er,
Immer sein, sagt er;
Wenn du irgend, sagt er,
Etwas willst, sagt er,
Daß du nicht, sagt er,
Gleich so brüllst!

Wenn dich Einer, sagt er,
Etwas fragt, sagt er,
Was nicht ganz, sagt er,
Dir behagt, sagt er,
Nun so sag's ihm, sagt er,
Im Vertrau'n, sagt er,
Aber nicht, sagt er,
Gleich gehau'n!

Wenn dir Einer, sagt er,
Etwas bringt, sagt er,
Was nicht richtig, sagt er,
Dich bedünkt, sagt er,
Nun so mach' ihm, sagt er,
Ein Gesicht, sagt er,
Aber treten, sagt er,
Darfst du nicht!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 107. Freitag, den 7. September **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Wir wollen uns nicht in Einzelheiten unseres Eheverhältnisses erschöpfen. Mit einem andern Weibe würde Lord Mortlake wahrscheinlich glücklicher, mit einem andern Manne Lady Mortlake vielleicht besser geworden sein. Sie hätte einer sichern starken Leitung bedurft, da sie jeder Verlockung ihr Ohr lieh. Ihr Gatte verzehrte sich in unsäglichem Kummer, aber es sollte noch manches Jahr verfließen, ehe eine Krisis eintrat. Der arme Schmetterling tauchte seine Flügel zuletzt in tiefen Schmutz. Die Mücke kam der verhängnißvollen Flamme zu nahe und ward von ihr erfaßt. Ellen Gräfin von Mortlake entlief ihrem Manne mit einem hochgestellten russischen Diplomaten. Dies geschah in Paris, aber die Kunde erreichte gar bald die Cirkel Londons, wo man sich theils wunderte, daß die Gräfin nicht schon früher davon gegangen, theils dem Grafen Glück wünschte, daß er ihrer ledig geworden wäre. Die Meisten dachten, Lord Mortlake würde sich scheiden lassen und bei der zweiten Heirath vorsichtiger zu Werke gehen.

Dieser aber war betäubt von dem Schlage. Er hatte seine Frau für eitel und flatterhaft gehalten, aber eines gemeinen Vergehens hatte er sie nicht fähig geglaubt. Und doch durfte er nicht erst nach Beweisen suchen. In ihrer Hast oder Sorglosigkeit hatte sie ganze Haufen von Briefen zurückgelassen. Der betrogene Gatte erkannt klarer als je, wie unwerth Ellen seiner gewesen. In den Briefen wurde er in leichtfertiger und verächtlicher Weise erwähnt. Er sah sich verrathen, gemißbraucht und verhöhnt von einem Weibe.

In London erzählte man sich allerlei über des Grafen weitere Schritte. Es verbreitete sich das Gerücht, Lord Mortlake hätte den Russen gefordert, dieser aber sich geweigert, sich auf zwölf Schritte der Pistole Desjenigen gegenüber zu stellen, der von ihm so tödtlich beleidigt worden war. Auch hieß es, der Graf könne den Anblick seines einzigen Kindes, der achtjährigen Lady Flavia Clare, die von ihrer Mutter verlassen worden, nicht ertragen. Warum ihm, dem weichherzigen Manne, die Gegenwart des unschuldigen Kindes peinlich war, ließ sich nicht wohl erklären; doch vermuthete man, daß das Aeußere der kleinen Lady Flavia ihn allzu schmerzlich an die Urheberin seines Unglücks erinnerte. Zuletzt wollte man wissen, Mortlake habe seine Tochter in einem abgelegenen französischen Kloster untergebracht und sich selbst zu dauernder Einsamkeit verdammt. Doch glaubte man mit Bestimmtheit ein baldiges Ende dieses misanthropischen Vorsatzes vorhersagen zu dürfen. Der Graf mußte, wie die Welt urtheilte, der freiwilligen Selbstverbannung bald müde werden und sich seinen Freunden wieder anschließen.

Aber die Welt irrte sich. Lord Mortlake verharrte standhaft in der selbstgewählten Zurückgezogenheit, empfing keine Besuche und machte keine und galt für einen modernen Timon aus Athen. Um nicht unthätig zu sein, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit der Verbesserung seiner Landgüter zu und erwarb in hohem Grade die Liebe Derer, die seine Besitzungen bewohnten. Doch kehrte ihm nie seine heitere Stimmung wieder. Die Wunden, die ihm geschlagen worden, waren zu tief, um gänzlich zu heilen. Wohl vermochte die Zeit, der größte aller Aerzte, viel, sehr viel, aber Mortlake

scheute es, die Narben zur Schau zu tragen. Ellen starb. Auf ihrem Sterbebette schrieb sie ihm. Ihr Schreiben enthielt die Bitte um Vergebung, aber eine beigefügte Anzeige besagte, daß die Briefstellerin bereits dem Bereich irdischer Verzeihung entrückt war.

Seines Kindes Antlitz vermied Mortlake wie bisher. Er sorgte auf das Freigebigste für die Erziehung seiner Tochter, besuchte sie jedoch nicht, schrieb ihr nicht und ließ sich nicht von ihr schreiben. Seine Briefe richtete er ausschließlich an die Oberin des Convents. Lady Flavia reifte zur Jungfrau heran, aber Lord Mortlake wankte nicht in dem einmal gefaßten Entschlusse — bis der Tod mit eisigen Fingern sein Herz berührte und eine plötzliche Sehnsucht nach dem fernen Kinde wachrief. Diese Sinnesänderung kam jedoch zu spät, der letzte Wunsch des Grafen blieb unerfüllt. Hätte er nur einen Tag länger, nur noch um eine schmale Spanne Zeit von vier und zwanzig Stunden gelebt, so wäre wohl Vieles anders geworden und mancher Kummer, manche Trübsal fern geblieben.

Doch er starb, und seine Augen schlossen sich, ohne die lange entbehrte Tochter wiederzusehen. Als Lady Flavia unter dem väterlichen Dache eintraf, waren seine Augen bereits für immerdar geschlossen.

Weitere Rückblicke.

Das Kloster unserer lieben Frau vom Berge Carmel liegt in einem Dorfe unweit der Stadt und Domaine St. Germain. Es verdankt seine Gründung Carl X. und ist auf einem Platze erbaut, wo früher ein Carmeliterkloster stand, das in den Stürmen der Jahre 1789—93 zu Grunde ging.

Es schien ein eigener Unstern über diesem Platz zu walten, denn kaum war der Tag bestimmt, an welchem der Erzbischof von Paris die Capelle des Klosters einweihen sollte, als die Revolution von 1830 auf's Neue Alles in Frage stellte. Unter Louis Philipp's Regierung wurde freilich die Existenz des Klosters nicht weiter bedroht, aber es hatte nur dürftige Subsistenzmittel, und die Nonnen sahen sich genöthigt, durch die Errichtung eines Pensionats ihren knappen Einnahmen aufzuhelfen. Da auf den Geldpunkt in diesem Falle Alles ankam, so verstand man sich auch zur Aufnahme von Töchtern aus protestantischen Familien, zumal wenn ein reicher Peer von England, wie der Graf von Mortlake, bereit war, sein Kind der Oberin des Klosters anzuvertrauen. Es wurde zur Bedingung gemacht, daß die frommen Schwestern sich jedes Bekehrungsversuches zu enthalten hätten, und da für Lady Flavia ein überaus beträchtliches Kostgeld gezahlt wurde, so fand diese Bedingung eine gewissenhafte Erfüllung. Das vereinsamte Kind wurde sorgfältig erzogen. Es fehlte nicht an Lehrern und Lehrerinen, damit Lady Flavia Alles lernte, was nach französischen Begriffen ein junges Mädchen wissen mußte. Uebrigens war das Leben im Kloster ein einförmiges, fast trauriges. Wenn andere Pensionärinen von Zeit zu Zeit zu den Ihrigen zurückkehren durften, so kannte die Heldin unserer Erzählung solche Abwechslung nicht. Es kam Niemand, nach ihr zu fragen, Ferien hatte sie nicht; alle Erholung beschränkte sich für sie auf einen Spaziergang im großen, von Mauern umschlossenen Klostergarten. Als sie 16 Jahre alt war, begann ihre Gesundheit zu leiden, und Dr. Perniet sah sich zu ernsten Vorstellungen gegen die Oberin veranlaßt. Er erklärte, die junge Engländerin, wie man Lady Flavia im Kloster nannte, müsse mehr Licht und Luft haben, da sie sonst hinsiechen würde, wie ein Vogel im Käfig. Sie war die einzige Fremdländische im Kloster, und ihre Gefährtinen waren zu jener Zeit weder zahlreich, noch von anziehendem Wesen. Es befanden sich dort zwei in finsterer Strenge erzogene Mädchen aus heruntergekommenen Familien, die im Begriff waren, ihr Noviziat anzutreten und den Freuden der Welt, die sie noch gar nicht kannten, zu entsagen. Neben diesen hatten noch ein paar unbedeutende kleine Geschöpfe Aufnahme gefunden, die nur für Leckereien Sinn hatten. Was aber die Nonnen betraf, so waren diese wohl recht gutherzige, aber sehr beschränkte Wesen.

Dr. Perniet, ein erfahrener und menschenfreundlicher Arzt, hatte Lady Flavia's Vertrauen in hinreichendem Maße gewonnen, um der Oberin zu versichern, daß das junge Mädchen Zerstreuung dringend nöthig habe und sich nach freundschaftlichem Umgange sehnte. Er erbot sich daher, sie bei einer Familie einzuführen, in welcher er als Hausarzt fungirte. Es

waren dies Landsleute von Lady Flavia, die einzigen Engländer, welche in der Nähe wohnten. Der Name der Familie war Royston. Sie bestand aus einem ältlichen Mann, dessen Frau und einer Nichte, Adele Burt, die mit Lady Flavia ungefähr in gleichem Alter war. Auch ein Sohn war vorhanden, aber diesen hatte Dr. Perniet nie gesehen, da er, wie man hörte, in Indien bei seinem Regiment stand. (Fortsetzung folgt.)

Ein Heirathsantrag auf dem Lande.

Dichter und Novellisten, welche das Landleben nur aus der Einbildung oder einer flüchtigen Touristenanschauung kennen, haben durch ihre Schilderungen und Dorfgeschichten durchaus falsche Ansichten über das Leben auf dem Lande hervorgerufen. Bei ihnen ist Alles von einem Hauche zarter Poesie durchweht, jedes rothwangige Bauernmädchen schildern sie als eine unberührte Knospe der Unschuld, die Bauernburschen sind Träger der naivsten und harmlosesten Anschauungen, und die Worte der Liebe, welche ein Bursch seiner Geliebten in dem matten Schein des Mondlichtes zuflüstert, sind die zartesten Klänge, halb Poesie, halb Philosophie, und ganz Unschuld.

Das Alles liest sich in einem prächtig eingebundenen mit Goldschnitt versehenen Buche sehr hübsch, es ist auch sehr hübsch, und nur das Eine läßt sich daran aussetzen, daß die Wirklichkeit in einer Weise idealisirt ist, die meilenweit über die Grenzen des Erlaubten hinausgeht, daß ein Bewohner des Landes in solchen Schilderungen seine eigene Heimath am Wenigsten wiedererkennt — kurzum, daß es nicht wahr ist.

Wie würde ein Bauernbursch lachen, welche verdutzten Augen würde er machen, wenn von ihm verlangt würde, daß er in der Dorfgeschichten-Weise seine Liebe gestehen sollte. Die Forderung, eine längere griechische Rede im Styl des Demosthenes zu halten, würde ihn nicht mehr in Verlegenheit bringen — denn von beiden Sachen versteht er nichts.

Die Leser mögen uns indeß nicht falsch verstehen. Es weht auch in dem Landleben, in den realen Verhältnissen desselben ein poetischer Hauch, man muß denselben nur richtig auffassen; aber man soll nicht einen Großknecht, der nicht einmal das Einmaleins in der Schule gelernt hat, der in rindsledernen Stiefeln unbefangen durch Dick und Dünn geht, mit so süßen, lispelnden Tönen sprechen lassen, wie ein schmachtender Lieutenant auf einem Balle einem Mädchen mit achtzigtausend Thalern seine Liebe und Bewunderung „auf Ehre" zuflüstert. Ein Großknecht macht Das etwas anders.

Die Liese war das hübscheste Mädchen im Dorfe. Außer ihren rothen Wangen, den frischen Lippen, den dunkeln schelmischen Augen und einem lustigen Sinne konnte sie freilich nur sehr Wenig ihr Eigenthum nennen, das heißt: nur ein Bett mit blaugestreiftem Ueberzuge, einige Stück selbstgesponnene Leinwand, einen massiven eichenen Tisch, der schon drei Generationen alt war, indeß noch fünf Generationen aushalten konnte, und ihr Confirmationsgesangbuch, letzteres noch gut erhalten, weil es wenig benutzt war.

Sie galt für arm, allein trotzdem bekam sie einen Mann, welcher freilich auch nicht reicher war als sie, indeß Beide waren gesund, an die Arbeit gewöhnt und lebensfrisch, und nachdem der Pfarrer für die Trauung bezahlt war, gingen sie mit wenig Sorgen in die Ehe. Sie lebten ganz glücklich, bis der Mann nach drei Jahren plötzlich am hitzigen Fieber starb. Das machte ihr viel Kummer, denn sie war jetzt wenig besser daran, als früher. Ihr eichener Tisch war freilich noch gut und standfest, allein ihre Leinwand war bedeutend zusammengeschmolzen, und die ganze Hinterlassenschaft ihres Mannes bestand nur in einigen Schemeln, einem Sägebocke, einer Axt, einer kurzen Pfeife mit zerbrochenem Kopfe und einem zweijährigen Jungen, der sich königlich über die Lichter freuete, welche auf dem Sarge seines Vaters aufgestellt waren.

Doch auch diese trüben Tage wurden für die junge Frau wieder lichter. Der Schmerz mußte einmal überwunden werden, so wie so. Zwar mahnte der Pfarrer jede Woche zwei Mal an das Geld für das Begräbniß; der einfache Sarg für den Todten war auch noch nicht bezahlt, allein der Tischler mahnte nicht, und die Todtenfrau hatte aus Mitleid ihre Pflicht sogar ohne Bezahlung gethan. Die junge Frau führte ein stilles, thätiges Leben. Sie

mußte fleißig arbeiten, um für sich und ihren Jungen das Brod zu verdienen, und der Junge hatte einen herrlichen Appetit, so daß die junge Mutter, wenn der kleine Kerl ein Stück Brod in den Händen hielt, welches halb so groß war, als er selbst, oft lächelnd und stillvergnügt sagte: „Das Kind füttert sich allein groß!"

Der Junge, der Tod ihres Mannes, der Schmerz und die noch rückständige Schuld an den Pfarrer hatten sie nicht häßlicher gemacht. Ihre Wangen waren noch frisch roth und ihre Augen leuchteten noch ebenso wie früher. Mancher junge Bursche blickte ihr öffentlich und mancher Ehemann verstohlen mit sichtbarer Freude nach. Und wie sie trotz der Arbeit stets sauber und reinlich ging, und zumal an den Sonntagen, wo sie, das Confirmationsgesangbuch in beiden Händen vor die Brust haltend, zur Kirche schritt — da blinzelte sie selbst der Schulmeister wohlgefällig von der Seite an und erwiderte ihren Gruß mit einem freundlichen Neigen des Kopfes.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Eine Fabricantentochter in Böhmen von Vermögen wurde vor Kurzem die Braut eines Geschäftsmannes. Am Tage vor der Hochzeit kam der Bräutigam zum Schwiegervater in spe und erklärte, er könnte die Tochter nicht heirathen, wenn ihre Mitgift nicht verdoppelt würde. Der Vater sprach mit der Tochter und bemerkte, er wolle ihrem Glück nicht im Wege stehen, sie solle entscheiden. Die Tochter bat, der Forderung nachzugeben. Der Vater that es. Am anderen Tage trat das Paar vor den Altar. Laut und vernehmlich sagte der Bräutigam „Ja." Laut und vernehmlich sagte die Braut „Nein" und wiederholte es, als der Priester, der falsch gehört zu haben meinte, die Frage wiederholte. Die Verwirrung war groß, die nun eintrat, und das Gesicht des Bräutigams wurde immer länger. Am Arm des Vaters ging das brave Mädchen vergnügt nach Hause und gab demselben, als er sie um diese Handlungsweise befragte, die Antwort: „Hätte ich die Heirath gestern rückgängig gemacht, so hätte es allgemein geheißen, mein Bräutigam habe mich sitzen gelassen; die Schande wollte ich mir ersparen. Die Schande, die er jetzt trägt, ist eine gerechte Strafe dafür, daß er mein Geld, nicht mich heirathen wollte. Er wollte mich sitzen lassen, nun habe ich ihn stehen gelassen."

(Aus einem medicinischen Examen.) Geheimer Medicinalrath (einen Candidaten der Chirurgie examinirend): „Bei Verunglückungen handelt es sich, wie Sie wissen, für den Chirurgen hauptsächlich darum, daß er augenblicklich jene Hülfsmittel zur Hand habe, welche im Interesse des Verunglückten sowohl als in dem der öffentlichen Sanität die geeignetsten sind. Welche Gegenstände würden Sie beispielsweise mit sich nehmen, wenn plötzlich Jemand in Ihre Officin stürzte mit der Nachricht, daß soeben von der Spitze des benachbarten 345 Fuß hohen Thurmes ein Schieferdeckergeselle auf's Pflaster herabgestürzt sei?" Candidat: „Einen Besen zum Zusammenkehren!"

„Aber warum sind denn die Semmeln hier gar so klein?" fragte ein Reisender in einem Gasthause den Kellner. „Bei mir z' Haus' sind sie wenigstens um die Hälfte größer." — „Na, döß ist ganz natürlich," war die Antwort, „bei Ihnen z' Haus' wird man halt mehr Teig nehmen."

Räthsel.

Zwei Worte nenn' ich euch inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Sie drängen dich beide: Gib her! Gib her!
Der Beutel gibt davon Kunde.
Das erste fliegt gerne in hoher Luft,
Doch fliegt's auch in staubigem Saale;
Das zweite ist doppelsinnig und ruft:
Bezahle! Bezahle! Bezahle!
Das Ganze ist gar ein lustiges Ding,
Leichtfertig und bald zerronnen,
Und wenn sich darinnen dein Herz verfing,
So hast du nicht viel gewonnen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 108. Sonntag, den 9. September **1866.**

Der Kriegslärm schweigt, die Schlachten sind geschlagen!

Der Kriegslärm schweigt, die Schlachten sind geschlagen,
Ach! eine reiche Ernte hielt der Tod.
Auf blut'gen Rädern rollt des Krieges Wagen,
Vor ihm der Schrecken, hinter ihm die Noth;
Wir sah'n von fern ihn nur vorüberjagen,
Wir sahen nur im Wiederschein das Roth
Der Flammen, die der Brüder Haus verzehrten,
Wohlstand und Glück jäh in Verzweiflung kehrten.

Ganz ohne Schuld kam Völkern Unglück nicht,
Doch nicht blos Schuld'ge trifft's mit seinen Streichen,
Zieht Kleine oft für Große in's Gericht
Und läßt den Armen büßen für den Reichen.
Unmenschlich straft der Krieg: drum heischt die Pflicht,
Sein rauhes Walten menschlich auszugleichen —
Ruhm den Gefall'nen, Mitleid Weib und Kindern,
Und Hilfe, rasch der Armuth Noth zu lindern!

Dem Unglück schwebt ein Engel stets zur Seite,
Der uns durch Leiden nähert und verbündet,
Das Herz, das eben noch zu wildem Streite
Entbrannt war, jetzt zur Liebesthat entzündet.
So helft nun Alle, daß ihr im Geleite
Der äußern Zwietracht inn're Einheit gründet!
Steht fest zusammen, als heilkräft'ge Zeugen
Der jetz'gen Noth, um künft'ger vorzubeugen!

Im frischen Grab ruht mancher Mutter Kind,
Wüst liegt das Feld, zerstampft von Roßgeschwadern;
Durch manche öde Werkstatt pfeift der Wind,
Durchschnitten sind des Wohlstands Lebensadern.
Das eherne Verhängniß wüthet blind:
Drum lasset Segen sprießen aus dem Hadern!
Wo Herz und Kopf zu rascher That verbunden,
Da heilen selbst des Volkes schwerste Wunden!

Friedr. Bodenstedt.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Mrs. Royston, eine gutherzige Frau, erfreute sich der besondern Empfehlung des Dr. Perniet und würde, seiner Versicherung zufolge, Lady Flavia mit liebevoller Aufmerksamkeit entgegenkommen.

Die Oberin war höchst gewissenhaft. Sie hatte alles Zutrauen zu dem guten alten Arzte, aber die Regeln des Hauses waren sehr streng, und Besuche nur nahen Verwandten der Pensionärinen gestattet. Aber die Tochter des Grafen von Mortlake, dessen Rimessen so pünktlich eingingen und von so ansehnlichem Betrage waren, durfte selbst in den Augen der ehrwürdigen Mutter in diesem Punkte nicht mit den übrigen Zöglingen gleich gestellt werden. Auch ließ sich nicht leugnen, daß ihre Wangen wirklich blässer wurden und ihre Augen einen eigenthümlich trüben Ausdruck annahmen. Die Oberin zog daher Erkundigungen ein, und da sie hörte, daß Royston's respectable Leute seien, die ihre Rechnungen bezahlten, so gab sie ihre Zustimmung. Dr. Perniet führte das junge Mädchen bei Royston's ein, und seit diesem Tage war Lady Flavia eine fleißige Besucherin in ihrem Hause. Wenn es das Wetter irgend erlaubte, schritt sie in Begleitung der Pförtnerin die einförmige mit Pappeln und Weiden umsäumte Landstraße hin nach dem großen Thore des Schlosses, das die genannte Familie bewohnte.

Die Bekanntschaft mit Landsleuten, unter welchen Lady Flavia die halbvergessene Muttersprache wieder geläufig ward, bewirkte ihre gänzliche Umwandlung. Neue Eindrücke empfing sie, nachdem sie einmal den Mauern des

Klostergartens den Rücken gewandt hatte. Selbst der verwilderte Garten und das halb verfallene Schloß boten ihr willkommene Abwechslung, nachdem sie Jahre lang nur die peinliche Regelmäßigkeit des Klosters gekannt hatte. Es war hier Alles recht wohl geordnet und pünktlich unter der Herrschaft der Oberin, aber auch recht langweilig, recht prosaisch für ein junges Mädchen, während im Schlosse gerade das Verfallene, Trümmerartige ein junges Gemüth mit der reichsten Fülle romantischer Ideen erfüllen mußte.

Das Schloß war ein altes Gebäude, nicht in allen Theilen bewohnt, ja theilweise in nicht wohnlichem Zustande, aber ein Gebäude von malerischem Anblick mit hohen Zinnen, knarrenden Wetterfahnen und hochgewölbten Bogenfenstern. Ueber dem Thore sah man noch die Reste eines in Stein gehauenen Wappens, das der Pöbel zur Zeit der Schreckensherrschaft zertrümmert hatte. An das Schloß stieß ein grasbewachsener Hof mit einer verschlemmten Fontaine und einer Reihe leerer Ställe. Ein steinerner Thurm, der stark genug schien, um eine Belagerung auszuhalten, war mit der Zeit zu einem Taubenschlage herabgesunken. Der eigentliche Schloßgarten war groß, aber gänzlich vernachlässigt. Er enthielt Fischteige, deren Schlamm und Schlingkraut den Bewohnern jedoch keine freie Bewegung gestattete. Auch Obstbäume und Blumenbeete waren vorhanden, doch unter der überwuchernden Fülle des Unkrauts kaum erkennbar. Baumzweige hingen so tief herab, daß sie die ohnehin von welkem Laube übersäeten Fußpfade bedeckten, während rings umher der Wiesengrund einem Wulst von ungemähetem Grase glich. Der schlimmsten Verwilderung sah sich jedoch der Theil des Gartens preisgegeben, wo die große Sonnenuhr und in deren Nähe ein verfallender Pavillon stand. Dieser war von Fliederbüschen und Buchsbaum umgeben, die einst unter des Gärtners sorgsamer Hand die Anlagen geschmückt hatten, jetzt aber in ungezügeltem Wachsthum wild und formlos durch einander rankten und die Nachbarschaft wuchernden Unkrauts dulden mußten. Es war der abgelegenste Winkel des Gartens; hier ragten die grauen, hagern Felsklippen, von welchen das Schloß seinen Namen führte, wie das Skelett eines schlecht begrabenen Riesen aus dem Boden. Die Royston's hatten dieser Gegend des Gartens bezeichnend genug den Namen „Knoten" gegeben.

Der Eigenthümer des Schlosses war ein reicher Gutsbesitzer, der in Paris lebte und sich wenig um diesen verlassenen Winkel bekümmerte, den er deßhalb einem Notar zur Verwaltung übergeben hatte. Die Familie Royston zahlte einen geringen Miethzins, und da sie weder an die Wohnung, noch an den Garten die geringste Pflege wandte, so verursachte ihr das Schloß kaum nennenswerthe Ausgaben.

Die Heimkehr.

Brand Royston, Esquire, war seiner Zeit ein angesehener Mann gewesen. Daß er einer der ältesten und geachtetsten Familien von Yorkshire angehörte, wagte Niemand, auch nicht seine bittersten Feinde in Abrede zu stellen. Wirklich waren die Royston's einst reich und hochgeachtet gewesen — aber der Glanz ihres Hauses war dahin. Das Familiengut mit seinen elftausend Ackern urbaren Landes war unter den Hammer gekommen und von einem Tuchfabricanten zu Leeds gekauft worden. Der Erbe des alten Namens und Besitzthums, dessen Geburt durch Glockenläuten verkündet, dessen Eintritt in das mündige Alter hochgefeiert worden, rauchte nun wohlfeilen Tabak, trug schäbige Kleider und lebte verborgen in Frankreich von dem kleinen Einkommen, das er in bessern Tagen auf Andrängen seines Schwiegervaters, eines Kaufmannes, für seine Frau sicher gestellt hatte. Dahin war es mit Brand Royston gekommen, der einst der Held aller Rennen und Wetten gewesen war. Die Natur hatte ihm gesunde, gute Anlagen verliehen, aber er war von einer stürmischen Sinnesart, die keine Schranken achtete. Man kannte ihn überall in England, auf jedem Rennplatze, an jedem Spieltisch. Er war jederzeit bereit, Tausende für Boxer und Hahnenkämpfe zu verwetten, Rattenfänger oder arabische Vollbluthengste — Alles galt ihm gleich, wenn er nur nicht Halt machen sollte auf der abschüssigen Bahn, die er einmal betreten. Karten und Würfel, Ausschweifungen aller Art traten hinzu, bis die Dämonen, denen er sich verkauft hatte, hohn-

lachend an dem Grabe seines Vermögens und seiner Ehre standen.

Mr. Royston floh aus England, von Gerichtsdienern verfolgt, und bald wurde sein Name durch den Sheriff von Middlessex in die Liste der Geächteten eingetragen. Er war jetzt so arm an gutem Rufe, wie an Geldmitteln. Es circulirten böse Gerüchte über seine Vergangenheit; man erzählte sich von Schwindeleien der bedenklichsten Art, von unwürdigen Kunstgriffen bei Rennen und Wetten, von vergiftetem Pferdefutter, von bestochenen Jockey's, die im entscheidenden Augenblick ihr Pferd vom Ziele zurückhielten. Waren diese Gerüchte begründet, so hatte Royston freilich Gleiches mit Gleichem vergolten, denn Andere hatten kaltblütiger als er größere Schurkereien begangen und waren dabei reich geworden, während er Alles verlor und aussichtslos davon gehen mußte.

Trotz Alledem war Brand Royston von gastfreiem Wesen, und seine gute Frau war herzlich erfreut, Lady Flavia in ihrem verfallenen Wohnsitz willkommen zu heißen. Mrs. Royston war, wie keinem Besucher unbemerkt blieb, der Schutzengel ihres Mannes. Aber sie war schwach und schüchtern und hatte nicht vermocht, einen so hartnäckigen Verschwender vom Verderben zu retten. Dennoch verdankte er ihr, daß er nicht gänzlich hilflos dastand. Die Familie wäre aller Mittel entblößt gewesen, wenn nicht die Zinsen eines kleinen Capitals, das, wie erwähnt, bei der Heirath für Mrs. Royston weggesetzt worden, sie vor gänzlichem Untergange bewahrt hätten. Elisabeth Burt hatte ihrem Manne ein beträchtliches Vermögen zugebracht; vierzigtausend Pfund waren in sinnloser Vergeudung verschleudert worden — dennoch murrte sie nicht und duldete nicht, daß in ihrer Gegenwart ein hartes Wort über den Mann gesprochen wurde, der sie aus dem Ueberflusse in die Armuth gestürzt hatte. Ihr Vater, ein ehrbarer Alderman zu York, hatte zwei Mal seines Schwiegersohnes Schulden bezahlt und war gestorben, ehe der völlige Ruin hereinbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heirathsantrag auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Ja, sie war eine hübsche junge Wittwe! Das konnte selbst der gestrenge Herr Pfarrer nicht leugnen, obschon sie ihn immer noch nicht bezahlt hatte. Am Meisten von Allen steckte sie aber dem Andreas, einem jungen Bauer, im Kopfe. Er befand sich obenein in den Jahren, daß er heirathen konnte. Zwar hatte er nur ein kleines Gehöft und mußte einen kranken Vater und eine halb erblindete Mutter ernähren, sein weniges Land gehörte auch nicht zum besten, denn es lag oben auf einem Berge, wo er zwar beim Pflügen und Säen die herrlichste Aussicht genoß, wo er Wind und Sonnenschein stets aus erster Hand hatte, allein die Aussicht kümmerte ihn wenig — die Hälfte des Landes unten im fruchtbaren Thale wäre ihm lieber gewesen. Hinunterschieben konnte er indeß das Land nicht, und so trieb er geduldig Tag für Tag seinen mageren Gaul hinauf und pflügte das Land so gut, als es der steinichte Boden, der schlechte Pflug und das matte Pferd gestatteten.

Er klagte nicht darüber, denn sein Vater hatte es auch nicht besser gehabt, und außerdem tröstete er sich mit dem Gedanken, daß sein Junge einst dieselbe Noth mit dem niederträchtigen Lande haben werde, in welches man Viel hineinsäen konnte und doch nur Wenig erntete. Es steckte ihm, wie gesagt, die junge hübsche Wittwe im Kopfe, und hinter dem Pfluge, wo er Wenig zu denken hatte, legte er sich die Sache so im Kopfe zurecht: er hielt sich zwei Kühe und ein Pferd, da mußte der Hof auch so Viel abwerfen, daß er sich eine Frau halten konnte, und für Alles, was dann nachkam, mußte der Himmel Sorge tragen. Zwar war es ihm nichts weniger als angenehm, daß die Liese bereits einen Jungen besaß, denn gegen fremde Kinder hatte er nie eine besondere Zuneigung gehabt, allein auch darüber suchte er sich zu beruhigen. Der Junge war kräftig, und war er erst noch zwölf Jahre älter, so mußte er bei der Arbeit mit zugreifen. Gehorsam und Liebe wollte er ihm schon beibringen. Was das anbetraf, so blickte er nur auf seine kräftigen Fäuste.

Sobald es in seinem Kopfe feststand, daß er die Liese heirathen wollte, so fing er an, ihr in seiner Weise den Hof zu machen. Fensterparaden kannte er nicht, außerdem floß unter Liese's Fenster ein Bach, und ehe er sich nasse Füße geholt hätte, eher hätte er

alle Heirathsgedanken aufgegeben. An den Werktagen hatten Beide keine Zeit. Sonntags hätte er sie zwar gern zum Tanzboden abgeholt, allein sie war noch um ihren Mann in Halbtrauer, da durfte sie nicht tanzen, und außerdem hielt sie der Junge im Hause. Ohne viele Umstände ging er deßhalb des Sonntags zu ihr, trat, den dreieckigen Filzhut auf dem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde, zu ihr in das Zimmer, sagte: „Guten Tag, Liese," reichte ihr die Hand zum Gruße und setzte sich auf einen Schemel, es der jungen Frau überlassend, ob sie das Gespräch fortsetzen wollte.

Eine Stunde lang saß er ruhig da, dann klopfte er die Pfeife aus, dehnte sich, weil ihm das lange Sitzen nicht behagte, stand auf, reichte ihr wieder die Hand zum Abschiede und verließ das Zimmer.

Und am nächsten Sonntag kam er wieder und machte es ebenso. Es gefiel ihm in dem zwar kleinen, aber gemüthlichen Zimmer. Alles war sauber. Und außer der Liese steckte ihm namentlich der massive eichene Tisch im Kopfe, den bekam er ja auch mit, wenn er die Wittwe nahm, und der wog in seinen Augen fast den Jungen auf.

Und die Liese saß eifrig strickend da, während der Junge zu ihren Füßen spielte. Ihre Wangen hatten sich noch mehr geröthet, denn Andreas war ein ganz hübscher Bursch und hatte ein eigenes Gehöft, wenn es auch ein wenig klein war. Zudem hatte er zwei Kühe — die gefielen ihr. Sie wußte auch, weßhalb er kam und daß er sie gern hatte, denn wenn er auch wenig sprach, so war er doch besonders aufmerksam gegen sie. War ihr Strickknäuel an die Erde gefallen, so machte er sie darauf aufmerksam und sagte: „Du, Liese, dein Knäuel ist hingefallen — dort unter dem Tische liegt es!" und mit dem Fuße zeigte er ihr die Richtung. Er würde sich den Kukuk um ihr Knäuel gekümmert haben, wenn er sie nicht gern gehabt hätte. Und wenn sie Kaffee kochte, rückte er von selbst den Schemel an den Tisch, trank fünf Tassen hintereinander, wischte sich nach jeder mit dem Rockärmel den Mund und sah dabei ganz vergnügt aus.

Das Alles waren untrügliche Zeichen für sie, und er war auch außerdem etwas gesprächiger geworden.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

In England erschien im Jahre 1648 ein Gesetz, daß alle Schauspieler für Landstreicher anzusehen seien. Alle, welche des Verbotes ungeachtet auf einem Theater spielten — die meisten derselben waren auf Cromwell's Befehl niedergerissen worden — sollten erst ausgepeitscht und dann eingesperrt werden. 131 Jahre später wurde David Garrick, Englands Roscius, mit königlichem Pompe in der Westminsterabtei am Fuße des Shakespeare-Denkmals beigesetzt. Ein ähnlicher Wechsel der Zeiten und Ansichten ist auch in Frankreich augenfällig. Noch im Jahre 1789 decretirte der französische National-Convent, in dessen Schooße mehr als ein „Comödiant" saß — wir erinnern nur an Callot d'Herbois — daß Schauspieler und Scharfrichter von der Wahlfähigkeit ausgeschlossen seien. 22 Jahre später wurden François Talma und Hippolyte Mars vom Kaiser Napoleon für hoffähig erklärt.

„Wie viel wiegen Sie wohl?" fragte Jemand einen Bekannten, der ziemlich beleibt war. — „Ich nur 150 Pfund, aber meine Frau wiegt 40 Centner!" — „Ach, das ist wohl nicht möglich!" — „O doch," antwortete der Gefragte, „denn 40 Centner sind gerade eine Last!"

Ein Irländer, der seinen Schmerz über den kürzlich erfolgten Tod seiner Frau nicht lebhaft genug äußern konnte, ließ mehrere Fässer Tinte in das Bassin seines Parkes gießen, um auch dem Wasser die Farbe der Trauer zu geben.

Auflösung des Räthsels in Nro. 107:
Ballstaat.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 109. Mittwoch, den 12. September **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Mrs. Royston trug ihr Unglück mit stoischer Fassung. Sie verstand das kleine Einkommen in bewundernswerther Weise zu verwenden und trug Sorge, daß ihr Mann jederzeit weiße Wäsche tragen konnte und jeden Mittag mindestens ein schmackhaftes Gericht auf seinem Tische sah.

Mrs. Royston war ein braves Weib, aber ihr schwacher Wille galt wenig, dem starrköpfigen Manne gegenüber. Sie verkrech sich wie ein Hündchen, wenn er zornig war; sie ließ Nadel und Faden fallen, wenn sie seinen schweren Schritt auf dem Corridor hörte und seine Stimme lauter wurde, als gewöhnlich. Sie war eine nervenschwache Frau und bedurfte zeitweilig ärztlichen Beistandes, obgleich ihr Leiden mehr dem Gemüthe, als körperlichen Zuständen entsprang. Der gute Dr. Perniet, der die Verhältnisse der Familie und die aufopfernde haushälterische Thätigkeit der Mrs. Royston und ihrer Nichte kannte, hegte daher große Achtung und Theilnahme für die Frauen im Schlosse und war erfreut, ihnen die Pflegetochter des Klosters zuführen zu können. Als Lady Flavia zum ersten Male die Familie Royston kennen lernte, bestand diese aus vier Personen: Brand Royston, seine Frau, deren Nichte Adele Burt, die nach ihres Vaters Tode, der sich durch Speculationen ruinirt hatte, hilflos zu ihrer Tante gekommen war, und Jeanne, die Holzschuhe trug, Köchin und Hausmädchen, kurz Alles in Allem vorstellte.

Es waren bereits anderthalb Jahre seit Lady Flavia's erstem Besuche in der Royston'schen Familie verflossen, als zu dieser ein neues Mitglied hinzutrat, was Jeanne veranlaßte, eine Bäuerin aus der Umgegend zu ihrer Unterstützung im Haushalt zu engagiren. Es war Capitän Basil Royston, der einzige Sohn des Hauses, welcher aus Ostindien zurückkehrte und nicht sehr eilig schien, sein Regiment wieder aufzusuchen. Ein Militärgericht zu Poonah hatte die Streichung seines Namens aus den Listen der Armee anbefohlen und zwar aus Gründen, in welchen Karten, Billard, Wetten, Anweisungen auf den Regimentszahlmeister u. A. m. sehr nachdrückliche Erwähnung fanden. Es waren auch Andere in diese Untersuchung verwickelt, und es gab Leute, die den „armen Capitän" bedauerten, der das Bad kühlen mußte — doch wurde jedenfalls ein räudiges Schaf aus der Herde entfernt. Basil Royston kehrte zu seinen Eltern zurück, und das alte Schloß erschien noch unfreundlicher als vorher, da des jungen Mannes verstörtes Gesicht beständig dort gesehen wurde.

Wäre Capitän Royston im väterlichen Hause gewesen, als Dr. Perniet zuerst über Lady Flavia's Befinden zu Rathe gezogen wurde, so würde der alte, erfahrene Arzt schwerlich hieher gedacht haben. Ihm würde es nicht unverfänglich erschienen sein, ein Mädchen dieses Alters und mit so glänzenden Aussichten einer Familie zuzuführen, die einen Müßiggänger von so ansprechendem Aeußern zu den Ihrigen zählte. Als daher einst Dr. Perniet bei einem gelegentlichen Besuche Lady Flavia am Clavier fand und Basil Royston, den Mann mit dem glänzenden Schnurrbart und dem schöngeformten, wenn auch finstern Gesichte, in nicht großer Entfernung, am Kaminschirm lehnend, mit der Reitpeitsche den Tact markiren sah, erhielt ohne Verzug die Oberin einen stillen Wink, daß es zweckmäßig sein möchte,

die Besuche der jungen Pensionärin im Schloß einzuschränken und abzukürzen. Nur mit Mühe gelang es dem umsichtigen Manne, die Oberin von einem plötzlichen Abbrechen der angeknüpften Bekanntschaft zurückzuhalten, jedenfalls aber wurde Lady Clare von nun an seltener im Hause der Royston gesehen, und zwar ohne Entsagung von ihrer Seite, da gerade um diese Zeit eine neue Pensionärin Amy Ford, eine junge Engländerin von höchst einnehmendem Wesen, im Kloster eintraf. Die beiden Mädchen schlossen sich leicht einander an und wurden bald innige Freundinen.

Das Jahr, in welchem Miß Ford im Carmeliterkloster eintraf, war Lord Mortlake's letztes Lebensjahr. An einer tödtlichen Krankheit darniederliegend, hatte er nicht vermocht, dem mächtigen Andrange lang unterdrückter Gefühle zu widerstehen. Er schrieb mit schwacher Hand der Oberin: er wünschte, falls sich seine Krankheit verschlimmerte, seine Tochter zu sehen; sie möchte daher auf alle Fälle Lady Flavia zur Abreise bereit halten und zeitig für passende Begleitung Sorge tragen. Die Oberin war rathlos und wandte sich an ihren Beichtvater und an Dr. Perniet. Jener hatte weder Lust, ein Schiff zu besteigen, noch sein kahlgeschornes Haupt dem Spotte der ketzerischen Engländer auszusetzen; dieser konnte von seinen Patienten nicht entbehrt werden und empfahl daher den alten Mr. Royston, der sich auch bereit erklärte, seine junge Landsmännin nach ihrem heimathlichen Wohnort hin zu begleiten. Er stand allerdings mit den englischen Gerichten von früherer Zeit her nicht auf dem besten Fuße, aber seine Gläubiger waren theils nicht mehr am Leben, theils dachten sie nicht mehr an ihn.

Es kam ein zweiter Brief, nicht von des Grafen Hand, sondern von dessen Arzte geschrieben. Er war in Eile abgefaßt und legte Lady Flavia an's Herz, eiligst nach Hause zu kommen, wenn sie ihren Vater noch lebend antreffen wollte. Diesen Brief hatte man Abends im Kloster abgegeben; es wurde daher bestimmt, daß Lady Flavia die Nacht im Schlosse, an dessen Thore die Post täglich auf ihrem Wege nach der nächsten Eisenbahnstation vorüberfuhr, zubringen und am nächsten Morgen unter Mr. Royston's Obhut über Paris nach England abreisen sollte. An einem Mittwochsabend spät brach Lady Flavia Clare mit den Koffern, die ihre Garderobe enthielten, nach dem Schlosse auf. Es war der erste Haltpunkt auf einer Reise, die mit des jungen Mädchens und ihres finstern Beschützers Ankunft in der Heimath endigte, wo sechs Stunden vorher der Graf von Mortlake zu athmen aufgehört hatte.

Die Leiche des Grafen von Mortlake war, der Sitte zufolge, nach einem fast zweiwöchentlichen Verzuge der Erde übergeben worden. Das Testament wurde verlesen. Es war kurz und einfach. Außer einigen Legaten und Pensionen für alte Diener und entfernte Verwandte enthielt es nur wenige Bestimmungen. Dem „theuren und einzigen Kinde Flavia," die der Erblasser bat, manch Mal seiner in Liebe zu gedenken, fiel Alles zu, was ihr Vater ihr zu vermachen berechtigt gewesen war. Das Stammgut mit den Gütern in Devonshire und Sommersetshire gehörten natürlich ihrem jetzigen Besitzer; aber Melshot Friars und Eupley Lees mit ihren Vorwerken, Pachthöfen, ihrer Jagd, ihren Patrimonialrechten, einem Kohlenbergwerk und vielen Ackern urbaren Landes fielen Lady Flavia Clare zu. Es waren drei und sechszig tausend Pfund wohlfundirten Vermögens, die Ersparnisse trauriger, aber nicht nutzlos verbrachter Jahre, während welcher der Abgeschiedene in Einsamkeit gelebt hatte. Das verbannte und vernachlässigte Kind war jetzt eine reiche Erbin.

Lady Flavia war noch unmündig, ihr ausgedehntes Besitzthum mußte daher vorläufig von Curatoren verwaltet werden, deren einer Sir Wilbraham Alleyne war, fast der einzige von Lord Mortlake's früheren Freunden, mit dem er noch einigen Umgang unterhalten hatte. Diese Herren sollten Lady Flavia ein beträchtliches Jahrgeld auszahlen, dasselbe auch nach Umständen erhöhen, bis sie entweder mündig geworden wäre oder unter Zustimmung ihres Vormundes geheirathet hätte. Aber gerade diesen Vormund betraf der seltsamste Theil des Testaments. Die Erbin war nämlich ermächtigt, ein so wichtiges Amt nach eigener Wahl zu übertragen, unter der einzigen Bedingung, daß dieselbe von Lord John Hythe, dem Vetter und Nachfolger des Grafen von Mortlake, den er bat, seinem verwaisten Kinde ein besserer Freund zu sein, als er ihr ein Vater gewesen, gebilligt würde.

— — — — — — — — — — — —

„Mr. Royston schickt mich, Mylady," meldete eine Dienerin, die Thür von Lady Flavia's Zimmer öffnend, „er erwartet Sie und meint, es wäre wohl ein Mißverständniß, da Lady Mortlake ihm schon vor einer Stunde sagte, Sie würden herunterkommen."

Lady Flavia blickte von ihrem Buche auf. „Ich habe es allerdings vergessen. Wo ist Mr. Royston?"

Das Mädchen antwortete, er sei im Bibliothekzimmer und scheine sehr ungeduldig; ein Wagen warte vor der Thür, um ihn nach der nächsten Station zu bringen. „Er sagt, er habe schon einen Zug versäumt," fügte sie hinzu.

Die Thür des Bibliothekzimmers wurde geöffnet und Mr. Royston wandte sich um. Sein Blick verfinsterte sich, und mit barschem Ausdruck rief er der Eintretenden zu: „Fünf Viertelstunden habe ich hier gewartet, Mylady Flavia, und doch dächte ich, es wäre Zeit, uns zu verständigen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heirathsantrag auf dem Lande.

(Schluß.)

Wochenlang hatte Andreas in dieser Weise seine Werbung fortgesetzt, jeden Sonntag war er zu ihr gegangen und es hatte ihm gut bei ihr gefallen. Selbst an den Jungen hatte er dann und wann ein freundliches Wort gerichtet, indeß nicht zu viel, um ihn nicht zu verwöhnen. Endlich faßte er den Entschluß, die Sache zur Entscheidung zu bringen, denn sagen mußte er es der Liese, wenn er sie heirathen wollte, anders ging es nicht gut.

Mit diesem Entschlusse kam er am folgenden Sonntage zu ihr. Wie gewöhnlich saß er erst eine Zeit lang schweigend da. Die junge Frau strickte, er sah ihr auf die Hände, und das Alles gefiel ihm recht gut. Strümpfe hatte er ja auch nöthig, wenn er erst verheirathet war. Endlich stand er auf und setzte sich halb auf den eichenen Tisch, neben welchem die junge Frau saß. Vertraulich stützte er sich mit dem Arme auf den Tisch und beugte sich zu ihr.

„Liese," sprach er, „ich werde für nächsten Winter zwei Schweine schlachten."

„Zwei?" fragte die junge Frau halb erstaunt.

„Ja zwei," versicherte Andreas. — Seine Werbung schien schon in's Stocken gerathen zu wollen.

„Sie sind wohl sehr fett?" fuhr Liese fragend fort.

„Das will ich meinen! Sehr fett! Staatsschweine!" gab der Heirathslustige zur Antwort.

„Was willst du denn mit zwei Schweinen machen?"

„Wurst wird daraus gemacht," entgegnete Andreas. „Ja — sieh, Liese, eins wäre eigentlich genug gewesen, allein ich dachte, zwei wären besser, denn ich will heirathen, und eine junge Frau soll die Vorrathskammer nicht leer finden!"

„Du willst heirathen?" fragte Liese scheinbar erstaunt und blickte zu ihm auf, senkte aber gleich darauf das Auge wieder auf die Arbeit.

„Gewiß will ich heirathen!" rief der Bursch, all' seinen Muth zusammennehmend. „Und ich meine, Liese, wenn du wolltest, so könnten wir Beide noch diesen Herbst Hochzeit machen. Mein Gehöft ist nicht groß, allein eine Frau ernährt es noch. Zudem ist meine Mutter halb erblindet — ich muß ein paar gesunde Arme für meine Wirthschaft haben. Was meinst du dazu, Liese? Sprich dich aus!"

Die junge Frau hatte den Kopf noch tiefer auf das Strickzeug gebeugt, als müsse sie sorgfältig jede Masche zählen, ihre Wangen waren hochgeröthet, und sie bemerkte nicht einmal, daß der ihr zu Füßen sitzende Junge das ihr entfallene Knäuel zu einem einzigen großen Knoten zu verarbeiten bemüht war.

„Nun, was meinst du dazu?" wiederholte der Bursch.

„Wenn du es denn so willst, so habe ich nichts dagegen," erwiderte sie mit leiser Stimme.

„Und in vier Wochen muß die Hochzeit sein!" rief Andreas freudig. „Länger warte ich nicht! Bist du einverstanden?"

„Wenn ich muß," entgegnete sie lächelnd, und in diesem Lächeln verrieth sie, daß sie gern damit zufrieden war.

Der Bursch athmete leichter auf. Nun hatte er seinen Heirathsantrag glücklich angebracht, und die Sache war abgemacht.

Er blieb an diesem Sonntage zwei Stunden länger als sonst, trank sieben Tassen Kaffee

und war so lustig, daß er derb mit der Faust auf den eichenen Tisch schlug und ausrief, so warm und wohl sei es ihm noch nie um's Herz gewesen. Als er endlich fortging, blickte er der jungen, hübschen und glücklich lächelnden Wittwe verliebt in die Augen. Ja, er war verliebt, denn er gab sogar dem Jungen die Hand und steckte die Pfeife unausgeklopft in die Tasche — das war ihm noch nie passirt.

Und vier Wochen später ist richtig die Hochzeit gewesen. Als er die Trauungsgebühren bezahlte, hat ihn der Pfarrer an die noch rückständigen Begräbnißkosten für seinen verstorbenen Vorgänger erinnert, da hat er ein sehr verdutztes und dummes Gesicht gemacht, aber doch ganz klug geantwortet, das gehe ihn nichts an, da möge sich der Herr Pfarrer an den Verstorbenen halten.

Verschiedenes.

(Wie ein Schlachtgerücht entsteht.) Wiener Blätter brachten einmal telegraphisch die Nachricht, daß bei Wildenschwert in Böhmen Kanonendonner einer nahen Schlacht vernommen worden sei. Die unschuldige Ursache zur Entstehung dieses Gerüchtes bot ein Correspondent eines Prager Blattes, der von Wien nach Prag reiste. „Hören Sie, wie das kam," schreibt der schalkhafte Tourist: „Ein mir befreundeter Kaufmann in Wien bat mich, ein chinesisches Tam-Tam mitzunehmen und dasselbe in Prag einem Cavalier zu übersenden, der es für eines seiner Schlösser gekauft hatte. Das Tam-Tam wird bekanntlich oft bei Jagden gebraucht, um darauf das Zeichen zum Aufbruch zu geben; man kann auf demselben mit Hilfe des Schlägels helle und dumpfe Töne hervorbringen, die weithin hörbar sind. Ich fuhr allein in einem Eisenbahn-Waggon eines Schnellzuges und langweilte mich entsetzlich. Schlafen konnte ich nicht, zu lesen hatte ich auch Nichts, da fiel mein Blick auf das Tam-Tam, das verpackt neben mir lag. Aus purer Langweile packe ich die Trommelscheibe aus, hänge sie im Wagen auf und fange nun an, mit dem Schlägel bald leicht vibrirend, bald gewaltig darauf lospaukend zu musiciren. Bald bemerkte ich, daß die Passagiere überall auslugen, und daß die Conducteure sich einander zurufen und in die Gegend hinausdeuten. Natürlich habe ich nichts Eiligeres zu thun, als mein Tam-Tam wieder einzupacken und mich ruhig zu verhalten. Auf der nächsten Wasserstation laufen die Reisenden zusammen. „Haben Sie schießen gehört?" ruft Einer dem Andern zu, — „das war ein Kanonendonner — höchstens acht Meilen kann das sein." — „Was, acht Meilen! das ist keine zwei Meilen." — Die Conducteure, die natürlich Alles besser sehen und hören, bezeichnen genau die Gegend, von wo der Kanonendonner kam — und ich, ich schwieg selbstverständlich. In Pardubitz wird der Kanonendonner bereits mit weiteren Details verbreitet, und als ich am nächsten Tag in Prag ausgehe und in ein Café trete, lese ich in einem Blatte eine fettgedruckte telegraphische Depesche: „Reisende, die von Böhmisch-Trübau nach Wildenschwert fuhren, hörten in dortiger Gegend heftigen Kanonendonner."

Fräulein Alt: Ach, lieber Kutscher, geben Sie mir doch einen Platz, wo gar keine oder nur anständige Herren sind!

Kutscher: Steigen Sie nur ein, Madame, Sie sind der einzige Passagier außer — einem alten Weibe.

(Besorgniß.) Dienstmädchen zu den Kindern, die zum Fenster hinaussehen wollen: „Wollt ihr nicht so nah' an's Fenster gehen! Wenn Eins 'runterfällt und bricht's Bein, will's wieder Keins gewesen sein!"

(L'enfant terrible.) Marie: O, Baby hat gerade solchen Mund wie du, Tante!

Tante: Wie ich, Mariechen?

Marie: Ja, gerade so wie du, wenn du aus dem Bette kommst! Kein Zahn ist darin!

Räthsel.

Aus dem Herzen muß es kommen,
Soll's Etwas sein, soll's Etwas frommen.
Zu dem Herzen muß es gehen,
Soll's mit Herz und Hand geschehen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 110. Freitag, den 14. September **1866.**

Eine schöne Viper.
(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Weder das Vorrecht des Alters, noch die Erinnerung an frühere Freundschaft konnte den rücksichtslosen Ton rechtfertigen, mit welchem Brand Royston die junge Erbin einzuschüchtern versuchte. Diese aber trat dem zornigen Riesen unerschrocken entgegen: ihre großen blauen Augen blickten so klar und unbefangen, als ob die letzten Worte ihr Ohr nicht erreicht hätten.

„Es thut mir leid, daß Sie gewartet haben," sagte sie fast gleichgiltig. „Aber ich kann nicht dafür; ich befinde mich in einer so ungewohnten Lage und muß meine Gedanken zusammennehmen."

Nach diesen Worten richtete sie ihre Blicke auf den Boden.

„Soll ich etwa an Ihren Kummer glauben? Mir machen Sie so Etwas nicht weiß!" erwiderte Royston in einem Tone, der von Grobheit nicht sehr entfernt war.

„Kummer! Ei nun, Mr. Royston, mein theurer Vater und ich, wir waren einander fast fremd. Ich wurde so frühe von ihm getrennt, sonst würde mein Kummer tiefer sein."

Diese Worte begleitete sie mit einem eigenthümlichen Lächeln, das einen fremdartigen Eindruck auf den Zuhörer hervorbringen mußte. Brand Royston riß seine Augen weit auf in ungekünsteltem Erstaunen. Er blickte mürrisch auf das liebliche, kleine Gesicht und wich dann, einem unerklärlichen Gefühle nachgebend, einen Schritt zurück, während das Blut aus seinem gerötheten Antlitz zu seinem hörbar schlagenden Herzen zurückströmte.

„Ich verstehe Ihr Wesen nicht, Mylady," murmelte er zwischen den Zähnen, aber so leise, daß Lady Flavia es kaum vernehmen konnte. Nach einer kurzen Pause begann diese wieder:

„Also heute müssen Sie uns verlassen, Mr. Royston? Mir wird dann recht öde zu Muthe sein; ich wollte, daß Sie mich in's Kloster zurückführten, denn ich fühle mich recht fremd hier —"

Brand Royston unterbrach sie mit einem halbunterdrückten Fluche. „Sprechen Sie keinen Unsinn, Mylady!" sagte er, seine Stimme erhebend. „Sie scheinen Ihre alten Freunde verspotten und vergessen zu wollen, aber das wird nicht unvergolten geschehen, ich schwöre es!"

Der Squire hatte ein furchtbares Organ, das manches Nervensystem erschüttern konnte, aber über die Züge des jungen Mädchens glitt wieder derselbe lächelnde Ausdruck, wie vorhin, und sie erwiderte bestimmter als gewöhnlich: „Mr. Royston, Sie vergessen sich. Ich muß Sie bitten, nicht wieder in solcher Weise mit mir zu sprechen, um so mehr — und bei diesen Worten wurde ihr liebliches Antlitz von der holdseligen Freundlichkeit der Vergebung verklärt — da wir so gute Freunde sind und Ihre alte Gastfreundschaft in meinem Gedächtniß fortlebt."

Sie streckte die Hand zur Versöhnung aus, aber Brand Royston schlug nicht ein; sein Gesicht färbte sich dunkelroth von unterdrückter Aufwallung, und er suchte durch heftiges Auf- und Niedergehen seine Fassung wieder zu gewinnen. Endlich stellte er sich, hoch aufgerichtet, vor Lady Flavia und sprach mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Meine Angelegenheit ist eine ernste. Sie wissen, daß Ihnen die Wahl Ihres Vormundes frei steht. Was denken Sie zu thun?"

Lady Flavia blickte ihn fest an und gab ihm keine Antwort. Kochend vor innerer Erregung wiederholte Royston in höflicherem Tone dieselbe Frage: „Wollen Sie, Lady Flavia, so gütig sein, mir Ihre Absichten hinsichtlich der Wahl eines Vormundes mitzutheilen? Hat Mylord bereits über diesen Gegenstand mit Ihnen gesprochen?"

„Allerdings," antwortete sie, und der bisher fast gleichgiltige Ausdruck ihres Gesichts schien einer gewissen Erregung zu weichen, während ihre Augen in durchdringender Schärfe den Fragenden zu fixiren begannen.

„Haben Sie mich gewählt?" platzte Royston endlich heraus.

„Ich habe Lord Mortlake selbst gewählt," lautete die Antwort. „Der Graf und die Gräfin kamen diesen Morgen auf mein Zimmer und boten mir ihr Schloß zum Aufenthalte an. Sie fanden, und zwar mit Recht, daß ein so schwaches, verlassenes Mädchen, wie ich, nicht allein bleiben dürfte, ja der Graf sagte, er könne nicht umhin, mich als die rechtmäßige Herrin des Gebäudes anzusehen, da es meinem guten Vater gehört und ich die ersten Jahre meiner Kindheit darin verlebt hätte."

Nun aber vermochte Brand Royston sich nicht mehr zu beherrschen; er näherte sich Lady Flavia ungestüm und preßte ihr zartes Handgelenk zwischen seine eisernen Finger.

„Das haben Sie gewagt!?" fragte er in tiefem Tone, der dem sehr entfernten Gebrüll eines Löwen glich. „Sie sollen und müssen widerrufen! Augenblickes zu Lord Mortlake gehen und ihm sagen —"

Seine Stimme war immer lauter geworden, obgleich er versuchte, sie zu mäßigen. Aber das zarte Mädchen schien weder seine Drohungen, noch den Druck seiner massiven Hand zu achten, sondern unterbrach unerschrocken seine zornglühende Rede:

„Es sollte mir leid thun, wenn ich mich an Lord Mortlake wenden müßte, um mich Ihrer zu entledigen. Auch stehen Diener draußen auf dem Gange. Sie haben mir recht weh gethan — ich werde irgend eine Ausrede zu ersinnen haben, um der Welt Ihr excentrisches Benehmen zu verschweigen." Bei diesen Worten blickte Lady Flavia recht kläglich auf ihre Hand, die Royston losgelassen hatte. Dann plötzlich begann sie zu lachen, schüttelte ihre vollen Locken und sprach:

„Ich muß unwillkürlich an Lindesay denken, der den Arm der Königin Maria mit seinem eisernen Panzerhandschuh drückte, so lange, bis sie irgend eine alberne Schrift gut hieß. Aber Maria erschrack und unterzeichnete — ich hätte es nicht gethan, Mr. Royston, niemals, niemals!"

Auf Royston's Stirn standen dicke Schweißtropfen. Er wischte sie weg mit seiner schweren Hand, versuchte zu reden, aber die Stimme versagte ihm. Als er endlich der Sprache wieder mächtig geworden, entrang sich seiner Kehle ein heiserer Laut — man glaubte einen Halberdrosselten zu hören.

„Vergessen Sie nicht!" stieß er mit drohend erhobenem Finger heraus, und in der That schien dies Wort mehr als eine gewöhnliche Warnung zu bedeuten. Sein feuerrothes Antlitz war bleich geworden, sein Athem war kurz und mühsam. Doch mußten seine Worte von Lady Flavia wohl verstanden sein, denn plötzlich kehrte jener erkältende gleichgiltige Blick zurück, der ihr in folgeschweren Momenten eigen war.

„Vergessen!?" erwiderte sie mit leisem Tone, der dem Zischen einer Schlange glich und wie ein fremder Gast über die Schwelle ihres rosigen Mundes zu schleichen schien. „Vergessen!? — Als ob ich es könnte!" Und plötzlich brach sie in jenes silberhelle ironische Lachen aus, das den Zuhörer frösteln machte. Royston rang nach Athem; er wankte mit unsichern Schritten zum Fenster, öffnete es und lehnte sich hinaus, um die erhitzte Stirn zu kühlen. Eine lange Pause folgte. Lady Flavia hatte sich, als ob sie ermüdet wäre, in einen Lehnsessel geworfen, und ihre zarten Finger spielten mit den Nippfiguren auf dem kleinen Tische, der vor ihr stand. Es schien, als ob sie mit weltmännischem Anstande wartete, bis der unwillkommene Besucher sich entfernte. Endlich wandte sich Brand Royston um und näherte sich ihr. Es war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Seine Blicke verriethen noch die frühere Wildheit, aber sein Benehmen war scheu und gedrückt. Mit gepreßter Stimme bat er Lady Flavia um Entschuldigung. „Ich bin etwas zu auffahrend und hastig," sagte er, „ich bin keinen Widerspruch gewohnt —

Sie wissen es; nun lassen sie uns nicht länger streiten!"

„Da sind Sie ja wieder mein guter lieber Royston!" entgegnete das wunderbare Mädchen mit dem vollen Ausdruck der Versöhnung. „Meine Verzeihung ist eben so schnell gewährt, als erbeten. Wir scheiden als gute Freunde, wie in jenen Tagen, als Sie und die Ihrigen so gütig gegen mich armes Schulkind waren. Zu Weihnacht müssen Sie wiederkommen und Ihre Frau mitbringen. Ich werde dafür sorgen, daß Lady Mortlake Sie einladet."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geest in Ostfriesland.

Einer der für uns Süddeutsche wenigstens unbekanntesten Striche unseres Gesammtvaterlandes, von der Natur zwar höchst kümmerlich ausgestattet, dafür aber durch den ehernen Fleiß seiner Bewohner und ihre treue Bewahrung altfriesischer Sitten und Gebräuche für uns von großem Interesse, ist Ostfriesland mit seinen etwa 16 Quadratmeilen Geest (von jüst = unfruchtbar) oder Sandboden, der sich zwischen Marsch und Moor hindurchzieht. Dieser Sandboden ist nach seinen verschiedenen Beimischungen von Lehm und Thon, von fruchtbarer, sowie von wilder Damm- oder saurer Torferde verschieden nach Art und Güte, und wird vom botanischen Gesichtspunkte aus in die bebaute, die bewaldete und die wilde Geest oder die Haide im engern Sinne des Worts eingetheilt. Die Arbeit des Geestbauern ist eine viel mühsamere, als die seines Mitbürgers auf der Marsch. Alles muß dem Boden völlig abgerungen werden, und will er reichliche Ergebnisse seines Fleißes sehen, so darf er die Hände niemals in den Schooß legen. Auch seine Kinder müssen schon recht früh ihren Antheil zum Lebensunterhalt beitragen; ihre Thätigkeit beginnt mit dem Hüten des Viehs — selten mehr als 10 Stücke Hornvieh und einige Pferde — und steigt zu immer schwereren Arbeiten auf. Selten von einem Knecht unterstützt, behilft sich der Bauer in der Hauswirthschaft und im Ackerbau meistens mit einer billigeren Magd. Gegen 8 Uhr Morgens kehrt Alles von der früh begonnenen Arbeit hauswärts, um die am vorigen Abend übrig gebliebene Buttermilch mit Roggenmehl zu verzehren; blieb Nichts übrig, so kocht die Hausfrau Roggenmehl mit Wasser, welches alsdann mit Milch übergossen wird. Der Mittagstisch steht um 12 Uhr bereit und bietet viel Buchweizenspeisen und Speck, aber wenig Fleisch; zwischen 3 und 4 Uhr wird Thee getrunken, Abends kommt der eben genannte Brei sammt Brod und Butter auf den Tisch. Diese Nahrung theilt die Herrschaft mit den Dienstboten, ohne etwas voraus zu haben. Die alte fromme Sitte des Tischgebets steht hier im vollsten Flore. Es werden nämlich vor Tisch nicht weniger als sieben Gebete gesprochen, wobei die Mutter anhebt und dann die Kinder von Groß zu Klein fortfahren, indem ihre Größe und die Länge der Gebete im Verhältniß zu einander stehen. Ein Amen beschließt das Ganze, bei dem sich der Vater passiv verhält. Weihnachten, Ostern und Pfingsten bäckt jede nur einigermaßen vermögliche Familie aus feinem Roggenmehl große „Stuten" (Weißbrod), wovon die ganze Woche hindurch gegessen wird. Die Frauen wetteifern mit einander, die besten Stuten zu liefern; jeder Bauer bäckt selbst und hat den Ofen im Hause oder im Garten stehen. Dem Prediger und Lehrer werden alsdann so viele Stuten in's Haus gebracht, daß das liebe Vieh mithelfen muß, den zu großen Segen aufzuzehren.

Wie ihre ganze Lebensweise, so ist auch die Kleidung der Geestbewohner einfach. Sie besteht aus wollenen oder linnenen Gewändern; beide Geschlechter tragen in den Wochentagen schwere „Klumpen" (Holzschuhe); nur des Sonntags zieren Lederschuhe, mit messingenen Schnallen geschmückt, ihre Füße. Die Häuser der Geest sind nicht so massiv und großartig, wie jene der Marsch, sie sind niedriger und in der Regel mit Stroh gedeckt, dagegen jenen in ihrer innern Einrichtung sehr ähnlich. Sie zerfallen in einen Vorder- und Hinterraum. In jenem befinden sich die Küche und Vorrathskammer, unter dieser die Milchkammer. Der Küchenthüre gegenüber ist der Kamin; auf dem Rande des letzteren stehen die nur bei Begräbnissen dienenden Zinnkrüge, sowie zinnerne oder altmodische Teller aus blauem Porzellan. Massive eichene Schränke mit oft kunstvollem Schnitzwerk, sowie Buddeleien (Glasschränke)

mit Schaustücken von Glas nehmen sammt den Bettstellen die anderen Seiten der Küche ein.

(Fortsetzung folgt.)

Sternschnuppen.

Du kennst den schönen Glauben:
Wenn draußen voller Pracht
Vom Himmel eine Flamme
Herabschießt durch die Nacht;
Da soll der einsame Wand'rer,
Sobald er sie gesehn,
Sich schnell das Liebste wünschen —
's wird in Erfüllung gehn.

Es fiel aus zweien Sternen,
Aus deinem Augenpaar,
Die Flamme auf mich nieder
Und strahlte wunderklar.
Da fühlt' ich den Wunsch, den heißen:
„Mein eigen werde du!"
Du kennst den schönen Glauben:
Was spricht dein Herz dazu?

Verschiedenes.

(Gastmähler der Alten.) Ueber den Aufwand der Alten bei Gastmählern und Gelagen gibt folgende Zusammenstellung einige Beispiele: König Salomon hatte 12 Speise-Intendanten, von welchen jeder je einen Monat im Jahre die königliche Tafel versehen mußte. Diese war nicht klein, da nach den Ueberlieferungen der heiligen Schrift ohne die Höflinge und Parasiten allein 300 Frauen und 600 Concubinen daran Theil nahmen. Elf Monate im Jahr mußte jeder Intendant reisen, um die seltensten Gemüse und Leckerbissen ausfindig zu machen, welche er im zwölften Monate auf der königlichen Tafel servirte. In ähnlicher Weise, wie heutzutage Akademien wissenschaftliche Preisaufgaben stellen, setzten 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung Perser und Griechen einen Preis auf ein neues Gericht. Darius soupirte täglich mit 15,000 Personen, so daß jede solche Mahlzeit 400 Talente (500,000 Thlr.) kostete. Wenn Xerxes auf Reisen in einer Stadt zwei Mahlzeiten hielt, war dieselbe auf ein ganzes Jahr ausgehungert. Ein gewisser Pithius war indessen so reich, daß er 780,000 Mann von den Truppen des Xerxes auf seine eigene Kosten bewirthete und diesem Monarchen einmal anbot, seine sämmtlichen Truppen fünf Monate lang zu ernähren. Alexander der Große kümmerte sich ebenso sehr, wie um Ehre und Ruhm, auch um gute Getränke, die er bekanntlich täglich im Uebermaß zu sich nahm. Bei besonderen Gelegenheiten wurden große Gelage gehalten, bei welchen, ähnlich wie auf unseren Wettrennen, um die Wette getrunken wurde und die Haupttrunkenbolde Preise erhielten. In der Regel blieben bei solchem Wetttrinken 30 bis 40 Trinker todt.

(Kurz und bündig.) Als Herzog Bogislav X. von Pommern einst den Doctor Luther zu Wittenberg predigen hörte, gefiel er ihm so ungemein wohl, daß er ihn besuchte. „Herr Pater," sprach der Herzog, „ich möchte Euch wohl einmal beichten." Luther antwortete in seiner derben Weise: „Ja wohl, Euer fürstliche Gnaden ist ein großer Herr, wird auch ohne Zweifel ein großer Sünder sein." Der Herzog entgegnete: „Ja, das ist wahr." — So war Rede und Gegenrede vor 300 Jahren.

Wien, 1. August. (Tel. Dep.) Sämmtliche Barbiere haben bei dem Bekanntwerden der Friedensbedingungen ihre Arbeiten eingestellt. Als Grund geben sie an, daß sie die verlängerten Gesichter ihrer Klienten nicht für denselben Preis barbieren könnten.

„Wie jeht's denn Ihrem Sohn?" fragte eine reiche Schlächtersfrau eine den gebildeten Ständen angehörende Bekannte. — „Ich danke," antwortete diese, — „er ist aber leider immer noch Pfarrer in spe!" — „Sie sagen leider," hub Erstere wieder an, — „da muß ja dieses Spe een janz erbärmliches Nest sind!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 109:
Gebet, Ge—bet.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 111. Sonntag, den 16. September **1866.**

Der Aar.

Von Zeus aus olympischen Höhen entsandt
Kam einst ein Adler mit gold'nem Gefieder
Und ließ sich, den Flug zur Tiber gewandt,
Am capitolinischen Hügel nieder.

Und wie er da flog, der mächtige Aar,
Den Aether umwogend in flammendem Kreise,
Da ward es den Sehern, den kundigen, klar,
Daß er was Großes, was Hehres verheiße.

In Latium's Marken, am gelblichen Strom,
— Denn also beschloß der Olympier Walten —
Da sollte sich einst das mächtige Rom,
Der Hort der Cultur und der Freiheit entfalten.

Und sieh'! der Quiriten winzige Schaar,
Von Muth, von Liebe und Eintracht begeistert,
Sie war's, die unter dem schützenden Aar
Sich bald des Kreises der Länder bemeistert.

Und Volk an Volk, gen Süden und Nord,
So weit der Apenninus sich strecket,
Sie riß der Sturm der Zeiten mit fort,
Vom rauschenden Fittig des Adlers gewecket.

Und Volk an Volk, von Zone zu Zon',
So weit der Eos Fackel sich breitet,
Erlagen der Tuba zerschmetterndem Ton',
Vom Fittig des siegenden Adlers geleitet.

So herrschte das weltgebietende Rom
Vom Phrat bis hin zu des Hercules Felsen;
Und freudig begann der Sittigung Strom
Die segnende Fluth von Neuem zu wälzen.

Doch mächtig erlosch der edle Sinn,
Der Fabier alte, quiritische Tugend;
Genuß nur und Spiel und schnöder Gewinn,
Das war das Ziel der entarteten Jugend.

Und als beim Sturm der germanischen Schaar
Der Thron zerstob in blutige Trümmer,
War längst schon entfloh'n der muthige Aar,
Entschwunden der schützende Fittig auf immer.

Doch abermals ging in der Fülle der Zeit
Vom Thron' des Kroniden ein bringendes Mahnen;
Denn Deutschlands Geschick es also gebeut,
Der Freiheit Aera von Neuem zu bahnen.

Und sieh'! aus olympischen Höhen entsandt
Kam wieder der Aar mit gold'nem Gefieder
Und ließ, den Flug zur Sprea gewandt,
Sich auf den Phalangen Borussia's nieder.

Wie seiner Schwingen eherne Wucht
Sich auf dem Felde der Waffen bewähret,
Das hat der Austria schmähliche Flucht
Am Ufer der Elb' und der Taya gelehret.

Erloschen ist nun die Fackel des Kriegs,
Und wieder herrscht Friede durch Deutschlands Gauen;
O, laß uns nun auch die Früchte des Siegs
In reichlichster Fülle des Segens erschauen!

O, laß der Brüder vergossenes Blut
Zum Tempel der Eintracht und Liebe erblühen,
Und das der Freiheit errungene Gut
Zum Glanz zum Ruhme Germaniens sprühen!

O, breite fortan, du mächtiger Aar,
Ob Deutschlands Marken die wuchtigen Schwingen
Von ihnen geschützt, wird's jede Gefahr,
Den Feind, woher er auch komme, bezwingen.

R. Str.

Eine schöne Viper.
(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Brand Royston's Gesicht wäre in diesem Augenblicke eine Studie für einen Maler ge-

wesen, solch jäher Wechsel spielte in seinen Zügen. Er biß sich auf die Unterlippe, daß sie blutete; seine rechte Hand ballte sich und sank gleich darauf schlaff herab — der Dämon der Furcht schien sich des starken Mannes bemächtigt zu haben, ähnlich dem Grauen, das der Tiger empfindet, wenn plötzlich eine winzige Schlange voll tödtlichen Gifts vor seinen Füßen aufsteht. Er fühlte sich überwunden.

Ruhig, fast mechanisch, als spräche er auswendig gelernte Worte her, murmelte er: „Ich gehe jetzt, Lady Flavia! Haben Sie einen Auftrag?" — Er hielt inne, die bebenden Lippen versagten ihren Dienst. Aber Lady Flavia schien seine Verlegenheit nicht zu bemerken und reichte ihm die Hand zum Abschiede.

„Allen Lieben im Schlosse meine herzlichsten Grüße! Meine ehrerbietige Empfehlung der Oberin und dem guten Dr. Perniet. Ich möchte ihm gern etwas Hübsches aus London schicken — meinen Sie nicht eine goldene Schnupftabaksdose? — Aber ich sehe, Sie werden ungeduldig. Haben Sie sich schon bei meinem Vetter und meiner Cousine, dem gräflichen Paare, verabschiedet?"

„Allerdings, vor länger als einer Stunde," sagte Royston, indem er Etwas von seinem früheren Tone annahm, „aber das gehört nicht hierher. Können Sie nicht offen und unverhohlen mit mir sprechen?"

Wieder hörte er jenes silberhelle Lachen, das ihn mit einem Schauer überrieselte. „Ich begreife Sie nicht," sagte Lady Flavia, schalkhaft zu ihm aufblickend. „Aber da kommt wahrhaftig ein Diener, der ohne Zweifel irgend eine langweilige Botschaft vom ungeduldigen Kutscher bringt." Der Diener trat ein und meldete, daß Mr. Royston kaum noch die nächste Eisenbahnstation rechtzeitig erreichen würde.

„Leben Sie also recht wohl!" fügte Lady Flavia hinzu, „Gruß und Kuß der guten Mrs. Royston und der lieben Adela, auch eine Empfehlung an Capitän Basil. — Und nun fort, denn der Zug wird nicht warten!"

Der Wagen rollte dahin und führte Mr. Brand Royston, der wie zerschlagen in einer Ecke kauerte, der nächsten Eisenbahnstation zu. Ein flüchtiger Blick aus dem Fenster des Schlages traf noch Lady Flavia, die, in tiefer Trauer gekleidet, auf der Schloßtreppe stand; noch ein Mal drang das erwähnte Lachen an sein Ohr, dem seine unbändige Natur, wie einem Zauber, zu gehorchen schien. Welches Geheimniß mochte diese beiden so ungleichartigen Wesen an einander ketten? Die Zeit allein konnte dies Räthsel lösen.

Lord Hythe.

Das gräfliche Paar Mortlake hatte vier Töchter, doch nur einen Sohn, der jetzt Lord Hythe genannt wurde, im Unterhause aber als das sehr ehrenwerthe Parlaments-Mitglied für Starvington Augustus Clare bekannt war. Lord Hythe war dreißig Jahre alt, ein tüchtiger, strebsamer Charakter, von nicht glänzenden Talenten, aber männlicher und ernster Haltung. Er hatte zur großen Freude seiner Mutter und Schwestern, als deren Abgott er galt, sich endlich bei ihnen wieder eingefunden, nachdem er, wie es einem Manne seines Standes gebührte, während des beginnenden Herbstes Rebhühner geschossen, Blaubücher studirt und verschiedenen Mitgliedern des Landadels Besuche gemacht.

Von Lord Mortlake's vier Töchtern besuchten zwei noch die Schule. Die beiden älteren, Carolina und Julia, waren in London unter der Obhut ihrer Cousine, Mrs. Archibald Clare, zurückgeblieben, als ihre Eltern unerwarteter Weise an das Sterbebett ihres Vetters gerufen wurden. Im August trafen auch sie bei Lord Mortlake ein. Es waren ein paar schlank gewachsene Blondinen von gesundem Aussehen und frischem Temperament, bereits seit einigen Jahren heirathsfähig, obgleich sich noch kein Bewerber eingestellt hatte. Doch sahen sie neidlos, daß manche ihrer gleichalterigen Freundinen vor den Traualtar traten, da sie nicht zweifelten, daß auch an sie die Reihe kommen würde. Vielmehr dachten sie nach dem ihrem Geschlechte in allen Lebensaltern eigenen Hange daran, andere Leute unter die Haube zu bringen.

Lady Carolina und Lady Julia machten einander nämlich die Ehre streitig, zuerst eine Verbindung Flavia's mit Hythe — wie sie sich gewöhnt hatten, ihren Bruder zu nennen — angeregt zu haben, und Lady Mortlake lauschte solchen Gesprächen mit unverkennbaren Zeichen ihrer mütterlichen Zustimmung. In der That schien es in praktischer Beziehung

eine sehr passende Partie, da auf diese Weise die jetzt getrennten Güter der Familie Clare wieder vereinigt wurden. Außerdem war Hythe in den Augen seiner Mutter und Schwester ein so liebenswürdiger, erfahrener Mann, daß Flavia sich keinen bessern Ehemann wünschen konnte, und diese wiederum ein so liebreizendes, anmuthiges Wesen, daß, wenn jemals Ehen im Himmel geschlossen wurden, es hier der Fall sein mußte. Und in der That war Lady Flavia während ihres Aufenthaltes in Mortlake's Wohnung eine Andere geworden. Unter den Eindrücken eines herzlichen Empfanges und liebreicher Behandlung war an die Stelle ihrer ursprünglichen Zurückhaltung ein munteres, jugendlich lebhaftes Wesen getreten. Auch wäre es kaum natürlich gewesen, wenn sie, die sich ihres Vaters nur dunkel erinnerte, einem überwältigenden Schmerze über seinen Verlust nachgegeben hätte. Ihre Betrübniß mochte daher mehr ihrem treuen, zartfühlenden Herzen, als einem tief wurzelnden Gram entstammen und diente nur dazu, ihrem anziehenden Wesen noch höheren Reiz zu verleihen. Allmälig gewann sie die volle Lebenslust früherer Tage wieder, und bald war die frühere Pensionärin des Klosters der verzogene Liebling des ganzen Hauses.

Lord Hythe lächelte zuerst ungläubig, als seine Schwesterchen nach seiner Ankunft das Lob ihrer neuen Freundin verkündeten. Er wußte, daß junge Mädchen unter einander leicht Freundschaft schließen, und verhielt sich daher ziemlich gleichgiltig. Er kam zum Mittagsessen und glaubte eine jener gewöhnlichen Pensionspflanzen zu finden, die alljährlich aus Frankreich über den Canal zurückkehren; nun aber mußte er sich gestehen, daß er eine solche Fülle des zartesten Liebreizes nicht erwartet hatte. Es lag für ihn etwas Ueberwältigendes in dieser Ueberraschung, da sowohl das Aeußere als das Benehmen des jungen Mädchens über das Maß seiner Urtheilskraft hinausgingen. Er hatte freilich nie den Gallan gespielt, dessenungeachtet aber Mädchen und Frauen aufmerksam beobachtet. Hier ließen ihn seine Erfahrungen im Stich. Es lag etwas Anziehendes in Lady Flavia's Wesen, das er sich nicht erklären konnte.

„Ich habe spröde und coquette, beschränkte und kluge, gutherzige und intriguante Frauenzimmer gesehen, aber keine, die ihr gliche," sagte Lord Hythe im Selbstgespräch, als er über die abgelegenen Haideflächen des Parks hinschritt. „Ich kann nicht klug aus ihr werden. Sie hat mehr Verstand in ihrem kleinen Finger, als Carolina und Julia im Kopfe, und doch läßt sie sich von ihnen wie ein Kind behandeln; sie hat eine glänzende Phantasie, ergeht sich nie in alltäglichen Wendungen und scheint sich dieser Vorzüge kaum bewußt. Ich weiß nie, ob sie ernst ist oder Scherz treibt, ihr Lachen vollends verwirrt mich, es muß von schelmischer Laune herrühren, aber dies Lachen wird Jeden bezaubern, der es hört; ich mag jedoch keine Frau, die mir ein Räthsel ist. Was meinst du dazu, Leo, alter Bursche?" Bei diesen Worten stand Lord Hythe still und strich mit der Hand über den Kopf seines großen Hundes, des gewöhnlichen Genossen seiner Spaziergänge. Leo war ein schönes, treues Thier, wenn auch im Zimmer der Mortlake's nicht eben gern gesehen, da sich namentlich die Damen nicht an seine colossale löwenartige Gestalt gewöhnen konnten. Wie ein Patricier schritt Leo dahin, majestätisch, weder mit Menschen noch mit Thieren anbindend und selten jenes donnerartige Bellen hören lassend, vor dem sich die kleineren Individuen seiner Race verkrochen. Er behandelte die Bekannten seines Herrn mit ausgesuchter Freundlichkeit, aber es lag in seinen tiefliegenden, karfunkelartigen Augen ein Ausdruck, der Jedem beredter, als es eine menschliche Zunge vermag, ein **Noli me tangere** (Rühr' mich nicht an!) entgegenrief. (Fortsetzung folgt.)

Die Geest in Ostfriesland.

(Fortsetzung.)

Der Geestbauer, im Sommer gezwungen, seine ganze Kraft und Zeit dem täglichen Erwerb zu widmen, hat deßhalb doch den Sinn für ein gemüthliches, geselliges Beisammensein nicht eingebüßt. Vielmehr besucht an Winterabenden ein Nachbar den andern, um ein Stündchen zu verplaudern. Mann und Frau, Beide das Spinnrad unterm Arm, suchen sich Gesellschaft und Unterhaltung, obgleich zu jener Jahreszeit Wege und Umgebung der Geestdörfer einem Sumpfe gleichen, durch den

Menschen und Vieh nur mit Mühe gelangen können. Spinnen ist im Winter für Jung und Alt eine Hauptbeschäftigung, deren feinerer Ertrag größtentheils verkauft wird. Für diese nutzbringende Arbeit wird ziemlich viel Flachs, hin und wieder auch Hanf gebaut. Nicht selten findet um diese Zeit ein sogenanntes Wettspinnen zwischen zwei Mädchen statt, für die sich zwei Parteien bilden. Das ganze Dorf ist fieberhaft bewegt, und mit Ungeduld sehnt man den Tag der Entscheidung herbei. An diesem treten beide Spinnerinen in den Kreis der längst Versammelten und beginnen auf Befehl den Wettstreit, indem sie ihre ganze Kraft, ihre volle Gewandtheit entfalten. Nach halbstündiger Dauer lassen sie wieder auf Befehl die Arme sinken, der Kampf ist beendet; die Fäden jedes Rades werden abgehaspelt und gezählt. Glückwünschend umringt man die Siegerin, und einige Tage später wird der Ertrag der Wette von der gewinnenden Partei hauptsächlich in Bier verzehrt, und auf solchem Spinnelbeer herrscht ungeheure Heiterkeit.

Hieran reihen wir noch eine kurze Schilderung etlicher Familienfeste der Geestbauern. Zur Kindtaufe (Kinnelbeer) wurden früher durch besonders dazu angestellte „Bitter“ alle Dorfbewohner eingeladen, jetzt durch einen Knaben oder ein Mädchen der Familie, dem jeder Eingeladene eine Gabe an Geld spendet, nur noch die nächsten Angehörigen und Freunde. Prediger und Lehrer dürfen hiebei nicht fehlen und erhalten die ersten Plätze. Nachdem Allen Kaffee, den Männern außerdem lange thönerne Pfeifen gereicht und die wichtigsten und dringendsten Neuigkeiten besprochen sind, geht die heilige Handlung, in der Regel mit 2 oder 3 Pathen, vor sich. Nach ihrer Beendigung beginnt das Festessen, wobei der unvermeidliche „Roggenstüten“ und Thee oder Warmbier mit Schnaps verabreicht werden.

Hatte sich früher ein Heirathslustiger ein Mädchen auserseben, so schickte er Meekslii (Mäckler = Freiwerber) dahin, welche in Küche und Keller eine sorgfältige Rundschau hielten; fiel diese zur Zufriedenheit aus, dann erschien etwas später der Vater mit dem Sohne, um die Sache zu Ende zu führen. Jetzt nimmt der Jüngling die Sache gewöhnlich von vornherein selbst in die Hand, und Vater und Mutter erfahren hier, wie fast überall, erst dann davon, wenn die Liebenden längst schon einig sind. Den Tag der öffentlichen Verlobung feiert das Jungvolk des Dorfes mit Freudenschüssen, wofür es vom Bräutigam mit einigen Thalern beschenkt wird, die man alsdann gemeinschaftlich verjubelt.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Der Irländer und seine drei Frauen.) „Ist es wahr, Patrick, du wärst schon drei Mal verheirathet?“

„Ja, es ist wahr.“

„Welche von deinen drei Frauen hattest du am liebsten?“

„Nun, meine Becky, die ich zuerst heirathete. Sie war eine gute Frau — zu gut für mich; daher erkrankte sie, starb, und Gott hat sie zu sich genommen. Dann heirathete ich Bridget, sie war eine böse Frau, wurde gleichfalls krank und starb, und der Teufel hat sie geholt. Und dann — Narr, der ich war — heirathete ich Margareth. Sie ist noch viel schlimmer, so böse, daß weder Gott noch der Teufel sie haben mag, und so muß ich sie leider selber behalten.“

(Bis an die Knöchel.) Ein Soldat war in der Trunkenheit in einen schlammigen Graben gefallen, man zog ihn heraus und säuberte ihn mit vieler Mühe, wobei er sich beklagte, daß er beinahe ertrunken wäre.

„Wie weit bist du denn in den Graben gefallen?“ fragte ihn einer seiner Kameraden.

„Bis an die Knöchel,“ lautete die Antwort.

„Und da hast du dir nicht allein heraushelfen können?“

„Nein, denn ich muß dir nur gestehen, daß ich mit dem Kopfe zu unterst gefallen war.“

Räthsel.

Als solche steh'n bewaffnet gegenüber
Vieltausend Brüder sich in dieser Stunde,
Dasselbe Wort — getheilt! — aus Mächt'ger Munde,
Es brachte Millionen frohe Kunde,
Daß mit dem Bruderkampfe es vorüber!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 112. Mittwoch, den 19. September 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Auch hier trat ein neuer unerklärlicher Zug in Lady Flavia's Wesen hervor. Sie allein im ganzen Hause fürchtete Leo nicht. Trotz aller wohlgemeinten Warnungen, trotz mancher unterdrückten Schreie ihrer jungen Freundinen setzte sie sich, wenn Leo auf dem Fußboden kauerte, auf einen Schemel neben ihn, schlang ihren Arm um seinen Hals und liebkos'te das Riesenthier, als wäre es das niedlichste Schooßhündchen. In der That war es ein hübscher Anblick, wie Lord Hythe sich gestehen mußte, wenn das schlanke Mädchen den zarten Arm um Leo's braunen Hals legte, und ihre seidenen rabenschwarzen Locken den Kopf des Thieres verhüllten. Und dennoch lag in diesem lieblichen Schauspiel Etwas, das nur der Kennerblick des jungen Mannes bemerkte. Leo war nicht zutraulich gegen Lady Flavia, er fürchtete sich vor ihr. Seines Herrn scharfes Auge erspähte den Ausdruck der Bangigkeit, wenn jene zarten, weißen Hände über den mächtigen Kopf des Thieres hinwegglitten und die blauen Augen des elfenartigen Mädchens es unverwandt anblickten. Sobald dann Leo unterwürfig vor ihr niederkauerte, pflegte sie mit strahlenden Blicken aufzuschauen und in ihr silberhelles Lachen auszubrechen.

„Leo und ich, wir sind gute Freunde und verstehen einander," sagte dann Flavia oft in scherzendem Tone, der Lord Hythe jedes Mal auffiel und ihm eine tiefere Bedeutung zu verrathen schien. „Sie sollten ihn mir geben, dann könnten wir zusammen über die Haide streifen. Die Pfote her, Leo! Guter Hund!" Leo ließ sich sonst nicht herbei, einem Andern, als seinem Herrn die breite Pfote zu reichen, aber Lady Flavia's Aufforderung gehorchte er auch hierin. Es lag eine Magie in ihrer Stimme und ihrem Blicke, der das Thier widerstandlos gehorchte.

„Ist sie eine Zauberin, die dich behext hat, alter Bursche?" fragte Lord Hythe, zu Leo niederblickend, als dieser gravitätisch neben ihm herschritt. „Es würde eine gute Partie sein, sagte meine Mutter," sprach er dann vor sich hin. „Das Mädchen ist auch allerliebst und bringt ihrem Mann hübsche Besitzthümer mit, aber dennoch will ich es zwei Mal überlegen, obgleich ich selber nicht recht weiß, warum."

Ein Porträt.

Das Dunkel eines Octoberabends breitete sich weithin über das Schloß Mortlake's aus, der letzte Sonnenblick erstarb in den Scheiben des westlichen Flügels. Dort lagen die Gemächer der Lady Flavia, welche mit einem Kistchen in der Hand vor einem reich verzierten alten Cabinet stand, einem in altfranzösischem Geschmack ausgestatteten, mit Ornamenten aller Art fast überladenen Seitengemach. An der Thür desselben war die Bewohnerin eifrig beschäftigt, einen Schlüssel nach dem andern zu probiren, bis endlich der richtige gefunden war. Das alte unbenutzt gebliebene Schloß gab knarrend nach, und ein schwacher Moschusgeruch, vielleicht das verduftende Parfum von billets-doux aus der Rococozeit, drang aus dem nun geöffneten inneren Raume hervor.

Es liegt etwas Wehmüthiges in dem Anblick von Gegenständen, welche von den Hoffnungen, Wünschen und Thorheiten längst Verstorbener zeugen. Lady Flavia jedoch blieb

frei von derartigen sentimentalen Betrachtungen, als sie die zahllosen Reliquien vergangener Zeiten umhergestreut sah. Dort lagen vergilbte Briefe, deren erblaßte Schrift vielleicht einst von leuchtenden Augen gelesen, von rosigen Lippen geküßt worden, die nun längst bis zur Unleserlichkeit verblichen waren, ein zerbrochener Fächer zeugte von vergessenen Moden, während die Scheide eines verrosteten Schwertes den Stand ihres einstigen Besitzers anzeigte. Neben dem Miniaturbilde eines jungen Mannes, der auf der weißen Bourbons-Uniform das Kreuz des heiligen Ludwig trug, lagen lose Perlen, ein zerbrochenes Armband und ein paar vertrocknete Blumen, die bei der ersten Berührung in Staub zerfielen. Wohl hatte jede einzelne dieser Reliquien ihre Geschichte, aber es lebte Niemand mehr, der sie erzählen konnte. Lady Flavia räumte jedoch gleichgiltig darunter auf, sie schob einen Haufen alter Scripturen und anderer Gegenstände verächtlich bei Seite und stellte das hölzerne Behältniß, welches sie in der Hand hielt und das einem Arzneikästchen nicht unähnlich sah, an einen freigewordenen Platz.

„Es ist gefährlich, solche Dinge in Koffern oder Garderoben aufzubewahren," flüsterte sie. „Dies ist der rechte Ort, der meinen Schatz vor neugierigen Augen schützt. Ein solches vergessene Stück Möbel wird Niemandes Neugier reizen, selbst wenn das Schloß leichter zu öffnen wäre." Bei diesen Worten hielt sie den künstlich gearbeiteten kleinen Schlüssel vor die Augen und untersuchte ihn sorgfältig. Dann wandte sie sich, die Thür des Cabinets zu schließen, aber irgend ein geheimer Zauber schien ihre Blicke auf das unscheinbare hölzerne Kästchen zurückzulenken. „Wozu bewahre ich es auf?" fragte sie sich zögernd. „Es ist ein stummer Zeuge, der dereinst wider mich aufstehen könnte. Und doch — ich muß es bewahren. Ich bin sicher, ich meine es wenigstens zu sein. Aber Leben und Tod berühren einander so nahe, das Geschick vereitelt unsere besten Absichten, und ich möchte doch für alle Fälle die Freiheit des Entschlusses mir gerettet haben. Und hier ist Freiheit" — bei diesen Worten berührte sie das Kästchen — „Freiheit, wenn die Nothwendigkeit drängt. Doch werde ich dessen wohl nie bedürfen."

Im Begriff, das Cabinet zu verschließen, bemerkte sie, daß das Kästchen die Thür am Zugehen hinderte; sie schob es daher zurück — aber ein harter Gegenstand klemmte sich zwischen jene und die Wand.

„Noch mehr von dem Plunder!" murmelte sie, indem sie ärgerlich mit dem Füßchen stampfte und mit der Hand hinunterlangte, um das Hinderniß hervorzuholen. Es war ein ovales Marequin-Futteral, von augenscheinlich modernerer Arbeit, als der übrige Inhalt des Cabinets. Sie berührte die Feder, das Futteral öffnete sich, und ein Miniatur-Porträt wurde sichtbar. Sie ging damit an's Fenster und erkannte bei dem schwindenden Sonnenlichte, daß es das Bild eines hübschen sieben- oder achtjährigen Kindes war, auf Elfenbein gemalt. Der Künstler hatte nicht ohne Geschick die dunkeln Locken, die jugendlichen Wangen mit ihrer rosigen Blüthe, die frischen, vollen, sich zu einem Lächeln öffnenden Lippen wiedergegeben. Rings um das Bild lief eine Reihe goldgefaßter Perlen, und auf dem Rande waren die Worte: „Lady Flavia Clare."

Einen Augenblick erschrack Lady Flavia, aber eben so schnell gewannen ihre Züge den früheren heiteren Ausdruck wieder. Die junge Erbin schüttelte den Kopf und sprach leise: „Also ich selbst. Und noch immer ähnlich nach so vielen Jahren!" Sie sah bald in den nächsten Spiegel, bald auf das Bild. Die Aehnlichkeit war in der That erstaunlich und namentlich der jugendliche Ausdruck noch ganz derselbe.

Aber plötzlich fuhr ein Schatten über des Mädchens schöne Stirn; eilig zündete sie ein Wachslicht an und hielt es gegen das Porträt. Noch ein Blick darauf, und Lady Flavia's Antlitz schien in jäher Eiseskälte zu erstarren; ihre Züge nahmen denselben fremdartigen Ausdruck an, den sie in jener ersten Nacht unter dem Dache des Schlosses gezeigt hatten.

„Es ist gut, daß ich es finde," sagte sie mit einem leisen Lachen, das keine Fröhlichkeit verrieth, „ich hatte die dunkeln Augen vergessen — sie scheinen mir Vorwürfe zu machen, doch das bedeutet wenig. Nur darf dies Bild nicht in unrechte Hände fallen!"

Sie blickte noch ein Mal scharf und lange auf ihr Conterfei, schloß das Futteral und legte es auf den Tisch, welcher neben ihr stand.

Dann richtete sie ihr Auge hinaus in den Park, dessen Bäume im Nachtwinde zu rauschen begannen. Plötzlich hob sie, wie im Trotze, das Haupt und richtete sich hoch auf, als wäre ein großer Entschluß in ihr zur Reife gediehen. Und in der That: noch wenige Augenblicke, und Lady Flavia hüllte sich in einen dunkeln Shawl, löschte das Licht aus und verließ das Zimmer, indem sie das Miniaturbild, in ihr Schnupftuch gewickelt, mitnahm. Leise glitt sie, wie ein Schatten, die breite Treppe hinunter und eilte durch eine sonst wenig benutzte Thür in den Garten. Bald lag dieser hinter ihr, und sie befand sich auf den menschenleeren Pfaden, zwischen dem üppig wuchernden Gestrüpp des Parks. Ungesehen hatte sie das Haus verlassen, ungesehen eilte sie dem dunkeln Kieferngrunde zu, welcher weiter entfernt jenseits des Hügels lag und den die Nebel des hereinbrechenden Herbstes einzuhüllen begannen. Ein unfehlbarer Ortssinn leitete sie sicher auf den schmalen Fußpfad, der in unzähligen Krümmungen durch Garten, Park und Wald führte. Nur ein Mal hatte sie mit Lord Mortlake den Wald betreten, welcher an den tiefer gelegenen Theil des Parkes stieß, und unbeirrt fand sie trotz Nebel und Dunkelheit ihren Weg hinein in das Kiefernlabyrinth, in dessen Mitte zwischen dichtem Unterholz eine riesige Sykomore sich erhob, die vom Alter gehöhlt, vom Blitze getroffen, dennoch in zähester Lebenskraft alljährlich Blätter und Blüthen trieb. Zwischen den Zacken des einen herabhängenden, abgestorbenen Astes hatte irgend ein Waldhüter einen todten Habicht angebunden, der nun mit ausgespreizten Flügeln und fleischlosem Körper herabhing, wie die am Rabenstein verwitternde Leiche eines Verbrechers. An dieser Stelle machte Lady Flavia Halt, indem sie sich nach allen Seiten umblickte und vorsichtig horchte. Dann näherte sie sich mit dem Ausdruck voller Ruhe dem Baume und fuhr mit der bloßen Hand und dem zarten Arme in den hohlen Stamm; in diesem Augenblicke fühlte sie unter ihren Fingern etwas Kaltes, Schlüpfriges sich bewegen; es folgte ein ärgerliches Zischen, und eine Schlange wurde sichtbar, die, vermuthlich in ihrem Winterquartier aufgescheucht, durch eine Oeffnung des Baumes zu entfliehen trachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geest in Ostfriesland.

(Schluß.)

Wer endlich das Zeitliche gesegnet hat, wird am folgenden Tage eingesargt. Man ladet aber nicht die Verwandten, sondern nur die benachbarten Frauen ein, welche das Henne kleed (Todtenkleid) machen. Der Spiegel wird verhängt und die Uhr muß stehen bleiben. Der Leichenbitter geht darauf von Haus zu Haus, um die Einladung zum Begräbniß (Tröstelbeer) ergehen zu lassen. Die früher übliche unsinnige Formel, nach welcher der Verstorbene selbst zur Begleitung seiner Leiche einladen ließ, ist jetzt gegen eine vernünftigere vertauscht. Die Einladung lautet auf Vormittags 10 Uhr, doch gebietet der Anstand, nicht vor 12 Uhr zu erscheinen. Der Sarg wird auf die Tenne getragen und bleibt während der nun folgenden Einsegnung verschlossen, wird aber nach Beendigung derselben geöffnet und jeder Anwesende eingeladen, die Leiche zum letzten Male zu sehen. Nach dem Grabe und an demselben wird von der Schuljugend gesungen, worauf sich zur Anhörung der Leichenrede Alles in die Kirche begibt. Sofort geht man wieder ins Trauerhaus zurück, um vörleef to nehmen mit dat, wat Keller un Köken vermag (vorlieb zu nehmen mit dem, was Keller und Küche vermag). Erst gegen 10 Uhr Abends begibt sich Jeder nach Hause. — So haben sich viele alte Sitten und Gebräuche in das Innere des Landes, auf die eigentliche Geest zurückgezogen, um dort ein vielleicht nur noch kurzes Dasein zu fristen.

Nach allem Bisherigen glaubt sich der Geestbauer gleichsam dazu bestellt, das von den Vätern Ererbte unverändert den Kindern zu überliefern. Darin liegt nun immerhin einerseits etwas Erfreuliches, da ja eben dadurch manche Eigenthümlichkeiten unseres Volksstammes eine Zufluchtsstätte vor dem Bildungsdrange der Gegenwart gefunden haben; aber es hat doch auch für den Bauern hinsichtlich seiner Ackerwirthschaft, die noch ganz am Hergebrachten haftet, in unserer auch hierin vorgeschrittenen Zeit seine mißliche Seite. Doch hoffen wir, daß früher oder später jahrelanges Beispiel, jahrelange Nachrechnung günstiger Erfolge bei veränderter Wirthschaft vielleicht im

Stande sein werden, auch ihn dem Neuen, Bessern zuzuwenden.

Trotz der allseitigen, von uns dem Geestbauern nachgerühmten Sparsamkeit ist die Gastfreundschaft noch nicht von seiner Schwelle verbannt. Wer um die Mittagszeit sein Haus betritt, der setzt sich ohne weitere Umstände an seinen Tisch und würde den Hausherrn und die Seinigen verletzen, wenn er vor lauter Complimenten nicht mit in die Schüssel langen wollte. Auf der Marsch ist es mit dieser altväterlichen Tugend schon ganz anders bestellt.

Allerdings liegt der Geestbauer mehr oder weniger noch immer in den Banden des Aberglaubens. Hexen und Gespenster, Spuck und Vorgesichte sind für ihn so gewißlich da, wie nur irgend Etwas in der Welt. Versagt der Kuh die Milch, will die Butter nicht aus der Milch, findet man Federballen in den Bettkissen, heult ein Hund, weigert sich ein Pferd, an einem Hause vorbeizugehen u. s. w., so hat das Alles seine abergläubische Deutung. Alte Frauen mit rothen Augen, schiefen Schultern, magerem Körper finden häufig ein mit Kreide gezeichnetes Kreuz auf ihrer Schwelle, das sprechendste Zeugniß, daß man sie zu Hexen gestempelt hat und sie durch das Zeichen des Kreuzes in ihre Wohnung bannen will. Aber mit so vielem Guten, von den Ahnen Ererbten verschwinden auch diese Schattenseiten des friesischen Charakters vor der zunehmenden Bildung, welche durch gut eingerichtete Schulen mit hungernden Lehrern auch dem Geestbauern mit dem Lichte einer bessern Erkenntniß leuchten.

Landwirthschaftliches.

(Buttern.) Nach den Versuchen von Dr. Pohde hat die Temperatur im Butterfaß während des Butterns Einfluß

1) auf die Zeitdauer des Butterns: je kälter, um so länger;

2) auf die Menge der Butter: je kälter, desto mehr;

3) auf die Güte der Butter: je kälter, um so weniger Wasser und fremde Bestandtheile kommen in die Butter;

4) durch warmes Buttern wird zwar Zeit erspart, aber mehr Wasser und andere ungehörige Bestandtheile in die Butter gebracht, dabei auch, ganz abgesehen von der Güte, in der Menge der gewonnenen Butter kein Gewinn, vielmehr Verlust herbeigeführt, da um so mehr Butter in der Buttermilch bleibt.

Verschiedenes.

(Chauvinismus.) Bekanntlich bezeichnen die in der letztgenannten Zeit oft in den Zeitungen gelesenen Ausdrücke „Chauvin, Chauvinismus, chauvinistisch" eine krankhafte politische Richtung in Frankreich, welche die Eroberungen und den kriegerischen Ruhm des ersten Kaiserreichs in unsern Tagen um jeden Preis wiederholen möchte. Weniger bekannt möchte die Entstehung dieses politischen Spitznamens sein. Die Bezeichnung „Chauvin" stammt aus einem Lustspiel Scribe's „Le soldat laboureur", in welcher ein alter Soldat Namens Chauvin, der unter Napoleon gedient hat und sich durch eine lächerliche und maßlose Bewunderung der Kriegsthaten des großen Kaisers hervorthut, die Hauptrolle spielt. Diese Figur ist zum Typus geworden, und wie Tartüffe den Heuchler, George Dandin den unglücklichen Ehemann 2c. bezeichnet, so ist auch Chauvin der charakteristische Name für den unverständigen, eingebildeten und kenntnißlosen französischen Politiker geworden, dem die „Gloire" ein tägliches Bedürfniß geworden ist.

(Rührende Treue.) Alfred und Marie liebten sich mit glühender Leidenschaft, aber die Eltern u. s. w., der Rest ist bekannt. „Die Grausamen!" rief Marie, „ich will mich tödten! Und du, Alfred?" — „Ich? ich werde auf deinem Grabe weinen!"

Die einzigen Menschen, welche zu entschuldigen sind, daß sie keinen Mutterwitz haben, sind Adam und Eva.

Auflösung des Räthsels in Nro 111:
Kriegende, Krieg—ende.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 113. Freitag, den 21. September 1866

Vergeltung

Motto: 2. Buch Mos 20, 5.

Es ist ein alter strenger Satz,
Doch bleibt er ewig wahr;
So wie vor tausend Jahr' er's war,
Ist er's auch dieses Jahr:

„Die Missethat der Mütter führt
„Die Kinder in's Gericht."
Die macht's der Kron' und Ehre baar,
Dem raubt's das Augenlicht.

Sein Vater trieb die Weisen fort,
Weil sie nicht schwiegen still —
Nun treibt den blinden Welfen-Sohn
Ein — Vetter in's Exil.

Deß Ahn' zum Freiheits-Mord verkauft
Des eig'nen Landes Kind —
Deß Enkel sitzt gefangen nun,
Kronlos und geistig blind

Und dort, wo es am schönsten ist,
Am schönen Rhein und Main,
Wo Herder in Ketten saß,
Da flüchtet Fürst und Wein.

Auch ihm der Thron verloren ist.
So lohnt's bald früh, bald spat:
Und Arad's Galgen, Rastadt's Wall
Droht gleiches Resultat.

Neustadt. D.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Lady Flavia zog eilig ihre Hand zurück, aber kein Schrei entfuhr ihrer Brust. Sie blieb ruhig stehen und blickte prüfend auf die Schlange, an deren Aeußern sie erkannte, daß es ein unschädliches Thier war. Sie blickte noch eine Weile den anmuthigen, wellenförmigen Bewegungen des davon eilenden Reptils nach, dann lachte sie — lachte mit jenem seltsamen Ausdruck, den Niemand zu deuten wußte.

„Es hätte auch eine Natter sein können," sagte sie mit eigenthümlicher Bitterkeit.

„Würde sie mich gebissen haben, weil ich mich in ihr Nest drängte? . . . . Nein . . . mein Leben ist gefeit . . . . Und nun fort mit diesem Stück Elfenbein, fort aus dem Bereiche menschlicher Augen!" Bei diesen Worten langte sie auf's Neue, so tief sie konnte, in den hohlen Baumstamm hinab und übergab das kleine Portrait dem dunkeln Versteck, das sie mit loser Borke und faulendem Holze ausfüllte. Dann wandte sie sich, und ohne umzublicken, betrat sie wieder den schmalen Fußpfad, um leise und ungesehen, wie sie das Haus verlassen hatte, dahin zurückzukehren.

Es war unterdessen immer dunkler, der Nebel immer dichter geworden, so daß auch das schärfste Auge die schwarze Finsterniß umher vergebens zu entwirren trachtete. Aber Lady Flavia verfolgte furcht- und zweifellos ihren Weg, bis sie den Rand des Waldes erreichte, wo verstohlene Laute plötzlich an ihr Ohr drangen. Sie stand Augenblicks still, stumm und unbeweglich, als wäre sie durch jähen Zauber in Stein verwandelt.

Ein Geschäft.

„Acht Pfund zehn Schilling für neunzig Paar!? Ist das Euer Ernst?" fragte eine tiefe Stimme, der man den Ausdruck unterdrückten Grimmes anhörte.

„Bedenkt doch, mein guter Benjamin," lautete die Antwort, „bedenkt —"

„Der Teufel hole Euch sammt Eurem Bedenken," fuhr es wild dazwischen. „Ich bin nicht so dumm, wie Ihr glaubt, alter Levi! Ich verraufte neunzig Paar Fasanen —"

„Neunzig Paar von Mylord's Fasanen, richtig," unterbrach Levi den Sprechenden.

Ein dumpfer Laut, aber dem Grollen des nahenden Donners ähnlich, veranlaßte ihn, ein paar Schritte zurückzuweichen. „Keine Gewalt, lieber Freund," sagte er ängstlich, „oder wir sind Beide verloren. Mein Fuhrwerk hält draußen an der Mauer, ein Pfiff, und zwei Bursche eilen herbei."

Da beide Männer eine Zeit lang im Dickicht der Kieferngruppe standen, war ihr Aeußeres nicht zu erkennen, bis endlich Levi sich mit einigen Schritten der Lichtung näherte, wo seine plumpe, untersetzte Gestalt, sein feistes Gesicht, in welches zwei blinzende Augen vergraben schienen, sichtbar wurden. Der Andere, einem Riesen nicht unähnlich, folgte Levi auf dem Fuße. Er war in Felbel und Leder gekleidet und trug eine Flinte und einen Schrotgürtel — es mußte ein Wilddieb oder ein Wildhüter sein — vielleicht Beides zugleich. Der unruhige Ausdruck seiner Augen, mit denen er am Liebsten vor sich niederblickte, verrieth nicht eben milde Gefühle, als er, aus dem Dunkel der Bäume hervortretend, mit dem Kolben seiner Flinte auf den Boden stieß.

„Nun, nun, mein Bester," sagte Levi kleinlaut, „wenn acht Pfund zehn Schilling nicht genügen, so lege ich noch einen Sovereign darauf, aber ich schwöre Euch, ich werde Geld bei dem Handel verlieren — wahrhaftig!"

„Laßt Eure vermaledeiten Reden unterwegs!" fuhr der Verkäufer auf. „Ihr löst das Fünffache in London dafür. Ich soll meine Stelle und meine Freiheit auf's Spiel setzen, um mich von Euch betrügen zu lassen? Wenn Mylord Etwas von den beiden Rehböcken erführe, die ich thöricht genug war, Euch neulich zu verkaufen — doch horch! — hört Ihr nicht Zweige knacken?" Der Sprechende hielt inne und blickte mit scharf prüfendem Auge in die Nacht hinaus. Levi hatte Nichts gehört, aber er beeilte sich, den Handel abzuschließen, und zog deßhalb einen kleinen ledernen Geldbeutel hervor. Ein kurzes Geflüster erfolgte, dem das Klingen der Gold- und Silberstücke, die dem Waldhüter einzeln in die Hand gezählt wurden, ein Ende machte. Noch ein paar flüchtige Bemerkungen, und Levi eilte der Grenzmauer des Parkes zu, der Wildhüter blieb jedoch stehen und senkte lauschend den Kopf, während sein wohlgeübtes Auge die Ursache des vorher vernommenen leisen Geräusches zu entdecken strebte. Wohl länger als eine Minute blieb er in dieser Stellung, bis er Levi's Fuhrwerk fortrollen hörte. Dann schickte er sich an, beruhigt den Rückweg anzutreten, indem er den Kopf erhob und schüttelnd sein Haar zurückwarf.

„Es mag wohl nur ein Wiesel gewesen sein," murmelte er.

„Es war kein Wiesel," sprach eine jugendliche Stimme in des Wildhüters unmittelbarster Nähe, so daß dieser erschrocken auffuhr, als wäre ihm ein Geist erschienen. Die schlanke Gestalt eines Mädchens war unhörbar aus den Dunkel des Waldes hervorgetreten und stand plötzlich vor ihm.

In diesem Augenblicke brach der Mond aus den ihn umhüllenden Wolken hervor, beleuchtete die Wipfel der schwarzen Kiefern und schien hell in das Antlitz der räthselhaften Erscheinung. Wer ein Mal Lady Flavia gesehen hatte, konnte sie nicht wohl vergessen; auch der Wildhüter erkannte augenblicklich die Tochter seines verstorbenen Herrn.

Hatte sie seine Unterhaltung mit Levi gehört? Und war es der Fall, hatte sie das Gehörte verstanden? Gedanken solcher Art fuhren urplötzlich durch des ertappten Mannes Gehirn. Einen Augenblick dachte er, wie ein Wilddieb davon zu eilen, um Lady Flavia nicht Zeit zu lassen, ihn, den Oberwildhüter des Gutes, zu erkennen; aber eben so schnell besann er sich, daß diese ihn zu oft gesehen hatte, um über seine Person in Zweifel zu sein. Und nun stand sie vor ihm, allein, in tiefer Nacht, mitten im Walde — es war mehr, als sein verstörtes Hirn begreifen konnte. Unwillkürlich blieb er stehen und blickte rathlos die räthselhafte Gestalt an.

„Euer Zusammentreffen mit Eurem Freunde Levi war recht drollig," begann Lady Flavia mit vollkommen harmlosem Tone. „Es kam mir vor, wie eine Schauspielscene, in der Ihr, Benjamin Haynes, Euch nicht übel ausnahmt. Lord Mortlake wird gewiß recht herzlich lachen, wenn er den spaßhaften Handel mit den neun-

zig Paar Fasanen erfährt." Und wieder verfiel sie in jenes silberhelle Lachen, so daß der Wildhüter in innerm Schauer zurückwich. Benjamin Haynes war ein muthiger Mann, den keine Gefahr schreckte, aber dieses Lachen trieb ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirn. Sein Auge senkte sich vor dem klaren, durchdringenden Blicke des feenartigen Wesens, das vor ihm dem Erdboden entstiegen zu sein schien.

„Ein kleines Geschäft, Mylady," stammelte er endlich mit mühsam errungener Fassung. „Mylord wünscht einiges junge Geflügel abzustehen, deßhalb schickte ich zu Levi, der —"

„Ich begreife Euer Geschäft vollkommen," unterbrach ihn Lady Flavia. „Ihr braucht meinetwegen keinen Roman zu ersinnen. Auch wird Lord Mortlake mit Euch der Meinung sein, daß zwei Schilling für ein Paar Fasanen ein recht niedriger Preis und eine traurige Belohnung für die Mühe sind, Euren Herrn zu bestehlen."

Diese Worte, welche ohne jeden Ausdruck der Entrüstung, doch in so bestimmtem Tone gesprochen wurden, daß Widerspruch unmöglich war, schienen nicht den Lippen eines jungen Mädchens, sondern dem Munde eines höllischen Kobolds zu entstammen, der kein Mitleid mit menschlicher Schwäche kannte. Der Wildhüter seufzte tief und ließ rathlos den Kopf hängen.

„Benjamin Haynes ist verloren," murmelte er kaum verständlich.

Er sah sich im Geiste bereits fortgejagt, aus seinem Häuschen vertrieben, brodlos der Schande hingegeben.

„Das verwünschte Kartenspiel in der Schenke ist an Allem schuld," fuhr er kleinmüthig fort. „Meine Stelle war einträglich, aber das Unglück im Spiel — meine Frau, meine armen Kinder —"

Seine breite Hand bewegte sich unwillkürlich nach seinen Augen, die ausnahmsweise mit Thränen gefüllt waren. Aber Lady Flavia sah ihn forschend, halb verächtlich an, als ob der Anblick des pflichtvergessenen Wildhüters nur ihr psychologisches Interesse und nicht die Theilnahme ihres Herzens erregte.

(Fortsetzung folgt.)

Was der bewaffnete Friede kostet.

Nach Schätzungen, welche in Wirklichkeit eher zu nieder als zu hoch gegriffen sind, unterhält Europa in Friedenszeiten einen Effectivstand von 3,815,847 Mann und verzeichnet dafür als Ausgabeposten in seinem Budget eine Summe von drei und einer halben Milliarde oder 32 pCt. seiner Gesammtausgaben, um die Bedürfnisse dieses colossalen Heeres bestreiten zu können. Wir wollen nun aber für einen Augenblick annehmen, es käme durch gegenseitiges Einverständniß der betheiligten Mächte zu einer Entwaffnung bis zur Hälfte. Hierdurch würden augenblicklich 1,907,924 junge Männer im Alter von 20—35 Jahren, somit der Hauptkern der Bevölkerung, den Beschäftigungen des Friedens zurückgegeben und gleichzeitig an der Gesammtheit der europäischen Staatsausgaben die respectable Summe von 1 Milliarde 600 Millionen erspart werden. Vermittelst dieser Summe kann Europa jährlich sein Eisenbahnnetz (den Kilometer zu 150,000 Frcs. berechnet) um 10,000 Kilometer vermehren, es vermag ferner in einem einzigen Jahre alle möglichen Gattungen von Landstraßen herzustellen und nebenbei auch noch alle seine Gemeinden mit Primärschulen zu versehen. Sind diese großen Verbesserungen einmal eingeführt, und wenn Europa stets die gleiche Summe in seinem Budget beibehalten will, so kann es dieselbe zur allmäligen Tilgung seiner Schuld verwenden. Das jährliche Interesse nach heutigem Datum betrüge ungefähr $2^1/_3$ Milliarde und dieses Interesse nach dem mittleren Zinsfuß von 4 pCt. capitalisirt, würde ein Capital von $57^1/_2$ Milliarden ergeben, somit (und wenn man auch nur allein die aufgehäuften Zinsen in Rechnung bringen will) könnte die Schuld ungefähr innerhalb 36 Jahren getilgt sein. Wenn die betheiligten Länder aber sich dahin aussprechen würden, diese 1600 Millionen zur Abschaffung oder zur Verminderung jener Steuern zu verwenden, welche am härtesten auf der Erzeugung oder dem Verbrauch lasten, welche Erleichterung wäre dies nicht für die Bevölkerungen! welcher neue Aufschwung würde hierdurch den Gewerben!

Wir haben oben bereits gesagt, daß 1,907,924 im besten Alter stehende Männer sich friedlicher

Beschäftigung überlassen könnten. Dieser glückliche Umstand würde nebenbei für Europa noch eine weitere Ursache des Gedeihens werden. Wenn man den täglichen Arbeitslohn dieser 2 Millionen Arbeiter auch nur zu 2 Franken veranschlagt und dabei annähernd zu Grunde legt, daß der bezahlte Arbeitslohn ungefähr den fünften Theil des erzeugten Werthes ausmacht, alsdann würde diese fortan unter dem Banner der Arbeit kämpfende Friedensarmee einen täglichen Werth von 20 Millionen und jährlich von 7½ Milliarden erzeugen. Wir sind aber noch nicht zu Ende. Eine bedeutende Anzahl von Capitalien, welche heute zur Fabrication der nöthigen Ausrüstungs- und Bewaffnungsgegenstände dieser 2 Millionen Menschen dienen, würde fortan disponibel und könnte zu andern, weit nützlichern Zweigen der National-Industrie verwendet werden. Dadurch, daß 2 Millionen junger Leute an ihrem heimathlichen Herde verbleiben, würde mindestens in der Anfangszeit die Wirkung sich ergeben, daß eine ziemliche Herabsetzung des Arbeitslohnes einträte und hierdurch der Erzeugung aller Art und aller Formen ein mächtiger Aufschwung verliehen würde.

Indem wir für einen Augenblick die wirthschaftlichen Erwägungen in zweite Reihe treten lassen, weisen wir auch noch vorzugsweise auf den Vortheil hin, welcher dem Lande dadurch erwächst, daß eine bedeutende Anzahl Erwachsener an Arbeitsamkeit und wirthschaftliches Leben gewöhnt werden, anstatt jenes Schlaraffenleben zu führen, zu welchem heute der Garnisonsdienst mit seinen traurigen Folgen verdammt.

Schließlich weisen wir auch noch auf das Interesse der Ordnung und öffentlichen Sittlichkeit hin, welche durch die Erhaltung der Familienbande gesichert sind, aber während der Abwesenheit mehr oder minder vollständig Noth leiden; denn eine sechsjährige Entfernung vom Elternhause kann jedenfalls nur entfremdend wirken.

Gemeinnütziges.

Bekanntlich können Briefe, die einfach mit einer Oblate verschlossen sind, sehr leicht geöffnet werden, wenn man dieselben über heißen Wasserdampf hält. Will man dies verhindern, so bestreicht oder erweicht man die Oblate vor dem Gebrauche mit Eiweiß. Da dieses durch heiße Wasserdämpfe erhärtet, so ist es unmöglich, einen derartig verschlossenen Brief ohne Beschädigung öffnen zu können.

Verschiedenes.

(**Kein Höfling.**) Von weiland König Georg von Hannover erzählt man folgende Anecdote: Dem Könige Georg wurde eines Tags eine kurze und bündige Antwort von einem Prediger gegeben. Derselbe predigte für gewöhnlich in platter Mundart und hatte sich dadurch den Ruf eines Pater Abraham a Santa Clara erworben. Der König, welcher neugierig war, ihn zu hören, ließ ihn ersuchen, eines Sonntags in dem von seiner Pfarre nur ein halbes Stündchen entfernten Herrenhausen zu predigen. Der Prediger sagte zu. Der König sandte ihm seine Equipage, der Mann des Herrn zog es jedoch vor, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Dem Könige wurde dies berichtet, und als er nach der Predigt den Prediger sprach, war seine erste Frage, weßhalb er keinen Gebrauch von seiner Equipage gemacht habe. „Majestät“, antwortete der Gefragte, „in der heiligen Schrift steht geschrieben: Gehet hin und lehret alle Heiden, und nicht, daß wir fahren sollen.“

(**Alte Liebe rostet nicht.**) Daß die Theilnahme Preußens für die Mainlinie und die an derselben befindlichen Städte keine besonders neue ist, beweist eine Denkmünze aus dem Jahre 1759. Dieselbe trägt auf der einen Seite das Porträt Friedrichs des Großen und auf der anderen folgende Inschrift:

„Nürnberg und Frankfurt will ich's denken,
Bayreuth und Anspach will ich's schenken,
Bamberg und Würzburg will ich's weisen,
Daß ich bin der König von Preußen.“

Mutter: „Warum nimmst du keinen Thee, Adelheid?“ Tochter: „Ach, Mutter, der ist ja so schwach, daß er gar nicht aus der Kanne heraus kann.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 114. Sonntag, den 23. September **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Doch nicht lange verharrte Benjamin Haynes in dieser weichen Stimmung. Er erhob plötzlich seine Hand und richtete einen scharfen Blick auf seine Anklägerin. Der Trieb der Selbsterhaltung war in ihm erwacht, er runzelte wild die Stirn, und seine Zähne schlossen sich knirschend. Er kannte das Verzweifelte seiner jetzigen Lage, und wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, sich des unwillkommenen Zeugen zu entledigen. Er war zum Aeußersten entschlossen.

Lady Flavia hatte jedoch die drohende Gefahr in des Mannes funkelndem Auge gelesen; ihr durchdringender Blick war jeder Bewegung seiner Finger gefolgt, die leise an seiner Flinte niederglitten. Doch blieb sie unerschrocken, als baute sie auf den Schutz eines Talismans, wider den brutale Gewalt Nichts vermochte. Sie sah Benjamin Haynes mit unerschütterlicher Ruhe an und sprach:

„Es wäre recht schlimm, wenn es an den Tag käme — und sicher würde es an den Tag kommen; Ihr werdet daher nicht ausführen, was Euch so eben durch den Sinn fuhr. Ihr könntet Euch sonst eine Schlinge für Euren eigenen Hals drehen."

Willenlos ließ Haynes die Flinte ins Gras fallen, als er die geheimsten Regungen seiner Seele von dem räthselhaften Mädchen errathen sah, das ihm in Waldesstille, im Dunkel der Nacht allein gegenüberstand. Er wandte sich ab, er konnte den Blick dieser hellen Augen nicht ertragen.

„Nehmt nur Eure Flinte, Haynes, und denkt, wenn Ihr wollt, an die Vorfälle dieser Nacht wie an einen häßlichen Traum zurück!" hob Lady Flavia nach einer Weile wieder an. „Ich will auch für's Erste Lord Mortlake Nichts entdecken —"

Haynes athmete auf. „Gott segne Sie, Mylady, für Ihre Barmherzigkeit! Ich will Ihnen dafür dienen bis an meinen Tod — für Sie durch Feuer und Wasser gehen — keine Karte wieder berühren, so wahr —"

In diesem Tone fuhr Haynes fort, aber Lady Flavia winkte ihm, inne zu halten: „Ich will kein Versprechen. Ich gehöre keiner Sittenbesserungsgesellschaft an, kümmere mich auch nicht um Eure Spielsucht. Ich werde Euch jedoch dereinst an diese Nacht erinnern, dann mögt Ihr, ohne zu fragen, mein Geheiß erfüllen. Jedenfalls aber schweige ich gegen Lord Mortlake."

Sie wandte sich und schritt auf demselben schmalen Pfade, der sie hierher geführt, dahin.

„Das kann mir einmal gute Dienste thun," sagte die Tochter des Grafen von Mortlake, in sich hineinlachend, als sie die Treppe hinaufeilte. — „Jedenfalls ist das Porträt beseitigt."

Trotz des instinctiven Einblickes in Anderer Herzen, welcher bei Lady Flavia die Erfahrung ersetzte, verfiel sie in den nicht seltenen Fehler, den besiegten Gegner zu unterschätzen. Das Gefühl der Dankbarkeit für unerwartete Schonung war nicht nachhaltig bei Benjamin Haynes. Mächtig regte sich wieder in diesem der Drang nach Selbsterhaltung. Er begriff, daß sein Amt, seine Einkünfte von der Laune eines jungen Mädchens abhingen, und er hielt nicht viel von weiblicher Verschwiegenheit. Spielte Lady Flavia mit seiner Furcht, wie die Katze mit der halbtodten Maus? Sollte sein Fall nur verschoben, nicht abgewandt worden sein? Ein einziges Wort aus ihrem

Munde — und er war verloren. Mitten in diesen quälenden Betrachtungen durchfuhr ihn ein lichtheller Gedanke. Was hatte Lady Flavia überhaupt im Walde zu suchen? Sicherlich war es nicht die Absicht, dem Wildhüter auf den Dienst zu passen, die ein Mädchen ihres Standes trieb, sich ohne Begleitung während einer rauhen Octobernacht in ein Kieferndickicht hinaus zu begeben.

„Ich wette," sagte Haynes zu sich selber, „Mylady hat ein Geheimniß zu verbergen, und wenn ich dahinter kommen könnte, so hätte ich ein Pfand für sie; ich könnte dann ruhiger schlafen und mich sicherer fühlen. Wenn sie ein Stelldichein mit einem jungen Burschen gehabt hätte, der sich vor Lord Mortlake nicht zeigen darf?" Erfreut über seinen eigenen Scharfsinn, begann der Wildhüter ruhiger aufzuathmen. Es fehlte ihm nicht an gesundem Menschenverstande, der dies Mal von der Furcht vor Brodlosigkeit und Schande gesteigert wurde. Es kam darauf an, Lady Flavia's geheimnißvolles Treiben auszuspähen, Etwas zu entdecken, das sie vor der Welt verbergen möchte, und auf diese Weise ihrer Verschwiegenheit dauernd gewiß zu werden.

„Ich muß dem Dinge auf die Spur kommen," brummte Benjamin vor sich hin und machte sich sogleich an's Werk, seinen Plan auszuführen. Es galt vor Allem das Plätzchen zu entdecken, wo Mylady, seiner Meinung nach, ihrem Anbeter ein Stelldichein gegeben hatte. Dies würde vielleicht jedem Andern als ein hoffnungsloses Unternehmen erschienen sein, aber Benjamin war allzu wohl vertraut mit dem Waldleben; seine lang geübten Augen lasen in jedem verbogenen Zweige, jedem abgestreiften Blättchen mehr, als ein Naturforscher darin entdecken mochte; er zweifelte nicht daran, zum Ziele zu gelangen, wenn es ihm nur gelang, einige wenige Fußspuren aufzufinden, und darin war er so geübt, daß er wie irgend ein Entzifferer von Keilschriften zu Werke ging, wenn dieser den Schlüssel zu den unverständlichen Zeichen ausfindig machen will. „Sie kam zwischen zwei Bäumen hervor, einer derselben hat einen weißen Streifen auf der Rinde" — und der Wildhüter erreichte bald den bezeichneten Baum. Einige Schritte weiter offenbarte sich seinem scharfen Auge im Lichte des Mondes die Spur eines zierlichen kleinen Fußes, die in den weichen Grund eingedrückt war. Aber darüber hinaus wurde der Boden steinig — Benjamin zog seine kleine Laterne hervor und zündete sie an. „Ich muß es finden, sie muß mein Stillschweigen erkaufen, denn sie hat viel Geld und Gut geerbt, es muß mir mindestens hundert Pfund eintragen." — Unter solchen und ähnlichen Selbstgesprächen setzte Haynes langsam und vorsichtig seine Entdeckungswanderung fort. Es lagen Steine ringsumher, gefallenes Laub häufte sich überall, verschlungene Baumwurzeln bildeten ein unentwirrbares Labyrinth, dennoch wußte der Wildhüter hie und da die Spuren zu erspähen, die jedem andern Auge unsichtbar bleiben mußten. Hier hatte ein unscheinbares Moos dem Fuße der Vorübergehenden nachgegeben, dort war ein spröder Zweig von ihrer zarten Hand gestreift und abgebrochen worden, weiterhin erkannte er den Eindruck des zierlichen Schuhes: es waren nur wenige und schwache Zeichen, aber die Kette war ununterbrochen, er konnte nicht fehlen.

So erreichte er den Fußpfad, welcher zu der Stelle führte, wo seine Zusammenkunft mit Levi stattgefunden hatte. Offenbar mußte Lady Flavia, von dem Gespräche herangelockt, den Pfad verlassen und sich den beiden Männern genähert haben. Es mußte also ihr Weg zurückverfolgt werden bis an den Platz, der das Ziel ihrer Wanderung gewesen war. Doch hier häuften sich die Schwierigkeiten, Fußspuren anderer Art wurden sichtbar, bald hatten sich grobe Bauernschuhe dem weichen Boden eingedrückt, bald die kleineren Füße heimkehrender Schulkinder den Weg betreten, den überdies andere Pfade kreuzten.

Aber Benjamin verlor die Geduld nicht. Es war erstaunlich, mit welcher Mühe und Geschicklichkeit er nach niedergetretenen Grashalmen, leise berührten Erdschollen und Eindrücken in feuchtem Sande die Richtung des gesuchten Weges verfolgte. Er hatte Cooper's Romane nicht gelesen, aber er war, gleich den Wilden, ein Schüler der Natur. „Ich kann die Spur eines Hasen von der eines Kaninchens, die eines Hundes von der eines Fuchses unterscheiden, also werde ich auch Eure Fährte nicht verlieren, Mylady," mur-

melte er mit selbstgefälliger Miene. Und in der That, er war so unermüdlich, daß nach einer kleinen Stunde er gerade unter den Zweigen derselben Sykomore stand, vor der Lady Flavia Halt gemacht hatte. Aber hier schien jede weitere Spur verloren. Vergebens untersuchte Haynes den Boden ringsumher, hier konnte kein Zweiter gewesen sein, er müßte sonst auf dem lockern Grunde einen Eindruck hinterlassen haben. „Es ist immer dieselbe Fußspur — sie ist allein hier gewesen, das will ich beschwören. Vielleicht ist der junge Herr nicht gekommen, vielleicht hat das Fräulein nicht länger Lust gehabt, zu warten — oder sie ist aus irgend einer Grille hierhergegangen — doch halt! Was ist das?" — Benjamin fuhr auf, sein immer spähendes Auge hatte ein weißes Fleckchen entdeckt, das aus der dunkeln Höhlung der Sykomore deutlich erkennbar hervorlugte. Er ließ den Schein der Laterne darauf fallen und sah einen Fetzen abgerissenen Zeuges, der an dem zackigen Rande der Höhlung hängen geblieben war. „Ein Stück von einem Handschuh oder Aermel," sagte Haynes nach einigen Augenblicken sorgfältiger Untersuchung. „Wie kommt das hierher? Sie muß die Hand nach dieser Stelle ausgestreckt haben, um Etwas wegzunehmen oder zu verbergen — vielleicht ein Briefchen für ihren Schatz — dann muß es hier sein, Lady Flavia, und wir Beide sind dann quitt!" Und Benjamin langte mit seiner breiten Hand tief in den hohlen Stamm hinab. „Es ist kein Brief da," brummte er, „nichts Derartiges — aber hier ist Etwas!" Und mit lautem, triumphirendem Lachen zog er das Maroquinfutteral hervor.

Er öffnete es — verdutzt blickte er auf das Bild eines lieblichen Kindes mit schwarzen Locken und blühendem Gesichte. Jetzt war ihm Alles noch unverständlicher, als vorher; auch reizte der Perlenrand seine Habgier nicht, da er ihren Werth nicht kannte. Weßhalb schlich sich die reiche Erbin in Nacht und Nebel hinaus, um dieses Bild zu verbergen? Es war ein Räthsel, das er nicht zu lösen vermochte. Wiederum sah er das Bild an. „Was bedeutet denn diese Schrift?" fragte er sich, indem er die gravirten Buchstaben entdeckte. Er konnte freilich ein wenig lesen, d. h. er konnte mit schwerer Mühe ein paar groß gedruckte Worte zusammenbringen, aber hier ließ ihn seine Fertigkeit im Stiche. „Ich muß es Jane zeigen," sagte Benjamin, indem er das Gefundene in die Tasche steckte, die Laterne auslöschte und die Flinte unter den Arm nahm. „Jane hat Etwas gelernt und kann mir sagen, was da geschrieben steht. Sie wird auch nicht plaudern, wenn ich es ihr nicht erlaube; sie weiß, ich würde ihr sonst Ernst zeigen!" Jane war nämlich des Wildhüters Tochter und seit Kurzem auf Mortlake's Gute in Dienst getreten.

(Fortsetzung folgt.)

Entthronte Fürsten.

Die Zahl der entthronten Fürsten mehrt sich in Europa auffällig. Der älteste derselben, Don Miguel von Portugal, entthront seit 1832. Ihm folgte dem Alter nach der Graf von Chambord, Heinrich Karl von Bourbon, von den französischen Legitimisten Henri V. genannt, welcher durch die Julirevolution von 1830 mit seinem Großvater aus Frankreich vertrieben wurde. Ein gleiches Schicksal traf im Jahre 1848 die Söhne und Enkel Ludwig Philipps. Der Graf von Paris, der Sohn des Herzogs von Orleans, zu dessen Gunsten Ludwig Philipp am 24. Februar 1848 entsagte, ist neben dem Grafen Chambord der zweite französische Thronprätendent, von den Orleanisten Ludwig Philipp II. genannt. Es trat eine Pause in der Weltgeschichte und in den Entthronungen ein, die bis zum Jahre 1859 dauerte. Aber dies Jahr war äußerst fruchtbar an großen Ereignissen mit verhängnißvollen Folgen. Die Herzoge Italiens wurden landesflüchtig. Leopold und Ferdinand von Toscana, Franz V. von Modena, Robert von Parma vermehrten die Reihe der entthronten Fürsten. Ihnen schloß sich schon im nächsten Jahre König Franz II. von Neapel an. Nur zwei Jahre später mußte Otto I., König von Griechenland, aus Athen nach Deutschland fliehen, der neunte Fürst ohne Land. König Georg von Hannover, Herzog Adolph von Nassau, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen sind die jüngsten Mitglieder der thronlosen europäischen Fürstengruppe; ob die letzten, ist sehr fraglich. Die Mehrzahl dieser Ex-Souveräne, nämlich der Graf von Chambord,

die Großherzöge von Toscana, der Herzog von Modena, der König Georg von Hannover und der Herzog von Nassau, halten sich in Oesterreich auf; die Söhne und Enkel Ludwig Philipps wohnen in England, Herzog Robert von Parma in der Schweiz, wohin ihm, wie man sagt, auch der ehemalige Kurfürst von Hessen folgen will, wenn er von Stettin entlassen wird. Franz von Neapel genießt noch die Gastfreundschaft des Papstes in Rom und Don Miguel hält sich im Hessischen auf, während König Otto von Griechenland zu Bamberg residirt. Den Fürsten Cusa, der in Paris wohnt, nachdem man ihn aus dem Lande expedirt, haben wir nicht erwähnt, da er kein von Gottes Gnaden regierender Fürst war, sondern lediglich Fürst durch den Willen des rumänischen Volkes. Eben so wenig haben wir den Prinzen von Augustenburg aufgeführt.

Gemeinnütziges.

(**Waschen mit Kartoffeln.**) In Frankreich wurde folgender Versuch angestellt: Ein Packet Wäsche aus dem Hospital wurde eine halbe Stunde lang in Wasser eingeweicht, alsdann in heißes Wasser gelegt, stückweis herausgenommen und statt der Seife mit Kartoffeln, die nicht ganz gahr gekocht waren, auf beiden Seiten gerieben. Alsdann wurden sie gerollt, gedrückt, ausgerungen und wieder in das heiße Wasser geworfen. Nachdem sie in diesem etwa eine halbe Stunde wieder gekocht hatten, wurden sie herausgenommen, gedrückt, ausgerungen und sodann zwei Mal in kaltem Wasser ausgewaschen, in eine Presse gelegt, wo sie schnell trockneten. In zwei Stunden war die ganze Wäsche gereinigt und getrocknet. Die Wäsche war vollkommen gereinigt, gebleicht und alle Fettflecken waren verschwunden. Sie hatte durchaus keinen Geruch mehr. Die Windeln, welche in der Mitte gewöhnlich eine gelbe oder grünliche Farbe behalten, wenn sie in Lauge gewaschen werden, waren vollkommen weiß.

Verschiedenes.

(**Gegenseitigkeit.**) Ein Beamter der preußischen Feldpost-Expedition der 15. Infanterie-Division war auf der Tour von Iglau nach Znaim seiner Expedition um ein Bedeutendes vorausmarschirt und befand sich allein auf der Landstraße, als ihm ein österreichischer Soldat begegnete. Der Postbeamte als wackerer Preuße hält den Oesterreicher mit den Worten an: „Sie sind mein Gefangener." „O nein, alter Freund", entgegnete der Oesterreicher, „wir sind holter hier allein, und da nehme ich Sie gefangen!" „I wo", sagte der Preuße, „wir sind die Sieger und Sie mithin mein Gefangener." So stritten sich die Beiden eine Zeit lang herum, bis sie sich zuletzt dahin einigten, daß sie sich gegenseitig gefangen nehmen wollten. Sie nahmen sich in Folge dessen in den Arm und marschirten selbander, sich von ihren Kriegs-Erlebnissen unterhaltend, dem Ziel des Preußen zu. Als sie dies bald erreicht, sagte der Oesterreicher zum Preußen: „Nun, Kamerad, wir haben uns gegenseitig gefangen genommen, jetzt wollen wir uns auch gegenseitig auswechseln!" Sie sprachen's, thaten's und trennten sich unter wärmster Freundschaftsversicherung.

Die „Leipziger Nachrichten" enthalten Folgendes: Bei einer der letzten hiesigen Einquartierungen hatte ein preußischer Soldat einen Quartierzettel für die Lessingstraße erhalten. Er hatte den Namen der Straße auf dem Zettel nicht deutlich gelesen und frug daher auf dem Wege nach der ihm oberflächlich bezeichneten Gegend seines Quartiers eine Frau, wo die „Messingstraße" liege. Die gute Leipzigerin blickte den Krieger starr an und fragte ihn nochmals nach dem Namen der Straße. Als nun der Soldat seine Frage wiederholte, so antwortete die Frau nach einigem Besinnen: „Ach Herrjeses, Sie meenen wohl das Kupfergäßchen?"

„Na, Kleiner, hat es dir bei uns geschmeckt?" fragte eine Dame einen Jungen von 8 Jahren, der bei ihr zu Mittag gespeist hatte.

„Ach ja!" versetzte der Kleine, „manchmal ist's bei uns auch nicht besser; aber mehr gibt's doch immer!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 115. Mittwoch, den 26. September **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Des Roches.

Der große Empfangsaal des Schlosses des Roches hatte von allen Gemächern die meisten Spuren früherer Herrlichkeit gerettet. Er hatte fünf Fenster, eine gemalte Decke, panelirte Wände und einen parketirten Fußboden; auch war die Vergoldung ringsumher noch nicht ganz von der Zeit geschwärzt worden. Dennoch war es ein melancholisches Gemach, zumal an einem rauhen Octoberabend, wenn Mrs. Royston ihre Augen bei irgend einer Stickerei anstrengte, während ihr Gemahl ungeduldig auf- und niederging und den eichenen Fußboden unter seinen Schritten dröhnen machte.

Der Saal war nur spärlich möblirt, und kaum zwei Gegenstände darin schienen einander zu entsprechen. Ein paar alte Tische, ein Schrank und ein Lehnsessel, auf dessen Rücken ein Wappen sich befand, gehörten zum Hause und waren der Auction entgangen, da kein Trödler für diese altfränkischen Stücke Etwas geboten hatte. Von derselben Art waren auch die Porträts, welche ringsumher an den Wänden hingen — steife Ahnenbilder aus ferner Vergangenheit, deren Physiognomien der Gegenwart höchst gleichgiltig waren. Das Uebrige hatte man meistentheils auf Auctionen in St. Germain oder Versailles erstanden, es diente nicht dazu, Luxusbedürfnisse zu befriedigen.

Der Winter nahete heran. Ein spärliches Feuer, dessen Flamme an dem im Garten aufgelesenen Grünholz nur dürftige Nahrung fand, leuchtete vom Kamin her. Mrs. Royston schauerte sichtlich vor Kälte, aber sie suchte es vor ihrem Mann zu verbergen, um ihn nicht zu jähzornigen Aeußerungen zu veranlassen.

Brand Royston hatte seit länger als einer Stunde geschwiegen. Liebenswürdigkeit war ihm von Hause aus nicht zu Theil geworden; es war daher erklärlich, daß die Jahre und seine dürftigen Umstände ihn zu einer oft unerträglichen Verbitterung und Reizbarkeit führten. „Noch immer kein Brief!" sagte er endlich, das lange Stillschweigen brechend. „Der Rothkragen muß wieder vorbeigegangen sein!" und bei diesen Worten blieb er einen Augenblick vor dem Kamin stehen und schürte das feuchte Holz mit seinem Fuße, was die kärgliche Flamme fast ganz erstickte und den Saal in eine Rauchwolke hüllte. „Kein Wort von dem Jungen, wir müssen ihm gleichgiltig geworden sein!"

Mrs. Royston blickte schüchtern auf. „Ach, Brand," sagte sie, „ich wollte, Basil wäre zurück. Ich dachte nicht, daß es hier so einsam sein würde, wenn er uns verließe —"

„Sehr verbunden," unterbrach sie Mr. Royston auffahrend. „Du bist in der That herzlich zu bedauern, weil nur dein Mann dir Gesellschaft leistet. Das ist dir langweilig. Ich hatte keine Ahnung davon, welche Ehre du mir erwiesest, als du mich heirathetest!"

Die arme Frau zitterte wie Espenlaub vor der Donnerstimme ihres Mannes. Sie war schüchtern und unterwürfig, kein Indianerweib kroch demüthiger vor ihrem federgeschmückten und bemalten Gatten, als Elisabeth Royston vor ihrem Manne. Die scheue Angst, mit welcher sie dem vormaligen Squire gegenüber verstummte, hätte zu dem Glauben verleiten können, daß sie Mißhandlung fürchtete. Doch war dies nicht der Fall. So roh und unbändig auch Brand Royston war, hatte er doch nie,

weder in nüchternem, noch in trunkenem Zustande, seiner Frau anders als mit Worten wehe gethan.

„Brand, du thust mir Unrecht," erwiderte sie nach einer Weile mit zitternder Stimme. „Freilich würde ich mich anderswo behaglicher fühlen; hier — dies öde Haus — und jetzt, da Basil fort ist — ich mag mich kaum schlafen legen, so unheimlich scheint mir Alles. Habe Mitleid, Brand; laß uns fortziehen nach Versailles, nach Paris — wohin du willst, nur fort von hier!"

„Unsinn!" versetzte Royston mit kaum unterdrücktem Aerger. „Willst du den Stein in Bewegung setzen, der uns Alle zermalmen könnte? Schweig, oder du richtest mehr Unheil an, als du glaubst. Die dumme Magd mit ihren Holzschuhen scheint mir ohnehin mehr Englisch zu verstehen, als du ihr zutraust."

„Was meinst du? Jeanne?" fragte Mrs. Royston zusammenschreckend.

„Wen anders sollte ich meinen?" antwortete Royston. „Als sie gestern Abend das Theegeschirr hinaustrug und der Wind über den Corridor durch die offene Thüre sauste, konntest du die alberne Bemerkung nicht unterdrücken, es klinge wie ein Hülferuf. Die dumme Gans blinzelte mit den Augen — ich bin überzeugt, sie hat ihre Gedanken für sich — darum muß sie fort."

Es war eine dem Anscheine nach ganz harmlose Bemerkung, und doch schien Mrs. Royston von ihres Mannes Worten betreffen. Ihre blaßgrauen Augen öffneten sich weit und blickten mit starrem Schrecken auf Brand, der vor dem Kamin stand. Zwei Mal versuchte sie zu sprechen, zwei Mal versagte ihre Stimme, bis sie schüchtern die Worte hervorstammelte: „Sie soll fort? — Nein — nein!"

Ihr Kopf sank wehmüthig auf die Brust hinab, ihre mageren Hände zitterten, bis sie in lautes Weinen ausbrach. Rechtzeitig unterdrückte ihr Mann einen derben Fluch, der sich auf seine Lippen drängen wollte. Er wußte, daß er durch Einschüchterung den Zustand seiner Frau verschlimmern würde. Er legte seine breite Hand so sanft als möglich auf ihre Schulter und stieß sie leise an.

„Bessy, Bessy, wie einfältig bist du!" sagte er fast theilnahmvoll. „Ich weiß nicht, worüber du weinen dürftest. Ich meine nur, die dumme Dirne spionirt im Hause herum, deßhalb sollten wir sie ablohnen und fortschicken, sobald es geht. Das ist Alles. Nun trockne deine Augen und sei vernünftig!"

Mrs. Royston rieb ihre Augen mit dem Taschentuch und schien plötzlich aufgeheitert. Sie war keine tiefe Natur; leicht erregt, leicht beschwichtigt. Sie kehrte nach ihres Mannes beruhigenden Worten so schnell zu sorgloser Stimmung zurück, wie ein Kanarienvogel, sobald das Tuch von seinem Käfig entfernt ist, seinen Gesang wieder aufnimmt. „Du hast mich nur so erschreckt, Brand," sagte sie, „und ich bin gar zu nervenschwach, besonders seitdem Basil fort ist. Wenn er uns nur einmal schriebe! Er wird doch wohlbehalten in London angekommen sein? — Der Wind blies so heftig, als er von Calais abfuhr."

„Wohlbehalten in London?" unterbrach sie Royston spöttisch lachend. „O sicher, er wird es nur gar zu anziehend gefunden haben; er wird das Geld verschleudern, das ich mühsam zu 50 Procent zusammenbrachte. Ich habe es wahrhaftig nicht angeschafft, damit er es in der ersten besten Spielhölle Londons zum Fenster hinauswerfe, sondern damit er standesmäßig auftreten und sich eine reiche Frau erobern könne — nur fürchte ich, daß *sie* ihm einen teuflischen Streich spielt." —

Bei diesen Worten hielt Royston inne; finstere Gedanken überkamen ihn plötzlich, da die Erinnerung an seine letzte Zusammenkunft mit Lady Flavia in ihm auftauchte.

„Warum fürchtest du das, Brand?" fragte Mrs. Royston, von ihrer Stickerei aufblickend. „Sie hatten einander gern, und ich meine, unsern Basil würde Keine ausschlagen."

Aber Brand schüttelte den Kopf zu diesen Aeußerungen mütterlichen Stolzes.

„Ich verstehe sie nicht," sagte er mürrisch. „Sie hat *mir* getrotzt und mich aus dem Felde geschlagen. Basil ist ein hübscher Junge, aber ich fürchte, er ist ihr gleichgültiger, als wir uns einbilden. Wenn sie ihren Willen einsetzt, sind wir machtlos. Sie hat mich um meine Fassung gebracht — sie muß eine Zauberin sein, sonst begreife ich nicht —"

Hier wurden Royston's Worte durch Jeanne unterbrochen, die mit klappenden Holzschuhen eintrat:

„Die alte Pförtnerin Nanon bringt eine

Empfehlung von der Oberin. Sie läßt fragen, ob Herr oder Madame Nachricht von der jungen Pensionärin, Demoiselle Clare, erhalten hat?"

Das derbe Bauernmädchen verrieth durch ihr Aeußeres keine großen Geistesgaben, aber es lag in ihren Augen eine Art schlauer Neugier, als sie die finstere Miene bemerkte, mit welcher ihr Herr die Botschaft anhörte.

Aber Brand Royston sagte schnell und höflich: „Eine Empfehlung an die Oberin, so viel ich weiß, ist Flavia Clare wohlauf und wohnt im Hause des Grafen von Mortlake."

Kaum hatte Jeanne das Zimmer verlassen, so lauschte Brand Royston an der Thür, ob sie sich wirklich entfernte. Dann sagte er mit entschlossenem Tone:

„Sie muß fort bei der ersten Gelegenheit!"

Und ein langes Schweigen folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wittwe Cliquot.

Nicht weit von der Stadt Epernay in der Champagne, an der Straße nach Paris, steht ein Schloß, auf dessen Thorweg die Inschrift prangt: „Mater filiae." Die „Mutter," deren zu Anfang August erfolgten Tod die französischen Blätter melden, war eine Dame von Weltruf; ihr Name drang hin, wo diejenigen der berühmtesten Frauen, welche je gelebt haben, unbekannt sind; sie war unermeßlich reich, wohnte aber nach wie vor gewöhnlich in dem kleinen Hause zu Rheims, in welchem sie vor mehr als sechs Decennien ihr Geschäft begonnen hatte. Wer mag die alte Frau von 89 Jahren gewesen sein?

Die Wittwe Cliquot, deren Champagner der allgemeinen Meinung nach, und gewiß also auch der Ansicht unserer feinschmeckenden Leser zufolge, der beste in der Welt sein soll. Er ist nicht überall zu haben; die Wittwe hatte ihre bestimmten Kunden und verabfolgte mit strenger Consequenz an Niemand sonst eine Flasche. Doch machte sie Ausnahmen, wie folgende Anecdote beweist; Gewährsmann der letzteren ist Dr. Wilhelm Hamm, der sie in seinem „Weinbuch" (das wir bei dieser Gelegenheit unseren Lesern auf's Angelegentlichste zur Lectüre empfehlen) als verbürgt aufführt.

In Leipzig kam an der „Magnatentafel" der Weinstube von Friedrich Dähne das Gespräch auf jene Eigenheit der berühmten Wittwe; ein Anwesender, R. Sch. (Träger eines litterarischen Namens), ging die Wette ein, daß es ihm gelingen werde, die stolze Frau von ihrem Prinzip abzubringen. Zu dem Ende sandte er ihr eine Schachtel voll der exquisitesten Leipziger Lerchen und bat zugleich um einen Korb Champagner gegen Baar. Die Wittwe schrieb sehr höflich zurück, bedankte sich, bedauerte jedoch, den erhaltenen Auftrag nicht ausführen zu können, da ihre Geschäftsgrundsätze dies nicht erlaubten; dagegen mache sie sich ein Vergnügen daraus, dem artigen Besteller sechs Flaschen Sect aus ihrem eigenen Hauskeller als Gegengabe zu übersenden.

Gewiß können Andere eben so gute Weine haben, und haben sie auch, wie die „Wittwe" (la Veuve hieß die ehrwürdige Dame vorzugsweise, und jeder Zecher kennt sie unter diesem Namen), denn es stehen ihnen dieselben Vortheile im Einkaufen der Trauben oder Weine bei den Producenten zu Gebote, während die Darstellung ihres Liqueurs kein Geheimniß ist, und sie die Gährung ebenfalls nicht aus ihrem natürlichen Verlauf zu lenken vermochte. Das Haus Veuve Cliquot war und ist aber durchaus nicht bestrebt, seinen Wein in einem Jahr besser als im andern zu machen, sondern ihn im Gegentheil Jahr für Jahr völlig gleichmäßig und so genau wie möglich in seiner altbekannten Eigenthümlichkeit herzustellen. Wären alle Wein-Jahrgänge gleich, so wäre dies verhältnißmäßig leicht, öfter aber fallen sie so schlecht aus, daß in Keller von Ruf nicht eine einzige Traube kommen darf; und da nicht selten zwei, drei und mehr solcher Jahrgänge aufeinanderfolgen, so ist dieses Haus, wie jedes andere, gezwungen, immer auf einen bestimmten Vorrath zu halten, so gut es eben geht. Dies vermag nur durch den Ankauf der besten Weine des ganzen Bezirks zu geschehen, und in der Vorbereitung derselben für den eigenen „Brand" oder die eigene „Marke." Nach der Berechnung des genannten Dr. Hamm machte das Haus Veuve Cliquot und einige andere nach einer guten Weinlese verschiedene „Couvées" (d. h. Weinmischungen) von 50,000 und 100,000 Dutzend. Nach dem köstlichen Weinjahre 1861 waren die Keller der Wittwe mehr gefüllt als

je zuvor und erinnerten mit ihren grandiosen Fässermassen an die Quais der Londoner Docks. Was zur Leitung eines derartigen Geschäfts an Capital, Kenntniß, Umsicht, Uebung und Berechnung gehört, ist kaum zu ermessen. Es ist ein Zoll der Gerechtigkeit, zu bestätigen, daß das Haus Veuve Cliquot, obgleich es weder das Monopol der besten Trauben, noch größerer Kenntniß der Gährung und Weinbereitung besitzt, nur Champagner von erster Qualität und von keiner andern liefert. Oder soll man fürchten, sagen zu müssen: „lieferte“, da nun die „Wittwe“ nicht mehr hinieden weilt? Bis an ihr Lebensende ließ es die rüstige Greisin nicht zu, daß eine „Couvée“ gemacht wurde ohne ihre Beurtheilung, und kein einigermaßen wichtiges Geschäft ward vollführt, das nicht durch ihre Hand ging. Jedoch hoffentlich hat die Würdige, als sie das Zeitliche segnete, dies mit dem Troste thun dürfen, zu wissen, daß ihre Firma in die Hände gelangen werde, welche den Ruhm und Glanz derselben nicht erbleichen lassen.

Gemeinnütziges.

(Möbelwichse.) Stearinsäure, gelöst in gleichen Theilen Terpentinöl, stellt eine sehr gute Möbelwichse oder Bohn-Wachs dar und ist mehr zu empfehlen, als die sonst zu gleichem Zweck gebrauchte Lösung von Wachs in Terpentinöl und Weingeist; für Mahagonimöbel kann obiger Lösung etwas Carmin hinzugesetzt werden.

Verschiedenes.

Eine der größten Schriftgießereien der Welt ist die Dresler'sche (F. Flinsch) in Frankfurt a. M. Sie liefert per Woche durchschnittlich 2½ Millionen Typen mit einem Personale von 250 Leuten bei 50 Gießmaschinen, 21 Schleifmaschinen, 10 Handöfen mit 25 Pumpen, 6 Justirmaschinen, 24 Bestoßtischen, von welchen 20 Gieß-, 21 Schleif-, 1 Hobel-, 1 Holzsäge-, 1 Kupferschneide-, 2 Bohr-, und 2 Fräsmaschinen ꝛc. mit Dampf betrieben werden. Die Anzahl der seit dem Bestehen der Gießerei (1828) angefertigten Stempel beläuft sich auf 55,000 Stück, die der Matern auf 120,000 Stück.

Der Industriepalast in Paris ist für die Zeit der großen Ausstellung von dem Capellmeister Strauß für eine Million und 500,000 Frs. gepachtet worden. Es sollen in diesen Räumlichkeiten Monstre-Concerte veranstaltet werden, und die Leitung derselben Berlioz, Gounod und Pasdeloup übertragen werden. Rossini, dem für die Ueberlassung seiner neu componirten Messe zu diesem Zweck ein außerordentlich hohes Honorar angeboten wurde, schlug jede Unterhandlung ab, da er den Raum nicht geeignet und die mitwirkenden Kräfte zu gigantisch fand.

In Mainz fragte ein Mann, den sein Benehmen als Spion verdächtig machte, einen bayerischen Soldaten, wie stark ein bayerisches Regiment sei? Der Soldat hob den Arm und fällte den Frager mit einem gewaltigen Faustschlag zu Boden, mit den Worten: „Sichst's, so stark bin i alloan, izt kannst's dir denka, wie stark a ganz's bayerisches Regiment ist!“

Ein rührendes Husarenstücklein aus dem letzten Krieg erzählt die „Boh.“ Etwa 40 versprengte österr. Husaren kamen so in's Gedränge, daß, umringt von den Feinden, für sie keine Hoffnung war, sich durchzuhauen. Die Husaren stiegen von ihren Pferden, küßten sie mit großer Zärtlichkeit, sich von ihnen verabschiedend, und erstachen die Thiere mit den Worten: Preuß soll nicht ungarisches Pferd reiten! Dann gaben sie sich gefangen.

Charade.

Bist du die Erste, sei gegen die Zweite geduldig!
Bist du die Zweite, sei gegen die Erste stets huldig!
Bist du das Ganze, so bleibe dir Niemand was schuldig!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 116. Freitag, den 28. September **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Ein unerwarteter Bescheid.

„Nimm meinen Rath an, August, und sprich ohne Verzug mit ihr. Sie hat dich gern, aber sie ist jung, und leicht könnten Schmeicheleien ihr den Kopf verdrehen. Darum säume nicht!"

So sprach die Gräfin von Mortlake zu ihrem Sohne, der nach ihrer Meinung in dieser Angelegenheit schon zu lange gezögert hatte. Sie hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, daß eine Verbindung desselben mit Lady Flavia sich ganz von selbst verstände, da das junge Mädchen auf ihrem Lebenswege eines Beschützers und Führers bedürfte, und wer anders sollte dies sein, als ihr Sohn Lord Hythe? Freilich kamen auch die artigen Besitzthümer der jungen Erbin in Betracht, aber was diesen Punkt betraf, ließ sie sich vor Andern nicht gern aus, wenn gleich es ihr zu hoher Befriedigung gereichen mußte, daß diese Heirath sowohl aus praktischen als aus moralischen Gründen zu billigen war.

„Du magst Recht haben, Mutter," erwiderte Lord Hythe nach einigem Besinnen, gutmüthig lächelnd, „aber wenn ich dem Mädchen nun doch nicht gefiele? Ich kann sie wahrlich nicht mit Gewalt heirathen, bei Fackellicht in der alten Schloßcapelle, wie es in der Romanze von Anna Radliffe heißt!"

Aber Lady Mortlake ließ sich durch diese Abschweifung nicht irre machen. Sie führte immer neue Beweisgründe an und verfocht ihren Plan mit der ganzen Hartnäckigkeit, die Frauen in solchen Angelegenheiten eigen ist. Ihr Sohn hörte ihr aufmerksam zu; eine langjährige, parlamentarische Praxis hatte ihn gelehrt, Anderer Meinungen geduldig zu vernehmen, und überdies fühlte er in seiner Brust ein Etwas, das mit den Worten seiner Mutter übereinstimmte.

„Wohlan, Mutter," sprach Lord Hythe nach kurzem Stillschweigen, „wenigstens sehe ich, daß ihr Alle mich mit Lady Flavia verheirathet zu sehen wünscht, und ihr wißt, daß ich nicht glücklich sein könnte, wenn das Weib meiner Wahl eurer Liebe nicht gewiß wäre. Aber vor Allem scheint es mir unerläßlich, daß künftige Eheleute einander kennen lernen, und ich muß dir gestehen, daß, abgesehen von meiner geringen Menschenkenntniß, Lady Flavia mir bisher gar oft als ein Räthsel erschienen ist. Entweder ist sie eine tiefere Natur, als ihr Alle glaubt —"

„O August, Lady Flavia eine tiefe Natur!" rief die Gräfin halb lachend aus. „Ein unschuldiges Ding, im Kloster erzogen, das Nichts von der Welt weiß!"

„Dann bin ich einfältiger, als ich dachte," erwiderte Lord Hythe ruhig. „Mit jedem Tage muß ich meine Meinung über sie ändern. Oft möchte ich sie andächtig verehren, so gut, so lieblich und kindlich erscheint sie mir, aber wiederum ist ein Blick, ein Ton von ihr im Stande, Zweifel in mir zu erwecken. Ich kann mich mit ihrem eigenthümlichen Lachen nicht befreunden, obgleich es vielleicht einem alten Junggesellen nicht zukommt, das Lachen eines jungen Mädchens zu kritisiren — genug, ich meine ihr gleichgiltig zu sein und hoffe nur, daß die Sache nicht damit ende, daß sie mir nicht gleichgiltig bleibt!"

Bei diesen Worten hielt Lord Hythe inne, er hatte mehr gesagt, als er beabsichtigte; eine plötzliche Röthe überflog sein Antlitz, und

schweigend verließ er das Zimmer. Bekümmerten Blickes sah ihm seine Mutter nach, als sie an's Fenster trat und ihn in Begleitung des treuen Leo die lange Allee zum Park hinauf wandeln sah.

Er machte keinen langen Spaziergang. Kaum war er den Blicken seiner Mutter entschwunden, als Lady Flavia's mit Ponies bespanntes Wägelchen heranrollte. Dies gewährte einen reizenden Anblick: die zwei feurigen Thiere vor dem leichten Fuhrwerk, in welchem Lady Flavia saß, reizender als je, mit dem kleinen, weißbefiederten Hute, in kostbarem Sammetüberwurf, der sich schwellend der schlanken Gestalt anschmiegte. Sie führte die kleine Peitsche mit graziöser Handbewegung und fuhr leicht und furchtlos dahin, wiewohl sie erst seit Kurzem sich im Wagenlenken geübt hatte. Die Ponies waren wild und unbändig, aber unter des jungen Mädchens Leitung schienen sie wie durch Magie gezähmt. Sie hielt an, als sie den einsamen Spaziergänger gewahrte.

„Ich glaubte Sie in der Gesellschaft meiner Schwestern," sagte Lord Hythe.

„Allerdings," erwiderte Lady Flavia und erzählte, wie sie mit den beiden Mädchen die Dorfschulen besucht hätte, wo die Zöglinge von Lady Caroline in der biblischen Geographie geprüft worden seien. „Ich übernahm auch eine Classe," fügte sie mit schelmischem Tone hinzu, „aber es ist mir schlecht ergangen. Die Kleinen lachten fortwährend über mich. Die ehrwürdige Schullehrerin, eine Minerva mit blauer Brille, sah mich höchst ungehalten an und protestirte dagegen, daß ich den Kindern Märchen erzählte. Und doch wußte ich nichts Anderes, denn ich habe so wenig gelernt. Selbst Caroline verlor die Geduld und erklärte, ich würde alle Disciplin zu Grunde richten. So mußte ich schmachvoll abziehen — und nun bin ich hier." Sie begleitete diese Worte mit einem Lachen, das heute zum ersten Male in Lord Hythe's Ohren lieblich klang und ihn nöthigte, mitzulachen.

„Ich fürchte," bemerkte er, „daß der Ernst viel gewichtigerer Versammlungen Ihren losen Einfällen gegenüber nicht Stand halten würde."

Während dieses Gespräches hatte Lady Flavia die Ponies langsamer anziehen lassen, so daß Lord Hythe neben dem Wagen herging, bis sie den Garten erreicht hatten.

„Wollen Sie jetzt die beiden munteren Thiere dem Stallknecht überlassen und in meiner Begleitung die Terrasse besuchen? Ich bedarf Ihres Rathes in Betreff der Orangerie. Meine Schwestern wollen dort durchaus einen Pavillon im maurischen Styl, ich möchte daher Ihre Meinung hören," sagte Lord Hythe, indem er dem jungen Mädchen die Hand zum Aussteigen bot. Der Stallknecht faßte die Ponies am Zügel, und Lady Flavia trat am Arme ihres Begleiters in den Garten. Sie schritten durch dieselbe Thür, welche vor wenigen Tagen der nächtlichen Wanderin den Weg nach dem Kiefernwalde geöffnet hatte. Sie ahnte nicht, daß das Porträt dem sichern Versteck entführt war, und betrat ruhig die Terrasse. Diese lag an der äußeren Seite des Gartens, durch einen breiten Wiesenplan, hie und da mit Rhododendren bepflanzt, vom Hause getrennt. Am Ende derselben, ganz in der Nähe der Fischteiche, sollte die Orangerie angelegt werden; dorthin führte Lord Hythe seine Cousine.

„Maurisch oder nicht maurisch — das ist die Frage," sagte er scherzend. „Entweder den styllosen Styl aus Georg des Dritten Zeit in bloßem Stein und Mörtel, oder ein Stückchen Alhambra!"

Das ehrenwerthe Parlamentsmitglied entwickelte bei dieser Gelegenheit eine ihn selbst überraschende Beredtsamkeit in der Schilderung jener Ueberbleibsel maurischer Kunst, die dem heutigen Spanien noch immer einen romantischen Reiz verleihen. Lord Hythe pflegte sonst nicht von seinen Reisen zu erzählen, aber dies Mal erging er sich mit ungewöhnlicher Wärme in einer Darstellung des Alkazar, dessen großartiger Bau und Farbenreichthum in seiner Erinnerung auftauchten — zumal da er Thränen in den blauen Augen seiner Zuhörerin bemerkte und eine brennende Röthe ihr schönes Antlitz färbte.

„Es ist Nichts," sagte Lady Flavia, sich abwendend. „Sie haben es nur so hübsch geschildert — Dinge, die ich nie sehen werde." Ein leichter Seufzer entrang sich ihrer Brust, sie schwieg.

Lord Hythe ergriff ihre Hand, er war sichtlich gerührt von dem bekümmerten Blicke des Mädchens.

„Und warum sollten Sie jene Herrlichkeiten

nicht sehen?" fragte er. „Ich ahnte nicht, daß Sie den Meisterwerken der Architectur solches Interesse schenkten. Wie glücklich wäre ich, wenn ich in Ihrer Gesellschaft, theure Flavia, Granada, Sevilla, Cordova wieder sähe!"

Ein leichter Druck der zarten Hand streifte seine Finger, das Blut schoß mit jäher Schnelligkeit in ihre Wangen.

„Sie sind sehr gütig, lieber Vetter," sagte das reizende Mädchen, indem sie mit dem Ausdruck seraphischer Unschuld zu ihm aufblickte. Ihre Wangen deckte eine leichte Röthe, ihre Augen schwammen in Thränen. Lord Hythe hätte mehr oder weniger als ein Mann sein müssen, wenn er hier widerstehen konnte.

„Flavia!" rief er aus, indem er ihre Hand in die seinige preßte. „Laß mich mehr als Vetter für dich sein! Theuerste, himmlische Flavia! Sei mein Weib, damit ich dich hege und der Deine sei mit der vollen Hingebung eines nicht jugendlichen, aber treuen Herzens. Wisse, daß ich dich liebte in der ersten Stunde, als ich dich sah —"

(Fortsetzung folgt.)

Das Jubiläum des Henkers von Bristol.

Die gewerbreiche Stadt Bristol war in den ersten Tagen des Monats Juni d. J. Zeuge einer ebenso seltsamen als glänzenden Feier, an der sich alle Schichten der dortigen Bevölkerung jedes Alters und Geschlechts in gleicher Weise betheiligten. Der Scharfrichter James Fitz, ein ehrenwerther corpulenter Herr, zugleich ein Mann von großem Ansehen, der Schrecken aller Gauner, von deren Zunft er nach dem Spruche der weltlichen Gerechtigkeit nunmehr seit 25 Jahren eine große Zahl in's bessere Jenseits befördert hatte, feierte sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum. Der hehre Tag wurde in würdiger Weise dadurch eingeleitet, daß der ehrenwerthe Herr James Fitz bei Sonnenaufgang die Mörderin Clara Gagot, die ihren Gatten und ihre Tochter vergiftet hatte, vom Leben in den Tod mit dem Stricke beförderte. Eine zahllose Menschenmenge wohnte diesem schauerlichen Drama bei, bei welchem Herr Fitz, wir wissen nicht zum wie vielten Male, als Meister in seiner Kunst sich bewährte. Ein donnerndes Cheer der gaffenden, müßigen Menge lohnte seine Bravour, als er nach gethaner Arbeit, im Vollgefühle erfüllter Pflicht, sich vom Richtplatze unter der üblichen Escorte im scharlachrothen Amtskleide entfernte. Alles, was Bristol an Berühmtheiten von Geist und Capital nachwies, hatte sich am Abende des solennen Tages in Fitz-Hall, dem reizenden Landhause des greisen Helden vom Stricke, ein Stelldichein gegeben, um diesen zu beglückwünschen, zu betoasten; es wurden lange, warme Speechs gehalten, aus allen Theilen des meerumschlungenen Reiches trafen auf telegraphischem Wege Grüße und Anerkennungs-Adressen ein. Kurz, Herr Fitz hatte an seinem Ehrentage sich so vieler Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen, daß er bei einbrechender Nacht mit diesem schönsten Tage seines vielgeplagten Daseins zufrieden sein konnte. Doch der Mensch soll den Tag nicht eher loben, als bis er vorüber ist.

Es war eine trübe, regnerische Nacht. Herr Fitz, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, von den ihm gewordenen Ehren gleichsam erdrückt, wollte sich zur Ruhe begeben, als er, in seinem Schlafzimmer angelangt, durch ein unheimliches Geräusch unliebsam erschreckt wurde. Durch das halbgeöffnete Fenster, dessen Aussicht in einen baumreichen Garten geht, stiegen mittelst einer angelegten Leiter einige handfeste, stämmige Kerle mit wilden verzerrten Mienen ein, in denen der geübte Blick des Herrn Fitz nur allzu leicht jenes Gelichter erkannte, an welchem Bristol so reich ist. Die Gäste des Hrn. Fitz, sechs an der Zahl, hatten ihren Sprecher, der in echt englischer parlamentarischer Weise an den ehrenwerthen Fitz ungefähr folgende Rede hielt: „Sie seien zur Begrüßung des erfahrenen und erprobten Scharfrichters bei Nacht gekommen, weil die kostbaren Stunden des Tages von andern Gästen in Anspruch genommen worden seien, weil sie ferner zu keiner gesetzlich anerkannten Corporation zählen, weil ferner ihre Widersacher sie beharrlich in den Gefühlen aufrichtiger Sympathien und in ihren Loyalitäts-Ausdrücken behindern. Herr Fitz habe sich um die Menschheit hoch verdient gemacht durch sein Wirken; die Ehre des Standes, dem sie (die Gauner) angehörten, gebiete diese Anerkennung; denn wenn er auch so manchen ihrer guten Freunde

den Weg in's Jenseits angebahnt, so sei dies stets von ihm „„liebevoll in echt humaner Weise““ geschehen.“

Als Zeichen ihrer Anerkennung überreichte die Deputation dem Scharfrichter einen aus getriebenem Silber kunstvoll gefertigten Galgen. Herr Fitz, Anfangs verdutzt über den unerwarteten Besuch durch's Fenster, beantwortete die Ansprache in würdevoller Weise, dankte für den ihm gewordenen Ausdruck der Achtung und Anerkennung und bedauerte, wegen der vorgerückten Nachtstunde seine Gäste nicht entsprechend bewirthen zu können, doch reichte er jedem Einzelnen die Hand, und nachdem neuerdings Complimente gewechselt waren, entfernten sich die Gäste auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, trotz aller Einsprache des Herrn Fitz, welcher ihnen den Weg durch die Thür gezeigt hatte. Kaum war dies geschehen, als die Haushälterin des Herrn Fitz, Sarah Klimport, athemlos in's Schlafgemach ihres Herrn stürzte und zitternd vor Angst und Entsetzen folgenden Rapport herstammelte: Es seien ungefähr zehn Männer in den Speisesaal zu ebener Erde gedrungen, hätten den Dienstleuten Stillschweigen geboten, die sich Widersetzenden geknebelt und sodann alles Silbergeschirr, das den Gästen bei der Tafel gedient hatte und zum größten Theile entlehnt war, Becher, Platten, Krystalle, die kostbaren Ehrengeschenke, zusammengerafft, sogar die Amtsreliquien des Henkers. Das Haus sei förmlich ausgeplündert worden; der Schaden belaufe sich auf mehrere tausend Pfund, und es sei nicht abzusehen, wie Herr Fitz die Darleiher des Silbers entschädigen könne. Herr Fitz blickte verzweiflungsvoll auf den silbernen Galgen, das Ehrengeschenk seiner Freunde, stieß sodann ein Wuthgeschrei aus und stürzte hinaus, um sich zu überzeugen, in wie weit Frau Klimport die Wahrheit gesprochen.

Frau Klimport, zeitlebens eine Freundin der Wahrheit, hatte auch dies Mal nicht zu viel gesagt, der Schweiß einer fünfundzwanzigjährigen mühsamen Arbeit und noch mehr als dies, war auf schlau berechnete Weise in die Hände der Gauner gefallen, und Nichts war ihm geblieben, als das Symbol seines Amtes: der silberne Ehrengalgen.

Zwar wurden die Strolche nachträglich eingefangen, aber die ganze Habe des Henkers, die entliehenen Werthsachen und Ehrengeschenke waren unwiederbringlich verloren.

Gemeinnütziges.

Eine Fabrik in Metz verwendet zum Bleichen von Leinen, Baumwolle ꝛc. übermangansaures Natron. Die Zeuge werden in ein Bad dieses Salzes gebracht, von Zeit zu Zeit darin mit einem Glasstabe umgerührt und nach ca. 10 Minuten herausgenommen, wobei sie durch den Niederschlag von Manganoxyd stark braun gefärbt erscheinen. Dann werden sie möglichst rasch in Wasser getaucht, das mit Schwefelsäure angesäuert ist, und wieder umgerührt, worauf sie nach 1—2 Minuten fast weiß sind. Diese Operationen werden noch zwei Mal wiederholt, dann erscheinen die Zeuge glänzend weiß, ohne daß die Fasern im Geringsten beschädigt sind.

Verschiedenes.

(Ein gescheidter Schwabenstreich.) Ein „zersprengter Württemberger“, der aber doch seinen Kopf noch nicht verloren hatte, verkleidete sich in dem Sonnenwirthshause zu Hardheim geschwind als Hausknecht und stellte sich einem mit dem Rufe: „Wo sind die Hunde?“ heransprengenden Husaren mit der Antwort entgegen: „Da oben auf dem Speicher ist einer; ich halt' das Pferd schon!“ Der Husar, Säbel im Mund, Karabiner in der Hand, schwingt sich vom Pferd, hinauf auf den Speicher, mein Württemberger aber auf das Pferd und Böblingen zu.

Ein Spieler muß schon deßhalb reich zu werden suchen, weil nie ein reicher Spieler stirbt.

Auflösung der Charade in Nro 115:

Gastwirth.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 117. Sonntag, den 30. September **1866.**

Der Worschtmark.

Kerwe, Johrmark, Freund, das les'schte
In der Zeitung jede Woch:
Doch jetzt kummt der allergröschte
In der Palz, der Worschtmark noch.

Geschtern bin ich dort gewese
Uf der Wiss', in Derkem drin:
Gott! wie wusselt's un was reese
Dohin Herre, Dame, Kinn.

Bude sin schun ufgeschlahe,
Un drin racht's un brodelt's schun;
Manchem Thier wurd' uf'm Schrahe
Kopp un Schwänzel abgenumm.

Schpeck-Säu, Ochse, Kälwer, Hämmel
Henken dort, es is e Schtaat,
Un vun ihne kreischt im Pännel
Jetzt schun Worscht un Karmenat.

Hacke thut's vum frühe Morje,
Bis die Schtern am Himmel stehn,
Jeder Werth der sucht zu sorje,
Daß die Wörscht ihm nit ausgehn.

Es durchschtöwern alle Winkel
Dort die Jä'er in Feld un Wald,
Schießen Hase, Reh, Feldhinkel
Un e Wildsau — wann se halt.

Gäns' un Dauwe, Fisch' un Vögel,
Wälschhahn, Ente, selbscht Fasan,
Junge Hahne, all Geflügel
Kann mer uf'm Worschtmark han.

Sunntag, Montag, will ich sage,
Wer ich aach uf Derkem geh'n,
Dann an eem vun dene Tage
Is e rother Mohr zu seh'n.

Zahme Wölf die sin schun dorte,
Sehr geschickt un sehr gescheidt,
Warten in're Hütt' vun Borde
Uf met Worscht un Wein de Leut!

Munkle han ich aach mol höre,
Daß gekeltert wär schun Wein,
Awer wie der 65er
Soll er deß Johr doch nit sein.

Un die Werth — ach, wie so billig!?
Kellnerine, ach Herrje!
Alle tra'en uf so willig
Um des Geld im Portmonne.

Neustadt, im September 1866.

G. Deisinger.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Viel Anderes noch sprach Lord Hythe in der feurigen Aufwallung dieses Augenblicks, unerschöpflich strömte der Redefluß von seinen Lippen. Unverwandt hörte Lady Flavia seinen Worten zu. Als er jedoch geendet, zog sie ihre Hand aus der seinigen und erwiderte in bescheidenem, aber bestimmtem Tone:

„Vetter Hythe, Sie haben mir eine große Ehre erwiesen — nur bedaure ich, sie ablehnen zu müssen. Ich bin Ihnen zugethan und schätze Sie hoch; das Weib, das die Ihre wird, sieht einer glücklichen Zukunft entgegen — doch ich muß verzichten."

Ihre Augen waren trocken, ihre Stimme klang fest und nachdrücklich. Das muthwillige Kind war plötzlich wie verwandelt, und sie sprach diese Worte mit dem vollen Ausdruck der Entschlußreife.

„Nein ist das Femininum von Ja," sagte Lord Hythe mit halb erzwungenem Lächeln, indem er versuchte, ihre Hand wieder zu ergreifen. Aber er erkannte bald, daß er es mit dem vollen Ernste eines charakterfesten Mädchens zu thun hatte. Vergebens waren seine Vorstellungen, vergebens klagte er sich an, sie allzuplötzlich mit seinem Antrage überrascht zu haben — sie bat ihn, diesen Gegenstand nicht wieder zu berühren, und zwar in so eindringlichem Tone, daß ihm keine Hoffnung blieb. Schweigend ging er neben ihr dem Hause zu; hier reichte sie ihm mit fast wehmüthigem Lächeln

ihre Hand und begab sich dann in ihre Zimmer. Lord Hythe blieb wie vernichtet stehen. Da kam seine Schwester Julia in neugieriger Hast aus ihrer Mutter Zimmer.

„August, hast du mit ihr gesprochen? O, ich bin so erfreut —" aber ihres Bruders Züge verriethen keinen glücklichen Bewerber.

„Ich habe mit ihr gesprochen. Es muß mir Jemand zuvorgekommen sein — und doch ist auch dies unwahrscheinlich, sie ist ja in einem Kloster erzogen. Sprich nicht mehr davon, Julia, wenigstens heute nicht. Das Mädchen ist mir räthselhafter als je."

Damit endete diese Unterhaltung.

Der Schleier beginnt sich zu lüften.

Als Lady Flavia ihr Zimmer betrat, warf sie Hut und Handschuhe ab, schüttelte ihre reichen, schweren Locken und blickte lange und unverwandt in den Spiegel, der wohl selten, vielleicht nie ein Antlitz von so großer, eigenthümlicher Schönheit zurückgeworfen hatte. Das regellos herabfallende Haar fiel so üppig über den classisch geformten Kopf — es wäre ein entzückender Anblick gewesen, wenn nicht das Ebenmaß ihrer Züge in diesem Augenblicke einer tiefgehenden Erregung nachgegeben hätte. Aus ihren blauen Augen schoß wie ein Pfeil ein kalter, schneidender Blick, ihre Lippen waren leise geöffnet, und hinter diesen lauerten zwei Reihen der weißesten Zähne, eng zusammengepreßt.

„Ich durfte nicht," sagte sie im Tone heftigster Wallung. „Ich ließ ihn ruhig aussprechen, der Triumph schmeichelte mir. Aber ich durfte nicht annehmen, wie ich mich auch wenden mochte. Ich, ich, Flavia Clare, müßte aufgeben, was ich zu erobern entschlossen war. Ich, die so Großes wagte, stand hier vor einer unübersteigbaren Schranke."

Sie sprach diese Worte sehr leise, aber ihre Augen blitzten dolchartig, und hohe Röthe färbte ihre Wangen. „Desto schlimmer für mich — desto schlimmer auch für Andere!" murmelte sie endlich und wandte sich um.

Im nächsten Augenblick durchmaß sie singend das Zimmer, legte den schwarzen Sammetüberwurf ab und glättete mit rascher Hand ihre Hutfeder. Ihr gewöhnliches Lächeln hatte sich wieder eingestellt, das unheimliche Leuchten war aus ihren Augen verschwunden, ihr ganzer Liebreiz zurückgekehrt. In wenigen Augenblicken hatte sie die verbogene Feder, den gedrückten Hut und die faltig gewordenen Handschuhe in ebene Form gebracht. Sie war gewohnt, Manches selbst zu besorgen, und verzichtete oft auf die Dienste der alten Simmons, die sich zu großem Leidwesen oft überflüssig fand. Lady Flavia behauptete jedoch, sie sei nun einmal im Kloster unserer lieben Frau vom Berge Carmel erzogen worden und nicht gewillt, ihre alten Gewohnheiten aufzugeben. Vielleicht hatte sie ihre besondern Ursachen dazu, jedenfalls aber fühlte sich die Simmons in keiner behaglichen Stellung, da sie schon mancher jungen Dame gedient und durch ihre Hilfsleistungen unentbehrlich geworden war. Die verwais'te Tochter des frühern Besitzers dieser Herrschaft ließ sich nicht gern auf die gravitätischen Auseinandersetzungen der bejahrten Dienerin ein; sie schien weniger zum Zuhören, als zum Nachsinnen geneigt, und oft überschattete eine Wolke die klare Stirn, hinter der doch Niemand schwerere Sorgen vermuthen konnte. Sie hatte die auf der Bühne häufiger als im wirklichen Leben vorkommende Gewohnheit: laut zu denken. Gemeinhin pflegt man den gefährlichen Hang zu Selbstgesprächen nur Einsiedlern, die keine andere Gesellschaft als ihre eigene kennen, oder Solchen zuzuschreiben, die aus irgend welchen Gründen vor der Welt einen gewissen Charakter zu behaupten suchen. Dennoch wäre es ein voreiliger Schluß gewesen, wenn man Lady Flavia's Monologen derartige Motive zugeschrieben hätte.

Es klopfte. Lady Flavia hieß die Simmons eintreten. Aber es war nicht die Simmons mit dem verlegenen Husten und dem rasselnden Schlüsselbund, sondern Benson, die Haushälterin, welche einen Brief auf silbernem Präsentirteller überreichte.

„Um Verzeihung," sagte sie fast stockend, „da die Simmons nicht bei der Hand war und der Bote auf die Antwort wartet, so entschloß ich mich, den Brief selbst zu übergeben."

Mrs. Benson hätte dieser Entschuldigung nicht bedurft, aber die gesammte Dienerschaft des Schlosses hatte, von einem gewissen Instinct geleitet, ungemeinen Respect vor Lady Flavia und suchte Alles zu vermeiden, was ihr Mißvergnügen erregen konnte. Sie war in aller Augen eine edle Dame von höherem Range

als des jetzigen Grafen Töchter, dessen Brod sie aßen. Vielleicht trug der Umstand, daß die junge Erbin, im Gegensatze zu den jetzigen Besitzern des Gutes, gleichsam im Purpur geboren war, zu dieser bedingungslosen Ergebenheit bei, jedenfalls aber verdankte sie dieselbe ihrem persönlichen Auftreten, denselben Ursachen, die Leo zu ihrem Sclaven machten und die Ponies unter ihrer Leitung zähmten. So gaben die Bewohner des Herrenhauses ausnahmslos dem jungen Mädchen nach, das nie ein unfreundliches Wort sprach, Jedem artig begegnete, wenngleich ihr leutseliges Wesen von einem tactvollen Maße getragen wurde, was der Hoheit eigen ist.

Lady Flavia nahm den Brief. Ihre Hand zitterte nicht beim Oeffnen, aber ihr Herz schlug in wildem, regellosem Tacte, als sie die wenigen Zeilen überflog. Hätte Mrs. Benson in das Innere der Lesenden blicken können, sie würde einen fieberhaft klopfenden Puls entdeckt, sie würde das jäh erregte Blut unter der eisigen Larve der Gleichgiltigkeit auf- und niederfluthen gesehen haben.

„Sehr ungelegen!" sagte Lady Flavia nach einer Weile. — Benson, die nicht ohne Neugier auf der Adresse eine männliche Hand und ein großes rothes Wappensiegel entdeckt hatte, lauschte gespannt auf jedes Wort.

„Recht ungelegen, ich mag jetzt nicht schreiben. Sagt nur, daß ich Antwort schicken werde!"

Dieser Bescheid wurde dem Boten überbracht, der sich in der Küche bei Rindfleisch und Ale von den Mühen des Weges erholte und der Neugier der Dienerschaft Rede stehen mußte. Indessen ergab die mit Mühe erpreßte Auskunft des ziemlich beschränkten Burschen keine weitere Aufklärung, als daß er aus dem „Pferdekopf", einem Wirthshause, wohl eine gute Stunde entfernt, käme, und daß der Herr, der ihm den Brief nebst einer halben Krone fluchend übergeben hätte, ein junger Mann wäre, der Cigarren rauchte, einen Schnurrbart trüge und wie ein Officier aussähe. Den Namen wußte er nicht, wohl aber hätte er aus einem Gespräche des fremden Herrn mit dem Wirthe entnommen, daß derselbe ein Reitpferd zu kaufen, also wohl längere Zeit zu verweilen gedächte. (Fortsetzung folgt.)

Preußens allmäliges Wachsthum.

Der folgende Rückblick zeigt, daß es seit den Tagen des Kurfürsten Friedrich I. nicht einen Sprößling des Hauses Hohenzollern gegeben hat, der nicht seinem Lande einen Zuwachs an Gebiet und Leuten erworben hätte.

1) Kurfürst Friedrich I., als Graf von Hohenzollern und Burggraf von Nürnberg Friedrich VI., übernimmt 1415 von Siegmund, dem letzten Kurfürsten von Brandenburg aus dem luxemburgischen Hause, die Kurmark mit der Kur- und Erbreichskammerwürde gegen Zahlung von 400,000 Goldgulden. Die Kurmark Brandenburg bestand damals, nachdem der letzte Luxemburger, Siegmund, die Neumark an den deutschen Orden verkauft hatte, nur aus der Alt-, Mittel- und Uckermark mit den Herrschaften Priegnitz, Sternberg und Lebus. Das Ganze mochte an Flächenraum etwa der Hälfte der jetzigen Provinz Brandenburg und an Bevölkerung etwa derjenigen der jetzigen Herzogthümer Braunschweig und Sachsen-Koburg-Gotha gleichkommen.

Kurfürst Friedrich I. regierte von 1415 bis 1440. Er hatte während seiner Regierung genug zu thun, um den unter den Luxemburgern zerrütteten Kurstaat in Ordnung zu bringen und gegen die Angrenzer, namentlich gegen das Stift Magdeburg und den deutschen Orden sicher zu stellen.

2) Kurfürst Friedrich II., 1440—1470, erwarb die Neumark von dem deutschen Orden zurück, außerdem die Herrschaften: Kotbus, Pritz, Wernigerode, Teupitz und Wusterhausen.

3) Kurfürst Albrecht Achilles, 1470—1486, erwarb die Gebiete und Herrschaften: Krossen, Züllichau, Sommerfeld, Bobersberg, Lockwitz, Murraden, Bernstein und Togalow.

4) Kurfürst Johann Cicero, 1486—1499, erwarb die Herrschaft Zossen.

5) Kurfürst Joachim I., Nestor, 1499—1535, vermittelt die Ernennung seines Vetters Albrecht zum Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen (1511) und erwirbt Stadt und Herrschaft Ruppin.

6) Kurfürst Joachim II., Hector, 1535 bis 1571, begründet die Ansprüche auf Schlesien durch den Erbvertrag mit dem Herzog von Liegnitz.

7) Kurfürst Johann Georg, 1571—1598,

erhält die Mitbelehnung über Preußen von Seiten Polens, erwirbt die Herrschaften Braslow und Starklow.

8) Kurfürst Joachim Friedrich, 1598—1608, tritt als Administrator die Regierung über das Herzogthum Preußen für den letzten, geistesschwachen Herzog von Preußen an.

9) Kurfürst Johann Siegmund, 1608 bis 1619, übernimmt 1611 das Herzogthum Preußen als polnisches Lehen, erwirbt die Grafschaften Schwedt, Mark, Ravensberg und das Herzogthum Cleve-Berg. Anfang der preußischen Herrschaft im Osten und Westen.

10) Kurfürst Georg Wilhelm, 1619—1640, bereitet im dreißigjährigen Kriege die seinem Nachfolger im westphälischen Frieden zugestandenen Erwerbungen vor, befestigt auch den Besitz des Herzogthums Preußen durch Vertrag mit Polen.

11) Kurfürst Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, 1640—1688, erwirbt das Herzogthum Hinterpommern, Stadt und Gebiet Magdeburg und Halberstadt, den Saal-Kreis, Stadt und Gebiet Kamin, die Herrschaften Hohenstein und Schwibus, das Fürstenthum Minden. Er wird, durch Aufhebung des Lehnsvertrags mit Polen, souveräner Herzog von Preußen.

12) Kurfürst Friedrich III. regiert als Kurfürst von Brandenburg und souveräner Herzog von Preußen von 1688—1701, setzt sich die Krone als König von Preußen auf und regiert als

König Friedrich I. von 1701—1713. Er erwirbt Stadt und Gebiet Quedlinburg, die Grafschaften Bingen, Mörs, Tecklenburg und das Fürstenthum Neuenburg.

13) König Friedrich Wilhelm I., 1713 bis 1740, erwirbt die Herzogthümer Geldern und Vorpommern.

14) König Friedrich II., der Große, 1740 bis 1786, erwirbt Schlesien, Ermeland, einen Theil Westpreußens, den Netze-District, Posen und die Grafschaft Mansfeld.

15) König Friedrich Wilhelm II., 1786 bis 1797, erwirbt Ansbach und Bayreuth und durch die zweite und dritte Theilung Polens die früher von Polen in Besitz genommenen Theile von Ostpreußen mit Danzig und Thorn und Neuschlesien, endlich einen Theil von Polen selbst mit der Hauptstadt Warschau. Der preußische Staat wird hierdurch an Flächenraum fast auf das Doppelte gebracht und war sogar, wohlverstanden an Flächenraum, bei Friedrich Wilhelms II. Tode größer als jetzt.

16) König Friedrich Wilhelm III., 1797 bis 1840, gewinnt und erwirbt das Eichsfeld, die Städte und Gebiete: Nordhausen, Mühlhausen, Erfurt, einen Theil des Königreichs Sachsen, die Lausitz, das ganze heutige Westphalen und die ganze heutige Rheinprovinz, mit Einschluß einiger schon früher innegehabten Gebietstheile; wogegen ein Theil des unter Friedrich Wilhelm II. erworbenen Polens mit Warschau zurückgegeben wird. An Flächenraum hat Preußen bei dem Tode Friedrich Wilhelms III. einige hundert Quadratmeilen weniger, als unter dem vorigen König, aber die Qualität der neuen Erwerbungen und dee Seelenzahl in's Auge gefaßt, ist der preußische Staat unter Friedrich Wilhelm III. an Macht und Größe abermals mindestens als um das Doppelte gestiegen zu betrachten.

17) König Friedrich Wilhelm IV., 1840 bis 1862, erwirbt die Fürstenthümer Hohenzollern.

18) König Wilhelm I., von 1862 an, erwirbt die Herzogthümer Lauenburg, Holstein, Schleswig, Nassau, das Königreich Hannover, Kurhessen, die freie Stadt Frankfurt.

So wurden die Kurfürsten von Brandenburg und späteren Könige von Preußen in Wahrheit, was die römisch-deutschen Kaiser nur dem Namen nach waren: „Mehrer des Reiches."

Gemeinnütziges.

(Collodium gegen Hühneraugen.) Eine nicht genug zu empfehlende Eigenschaft des Collodiums besteht darin, daß, wenn man die Hühneraugen, nachdem man sie gehörig beschnitten hat, damit bestreicht, dieselben für längere Zeit ganz unempfindlich gemacht werden.

Verschiedenes.

„He! Modelberger, was fällt Ihm ein, sich in meinen Armstuhl zu setzen und da zu schlafen! Er bildet sich gewiß ein, Er sei ich, der Amtsverwalter, — dumm genug ist Er dazu!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 118. Mittwoch, den 3. October 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Lady Flavia überlas den Brief mehrmals; dann zerriß sie ihn in unzählige Stückchen und trug diese in das anstoßende Zimmer, um sie dem Feuer zu übergeben. Darauf kehrte sie mit langsamen, unsichern Schritten zurück; ihr Gesicht hatte eine aschgraue Farbe angenommen, die mehr dem Tode als dem Leben anzugehören schien. Sie erhob ihre rechte Hand, die zarte niedliche Hand mit den feinen, durchsichtigen Fingern, und sprach in leisem, träumerischem Tone: „Es ist kein Fleck daran, wie an Lady Macbeths Hand. Ja, wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts sind klüger. Wir begehen unsere Verbrechen nicht auf so plumpe Weise, daß das Blut an den Wänden oder den Fußböden klebt. Aber da Sie wissen, was ich weiß, und dasselbe sind, was ich bin, Basil Royston, so haben Sie klug daran gethan, hierher zu kommen, um meinen Willen nach dem Ihrigen zu beugen. Recht klug — in der That — nur warten Sie das Ende ab!"

Bei diesen Worten flog ein unwillkürlicher Schauder über sie vom Scheitel bis zur Fußsohle; mit einem unterdrückten Schrei unverstellten Schmerzes warf sie sich auf das Bett und krümmte sich wie ein getretener Wurm.

„O gib mich mir selbst zurück! Lasse die Tage wiederkehren, da noch ein menschliches Herz und nicht nagende Qual in dieser Brust wohnte!"

So wilde Worte entrangen sich ihren Lippen in wirklicher, unerkünstelter Angst.

„Ich möchte beten, möchte unschuldigen Kindern wieder in die Augen blicken, ohne eine unendliche Kluft zwischen mir und ihnen gähnen zu sehen. Gleiche ich nicht jenen Verdammten, die mitten aus dem höllischen Feuer nach dem Aufenthalte der Seligen hinüberblicken? Ach! schon jetzt leide ich Höllenqualen — freilich nur selten, denn mein Herz ist gepanzert. Eine Centnerlast ruht auf dieser Brust, aber ich vermag sie zu tragen, ich fühle mich stark genug und will nicht wieder stöhnen, wie ein krankes Schulkind!"

Bei diesen Worten richtete sie sich empor und erhob das Haupt mit dem Ausdruck ihrer alten Entschlossenheit. „Ich diene einem Herrn, der kein Zurückweichen erlaubt. Ich habe gewählt und muß, ohne zu wanken, dem schwarzen Banner folgen. Doch bin ich nicht thöricht genug, für Andere zu arbeiten. Was ich that, that ich für mich, nicht für sie. Ich will und muß Gräfin von Mortlake werden!"

Sie war unterdessen vor den Spiegel getreten und hatte mit rascher, sicherer Hand ihre Toilette wieder geordnet. „Ich will Gräfin von Mortlake werden," fuhr sie fort, „ich will jene nichtssagenden Geschöpfe in Bewegung bringen, denen nur die Saison eine flüchtige Bedeutung verleiht. Hythe soll stolz sein auf seine Frau. Er ist brav und lieb. Ja, wäre ich noch, was ich einst war —" hier stockte sie einen Augenblick — „wäre ich die romantische Närrin, wie früher, so würde mir ein ehrenwerthes Parlamentsmitglied, das sich in Blaubücher vergräbt, nicht genügen. Aber England gestattet dem Weibe keine Laufbahn, und Hythe ist ein Ehrenmann — er wird sich ohne Zweifel einst zum Minister aufschwingen, und ich werde den Glanz seiner Stellung theilen. Wenn ich dann sterbe, wird man mich in einen rothsammtnen Sarg mit silbernen Griffen legen, die Glocken werden läuten, und man wird das Haupt entblößen,

wenn der stattliche Leichenzug sich dahinbewegt. Der Marmor, der meinen Leib bedeckt, wird den kommenden Geschlechtern erzählen, welches Muster eines Weibes ich gewesen, da ich keine Pflicht unerfüllt ließ, die Armen unterstützte, in die Kirche ging und die würdige Lebensgefährtin eines Peers von England war. Ich will mir die Zuneigung, die Huldigung und Bewunderung dieser thörichten Welt erwerben. Wohlan — die Rolle muß zu Ende gespielt werden! — Der Fatalismus ist das beste Opiat für Wesen meiner Art. Wie viel klüger wären Sie gewesen, Capitän Basil Royston, wenn Sie mich mir selbst überlassen und nicht versucht hätten, meinen Weg zu kreuzen! Doch — komme, was da will!"

Nach diesem Selbstgespräch wusch sie ihr glühendes Antlitz mit kaltem Wasser und ging hinunter, schön und frisch, mit unumwölkter Stirn.

Eine stürmische Unterhaltung.

Basil Royston stand am Fenster in einem Zimmer des Wirthshauses zum „Pferdekopf." Es war einer der Gasthöfe aus der guten alten Zeit, die der Eisenbahnverkehr und die Cultur unseres Jahrhunderts aus den Stätten der rauschenden Betriebsamkeit in die ländliche Abgeschiedenheit verwiesen hat, wo Formen und Sitten der Vergangenheit noch mit lebensfähigem Ausdruck in die Gegenwart hineinragen.

Basil Royston war unstreitig ein stattlicher Mann, der des Eindrucks auf manches weibliche Herz sicher sein durfte. Sein nußbraunes Haar, seine regelmäßigen Züge und ein langer buschiger Schnurrbart, der die fein geschnittenen Lippen überschattete, die glänzend weißen Zähne, welche ein nicht unangenehmes Lächeln sichtbar werden ließ, waren Vorzüge, die in der Damenwelt allzeit Anerkennung finden. Nur seine Augen hatten Etwas von ihrem früheren Glanze eingebüßt, es schien ihnen der dreiste, zuversichtliche Ausdruck der Jugend zu fehlen, eine Folge von Basil Roystons nicht eben rühmlicher Vergangenheit. Der cassirte Capitän vermochte nicht die selbstbewußte Haltung wieder zu erlangen, die er in seiner früheren Stellung behauptet hatte. Seine Kleidung verrieth Wohlstand, dennoch fehlte ihm der noble Geschmack; er gehörte der vornehmen Gesellschaft nicht mehr an und gefiel sich jetzt in seinem alten Hange nach bunten Farben oder schreienden Contrasten. So trug er eine helle Weste und eine hochrothe Halsbinde, an seinem Oberhemde blitzte eine gewaltige Tuchnadel, während seine Finger mit Ringen überladen waren, wie seine Uhrkette mit Petschaften — unbedeutende Aeußerlichkeiten freilich, aber dennoch charakteristische Merkmale für die Stellung ihres Trägers.

Der Capitän — so wurde Basil Royston im Gasthofe genannt, war im ganzen Hause als ein aufbrausender junger Mann von excentrischem Wesen bekannt, den die geringste Widerwärtigkeit in Jähzorn versetzte. Dennoch mußte er ein Gentleman sein, denn seine Garderobe, sein schwerer Mantelsack ließen ihn als den Sprößling einer begüterten Familie erscheinen. Er war sorglos im Geldausgeben, und wenn er in wildem Auflodern einen Fluch ausstieß oder diesen gar mit einer derben Handgreiflichkeit begleitete, so war er im nächsten Augenblick bereit, in launenhafter Willkür das dienende Personal mit übermäßigen Trinkgeldern zu bedenken.

Basil verließ ungeduldig sein Zimmer und begab sich in den Garten, den er in stürmischem Schritte einige Male durchmaß, um nach wenigen Minuten auf die Straße hinaus zu eilen. Seine ruhelosen Augen schweiften suchend nach allen Richtungen hinaus, bis er augenscheinlich in der ärgerlichsten Stimmung in den Gasthof zurückkehrte, wo er sein Zimmer wieder aufsuchte. Nach heftigem Klingeln ließ er sich ein großes Glas mit spirituösem Inhalt bringen und zündete auf's Neue eine Cigarre an. Doch dauerte dieser Zustand unerklärlicher Aufregung nicht lange. Ein Blick aus dem Fenster stimmte ihn plötzlich ruhiger, seine wildfunkelnden Augen schauten stetig nach einer Richtung, seine geballte Faust öffnete sich und ruhte fast bewegungslos auf der Fensterbank, aus seinem Munde strömten minder heftige Rauchwolken, als er vorhin der Cigarre entlockt hatte.

Von zwei feurigen, schwarzen Ponies gezogen, rollte ein niedriges hübsches Fuhrwerk die Straße herauf. Eine junge Dame in Trauerkleidung, mit einer weißen Hutfeder, die wie eine Schneeflocke im Winde flatterte, führte die Zügel und hielt alsbald vor dem Gasthofe, während ein Diener, der den Rücksitz einnahm, herabsprang und den Wagenschlag öffnete. Ehe noch ein Kellner herbeieilen und nach dem Belieben der

Dame fragen konnte, war der Capitän dieser schon entgegengeeilt, um sie hereinzuführen. Einen Augenblick vorher hatte er die Cigarre in den Kamin geworfen, nach einem flüchtigen Blick in den Spiegel die Cravatte zurechtgezupft und stand jetzt der Besucherin gegenüber, die, ohne den angebotenen Stuhl zu berücksichtigen oder des Capitäns zum Willkommen ausgestreckte Hand zu berühren, ihren Schleier lüftete. Basil schien, obgleich er diesen Besuch ohne Zweifel erwartet hatte, befangen; sowohl das stolze Benehmen, wie die seltene Schönheit des jungen Mädchens übten einen verwirrenden Eindruck auf seine Sinne aus.

„Wahrhaftig, Sie sind hübscher als je,“ rief der Capitän, kaum wissend, was er sagte, indem er auf's Neue einen Stuhl hinschob. Ein ironischer Blick war die einzige Erwiederung auf das plumpe Compliment.

„Ich komme nicht hierher, um Ihre Galanterien entgegenzunehmen, begann die junge Besucherin nach einer Weile mit einem schneidend scharfen Tone, während sie, hochaufgerichtet, eine Hand auf dem Tische ruhen ließ und den Capitän mit Blicken fixirte, die einem Medusenauge zu entflammen schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geist der Industrie.

Wer ein Clavier, eine Geige, ein Blasinstrument verbessert, veredelt damit auch die Musik und hebt den Geist des Componisten auf eine neue Stufe der Vollkommenheit. Wer das Lichtbild erfand, hat nicht allein einen neuen Industriezweig von höchster Bedeutung geschaffen, nein, er hat auch zugleich für Liebe und Freundschaft gearbeitet, ja, er ist, was ein Guttenberg für den Schriftsteller wurde, für den Künstler geworden, dessen Bildwerke nun der photographische Apparat ebenso leicht vervielfältigt, um die Keime der Kunst zuletzt auch in die kleinste Hütte zu tragen. Nehmen wir das Mikroskop. Schon hat die Optik und Mechanik eine Stufe der Ausbildung erreicht, daß es neuerlich möglich ward, Instrumente für den geringen Preis von 8 bis 10 Gulden zu liefern, die früher mit 40 bis 100 Gulden bezahlt werden mußten. Was war die Folge davon? Daß gegenwärtig Hunderte, wenn nicht Tausende dieser billigen Vergrößerungsgläser auch von einzelnen Privatpersonen und Gemeinden angekauft wurden. Freilich zunächst nur, um ihr Schweinefleisch wegen Trichinen zu untersuchen; allein, trotzdem hat der Mechanikus für einen höheren Zweck gearbeitet. Denn es kann nicht ausbleiben, daß Jeder, welcher im Besitze eines solchen Wunderglases ist, fast unwillkürlich weiter geht und auch Dinge in seinen Gesichtskreis zieht, an die er früher niemals dachte. Mit andern Worten: die wunderbar gestaltete Fleischfaser wird ihn anregen, auch einmal eine Fliege, eine Schmetterlingsschuppe oder dergleichen unter dem Mikroskope zu betrachten; erstaunt über die Wunder, die sich ihm hierbei zeigen, wird er sie auch Andern mittheilen, und unvermerkt wird er selbst zu einem Apostel der Wissenschaft. Es gehört ja in der Welt oft nur eine flüchtige Anregung dazu, um dieses oder jenes Kind wie durch Zauberkraft für einen höheren Beruf zu entflammen.

Wir sehen mit Sonnenklarheit, daß auch in der Industrie, wie in allem Irdischen, höhere Offenbarungen wohnen, als der gewöhnliche Mensch vermuthet. Anders ausgedrückt: wir werden bewußt oder unbewußt durch tausend Dinge erzogen, welche wir nur der Industrie verdanken und die, so unbedeutend sie auch erscheinen mögen, dennoch häufig den größten Einfluß auf unser ganzes übriges Leben üben.

Wenig erfaßt den Geist des Jahrhunderts, wer der Ausbildung unserer Schul-Lehrmittel durch die Industrie keine tiefere Aufmerksamkeit schenkt. Einseitige Büchergelehrte allein können sich einbilden, daß die Menschheit nur durch philosophische Systeme erzogen und gebildet worden sei. Wie zur Musik auch Instrumente gehören, welche die Geisterschrift der Noten verkörpern, versinnlichen, ebenso gehört eine ganze Welt von Instrumenten dazu, um den Menschen durch die Schule zu erziehen. Oder was wäre denn das Wort ohne den Buchdruck Anderes, als ein flüchtiger Hauch? In der That, was für eine lange Entwicklungskette gehörte dazu, bevor das Kind nur eine Schiefertafel, einen Schieferstift, einen Bleistift, einen Bogen Schreibpapier, Tinte, Stahlfeder u. s. w. erhielt! Und wie haben sich gegenwärtig diese Lehrmittel ausgebildet! Es ist geradezu großartig, wie die außerordentliche

Vervollkommnung aller mechanischen Apparate augenblicklich auch verwendet wird, diese Lehrmittel zu vervielfältigen und ihrem Zwecke auf das Einfachste, Eleganteste anzupassen. Steindruck, Stahlstich, Kupferstich, Holzschnitt, Buntdruck, Aetzkunst, und wie alle diese Gravirkünste heißen mögen, sind durch die Ausbildung unserer Stahlwerkzeuge und unserer chemischen Wissenschaft geradezu neue Schöpfungen unsers Jahrhunderts geworden. Und was vermögen sie heute im Verein zu leisten! Blicken wir nur auf eine mit Buntdruck heute fabricirte Landkarte — und der Geist dieses industriellen Jahrhunderts leuchtet aus ihr mit derselben Kraft und Klarheit hervor, wie aus den Riesenbrücken, den Riesentunnels, den Eisenbahnen, den Telegraphen u. s. w. Achtung vor diesem Geiste, der uns durch Eleganz und Einfachheit, durch Uebersichtlichkeit und Klarheit erzieht!

Ja, das ist das hohe Ziel aller Industrie. Erleichtern, erheitern will sie die kurze Spanne Zeit, die uns das Leben zugemessen; und sowie sie das vollbringt, hat sie damit auch zugleich unser Leben verlängert. Denn es ist keine Frage, daß der Mensch des 19. Jahrhunderts in derselben Zeit durch die unaufhaltsame Ausbildung aller Verkehrs- und Lehrmittel eine ungleich höhere Anzahl von Eindrücken, von Erfahrungen in sich aufnimmt, als der Mensch des 18. Jahrhunderts. Das allein heißt viel leben, und nur, wer viel erlebt, hat lang gelebt.

Nothwendig ist hiermit aber auch ein bequemeres Leben verbunden, und das pflegt gewöhnlich, weil es das nächste Bedürfniß des Menschen ist, am Ersten und weitaus am Meisten bei der Prüfung unseres heutigen Industrialismus in's Auge gefaßt zu werden.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Das Panzerschiff wird gewöhnlich für eine moderne Erfindung gehalten; es dürfte daher wohl interessiren, von einer Karacke oder Kriegsgaleere zu hören, welche von den Johanniter-Rittern ausgerüstet und von Bosio, dem Historiographen des Ordens, beschrieben worden ist; dieselbe war mit Blei geblendet, um sie gegen die feindlichen Kugeln zu schützen. Dieses Schiff war in Nizza im Jahre 1530 gebaut und bildete einen Theil des großen Geschwaders, welches Karl V. gegen Tunis gesandt; Andreas Doria befehligte die Expedition. Nach einer Belagerung von einigen Tagen wurde Tunis mit Sturm genommen, wozu jene Galeere, „Santa Anna“ genannt, viel beitrug. Sie hatte sechs Brücken, zahlreiche und starke Artillerie und 300 Mann Besatzung. An Bord befanden sich eine geräumige Capelle, eine Pulverkammer, ein Empfangssaal und eine Bäckerei, in der jeden Tag frisch gebacken wurde, so daß man stets frisches Brod auf dem Schiffe hatte. Was aber das Merkwürdigste war, das war der Panzer von Blei, der mit ehernen Bolzen befestigt war, und dem jener Geschichtsschreiber die Sicherheit des Schiffes zuschreibt, welches nie von den feindlichen Geschossen verletzt wurde, obwohl es oftmals im Kampf gewesen. Ein Bild dieser großen Karacke ist noch heute im Hospitaliterpalast zu Rom zu sehen.

(Ein Geizhals.) Am 15. September starb in Wien der Private Dominicio B. im Alter von 72 Jahren, der als Besitzer eines großen Vermögens wie ein Bettler lebte. Alle Monat ein Mal aß er Fleisch und wohnte in einer schmutzigen Dachkammer; zu seinem Mittagessen suchte er auf dem Markte in Fünfhaus die weggeworfenen Blätter von Kohl, Kraut rc. zusammen, die er sich selbst kochte. Sein Geld versteckte er in allen Ecken seines Zimmers. Im Anfange dieses Monats rührte ihn der Schlag, so daß er nicht ausgehen konnte. Niemand kümmerte sich um ihn, und er starb vor Hunger. Im Fußboden und in den Möbeln fand man bis jetzt 110,000 fl. Nur Eine Passion hatte er, und das waren Vögel, von denen über 40 Stück in dem kleinen dumpfen Loche gefunden wurden. Vor zwei Jahren war er um die Verleihung einer Pfründnergabe eingekommen.

(Unangenehm.) „Abscheulich!“ rief neulich Käthchen, als sie den Brief ihres Liebhabers las, „mich liebt er und heirathet die Anna; wenn er nur wenigstens mich heirathete und die Anna liebte.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 119. Freitag, den 5. October **1866.**

Eine schöne Viper.
(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Basil biß sich auf die Lippen; die Hand, mit welcher er den Schnurrbart verlegen zurückstrich, zitterte. Dennoch versuchte er sich zu fassen und erwiderte in erkünstelt vertraulichem Tone:

„Wahrlich, Sie sind recht schlimm heute; vielleicht verdiene ich es auch. Aber wir sind einmal Freunde gewesen, ich möchte, daß die gute alte Zeit wiederkehrte, da ich Ihnen Gedichte vorlas." —

Er hatte mit erzwungenen Worten begonnen, aber im Laufe der Rede schien ihn die Wärme eines wahren Gefühls zu durchdringen, seine Blicke wurden sanfter, der Ton seiner Stimme weicher — es mußten tiefe Regungen das Innere dieses Mannes durchziehen. Sein Herz war verderbt, dennoch mußte eine reine Stelle darin zurückgeblieben sein, denn als er der „guten alten Zeit" gedachte, glich er für einen Augenblick nicht einem ehrlosen, ausgestoßenen Soldaten, sondern einem unverderbten jungen Manne, der sich an gemüthliche Freuden einer schuldlosen Vergangenheit erinnert.

Aber Lady Flavia unterbrach ihn.

„Ich bedaure," sagte sie, „daß ich Ihren sentimentalen Rückblicken nicht folgen kann. Das Vergangene gehört nicht hierher, da es gilt, der unerbittlichen Wirklichkeit zu begegnen. Was wünschen Sie? Sie haben mir geschrieben. Sprechen Sie, aber offen und kurz, denn ich erkläre Ihnen rückhaltslos, daß ich künftige Zuschriften von Ihrer Seite nicht berücksichtigen werde."

„Was soll das heißen? Wo hinaus wollen Sie?" fragte Basil mit steigender Aufregung. War Ihnen meine Zuschrift unangenehm? Was blieb mir übrig, da ich doch ohne eine formelle Einladung vom Grafen von Mortlake nicht wohl zu Ihnen kommen konnte?"

„Eine solche Einladung werden Sie ebenso wenig erhalten," versetzte Lady Flavia, „als Sie nach Windsor zu Tisch gebeten oder wieder Oberst in Ihrem Regimente werden."

„Alle Wetter! Können Sie nicht höflicher sein?" fuhr der junge Mann auf. Aber im nächsten Augenblicke suchte er sich zu fassen und seinen Vorwürfen eine mildere Form zu geben.

„Sie sind hart gegen mich," fügte er fast stammelnd hinzu. „Sie könnten Mylord leicht zu einer Einladung veranlassen, denn ich bin überzeugt, daß in seinem Hause Alles Ihnen gehorcht."

Lady Flavia verharrte unverändert in der eisigen Kälte, mit welcher sie Basil von vornherein entgegen getreten war. Ihre Schönheit hatte einen harten, steinernen Ausdruck angenommen, sie blickte auf die geschmacklose Toilette des Capitäns mit der Miene des Hohnes, der an Verachtung grenzte. „Ich hasse mich selbst," sagte sie bitter, „wenn ich jemals schuld war, daß Sie solchen Gedanken nachhingen."

Aber rasch entschlossen gab sie dem Gespräche eine andere Wendung: „Ich werde Lord Mortlake nicht bitten, Sie einzuladen. Wenn Sie mich noch nicht verstehen, so erfahren Sie denn, daß ich zu Krieg und Frieden bereit bin, nach Ihrem Belieben, aber nicht den Willen habe, den Verkehr mit Ihnen oder den Ihrigen zu erneuern. Sie thäten wohl, mich meinen Weg —"

In wilder Erregung unterbrach Basil die Redende. „Bei Allem, was heilig ist," fuhr er auf, „unsere Wege dürfen nicht getrennt werden. Ich fange an, Ihr Spiel zu durchschauen; aber glauben Sie nicht, daß ich die Kastanien aus dem Feuer geholt habe, um jetzt beschämt davon zu schleichen. Nein, Mylady,

so dumm bin ich nicht. Ich bin nach England zurückgekehrt, um Sie zu meinem Weibe zu machen, und das sollen Sie werden! Es mag sein, daß Ihr Reichthum nicht ohne Einfluß auf meinen Entschluß war — aber es ist ein abgeschlossener Handel — Sie wissen es!"

Hatte Lady Flavia vorher bei der Erinnerung an das Schloß des Roches einer augenblicklichen Aufwallung nachgegeben, so kehrte sie jetzt zu der Gleichgiltigkeit in Ton und Miene zurück, vor welcher Basil's leidenschaftliches Auftreten nicht Stand hielt. Mit leichtem Spotte erwiderte sie: „Sie hätten möglicher Weise besser gethan, zu Hause zu bleiben und Ihren Vater mit der Bewerbung zu beauftragen. Er ist wenigstens ein Mann und weiß seinen Forderungen Nachdruck zu geben. Aber Sie — doch die Ponies dürfen nicht zu sehr abkühlen, während wir hier Artigkeiten austauschen. Ich möchte Sie nur noch fragen, wie Sie es wagen mögen, mich an ein Versprechen zu erinnern, falls ich wirklich jemals die Abgeschmacktheit begangen haben sollte, ein solches zu geben?"

Basil Royston wurde roth und blaß in demselben Augenblick. Er versuchte zu sprechen, die Sprache versagte ihm. Seine Züge verriethen übermächtige Blutwallung. Wuth, Furcht, verletzte Eitelkeit, Verlegenheit waren auf seinem Gesichte zu lesen. Dann trat er plötzlich näher, ergriff Lady Flavia's Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Geben Sie dieses Spiel auf! Lassen Sie uns Freunde sein, wie wir es früher waren! Ich gerieth in Leidenschaft und war unbedacht im Reden, aber —"

Sie entzog ihm ihre Hand und blickte ihn mit durchbohrendem Auge an. Ihre Stimme klang halblaut und gedämpft, als sie mit grausamer Entschiedenheit entgegnete:

„Freunde?! Welche Gemeinschaft besteht zwischen einem ehrlosen Spieler, einem ausgestoßenen Soldaten, einem verrufenen Trunkenbold und Lady Flavia Clare? Wenn Sie sich wieder unterfangen, die Grenzen des Anstandes mir gegenüber zu überschreiten, was ich bis jetzt nur um der in Ihrem elterlichen Hause genossenen Gastfreundschaft willen ertragen habe, so verlasse ich dies Haus ohne Verzug. Ich bin nicht hierher gekommen, um mich beleidigen zu lassen."

Das war zu viel für Basil Royston. Außer sich erhob er die rechte Hand und fuhr mit drohendem Zeigefinger vor Lady Flavia's Antlitz hin und her.

„Denken Sie zurück!" exclamirte er mit convulsivisch zitternden Lippen.

„Als ob ich je Etwas vergäße!" sprach Lady Flavia; „aber es wäre klüger, wenn Sie die Schärfe Ihres Gedächtnisses etwas abstumpften!" Dann brach sie in ein grausames Lachen aus. Basil war auf das Aeußerste gereizt und versuchte, Bitterkeit mit Bitterkeit zu vergelten: „Sie müssen wohl einen Bewerber von größerer Anziehungskraft im Schlosse gefunden haben, der mich ausstach, trotz Ihres gegebenen Wortes. Immerhin! Wäre es ein gewöhnlicher Liebeshandel, so würde ich den Hut ziehen und mich empfehlen. Aber ich sehe nicht ein, warum Lady Flavia Clare einen Royston verschmähen sollte, da doch die Roystons — doch das gehört nicht hierher. Das Kurze und Lange von der Sache ist: ich brauche Güter und deßhalb müssen wir uns heirathen."

Lady Flavia schien plötzlich verändert. Sie legte ihre Hand halb scherzend auf Basil's Arm und sprach:

„Sagen Sie doch — wissen Sie, wie man Verbrecher in Frankreich hinrichtet? Stellt man nicht eine Maschine auf ein Schaffot, mit einem häßlichen großen Messer, das an Stricken in die Höhe gezogen wird? Wird nicht der arme Sünder mit dem Kopf durch ein Loch geschoben und läßt man nicht das schwere Messer heruntergleiten? Es soll nur einen Augenblick währen, dann ist Alles vorüber. Recht human, wie man sagt, und nicht so plump wie das Hängen in England. Meinen Sie nicht, Capitän Royston?"

Dieser hielt sich nur mit Mühe aufrecht; seine Hände hatten die nächste Stuhllehne erfaßt. „Ich kann das nicht ertragen," sagte er schwach, „und Sie — Sie können so kalt von solchen Dingen reden!"

Doch Basil's Niedergeschlagenheit dauerte nicht lange. Er fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen war, und nahm sich zu einem letzten Anlauf zusammen. In seinen Augen blitzte plötzlich der Ausdruck wieder erwachter Verschlagenheit. Seine Stimme klang fast wieder so zuversichtlich, als ob der Sieg ihm dennoch werden müßte.

„Ich kenne die Weiber allzu gut," sagte er, „um ein einfaches Nein für eine Antwort zu nehmen. Ich lasse Ihnen drei Tage Bedenkzeit.

Ueberlegen Sie unterdessen, wie die Dinge in Wirklichkeit stehen, und sorgen Sie dafür, daß ich bis dahin eine Einladung in Ihre Wohnung erhalte. In jedem andern Falle haben Sie die Folgen nur sich zuzuschreiben. Noch ein Mal: Ueberlegen Sie Alles wohl, ehe Sie sich und mich zu Grunde richten!"

„Ich will Niemanden zu Grunde richten," erwiderte Lady Flavia mit kalter Höflichkeit. „Ich lehne nur die Ehre ab, Lady Flavia Royston zu heißen. Im Uebrigen will ich nicht undankbar gegen Ihre Familie sein. Für Ihre Mutter empfinde ich wirklich eine gewisse Zuneigung. Ich bin gern bereit, sobald ich über mein Vermögen verfügen kann, die Beweise meiner Erkenntlichkeit zu geben. Aber nun erlauben Sie, Capitän Royston, daß ich es vorziehe, nach eigenem Ermessen zu handeln und, wenn es durchaus weiterer Verhandlungen bedarf, diese von Ihrem Vater geführt zu sehen. Ihn beabsichtige ich zu Weihnacht einladen zu lassen, und wenn Sie Ihren seltsamen Heirathsplänen entsagen wollen —"

„Das werde ich nie!" unterbrach Basil sie fest.

„Dann," lautete Lady Flavia's vollkommen ruhige Antwort, „habe ich meine Zeit umsonst verloren. Ueberdies werden meine Ponies ungeduldig, und James wird sich in Muthmaßungen über die lange Dauer meines Besuches erschöpfen. Adieu! Doch nicht auf Wiedersehen, wie ich zu Ihrem eigenen Besten hoffe!"

Im nächsten Augenblick hatte sie das Zimmer verlassen. Rasch nahm sie die Zügel aus den Händen des Dieners und fuhr schnell davon. Basil Royston sah ihr nach, bis die weiße Feder ihres Hutes seinen Blicken entschwand und das Rollen des Wagens in der Ferne verhallte. Dann verließ er tief aufseufzend das Fenster.

„Hundert Mal schöner als je," sagte er zu sich, „aber hart wie Stein, trotz des harmlosen Lächelns und der blauen Augen. Aus welchem Stoff ist sie geformt, daß sie so darüber hinweggeht, oder kennt sie die Gefahr nicht?"

Ein Kellner trat ein und empfing den Auftrag, eine Flasche Sodawasser und Liqueur zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geist der Industrie.

(Schluß.)

Thatsache ist es, daß kaum irgendwo ein Bedürfniß oder ein Bedürfnißchen auftaucht, ohne daß sich auch sofort Massen von Kräften seiner bemächtigten, um, ihm abhelfend, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, d. h. jenem abzuhelfen und sich selbst zu nützen. Wer nicht genauer kennt, was Alles bereits erfunden, erstaunt geradezu, wenn er in größeren Städten an und in den Läden mustert, welche tiefe Menschenkenntniß in der Industrie wohnt. Wie einfach, ja, wie uncultivirt muß sich dabei der einsam wohnende Dörfler vorkommen, wenn er da auf ein Mal von Bedürfnissen sieht und hört, die ihm noch gänzlich unbekannt waren, und deren Abhilfe durch die Industrie doch nichtsdestoweniger zum heiteren und bequemen Leben mächtig beiträgt! Wer das Alles nennen wollte, hätte Folianten zu schreiben.

Vergleichen wir die alte und neue Zeit, und dieser Riesenfortschritt unseres Jahrhunderts liegt sofort klar zu Tage. Vor dem 8. Jahrhundert trug nicht einmal eine Kaiserstochter ein Hemd. Selbst aus dem 15. Jahrhundert wird Das von der Gemahlin Königs Karl VII. als erwähnenswerth berichtet. Als dieser König sich im Jahre 1437 zu Rheims krönen ließ, besaß er noch nicht einmal ein Tischtuch; denn erst die Stadt Rheims beschenkte ihn bei dieser Gelegenheit mit einem solchen Fabricate, das selbst dem Aermsten heutzutage seine Armuth noch hundert Mal fühlbarer machen würde, wenn er keines besäße! Die Nutzanwendung ist klar: wir stehen bereits auf einer Stufe, mit welcher verglichen sich selbst ein Karl der Große als ein Proletarier vorkommen müßte. Denn sicher zeigt heute die ärmste Hütte mehr Dinge für die Bequemlichkeit des Lebens auf, als damals der größte Palast, in welchem selbst die Kaiserstochter spinnen und weben mußte, wenn sie ihre Blöße bedecken wollte. Zur Zeit der Macedonier buck die Königin mit allerhöchsteigener Hand das Brod für den gesammten Hausstand. Wenn ich mir vorstelle, daß eine solche aus ihrem Grabe plötzlich wieder auferstehen und vor eine Groschenbude des Jahrmarktes treten könnte, sie würde sich wie in einem Lande der Märchen vorkommen müssen.

Was folgt hieraus? Nichts Anderes, als daß wir durch die Industrie versittlicht werden, daß sie ein Haupthebel der Völkererziehung ist. Mit Recht. Der Mensch, dessen vielfache Bedürfnisse und Begierden gestillt sind, ist sicher ein Anderer, als Jener, dem noch Alles zu wünschen übrig bleibt. Wer befriedigt ist, fühlt sich freier, selbstständiger, und nur wer frei und selbstständig ist, ringt nach Höherem. Damit tauchen aber sofort neue Wünsche auf, die wiederum den Hebel für eine neue Versittlichung bilden.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen die häutige Bräune.) Französische Blätter berichten von der Entdeckung eines neuen ganz specifischen Mittels gegen den Croup, die ein dortiger Arzt gemacht hat. Demselben fiel es auf, daß die falschen Häute, welche bei dieser Krankheit, bei Diphtherie und anderen Gelegenheiten sich bilden, im äußeren Ansehen eine auffallende Aehnlichkeit zeigten mit der die Traubenkrankheit ausmachenden Pilzvegetation. Dies führte auf die Idee, auch hier die Anwendung des Schwefels zu versuchen, welcher bekanntlich den Traubenpilz tödtet. Die Versuche hatten den günstigsten Erfolg. Es wurde ein Löffel voll Schwefelpulver in ein Glas Wasser eingerührt und hiervon den kleinen Patienten stündlich ein Löffel voll gereicht. Es zeigte sich in allen Fällen sogleich Besserung, und indem die falschen Membranen verschrumpften und ausgestoßen wurden, am zweiten oder dritten Tage völlige Herstellung, ohne daß ein einziger Fall unglücklich ablief.

Verschiedenes.

(Kindliches Vertrauen.) Ein Leipziger Blatt theilt folgende ergreifende Geschichte aus dem letzten Feldzug mit: Aus der Schlacht bei Königgrätz erzählt ein Arzt: „Der erste Verwundete, welchen ich sah, war ein österreichischer Infanterist. Beide Unterschenkel waren ihm durch eine Vollkugel zertrümmert; sie hingen noch mit dem Körper zusammen, waren aber völlig um ihre Axe gedreht, als gehörten sie dem Unglücklichen nicht an. Kameraden hatten ihm seinen Tornister als Kopfkissen untergeschoben, die Blutung war unbedeutend, ein Verband nicht angelegt. Er lag offenbar, ohne die geringsten Schmerzen zu empfinden, ruhig bei voller Besinnung. Ich sprang vom Pferde, verband ihn und reichte ihm eine Erfrischung. „Haben Sie Schmerzen?" — „Nein, gar nicht." — „Ich werde Sie verbinden. Haben Sie vielleicht an die Ihrigen Etwas zu bestellen?" — „Muß ich denn sterben?" — „Das wohl nicht, aber Sie sind schwer verwundet und es wird jedenfalls lange dauern, ehe Sie die Ihrigen sehen." — „Ich bin nur wenige Meilen von hier zu Hause; meine Mutter wird das Donnern gehört haben, sie wird schon kommen und mich abholen." — „In der Umgegend ist Alles geflüchtet." — „Meine Mutter wird schon kommen, das weiß ich gewiß! Sie hat mir immer geholfen, sie wird mich heut' nicht verlassen." — Ich mochte trotz ernstem Zwange doch wohl eine sehr bekümmerte Miene gemacht haben, denn er fragte nochmals: „Muß ich denn sterben?" — „Die Kugeln fliegen hier herüber, wie Sie sehen. Es könnte Sie ja eine treffen." — „Wie Gott will! Meine Mutter wird schon kommen." Ein rührenderes Kindesvertrauen zu einer Mutter habe ich in meinem Leben noch nicht gefunden. Er war in Kurzem, spätestens in einer Stunde nicht mehr unter den Lebenden; den rechten Arm bewegte er gen Himmel, den linken hatte er unter den Kopf auf den Tornister gelegt."

Eine Ausrede seltener Art brachte dieser Tage ein wegen Diebstahls von Pfandscheinen Angeklagter vor dem Berliner Kammergericht vor. Er erklärte nämlich, er habe dem Bestohlenen durch Einlösung der Sachen — eine heimliche Freude machen wollen. Das Gericht hat keinen Sinn für diese Menschenfreundlichkeit gehabt.

Aristoteles sagt: „Erst der Staat, dann die Familie!" Es gibt viele Frauen, welche ganz diesem Princip huldigen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 120. Sonntag, den 7. October 1866.

Nadel und Draht.

Eine Stimme vom Great Eastern.

Stand der Ost in rothen Kriegesflammen,
Brach in Gluth ein Staatenbau zusammen: —
Wir indeß sind auf des Westmeers Wogen
Friedlich auf ein Friedenswerk gezogen.

Bruder dort erschlug im Kampf den Bruder, —
Wir nach Abend richteten das Ruder:
Schaffen auch, daß alles Volk der Erde
Mehr und mehr Ein Volk von Brüdern werde.

Wälzten sich im Blute dort die Schaaren, —
(Stets aus Blut hervorgeh'n die Cäsaren,
Blut des Volks muß Kaiserkronen löthen!) —
Während wir, umdampft von unsern Schlöten,

Löseten die schier ein Erdhalb lange,
Die vom Blitz durchzuckte Weltmeerschlange,
Hastlos, rastlos fördernd die Vollendung
Unsrer großen menschheitlichen Sendung.

Und sieh da! schon ist das Werk gelungen,
Und die Schlange spricht mit Feuerzungen.
Um die Welt im Nu, baar jeder Schranke,
Blitzt und zuckt und zündet der Gedanke.

Und das erste Wort, das, schlachtenmüde,
Abendwärts der Morgen blitzt, ist: Friede!
Blut'gen Rades rasch an's Ziel getragen
Den Erob'rer hat sein Siegeswagen.

Und die Menge jauchzt, erfolgestrunken.
Sieh, da flammt zurück ein zorn'ger Funken!
Friede! blitzte hin zur Republik es, —
Freiheit! Freiheit! Freiheit! blitzt zurück es.

Ferdinand Freiligrath.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Benjamin erhält einen Auftrag.

„Es ist recht ärgerlich, daß Flavia sich uns nicht anschließt. Sie ist eigensinnig und will zu Hause bleiben," sagte Caroline Clare zu ihrer Mutter. Es war eine Jagdpartie mit obligatem Frühstück in des Wildhüters Hause verabredet worden, und Lady Mortlake hatte zugesagt, sich mit ihren Töchtern einzufinden. Bei dieser Gelegenheit dachte man mit den benachbarten Gutsbesitzern und deren Familien bekannt zu werden, um nicht ganz unvorbereitet in die übliche Reihenfolge der Weihnachtsgastereien einzutreten. Allerdings hatte hie und da ein Diner die Familien einander näher geführt, allein die zerstreute Lage der Besitzungen war stets der Anknüpfung vertrauterer Beziehungen hinderlich gewesen.

Der October ging heiter zu Ende. Waren auch die Nächte schon kalt und neblig, so verflossen doch die Tage in heiterem Sonnenschein. Noch waren die Wälder nicht entlaubt, noch hatten herbstliche Regengüsse die Pfade nicht unwegsam gemacht. Einige liebenswürdige Nachbarn hatten sich bereit erklärt, ihre Flinten an Graf Mortlake's Fasanen zu erproben und den Tag mit einem Mittagessen auf dessen Schlosse zu beschließen. Der Wagen stand vor der Thür, die Gräfin und ihre Töchter waren zum Einsteigen bereit.

„Flavia bleibt zu Hause?" fragte die Gräfin in ungläubigem Tone. „Aha, sie scheut es, mit August zusammen zu treffen, nachdem sie ihm aus purer Laune einen Korb gegeben hat. Sie hat ihn seitdem absichtlich gemieden — ich halte

das für ein gutes Zeichen, obgleich Hythe es nicht recht einsehen will."

Die Gräfin glaubte allen Ernstes, daß die Sache sich dennoch nach ihrem Sinne gestalten würde. Da Flavia noch sehr jung war, so hatte sie sich schwerlich über die Motive ihrer Weigerung Rechenschaft gegeben. Jedenfalls war ihr Herz noch frei, da außer einigen Priestern und dem alten Doctor, soweit die Gräfin wußte, kein unverheiratheter Mann vor Lord Hythe in ihre Nähe gekommen war.

Des Wildhüters Wohnung war erreicht. Die Gräfin und ihre Töchter hatten genug zu thun, die Begrüßung der Freunde zu erwidern, die nach dem Jagdvergnügen dem bereit stehenden Frühstück wacker zusprachen. Es waren angenehme Stunden, die man in der Umgebung der freien Natur verlebte; die steife Zurückhaltung, die englische Cirkel zu characterisiren pflegt, wich allmälig einem freieren Tone, so daß die jungen Herren sich über ihre eigene Ungebundenheit wunderten. Außer den benachbarten Land-Aristokraten, ehrenwerthen Exemplaren angelsächsischer Edlen, wie sie nur noch in den abgelegensten Grafschaften gefunden werden, hatten sich auch einige Cavaliere eingestellt, die auf der Höhe der Salonbildung standen: Lord Plantagenet Vere und Capitän Fitzpatrik von der Leibgarde, bei Weitem die gefährlichsten Herzensjäger Londons, augenblicklich zu Besuche bei einem ebenfalls anwesenden befreundeten Gutsherrn, Sir Neville. Dieser selbst mit seiner gesunden Gesichtsfarbe und dem hellblonden Haar war keineswegs gefährlich. Er hatte ein jährliches Einkommen von neuntausend Pfund, ein rechtschaffenes Herz und eine gewisse Leidenschaft für kurze Meerschaumpfeifen mit starkem Tabak. Aber die Herren von der Garde, Lord Plantagenet und sein steter Begleiter Fitzpatrik, mit den schwarzen Schnurrbärten und weißen Zähnen, dunklem Auge und Haar, mit dem sanften Lächeln und den bedeutungsvollen Blicken und vor Allem mit der unwiderstehlichen Uniform, waren in der That manchem Mädchenherzen furchtbar, so daß keine reiche Erbin vor ihnen sich sicher fühlte.

Es war der Gräfin Mortlake nicht ganz recht, daß ihr Mann diese Dandies hinzugezogen hatte. Ihren Töchtern, deren Herzen in den Begegnungen einer Londoner Saison längst feuerfest geworden waren, erschienen freilich Beide nicht gefährlich. Aber Lady Flavia! Die Gräfin hätte Thränen vergießen mögen bei dem Gedanken, daß das gute Kind mit dem schönen Vermögen einem rentensüchtigen Herrn von der Garde zu Theil werden sollte. Sie fürchtete, daß ihres Sohnes Absichten durch wiederholte Einladungen solcher Art keine Förderung erfahren möchten, und es bedurfte ihres ganzen mütterlichen Stolzes, um an den endlichen Sieg seiner bescheidenen, aber soliden Vorzüge zu glauben.

Gräfin Mortlake mochte noch eine Weile solchen sorgenvollen Gedanken nachgehangen haben, als Lord Hythe herantrat und nach Lady Flavia fragte. Kaum hatte er den Namen des schönen Mädchens genannt, als die jungen Cavaliere aufhorchten, einem alten Jagdpferde ähnlich, das bei dem Geräusch der fernen Meute die Ohren spitzt. Sie waren durch unbestimmte Gerüchte in Kenntniß gesetzt worden, daß eine sehr schöne und begüterte junge Erbin in dem Hause des Grafen ihren Wohnsitz genommen hätte. Auch Graf Mortlake fragte bald darauf nach Lady Flavia, und die Gräfin wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Abwesenheit ihrer Mündel heftigen Kopfschmerzen zuschrieb.

„Richtig!" sagte Lady Carolina plötzlich; „fast hätte ich es vergessen; das gute Kind hat mir einen Auftrag gegeben. August, rufe doch Haynes, er ist mit den Treibern vorangegangen."

Benjamin Haynes kam heran. Er schien nur mit Unlust seinen Posten zu verlassen, wenigstens blickte er sich verlegen um, als lese er auf den Gesichtern rings umher unheimliche Anzeichen gewisser Enthüllungen.

„Ist nicht unten am Flusse ein Reiherstand?" fragte Lady Carolina.

Benjamin nickte bejahend.

„Dann," fuhr Lady Caroline fort, „könntet ihr vielleicht für Lady Flavia Clare —"

Bei der Nennung dieses Namens schrack Haynes sichtbar zusammen, so daß die Flinte seiner Hand entfiel, doch faßte er sich schnell und bat um Verzeihung, da er, wie er angab, das Bellen eines Hundes gehört hatte, der das Wild zu früh aufscheuchen könnte. Er erfuhr sodann von Lady Carolina, daß Lady Flavia ein paar recht hübsche Reiherfedern wünschte

und deßhalb mit dem Wildhüter selbst sprechen möchte.

Unterdessen hatte sich die Gesellschaft dem Schauplatz der Action genähert, wo dem kurzen Waffenstillstand ein schleuniges Ende gemacht wurde. Man hörte eine kurze Weile Nichts, als das Krachen der Zweige, das Schwirren der Fasane, das Knallen der Flinten und ein fortwährendes Rufen, das die Hunde anfeuerte, die Jagdbeute den Jägern zuzutragen.

Benjamin Haynes war in voller Thätigkeit, dennoch weilten seine Gedanken weder bei den getödteten Fasanen, noch bei der unruhig bellenden Meute. Er blickte finster drein, während er beim Aufladen half, und übernahm es zur großen Verwunderung seiner Untergebenen, das Geflügel selbst an Ort und Stelle zu befördern.

„Was mag sie wollen?“ fragte er sich unterwegs; denn daß das junge Fräulein, welches seit der Begegnung im Kiefernwalde seine Gedanken unaufhörlich beschäftigt hatte, mehr beabsichtigte, als Lady Caroline ihm mitgetheilt hatte, war für ihn außer Zweifel. Im herrschaftlichen Hause angekommen, suchte er sogleich die Simons auf, damit diese dem Fräulein melden möchte, Haynes, der Wildhüter, sei auf ihren Wunsch gekommen, um ihre Befehle hinsichtlich der Reiherfedern entgegen zu nehmen. (Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

Von O. Wildermuth.

Ein Regentag.

Ein Regentag im Bad, das ist kein Scherz! Im Bade, wo man keinen Beruf hat, als sich zu erholen und zu amüsiren, ein Regentag, der Beides rein unmöglich macht. Sei's noch drum in einem großen Bad, das Bibliothek und Kunstsammlung, Conversationssäle, Spieltische, Musik und bedeckte Promenaden hat, da geht's allenfalls einen Tag oder zwei auch ohne Sonnenschein. Aber in einem kleinen vaterländischen Bad, dessen Kurgäste nicht weit her und fast lauter Frauen sind, wenn's da nicht einen, sondern zwei und drei Tage regnet, wenn die grünen Berge voll schwerer Nebelwolken hängen und die Pfützen, die sich vor dem Hause sammeln, die einzige Aussicht bleiben, wenn nicht einmal der Bote mit Briefen und Zeitungen über den angeschwollenen Bach kann, da ist's kein Wunder, wenn's am Ende innen und außen nebelgrau aussieht und ein schwerfälliges Heimweh sich ansetzt.

Schon zwei Tage regnete es fort und fort in dem sonst so anmuthigen Bad Frauenthal, und es sah aus, als ob's noch wochenlang regnen wolle. Am ersten Tage hatte man sich leidlich darin ergeben, sämmtliche Frauenwelt hielt sich in ihren Zimmern, die jungen Damen hatten die englischen und französischen Bücher aus dem Boden des Koffers hervorgeholt und begannen eifrig die versäumten Studien wieder aufzunehmen, in der Küche glühten den ganzen Morgen die Bügelstähle, um zerknitterte Kleider, Aermelchen und Chemisetten auszubügeln, alte Briefschulden wurden abgetragen, die Lücken der Tagebücher ergänzt, und der einzige Herr des Bades, ein brustkranker Lehramtscandidat, der hier zum ersten Mal in seinem Leben der Hahn im Korbe war, hatte den ganzen Tag vollauf zu thun mit Federnschneiden.

Nun aber schlich der Nachmittag des zweiten Tages herbei, die Tafel war aufgehoben, alle Ressourcen der Unterhaltung, der letzte Rest guter Laune erschöpft. Eintönig plätscherte draußen der Regen, eintönig pickte die Wanduhr, eintönig übte der Candidat mit einem Fräulein eine vierhändige Sonate ein. Mit langweiligen Häkel- und Strickarbeiten saßen die Damen langweilig auf den Stühlen an den Wänden des Saales; keine von ihnen hielt es für möglich, daß dieser Nachmittag auch einmal zu Ende gehen könne.

Da trat mit ihrem alten freundlichen Lächeln die Badmama ein, und ein schwacher Hoffnungsstrahl dämmerte in den Gesichtern auf, die ihr begrüßend zunickten. Die Badmama war nur eine Schullehrerswittwe, die ein paar bleichsüchtige Nichten, die Töchter eines Bruders, der Kaufmann im Ausland war, hierher begleitet hatte; sie selbst hatte in ihrem Leben kein Wasser getrunken, als klares Brunnenwasser, kein Bad gebraucht, als das Neckarbad, wo sie eben Zeit und Gelegenheit dazu gefunden. Sie hatte ein so gutes mütterliches Aussehen, ihre weißen Haare, die sich unter dem Wittwenhäubchen scheitelten, lagen über dem milden Gesicht mit den klaren, freundlichen

Augen, wie der Schnee über einem Hause, aus dessen Fenstern die Weihnachtslichter glänzen. Man mußte sie Mama heißen, und es war nicht zu wundern, daß sie in kurzer Zeit eine solche Geltung gewonnen, ohne daß sie sich je darum bemüht.

Die Mama hatte noch nicht viel Zeit gehabt, an den Regentag zu denken. Sie hatte einen Sack voll Strümpfe zu stopfen mitgebracht von ihrem Sohne, einem Kaufmann, der erst von Reisen heimgekommen war; sie hatte nebenbei in der Hinterstube der Wirthin einen hoffnungslosen Flickkorb entdeckt, an dem die alte Hausnätherin erlegen war; dessen hatte sie sich mit tapferem Muthe angenommen. Daneben hatte auch sie ihre Badelectüre, die sich besser für's stille Kämmerlein als für die Promenade eignete: den alten Arndt, Scriver und Kempis, das Starkenbuch und das Habermännlein, darum war ihr nicht leid um die trüben Tage, an denen sie nicht verpflichtet war, die theuerempfohlenen Nichten zu begleiten. Heute aber war Elise hinaufgekommen mit dem Seufzer: „Tante, nächstens sterben wir vor Langeweile, kommen Sie nur auch ein Bischen herunter." — „Ei, wird nicht so schlimm sein, will doch einmal zusehen," meinte die immer heitere alte Frau. Es sah aber in der That schlimm genug aus, als sie eintrat. „Ei, wie trübselig, ihr Frauenzimmer!" begann sie; „noch keinen Kaffee getrunken?"

„Wir haben schon auf's Zimmer bestellt," ertönten einige Stimmen. „Ei, was Zimmer! wer wird in solchem Trübsal den Kaffee allein trinken? und wie sitzen wir da an der Wand wie lauter tanzlustige Jungfern, von denen Niemand was will, das ist keine Anstalt! Wie, Herr Kellner?"

Der Kellner, dessen Locken heute ungekräuselt um seine umwölkte Stirne hingen, flog herbei, die Badmama wurde stets zuerst bedient. „Jetzt, Herr Kellner, lassen Sie den großen runden Tisch aus der untern Wirthsstube herauftragen." „Den tannenen Tisch hieher in den Saal?" — fragte der Jüngling zweifelhaft. „Ja, gerade den, wir können kein so schmales, langes Ding brauchen; Sie decken ihn dann schön zu mit einem großen Teppich, dann sieht's ihm kein Mensch mehr an, daß er tannen ist; wenn er auch noch seine unschicklichen Füße herausstreckt, nach denen sieht man nicht."

Der Tisch ward hergeschleppt und arrangirt Mit einiger Verwunderung warteten die Damen der Dinge, die da kommen sollten.

„So, nun bringen Sie Kaffee für uns Alle, nicht in Tassen und dergleichen, in einer rechten ordentlichen Kaffeekanne, wir wollen's dann schon vertheilen, und lassen ein Bischen einheizen."

„Einheizen im Juli?" fragten einige Stimmen erstaunt. — „Ja, gewiß, ich lasse einbrennen, wenn mich friert, geben Sie Acht, ob's dann nicht heimelig wird."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Nachahmung von Elfenbein.) Bekanntlich ist der Preis des Elfenbeins in fortwährendem Steigen begriffen, und wird deßhalb dasselbe vielfach nachgeahmt. Für derartige Stock- und Schirmgriffe ist die Mischung nach einem englischen Patente folgende: Ungefähr 5 Theile Porzellanerde, 2 Theile gefällter Kalk, 1 Theil Bleiweiß werden mit 2 Theilen Gelatine, nachdem letztere zuvor in Wasser gelöst und bis zur Syrupconsistenz abgedampft worden, gemischt und das Gemenge auf eine solche Concentration gebracht, daß es sich beliebig formen läßt.

Verschiedenes.

Als unlängst ein Wiener Schuster-Lehrling van Aken die größten Proben seiner Geschicklichkeit in Bändigung der wildesten und grausamsten Thiere ablegen sah, sagte er: Das ist weiter nichts; wenn der Herr sich auch zu den wilden Viechern hineinzugehen traut: zu meiner Meisterin ging' er doch nicht, und das muß ich alle Tage thun.

Vor Kurzem kaufte ein Student bei einem Antiquar Homer's Odyssee für einige Groschen. Als er nach Hause kam und darin lesen wollte, fand er in dem Umschlage zwei Fünfthalerscheine. Seitdem ist er wie vernarrt in die Classiker.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 121. Mittwoch, den 10. October 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile kam die Simmons zurück, um Haynes die breite Treppe hinauf, die große Galerie entlang, über den Corridor zur Linken, in den westlichen Flügel zu führen, wo Lady Flavia's sogenanntes Nelkenzimmer lag. Dort stand sie vor den verwirrten Blicken des Wildhüters im Schmucke eines eben so einfachen, als reizenden Anzuges, in schneeweißer Kleidung, bereit, sich in das Speisezimmer zu begeben. Benjamin hielt seinen Hut unterthänig in der Hand und wartete ihrer Weisung.

Vergebens trippelte die Simmons in den angrenzenden Zimmern umher, um Etwas zu erlauschen. Alles, was sie unterscheiden konnte, war Lady Flavia's silberhelles Organ und die nur in kurzen Sätzen hörbar werdende tiefere Stimme Benjamins, der nach wenigen Minuten heraustrat und das Haus verließ.

An diesem Abend war Lady Flavia in der liebenswürdigsten Stimmung; ihre schelmische Laune bezauberte Alle, die an Lord Mortlake's Tafel versammelt waren. Selbst die Londoner Cavaliere, die so manche Schönheit gesehen hatten, waren bezaubert von diesem Phönix aller weiblichen Vorzüge und vergaßen die üblichen Redensarten und Scherze, kraft welcher sie sich jedem Mädchenherzen gefährlich glaubten. Auch Lord Hythe fühlte sich von Lady Flavia's Liebreiz mehr hingerissen, als je zuvor, und dachte in wehmüthiger Erregung des grausamen Nein, das seine Bewerbung ihm eingetragen hatte. Selbst der nüchterne Sir Neville lauschte, als sie französische Lieder sang, obgleich er weder Sinn für Musik hatte, noch eine Silbe Französisch verstand.

Unterdessen schlich Benjamin Haynes langsam und grübelnd fort. „Ich will es thun," brummte er vor sich hin. „Ich habe es versprochen, und sie hält mich beim Wort. Ich will es thun — wiewohl es ein häßliches Stück Arbeit ist, aber hundert Pfund sind nicht so leicht zu verdienen. Auch hat sie Recht, er kann ja ein Wilddieb sein, und wenn er Widerstand leistet, habe ich das Gesetz auf meiner Seite."

Sein Schlaf war höchst unruhig in jener Nacht, er schwatzte sonderbare Dinge im Traume, so daß seine Frau mehrmals erschreckt auffuhr.

Mord.

In der That schien der Uebergang von früherem Stillleben zu geräuschvollerem Gesellschaftsgetriebe Jedermann in Mortlake's Familie zuzusagen. Auch Lord Hythe fand Gefallen an der vielseitigen Berührung mit benachbarten Gutsherren, da er den bescheidenen Flecken im Parlament aufzugeben und als Mitglied für eine Grafschaft einzutreten gedachte. Es war nur noch ein Haus im Bezirk, ein Haus von herzoglichem Range, das sich an Glanz mit dem Geschlechte der Clares messen konnte, und es hatte früher für selbstverständlich gegolten, daß die Grafschaft von den ältesten Söhnen der beiden edeln Familien vertreten würde. Lord Arthur Glendower hatte bereits in dieser Eigenschaft seinen Sitz im Parlament eingenommen, warum sollte Lord Hythe nicht mit Hilfe der nöthigen Stimmen den breitschulterigen Brauer ausstechen, der viel mehr seine Bierfässer, als irgend etwas Anderes in der Grafschaft repräsentirte? Die Anerkennung gesellschaftlicher Beziehung war daher dem Candidaten in spe sehr willkommen, und da seine

Schwestern gutmüthig und harmlos genug waren, ohne Murren eine sumpfige Landstraße entlang volle dritthalb Stunden zu fahren, um zwischen einem alten tauben Squire und einem eben so alten steifen Dekan von sehr trocknen Manieren und sehr einsilbiger Unterhaltung zu sitzen, so wurden ihm die vorbereitenden Schritte zur Candidatur sehr erleichtert. Aber war es wahrscheinlich, daß Lady Flavia sich der langweiligen Partie anschließen würde? Zu Lord Hythe und seiner Schwestern großem Erstaunen that sie es ohne Widerrede. Sie war immer guter Laune und munter wie ein Vogel, der zur Sommerzeit sein Lied in die freie Luft hinaussendet. Sie kannte keine Langeweile, selbst die fadeste Gesellschaft mußte in ihren Ton einstimmen. Pfarrer, die nur auf der Kanzel zu reden vermochten, wußte sie unvermerkt in irgend eine Unterhaltung zu verwickeln und ihre stammelnde Zunge zu lösen. Die stolzen alten Cathederhelden von Slochester lächelten mit ihr und rühmten einander die Vorzüge dieses weiblichen Phänomens in klassischen Citaten. Die Gutsbesitzer beeiferten sich, vor ihr die Geschicklichkeit ihrer Hunde zu produciren, die Frauen, die bei dem Gedanken an Lady Flavia's Klostererziehung einen Augenblick den Einfluß jesuitischer Bildung geargwöhnt hatten, fühlten sich ihr bald in mütterlicher Neigung zugethan. Kurz, man kam überein, sie für ein Mittelding zwischen einem verzogenen Kinde und einer Prinzessin, jedenfalls aber für ein liebliches, hochbegabtes feenartiges Wesen zu erklären.

Die Herren von der Garde erschöpften sich in Aufmerksamkeit gegen Lady Flavia — vergebens. Weder Fitzpatriks glühende Blicke, noch Vere's unablässig zurechtgezupfter Schnurrbart brachten Beiden mehr als ein gelegentliches Lächeln der Vielbewunderten ein.

„Sie ist keine so leichte Beute," äußerte Lord Plantagenet gegen Fitzpatrik, „wie wir meinten. Sie wird in der nächsten Saison Furore machen," worauf Fitzpatrik erwiderte, daß das „kleine Ding" ein seltener Vogel sei. „Aber," fügte er hinzu, „ich mag ihr Lachen nicht, es erregt mir jedes Mal ein unbehagliches Gefühl. Es liegt darin etwas Hartes, Herzloses — hast du es nicht bemerkt?"

Lord Plantagenet besaß kein so feines Ohr und blickte seinen Freund verwundert an.

* * *

An einem Sonnabend Abend, gegen Ende des Octobers, war Lord Mortlake mit seiner Familie von einem Diner im bischöflichen Palaste zurückgekehrt. Die Wagen fuhren bereis nach der Remise, und die Insassen des Hauses hatten ihre Wachslichter anzündet, im Begriff einander gute Nacht zu wünschen — als plötzlich Lord Mortlake, der den Anzeiger der Grafschaft in der Hand hielt, ausrief:

„Was ist das? Es ist seltsam, daß wir in Slochester Nichts davon hörten. Da steht Etwas von einem Morde!"

Erschrocken wandten sich die Anwesenden um. Mord ist ein Wort, das Niemand ohne Bewegung aussprechen hört.

„Es ist wenig Näheres angegeben," fügte Lord Mortlake hinzu; „die furchtbare Neuigkeit scheint kurz vor Abschluß des Blattes eingelaufen zu sein. Doch hat der Herausgeber einen Berichterstatter an Ort und Stelle geschickt und verspricht ein besonderes Extrablatt. Hier steht nur, daß man einen Mann, dem Tode nahe, auf der Landstraße gefunden hat, der allem Anscheine nach durch eine Schußwaffe schwer verwundet war. Uhr und Börse hat man bei ihm gefunden, ein gewöhnlicher Raubanfall also war es nicht — Gasthof zum Pferdekopf — Name des Unglücklichen: Royston — wenig Hoffnung auf Rettung — keine Spur des Mörders — die Polizei in Thätigkeit. Das ist jedenfalls Etwas für den Gutsherrn, auf dessen Gebiete es sich zugetragen hat."

„Royston?" fragte die Gräfin. „Hoffentlich doch kein Verwandter der Roystons, die du, liebe Flavia, kanntest, deren liebevolles Benehmen —"

„Schwerlich," versetzte die Gefragte, indem sie die Gräfin mit ihren harmlosen, blauen Augen anblickte. „Ich glaube, Mr. Royston hat keinen nahen Verwandten, außer einem Sohne. Doch dieser steht, wenn ich nicht irre, bei einem Regiment in Indien."

Sie sagte dies in ruhigem, treuherzigem Tone; ihre Hand, die den Leuchter hielt, zitterte nicht. Wohl ward eine leichte Blässe auf ihren Wangen sichtbar; doch war es natürlich, daß die plötzliche Nachricht von einem Morde nicht eindruckslos an einem weiblichen Herzen vorüberging.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

Von O. Wildermuth.

(Fortsetzung.)

Bis der Saal warm und der Kaffee fertig war, sah die Mama nach den jungen Damen. Die hatten inzwischen die glückliche Entdeckung gemacht, daß der Candidat Englisch verstand und die Lallah Rookh bei sich hatte, die er sich erbot ihnen vorzülesen und zu erklären; die Zwei unter ihnen, die nicht Englisch lernten, saßen in einer Ecke, in eifrige Mittheilungen vertieft, Jede mit einem Schooß voll von Stammbuchblättern, dazwischen gepreßte Vergißmeinnicht und Immergrün. Denen brauchte sie nicht für Unterhaltung zu sorgen. Uebrigens wurde noch unter ihrer Leitung ein Kaffeetisch für die Jugend ins Nebenzimmer gestellt, den sie eigenhändig ordnete.

Nun hatte es im Saale ein ganz anderes Ansehen genommen, als die Frauen so recht behaglich, wie in einer Kaffeevisite, um den runden Tisch saßen, wo die Mama einschenkte und servirte.

„Da wären wir ja ganz nett beisammen," sagte sie vergnügt. „Wo ist denn aber unser jung's Fraule?"

Das „junge Fraule," von der Mama vorzugsweise so genannt, obgleich die Mehrzahl der Frauen noch nicht alt war, war eine Neuvermählte, deren bleiche Wangen das Bad röthen sollte, bis ihr Gatte, der fürstlicher Rentbeamter war, von einer unaufschieblichen Reise zurückkehrte.

„Madame Schröder schreiben," bemerkte der Kellner mit unterdrücktem sarcastischem Lächeln. „Auch einmal wieder?" sagte etwas spöttisch Frau Lenz, eine hübsche, stattliche Frau, aber die Verdrießlichste der Gesellschaft, „liegen ja schon drei Briefe von ihr in dem Botenstübchen unten." — „Freilich," bestätigte Kellner, „Sie haben vorgestern ein Mal und gestern zwei Mal geschrieben, und die Bötin kann erst übermorgen fort." — „Nun, das muß ich sagen . . . . . ." begann wieder, etwas schärfer, Frau Lenz —

„Laßt mir mein Fraule in Ruh!" befahl die Mama, „besser zu viel, als zu wenig. Da, hebt ihr ein Plätzchen neben mir auf!"

In dem Augenblicke trat die Besprochene ein, mit einiger Verlegenheit dem Kellner ein ziemlich dickes, aber zierlich gefaltetes Briefchen in die Hand schiebend, der mit einverständigem Lächeln damit abtänzelte. „So, Fraule, geschwind, der Kaffee ist eben noch warm!" rief die Mama. „Eben auch einmal wieder 's Herzlein ausgeleert?"

„Da sieht man freilich, wie kurz Sie verheirathet sind," meinte die Frau Doctorin, eine noch gut erhaltene Frau, nahe an vierzig, mit einem hausbackenen, gutmüthigen Gesicht; „in ein paar Jahren ist das ganz anders, da ist man froh, wenn man alle vierzehn Tage zum Schreiben kommt."

„Das kann ich doch nicht ertragen!" rief plötzlich erglühend die sonst so bleiche und schüchterne Frau, „dieses ewige Predigen, wie's anders kommen müsse! Also mit der Stunde, wo man sich ewige Liebe vor Gott verspricht, soll man die Liebe zu Grabe tragen? Und all dies Gerede von Flitterwochen! Bei uns gibt es keine Flitterwochen, es soll bei uns nicht anders werden, in Ewigkeit nicht!" Erstaunt über diesen Eifer sahen sich die Frauen an, und Frau Kaufmann Schweizer, die ihre Badekosten hier durch den Ertrag eines kleinen Waarenlagers zu decken suchte, begann nicht allzu leise von Romanheldinen zu sprechen, die Mama aber kam begütigend dazwischen.

„So, so, das soll nicht anders werden bei euch, das habt ihr so ausgemacht? Ja, das ist schön. Wissen Sie, wie mir das vorkommt? wie wenn Sie im schönsten Blüth' in Garten gehen und sagen: Ach, das ist so schön; das **soll** gar nicht aufhören, es soll nicht! Und wenn der liebe Gott Ihren Wunsch erhörte und Sie sähen im Herbst all die anderen Bäume, die ordentlich ihre Blüth' fallen ließen zur Zeit, recht schön voll mit Aepfeln und Birnen, was gilt's, Sie gäben Ihre blühenden Bäume auch drum? Lieb's Fraule, ich hab' wo gelesen, daß im Paradiese Bäume stehen in voller Blüthe und doch voll schöner Frucht, aber auf **der** Welt wachsen solche nicht."

„Aber wenn die Liebe aufhören soll, dann bleibt ja dem Baum auch kein grünes Laub!" seufzte die junge Frau.

„Ei, die braucht gar nicht aufzuhören; fragen Sie einmal alle die Frauen da, wenn sie auch nur ein Mal in vierzehn Tagen schreiben, ob sie nicht heute noch, wie die

Weiber von Weinsberg, wenn ihnen gestattet würde, ihr Liebstes und Bestes zu retten, den Mann davon tragen würden, und ob sie nicht seither in vielen schweren und traurigen Stunden und an vielen schönen Freudentagen gespürt haben, daß man sich nicht vergeblich Liebe und Treue versprochen, auch wenn man sich nimmer alle Tage küßt."

Mit inniger Zustimmung sahen Aller Augen, auch die der Frau Schweizer, auf die Mama. Fräulein Karoline, die sich dem Frauenkreis angeschlossen, sah still vor sich nieder, und auch Frau Lenz heftete ihre Blicke mit einem etwas verbissenen Ausdruck fest auf ihre Arbeit.

„Das glaub' ich gern, aber wie wenig sieht man oft von dieser Liebe," sagte die junge Frau. „Ist es denn nothwendig, daß man äußerlich kalt und trocken wird, wenn man sich doch im Herzen das Theuerste ist?"

„Ei bewahre!" fiel Marie, eine heitere, lebensfrohe Frau, ein, „das ist gar nicht nöthig; freilich läuft man oft tagelang altbacken um einander herum, da ist aber auch die Frau schuld; wir müssen daheim das Flämmlein pflegen, daß es der Mann brennend antrifft, er kann's von draußen nicht mit hereinbringen. Und es kommt viel darauf an, wie man den ersten Zwist überwindet."

„Den ersten Zwist? ach! wann kommt der?" fragte ängstlich die junge Frau.

„Wann? unterschiedlich; bei uns kam er sehr bald."

„Aber aus welchem Grunde denn?"

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Den besten Kleister zum Aufkleben von Flaschenetiquetten erhält man nach dem „Polytech. Notizbl.", wenn man Tischlerleim in starkem Essig aufweicht, dann erhitzt und demselben während des Kochens bis zur gehörigen Dicke feines Mehl zusetzt. Er haftet sehr gut und kann in einem weithalsigen Gefäße mit eingeschliffenem Stöpsel im weichen Zustande, ohne zu fäulen, aufbewahrt werden, so daß er jederzeit sofort verwendbar ist. Sollte sich der Kleister beim Gebrauche zu dick zeigen, so genügt ein flüchtiges Erwärmen über der Kerzenflamme, um ihn verstreichbar zu machen.

Verschiedenes.

Ein biederer Landmann, welcher bei der jetzigen kritischen Situation das klingende Metall dem Papiergelde glaubte vorziehen zu müssen, kam neulich nach Köln, um 800 Rthlr. in Cassen-Anweisungen gegen harte Thaler umzusetzen. Dieser Dienst wurde ihm von einem Bankgeschäft gegen 1 Procent Agio geleistet. Mit der schweren Bürde beladen, kam unser Landmann in sein Wirthshaus zurück und fragte, wie er das Geld wohl am bequemsten nach Hause bringe. Man gab ihm den Rath, dasselbe bei der Post einzuzahlen, die werde es ihm für wenige Groschen schon an Ort und Stelle besorgen. Gesagt, gethan. Als dann aber der gute Mann sich nach dem Postbureau seines Wohnortes begab, um seine harten Thaler in Empfang zu nehmen, erhielt er, ungeachtet aller lebhaften Demonstration, die bewußten 800 Rthlr. in Cassen-Anweisungen wieder ausbezahlt.

(Wunderbare Heilung.) Unter den während der letzten Tage aus Neu-Bydschow in Prag eingetroffenen Verwundeten befand sich ein sächsischer Soldat, dessen Heilung allgemeines Interesse erregte. Denselben war in der Schlacht bei Königgrätz eine Spitzkugel in die Schädelwölbung am Hinterhaupte eingedrungen und 3/4 Zoll tief stecken geblieben. Sofort nach seiner Verwundung erblindete der Mann vollständig, so zwar, daß er hell und dunkel nicht zu unterscheiden vermochte, während das Auge selbst, was das äußere Ansehen betraf, vollkommen gesund und unbeschädigt schien. In Neu-Bydschow gelang es dem Stabsarzt Dr. Liebmann, die Kugel herauszuziehen, und schon nach wenigen Tagen kehrte das verlorene Sehvermögen nach und nach zurück, und nun ist der Mann so weit wieder hergestellt, daß er in Kürze als gänzlich geheilt aus dem Spitale wird entlassen werden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 122. Freitag, den 12. October 1866.

Eine schöne Viper.
(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Reiherfedern.

„Vorwärts!" schrie der Fuhrmann unaufhörlich, aber das vordere Pferd war nicht von der Stelle zu bringen. Es stand mit seinen breiten Vorderfüßen unbeweglich auf der Landstraße und wich nicht einen Zoll breit von der Stelle.

„Was fehlt dem Thiere?" fragte Roger den Fuhrmann. „Sieh zu, Bill, ob ein Sack auf dem Wege liegt!"

Schläfrig wälzte sich Bill von den aufgethürmten Kornsäcken herunter, mit welchen der Wagen, der zu Markt fuhr, bepackt war.

„Ein Sack erschreckt das alte Pferd nicht," meinte Bill. „Es ist ein altes eingefahrenes Thier und fürchtet sich nicht vor Kleinigkeiten. — Halt!" schrie er auf, als er den Boden vor den Füßen des Pferdes untersuchte, „da liegt ein Mensch quer über den Weg. Wir hätten ihn beinahe überfahren."

Im nächsten Augenblick sprang Roger vom Wagen und erkannte beim Schein der Laterne eine menschliche Gestalt, die regungslos dalag.

„Er hat wohl ein paar Züge über den Durst gethan," bemerkte Bill grinsend, aber Roger hörte nicht auf ihn, sondern ließ sich neben dem erstarrten Körper auf beide Kniee nieder. „Es klebt Blut an ihm!" rief er nach einer Weile erschrocken. „Hier ist ein Mord begangen!"

Es war noch dunkel; nur die ersten zweifelhaften Strahlen des Morgenlichtes und der Schein der Wagenlaterne beleuchteten spärlich die Züge des unbekannten Mannes, der in halbgetrockneten Blutlachen lag.

„Er ist todt, ohne Zweifel!" sagte Bill; aber Roger hatte die Schulter des Dahingestreckten berührt und eine schwache Bewegung bemerkt. Auch verrieth ein leises Stöhnen, daß das Leben noch nicht aus dem Körper entwichen war. Aber der Mann war schwer verletzt. Seine rechte Seite starrte vom geronnenen Blute, und ein Aermel seines Rockes war durchlöchert und versengt. Noch spürte Roger den Geruch verbrannter Wolle und schloß daraus, daß die Mündung der Schußwaffe die Kleider fast berührt hatte. Sie richteten den Kopf des Unglücklichen in die Höhe und redeten ihn an, aber es erfolgte keine Antwort; die halbgeschlossenen Augen verriethen kein Bewußtsein, nur ein wiederholtes, schwaches Stöhnen entrang sich den blassen Lippen.

„Seine Flinte muß durch Zufall losgegangen sein," meinte Bill. Aber es war keine Flinte ringsumher zu sehen. Noch einen Augenblick standen Bill und Roger rathlos, dann stiegen sie, wie in stillschweigendem Einverständniß, auf den Wagen, legten die oberen Säcke, so gut es ging, zurecht und hoben den bewegungslosen Körper nicht ohne Anstrengung auf das schnell bereitete Lager.

„Der Pferdekopf" ist das nächste Wirthshaus," sagte Roger; „dahin müssen wir ihn schaffen." Und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

Noch war es nicht Tag, als die barmherzigen Samaritaner die Insassen des „Pferdekopfes" durch unablässiges Rufen und Klopfen aus dem Schlafe weckten. Erschrocken lief Alles zusammen, als man die unheimliche Last vom Wagen hob, größer noch war indessen die Bestürzung des Wirthes und seiner Frau, als sie im Dämmerlichte des Frühroths in

dem Verwundeten ihren Gast, Capitän Royston, erkannten.

Der Capitän war spät am Abend ausgegangen und nicht zurückgekehrt. Er hatte in der Nachbarschaft allerlei Bekanntschaften gemacht von nicht sehr solidem Charakter, die sich seine prahlerischen Reden wohlgefallen ließen und um den Preis einer freien Zeche bis tief in die Nacht ihm willig Gesellschaft leisteten.

Augenblicklich wurde zu Dr. Sankey, dem nächstwohnenden Arzte, gesandt, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Der Verwundete war noch immer bewußtlos und regte sich kaum, so daß vor der Hand keine Hoffnung war, durch Fragen etwas Näheres über seinen Unfall zu erfahren. Augenscheinlich waren Schulter und Arm, namentlich erstere von einer scharfgeladenen Schußwaffe getroffen worden. Der Blutverlust war bedeutend, doch schien keine Arterie verletzt. Auch die Lungen waren, wie es schien, verschont geblieben, obgleich der Schuß in so großer Nähe abgefeuert war, daß er die Kleider des Getroffenen stellenweise verbrannt hatte. Ein Raubanfall konnte es nicht gewesen sein, da man sämmtliche Schmucksachen, die Uhr und eine wohlgefüllte Börse bei dem Verwundeten fand.

„Wird er es überleben?" fragte die Wirthin den Arzt, als er sich entfernen wollte.

Aber Mr. Sankey folgte dem Gebrauche seiner Berufsgenossen und zuckte geheimnißvoll die Achseln.

„Es kann schlimm ausgehen," sagte er nach einer Weile bedächtig, „aber andererseits ist es möglich, daß ärztliche Kunst ihn rettet." Mit diesen orakelhaften Erklärungen empfahl sich der Jünger Aesculaps.

„Wenn er davon kommt," sagte Dr. Sankey für sich, „so wird er sein Leben lang ein Denkzeichen behalten. Ich bin nur neugierig, wer der Thäter sein mag. Höchst wahrscheinlich eine Wilddiebsaffaire!"

Alsbald begab sich Dr. Sankey zum Frühstück, nach dessen Beendigung er einen kurzen Bericht über das Vorgefallene für den Anzeiger der Grafschaft aufsetzte. Es war ohne Zweifel eine willkommene Neuigkeit für den Herausgeber und nebenbei eine Reclame für den Arzt.

Der Redacteur des „Anzeigers" schnappte gierig nach der fetten Neuigkeit, versprach seinen Abonnenten ohne Weiteres ein Extrablatt und sandte auf der Stelle einen Berichterstatter in der Person seines Neffen nach dem Orte der That. Aber dieser fand Alles in das tiefste Geheimniß gehüllt. Der Verwundete war am Leben, ja es schien sich mit ihm zu bessern; er war im Stande, mit schwacher Stimme auf die Fragen, die man ihm vorlegte, soweit Dr. Sankey es erlaubte, zu antworten. Aber es stellte sich bald heraus, daß des Capitäns Aussagen kein Licht über die Sache verbreiteten. Er hatte den Thäter nicht gesehen. Er hatte zwischen 12 und 1 Uhr in der Nacht den Heimweg angetreten, als er plötzlich, aus dem Gebüsch auf die Landstraße tretend, ein blitzartiges Leuchten bemerkte und gleich darauf eine Erschütterung, wie von einem betäubenden Schlage, empfand, die ihn niederstreckte. Von allem Folgenden wußte er nur, daß er beim Erwachen sich im „Pferdekopf" in seinem Bette befunden hatte, wo der Arzt und ein Krankenwärter neben ihm saßen.

Die Beamten der Grafschaft thaten ihr Bestes; sie durchsuchten die Wälder, durchkrochen die Hecken und quälten alle Welt mit unnützen Fragen. Aber trotz Alledem war keine Spur zu entdecken. Der Berichterstatter konnte dem ungeduldigen Herausgeber nur die Nachricht bringen, daß unter der geschickten und sorgfältigen Behandlung des Dr. Sankey der Patient seiner Wiederherstellung entgegenging. Nur ein Umstand noch schien der Beachtung werth: eine junge Dame von großer Schönheit, die seit einiger Zeit in dem benachbarten Schlosse wohnte und eine Verwandte des Grafen von Mortlake war, hatte Capitän Royston im „Pferdekopf" besucht; es war bei ihrer Unterredung theilweise laut hergegangen, doch hatte man draußen von deren Inhalte Nichts verstehen können. Dieser Theil des Berichts kam jedoch nicht ins Publicum.

Der Eigenthümer des „Anzeigers", ein reicher Kornhändler, wohnte nämlich auf einem Landgute, das zu Lord Mortlake's Besitzungen gehörte, und machte sich starke Hoffnung, daß der Graf sich geneigt finden ließe, ihm die Pachtung zu billigen Bedingungen käuflich zu überlassen. Auch war Lord Hythe Vorsitzender eines Eisenbahn-Comité's, welches den „Anzeiger" mit Inseraten bedachte. Es wurde daher wohlerwogen, daß eine derartige Mit-

theilung Lord Mortlake unangenehm berühren möchte, und daß dieser nur mit großem Mißvergnügen Lady Flavia's Namen in einer Mordgeschichte genannt sehen würde.

Am Montage, um dieselbe Zeit, als der Berichterstatter des „Anzeigers" mit der magern Ausbeute der eingezogenen Erkundigungen in das Redactionsbureau zurückkehrte, stellte sich Benjamin Haynes im gräflichen Hause ein. Er kam, wie er sagte, auf Lady Flavia's Befehl und wurde sogleich von der Simmons ins Nelkenzimmer geführt, wo die junge Erbin mit Schreiben beschäftigt war. Benjamin kam nicht mit leerer Hand, denn er zeigte ein Bund langer glänzender Federn, das von einem Knopfloch seines Felbelrockes herabhing.

„Bedaure," sagte er, „daß ich Mylady nicht mehr bringen kann, aber es gibt nicht viele Reiher mehr in dieser Gegend; ich habe lange warten müssen, bis mir einer in den Schuß kam."

Bei diesen Worten blickte Haynes unruhig im Zimmer umher, ohne jedoch Lady Flavia anzusehen. Die Simmons war noch im Zimmer und machte Miene, sich zu entfernen, blieb jedoch auf einen Wink ihrer jungen Gebieterin Letztere nahm die langen feinen Federn und betrachtete sie neugierig.

„Dies sind also wirkliche Reiherfedern. Ich habe mir immer gewünscht, ein Paar von jenen Federn zu sehen, die unsere Vorfahren hochschätzten und Fürsten und Barone mit besonderem Stolze trugen. Damals gab es freilich noch keine regelmäßige Postdampfschifffahrt, die uns Straußfedern aus Afrika und Südamerika bringt. Auch Federn sind der Mode unterworfen."

Sie stützte den Kopf mit ihrer zarten Hand und schien gleich darauf in Nachsinnen verloren. Eine Minute nach der andern verfloß, ohne daß Lady Flavia sich der Anwesenden zu erinnern schien, bis endlich der Wildhüter sich zu rühren anfing und bei dieser Gelegenheit mit einer ungeschickten Bewegung einen Schemel umstieß. Lady Flavia blickte heiter lächelnd auf.

„Ich bedarf Eurer nicht mehr, Haynes," sagte sie; „nur thut es mir leid, Euch so viel Mühe verursacht zu haben; und hier —" bei diesen Worten öffnete sie ein kleines Portemonnaie und zog achtlos eine geknickte Banknote heraus — „hier ist ein kleines Geschenk für Frau und Kinder. Seht es nur nicht an!" fügte sie scherzend hinzu, als der mißtrauische Wildhüter das scheinlose Papier angaffte.

Eilig empfahl sich Haynes, und erst, als er den einsamen Waldpfad betreten hatte, wagte er, das Empfangene näher zu besichtigen. Es war eine Hundertpfund-Note.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

Der Tag nach der Hochzeit.

„Ja, sehen Sie, wir haben einander so lieb gehabt, wie nur irgend ein Brautpaar, und wenn ich die Briefe aus unserer Brautzeit verbrennen wollte, ich könnte einen Ochsen dabei braten! Von einer Hochzeitsreise wollte mein Mann Nichts hören. „Nicht in der Fremde, daheim, am eigenen Tisch will ich mein liebes Weib zuerst eigen haben." So fuhren wir denn von der Hochzeit weg in die neue Heimath, in der ich noch ganz fremd war. Mitnehmen wollten wir auch Niemand. Daß die Magd nicht gleich eintreffen konnte, war uns eben lieb.

Am Morgen in der Früh mußte mein Mann in seine Kanzlei, nun sah ich mich erst recht um in unserer Wohnung. Da standen im Wohnzimmer die Möbel kreuz und quer durcheinander, nothdürftig ausgepackt, die Stuhlfüße noch in Papier, der Boden mit Stroh und Heu besäet, der Gang voll Kisten. Es sah Alles recht trostlos aus. Ich machte mich dran, Ordnung zu schaffen, aber die schweren Möbel konnte ich nicht allein schieben, Niemand war zu Hilfe da, wo ich ein Fach öffnete, fiel mir ein Haufen von Dingen entgegen, für die ich keinen Platz wußte. Daheim war ich an eine besorgte Mutter, an hilfreiche Schwestern gewöhnt. Es ward mir etwas heimwehartig und weinerlich zu Muthe, aber ich bezwang mich tapfer: jetzt kam ja bald mein Liebster; wie wird er mich so freundlich trösten und mir so lieb helfen! Ich ordnete und rückte zurecht so gut ich konnte, dann öffnete ich alle Fenster, um die Heu- und Strohmassen aus-

zukehren. Es war ein sehr kühler Herbsttag, ich hatte das in der Hitze des Geschäftes nicht gefühlt und war eben im vollsten Eifer, als die Thüre aufging und mein Mann eintrat.

„Aber um Gottes willen, welcher Unsinn, jetzt die Fenster aufzusperren!“ lautete der Eintrittsgruß. Ich schluckte noch meine Thränen mühsam hinunter und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Sieh, wie ich schon so fleißig gewesen bin! Komm', probir', wie unser Sopha ist.“ — „Habe nicht Lust im Staub zu ersticken,“ sagte er verdrießlich und ging hinauf in seine alte Stube, die er schon zuvor bewohnt hatte. Jetzt aber brachen meine Thränen los, da saß ich inmitten meiner staubigen Stube und weinte zum Herzbrechen. Es war mir, als sei's nun mit allem Glück zu Ende auf immerdar. Das also war die Liebe bis in den Tod, so rauh konnte er mich anfahren, und schon am Morgen nach der Hochzeit? Dazwischenhinein wartete ich im Stillen, ob er nicht komme, reumüthig, Versöhnung suchend. Er kam aber nicht. Da raffte ich mich auf, ergeben, resignirt. So wollte ich denn nur meiner Pflicht leben, auch ohne Liebe, ohne Freude, ohne Dank, — und ging in die Küche. Was war da anzufangen? Ich hatte noch kein Fleisch, keine Kartoffeln, Milch aber hatte die Nachbarin gebracht und Mehl war auch da von Hause. So beschloß ich denn Brei zu kochen. Albert hatte ja einmal mit mir und den kleinen Geschwistern Brei in der Laube gegessen und ihn so gelobt. Dann hatte ich auch noch kalten Braten, den uns die Mutter mitgegeben. Ich machte mich an's Werk, und die Geschäftigkeit vertrieb mir in Etwas meinen Herzenskummer. Der Brei, der mußte ja die Erinnerung an die schönen Tage der ersten Brautzeit in ihm erwecken, mußte ihn mahnen, wie hart, wie lieblos sein Betragen diesen Morgen gewesen. Aber daß er nicht ein einzig Mal herunterkam, um nach mir zu sehen! Ach! ich wußte nicht, daß er ein verdrießliches Geschäft zu schleuniger Bereinigung von der Kanzlei mit heimgenommen hatte, wußte nicht, daß er seit der gestrigen kühlen Heimfahrt an Halsweh litt und sich gefreut hatte, nun daheim ein behagliches Stübchen zu treffen.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein Bürger von Rivaz, Canton Waadt, hatte in Lausanne auf dem Markte ein Fuder Stroh gekauft und wollte sich heimwärts begeben, als ihm der Beamte des Waghauses verrieth, daß beim Wägen die Frau des Verkäufers im Stroh verborgen gewesen und sich, um das Gewicht zu vermehren, hätte mitwägen lassen. Der Käufer sagte Nichts; aber als der Verkäufer, nachdem er bezahlt worden war, mit seiner Frau sich entfernen wollte, legte der Käufer die Hand auf die Achsel der letzteren und erklärte: da sich diese Frau mit dem Stroh wägen lassen und er die ganze Last bezahlt habe, so gehöre die Frau von Rechts wegen ihm und er behalte sie. Er beharrte trotz allen Protestes des Mannes darauf, die Frau bis wenigstens nach der Weinlese zu behalten, d. h. so lange, bis sie das Kostgeld und den Betrag ihres Gewichts (105 Pfd.) abverdient hätte. Sie ergab sich in ihr Schicksal und zog dann mit ihrem neuen Herrn auf sein Dorf, wo sie sich noch befindet.

Ein Königsberger Militärarzt berichtet aus Prerau in Mähren über die Methode der dortigen Landleute, Cholerakranke zu curiren. Man heizt den Backofen derart, daß derselbe flammend wird, legt dann den Cholerakranken auf den heißen Backofen, die Angehörigen knien sich ringsum, beten zwanzig Vaterunser, und wenn die Gebete zu Ende sind, dann ist der Cholerakranke zumeist so weit, daß er — sofort begraben werden kann.

In einem Gasthofe logirte ein angesehener Herr. Dieser legte sich zur Ruhe. Auf Einmal brach im Hause Feuer aus. Der beängstigte Bediente lief zu seinem Herrn, weckte denselben und schrie: „Herr! in Nr. 4 brennt es.“ — „So!“ antwortete der Herr, „in welcher Nr. bin ich?“ — „In Nr. 12,“ antwortete der Bediente. „Nun so komm wieder, wenn es einmal in Nr. 9 brennt,“ befahl der Herr, legte sich wieder auf die Seite und schlief ruhig fort.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 123. Sonntag, den 14. October **1866.**

*Blüthen französischer Lyrik.

VIII.

Abschied vom Meere.

Von Lamartine.

Dunkelblaue Meereswoge, murm'le sanft um meinen Nachen,
Rausche leise, süße Welle, wie getäuschter Liebe Klagen!
Schweb' dahin, mein schwankes Fahrzeug, in der Wogen leichtem Tanze,
Wo von steilen Ufers Höhen Weinstock grüßt und Pomeranze

Oft, des Busens Drang zu stillen, sink' ich in der Barke nieder,
Schließ', umrauscht von deinen Fluthen, dann die müden Augenlieder;
Wiege mich in süßen Schlummer bis zum ersten Frührothscheinen,
Daß ich von den Wellen träume und von grünen duft'gen Hainen.

Der die Welt so herrlich schmückte, Flur und Wälder, Thal und Hügel,
Schuf auch Himmel, daß sie strahlen hell aus deinem feuchten Spiegel.
Stolzer Kön'ge mächt'ge Flotten malmest du in deinem Grimme,
Frei wie der Gedanke bist du nur gehorsam Gottes Stimme.

Rastlos irrt das Auge über deine unermeßnen Weiten,
Wie umsonst des Forschers Blicke nach des Jenseits Ufer gleiten.
Deine Stimme weckt das Echo, donnernd wie in Zornesworten,
Bald auch flüstert sie durch Blumen, wie mit sterbenden Accorden.

Schön ist's, wenn an deinem Herzen sich Zephyre Kühlung fächeln,
Wenn des Waldes stille Wipfel tief aus deinem Schooße lächeln.
Schön ist's, auf dem leichten Kahne durch die lichte Fluth zu steuern,
Wenn das sonnige Gestade bunte Blumen sanft umschleiern.

Süß ist's, wenn die Lüfte deinen sanftbewegten Busen kosen,
Wie der Schönheit Busen wallet auf und nieder unter Rosen.
Rausch' empor an meinem Fahrzeug, flüst're wie von Scheidegrüßen,
Und der sprüh'nde Schaum der Wogen mag mir Stirn und Auge küssen!

Schweb' dahin, o Barke! Heilig ist mir jede Meereswelle,
Sei es an Virgilius*) Grabe, sei's an der Sibylla**) Höhle.
Schweb' dahin! Ob auch nach ödem Strande wird mein Boot verschlagen
Jede Welle wird ein theures Bildniß mir entgegentragen.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Ein Brief.

„Es hängt Alles davon ab, wer den Verkauf übernimmt," sagte des Bischofs Ehehälfte, und ihre alte Freundin nickte zustimmend.

---

*) Das Grab des berühmten römischen Dichters ist am Posilippo zu Neapel.

**) Dieselbe wohnte in einer Höhle bei Cumä in Campanien.

Aber in der That war es schwierig, Verkäuferinnen zu finden, da nicht leicht eine junge Dame von Stande sich dazu verstand, ganze Tage die Rolle einer Ladenjungfer zu spielen und die Langeweile dieses Geschäfts unter der unumgänglich nothwendigen Liebenswürdigkeit, die der gute Zweck erheischte, zu verbergen.

Es handelte sich nämlich um einen Bazar zur Aufbringung der Kosten, welche die nothwendig gewordene Reparatur der Kathedrale zu Slechester verursachen würde. Einladungen waren nach allen Seiten ergangen, auch an Zustimmung hatte es nicht gefehlt, nur sahen sich obenerwähnte Mrs. Dibbs und ihre Busenfreundin Miß Plumington in einiger Verlegenheit, da das jüngere Geschlecht sich mit wenigen Ausnahmen fern zu halten suchte und der Bazar ein Sammelplatz ehrwürdiger Damen von reiferem Alter zu werden drohte. So groß nun auch der Respect war, welchen des Bischofs Gemahlin und ihre betagte Freundin für ihre Altersgenossinen hegten, so konnten sie sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß es auch jugendlicher, frischer Gesichter bedurfte, um dem Bazar den nöthigen Reiz zu verleihen und in dessen Besuchern die gewünschte Kauflust zu wecken. Es wurde hin und her debattirt, die Listen immer auf's Neue durchgelesen, ohne daß sich ein günstigeres Resultat herausstellte — es blieb dabei: die größere Zahl der willigen Verkäuferinnen gehörte jenem Lebensalter an, das mehr Ehrfurcht zu erwecken als anzuziehen vermag.

Auch Lady Carolina und Julia hatten eine Einladung zu diesem Zwecke erhalten, aber keine Lust verspürt, sich hinter den Zahltisch zu stellen, um von neugierigen Blicken gemustert zu werden. Umsonst suchte Mrs. Dibbs Beiden das Verdienstvolle einer solchen Thätigkeit begreiflich zu machen, es blieb bei der Erklärung, daß die Damen dem frommen Unternehmen jede Förderung gewähren, Arbeiten für den Bazar einsenden und durch reichliche Einkäufe dem guten Zwecke dienen wollten, aber zur persönlichen Betheiligung am Verkauf sich nicht bereit erklären könnten.

Eine Zusammenkunft im bischöflichen Palaste führte kein günstigeres Ergebniß herbei. Lady Carolina und Julia beharrten auf ihrer Weigerung, und die Gräfin von Mortlake erklärte, daß sie es für unpassend halten müßte, ihre Töchter durch ihre mütterliche Autorität gleichsam zwangsweise zu einem frommen Werke anzuhalten.

Lady Flavia mochte die lang ausgesponnene Unterhaltung für unerquicklich gehalten haben und war in den Garten gegangen, wo verschiedene junge Sprößlinge aus der Familie Dibbs unter den laublosen Bäumen ihr munteres Spiel trieben.

Wieder wurde die Liste der weiblichen Verkaufscandidaten durchgemustert, aber das frühere Ergebniß blieb unverändert dasselbe: es fehlte sehr an jungen Damen, die durch ihren Rang dem Unternehmen einen vornehmen Charakter verliehen und durch eine gewinnende Persönlichkeit die Besucher zum Ankauf der eingelieferten Artikel veranlaßten. Ein trostloses Schweigen waltete in dem kleinen Cirkel; die Damen blickten einander theils hoffnungslos, theils verlegen an, als plötzlich die kleine Schaar aus dem Garten ins Zimmer stürzte, laut jubelnd Lady Flavia's Hände erfassend und sich an den Saum ihres Kleides klammernd.

Ihr liebliches Gesicht war leicht geröthet, ihre Augen glänzten, ihre wallenden Locken ringelten sich in holder Verwirrung über die schneeweißen Schultern — sie war wieder die liebreizende Fee, der Aller Herzen entgegenschlugen.

Blitzartig durchzuckte Mrs. Dibbs ein rettender Gedanke. „Vielleicht erhört uns Lady Flavia in unserer Noth," rief sie aus und eilte der Eintretenden mit bittender Miene entgegen. „Hätte ich nicht früher daran denken können?" fügte sie, sich selber tadelnd, hinzu, und schon war sie im Begriff, der jungen Erbin ihr Anliegen vorzutragen, als sie sich plötzlich besann und einen fragenden Blick auf Lady Mortlake richtete. Doch diese erklärte, der Willensäußerung des „lieben Kindes" nicht vorgreifen zu wollen.

Es war eine gewagte Bitte. Lady Flavia Clare, die Erbin eines hohen Namens und großen Vermögens, sollte sich bereit erklären, mit den Besuchern des Bazars Gespräche über die Preiswürdigkeit des feilgebotenen Gegenstandes zu führen, ihre feinen Züge der Neugier müßiger Gaffer preiszugeben und ihre zarten, weißen Finger durch das Zählen schmutziger Scheidemünze zu entweihen. Aber

ihre Antwort zerstreute alle Besorgnisse. „Ich danke Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben," rief sie in kindlicher Freude; sie schien sich entzückt dem Gedanken hinzugeben, mitten unter dem Gewimmel, umgeben von allerlei abenteuerlichen Verkaufsartikeln, wie eine verzauberte Prinzessin aus „Tausend und eine Nacht" dazustehen, und malte die sie erwartende Situation mit so drolliger Laune aus, daß Alle um sie her zur lautesten Heiterkeit hingerissen wurden.

„Sie ist ein Engel, das liebliche, unvergleichliche Wesen!" rief Mrs. Dibbs, als die Besucherinen sich entfernt hatten, und die alte Miß Plumington fand keine Veranlassung, Dem zu widersprechen.

Unterdessen fuhr der Engel, den Mrs. Dibbs nicht genug preisen konnte, heim. Lord Mortlake saß im Lehnsessel und war gerade beschäftigt, ein Briefpacket zu öffnen, als seine Gemahlin mit den drei jungen Mädchen zurückkehrte.

„Ein Brief für Lady Flavia," rief er und überreichte der Eintretenden ein zierlich gefaltetes, in wohlverschlossener Enveloppe ruhendes Schreiben.

Sie nahm den Brief mit ihrer zarten, noch von Handschuhen bedeckten Hand und begab sich sogleich auf ihr Zimmer, um ungestört sich in den Inhalt des Schreibens zu versenken. Mit staunender Neugier prüfte sie die Aufschrift und sagte lächelnd, während sie das Siegel löste: „Wer mag es sein? Wer schreibt mir, der sonst Niemand schreibt?"

Aber kaum hatte sie die ersten Zeilen überflogen, als ihre Züge sich urplötzlich veränderten. Das Lächeln erstarb auf ihren Lippen, ihre Wangen erblaßten, ihr Antlitz nahm den unheimlichen Ausdruck an, mit dem sie in jener ersten Nacht ihres Aufenthaltes bei Mortlakes im Lehnsessel gekauert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

„Ja, warum hat er Ihnen Das nicht gleich gesagt?" meinte Frau Schweizer.

„Das ist's eben; wo wir oft zu viel sagen, da sagen die Männer oft zu wenig, auf's Errathen verstehen wir uns besser als sie, d'rum soll Das unsere Sache sein. Nun, ich trug also meine Mahlzeit hinauf. Der Mann rückte freundlich sein Tischchen zurecht, sah aber gar nicht zerknirscht aus. „Und was bringt meine Frau Gutes?" — Ach! der Brei war auf offenem Feuer gekocht, da mein Herd noch nicht im Stande war, und schmeckte entsetzlich nach Rauch. Ich spürte Das selbst, aber Albert, meinte ich, sollt' es doch nicht spüren am ersten Tage nach der Hochzeit! Er zog aber ein entsetzliches Gesicht und schob den Teller zurück. Tiefgekränkt stellte ich ihm schweigend den Braten hin. „Eine curiose Mahlzeit das," sagte er halb scherzhaft, halb verdrießlich, „wenn du's nicht besser kannst, Frau, so bedauere ich mich." Ich ging schnell hinaus mit dem verschmähten Brei, und drunten floß auf's Neue unaufhaltsam meine Thränenfluth, und die allerschönsten Verse von begrabenem Glücke und unverstandener Liebe, die nur je in einem Mädchenalbum standen, kamen mir zu Sinne. Ich legte mein thränenschweres Haupt auf das Sopha und dachte an meine Mutter daheim, die nicht ahnen werde, wie unglücklich ihr armes Kind sei.

Da fiel mir in meinem schwermüthigen Sinnen ein, wie Albert vorhin einen alten Shawl um den Hals gebunden hatte, und ich begann zu ahnen, daß er unwohl sein könnte. Ich schlich wieder hinauf. „Fehlt dir Etwas?" fragte ich leise und schüchtern. „Fehlt dir Etwas?" fragte er lächelnd, indem er mich zu sich zog und in meine verweinten Augen sah. Nun kam's zur Erklärung! Ich leerte mein Herz aus und erzählte ihm unter Lachen und Weinen, was ich Alles gedacht und wie ich so unglücklich gewesen, und er erzählte mir, wie er sich, als er sein Halsweh gespürt, so gefreut habe, daß ihn nun sein Weibchen daheim pflegen und versorgen werde, und wie's ihn dann gekränkt, daß ich nicht einmal nach ihm gesehen und ihn mit Staub und Zugluft empfangen hätte. Wir lachten zusammen, daß wir alle Zwei so dumm gewesen, und er mußte zu Bett und ich kochte ihm Thee und Limonade und verpflegte ihn nach Herzenslust. Ich könnte nicht eben sagen, daß dieser erste Zwist der letzte gewesen sei, aber so oft mich das Gefühl des Unverstandenseins überschleichen wollte, so dachte ich auch an jenen thränenvollen Morgen und besann mich zuerst, ob

mein Mann nicht etwa auch unverstanden sei."

Das Salatbeet.

Die Gesellschaft lachte herzlich über dieses erste Herzeleid. Die Frau Doctorin aber sagte: „So gar früh hat's bei uns nicht angefangen, aber viel wichtiger ist der Grund unseres ersten Streites auch nicht gewesen. Ich war, wie die meisten Mädchen, daheim keine sonderliche Gartenfreundin, und das kleine Gärtchen vor unserem Hause war mir daher im Anfang unseres Ehestandes eine rechte Herzenslast. Aber ich gewann eine unbeschreibliche Freude daran und setzte meinen Stolz darein, den hübschesten Küchengarten zu haben.

Zunächst dem Hause, an dem sonnigsten Plätzchen, hatte ich Salat gesäet und freute mich königlich, am Sonntag der Frau Pfarrerin, die sonst die erste Gärtnerin war, davon bringen zu können. Ihre Magd hatte mir nämlich verrathen, daß der ihrige noch ganz klein sei. Am Samstag Abend ging ich im höchsten Stolz mit einem Porzellanteller in den Garten, aber ach, mein schöner junger Salat!

Der Mann hatte all seine unnöthig vielen Pfeifen ausgeklopft, ausgespritzt, gereinigt, Alles auf mein Salatbeet! Das war ganz verdorben mit Tabaksasche, Tabakssaft, und roch wie eine übernächtige Bierstube. In höchster Aufregung eilte ich hinauf, der Mann saß ganz behaglich auf dem Sopha und rauchte wie ein Kamin. „So, Schatz, jetzt habe ich meine Pfeifen einmal gründlich ausgeputzt." — „Ja, auf meinen Salat!" rief ich mit leidenschaftlichem Weinen. Bei dem Weinen allein blieb's aber nicht. Ich bin etwas hitziger Natur und weiß nimmer, was ich sagte; was er sagte, das weiß ich wohl noch, sag's aber nicht. Er ist auch ein Sprudelkopf, und wir kamen in bitterem Verdruß auseinander. Vor Schlafengehen dachte ich wohl daran, daß die Sonne nicht über unserem Zorne untergehen sollte. Aber die Sonne war längst drunten und mein Mann schlief, als ich mit versöhnlichem Herzen in das Schlafzimmer kam. So ging's den ganzen Sonntag fort mit Trutzen. Das Leben war mir recht entleidet; aber an mir war's doch einmal nicht, wieder einzulenken, ich war doch offenbar im Recht. Es hätte ihn ja freuen sollen, eine so fleißige Frau zu haben! Er aber schien gar nicht gesonnen es zu thun.

„Da kam am Montag Morgen wie ein Himmelsbote des armen Spenglers Kind aus der Nachbarschaft zu mir, das Einem immer mit Blechwaaren überlief: „Wollet Se net so gütig seyen und dui „Amtspfleg" kaufe?" Das war so eine Anstalt für Tabaksasche, Pfeifenreinigung, und dazu noch schön lackirt. Ich kaufe das Ding, habe wohl zu viel dafür bezahlt und sprang damit hinauf. Mein Mann saß noch ganz innerlich brummend, wie ein Maikäfer im Juli, an seinem Tisch. „Da, Alter," sagt' ich fröhlich, „bring' ich dir Etwas, daß du mir deine Pfeifen nimmer auf die Salatbeete leerst!" Er guckte zuerst noch zweifelhaft auf, als er mir aber in's Gesicht sah, da schwand der alte Groll. Er schämte sich auch ein Bischen und es gab die schönste Versöhnung. — Seitdem habe ich mich recht gefürchtet vor meiner eigenen schnellen Zunge, und wenn ich hitzig wurde, ist es nie mehr zu so heftigen Worten gekommen." (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Praktisch.) Dame: „Haben Sie recht schöne schwarze Locken, genau zu den meinigen?"

Friseur: „Aufzuwarten! indessen, mein Fräulein, Sie haben ja fast Ueberfluß — —"

Dame: „Nun ja —! wissen Sie, ein Geliebter von mir bittet mich um 'ne Locke: aber da werde ich mir doch nicht meinen famosen Lockenkopf verschimpfiren wollen?"

Räthsel.

Bin ich groß und schwer, so schweb' ich hoch in Lüften,
Bin ich klein und zart, so leb' ich in den Triften,
Und nimmst du mir den Kopf,
So schmück' ich deinen Schopf.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 124. Mittwoch, den 17. October 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Es waren die tiefen Schatten der Furcht, die auf ihrer Stirn lagerten, und doch schien der Inhalt des geöffneten Briefes diese nicht zu rechtfertigen. Die Worte kamen aus einem liebevollen, treu ergebenen Herzen und lauteten also:

„Meine liebe, gute Flavia! Denkst du noch daran, wie wir in unserm kleinen Klostergemache mit einander plauderten und neugierig in den Hof hinabsahen, wo die alte Margarethe die Aufsicht über die Hühner führte? Denkst du daran, wie wir von der großen Welt sprachen und uns darin zu begegnen hofften? Wir stellten uns das Leben außerhalb des Klosters als einen einzigen langen Ferientag ohne Lectionen, ohne Clavierübungen, ohne Ermahnungen von der ehrwürdigen Oberin vor. Diese glückliche Zeit ist jetzt gekommen, für dich früher, obgleich du dich wohl nicht glücklich fühlen konntest, als du mich verließest, um an das Sterbebett deines Vaters zu eilen. Ich lag in jener Nacht schlaflos und dachte an dich, wie fremd dir Alles in England erscheinen müßte und wie vereinsamt du dich in dem großen Hause fühlen würdest. Wie oft habe ich später im Halbtraum mit dir gesprochen, wie oft bin ich mitten in der Nacht an dein leeres Bett getreten! Ich fühlte mich recht verödet, seitdem du fort warst und ich in dem melancholischen Kloster zurückblieb. Doch das Alles ist nun vorüber. Ich bin so glücklich, wieder im Vaterlande und der Schule überhoben zu sein. Mein Vater, Oberst Ford, ist aus Indien zurückgekehrt und wird mich nicht wieder verlassen. Ach, könntest du ihn sehen! Er ist der liebste, beste, zärtlichste aller Väter und verzieht mich recht tüchtig. Nur Eins fehlt zu meinem Glücke, der Anblick deines lieben Gesichtes und die Versicherung, daß du die kleine Amy noch liebst. Ich bin keine Freundin vom Schreiben und doch vermag ich meiner Feder nicht Halt zu gebieten. Wo können wir uns wiedersehen? Wir wohnen jetzt in London, Minden-Street, St. James, Nr. 17. Bald aber ziehen wir auf's Land, obgleich mir London recht gut gefällt. Nun schreibe mir bald, wenn auch nur eine einzige Zeile. Du bist ein recht träges Ding, sonst hättest du wohl Etwas von dir hören lassen. Nun viele Grüße und Küsse!

Auf immer deine Amy Ford."

Lady Flavia Clare las den Brief zum zweiten Male und immer wieder — endlich entglitt das Papier ihrer Hand, und sie saß regungslos im Armstuhl, wie träumend in das Kaminfeuer starrend. Minuten, Stunden vergingen, es wurde Abend, und noch immer verharrte sie in bewegungsloser Ruhe, während ihre Züge den Ausdruck trostloser Entmuthigung verriethen. Ein Klopfen an der Thür scheuchte sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten auf. Plötzlich entschlossen sprang sie auf, zerriß den Brief in unzählige Stücke und übergab diese dem Feuer. Dann öffnete sie und ließ die Simmons eintreten, welche sie zu Tische rief. Dort war sie wieder das muntere, liebreizende Mädchen, die Perle des Hauses, das feenartige Wesen, das seit ihrem ersten Erscheinen auf Harbledown Aller Herzen gewonnen hatte.

Minden-Street.

Im Hause Nr. 17, in derselben Straße, deren Namen einem deutschen Städtchen ent-

lehnt ist, saßen in einem Zimmer von mäßiger Größe ein hochgewachsener ältlicher Mann und ein neunzehnjähriges Mädchen. Der Erstere, Oberst Ford, trug die unverkennbaren Merkmale eines alten Soldaten. Er blickte so ernst und unwirsch drein, wie es nur ein Mann vermag, der lange zu commandiren gewohnt ist und viele Jahre unter einem geschmeidigen, aber tückischen Volke gelebt hat. Und dennoch — wenn er den Mund zum Lachen verzog, besonders aber, wenn er mit seiner Tochter Amy plauderte, pflegte der düstere Ausdruck aus seinen Zügen zu verschwinden und einer freundlichen Gemüthlichkeit zu weichen, die den barschen Soldaten kaum wiedererkennen ließ.

Oberst Ford war mit einigem Vermögen aus Indien zurückgekehrt. Er hatte freilich keine Schätze gesammelt, aber was er besaß, war redlich erworben, es klebte kein Blutstropfen, keine Thräne daran. Die Ersparnisse seines früheren hohen Soldes und eine beträchtliche Pension, die ihn für den Abend seines Lebens sicher stellte, setzten ihn in den Stand, nach mühevollen und von manchem Leid getrübten Jahren einem sorgenfreien Alter entgegenzusehen.

Wohl hatte er in Indien mehr verloren, als er jemals wieder gewinnen konnte. Die Erinnerung an ein geliebtes Weib und zwei blühende Knaben, die das mörderische Klima hingerafft hatte, trat oft wie ein schwarzer Schatten in die sonnigen Herbsttage seines Lebens, doch war ihm in Amy, dem einzigen überlebenden Kinde, ein erquickender Trost geblieben.

Es hatte ihn einst eine große Selbstüberwindung gekostet, das kleine liebliche Mädchen nach Europa zu schicken; aber das Opfer mußte gebracht werden, um ihrer Gesundheit und ihrer Erziehung willen. Jahre waren vergangen, ohne daß er sie in seine Arme geschlossen, und nun konnte er seiner Amy wieder in die hellen Augen blicken und brauchte keine Trennung von dem geliebten Kinde zu fürchten.

Amy war in der That ein herzlich gutes und zugleich ein hübsches Mädchen mit rosigen Wangen, lebhaften Augen und nußbraunem Haar. Sie war keine bezaubernde Schönheit, aber wer das gute, unschuldige Gesicht ansah, mußte sie lieb gewinnen. Sie war jetzt recht glücklich.

Sechs Wochen lang hatte fast jeder Tag für Amy neue Unterhaltung und Abwechslung gebracht, so daß London ihr wie ein Paradies erschien. Ihr Vater, dessen sie sich aus ihren frühesten Kinderjahren nur dunkel erinnert hatte, war ihr wiedergegeben; sie wußte, daß er nicht nach Indien zurückkehren und daß man sie nicht wieder der Langweile des Klosters preisgeben würde. Ihr junges Leben strahlte in goldigem Sonnenschein, und ihr Vetter Charles — nun dieser Vetter Charles trug nicht wenig zu ihrer glücklichen Stimmung bei. Charles war ja der prächtigste junge Mann von der Welt und besuchte seinen Oheim und seine Cousine täglich.

Der Oberst hatte stets gewünscht, daß die jungen Leute einander liebgewinnen möchten. Charles war seines verstorbenen Bruders einziger Sohn und versprach, wie man versicherte, ein tüchtiges Mitglied des Juristenstandes zu werden.

Vetter und Cousine hatten sich einander freilich schon vor Jahren im Hause einer alten Tante gesehen, ehe Amy nach Brüssel in die Schule und später zur Vollendung ihrer Erziehung in das Kloster „Unserer lieben Frau vom Berge Carmel“ geschickt wurde und Charles Ford noch ein Schüler des Eton-Collegiums war; aber damals war es ihnen nicht in den Sinn gekommen, daß ihre kindliche Neigung dereinst zu einem ernsten Verhältniß heranreifen würde. Die jungen Leute gefielen einander überaus, und der Obrist, sowie Charles' Mutter waren beide erfreut, ihre Wünsche in dieser Weise erfüllt zu sehen. Es war in der That eine recht passende Verbindung. Auf beiden Seiten war etwas Vermögen, außerdem durfte Charles auf eine erfolgreiche Carriere hoffen, es konnte, wie seine Mutter meinte, nicht fehlen, daß er dereinst Lord-Kanzler würde.

„Was fehlt dir, mein Kind? Laß mich doch hören, was deinen Kopf in Anspruch nimmt? Bist du Londons müde? Hast du mit Charles gezankt?“ So fragte der Obrist, nachdem er einige Zeit Amy's ungewöhnlich ernste Züge betrachtet hatte.

„Nein, Papa,“ antwortete Amy. „Ich dachte nur, wie seltsam es ist, daß Flavia mir noch gar nicht geschrieben hat, und ob vielleicht mein Brief nicht in ihre Hände gelangt sein mag.“

Der Obrist hatte seine eigenen Ansichten über den Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen zwischen seiner Tochter und Flavia.

„Du mußt bedenken," sagte er ernst, „daß Lady Flavia Clare, die Pensionärin des Klosters, etwas ganz anders war, als Lady Flavia Clare nach ihrem Eintritt in die Gesellschaft ist. Sie lebt jetzt unter ihren hochadeligen Verwandten, hat ohne Zweifel ein großes Vermögen geerbt und bildet durch ihre Schönheit, ihren Rang und ihr Vermögen einen Anziehungspunkt für zahlreiche Verehrer und Bewunderer. Ich tadele sie deßhalb nicht, auch weißt du, bei etwas reiferer Erfahrung, ihr schwaches Gedächtniß in Beziehung auf dich —"

„Aber Flavia kann ihre Freundin nicht vergessen," unterbrach Amy ihren Vater. „Sie kann weder stolz noch undankbar werden — hättest du sie gekannt, wie ich, so würdest du mir beistimmen! Wenn ich an jene Nacht vor ihrer Abreise aus dem Kloster denke — aber du findest es wohl recht thöricht, Papa, daß ich dir davon erzähle?"

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

Die Feier der Genien.

„Im Garten erlebte ich auch das erste Herzeleid meines jungen Ehestandes," begann Frau v. Linden, eine fein aussehende Wittwe in mittleren Jahren, die sich Anfangs etwas vornehm isolirt hatte und erst, seit die Mama da war, sich der übrigen Badegesellschaft mehr anschloß. „In meinem elterlichen Hause herrschte viel Kunstsinn, viel geistiges Leben. Es war reich an Festen, und meine Mutter namentlich war unerschöpflich in sinnigen Erfindungen, diese Feste mit immer neuem Schmucke zu verschönern. Mein Mann, der als Oberförster nah' bei unserem Landsitze wohnte, war als ein etwas prosaisches Element in unsere poetische Welt gekommen. Aber seine männliche Schönheit, sein freies ritterliches Wesen hatten mich bald gewonnen. Ich folgte ihm mit Freuden in das romantisch gelegene alte Schloß, das ihm zum Wohnsitze angewiesen war, und hoffte, ihn bald neben der strengen Diana für den Dienst der Musen und Grazien zu gewinnen.

Daß er hie und da Abends einschlief, wenn ich ihn mit dem Neuesten der Literatur bekannt machen wollte, kränkte mich wohl, doch zeigte er wieder so viel frischen, hellen Sinn für alles wahrhaft Schöne und begleitete mich zu Zeiten mit seiner kräftigen Stimme so herrlich zum Clavier, daß ich auch das geistige Element bei ihm nicht vermißte. Nur ging er viel zu oft fort, so manches Mal, wenn ihn auch der Dienst nicht zwang. Ich machte ihm darüber nie Vorwürfe; ich hatte die schönsten Vorsätze, ihn mit Liebe zu gewinnen. Im Mai war sein Geburtstag. Bis dorthin hatte ich mir einen glänzenden Coup ausgedacht, der eine neue glückselige Periode für unser häusliches Leben heraufführen sollte. Zwar wußte ich, daß mein Mann kein besonderer Freund der verzierten Altäre, Blumengewinde und Ehrenpforten war, mit denen man bei uns zu Haus Feste beging, aber diese Feier hatte ich so schön und sinnreich ausgedacht, daß sie ihn gewinnen mußte.

Unsere Gartenlaube wurde mit Hilfe des Gärtners und des Jägerburschen so hergestellt, daß sie auf einer Seite eine Rosenlaube, auf der andern einen Wald bildete. Aus der Waldseite sollte unsere Cousine, die eben auf Besuch bei uns war, als Genius des Waldes mit Jagdattributen treten und ihn mit einem Gedicht hinauslocken zum Waidwerk. Dann wollte ich aus der Rosenlaube erscheinen und ihn in einem noch viel schöneren Gedichte zurückrufen zu den Freuden des häuslichen Herdes. Er wußte noch nicht, daß ich Dichterin war. Diese neue Entdeckung mußte den Sieg der Häuslichkeit vollenden!

In den letzten Tagen vor dem Feste hatte ich gar nichts dawider, wenn Hugo den ganzen Tag abwesend war; es war so viel zu rüsten und zu thun. Am Vorabend aber war Alles auf's Schönste bereit, der Tempel, unsere Garderobe sammt der Poesie.

Ich war früh am Morgen wach. Das Frühstück sollte im Garten genommen werden, wo ich als häuslicher Genius am Schluß meines Gedichtes den Frühstückstisch hinter der Blumenwand enthüllen wollte.

„So früh, liebes Kind," begann Hugo, „das ist eben gut, ich wollte dich heute bald

um's Frühstück bitten, ich bin zur Auerhahnfalz auf's Jagdschloß geladen, da sollte ich bald fort."

„Heute?" fragte ich betroffen; wie konnte man nur seinen Geburtstag fern von zu Hause zubringen wollen! Aber ich sagte Nichts mehr, war ich doch sicher, daß er bald mir, dem Genius mit dem Rosenkranz, in die Arme sinken und Jagd und Wald heute im Stiche lassen werde.

„Wart' nur ein halb Stündchen," bat ich, „wir frühstücken im Garten, ich lasse dich dann gleich rufen."

Ich hörte nimmer, was er brummelte, und schlüpfte fort, um meine und der Cousine Toilette zu besorgen.

Unsere sonst etwas unschöne Minna nahm sich in dem grünen Gewand, mit Pelzwerk verziert, ganz hübsch aus. Mich umhüllte ein faltenreiches weißes Gewand, ein weiter lichter Schleier, ein Rosenkranz auf dem Haupte, ein brennendes Lämpchen, als Symbol der Häuslichkeit, in der Hand, vollendete die Ausstattung des Genius. Wir eilten in den Garten und versteckten uns hinter's Gebüsch; ich schickte den Jägerburschen, der das Ganze ziemlich blödsinnig anstarrte, hinauf, um den Herrn zu holen, und erwartete klopfenden Herzens die große Stunde. (Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Wohlfeilen Essig aus getrockneten Obstschalen zu bereiten.) Wie man sich seinen Essig selbst bereiten kann, darüber bringen österreichische Blätter folgende Mittheilung eines Pfarrers: Ich kann nicht umhin, einen Versuch mitzutheilen, den ich den vergangenen Winter hindurch anstellte. Da ich ein großer Obstesser bin, so trocknete ich alle Schalen und Abfälle von dem täglich genossenen Obste auf dem Ofen. Dadurch sammelte ich eine ziemlich große Portion. Die getrockneten Abfälle that ich später in ein Gefäß, goß Wasser darauf und erhielt in sehr kurzer Zeit einen sehr guten Essig, welcher jeden andern aus dem Kaufladen weit übertraf.

Verschiedenes.

(Ein Arzt, der „blau anläuft.") In Ofen wurde vor einigen Abenden in der Fünflerchengasse ein Arzt zu einer Cholerakranken gerufen. Der Arzt kam, besah die Kranke, welche schon ganz schwarz-blau am Körper war und heftige Krampfschmerzen litt, und sagte, hier könne er nichts Besseres anrathen, als eilends den Geistlichen holen zu lassen, damit die Patientin versehen werde; an Hilfe sei nicht zu denken, da sich schon der Brand zeige. Man befolgte den gegebenen Rath; kurz darauf verfiel die Kranke, deren Schmerzen von selbst nachließen, in tiefen Schlaf, der bis zum frühen Morgen währte; beim Erwachen erklärte sie, daß sie sich wohl schwach, aber sonst gut befinde. Auffallend jedoch war, daß ihr ganzer Körper noch immer schwarzblau war. Endlich, nachdem es vollends Tag geworden, gewahrte man erst, daß die Hilfeleistenden in der Dunkelheit anstatt einer Essigflasche eine Flasche ergriffen, worin „Waschblau" war, und damit die Frottirung vorgenommen hatten.

Eine Maschine zum Reiten erregte in Mainz die Aufmerksamkeit der Spaziergänger. Dieselbe besteht aus zwei hintereinander stehenden und durch eine flache, gebogene Eisenstange verbundenen Rädern, in der Mitte der Stange ist ein Sattel angebracht, auf welchen man sich wie auf ein Pferd setzt und durch die Füße das vordere Rad in Bewegung bringt, welches durch eine Vorrichtung gedreht werden kann und so der Maschine als Steuer dient. Die Maschine wird mit bedeutender Schnelligkeit fortbewegt, doch erfordert es einige Uebung, um sich derselben bedienen zu können.

Heiter auch in ernster Zeit! Die Wiener Humoristen sagen von der Seeschlacht bei Lissa: Wir brauchten einen Sieg, aber er ist zu Wasser geworden!

Auflösung des Räthsels in Nr. 123:
Glocke, Locke.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 125. Freitag, den 19. October **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Der Obrist bat sie fortzufahren und versprach aufmerksam zuzuhören.

„Wir hatten in unserm kleinen Zimmer bis tief in die Nacht hinein geplaudert und legten uns endlich zur Ruhe. Nicht lange darauf weckte mich ein lautes Schluchzen; als ich aufblickte, stand Flavia vor meinem Bette. Ihr schönes schwarzes Haar hing aufgelöst über ihre Schultern, ihr liebes, gutes Gesicht war von Thränen überströmt. Sie zitterte und war blaß wie eine Leiche; es kostete mir große Mühe, sie zu beruhigen, und als ich sie nach der Ursache ihrer mir unerklärlichen Angst fragte, sagte sie: „„Ich schäme mich, — es zu sagen — ich konnte nicht schlafen; mir war so kalt, so bange. Ich fürchte mich vor dem Tage, der mich erwartet. Mir ist, als müßte etwas Schlimmes geschehen. Ich hatte einen Traum — einen schrecklichen Traum."" Bei diesem Wort begann sie auf's Neue zu zittern; ich mochte nicht in sie dringen, mir den Traum zu erzählen, um sie nicht neuer Aufregung preiszugeben."

„Und nun?" fragte der Obrist trocken. „Was ist denn geschehen, um Lady Flavia's Angst zu rechtfertigen?"

„Nichts, so viel ich weiß," antwortete Amy. „Ich glaube auch nicht an solche Dinge, aber ich kann mir recht wohl denken, daß Flavia, die das Kloster wie ihre Heimath betrachtete, nicht ohne Bekümmerniß den Schauplatz ihrer Jugend verließ. Als sie in das Kloster kam, war sie so jung —"

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Obrist, „du hast mir Alles erzählt. Ich denke, du wirst deine Freundin recht bald wiedersehen. Ohne Zweifel kommt sie von Zeit zu Zeit nach Slochester, das den gesellschaftlichen Mittelpunkt der dortigen Grafschaft bildet. Und da ich Onkel William's Einladung dahin auf nächste Woche angenommen habe, so wird sich Alles zu deiner Zufriedenheit erledigen. Auch für Charles habe ich eine Einladung nach Slochester; ich denke, wir werden dort recht vergnügte Stunden verleben."

Es wurde noch an demselben Tage mit Charles verabredet, daß er auf den Wunsch Onkel William's, d. h. des Reverend William Alleyne, Decan in Slochester, sich ebenfalls dahin begeben und, wenn möglich, dort amüsiren sollte. Nur war es dem guten Vetter nicht möglich, die kleine Reise in Begleitung des Obristen und seiner Tochter zu machen, da ihn Berufsgeschäfte zurückhielten und ihn nöthigten, einige Tage später in Onkel William's Hause einzutreffen.

Onkel William, dessen Schwester Amy's Mutter gewesen, wohnte in einem gar freundlichen gemüthlichen Hause. Es war ein geräumiges Pfarrhaus mit einem schönen, seit Jahren wohlgepflegten Garten, den der Decan und seine ehrenwerthe Ehehälfte nicht ohne Genugthuung ihren Gästen zeigten. Auch der Obrist, Amy und Charles sollten die herrlichen Maulbeerbäume, die schlanken Cedern bewundern und obendrein einem für Slochester höchst bedeutungsvollen Ereigniß, der Eröffnung des Bazars, beiwohnen.

Drohende Wolken.

Der Bazar war eröffnet. Die Menge, von der festlichen Schaustellung herbeigelockt, drängte sich draußen und in der Vorhalle des Rathhauses von Slochester, dessen weite Räume

zu dem frommen Zwecke bewilligt worden waren.

Alles hatte in regem Wetteifer zur Ausschmückung der Säle beigetragen.

Die Haupttreppe war mit scharlachrothem Tuch bedeckt, überall lachten Immergrün und Blumenwinden den Besuchern entgegen; ja sogar kriegerische Ehrzeichen dienten heute dazu, den Glanz des Tages zu erhöhen, denn rings an den Wänden wurden in geschmackvoller Abwechslung Trophäen aus dem letzten indischen Kriege sichtbar. Immer lebhafter wurde es in den Räumen, immer dichter wogte die Schaar d r Besucher, über deren Häupter die Klänge einer rauschenden Militärmusik in lauten Accorden hinrauschten.

An verschiedenen Stellen waren die Verkäuferinnen placirt und versuchten in nicht endender Beredtsamkeit und möglichster Liebenswürdigkeit einander zu überbieten; Neugierige eilten hin und her, Kauflustige versuchten im Gedränge Poste zu fassen, um zu wählen und zu bezahlen, man hörte das eintönige Klappern der Gold- und Silbermünzen auf den Zahltischen: es war ein geräuschvolles Gehen und Kommen, als ob die ganze Grafschaft auf der Wanderung begriffen wäre.

„Hierher, liebe Amy! Laß nur meinen Arm nicht los! Hier herum!" rief der Reverend William Alleyne mit liebevoller Besorgniß seiner hübschen Nichte Amy Ford zu, indem er unter sichtbarer Anstrengung durch das Gedränge zu kommen suchte. Hinter ihnen folgte der Obrist mit der Frau des Reverend.

Dem ehrwürdigen Geistlichen war es recht heiß geworden, zumal da er in beständiger Angst an seinen rechten Fuß dachte, dessen gichtische Beschaffenheit rings umher von achtlosen Fußtritten bedroht erschien. Doch wurde diese Besorgniß von einem gewissen Stolz überwogen, den er als Begleiter des hübschen jungen Mädchens und als Zuhörer verschiedener beifälliger Bemerkungen empfand, die aus dem ihn umgebenden Gedränge an sein Ohr drangen. In der That machte Amy einen höchst vortheilhaften Eindruck. Ihre ansprechende Erscheinung wurde durch den Ausdruck einer gewissen Erregung erhöht, die sich in ihren leuchtenden Augen und ihren gerötheten Wangen aussprach. Sie war sichtbar gespannt, ihre Blicke schweiften suchend umher, sie hatte erfahren, daß Lady Flavia Clare sich an dem Bazar betheiligte, und empfand im Voraus die Freude des Wiedersehens. Ihr Brief war freilich unbeantwortet geblieben, aber in ihrer kindlichen Arglosigkeit konnte sie nicht denken, daß ihre Freundin sie vergessen hätte. Wie leicht konnte nicht ein Brief oder dessen Beantwortung auf der Post verloren gegangen sein! Sie zweifelte nicht an Flavia's unveränderter Gesinnung, nur scheute sie es, die geliebte Freundin nach monatelanger Trennung in solchem Gewühl zu begrüßen.

Mrs. Dibbs schwelgte im Gefühle des außerordentlichen Erfolgs, dessen sich das von ihr in's Leben gerufene Unternehmen erfreute. Es ging bei Weitem mehr ein, als sie zu hoffen gewagt hatte. Vor allen wimmelte es an Lady Flavia's Tische von Käufern, so daß die zierlichen Hände fortwährend mit dem Einstreichen des Geldes beschäftigt waren. Sie war nicht nur eine für Slochester neue Erscheinung, sie fesselte auch unwiderstehlich durch ihre anmuthige Schönheit und vorzüglich durch die kindliche Unbefangenheit, mit der sie sich ihrer Aufgabe entledigte. Die Dandies Vere und Fitzpatrik konnten sich nicht aus ihrer Nähe wegfinden, und Sir Neville, der den Baarbestand seiner Kasse bereits erschöpft hatte, dachte allen Ernstes daran, für seine goldene Kette und Hemdenknöpfe allerlei Schachteln von papier maché und an ern Tand einzutauschen, um nur unter irgend einem Vorwand die Aufmerksamkeit des holden Mädchens wieder auf seine flachsköpfige Persönlichkeit zu lenken.

„Nun sehen wir sie endlich, liebe Amy, wir sind sogleich an ihrem Zahltisch," bemerkte Reverend Mr. Alleyne.

„Wo denn? Sie meinen doch nicht?" fragte Amy, ihren Oheim erstaunt ansehend.

Dieser war jedoch gerade beschäftigt, einen herablassenden Gruß von Mrs. Dibbs zu erwiedern, welche bei Lady Mortlake stand.

„Mrs. Dibbs, die Frau des Bischofs, und die Gräfin, eine nahe Verwandte deiner Freundin," flüsterte der Reverend.

„Aber Flavia? Wo ist Flavia?" fragte Amy mit fast bebender Stimme, während ihre Hand in der ihres Oheims zitterte. Dieser blickte sie halb verwundert, halb erschrocken an und fragte sie, ob sie sich unpäßlich fühlte.

„Nein, nein," antwortete Amy mit bleichen

Lippen, während ihre starren Blicke auf Lady Flavia ruheten. „Wer ist die Dame an diesem Zahltisch? Ich habe den Namen wohl überhört.“

„Wer?“ versetzte der Reverend halb ungeduldig. „Wer anders als Lady Flavia Clare — aber dem Kinde ist nicht wohl,“ fügte er plötzlich hinzu, „sie muß hinaus aus dem Gedränge!“

Es war zu spät. Amy fiel ohnmächtig hin. Umstehende drängten sich halb neugierig, halb theilnehmend heran, der Eine rief nach Wasser, der Andere bot ein Flacon an, aber ehe noch Hilfe geleistet werden konnte, hatte schon Richard Ford sein Kind aufgehoben und mitten durch das Gedränge ins Freie getragen.

Amy kam allmälig wieder zu sich.

„Ist dir besser, mein Kind? Es war wohl nur die Hitze?“ fragte der Obrist, indem er liebkosend mit der Hand über ihr Gesicht strich.

„Nach Hause! Nur nach Hause!“ bat Amy flehentlich, ohne ihres Vaters Frage zu beantworten. Freundlich wurde eine der bereitstehenden Equipagen angeboten, und Amy fuhr nach Mr. Alleyne's Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

Hugo kam, bereits in vollem Jagdcostüm, hinter ihm sein großer Hühnerhund. Etwas verwundert bemerkte er die verwandelte Laube. Minna trat hervor und begann:

„Siehst du auf's Neu' die Wälder grünen?“

Da fuhr Tiras, wahrscheinlich durch das Pelzwerk an ihrem Kleide gereizt, mit wüthendem Bellen auf sie los; der arme Genius des Waldes floh heulend und schreiend mit zerrissenem Gewande. Hugo versuchte unter erstickendem Lachen ihn zurückzurufen, ich stürzte hervor, stieß an den Frühstückstisch, der klirrend umfiel, dazu goß ich mir die Oellampe über's Kleid und wäre beinahe angebrannt. Durch Tiras Gebell angelockt, sprang die Schaar der anderen Hunde herbei, Mägde und Knechte gleichfalls. Es war ein Geschrei und Gebell und Durcheinander, das beispiellos ist. Hugo stand in der Mitte mit endlosem Lachen und rief dazwischen: „Aber sag' mir, Kind, was habt ihr denn im Sinne gehabt? was hat die Minna gewollt? wer Kukuks hat die jungen Tannen da aus dem Wald gestohlen und was ist's mit dem Frühstück?“ Ich ergriff den einzigen Ausweg, der zu machen war, und weinte und schluchzte zum Erbarmen. Die Magd räumte die Trümmer auf, Hugo that sein Bestes, mich zu trösten, da er aber immer wieder dazwischen zu lachen anfing, so flossen meine Thränen stets auf's Neue. Endlich sagte er: „Hör', Kind, ich glaube, es ist besser, du erholst dich in aller Ruhe, Frühstück bekomme ich scheint's doch keines mehr, da will ich selbst zusehen, wo ich's bekomme. Leb' wohl, morgen komme ich bei Zeiten heim.“

So ließ er mich allein in meinem Leid, an dem Tage, auf den ich mich so sehr gefreut. Ich eilte in mein Zimmer, schloß mich ein, warf die Gewänder des Genius ab und hüllte mich in ein Hauskleid. Ich wollte Nichts essen, keinen Menschen sehen und hätte es wohl auch gehalten, wenn nicht um Mittag die Fräulein Tante gekommen wäre, Hugo's Tante, eine Dame fast wie Sie, liebe Mama . . .“ — „Bin keine Dame,“ sagte die Mama in ihrer gutmüthig trockenen Weise.

„Nun, die Tante hörte all' den Jammer, und dies Mal mußte ich selbst mitlachen, wie sie so herzlich darüber lachte.“

„Aber sind Sie nicht ein einfältiges Kind, liebe Helene, den Hugo mit Rosenkränzen und Genien anzufeiern! Braten Sie ihm das nächste Mal einen guten Rehziemer und sehen Sie dann, ob's nicht besser geht.“ Dieser Vorschlag kränkte mich tief. „So niedrig schätzen Sie Hugo, daß nur der roheste Sinnengenuß Werth für ihn haben kann?“ — „Das glauben Sie selbst nicht, Kind, und so schlimm ist's gar nicht. Wenn Sie Ihrem Manne ein Leibgericht kochen, so schätzt er's nicht wegen des rohen Sinnengenusses, sondern weil Sie ihn so lieb haben, daß Sie an Das denken, was er gern mag, auch wenn's Ihnen sonst gleichgültig wäre. Von so einer Liebe, die sich in das Andere hineindenkt, geben Sie keinen starken Beweis, wenn Sie ihm Altäre und Geniuse in den Weg stellen.“ Die Tante hat noch Viel gesagt, was ich mir gemerkt habe.

Ich empfing meinen Mann am andern Tage mit einem freundlichen Gesichte und mit dem

besagten Rehziemer, und habe ihn gebeten, mich nimmer auszulachen mit dem verfehlten Tempel, und er hat mich recht bedauert um die verunglückte Herrlichkeit.

Ich habe später keinen Tempel mehr gebaut, aber die Feste ließ ich mir nicht nehmen, und er selbst bekam eine herzliche Freude daran und hat mir eigenhändig oft grüne Zweige gebracht, um einen Festsaal zu schmücken."

Eine helle Thräne stand in dem Auge der Wittwe, die nun mit einem Male dem kleinen Kreis so nahe gerückt war.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Lohflecke lassen sich nach Dr. Schödler in Mainz aus Weißzeug vollständig entfernen, wenn man dieselben mit gepulverter Weinsäure bestreut und die betreffende Stelle des Zeuges während 24 Sunden öfter mit warmem Wasser befeuchtet. Chlor, Schwefeldampf und Kleesalz sind auf diese Flecke ohne Einwirkung, und Citronensäure wirkt ungenügend, Weinsäure aber vertilgt die Lohflecke gänzlich.

Verschiedenes.

Bei Gelegenheit der Einzugsfeierlichkeiten in Berlin ereignete sich folgender Vorfall: In einem Hotel erster Klasse war eine solche Fülle von Gästen, daß man dieselben an jedem nur irgend passenden Orte, und so unter anderm auch in den vorhandenen Badezimmern unterbringen mußte. So hatte ein Ehepaar in einer Badezelle derart Platz gefunden, daß die Dame in einem daselbst aufgestellten Bett, der Herr auf einer über die Badewanne gelegten Matratze ihre Schlafstätte aufgeschlagen. In der Nacht fühlt sich der Herr veranlaßt, die Bedienung zu rufen, und sucht deßhalb nach der Klingelschnur; wer beschreibt aber seinen Schreck, als plötzlich ein Strom Wasser sich über ihn ergießt, und je mehr er klingelt, um so mehr rauscht das Wasser herab! Auf sein und seiner Frau Geschrei und Lärmen eilte endlich die Dienerschaft herbei, und nun erklärte sich die Scene dahin, daß über der dem Herrn als Schlafstätte dienenden Badewanne zwar eine Klingelschnur für die Dienerschaft, zugleich aber auch ein solcher Zug zur Oeffnung der Douche sich befand; es hatte der Herr an dem letzteren gezogen und so sich immer von Neuem mit Wasser überschüttet.

(Der Schweißhund.) Dame: „Ach, sehen Sie, lieber Baron, das niedliche Hündchen. Was mag das wohl für eine Race sein?" — Herr: „Werde mich gleich erkundigen, gnädige Frau. — Heh, guter Freund, was ist das für ein Hündchen?" — Jäger: „Dös da? a Schwoashundel." — H.: „Ein was?" — J.: „Ein Schwoashundel." — Führer: „Schweißhundel meint er, Ew. Gnaden." — D.: „Was für ein Hund ist das?" — H.: „Ein Transpirationshündchen, gnädige Frau." D.: „Du lieber Gott ja. Warum ließ man das arme Thier auch bei der Hitze nicht scheeren!"

Ein Hamburger Dienstmädchen äußerte dieser Tage, wie die „Wespen" erzählen, gegen ihre Herrin auf die Frage, ob sie den Preußen oder den Oesterreichern den Vorzug gebe, die gewaltigen Worte: „Wenn die Preußen hier sind, dann mag ich die Preußen lieber leiden, und wenn die Oesterreicher hier sind, dann mag ich die Oesterreicher lieber leiden!"

(Ein kleiner Pfifficus.) „Nun, Kinder, wer von Euch kann sagen, warum die Charwoche auch Marterwoche heißt?" fragte bei der Osterprüfunu ein Dorfschullehrer seine Jugend.

„Weil in diese Woche unser Examen fällt, Herr Lehrer," antwortete rasch ein Junge.

Charade.

Im Arm der Ersten ruht sich's süß,
Von meinem Ganzen warm umfangen.
Doch Adam ist im Paradies
Ohne die Zweite noch gegangen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.
No. 126. Sonntag, den 21. October 1866.

Die Strickschul.

(Aus der Pfälzer Ztg.)

Strickt nur, Mädelcher, strickt nur heut,
Loßt mer des Gebappel!
Wann er all recht fleißig seid,
Kriegen er en Appel.

Ja Aeppel! nä — ich halt mei Maul —
Jetzt kummt nix Guts meh vor mich;
Dann ämol sin se halwer faul,
Un 's annermol zu wormig.
Die gute Aeppel sin jetz rar,
Mer braucht kee ufzuhewe.
Wie ich dehem beim Vatter war,
Ja, sellmol hot's noch gewe.
Mir isch's noch heut als wie e Traam,
'S' isch jetzt e Johre verzig, —
Wie ware do an unserm Baam
Die Aeppelcher so herzig!

Karolinche! ei du Gott!
Bischt e rechti Dodel,
Uf em Bodde, klenni Krott,
Guck, do leit dei Nodel.

Do ware se vun jeder Sort:
For Kuche, for zum Koche;
Die allerschönschte awer dort
Hot mer mei Schorsch gebroche.
Wie hawich uf mein Schorsch mit Fleiß
Als draus gewart am Brunne,
Was hot mer der for schöne Sträuß'
Im Frühjohr als gebunne!
Un eemol hot er mich geküßt,
So glücklich un so fröhlich —
Ke Mensch hot was devun gewißt,
Als wie mei Mutter selig.

Anna, ke so Staab gemacht,
'S' Butterbrod werd sandig —
Hol dei Klingel un geb Acht,
Mänscht, wie kumm ich an dich!

Zwe junge Leitcher, die so früh
Sich liewe un sich kenne,
Wie duhn doch oft die Mensche die
So unbarmherzig trenne!
Sei Eltre hän sich arg gewehrt,
Weil sie's nit leide wollte;
Sei Vatter hot nor ufbegehrt
Un immerfort gescholte:
„Des frisch Gesicht, die schöne Hoar,
Die nutzen dich weeß Gott nix!
A ba, was gew' ich do derfor,
Du nemmscht se nit, sie hot nix!"

Katche, wann ich nüwer kumm:
Wer nit hört, muß fiehle!
Viermol strickst de jetzt noch rum,
Nochher därfste spiele.

Ach wie mer so mei Schorch verzählt
Vun meine Leit un seine,
Des hot mich doch so arg gequält,
Hab nix gedahn wie greine.
Un mit dem Schelte un dem Streit
Isch uns der Muth vergange,
Mei Schorsch der hot vun seller Zeit
Zu kränkle angefange.
Noch in der allergröschte Noth
Hab ich em Treu versproche, —
E halb Johr später war er dodt,
Un mir war 's Herz gebroche.
Er ruht im Grab — un ich bin heut
Vun aller Welt verstoße,
Doch bring ich ihm zur Frühjohrszeit
Die allerschönschte Rose.

Mariche, was greinscht dann du?
Geh mol her, mei Herzel!

Gell, die Annre hän ke Ruh?
Binn emol bei Scherzel.
Strickt nur, Mädelcher, strickt nur heut,
Loßt mer des Gebappel,
Wann er all recht fleißig seid,
Kriegen er en Appel.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Lady Flavia hatte von dem Allen Nichts gesehen. Ihre Aufmerksamkeit war zufällig anderweitig in Anspruch genommen worden. Sie erfuhr nur, daß die Ohnmacht eines jungen Mädchens eine augenblickliche Störung hervorgerufen hatte.

„Es ist eine Nichte des alten Alleyne," bemerkte einer der Umstehenden. „Sie ist hier ganz fremd. Ich sah sie am letzten Sonntag in der Kirche."

Lady Flavia wandte sich zu dem Sprechenden: „War es das junge Mädchen, das vor wenigen Minuten mir gegenüberstand? Sie hatte hellbraunes Haar und eine einnehmende Gesichtsbildung? Ihre Züge verriethen Aufregung, auch sah sie etwas verstört aus?" So fragte sie mit einer Hast, die sie selbst in Erstaunen setzte. In der That war ihr der scharf prüfende Blick Amy's, der kurz vorher unablässig auf sie gerichtet war, nicht entgangen. Es war, als hätte sie in Flavia's Zügen irgend eine Aehnlichkeit oder die Spur eines sehr veränderten Gesichts zu entdecken gesucht, das ihr einst bekannt gewesen.

Der Gefragte, ein junger Geistlicher, antwortete bejahend. „Sie besitzen ein auffallendes Talent, Physiognomien zu schildern," fügte er hinzu, wurde jedoch an der Fortsetzung des Gesprächs durch Capitän Fitzpatrik gehindert, der ihm ohne Weiteres in die Rede fiel:

„Ich habe das junge Mädchen aufmerksam seit ihrem Eintritt in den Saal beobachtet," sagte er. „Sie ist, wie ich höre, die Tochter jenes hochgewachsenen alten Herrn, Obrist Ford. Es wird wohl derselbe Ford sein, der aus Indien zurückgekehrt ist und jüngst den Dienst quittirt hat. Schade, daß das gute Kind um alles Vergnügen gekommen ist."

Ford! Und ein Vater, der aus Indien zurückgekehrt war!

Ein Schatten flog über Lady Flavia's strahlendes Antlitz, gleich einer neidischen Wolke, die sich zwischen Sonne und Erde drängt. Sie setzte ihre Unterhaltung und Scherze fort, aber ihre Worte klangen tonlos, ihr Lachen war dumpf und unheimlich. Sie sehnte sich nach Hause, um allein zu sein. Der Name des jungen Mädchens hatte eine ganze Fluth von Gedanken und Befürchtungen in ihr entfesselt, sie fühlte sich tief krank und des geräuschvollen Treibens müde. Es war ihr plötzlich Alles zuwider.

Die Blumen strömten einen betäubenden Duft aus, die Musik war zu lärmend, das Gedränge belästigte sie. Ihr schien in jäh wechselnder Stimmung der Bazar ein langer, ängstlicher Traum, aus dem sie zu erwachen wünschte. Sie kümmerte sich nicht darum, daß, als ihre Beredtsamkeit zu versiechen begann und ihr Lächeln seltener wurde, die Käufer allmälig aus ihrer Nähe verschwanden. Sie wünschte nur, daß Alles vorüber wäre. Das ohnmächtige Mädchen mit dem verhängnißvollen Namen hatte ihre Triumphe vernichtet.

Endlich war es vorüber. Die Kauflust der Besucher war erschöpft, der letzte Accord war verrauscht. Die Wagen fuhren vor, einer derselben nahm Lady Flavia auf. Als sie über die breite Haupttreppe hinunterschritt und in Lord Mortlake's bereitstehende Carrosse stieg, ahnte keiner der jungen Herren, die mit tiefster Verbeugung den Hut zogen, welch' ein schwer belastetes Herz in der Brust der Vielbewunderten wohnte.

Amy's Mittheilungen.

„Sie sind fort, Gott sei Dank!" sagte Amy, den Kopf auf ihres Vaters Schulter legend und freundlich in sein sonngebräuntes Antlitz blickend. „Ich mochte nicht vor Tante Alleyne davon sprechen. Sie meint Alles zu durchschauen, und doch ahnt sie nicht, was auf dem Bazar in mir vorging." Bei diesen Worten hielt Amy an und begann auf's Neue zu zittern, wie in dem Augenblick, der ihrer Ohnmacht vorherging.

Mit liebevoller Besorgniß blickte Obrist Ford auf das geliebte Kind und versuchte sie

durch freundliches Zureden zu besänftigen: „Du magst Recht haben, mein Kind. Aber du regst dich auf. Du sollst schlafen gehen, und ich will Sorge tragen, daß dich Niemand stört. Es war nur die Hitze."

„Es war nicht die Hitze, Vater," rief Amy leidenschaftlich. „Mag Tante Alleyne sagen, was sie will, und Onkel William ihr zustimmen, sie wissen nicht, was mich quälte. Es ist etwas Furchtbares, Unerhörtes, das sich auf meinen Lebensweg drängt. Ich fühlte mich in der Nähe einer bösen Macht, die mir ein Leid angethan hätte, wenn es in ihrer Macht gewesen wäre. Mich überlief ein eiskalter Schauer, als ihre Augen den meinen begegneten, und doch bin ich sonst nicht so furchtsam. Ich habe nie über Kröten und Spinnen geschrien, wie meine Gespielen im Kloster."

Obrist Ford versuchte zu lachen, aber Amy's Worte athmeten einen so tiefen Ernst, daß er sie zweifelhaft ansah.

„Das Beste ist, du erzählst mir Alles," sagte er nach kurzem Schweigen. „Von wessen Augen sprachst du?"

„Von den Augen Derjenigen, die mir als meine herzlich geliebte Freundin und Schulgefährtin, als Lady Flavia Clare bezeichnet wurde, welche mir im Kloster unserer lieben Frau vom Berge Carmel wie eine Schwester zugethan war. Vater, die Dame, welcher Onkel William Alleyne diesen Namen gab, ist nicht meine Flavia. Warum also trägt sie ihren Namen und nimmt ihren Platz ein?"

Der Obrist sah verlegen drein. Die Worte seiner Tochter weckten seine tiefste Besorgniß, da er sie unter dem unheimlichen Einfluß einer krankhaft erregten Einbildungskraft glaubte. Er zweifelte nicht an ihrer Wahrheitsliebe, aber es that ihm weh, sie in so hartnäckiger Selbsttäuschung begriffen zu sehen.

„Du mußt den Reminiscenzen aus Mrs. Radcliffe's abenteuerlichen Geschichten nicht nachhängen," versetzte er gütig, indem er mit sanfter Hand über seines Kindes Stirn und Wangen strich. „Unser neunzehntes Jahrhundert ist nicht so reich an Schauern und Schrecken, als die romanhafte Welt längst vergessener Poeten. Das Leben ist heutzutage meistens recht prosaisch —"

„Vater, du bist älter und erfahrener, als ich," unterbrach ihn Amy fast leidenschaftlich, „aber dies Mal kann ich mich deinem Urtheil nicht unterwerfen. Es ist kein leeres Phantasiegebilde, das mich quält. Die Dame, welche am Zahltische stand, war nicht dieselbe, die vor wenigen Monaten im Kloster weinend von mir Abschied nahm. Ich habe sie scharf angesehen und mich nicht geirrt."

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

Zerbrochen Glas, zerbrochen Glück.

Fräulein Karoline, welche den ganzen Abend still gewesen, sagte erröthend: „Ich selbst habe Nichts erlebt, aber für eine Freundin von mir wäre es ein Glück gewesen, wenn sie gegen ihren Mann nie Etwas verheimlicht hätte."

„Ja," sagte die Mama, „eine Frau, die lauteren und aufrichtigen Herzens ist, ist lauteres Gold im Hausstande. Ein Geheimniß zwischen Eheleuten ist ein fressender Krebsschaden. Nun erzählen Sie uns die Geschichte ihrer Freundin."

Karoline begann: „Meine Freundin war sehr jung und ein verwöhntes Kind, als sie einen ziemlich älteren Mann, einen Rechnungsbeamten heirathete. Er war als Bräutigam so kindisch wie nur Einer, und die Emilie erwartete, auf den Händen getragen zu werden. Ihr Mann meinte es gut, er war ein grundredlicher Mann, aber in seinem Junggesellenleben war er so Etwas wie ein Topfgucker geworden; er meinte, weil er der Herr sei im Hause, so müsse er auch regieren über jeden Kartoffelschnitz. An Genauigkeit gewöhnt, verlangte er, daß man auf's Kleinste achte, und da hatte er Recht, aber er ärgerte sich ungebührlich über den kleinsten Fehler, und damit machte er's schlimm.

Schon am zweiten Tage waren Emiliens erste Thränen geflossen, weil er einer zerbrochenen Tasse wegen einen halben Tag lang verbrießlich gewesen; am achten Tage aber kam seine Schwester mit ihrem Manne auf einer Durchreise zum Besuch. Emilie, in ihrer Herzensfreude, wollte sie mit ihrem Besten bewirthen und brachte fremden Wein in kostbaren, geschliffenen Gläsern, dem Hochzeitsgeschenk eines vornehmen Gönners. Beim Ein-

treten sprang ihr die Katze zwischen die Füße; sie stolperte, das Brett fiel zu Boden und drei der Gläser zerbrachen. „Welche Ungeschicklichkeit!“ rief er ärgerlich, „und wie einfältig, die schönen Gläser zu nehmen!“ Die junge Frau fühlte sich darüber bitter gekränkt. Wie aber oft der Unstern über einem Hause steht, so zerbrach sie andern Tages eine schöne kostbare Lampe in seiner Abwesenheit. Das mußte dem Herrn verschwiegen werden. Damit gab sie sich der Magd in die Hände. Mit Mühe und Kosten verschaffte sie sich eine neue. Geld hatte sie nicht viel unter der Hand, so nahm sie's aus der Haushaltungskasse und verrechnete unmäßig Viel für Arme u. s. w. Daheim hatte ihr Vater nie in's Haushaltungsbuch gesehen, und was an der Rechnung Rest blieb, hatte ihre Mutter unter die Rubrik „Allerlei“ geschrieben. Ihr Mann aber rechnete nach und verlangte Nachweisung. Zuerst weinte sie, wenn die Rechnung nicht zutreffen wollte; nach und nach lernte sie das Lügen besser. Der Mann, der wurde mißtrauisch, hielt sie immer knapper im Geld, rechnete immer genauer nach; sie aber steckte sich immer mehr in kleine Schulden, die zuletzt große wurden, und das wurde noch schlimmer, als Kinder kamen.

Die Frau Postmeisterin, ihre Nachbarin, erzählte ihr, wie fortwährend Geldpäckchen an ihren Mann kämen; nicht an's Amt, für seine Person. Daß das für eine Pflegschaft war, wußte sie nicht und er sagte ihr Nichts; so machte sie das immer verstockter gegen ihn, da sie seine nöthige Sparsamkeit für unnöthigen Geiz hielt. Die Magd, welche die zerbrochene Lampe hatte verhehlen helfen, leistete ihr schlimme Dienste, half ihr borgen, versetzen, verkaufen. Der Mann ahnte von dem Allen noch Nichts, da er bei vermehrten Geschäften weniger Zeit hatte, nach Kleinigkeiten zu sehen. Aber es war eine Gewitterluft im Hause, bei der Niemanden wohl ward.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In dem Hotel einer schlesischen Stadt speiste im Juli ein Kaufmann aus Dresden an der table d'hôte; er erzählt dabei einem Nachbar, in Dresden seien die beiden Elbbrücken bereits gesprengt. Die mitspeisenden preußischen Offiziere schnappen dies Wort auf, ja ein entfernt sitzender hoher Stabsoffizier eilt auf den Dresdner Kaufmann zu: „Wer sind Sie? Woher wissen Sie das?“ „Das habe ich mit eigenen Augen gesehen; ich bin und komme aus Dresden. —“ „Unmöglich, da müßten doch wir vor allen Dingen was davon wissen!“ — „Es ist aber so!“ — „Wer hat sie denn sprengen lassen? — „Der Magistrat zu Dresden.“ — „Dummes Zeug! Die Sprengung von Brücken erfolgt nicht auf Befehl einer Communalbehörde, das ist eine militärische Angelegenheit.“ — „Ja, sehn Sie, hören Sie, das ist Sie bei uns alle Jahre so, vom 1. Mai an läßt der Stadtrath allemal die Brücken sprengen, vorher aber nicht, und mag der Staub noch so hoch d'rauf liegen.“ — Der Preuße begab sich wieder zu seinem verlassenen Sitze.

(Eine gute Redensart.) Ein Reisender, der in Amerika in einem Wirthshause einkehrte, wurde gefragt, wie es mit den Kaufleuten in New-York stehe. „Ach,“ antwortete der Reisende, „viele sind wieder auf die Beine gekommen.“ — „Wie so?“ fragte man weiter; „gehen die Geschäfte wieder besser?“ — „Das eben nicht, ich meine blos, viele von denen, die sonst Pferde und Wagen besaßen, müssen jetzt wieder zu Fuße gehen.“

Als der Amerikaner Hancock vor 90 Jahren die Unabhängigkeits-Erklärung unterschrieb, sagte er: „Wir müssen jetzt alle Meinungsverschiedenheiten aufgeben und fest zusammenhängen.“ „Ja,“ erwiderte Franklin, „wenn wir nicht zusammenhängen, wird man uns einzeln hängen.“

Neue Aera.

So Manche hat schon Abschied genommen,
Und wieder soll eine Neue kommen!
Gelingt's denn nimmermehr auf Erden
Solch' einer neuen — alt zu werden?

Auflösung der Charade in Nr. 125:
Schlafrock.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 127. Mittwoch, den 24. October **1866.**

Eine schöne Viper.
(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Der Ernst hat etwas Ansteckendes, denn es ist schwer, den Aeußerungen einer fest begründeten Ueberzeugung Zweifel entgegenzusetzen. Der Obrist wurde schwankend.

„Du behauptest also mit voller Sicherheit," fragte er, „daß die Dame, welche Onkel William meinte, dieselbe war, welche am Zahltische stand? Ich selbst habe sie nicht gesehen, wohl aber bemerkte ich, daß mehrere Damen in der Nähe waren. Vielleicht liegt hier eine Verwechslung vor."

Amy schüttelte mit dem Kopfe. — „Keine Verwechslung," sagte sie. „Die übrigen Damen waren Mrs. Dibbs, des Bischofs Frau, und Lady Mortlake mit ihren Töchtern. Nur Eins verwirrt mich, Vater; es ist der Umstand, daß zwischen Flavia und der Dame, die ich heute sah, wirklich eine gewisse Aehnlichkeit obwaltet. Auch Flavia hatte langes, schwarzes Haar, aber sie trug es nicht in losen Locken, wie jene; auch meinte ich, war Flavia größer —"

„Verlasse dich darauf," unterbrach sie der Obrist, „entweder irrst du dich, denn der Wechsel der Tracht und Lebensstellung bringt oft unglaubliche Veränderungen hervor, zumal bei Mädchen eures Alters — oder es gibt zwei Ladies, die den Namen Flavia Clare führen. Der Name wird wahrscheinlich mehr als einer edlen Familie gehören, und deine Schulfreundin ist die Tochter irgend eines andern Grafen und nicht des Grafen von Mortlake."

Aber Amy war nicht zu überzeugen. Sie wußte, daß die Dame am Zahltische nicht ihre Freundin war, und eben so wenig konnte sie zweifeln, daß der Graf von Mortlake, dessen Tod sie von Dr. Perniet und dieser von dem zurückgekehrten Mr. Royston erfahren hatte, der Vater ihrer Freundin gewesen.

Ein genealogisches Handbuch stand in Mr. Allethne's Bücherschranke. Der Name Clare wurde gesucht.

„Sagte ich es nicht?" rief Obrist Ford triumphirend. „Die Grafen von Sheerneß und andere Cavaliere waren sämmtlich Clare's. Aber," fügte er bald kleinlaut hinzu, „ich finde bei keinem derselben eine Tochter, Namens Flavia, aufgeführt."

[illegible] Buch zu und stellte es wieder in den Schrank.

„Ich kann nicht klug daraus werden," sagte er, indem er nachdenklich die Stirn runzelte.

Als Amy bemerkte, daß ihre Behauptungen eine minder ungläubige Aufnahme fanden, fuhr sie eifriger fort, ihre Gedanken über das Erlebniß dieses Tages auszusprechen. Sie hatte sich, wie sie ihrem Vater erzählte, durch dies Schweigen ihrer Freundin schmerzlich verletzt gefühlt. Flavia war im Kloster so einfach, anspruchslos und gutmüthig gewesen, daß ihr ein solches Benehmen völlig unbegreiflich erscheinen mußte. Flavia hatte in ihrer stillen, sanften Weise nie die künftige Erbin großer Reichthümer und eines glänzenden Namens ahnen lassen — aber die Dame, die ihr heute als Lady Clare bezeichnet worden, war der Flavia aus dem Kloster darin völlig unähnlich. Diese war schüchtern, zurückhaltend, fast ernst, während jene ein rechtes Weltkind zu sein schien.

Immer aufmerksamer lauschte der Obrist. Er konnte sich am Ende der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Aussage seiner Tochter

mehr Berücksichtigung verdiente, als man den Worten eines kaum der Pension entnommenen Mädchens zu schenken pflegt. Amy war jung, aber weder oberflächlich, noch jedem Eindruck nachgebend; wenn sie mit der vollen Wärme der Ueberzeugung sprach, verrieth sie einen klar blickenden Verstand, der nicht leicht einer Täuschung unterlag.

Während Richard Ford noch in Nachdenken über das Gehörte versunken war, trat Mr. Alleyne ein.

„Eine schöne Geschichte!“ rief dieser sichtlich rathlos und außer Fassung. „Mich glaubt man zu Allem gebrauchen zu dürfen. Da sitzt Mrs. Turner, die Krankenwärterin, in meinem Studirzimmer und weiß sich vor Angst nicht zu lassen, und da sie den Arzt nicht finden kann, sucht sie mich heim.“

„Was gibt's denn?“ fragte der Obrist.

„Ei nun,“ versetzte Mr. Alleyne, „die Wirthin vom „Royal George“ hat mich überfallen, um mir zu sagen, daß ihr ein kranker Mann, den Niemand in Slochester kennt, in's Haus gebracht worden ist und nun in Fieberphantasien auf Nr. 39 liegt. Ich sollte sogleich hinkommen, da sie Dr. Smithson vergeblich gesucht hatte. Sie war in schrecklicher Angst, weil der etwaige Tod des Kranken ihr große Unbequemlichkeit und vielleicht gar eine Untersuchung zuziehen würde.“

„Untersuchung,“ fragte der Obrist, „wenn der Patient am Fieber stirbt?“

„Allerdings,“ versetzte Mr. Alleyne, „wenn dies Fieber von einer Schußwunde zwischen Schulter und Rippen herrührt und der Patient in Folge dessen halb todt auf der Landstraße gefunden worden ist. Es ist ja derselbe, den man in der Nähe von Gartley Parva schwer verwundet besinnungslos liegend antraf, dessen Zustand sich wider alle Erwartung besserte und der vielleicht jetzt hergestellt wäre, wenn nicht seine thörichte Leidenschaft — ich meine Capitän Royston —“

„Capitän Royston?!“ fragte Amy hastig. „Er wird doch nicht derselben Familie angehören, mit welcher Flavia Umgang pflegte und die im Schlosse des Roches, in der Nähe des Klosters wohnte? Ich weiß von Flavia, daß Mr. Royston, der sie nach England begleitete, einen Sohn hatte, den man Capitän Royston nannte.“

„Royston?“ wiederholte der Obrist. „Der Name ist mir nicht unbekannt. Ich glaube ihn in Indien gehört zu haben. Mir schwebt dabei eine dunkle Erinnerung an ein Kriegsgericht vor — wegen ehrloser Handlungen — doch mag es ein Anderer gewesen sein; ich erinnere mich dessen nicht genau.“

„Davon weiß ich nichts,“ versetzte der Reverend Mr. Alleyne halb ärgerlich. „So viel ist gewiß, daß die Wirthin mich allen Ernstes fragte, ob sie von Rechts wegen gezwungen werden könnte, den Kranken im Hause zu behalten. Ich habe ihr scharf darüber in's Gewissen geredet und sie auf christlichere Gedanken gebracht. Sie willigte sogar ein, die Krankenwärterin Mrs. Turner zu holen, aber unglücklicher Weise ras't der Kranke derart und schwatzt so fürchterliches Zeug, daß die gute Frau mit ihren schwachen Nerven es nicht aushalten kann. Nun sitzt sie zitternd wie Espenlaub auf meinem Zimmer, und Mrs. Owens, die stärkere Nerven hat, wird erst spät in der Nacht im Stande sein, für sie einzutreten. Deßhalb muß ich vorläufig wohl selbst hin.“

„Um Krankenwärter zu spielen?“ fragte der Obrist.

„Allerdings,“ erwiderte Mr. Alleyne, „wenn nicht meine Frau sich dazu bequemen soll.“

In der That war das Alleyne'sche Ehepaar von wahrhaft christlichem Sinne und Werken der Barmherzigkeit eifrig zugethan. Sie hatten, als der Typhus in Slochester grassirte, mit aufopfernder Hingebung Kranke gepflegt und Genesenden Erquickungen gebracht, und Mr. Alleyne war nicht gesonnen, in dem vorliegenden Falle anders zu handeln. Mochte Capitän Royston, den er nicht kannte, von allen Kriegsgerichten der Welt verurtheilt sein — jetzt war er krank und hatte Anspruch auf Menschenhilfe.

„Einen Augenblick!“ sagte der Obrist, als er sah, daß der Reverend sich zum Gehen anschickte. „Ich gehe mit. Es ist nicht die erste Schußwunde, die ich sehe, auch nicht der erste Fieberkranke. Allerdings bin ich kein Arzt, aber vielleicht kann meine Erfahrung von Nutzen sein.“

So verließen der Soldat und der Geistliche zusammen das Haus, während Mrs. Alleyne sich zu Amy begab, sie sehr wortreich von ihrer Lebensweisheit unterhielt und ganz be-

sonders die Ueberlegenheit erfahrener Personen über die „jungen Dinger“ rühmte, die auf einem Bazar in Ohnmacht fielen.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

Ich war einmal einige Wochen bei ihr und errieth Viel vom Stand der Dinge. Ich bat sie, um Gotteswillen offen zu sein, aber sie fürchtete ihren Mann viel zu sehr: „Jetzt kann ich nimmer, es ist viel zu weit gekommen; ja wenn ich's ihm damals gesagt hätte, als die Lampe zerbrochen war. Du weißt nicht, wie Viel ich jetzt schuldig bin.“

„Aber ich bitte dich, wie soll's denn am Ende noch werden?“

„Ja, siehst du, vielleicht komme ich doch noch einmal zu Geld.“

„Könntest du nicht deine Mutter um Etwas bitten?“

„Ach nein, sie kann nichts mehr entbehren. Sie schafft mir fast alle Kleider an, weil ich meinen Mann nicht um Geld dazu ansprechen mag. Er wird verdrießlich, so oft ich Geld will, und von selbst denkt er nicht daran, daß ich Etwas brauche.“

„Wie willst du denn aber zu Geld kommen?“

„Nun, — weißt du, später, — ich meine einmal viel später, wenn uns die Mutter Etwas hinterläßt.“

Mir schauderte; so weit war die Frau gekommen, die einst die zärtliche Tochter gewesen, daß sie nun im Stillen auf den Tod der Mutter wartete, die ihr ihr Leben lang nur das Eine zu Leid gethan, daß sie zu gut gegen sie gewesen war.

Ich bin nimmer zu ihnen gekommen, aber es ging traurig. Emilie steckte sich immer mehr und mehr in Schulden. Statt unter die Herrschaft ihres rechtschaffenen Mannes hatte sie sich unter die Gewalt einer schlechten Magd gegeben, die sie in aller Weise mißbrauchte und bestahl, während all ihr Sinnen und Trachten darauf gehen mußte, ihren Mann geschickt zu betrügen. — —

Die Mutter starb und hinterließ Schulden, so daß der Mann noch von Emiliens nicht großem Heirathsgut an die Geschwister ausbezahlen mußte. Jetzt noch wäre es Zeit gewesen für sie, Alles zu gestehen, für ihn, sie mit Güte zu gewinnen; aber er sprach sich etwas bitter über schlechten Haushalt aus, das schreckte sie wieder ab, und sie schwieg.

Einmal, als sie besonders in Noth war, lief ein Geldpacket an ihren Mann ein. Es war das erste Mal, daß sie wagte, in dieser Weise Hand an sein Eigenthum zu legen. Sie beredete sich, sie könne es bald ersetzen oder sie werde es ihm später sagen oder könne ihr's eine Freundin leihen; von dem Allen geschah natürlich Nichts.

Das Geld war Waisengut und fehlte bei der Abrechnung. Der Mann schöpfte endlich Verdacht: da kam das Gewitter, das lange gedroht, zum Ausbruch; Schulden wurden eingeklagt, versetzte Stücke gebracht, vieljährige, noch unbezahlte Rechnungen gefordert, von denen sie ihrem Mann falsche Quittungen vorgewiesen; — die Verwirrung, der Schaden war grenzenlos.

Die Schande der Frau wird zum Flecken für den Mann. Ein solcher Scandal in dem Hause eines Kassenbeamten vertrug sich nicht mit seiner Stelle. Die Untersuchung konnte ihm zwar gerade keine Schuld nachweisen, doch wurde er in Ruhestand versetzt. Er lebt in bitterer Armuth in einer kleinen Grenzstadt und nährt sich mit Copiren und sonstigen Schreibereigeschäften. Und die Frau? — Er wollte sie lange nicht vor Augen sehen; sie aber hatte ihre volle Schuld erkannt und war gar demüthigen Herzens geworden. Sie zog in die Nähe seines Wohnortes; ihren Sohn nahm ein Freund ihres Vaters umsonst in die Lehre, die Tochter hat eine brave Frau aufgenommen. Sie arbeitet um Geld und suchte von ihrem Erwerb heimlich Etwas in seine Hände zu bringen. Ein Geistlicher versuchte auf ihr Bitten das Werk der Versöhnung. Der that ihm die Augen auf, und er sah auch ein, wie es an ihm gewesen wäre, sein junges, unverständiges Weib mit Güte zur rechten Hausfrau zu ziehen, statt daß er sie durch Unfreundlichkeit verschüchtert hatte.

Nun sind sie seit lange wieder beisammen, arbeiten und sparen treulich und einträchtig miteinander. Vielleicht ist ihnen doch noch einmal ein besseres Loos beschieden.“

Diese Geschichte hatte Alle etwas ernst ge-

stimmt und es trat eine Pause ein. Frau v. Linden bat sich leise Namen und Wohnort der Familie aus und notirte sich Beides. — Nun war die Reihe an der Mama und Frau Lenz, welch letztere, gegen ihr hartes und trockenes Wesen während der Erzählung große innere Bewegung gezeigt hatte. Sie hatte sich immer etwas abstoßend und zurückhaltend benommen, darum wagte keine der Frauen sie an die Fortsetzung zu mahnen; auch die Mama sagte Nichts und sah sie nur still an mit ihren klugen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Der Zufall führte zu einem Verfahren, Aepfel gut zu überwintern: Ein Bauer fand im Frühjahre unter den Blättern eines Ahornbaumes einen frischen, nicht erfrorenen Apfel. Seitdem wendet derselbe getrocknete Blätter mit bestem Erfolge zur Verpackung der Aepfel an. Nach seiner Erfahrung müssen zwar die Aepfel zur gehörigen Zeit gepflückt, aber nicht eher in Blätter verpackt werden, bis diese völlig trocken sind und das Wetter bereits kalt ist; alsdann geschieht die Verpackung lagenweise, und die letzte Lage Blätter muß so fest als möglich auf den Früchten liegen, wozu ein angemessenes Gewicht auf den Deckel des Fasses angewendet wird. Man kann das gefüllte Faß den Winter über in einem offenen Schuppen aufbewahren, muß dasselbe aber im Frühjahre in einen kühlen, luftigen Keller bringen.

Verschiedenes.

Der berühmte Tonkünstler Berlioz hatte einst zu Paris eine junge, reizende Nachbarin, die, mit wenig musikalischem Gefühl begabt, sich dennoch täglich stundenlang abquälte, um eine Sonate von Beethoven einzustudiren, und die immer an derselben Stelle falsch griff, indem sie ais statt a spielte. Berlioz, den dies ärgerte, schrieb seiner Nachbarin folgende Zeilen: „Mein Fräulein, es ist recht schön, mit Ausdauer Meisterwerke zu üben. Um der Menschlichkeit, der Tonart, der Melodie und Harmonie willen, im Namen der schönen Julia Guiccardi, welcher Beethoven diese Sonate gewidmet hat, greifen Sie im zehnten Tact des Schlußsatzes a; Ihr ais klingt entsetzlich und wird schließlich Ihre Zuhörer noch ganz toll machen, welche noch dazu gezwungene Zuhörer sind, da Sie immer bei offenen Fenstern spielen. Greifen Sie gefälligst einen halben Ton tiefer, die weiße Taste statt der schwarzen, ich beschwöre Sie darum; es wird mir dies unaussprechlich wohlthun, und Ihnen kann es nicht schaden." Am andern Tage blieben die Fenster geschlossen, das Klavier war verstummt, ebenso die nächstfolgenden Tage. Berlioz, der begierig war zu erfahren, ob sein Brief die junge Klavierspielerin so sehr verletzt habe, um diese Wirkung hervorzubringen, fragte den Thürhüter des Hauses, in welchem jene wohnte: „Wohnt hier nicht eine junge Klavierspielerin?" — „Ja, mein Herr." — „Ist sie auf das Land gegangen? Man hört sie gar nicht mehr." — „Ach, mein Herr, sie ist krank, sehr krank. Gestern war es am schlimmsten, heute ist sie noch sehr herabgestimmt." — „O," erwiederte Berlioz mit schlecht verhehlter Befriedigung, „wenn sie nur um einen halben Ton herabgestimmt wird, das ist Alles, was ich von ihr verlange."

Ein Schauspieldirector, welcher, wie das bei reisenden Künstlerbanden gar häufig der Fall ist, plötzlich abreiste und den größten Theil seiner Schulden zu bezahlen vergessen hatte, kam trotzdem im nächsten Winter abermals beim Magistrat der Stadt um die Erlaubniß ein, theatralische Vorstellungen geben zu dürfen. Dieses Gesuch ward in der Stadt bekannt, und in einem Gasthause, in welchem der Herr Director einen tüchtigen Bären angebunden hatte, äußerte unter anderen ein Gast: „Ich glaube schwerlich, daß er seine Rechnung hier finden wird." — „O!" entgegnete die Wirthin, „lassen Sie ihn nur kommen, bei mir soll er seine Rechnung schon finden!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 128. Freitag, den 26. October 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Der Gast auf Nr. 39.

In dem Zustande des Kranken war, wie die Wirthin versicherte, seit dem Fortgehen der Wärterin keine Veränderung eingetreten. Er sprach allerdings sehr viel, bald leise, bald so laut, daß man es im ganzen Hause hörte, aber es hatten sich keine Anfälle von Tobsucht wiederholt. Dr. Smithson hatte ihn besucht und versprochen, am Abend wiederzukommen. Er hatte den Kopf geschüttelt, als er hörte, welche Quantitäten Branntwein und Sodawasser der Gast auf Nr. 39 bald nach seiner Ankunft im Gasthofe zu sich genommen.

Obrist Ford und Reverend Mr. Alleyne begaben sich jetzt zu dem Kranken, dessen Stöhnen und kurz abgebrochene Worte sie bereits auf dem Gange hörten. Er lag zwischen Kissen gepackt, sein Haar fiel in wilder Unordnung auf das Betttuch, sein Gesicht war bleich und verstört, die Adern traten wie Stricke aus der Stirn und den Schläfen hervor. Seine Augen starrten in's Leere. Er wußte offenbar nicht, daß Leute zugegen waren.

„Er wird nicht sterben," sagte der Obrist nach einem langen prüfenden Blicke auf den Leidenden.

„Gott sei Dank!" sagte Mr. Alleyne, „aber sind Sie dessen so sicher?"

„Leben und Tod stehen in höherer Hand," erwiderte der Obrist, „aber ich habe manche ähnliche Fälle in Indien erlebt. Der erste Anfall des **delirium tremens** nimmt selten einen tödtlichen Ausgang. Erst die wiederholte Rückkehr des Uebels ist zu fürchten. Ich denke, daß hier noch Hoffnung ist. Vor Allem aber muß ich meinen eigenen Weg gehen. Ich habe in Indien Hunderte solcher Fälle erlebt und zwar an Plätzen, wo keine ärztliche Hilfe zu erlangen und ich gezwungen war, Wärter und Arzt zu spielen. Der Kranke ist, wie ich aus seinen hervorgestoßenen Reden höre, auch in Indien gewesen. Dort hat er ohne Zweifel den Grund zu seinem jetzigen Leiden gelegt. Ich will mich seiner annehmen, bis Smithson kommt, an den ich gern ein paar Worte über die Behandlung des Patienten richten möchte."

Mr. Alleyne entschloß sich alsbald, dem Obrist Gesellschaft zu leisten, obgleich ihm in der Nähe dieses Kranken etwas unheimlich zu Muthe war. Er hörte zwischen unverständlichen Reden kurz hervorgestoßene Worte, die ihm wie Reminiscenzen aus einer schrecklichen Vergangenheit klangen. Er fuhr zusammen, als er den Patienten die magern Hände wie zur Abwehr gegen einen drohenden Feind erheben sah, und sann im Stillen auf einen Ausweg, um aus der schreckenerregenden Nähe des Phantasirenden fortzukommen.

Der Obrist ahnte, was in dem gutmüthigen, aber ängstlichen Referend vorging, auch wußte er aus Erfahrung, daß Kranke solcher Art, obgleich sie die Anwesenden weder sehen noch hören, dennoch, vermöge eines gewissen Instinkts, durch die Nähe von Zeugen ihres Zustandes in größere Aufregung gerathen. „Sie sollten sich durch den ungewohnten Anblick eines solchen Patienten nicht unnützerweise fortwährender Gemüthserschütterung aussetzen, um so mehr, da ich recht wohl allein hier fertig werden kann," flüsterte Obrist Ford, gutmüthig lächelnd, dem zitternden Geistlichen zu.

Dieser athmete tief auf und empfahl sich

leise, indem er versprach, die Wärterin Mrs. Ovens so bald als möglich zu schicken.

Der Obrist saß jetzt schweigend da, während der Patient fortwährend in zusammenhangslosen Reden phantasirte. Bald sprach er von einem alten Hause in Yorkshire, wo er als Knabe gespielt hatte, bald war er auf der Jagd und rief den Hunden zu, dem fliehenden Wilde nachzusetzen. Dann rühmte er sich unter schallendem Hurrah, es dem ältesten Trinker gleich zu thun, um gleich darauf Flüche gegen einen Spieler auszustoßen, den das Glück begünstigte. Mitten aus diesen chaotisch durcheinander geworfenen Phantasien drangen Erinnerungen aus Indien hervor, die von wilden Orgien, militärischen Conflicten, Zwistigkeiten am Spieltisch und Unterhandlungen mit Wucherern zeugten.

„Jagt ihn fort!“ schrie er plötzlich. „Er darf mich nicht berühren! Ich sehe ihn — er kriecht heran — er grinst mich an — er ist so groß wie ein Wolf! Rettet mich! Da ist er schon! — — Ach, Doctor, lassen Sie mich nicht allein mit dem Ungeheuer!“

Mit einem schrillenden Kreischen fuhr er, am ganzen Körper zitternd, unter die Bettdecke und hielt krampfhaft die Hand, welche der Obrist ihm gereicht hatte, wie ein Ertrinkender, der sich in der wogenden See an ein schwimmendes Brett klammert. Der Zustand des Kranken hatte in diesem Augenblicke den höchsten Gipfel der Aufregung erreicht. Erschöpft sank er zurück und seufzte tief auf, wie Jemand, der einer drohenden Gefahr entronnen ist. Er lag eine Weile regungslos, dann richtete er seine Blicke auf den Obrist und bat ihn mit fast kindlichem Ausdruck, ihn nicht allein zu lassen. Gleich darauf brach er in Thränen aus, nannte sich einen Sünder, auf dessen Gewissen schwarze Unthat lastete, und sprach einen Namen aus, bei dessen Erwähnung der Obrist sich erschrocken aufrichtete: „Lady Flavia Clare!!“ — — Und wieder wogte eine Fluth zusammenhangsloser Aeußerungen heran, er sprach von Dingen und Plätzen, die Ford nicht kannte, aber obgleich der größte Theil seiner Worte unverständlich, fast unhörbar war, so drängte sich doch der Seele Dessen, den eine wunderbare Fügung in die Nähe dieses Kranken geführt hatte, die unabweisbare Ahnung auf, daß hinter diesen dunkeln, verworrenen Reden ein furchtbarer Zusammenhang lauerte.

„Lady Flavia Clare!“ wiederholte der Obrist in Gedanken, als er in der Dunkelheit des langen Abends vom Lehnstuhl aus, den er an das Bett geschoben hatte, den Kranken beobachtete. „Lady Flavia Clare!! Drei Mal ist dieser Name über seine Lippen gekommen, und unheimliche Worte sind ihm gefolgt. Böses Spiel!“ rief er aus — „in der That, ich glaube, es ist ein böses Spiel gespielt worden. Es ist ein Labyrinth, zu dem mir noch der leitende Faden fehlt.“

Eine Stunde nach der andern verfloß, und noch immer hielt Ford am Krankenlager Wache. Endlich kam der Arzt und erstaunte über den ungewöhnlichen Wärter. Dieser sprach sich auf Grund seiner vielfachen Erfahrungen über den Zustand des Patienten aus, und Dr. Smithson war vernünftig genug, gutem Rathe zu folgen und kehrte nach Hause zurück, um die Anwendung anderer Mittel zu verordnen. Unterdessen war auch die langerwartete Mrs. Ovens gekommen, den Obrist abzulösen.

Dieser kehrte langsamen Schrittes nach Mr. Alleyne's Hause zurück. Schwere, wuchtvolle Befürchtungen stiegen in seinem Innern auf; er fühlte, daß die Vorsehung ihn berufen hatte, den ersten Lichtstrahl in die Nacht eines düstern Geheimnisses zu senden, dessen Fäden noch unklar und verworren vor seinen blöden Augen sich verstrickten.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

Die unglückliche Frau.

„Ich weiß nicht,“ fing Frau Lenz endlich an, „warum mich's heute treibt, vor Allen zu sagen, was ich bis jetzt keiner Einzigen anvertraut habe. Aber ich meine, heut müsse heraus, was mir wie ein Stein auf dem Herzen liegt. Ich fürchte, ich habe nicht vom ersten, sondern vom letzten Zwist zu erzählen.

Ich habe keine Eltern gehabt, bin aber als Pflegetochter recht im Wohlstand aufgewachsen und habe, ich darf's wohl sagen, Freier genug gehabt. Ich besann mich lange, einen zu wählen, weil ich dachte, ich wolle nur heirathen, um

es recht gut zu bekommen. Mein Mann gefiel mir. Er hatte ein schönes Gut mit einem Schlößchen darauf, das mir auch gefiel. Ich sagte ihm aber, daß ich mich mit der Oekonomie nicht plagen könne und daß er dazu seine Leute halten müsse. Er meinte, das werde sich schon geben.

Nun darf ich aber wohl sagen, es muß bei mir Alles recht sein, und um die Haushaltung habe ich mich angenommen, wie sich's gehört; aber befehlen lassen wollte ich mir nicht. Wenn mein Mann sagte: „Bis Abend sollten Bohnen gesteckt werden," so durfte er gewiß sein, daß das nicht geschah; ich wollte schon selbst thun, was nöthig war. Wenn er mich recht behandelt hätte, so wäre Alles gut gegangen, aber er wollte überall den Herrn spielen.

Einmal fuhren wir mit Revierförsters zu einem Liederfest. Es war aber langweilig, und wir erfuhren, daß zwei Stunden davon, in Bergstatt, ein Ball sei. Wir zwei Frauen hatten Lust hinzugehen, die Männer aber nicht. Als nun diese eben an einem andern Tisch saßen, sagte die Revierförsterin: „Jetzt wollen wir einmal einen Spaß machen: Sie lassen Ihren Knecht anspannen und wir fahren hinüber auf den Ball, die Männer können mit unserer Droschke dann nachkommen, wenn sie wollen." Das war mir auch recht; wir ließen in aller Stille anspannen und fuhren davon. Dem Wirth gaben wir einen Gruß auf, und auf dem Ball könnten uns die Herrn treffen. So ganz vergnügt war ich nicht auf dem Ball, und mit einem guten Wort hätte mich mein Mann dies Mal leicht gewinnen können. Ich sah oft aus dem Fenster, ob er nicht komme. Die Revierförsterin fing eben eine Galoppade an, da flog ihr ein Plumpsack auf den Rücken. Es war ihr Mann, der unter lauter Lachen und Scherz kam, um sie abzuholen. Der meinige war zu Fuß vom Liederfeste heimgegangen und ließ mir kein einziges Wörtlein sagen. So fuhr ich Nachts allein heim. Vor mir fuhren Revierförsters und ich hörte ihr lautes, fröhliches Gelächter. Das drückte mir fast das Herz zusammen; hätte denn mein Mann nicht auch einen Jux draus machen können? Wie ich heimkam, sagte er wieder Nichts, nicht in Gutem, nicht in Bösem. Ich hätte mir's vielleicht dies Mal gefallen lassen, wenn er gescholten hätte. Den Knecht zankte er und befahl ihm, ein ander Mal nur anzuspannen, wenn er, der Herr, es befehle. So brachte er mich auch noch bei den Dienstboten um's Ansehen. Das verbitterte mich vollends, und wenn ich später einmal gern gefahren wäre, so ließ ich mir ein Gefährt von der Stadt bringen.

Es hätte anders werden können, als wir Kinder bekamen, und ich muß sagen, er hat da recht für mich gesorgt. Aber auch bei den Kindern hat er Alles nach seinem Kopf haben wollen und hat mir den Buben in eine Lehranstalt gethan, während ich doch dachte, er hätte bei unserem Hauslehrer noch genug lernen können. Bei unserem Mädchen da habe ich denn meinen Willen durchgesetzt, die hat eine Französin. Ich darf wohl sagen, daß ich in vielen Jahren keine frohe Stunde gehabt habe," fuhr sie düster fort, „und wir hätten so glücklich leben können! Ein so schönes Gut, keine Nahrungssorgen und gesunde, brave Kinder. — Aber so weit kann Einen ein Mann bringen, der die Frau nichts will gelten lassen. Schon gar lang wär' ich gern einmal in ein Bad gegangen. Es hat mir immer gefallen, daß da die Frauen so ihr eigener Herr sind; auch wäre ich gern von daheim fort gewesen, und nahe Verwandte hab' ich nicht. Ich hatte letzten Winter viel Kopf- und Zahnweh; die Revierförsterin meinte, da würde mir Frauenthal gewiß gut thun. Zum ersten Male wieder seit lange gab ich meinem Mann ein gutes Wort darum und sagte ihm meinen Wunsch; auf die Kosten hatten wir ja nicht zu sehen. Statt daß er sich aber gefreut hätte, mir auch wieder einen Gefallen thun zu können, fragte er den Doctor. Der ist aber grad so Einer wie mein Mann. Er lachte und sagte, wenn ich mich viel im Freien aufhalte und Flußbäder brauche, so sei mir das viel gesünder; meine Natur sei viel zu hitzig für ein warmes Bad. Was weiß so ein Doctor von meiner Natur! — Wie ich so recht in bitterem Verdruß darüber war, fiel mir ein kleines Erbe von einem entfernten Vetter zu, das an mich geschickt wurde. Das kam mir eben recht. Am selben Tag, wo es kam, schrieb ich um drei neue Kleider, um eine Schneiderin und um eine Haushälterin in die Stadt. Als das geschehen war sagte

ich meinem Manne: „Daß du's weißt, ich will dich nicht incommodiren mit meiner Badreise, ich gehe um mein eigen Geld. Eine Haushälterin habe ich bestellt, bis ich wiederkomme." Ich kann's Ihnen nicht beschreiben, wie er mich darauf angesehen hat.

„Du kannst überhaupt um dein Geld thun, was du willst," sagte er; „wenn du in's Bad gehst, mir zum Trotz, so kommst du in mein Haus nimmer zurück. So lang du fort bist, werde ich Sorge tragen, daß dir das Deinige unverkümmert gesichert wird. Also merk' dir's, wenn du dies Mal gehst, so gehst du für immer."

Nun sagen Sie, ist das auch der Mühe werth, wegen so einer Kleinigkeit! Ich war wie vom Donner gerührt; aber das wäre ja niederträchtig gewesen, wenn ich jetzt zum Kreuz gekrochen wäre! Gott weiß, es war mir zu Muthe, als ging's zu einer Leiche, als ich mich in's Bad rüstete, und wenn er ein freundliches Wort gesagt hätte, so hätte er mich gewonnen. Aber das that er nicht, obgleich er aussah wie der Tod.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Was du versagen mußt, versage bald.
Denn nach erregter Hoffnung erst versagen,
Das heißt dem Schmerz die Kränkung zugesellen;
Was du gewähren kannst, gewähre gleich,
Denn Zög'rung mindert nur der Gabe Werth.

Verschiedenes.

(Ein Wettrennen aus Eifersucht.) Ein junger, neu verheiratheter fremder Diplomat, der in Paris accreditirt ist, Herr X., empfing eines Tages folgendes Briefchen: „Madame X. hat morgen Früh ein Rendezvous im Vincenner Wäldchen; um 10 Uhr fährt sie hin; folgen Sie ihr." Am nächsten Morgen sitzt der Ehegemahl in einem Fiacre seinem Hotel gegenüber; um 10 Uhr kommt seine Frau heraus und besteigt ein Coupé. „Kutscher, 2 Louisd'or! folgen Sie diesem Wagen." Der Kutscher fährt, daß die Funken sprühen; kurz vor dem Boulevard du Prince Eugène kommt ihnen eine Karre in den Weg: „Vorwärts, Kutscher, vorwärts!" Der Fiacre fährt sich fest, eine Achse bricht. Der Diplomat springt heraus und setzt seinen Weg zu Fuße fort. Er trifft den Wagen einer Wäscherin, springt hinauf, reißt ihr die Zügel fort: „Hundert Francs! Ich habe Eile!" — Vorwärts! — Das Coupé fährt langsamer, aber das Pferd der Wäscherin stürzt, der Wagen fällt mit um, Herr X. in den Staub, mitten unter die schmutzige Wäsche, verletzt sich die Hand, wirft der Frau einige Goldstücke zu und kommt beschmutzt, schwitzend, rasend vor Schmerz und Zorn in dem Augenblick an, wo seine Frau aussteigt. „Madame, Madame, weßhalb sind Sie hier?" — „Um Sie nach Hause zu führen, lieber Freund." — „Aber das Billet? Lesen Sie!" — „Man hatte mir gesagt, daß Sie eifersüchtig seien; jetzt bin ich dessen gewiß!" — Eine gute Cur oder — viel Geistesgegenwart; aber Eines von Beiden gewiß.

(Friedrich der Große über den Adel.) „Ist es das Wort von, was den Edelmann macht, oder der Glaube an eine immer sehr problematische Abstammung? Der Adel ist nichts Anderes, als der höhere Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billig bei Personen aus guten Familien, die eine sorgsamere Erziehung als andere genießen können, voraussetzen darf. Ist dies nicht da, so ist er Nichts, gar Nichts, ohne allen Werth und ein Unkraut, statt etwas Nützliches zu sein."

(Eine theure Flasche Wein.) Unter den Weinen auf der Wiener landwirthschaftlichen Ausstellung befanden sich auch sechs Flaschen Tokayer, wovon die älteste Flasche die Etiquette vom Jahr 1760 trug. Preis 60 Gulden für diese eine Flasche. Die andern fünf stellten spätere berühmte Weinjahre mit Preisabstufungen bis zu 6 Gulden herab dar, um welchen Preis man eine Flasche aus dem Jahre 1834 erwerben konnte.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 129. Sonntag, den 28. October 1866.

Der 1865er Wein.

Von Arbeit ermüdet, am eichenen Tisch,
Da sitzen die Männer am Abend,
Es perlet im Glase so duftig und frisch
Der Wein, sie erquickend und labend.
Wie er so feurig die Brust durchglüht,
Wie er berauschend den Kopf durchzieht —
Der Wein ist köstlich gerathen,
Ein Trunk auf künftige Thaten!

Es hat der Sonne brennende Gluth
Sie arg gequält und gemühet,
Und die Sonne, die meint' es dennoch gut,
Sie hat die Trauben durchglühet.
Und all den Arbeitsschweiß, der rann,
Ein einz'ger Trunk aufwiegen kann, —
Ein Trunk so kühl und prächtig,
Ein Wein so stark und mächtig.

Wie wird dieser Wein nach Jahren erst sein,
Wenn er still im Keller gelegen,
Wie wird er die Herzen durchglühend erfreu'n,
Wie wird er die Brust dann bewegen!
Dann ist auch der Knabe zum Manne gereift,
Dann leuchtet ihm ein, was er jetzt nicht begreift:
Daß der Himmel den Wein ließ gerathen,
Um zu treiben die Männer zu Thaten!

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen)

(Fortsetzung.)

Eine Depesche.

„Wie glücklich wär' ich, liebe Flavia, wenn du meinen Bruder lieben könntest!" sagte Lady Caroline Clare leise, während James sich auf den Bedientensitz schwang und Flavia die Zügel ergriff, um die ungeduldigen Ponies zu lenken.

„Ich habe ihn in der That sehr lieb," erwiderte das blauäugige Mädchen lächelnd; „ich wollte nur, er wäre mein Bruder."

Caroline schüttelte mit dem Kopfe. „Du wirst August nie lieben," erwiderte sie, „und doch verdient er den Vorzug vor so Vielen, die glänzender aufzutreten wissen. Weder Capitän Fitzpatrik —"

„Er gilt mir mehr, als hundert Fitzpatriks," fiel ihr Lady Flavia in die Rede, „und ich brauche dir nicht zu sagen — doch halt! Was ist das für ein Reiter, der gerade auf uns zu kommt?"

Es war Job Sankey, dessen der geneigte Leser sich vom „Pferdekopf" her erinnern wird und den der Weg zu einem Kranken in die Nähe der beiden Damen führte, die er nicht ohne pflichtschuldige Begrüßung und ergebenste Anrede lassen durfte. Er hielt sein Pferd an und zog ehrerbietig den Hut, während Lady Flavia den Ponies Halt gebot. Lady Caroline besaß ein gutes Herz. Sie half gern, wo sie konnte, und Arme und Kranke erfreuten sich ihrer liebevollen Theilnahme. Aus diesem Grunde war es ihr lieb, dem geschäftigen Jünger Aesculaps zu begegnen, der ihr auf ihre Erkundigungen nach diesem und jenen Patienten Rede stehen mußte.

„Im Ganzen geht es überall gut," berichtete Job Sankey, „nur Einer, der unter meiner Behandlung fast genesen war, ist, wie ich höre, jetzt unter andern Händen und auf's Neue schwer erkrankt. Mylady erinnern sich wohl jenes fremden Mannes," fügte er redselig hinzu, „des schwer Verwundeten, den ich vor einigen Wochen im „Pferdekopf" behandelte?"

„Gewiß," erwiderte Lady Caroline, aufmerksam zuhörend, während Lady Flavia scheinbar achtlos wegblickte und mit den Zügeln spielte.

„Der beklagenwerthe Mensch hat alle meine Bemühungen vereitelt," fuhr Sankey fort. „Er hat mich, seinen sorgsamen Arzt, abgedankt und den Gasthof verlassen, ehe ich es erlaubte. Das Schlimmste aber ist, daß er sich nach Slochester begeben und sich durch unmäßiges Trinken das Delirium tremens zugezogen hat. Nun liegt er krank im „Royal George." Smithson behandelt ihn; von ihm habe ich Alles über Capitän Royston erfahren.

„Armer Mann!" sagte Lady Caroline mit aufrichtigem Mitleid. „Hat er keinen Freund, der ihn aufnimmt?"

Lady Flavia blickte bei dieser Frage auf; ein aufmerksamer Beobachter hätte in ihren Zügen die Neugier auf Sankey's Antwort lesen können.

„Das ist das Sonderbarste an der ganzen Affaire," entgegnete der Gefragte. „Er hat sich beständig geweigert, die Adresse seiner Familie anzugeben, so daß Niemand an diese schreiben konnte. Er selbst war zu schwach, um die Feder zu führen. Er meinte, es wäre besser, wenn von dem ganzen Vorfall Nichts verlautete. Smithson sagte mir, er liege oft in schrecklichen Fieber-Phantasien, klage sich der schwärzesten Verbrechen an — allein ich kenne das; es ist die Folge der Krankheit. Im Uebrigen bitte ich um Verzeihung, Myladies, für den Aufenthalt, den ich Ihnen verursacht habe."

Mit diesen Worten empfahl sich Job Sankey, der gern noch eine Weile plaudernd still gestanden wäre, wenn ihn nicht Lady Flavia's ungeduldiges Spiel mit den Zügeln zum Aufbruch gemahnt hätte. Kaum hatte er seinem Pferde die Sporen gegeben, als das leichte Fuhrwerk mit den Damen davon flog.

Eine halbe Stunde davon stand ein Wegweiser, dessen bunt bemalte Arme nach Chartley, Harbledown, Dowingham und Slochester zeigten. Zu Lady Carolinens großer Ueberraschung schlug Lady Flavia den Weg nach Chartley ein und trieb die Ponies in gestrecktem Galopp über die Haide.

„Wohin, Flavia? du verfehlst den Weg; diese Straße führt nicht nach Dowingham!" rief Caroline, indem sie mit Entsetzen den unwegsamen, holperigen Pfad betrachtete, auf welchem sie sich befanden.

Lady Flavia lachte; ihr Lachen hatte nie vorher so seltsam geklungen.

„Wie der Wagen stößt! du wirst ihn noch umwerfen, wildes Kind! Und wie sollen wir zu Mrs. Plummigton kommen, wenn du diesen ungebahnten, holperigen Weg nicht verläßest?" fragte Lady Caroline ängstlich. Auch James, der Schweigsame, rückte auf seinem Sitze hin und her und faßte mit beiden Händen die Seitenlehne, als das leichte Fuhrwerk über Moor- und Sandflächen dahin flog. Aber Lady Flavia lachte über Carolinens Angst, sie war ungewöhnlich erregt, und ihre blauen Augen sprühten Blitze.

„Beruhige dich, Caroline," sagte sie scherzend. „Ich verspreche dir, dich so wohlbehalten wieder zu Hause abzuliefern, als wärst du in der alten Familienkutsche gefahren. Mrs. Plummigton aber kann warten. Ich fahre nach Chartley."

Mit lautem Zuruf feuerte sie die Ponies zu beschleunigtem Laufe an. Und weiter ging es in fliegender Eile über das hügelige Land, dessen wellenförmiger Boden sich weit hin ausbreitete, bis endlich Bäume und cultivirter Boden sichtbar wurden. Ein träge fließendes Wasser blinkte zwischen Pappeln hervor, Hecken und Zäune verriethen die Nähe ordnender Menschenhände. Noch wenige Minuten, und der Wagen hielt am Bahnhof von Chartley.

James sprang von seinem Sitze, und Lady Flavia stieg aus.

„Du mußt mir etwas Geld leihen, Caroline," sagte Flavia lachend. Sie hatte in der That nicht einen Sixpence bei sich. Junge Damen auf dem Lande kammen selten in den Fall, baare Ausgaben zu machen; Caroline jedoch, die sorgsame Almosenspenderin, war mit Geld versehen und zog ihre wohlgefüllte Börse.

„Was hast du nun wieder im Sinne?" fragte Caroline ernster. „Du willst doch nicht den Zug benutzen — dem müßte ich mich entschieden widersetzen." Es kostete dem guten Mädchen Mühe, dem von Allen verzogenen Lieblinge so bestimmt entgegenzutreten.

Lady Flavia lachte wieder und nahm die Börse.

„Du sonderbares Kind," sagte sie, „wenn ich nach Gretna entlaufen wollte, so müßtest du mit, versteht sich, unter Protest! Aber so schlimm ist es nicht; schenk' mir nur fünf

Minuten, und wir werden in bedächtigem Schritt nach Hause fahren. Ich bin sogleich wieder bei dir."

Sie begab sich in das Telegraphen-Bureau. „Ein Telegramm nach Frankreich!" sagte sie, und augenblicklich wurde ihr ein Formular eingehändigt. Sie schrieb schnell einige Worte auf.

„Ich bitte dies sogleich zu besorgen," sagte sie, indem sie dem Beamten das beschriebene Formular übergab, „und möchte mich überzeugen, daß es prompt geschieht."

Das Instrument begann seine Arbeit; Lady Flavia blieb, bis der letzte Buchstabe erledigt war, zahlte und verließ schnellen Schritts das Bureau.

„Das Formular gehört Ihnen," rief der Beamte ihr nach, aber sie hörte nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Schluß.)

Seit acht Tagen bin ich nun hier und weiß Nichts von daheim, und weiß nicht, ob ich noch eine Heimath habe. Nun aber sagen Sie, ob nicht mein Mann an Allem Schuld ist?"

Die arme Frau verhüllte ihr Gesicht und brach in heftiges Weinen aus. Die Anderen alle waren ganz still geworden. Die Mama aber sprach leise: „Liebe Frau, Ihr eigen Herz sagt Ihnen besser, als ich's kann, daß Sie sich schwer verfehlt haben. Und ich muß sagen, daß ich vor Ihrem Manne Respect habe und glaube, daß er ein rechter Ehrenmann ist. Wenn ich noch ein Mädchen wäre, ich sage Ihnen, den nähm' ich zehn Mal lieber, als Einen, wie Ihr Revierförster, der sich und seine Frau so wenig respectirt, daß er aus einem Unrecht einen Jux macht."

„Aber sollen die Frauen allzeit Unrecht haben; soll der Mann befehlen wie ein Pascha?" fragte Frau Lenz, deren Thränen still standen.

„Das sage ich nicht und das will unser Herrgott nicht, der die Männer ermahnen läßt: Ihr Männer, liebt euere Weiber. Wir Frauen haben alle ein gar liebebedürftig Herz. Wo ein Mann das versteht, wird er viel erreichen. Mancher hat's schon schwer mißbraucht. Wo und wie Ihr Mann gefehlt, kann ich nicht bestimmen; nur Etwas will ich Ihnen sagen. Mein Mann selig hat mir einmal erzählt von einem König von Spanien, dem eine glühende Kohle auf den Fuß gefallen. Er wollte sie wegwerfen, als ihm einfiel, daß sich das für einen König nicht schicke; so hieß er's den Minister. Der Minister sagte, das sei nicht sein Geschäft, und befahl's dem Pagen. Der Page aber war adelig und holte den Kammerdiener, bis der aber kam, hatte die Kohle den Schuh und den halben Fuß durchgebrannt. Liebe Frau, wenn nun Ihnen ein Weh wie eine brennende Kohle auf's Herz fällt, so besinnen Sie sich ja nicht, wer eigentlich verpflichtet sei, sie wegzunehmen, sonst könnte derweil das Herz durch und durch brennen. Frisch mit Gottes Hilfe selbst ergriffen und weggeworfen, auch wenn's Fingerchen ein Wenig schmerzt, die Wunde heilt gewiß."

„Aber," sagte zögernd Frau Lenz, „wenn ich nun mich ganz und gar unterwerfen wollte, wer weiß, wie's mein Mann aufnähme, und ob ich mich nicht vergeblich erniedrigt hätte."

„Ich glaube, Sie haben's noch nie mit der Liebe und dem Gehorsam versucht, mit denen die Frau sich eine mächtige Stimme im Haus erwerben kann. Ein rechter Mann wird selbst demüthig, wo er ein demüthiges Herz sieht. Ich kenne Ihren Mann freilich nicht, aber ich halte ihn für einen rechten. Wenn Sie sich vor Gott bewußt sind, daß es recht ist und gut und eine heilge Pflicht, daß Sie umkehren und in sich gehen, so gehen Sie und fragen Sie nicht, was nachher wird."

Die arme Frau erwiderte Nichts und weinte ganz still vor sich hin.

Der Mama Geschichte.

Nach einer längeren Pause wurde die Mama um die Erzählung ihrer Geschichte gebeten, und sie begann endlich:

„Ist kaum der Mühe werth, daß ich anfange, ich habe blutwenig zu erzählen. Ich war eine Waise und aß das Gnadenbrod einer Tante, bei der mich mein Mann kennen lernte, der Stunden im Hause gab. Als er eine Anstellung hatte und mich fragte, ob ich Frau Schulmeisterin werden wolle, brauchte ich keine drei Minuten Bedenkzeit. Die Frau Tante war aber nicht damit zufrieden, und obwohl sie es nicht hindern konnte, so hat sie sich doch sehr ungnädig gezeigt und nicht einmal

die Hochzeit bei sich gehalten: „es hätte sie sonst so angegriffen!" So feierten wir in unserer neuen Heimath eine gar stille, bescheidene Hochzeit. Einen königlichen Hochzeitstext haben wir aber gehabt: „Die Liebe ist stark, wie der Tod. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch Ströme sie ersäufen. Wenn Einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es Alles Nichts. (Hohelied 8, 6. 7.)

Auf unserer Hochzeitstafel, an der noch eine Freundin und der Herr Pfarrer saß, stand kein Champagner, aber ein guter Aepfelmost, den mein Mann aus unserem eigenen Baumgut gezogen. Als wir anstoßen wollten, waren nur drei Gläser auf dem Tisch, ich stand auf und wollte noch eines holen, wußte aber nur nicht wo, da wir keines mehr hatten; da hielt mich mein Mann bei der Hand: „Laß gehen, lieber Schatz, wir Zwei trinken aus Einem. Wenn wir zum ersten Mal Streit haben, dann soll Jedes sein eigenes nehmen."

So stand denn von da an Ein Glas auf unserem Tische, Tag für Tag, auch als uns der liebe Gott so weit gesegnet hatte, daß wir uns an Ehrentagen ein Gläschen guten Wein verstatten durften. So oft Einem ein unfreundliches Wort über die Lippen wollte, so sah es das Andere an und fragte: „Brauchen wir heute zwei Gläser?" und dann schämte sich's und war still.

Und wenn wir Kindtaufe feierten, oder meines lieben Bruders Heimkehr aus fernen Landen, oder sonst ein Freudenfest, und die Anderen klingelten die Gläser zusammen, da sagte mein Alter: „Wir können nicht anstoßen, gelt, Weib?" und bot mir das Glas; und ich trank, und er trank, und wir sahen uns in die Augen; da war mir's jedes Mal, als ob wir heute wieder Hochzeit hätten.

So haben wir vierzig Jahre lang in Lieb und Frieden miteinander aus Einem Glas getrunken, Most und klares Wasser, guten Wein und auch manch bitteren Leidenstrank, immer aus Einem Glas.

Und als mein lieber seliger Mann auf seinem Sterbebette lag und fast nimmer sprechen konnte, netzte ich noch seine heißen Lippen mit einem kühlen Trunk. Da bot er mir das Glas, sah mich noch ein Mal an und sagte leise: „Es ist eins geblieben." — „Und eins soll's bleiben in alle Ewigkeit," wollt' ich sagen, aber sprechen konnte ich nimmer; da falteten wir die Hände in einander, bis die seinen kalt waren. Der Abschied hat mir so wohl gethan, daß mir seitdem Nichts auf der Welt mehr zu schwer geworden ist."

Die Mama schwieg, und Aller Augen waren feucht, und Alle sagten sich herzlich, ohne viele Worte, gute Nacht.

Der Regen war vorüber, und der allerschönste, sonnenhelle Morgen ging auf nach jenem Abend. In durchleuchtendem weichem Sammtgrün lag die Wiese, und die Waldbäume glänzten, wie mit Diamanten besetzt.

Nur wenige Badgäste waren auf, die Mama aber stand schon auf der Terrasse und sah mit ihren klaren Augen in die neue Herrlichkeit hinaus. Sie dachte wohl eines noch herrlicheren Morgens nach längeren trüben Tagen.

Im Hofe war der Knecht beschäftigt, die Badkalesche herzurichten. „So früh auf, Johann?" fragte die freundliche Mama. „Muß einspannen," erwiderte er, „eine Madam geht heut früh schon heim." Und nach einer Viertelstunde sah sie die Frau Lenz reisefertig heraustreten. „Meine weiteren Effecten lasse ich abholen," sagte sie dem begleitenden, etwas verblüfften Badwirth.

Die Mama verstand wohl, warum sie so früh in der Stille gehen wollte. Harte und scheue Gemüther verschließen sich noch fester als zuvor nach einer unwillkürlichen Vertraulichkeit. Leise ging sie herunter und legte ihre Hand auf den Arm der Scheidenden: „Gott geleite Sie, liebe Frau!" sprach sie herzlich. Erstaunt blickte diese auf, ihr bleiches Gesicht trug Spuren schlafloser Stunden und schwerer innerer Kämpfe.

„O, wünschen Sie mir Glück auf den Weg!" bat sie. „Gehen Sie mit Gott, liebe Frau," wiederholte sie, „es wird Sie nicht gereuen!" Und die Mama blickte dem Wagen nach mit gefalteten Händen, so lang sie ihn sah, dann ging sie hellen Blickes zurück in ihr Kämmerlein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 130. Mittwoch, den 31. October 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Leichte Versehen rufen oft gewichtige Folgen hervor. Der Beamte nahm das Papier und warf es in einen Kasten, der zum Aufbewahren von allerlei Zetteln und unbestellbaren Depeschen diente.

„Wenn sie es haben will, mag sie es holen lassen," sagte der Beamte für mich. „Uebrigens ist sie gar nicht übel, diese Miß Jones."

Die Absenderin des Telegramms hatte sich als Miß Emma Jones unterzeichnet und die Adresse des Grafen von Mortlake auf Harbledown aufgegeben. Es war ein Zug ungewöhnlicher Geistesgegenwart. Sie war nicht vertraut mit den Einzelheiten des telegraphischen Verkehrs und hatte daher nicht daran gedacht, Namen und Adresse anzugeben. Doch kaum hatte der Beamte sie daran erinnert, so stand der Name Emma Jones auf dem Papier, und zwar in so runden Zügen, als hätte die Schreiberin sich niemals anders unterzeichnet. Wohlweislich jedoch behielt sie die richtige Adresse bei, da James' Livree und das Wappen auf deren Knöpfen, sowie das Pony-Fuhrwerk leicht einem der Anwesenden bekannt sein konnte. Aber eine Miß Jones konnte immerhin unter Mortlake's Dache wohnen, sei es als Besucherin oder als Gesellschafterin oder in sonst einer jener Eigenschaften, die in dem Personal einer adeligen Haushaltung vertreten sind.

Die Ladies kehrten nach Harbledown zurück. Unterwegs war Lady Flavia in der rosigsten Stimmung und ließ nicht einen Augenblick die eigensinnige Laune ahnen, mit der sie kurz vorher die Fahrt nach Chartley erzwungen hatte. Lady Caroline konnte dem herzgewinnenden Wesen nicht widerstehen und erzählte, zu Hause angekommen, sie hätte in Begleitung „des unartigen Kindes" eine eigenthümliche Spazierfahrt gemacht. Auch fragte sie nicht, als Lady Flavia ihr das geliehene Geld zurückgab, zu welchem Zwecke sie desselben bedurft hatte. Es war, wie sie meinte, einer jener plötzlichen Einfälle gewesen, die man an dem unwiderstehlichen Mädchen gewohnt war. Sie hatte vermuthlich bei einer Londoner Putzmacherin einen neuen Hut oder Anderes dergleichen bestellt und in kindlicher Ungeduld die Benutzung des Telegraphen dem zeitraubenden Hin- und Herschreiben vorgezogen.

In Wirklichkeit aber war das Telegramm nicht an eine Putzmacherin gerichtet, sondern an Monsieur Brand Royston, Chateau des Roches, Gresnez-Vignoble, in der Nähe von St. Germain, in Frankreich. Der Inhalt des Telegramms aber war höchst dringend.

Ein Entschluß.

Obrist Ford pflegte früh aufzustehen. Ein langer Aufenthalt in Indien hatte ihn gewöhnt, den Morgen als den werthvollsten Theil des Tages zu betrachten, da in späteren Stunden die zunehmende Sonnengluth erschlaffend wirkte. Er ging im Garten des Pfarrhauses auf und nieder und athmete mit sichtbarem Behagen die frische Luft, obgleich die Temperatur eines englischen Novembermorgens von der milden Wärme indischer Frühstunden recht fühlbar abstechen mochte.

Er rieb sich die Hände, knöpfte seinen Rock dicht zu bis unter das Kinn und setzte seinen einsamen Spaziergang fort. In seiner Erinnerung tauchten Scenen und Bilder aus Indien auf. Er sah wieder die reiche Vege-

tation endlos ausgedehnter Ebenen, die Wipfel hochaufstrebender Palmen, Reisfelder, über deren Saaten der Wind in klagendem Tone dahinfuhr, um gleich darauf durch das Laub des angrenzenden Waldes zu rascheln, wildverschlungene Schlingpflanzen und schlank aufschießenden Bambus, und über Allem wölbte sich ein blauer, wolkenloser Himmel mit goldgelbem Feuerball, der wie ein Ballon immer höher stieg, bis er sich in einer Fluth flammender Strahlen ergoß. Schnell entstanden, verflogen die luftigen Träume; der Anblick der heimischen, obwohl bereits schwindenden Vegetation rief ihm das Gärtchen hinter dem elterlichen Hause zurück, wo er in frühester Kindheit gespielt hatte; längst verwischte Eindrücke wurden wieder lebendig und versetzten den gereiften Mann in die Jahre zurück, da das harmlose Spiel noch nicht durch den Ernst des Berufes getrübt wurde.

In Wahrheit aber hielten die Gedanken des Obristen weder bei indischen Palmenwäldern, noch bei den bescheidenen Blumenbeeten des elterlichen Gärtchens Stand; unwillkürlich drängte sich immer wieder das Bild des Kranken im „Royal George" in seine Vorstellungen. Er konnte das Bild Basil Royston's nicht bannen und wiederholte sich wider Willen die Worte, die er aus dessen Munde gehört hatte. Er wollte sich Alles aus dem Sinne schlagen, aber vergebens. Ihm war, als brennten die unheimlichen Reden des Rasenden in seinem Gehirn.

„Ich werde alt und wunderlich," sagte er zu sich selber, „sonst würde ich mich nicht um Dinge kümmern, die mich nichts angehen. Wenn ich wirklich die Spuren eines Verbrechens entdeckt hätte, müßte ich dann gleich meine Vermuthungen in die Welt hinausposaunen? Es ist ja nicht meines Amtes, sondern die Sache Derer, denen die Gesellschaft die Pflege der Gerechtigkeit zugetheilt hat."

Aber das Gewissen eines braven Mannes läßt sich nicht durch Redensarten beschwichtigen. Der leise, aber durchdringende Ruf erhob sich in der Brust des alten Soldaten und strafte die Scheingründe der Selbsttäuschung Lügen. „Richard Ford," so klang es in ihm, „werde nicht an dir selbst zum Lügner! Hast du im Felde jemals träge umher gelungert und auf Andere die Last des Tages gewälzt? Ist es nicht deine Pflicht, der Gerechtigkeit, die schützen soll, zu Hilfe zu eilen? Bist du nicht ein Theilhaber am Unrecht, wenn du es wissend duldest und ihm gleichgiltig den schändlichen Triumph gönnst?"

Es war ein schwerer Kampf. Der alte Soldat, der sich aus dem wildbewegten Lagertreiben zur Ruhe begeben hatte, um seinem heißgeliebten Kinde zu leben, sollte sich in eine Angelegenheit verwickeln, der er sich, wenn er einmal damit begonnen, nicht wieder entziehen konnte, bis dem verletzten Gesetze Genugthuung geworden. Es verdroß ihn, daß er auf Amy's Bitten mit ihr den Bazar von Slochester besucht und seinen Schwager, Reverend Mr. Alleyne, aufgesucht, daß er unaufgefordert das Zimmer Nr. 39 im „Royal George" betreten hatte. Er konnte sich als unberufener Eiferer vor der Welt lächerlich machen und als ein fahrender Ritter, der zum Schutze der Unschuld eine Lanze einlegte, verspottet werden.

„Guten Morgen, Papa!" rief es in den Garten hinab. Es war Amy, die ein Fenster geöffnet hatte. Sie sah blaß aus, und ihre Augen zeugten von sorgenvollen Stunden. „Es ist nur gut, daß es Tag ist," sagte sie. „Ich habe so schlecht geschlafen — die arme Flavia ist mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ich fürchte immer, daß ihr ein Unglück —"

Doch ehe sie ihre Befürchtungen aussprechen konnte, zeigte sich Onkel Alleyne im Garten, um ihren Vater in das Frühstückszimmer zu begleiten. Den ganzen Tag über war das Benehmen des Obrist seltsam und für Amy unerklärlich. Er ging seiner Tochter aus dem Wege, mied absichtlich ihre bittenden Blicke und that, als ob er ihre Winke nicht verstände. Er spaßte und lachte in ganz ungewohnter Weise, hörte langmüthig Mrs. Alleyne's umständliche Auseinandersetzung an und ließ es geschehen, daß Reverend Mr. Alleyne ihm ein Stück aus einer seiner neuesten Predigten vorlas. Ja, er nahm sogar die Einladung an, seinem geistlichen Schwager nach der kleinen Kirche St. Eanswith zu folgen, um deren Alterthümer in Augenschein zu nehmen.

Mr. Alleyne, der alle Welt von gleichem Interesse für die Curiositäten seines Kirchspiels beseelt glaubte, fand es ganz selbstverständlich,

daß der Obrist ihm widerspruchslos nach St. Canswith folgte. Aber Amy hatte ihren Vater bereits zu wohl kennen gelernt, um in dieser willenlosen Haltung des alten Soldaten ein verstimmtes Gemüth, das der Zerstreuung bedurfte, zu verkennen. Sie schwieg jedoch und sah resignirt zu, als während des Nachmittags ihr Vater mit Mr. Alleyne das Haus verließ, um die viel gepriesene Kirche zu besehen.

Dort angekommen, erschöpfte sich der gute Reverend in beredten und ausführlichen Erklärungen, denen der Obrist nur mit halbem Ohr folgte. Es hätte ihm, wenn er nicht allzusehr in sein Gespräch vertieft gewesen wäre, nicht entgehen können, daß Ford's Gedanken weit über die Mauern und Thürme der kleinen Kirche hinausschweiften, und daß er tief aufathmete, als der Küster die Kirchenthür wieder hinter ihnen schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Langes und Breites über den Kalender.

(Aus des Lahrer Hinkenden Boten Illustrirter Dorfzeitung.)

Wenn der Hinkende Bote seinen Kalender geschrieben hat, und wenn die Setzer ihn gesetzt, die Drucker ihn gedruckt und die Buchbinder ihn gebunden haben, dann ist's ihm ein Seelengaudium, im Hofe der Druckerei auf der grünen Bank unter dem Lindenbaume zu sitzen, seine Pfeife zu rauchen und zuzuschauen, wie die Kalender in gewaltige Ballen gebunden, verladen und in alle Welt hinaus versendet werden. Keine Pfeife im ganzen Jahre hindurch schmeckt ihm so wie diese, — obschon zwar die andern schmecken ihm auch gut — und jedem Ballen gibt er gleichsam seinen Segen und einen Gruß mit in die Fremde, und er ist guten Humors und gemüthlich aufgelegt, wie Einer, der ein tüchtig Stück Arbeit hinter sich hat. So saß er denn auch behaglich sein Pfeifchen schmauchend und schaute zu, wie sie seinen 67er zusammenschnürten, kommt der Rathschreiber, sagt guten Tag und Excüse und setzt sich zu ihm. —

Sagt der Rathschreiber: „Höret einmal, Hinkender, ich bin froh für Euch und Eure Freunde, daß Euer 67er endlich einmal zum Loche hinauskommt; Ihr machet jetzt doch auch wieder ein menschliches Gesicht: in den letzten Wochen aber habet Ihr eines gemacht, wie ein frisch geschärftes Reibeisen." —

Da lachte der Hinkende: „Das könntet Ihr Anfangs wissen, daß ein Kalendermacher vier Wochen vor dem Fertigmachen ein wenig brummig ist. Wenn Ihr einer wäret, Rathscheiber, ich glaube, Ihr thätet gar kein Gesicht mehr machen. Seid Ihr doch, wenn Ihr nur Eure Gemeinderechnung stellen müsset, wie eine melancholische Kratzbürste, und da ist doch so ein Kalender ein ganz ander Ding, will ich meinen."

„Thut mir nicht so dick", entgegnete der Rathschreiber etwas spitzig, „was ist denn an so einem Kalender? Geschrieben ist doch das kleine Ding bald, das schüttelt Ihr nur so aus dem Aermel, und dann das Setzen, Drucken, Falzen und Heften, nun, das ist auch kein Hexenwerk, dazu habt Ihr Eure Leute und Eure Maschinen, und Ihr brauchet nur zuzuschauen, es lauft Alles fast von selber. 's ist eine wahre Bagatelle!"

„Eine Bagatelle, so meinet Ihr?" sagte der Hinkende. „Ich merke, Rathschreiber, daß Ihr von so einem Kalendergeschäfte gar keinen Begriff habet, und den will ich Euch jetzt beibringen, wenn's möglich ist. Von dem Kalenderschreiben will ich nicht reden, ob leicht oder schwer, das ist meine Sache; aber von der mechanischen Arbeit beim Kalendermachen will ich Euch ein Stücklein erzählen, daß Eure paar Haare dabei zu Berge stehen sollen und Ihr aussehet wie der Bismarck. Z. B. wisset Ihr, wie viele Kalender jedes Jahr gedruckt werden?"

„Nun, ich denke 250,000 Stück, wenn Ihr nicht aufschneidet; es ist ja fett genug zu lesen auf dem Titelblatte."

„Dieses Jahr drucke ich, Dank meinen Freunden, den Schwarzröcken, 300,000. Und wenn man diese 300,000 Kalender auf einander setzen würde, einen auf den andern, was meinet Ihr, wie groß müßte die Leiter sein, um den letzten Kalender oben drauf zu legen?"

„Nun," sagte der Rathschreiber und warf einen prüfenden Blick an dem Hause hinauf, „ich schätz' so hoch wie unsere große Feuerleiter, sie wird hinaufreichen bis an Euer Dach."

„Nichts nutz, viel höher."

„Nun meinetwegen so hoch wie unser Rathhaus?"

„Als noch höher."

„Wie unser Kirchthurm? Aber jetzt gebe ich keinen Zoll mehr zu!"

„Ja wohl wie unser Kirchthurm," sagte der Hinkende lachend, „aber unser Kirchthurm müßte 9 Mal so hoch sein wie der Freiburger Münster!"

„Treibet keinen Utz mit mir, Hinkender," sagte der Rathschreiber und erhob sich fast zornig von der Bank, „ich bin heute nicht aufgelegt zu solchen Narretheien."

„Neun Mal so hoch wie der Freiburger Münster", fuhr der Hinkende Bote mit unerschütterlicher Ruhe fort, „fast so hoch wie der Blocksberg, auf dem am 1. Mai die Hexen mit dem Junker Satan Polka tanzen."

„Im vollen Ernst?"

„Im vollen Ernst, und ich kann es Euch gleich beweisen, wie Alles, was ich behaupte. Hier ist ein Packet von 100 Kalendern; messet einmal mit Eurem Maßstabe, wie hoch diese sind."

„Zwölf Zoll," sagte der Rathschreiber, nachdem er gemessen hatte.

„Richtig, zwölf Zoll. Und wenn 100 Kalender 12 Zoll hoch sind, wie hoch sind 300,000? Nun, Herr Rechenmeister?"

„3000 Mal 12 Zoll sind 36000 Zoll," erwiderte der Rathschreiber etwas kleinlaut.

„36000 Zoll sind aber 3600 Fuß," sagte der Hinkende triumphirend, „und mit dem 9fachen Münster und mit dem Blocksberge wird es also seine Richtigkeit haben, schätz' ich."

„Heiden Gallen!" rief der Rathschreiber und schnalzte mit den Fingern, „Respect davor! Und was muß man da oben herunter für eine schöne Aussicht haben."

„Ja, aber ein wenig wackelig," lachte der Hinkende. „Wenn Ihr aber noch eine schönere Aussicht haben wollet — nur ein bischen kälter — so stoppelt einmal sämmtliche Kalender auf einander, die der Hinkende seit 67 Jahren gedruckt hat, es sind gerade 2,541,000 Stück, ein Dutzend auf oder ab. Das macht eine Höhe von 30492 Fuß, also bedeutend höher als der höchste Berg der Erde, die Everestspitze im Himelaja-Gebirge, der bekanntlich 27,212 Fuß hoch ist, wie Ihr noch von der Schule her wissen könntet, wenn Ihr nicht die Geographie so oft geschwänzt hättet. Und wenn man von dieser Kalender-Pyramide die obersten 20 Jahrgänge lesen wollte, so müßte man erst den Schnee wegputzen, denn diese stecken im ewigen Schnee bis über die Ohren."

(Schluß folgt)

Lebensphilosophie.

Mit Ruh' ertragen, froh genießen,
Was aus dem Strom der Tage quoll,
Und heiter sich den Tag versüßen,
Der da ist, nicht der kommen soll;
Kurz, sie, die Alles faßt, die Lehre:
„Was kommt, ist recht, was ist, ist gut!"
Das ist die Stütz', auf der die Schwere
Des Gleichgewichts der Seele ruht.

Auf der langen Reise durch's Leben sei Vorsicht dein Anker, dein Führer Pflicht. Lang ist der Weg, falsch ist die Welle, fern ist das Ziel.

Wer nach dem Urtheile der Welt seine Handlungen richten will, füllt Wasser in ein Sieb.

Verschiedenes.

(Moderne Dankbarkeit.) In Lille hat ein Fabrikant ein eigenes Mittel gegen die Cholera vielfach und mit Erfolg in Anwendung gebracht. Er wickelte nämlich die Patienten ganz in rohe Wolle ein und setzte sie sehr heißen Dämpfen aus. Eine seiner Arbeiterinnen, die sich schon in einem beinahe rettungslosen Zustande befand, wurde durch diese Behandlung gerettet, aber durch den Dampf an der Schulter verbrannt, so daß eine zweitägige Arbeitsunfähigkeit daraus entstand. Die dankbare Patientin hatte nichts Eiligeres zu thun, als eine Entschädigungsklage gegen den improvisirten Choleradoctor einzuleiten. Der Friedensrichter, dem der Fall eigenthümlich vorkam, erließ endlich, unter dem hellen Gelächter des Publikums, die salomonische Erklärung, daß er bereit sei, den Fabrikanten zu verurtheilen, nur müsse er vorher der Klägerin ihre Cholera wieder zurückerstatten.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 131. Freitag, den 2. November 1866.

Geh' hin zum Friedhof.

Geh' hin zum Friedhof, wenn der Kummer
Dein armes Herz zusammenpreßt.
Geh' hin zum Friedhof, wenn zum Schlummer
Der Gram dir keine Ruhe läßt.

Tritt leise an das Grab der Deinen,
Ganz still — es ist ein heil'ger Ort,
Laß alles Klagen, alles Weinen,
Scheuch' aus dem Aug' die Thräne fort.

Dein Blick verweile auf den Hügeln,
Dem Grün am Grabe, sieh' darauf;
Es steigt mit unsichtbaren Flügeln
Ein Duft, ein Hauch, ein Frieden auf.

Du weißt ja, was in leichtem Rauschen
Aus Lind' und Weide zu dir spricht;
Du weißt ja, was bei stillem Lauschen
Leis hinstreicht über dein Gesicht.

Nickt dir nicht aus der Blumen Fülle
Ein mildes Auge freundlich zu?
Hörst du nicht, wie in dieser Hülle
Ein Mund dir flüstert: Habe Ruh!?

Drum laß das Weinen, laß das Klagen,
Laß keine Thrän' im Auge seh'n —
Es wird ein Gruß zu dir getragen,
Du mußt den Gruß nur recht versteh'n!

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Mr. Allehne hatte noch allerlei Notizen zu seinen gegebenen Erklärungen nachzutragen, als plötzlich der Obrist, wie aus tiefen Gedanken auffahrend, ihn fragte, ob er ihn nach dem „Royal George" begleiten wollte, um zu sehen, wie es dem Patienten ginge.

Der Reverend war ein gutmüthiger Mann, aber die Frage seines Schwagers kam ihm dennoch sehr ungelegen. Er wünschte um jeden Preis aller weitern Besuche auf Nr. 39 überhoben zu sein, um nur nicht die wilden, schreckensvollen Reden des unheimlichen Fremden auf's Neue zu hören.

„Da kommt Smithson!" rief er freudig, wie ein Erlöster. Und in der That bog der Arzt um die nächste Ecke.

Dr. Smithson machte beruhigende Mittheilungen. Es ging besser mit dem Kranken. Die Mittel, welche auf den Rath des Obristen angewandt waren, hatten vortrefflich gewirkt. Er hatte, wie Mrs. Ovens, die Wärterin, versicherte, nicht mehr so wüste Reden geführt, sondern sich still und furchtsam gezeigt. Doch war er sehr geschwächt und muthlos, und die Verweigerung eines „Fingerhuts voll Branntwein," um den er gebeten, hatte ihm kindische Thränen entlockt. Da er, wie der Arzt versicherte, augenblicklich schlief, so verschob der Obrist seinen Besuch im Hotel auf eine spätere Stunde, indem er nicht zweifelte, Capitän Royston dann in leidlichem Zustande anzutreffen.

Als an demselben Abend Obrist Ford sich auf sein Zimmer begeben hatte, klopfte es bald darauf leise an die Thür. Es war Amy, die sich nicht zur Ruhe begeben mochte, ohne einen freundlichen Blick von ihrem Vater erhascht zu haben. Mit Thränen in den Augen fragte sie ihn, warum er ihr aus dem Wege ginge und wodurch sie sein Mißfallen erregt hätte. Er neigte sich lächelnd über sie und küßte sie.

„Ich war ein Egoist, liebes Kind," sagte er, „und wollte mich einer Pflicht entziehen; daher ging ich Allem aus dem Wege, was mich

daran erinnern konnte. Doch jetzt bin ich entschlossen, meine Schuldigkeit zu thun, um den Erfolg dann einer höhern Fügung anheimzustellen. Verlaß dich darauf, daß ich keine Mühe scheuen werde, um das Geheimniß, welches auf dem Schicksal deiner jungen Freundin ruht, aufzuklären, wenngleich mir die ganze Sache mehr als eine Schauergeschichte aus alten Zeiten, denn als ein Ereigniß unserer prosaischen Gegenwart erscheinen will."

Noch eine Weile wurde die Unterhaltung fortgesetzt. Amy erfuhr, daß durch eine wunderbare Verkettung ihr Vater zu dem Kranken geführt worden war und aus dessen zusammenhangslosen Reden Andeutungen über gewisse Vorgänge vor Lady Flavia's Ankunft auf Harbledown entnommen hätte. Er berührte nur obenhin den furchtbaren Charakter der von dem Patienten erhobenen Selbstanklagen, bemerkte aber, daß selbst die verborgensten Herzensfalten in jenem Zustande blosgelegt würden, in welchem er Capitän Royston gefunden. „Allerdings," fügte er hinzu, „können die Worte eines Rasenden nicht als Beweis gelten, auch scheint mir der Kranke ein besserer Mensch zu sein, als seine Reden vermuthen lassen, aber ohne Zweifel ist er im Stande, über die Identität von Lady Flavia Clare und deiner jungen Freundin Auskunft zu geben. Sobald der Arzt es erlaubt, werde ich ihn in Gegenwart einer Amtsperson zu Mittheilungen über diese Angelegenheit veranlassen."

Amy küßte ihren Vater und ging leichten Herzens zur Ruhe. Auch der Obrist fand nach manchem unruhigen Hin- und Hersinnen den Schlaf. Beide ahnten nicht, daß der Gegenstand ihres Gesprächs in derselben Nacht einen fremden Mann in jäher Eile auf den Flügeln des Dampfes an die Küste Frankreichs, über den schäumenden Kanal nach London trieb. Mit dem frühesten Schnellzuge, ehe noch die Sonne auf die schlafende Riesenstadt niederblickte, eilte der Reisende weiter, und noch war die Frühstücksstunde im Mr. Alleyne's Hause nicht verstrichen, als er schon einen bedeutenden Theil der Wegstrecke zwischen London und Slochester zurückgelegt hatte.

Vorbereitungen.

„Was für Amtsautoritäten gibt es in Slochester?" fragte Obrist Ford, indem er scheinbar gleichgiltig mit dem Theelöffel auf den Rand der Tasse schlug.

Der Reverend war jedoch zu sehr mit dem Inhalt eines gekochten Eies beschäftigt, als daß er zu sofortiger Antwort im Stande war, weßhalb seine allzeit redefertige Ehehälfte für ihn das Wort nahm: „Amtsautoritäten!? Bester Obrist, was können Sie von unserm Amtspersonal wollen?" Dabei blickte sie mit neugierig forschenden Blicken den Fragenden an.

Unterdessen hatte Mr. Alleyne sich mit dem Ei abgefunden und wandte sich jetzt zu seinem Schwager mit dem Bescheide: „Wir haben hier eine Obrigkeit, wie es civilisirten Leuten zukommt, aber keine Gerichtsbarkeit. Indessen zählt unsere Stadt manchen Solon, z. B. den Lord-Mayor, der freilich nicht viel verstehen soll, auch vier Aldermen, von denen zwei bedenklich an Alterschwäche leiden. Aber halt!" fügte er nach einigem Nachdenken hinzu. „Da ist noch Dr. Hambrook, ein Mitglied unserer Ortsobrigkeit. Der Mann besitzt eine erstaunliche Gelehrsamkeit. Er war einer von Georg's IV. Leibärzten und hat seiner Zeit jede Standeserhöhung abgewiesen. Er ist aus Slochester gebürtig und hat sich mit einer blinden Tochter hieher zurückgezogen, die einmal sehr viel von ihm erben wird."

Der Obrist lenkte nach dieser Auskunft das Gespräch auf seine Erlebnisse in Indien und versuchte mit Erfolg, Mr. und Mrs. Alleyne während der übrigen Dauer des Frühstücks von Bengalen, Bombay und Pondichery zu unterhalten.

„Wohin gehen wir?" fragte Amy, sobald die Gartenthür sich hinter ihnen geschlossen hatte.

„Zu Dr. Hambrook," antwortete der Obrist. „Ich denke, er ist der rechte Mann für uns, denn wer am Hofe gelebt hat, versteht zu schweigen. Und wir bedürfen eines verschwiegenen Mannes, da die Ehre einer edeln Familie auf dem Spiele steht. Versprich auch du mir, deine Vermuthungen ohne meine Zustimmung gegen Niemand auszusprechen!"

„Auch nicht gegen Vetter Charles?" fragte Amy halb schüchtern, halb vorwurfsvoll. Aber ihr Vater war der Ansicht, daß gerade Charles nicht zum Vertrauten taugte, und daß man eben so gut Mrs. Alleyne ein Geheimniß anvertrauen durfte.

„Ein wackerer Mensch", sagte er, „aber allzu offenherzig. Ich fragte ihn neulich, was er als Anwalt dereinst thun würde, wenn er plötzlich entdeckte, daß sein Client ein Schurke wäre? und er erwiderte mir ohne Bedenken, daß er sofort erklären würde, sich geirrt zu haben. Er würde auch ohne Weiteres unsere Angelegenheit auf Harbledown besprechen und rückhaltlos seinen Argwohn kundthun. Aber hier ist des Doctors Haus!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Langes und Breites über den Kalender.

(Schluß.)

„Hinkender," sagte der Rathschreiber ziemlich demüthig, „ich schäme mich, daß ich solch ein Esel war mit der dummen Feuerleiter da."

„Thut nichts," begütigte der Hinkende, „und sich schämen, daß man ein Esel ist, ist keine Schande, und man braucht sich deßwegen nicht zu schämen. — Weil wir aber nun einmal am Rechnen sind, so sagt mir, Rathschreiber, wenn alle diese Kalender Maculatur wären, — Gott sei meiner armen Seele gnädig! — ich hätte sie müssen dem Tapezier verkaufen für Unterpapier, wie viele Quadratfuß könnte der damit tapezieren? Nun, nehmt nur das Maul recht voll!"

„Meinethalben hunderttausend, weil ich denn doch das Maul vollnehmen soll," rief der Rathschreiber, fast erschrocken über diese große Zahl.

„Mehr als 37½ Millionen Quadratfuß könnte er damit tapezieren. Ihr könnt es selber nachrechnen, denn ein Kalenderblatt hat 41¼ □ Zoll und der Kalender besteht aus 36 Blättern. Das müßte schon ein hübscher Tanzsaal sein, und wer den auch nur ein Mal herum tanzt, muß gute Beine haben. — Und wenn man die Zeilen aus dem Kalender so herab haspeln könnte, wie die Seide von einem Cocon, wie lange würde der Faden werden, wenn jede Zeile 2½ Zoll Länge, eine Seite 140 Zeilen und der Kalender 72 Seiten hat? Nun, Rathschreiber, noch ein Mal solltet Ihr rathen."

„Lasset mich in Ruhe," brummte dieser in komischem Zorne, „der Teufel mag mit Euch rechnen, ich nicht."

„Aus einem Kalender," fuhr der Hinkende fort, „könnte man einen Faden herausspinnen von 2520 Fuß und aus sämmtlichen Kalendern einen Faden von 6,403,320,000 Fuß oder von 360,202 geogr. Meilen Länge. Wäre dieser Faden nicht ein schwacher Papierstreifen, sondern so stark wie das Kabel, das sie jetzt um einen Theil der Erde gelegt haben, so könnte man ihn beinahe 67 Mal um die Erde herumwickeln, wie man Strickwolle auf einen Knäul wickelt. Der Faden wäre 210 Mal so lang als der Erddurchmesser, und wenn man den Faden an dem Sterne des Freiburger Münsters festbinden und mit ihm in den Mond hinauffliegen und ihn dort um ein Ringgebirge herumwickeln würde, so könnte man die Erde und den Mond mit einem sechsfachen Faden zusammenkuppeln und bliebe erst noch eine Trumm übrig von 4500 Meilen, aus dem man noch eine ganz anständige Portion Strümpfe stricken könnte. He, Rathschreiber, was saget Ihr dazu, habt Ihr jetzt bald Respekt vor dem Kalender?"

„Ich sage gar nichts mehr," erwiederte der Rathschreiber, „wenn Ihr mir mit solchen Zahlen zu Leibe geht, da hört meine Naturgeschichte auf."

„Aber die lustigste Rechnung kommt nach," fuhr der Hinkende mit einem triumphirenden Lächeln fort. „Ein Kalender hat 72 Seiten, eine Seite 7000 Buchstaben, macht 504,000 Buchstaben, oder rund 500,000, macht für den 67er Jahrgang 150,000 Millionen Buchstaben. Nun denket Euch einmal, wenn der Gutenberg nicht so gescheidt gewesen wäre und hätte die Buchdruckerkunst erfunden, und der Hinkende müßte alle seine Kalender mit der Feder schreiben! Wenn er auch alle Tage 20,000 Buchstaben machte und jährlich 300 Tage an seinem Schreibtisch säße — er müßte doch auch Sonn- und Feiertage halten und hie und da ein Schöpplein trinken — so müßte er 25,000 Jahre an einem einzigen Jahrgange schreiben, und der geneigte Leser müßte noch etwas länger auf den Kalender warten, als jetzt. Wenn aber der Kalender — wie es der Brauch ist — in einem Jahre erscheinen müßte und wenn der Hinkende besser mit den Jesuiten stände und diese würden ihm erlauben, seinen Kalender in ihren Klöstern schreiben zu lassen, so wären dazu 600 Klöster nöthig, und in jedem Kloster müßten außer dem Abte, dem Bruder

Pförtner und dem Kellermeister, denen man so etwas nicht zumuthen könnte — 42 Mönche Tag für Tag sich die Finger krumm schreiben und hätten nicht viele Zeit übrig zum Beten und zum Faullenzen, und man hätte ein ganzes Jahr Ruhe vor ihnen. Und das ist nur ein einziger Jahrgang. Und nun denket Euch einmal alle 67 Jahrgänge! Das gäbe eine Schreibseligkeit. —

Daraus aber könnet Ihr ersehen, wie gut es ist, daß der Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden hat, und daß der Hinkende Maschinen hat, von denen eine einzige in einer einzigen Minute mehr Buchstaben zuwege bringt, als ein fleißiger Mönch — wenn's überhaupt fleißige Mönche gibt — in 9 Monaten. — So, das war wegen der „Bagatelle", wie Ihr meinen Kalender zu nennen beliebtet, und wenn Ihr wieder einmal Etwas gerechnet haben wollet, so stehe ich zu Diensten."

Damit klopfte der Hinkende seine Pfeife aus, griff grüßend an seinen Hut und stelzte zum Hofe hinaus.

Der Rathschreiber blieb noch eine Zeitlang sitzen und starrte mit einem ziemlich dummen Gesichte auf die Kalenderballen hin; dann aber ging er in den Adler, um seinen Aerger mit einem Schoppen Achter hinunterzuschwenken. Ueber den Kalender aber hat er nie mehr gespottet. —

Lebensphilosophie.

Wahren Frieden, Seelenruhe
Suche nicht im Außenleben;
Frag' dich, ob im eignen Herzen
Du den Frieden Gottes findest?
Doch, wenn selbst du in der Seele
Nimmer Trost und Ruhe findest,
Mach' es wie der arme Schiffer,
Wenn auf offnem, weitem Meere,
Heulend aus dem schwarzen Schlunde,
Rauhe Hände wilder Stürme
Nach ihm greifen und sein Schifflein
Donnernd nach den Wolken schleudern,
In den Grund des Meeres reißen,
Um es schrecklich zu begraben;
Mach' es wie der arme Schiffer!
Sieh, er liegt auf seinen Knieen,
Seine Seele Gott befehlend,
Und der Vater hört ihn beten,
Hört ihn aus den Donnerwolken,
Hört ihn aus dem Grund des Meeres,
Siehet ihn durch Sturm und Nacht.
Mach' es so in schweren Leiden,
Bete so in Herzensstürmen;
Schließ' dich ein in deine Kammer
Und vertrau' auf Gott allein!
Er, dem Sturm und Meer gehorchen,
Der das Schifflein aus dem Grabe,
Aus des Meeres offnem Rachen
Mit allmächt'ger Liebe führt:
Er wird helfen, wird dich retten;
Er ist größer als die Stürme,
Er ist größer als dein Schmerz.
Stilles Warten, ernstes Beten
Dringet durch des Himmels Räume
Und bewegt das Vaterherz.

Verschiedenes.

(Der angenehme Zimmergenosse.) Ein junger Mann kommt in ein Gasthaus, wo ein großer Fremden-Andrang zu gewärtigen ist, und bestellt sich ein Zimmer, das er auch sogleich bezieht. Wie er schon im Bette ist, kommt der Wirth und bittet ihn, doch noch einen eben angekommenen Gast auf seinem Sopha zu beherbergen, es sei schon spät und absolut sonst kein Platz mehr. Die Bitte wird gewährt und es entspinnt sich, während der neue Gast sich entkleidet, folgendes Gespräch: „Sie sind aber ein merkwürdig dicker Mensch!" Der neu Angekommene: „Das ist noch Nichts; ehe ich ins Zuchthaus kam, war ich noch viel dicker."

„Wie fange ich es an," sagte ein Schauspieler zu einem andern, „daß ich bei meinem Benefice ein recht volles Haus habe?" „Ich würde meine Gläubiger einladen," war die Antwort.

Räthsel.

Da noch das Ganze stand in ird'scher Lebenszeit,
Ergötzt ihn innig oft der ersten Munterkeit.
Drum hat er wiederum die ersten gern erfreut
Und ihnen noch im Tod die zweiten hingestreut.
An seinen Namen mahnt die schöne That noch heut.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 132. Sonntag, den 4. November 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Kleine Umstände werfen oft den geschicktesten Plan über den Haufen. Dr. Hambrook war nicht zu Hause. Er war nach London gereist, in der Absicht, am Nachmittag um 3 Uhr wieder in Slochester einzutreffen. Halb verdrießlich traten Beide den Rückweg an. Es gab kein anderes Mittel, als sich um 3 Uhr wieder einzustellen, insofern nicht Mrs. Alleyne in allzu eifriger Gastfreundschaft für den Nachmittag irgend eine Partie arrangirt hatte, der sie sich nicht wohl entziehen konnten.

Amy fing an, den Muth zu verlieren, da die Erfüllung ihres Wunsches, Etwas über das Schicksal ihrer Freundin zu erfahren, deren Identität mit dem feenhaften Mädchen auf Harbledown sie standhaft bestritt, wieder hinausgeschoben wurde.

„Es ist ja noch Nichts verloren," sagte der Obrist beschwichtigend, der die Besorgniß seiner Tochter auf ihrem Gesichte las. „Wir können morgen ebenso erfolgreich —"

„Gewiß nicht," unterbrach ihn Amy mit ungewöhnlicher Erregung. „Mir ist, als nehmen meine Hoffnungen mit jeder schwindenden Stunde ab. Du magst lächeln, Papa, aber ich glaube fest, daß, wenn wir uns nicht beeilen, irgend ein unvermutheter Zwischenfall Alles vereitelt."

Der Obrist lachte, versprach jedoch, Amy's Wunsch zu erfüllen, wenn nicht anderweitige Dispositionen des Alleyne'schen Ehepaares zwängen, dieses ins Geheimniß zu ziehen. Glücklicher Weise fügte sich Alles vortrefflich. Der Reverend mußte in dringenden Amtsgeschäften das Haus verlassen, und seine Ehehälfte hatte den Nachmittag zu einer großen Küchen-, Keller- und Speisekammer-Inspection bestimmt. Obrist Ford und seine Tochter waren daher durch keinerlei Rücksichten verhindert, über ihre Zeit zu verfügen. Um halb vier standen sie wieder vor Dr. Hambrook's Hause. Es wurde geöffnet, er war zurückgekehrt.

Dr. Hambrook war, wie die meisten Aerzte aus der alten Schule, von feinen einnehmenden Manieren. Er folgte mit höflicher Aufmerksamkeit der Mittheilung des Obrist, richtete in sehr artiger Weise einige Fragen an Amy und war zu tactvoll, sich irgend wie ungläubig zu zeigen.

„Ich will mit Freuden meine Pflicht als Magistratsperson in dieser Angelegenheit erfüllen," sagte er, „und bin sofort zu Ihren Diensten. Es versteht sich von selbst, daß ich die Sache als eine durchaus confidentielle betrachte. Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen zu bemerken, daß, wenn hier wirklich strafbare Handlungen vorliegen, diese aber in Frankreich verübt worden sind, nach englischen Gesetzen nur auf Verlangen französischer Behörden eine gerichtliche Untersuchung verfügt werden kann."

Man begab sich auf den Weg nach dem „Royal George." Vor demselben angekommen, fiel es dem Obrist ein, daß während der Unterredung mit dem Kranken der Gasthof kein passender Aufenthalt für Amy sein würde, er ersuchte daher vorläufig Dr. Hambrook, seiner Tochter einige Augenblicke Gesellschaft zu leisten, während er sich erkundigte, ob Capitän Royston im Stande wäre, Besuch anzunehmen.

Kaum war er ins Haus getreten, als er laute heftige Reden vernahm. Die Wirthin

erging sich in sehr ungestümen Auslassungen gegen das Hausgesinde. Er fragte nach dem Herrn auf Nr. 39, wurde aber sofort mit einer Fluth leidenschaftlicher Redensarten überhäuft. Fragend sah sich der Obrist um, hörte aber Nichts als das unterdrückte Flüstern der Dienstboten, die sich einander bedeutungsvoll ansahen.

„Er ist nicht mehr da," antwortete endlich der Kellner, der bei allen Zornausbrüchen seiner Gebieterin kaltblütig geblieben war.

„Doch nicht todt?" fragte der Obrist erschrocken.

„Nein," versetzte der Kellner, „er ist mit einem Extrazuge abgereist, darüber ist unsere Mrs. Knight so erbost. Aber der alte Herr ließ sich nicht drein reden, und sein Sohn mußte mit."

Allmälig gelang es dem Obrist, aus diesen und den weiteren Mittheilungen des Kellners zu entnehmen, daß vor einer Stunde ein ältlicher Herr, welcher sich für den Vater des Kranken ausgab, angekommen wäre und, taub gegen alle Gegenvorstellungen, seinen Sohn in Shawls und Mäntel gehüllt und spornstreichs mit diesem abgereist wäre, und daß schließlich Mrs. Knight, die Wirthin, sich gar nicht über das Vorgefallene beruhigen könne.

Der Obrist überließ die Wirthin ihrer Aufregung und verließ das Hotel.

„Es ist keine Aussage niederzuschreiben, Dr. Hambrook," sagte er. „Amy, der Zufall hat uns ein Schnippchen geschlagen. Aber besorge darum Nichts! Mr. Royston ist hier gewesen und hat seinen Sohn nach Frankreich geschleppt. Jetzt müssen wir ebenfalls nach Frankreich."

„Wer muß ebenfalls nach Frankreich?" fragte eine herzige, frische Stimme. Es war Charles Ford, begleitet von einem Manne, welcher seinen Mantelsack trug und sich unerwartet vorstellte. „Was habt ihr vor? Ich komme, um euch zu überraschen, einen ganzen Tag früher, und ihr steht da, verdutzt, wie ein Paar Verschworene, denen ein ungelegener Lauscher auf den Hals kommt! Aber Amy —"

Dem guten Mädchen rannen unter dem doppelten Eindruck getäuschter Hoffnung und plötzlicher Ueberraschung die hellen Thränen über die Backen. Dr. Hambrook, welcher sah, daß man seiner hier nicht mehr bedurfte, empfahl sich mit seiner gewöhnlichen Artigkeit, und der Obrist kehrte mit Amy und Charles nach dem Pfarrhause zurück, indem er unterwegs über gleichgiltige Dinge plauderte und den Worten, die sein Neffe erlauscht hatte, jede Bedeutung absprach. Aber Charles wurde nachdenkend und einsilbig, und als er in Amy's umflorte Augen blickte, fühlte er zum ersten Male den Dämon der Eifersucht in seiner Brust sich regen. Er achtete seinen Oheim von Herzen und liebte Amy recht innig, aber er hatte bei dieser ein stillschweigendes Einverständniß vorausgesetzt und sich nie erklärt — war also im Grunde gar nicht berechtigt, ihr Vorwürfe zu machen. War es daher möglich? Sollte sie, das schlichte Mädchen, die nur Schule und Kloster gesehen und von der Gesellschaft noch Nichts wußte, einen Andern lieben, und ihr Vater seine Zustimmung geben? Und mußten sie gar, weil dieser Andere nach Frankreich vorausgegangen war, ihm ohne Weiteres folgen?

Unter solchen Gedanken betrat Charles Ford in Gesellschaft seines Oheims und seiner Cousine Mr. Alleyne's gastliches Haus. Der Obrist war augenscheinlich verstimmt, Amy muthlos und verstört und der junge Anwalt düster, wie eine Donnerwolke, so daß Mrs. Alleyne Gott dankte, als der langweilige Abend vorüber und die einsilbige Gesellschaft zur Ruhe gegangen war.

Erkauftes Schweigen.

Der Winter nahte mit Riesenschritten. Kalte Regenschauer, von Schnee untermischt, vom Winde über Flur und Wald hingepeitscht, verkündeten den ungebetenen Gast, der wie ein Kerkermeister alles Lebende in Bande schlägt.

Es hatte die ganze Nacht hindurch ein furchtbares Unwetter getobt. Der Sturm hatte über die Dächer von Mortlakes Wohnung geheult, war über das schwarze Moor hingebraust, hatte junge Bäume entwurzelt und die Zweige alter Eichen geknickt. Am Morgen hatte sich das Unwetter freilich gelegt, aber als die Familie des Grafen von Mortlake sich um den Frühstückstisch versammelte, begannen draußen Schneeflocken herabzuwirbeln, und bald waren der Park und die

Wiese und weiterhin das röthliche Haidekraut in eintöniges Weiß gehüllt.

„Der Sturm hat in der vorigen Nacht beträchtlichen Schaden angerichtet," sagte der Graf, indem er einen der Briefe erbrach, die vor ihm auf dem Tische lagen. „Johnson, der Verwalter, hat mir schon mit langem Gesichte von einer schrecklichen Verwüstung unter den Kiefern erzählt — er ist ein wenig abergläubisch und fürchtet, weil — doch es ist nicht der Mühe werth, solchen Unsinn zu wiederholen." Bei diesen Worten nahm Lord Mortlake seine Theetasse und fuhr in seiner Brieflectüre fort. Aber die Neugier der Frauen war einmal erregt, und die Gräfin und Lady Julia fragten beide, weßhalb denn Johnson so schlimme Befürchtungen hegte.

„Laßt uns doch nicht von solchen Kindereien sprechen," erwiderte Lord Mortlake. „Es scheint, daß hier in der Gegend der Aberglaube herrscht, der Sturz eines Baumes bedeute einen schleunigen Todesfall in der Familie seines Besitzers. Das ist Alles. Ich sagte zu Johnson: ein großer, breitschultriger Mann, wie er, sollte sich solcher Albernheiten schämen."

„Der Sturm wird wohl irgend einen stattlichen Baum gefällt haben," bemerkte Lord Hythe, „hoffentlich jedoch werden die alten Eichen in der großen Allee verschont geblieben sein, es wäre Schade, wenn dort eine Lücke entstände."

„Eine Eiche ist es nicht," versetzte Lord Mortlake, halb verdrießlich von dem Briefe aufblickend; „es ist nur eine nutzlose, alte Sykomore, gewissermaßen ein historischer Baum, denn Johnson erzählt, daß er von einem von den Kreuzzügen heimkehrenden Mitgliede des Hauses Clare, der den Steckling aus dem heiligen Lande mitbrachte, gepflanzt sei. Ich glaube jedoch nicht daran — es war dieselbe im Absterben begriffene Sykomore, die ganz vereinzelt neben der Fasanerie stand — doch was ist das?"

— — Es war Nichts; Lady Flavia, die aufmerksam horchte, hatte ihren Theelöffel fallen lassen, und Lord Mortlake war bei dem Geräusch aufgefahren.

„Sobald der Schnee nachläßt," fügte der Graf nach einer Weile trocken hinzu, „werde ich Befehl geben, den gefallenen Stamm zu zerhauen und fortzuschaffen."

(Fortsetzung folgt.)

Leichtgeschürzte Ehebande

Man hat sich in der letzten Zeit sehr viel mit dem nordamerikanischen Ehescheidungsgesetz beschäftigt, vorzugsweise aber mit der Leichtigkeit, mit welcher Ehescheidungen im Staate Indiana vor sich gehen. Indiana ist in der That das gesegnete Land der Gatten, die einander müde geworden sind. Sechs Monate Aufenthalt in diesem glücklichen Staate genügen, um geschieden zu werden, wenn auch die betreffende Person einen andern Theil der Republik bewohnt. In Beziehung hierauf erzählt die Chronik von Washington eine Anekdote, deren Held der Senator B . . ., eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des Congresses, ist. Zur Zeit der Wirren in Kansas begab sich B . . . auf dieses Territorium und ließ seine Frau allein in der Hauptstadt von Indiana zurück. Auf seinen Wanderungen beschäftigte sich B . . . sehr viel mit Politik. Es handelte sich darum, für Kansas die Aufnahme als Staat in die Union zu erlangen. Frau B . . . schrieb ihrem Gatten, er möge rasch zurückkehren. — „Ich langweile mich ohne Sie," schrieb sie ihm. — „Geduld, theure Freundin," antwortete der ehrgeizige Politiker: „Ich arbeite an unserm gemeinsamen Glücke." — So war ein Jahr vergangen. Endlich, eines schönen Abends, klopft B . . . an die Thüre seines Hauses in Indiana: „Ich bin es, schöne Angebetete!" — „Wer sind Sie?" — „Ihr Gatte." — „Ich habe keinen Gatten mehr." — „Wie?" — „Da ich sah, daß Sie nicht zurückkehren wollten, verlangte ich eine Scheidungsbill und erhielt sie auch." — „Aber . . ." — „Ziehen Sie zurück, mein Herr; es schickt sich nicht, daß ein Fremder sich um diese Stunde bei einer anständigen Dame zeige." — „Undankbare!" — „Keine Vorwürfe!" — „Mir dies, der ich Ihnen den Titel eines Senators von Kansas zu Füßen legen wollte." — „Senator oder nicht, gehen Sie weg! ich will nicht compromittirt werden." — Wüthend entfernte sich Herr B . . ., begab sich nach Washington, wo er mit Glanz seinen Sitz im

Congreß, während der Session behauptete, die der Ermordung Lincoln's folgte. Vor Kurzem befand sich der berühmte Senator bei dem Minister Seward. „Ich begreife nicht," sagte der Letzte zu ihm, „daß ein Mann in Ihrer Stellung nicht daran denkt, sich zu verheirathen." — „Ich kenne in Washington kein Weib, das mir zusagen würde." — „Aber in Indiana, in Ihrem Geburtslande?" — „In der That, Sie haben Recht, ich werde morgen abreisen." — B . . . reiste ab, und nach sechs Wochen kehrte er, eine Frau am Arme, nach der Bundeshauptstadt zurück. —

„Ah!" sagte Seward, der ihn traf, zu ihm, „Sie haben sich doch entschlossen, zu heirathen?" — „Verzeihung! Wieder verheirathen!" — „Waren Sie Wittwer?" — „Nein." — „Dann begreife ich nicht . . ." — „Ich habe mich . . . mit meiner Frau wieder verheirathet, die eine Scheidungsbill gegen mich erhielt, und welcher ich wieder den Hof machen mußte, wie wenn früher Nichts zwischen uns vorgegangen wäre." — „Zwei Mal verheirathet . . . mit derselben Frau!" sagte Seward unter Lachen; „Sie sind unverbesserlich, mein lieber Senator!"

Gemeinnütziges.

(Putzpulver zum Reinigen von Silberwaaren.) Man mische zusammen 4 Theile auf das Feinste gepulverten Pfeifenthon und ein Theil gereinigten, sehr feinen Weinstein. Braun angelaufene Gegenstände werden erst mit Essig und einem leinenen Lappen gesäubert.

Denksprüche.

Die Tugend dient sich selbst zum Lohne;
Sie ist's allein, die uns erhöht,
Und Der hat mehr als eine Krone,
Der sie verdienet und verschmäht.

Nicht der Stand entscheidet über Gaben,
Aber über Sittlichkeit der Umgang;
Sieh den süßen Strom sich mit dem Meere
Mischen, und er ist fortan untrinkbar.

Verschiedenes.

Um die Stimmung der Amerikaner gegen den jetzigen Präsidenten zu characterisiren, entnehmen wir einer vielgelesenen Zeitung, der westlichen Post von St. Louis, ein zum Empfang des Präsidenten Johnson gedichtetes Sonnet:

Ein Triumphator ziehst du durch das Land —
Die Schienen „tragen Cäsar und sein Glück." —
Du träumst ein Scepter schon in deiner Hand,
Am Schmeichlertroß labt sich dein trunk'ner Blick.

Gedenk' der Flammenschrift, die an die Wand
Des Königssaals geschrieben das Geschick:
„Getheilt, gewogen und zu leicht!" so fand
Auch, Johnson, dich das Volk der Republik.

Und ob die Häuptlinge zu Land und Meer
Als dein Gefolge zieh'n dieselbe Bahn,
Und ob Hosiannah ruft ein ganzes Heer

Serviler, ämtergier'ger Partisan':
Du steigst zum Thron die Stufen nimmermehr,
Du steigst zum Richtplatz, Johnson, sie hinan!

In einer Schule war es üblich, daß das Bild jedes Directors in dem Versammlungssaale aufgehängt wurde. Ein neugewählter Director hielt seine Antrittsrede und sagte darin mit einem ziemlichen Grade von Anmaßung: „Ich stamme von armen Eltern ab, aber durch Fleiß und die mir erworbenen Kenntnisse habe ich es dahin gebracht, daß ich hoffe, hier aufgehängt zu werden. — Euch, meine Schüler, ermahne ich, auch nach solchem Ziele zu streben."

Ich Paris bedient man sich jetzt eines architektonischen Ausdrucks, um anzudeuten, daß eine Dame ihr Gesicht geschminkt oder gepudert habe. Man sagt nämlich: „Sie hat ihre Façade erneuert."

Auflösung des Räthsels in Nr. 131:
Vogelweide.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 133. Mittwoch, den 7. November 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Lady Flavia war während dieses ganzen Gesprächs auffallend schweigsam, bei der Erwähnung der alten Sykomore war eine jähe Röthe in ihre Wangen gestiegen, aber nach einigen Secunden nahmen ihre Züge wieder den früheren Ausdruck an, und keine Spur von Bewegung war in dem reizenden, jugendlichen Gesichte, in den klaren blauen Augen zu sehen.

Es hörte während des ganzen Morgens nicht auf zu schneien. Die dichten Flocken machten es draußen jedem Auge unmöglich, auch nur wenige Schritte weit den Pfad zu erkennen — dennoch schritt trotz Kälte und Schneeschauer durch dieselbe Thüre, die sie schon einmal zur Nachtzeit benutzt hatte, Lady Flavia Clare über Wiesen und durch Gestrüpp dem Park zu, der, wie sie richtig vermuthete, bei diesem Wetter von Besuchern sowohl als von Arbeitern leer war.

Sie setzte ihren Weg entschlossen fort, bald vorsichtig lauschend, ob nicht ein unerwarteter Fußgänger in der Nähe, bald mit Falkenblicken umherspähend, ob kein Menschenauge sie erblickte. Lady Flavia hatte ihre Zeit passend gewählt. Lord Mortlake war mit Briefschrieben beschäftigt, Lord Hythe war in die Saturday Review vertieft, und die Damen saßen in traulichem Geplauder um das Kaminfeuer. Der düstere Kiefergrund lag vor ihr. Sie athmete auf, denn der Ausführung ihres Vorhabens war nichts im Wege.

Unterdessen hatten die Sonnenstrahlen an Kraft gewonnen und begannen die weiße Decke des Bodens wegzuschmelzen, von den Bäumen floß es naßkalt herab, und der Fuß des Wanderers drohte in dem aufgeweichten Erdreich zu versinken.

Aber das räthselhafte Mädchen von Harbledown schien gegen Kälte und Ungemach unempfindlich. Sie glitt mit elfenhaft leichtem Tritt über den unwegsamen Boden hin und achtete nicht der halbgeschmolzenen Schneeflecken, die ihren grauen Mantel bedeckten. Im Gegentheil schien sie sich über die rauhe Witterung zu freuen, da diese sie vor Zeugen schützte.

Endlich stand sie in der wohlbekannten Lichtung, in deren Mitte noch am Tage vorher die hohe Sykomore ihre ausgebreiteten Zweige erhoben hatte. Heute lag sie vor ihr entwurzelt, wie ein Haufen verdorrten Holzes, wie ein todter Riese, eingehüllt in Schnee, wie in ein Leichentuch.

Hastig streckte Lady Flavia die Hand aus, um aus der Höhlung des Baumes das Bild hervorzuholen, was sie vor einigen Wochen darin verborgen hatte. Sie langte tief hinein, sie suchte emsig und immer emsiger, sie kehrte jedes einzelne halbverfaulte Blatt um, prüfte jedes Stückchen Borke, mit dem sie damals ihr Geheimniß bedeckt hatte — vergebens. Noch ein Mal senkte sie den ausgestreckten Arm bis an die Schulter in den morschen Stamm — die Höhlung war leer! Mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer zog sie die Hand zurück — das Bild war verschwunden!

Der Schreck über diese Entdeckung überwältigte Lady Flavia. Sie stand regungslos und schweigend, mit einer Hand den Baumstamm, wie zur Stütze, erfassend. Die Kappe ihres grauen Mantels war zurückgefallen, die Schneeflocken blieben in ihren schwarzen Locken hängen und wirbelten auf ihre unbedeckte Hand

herab — sie wehrte ihnen nicht. Ihr Antlitz war starr und weiß wie ein Stein, und in ihren blauen Augen, die unverrückt an den Trümmern der zerstörten Sykomore hafteten, lag der düstere Ausdruck, mit welchem ein Prophet des alten Bundes das Unheil über sein Volk heraufziehen sah. Ihre zarten Hände waren von Dornen und Gestrüpp blutig geritzt — sie fühlte es nicht.

Lange mochte sie so gestanden haben, als ihrer Brust ein Seufzer entstieg, der wie unterdrücktes Schluchzen klang. Sie zitterte, doch nicht vor Kälte. „Verschwunden!" sagte sie in trostlosem Selbstgespräch. „Ein übles Vorzeichen — ein Unglück kommt nicht allein. Verschwunden! Das Bild ist — gestohlen. Es ist das erste Anzeichen der Vergeltung, die schwarzer Thaten harrt — der Anfang vom Ende!"

Während sie so zu sich selber sprach, hörte sie ein leises Geräusch. Sie blickte auf. Es war Mr. Hart, der Gerichtsanwalt und Bevollmächtigte des Grafen von Mortlake, der sie unverwandt betrachtete. Ihre Blicke begegneten einander.

Es gab noch einen andern Pfad, der, mit dem von Lady Flavia benutzten ungefähr parallel laufend, durch die Lichtung führte. Auf diesem war Mr. Hart herangekommen. Es lag an sich nichts Außerordentliches darin, daß der Anwalt durch die Lichtung passirte, wenngleich es nicht häufig geschah. Aber dies Mal führte ihn sein Beruf in ein naheliegendes Dorf, wo ein Kranker zur Abfassung seines letzten Willens juristischen Beistandes bedurfte.

Mr. Hart sah recht jämmerlich aus. Er trug einen Schirm, hatte aber seine Ueberschuhe vergessen, so daß die Stiefeln trieften. Seine Hände waren vor Kälte starr, und seine Nase spielte in bläulich rother Färbung. Aber er vergaß sein augenblickliches Ungemach, als er die Tochter des Grafen Francis von Mortlake in solchem Wetter an dieser Stelle traf. Ihre letzten Worte konnte er nicht überhört haben. Auch gab ihm die Haltung, in welcher er sie traf, allerlei zu denken. Mit unbedecktem Haupte, die Füße im Schnee, marmorblaß, mit dem Ausduck dumpfer Verzweiflung, stand sie vor seinen Blicken, einer Heldin der alten Tragödie nicht unähnlich. Was bedeutete das? Es war seltsam, höchst seltsam und bestärkte den argwöhnischen Rechtsgelehrten in seiner längst gehegten Vermuthung, daß um die junge Erbin ein eigenes Geheimniß schwebe.

Aber Mr. Hart traute seinen Augen nicht, als Lady Flavia sich plötzlich vor ihm aus einem in düstere Schwermuth versunkenen Mädchen in eine selbstbewußte Flavia verwandelte. Wie durch einen Zauberschlag nahmen die blauen Augen wieder ihren unschuldigen, ehrlichen Ausdruck an, kehrte auf die todtblassen Wangen die sanfte Röthe zurück. Sie schien nicht einmal verwundert über das unvermuthete Zusammentreffen und grüßte Mr. Hart mit einem so verbindlichen und vornehmen Salonlächeln, daß er unwillkürlich den Hut zog.

„Um Gottes willen, Lady Flavia! Sie setzen sich einer schweren Erkältung aus! An einem solchen Tage!" stammelte der Rechtsgelehrte.

„Es ist recht rauhes Wetter in der That," versetzte die Angeredete leichthin, indem sie lächelnd den Schnee aus ihren Locken schüttelte. „Ich hätte lieber zu Hause bleiben sollen. Adieu, Mr. Hart!"

Aber Mr. Hart konnte unmöglich die Erbin so vieler Besitzthümer allein zurückkehren lassen und bot dieser daher wenigstens bis zur Gartenthür seine Begleitung und seinen Regenschirm an. Sie hatte Nichts dagegen und setzte ihren Weg an der Seite des unverhofften Begleiters fort. Der Schirm war nur für eine Person eingerichtet, so daß Mr. Hart, der ihn mit hochgestrecktem Arm über Lady Flavia hielt, von dem mit Regen durchmischten Schnee wie eine Dachrinne triefte. Es war ein Anblick zum Erbarmen, aber das leichtfüßige Mädchen ging achtlos weiter und schien es kaum zu bemerken, daß sie selbst auf dem Wege durch den Park, den sie einschlug, um nicht von den Fenstern des Hauses aus gesehen zu werden, bis über die Knöchel einsank.

„Mr. Hart," sagte sie nach einer Weile, „im Grunde kamen Sie mir sehr gelegen, da ich sonst nach Ihnen geschickt hätte. Ich bedarf Ihres Rathes wegen der Besitzungen, die mein guter Vater mir hinterlassen hat. Ich verstehe so wenig von Geschäften, aber Sie, wie ich meine, desto mehr —"

„Allerdings, Lady Flavia," erwiderte Mr. Hart in eifriger Hast. „Ich glaube mich

darauf zu verstehen. Schöne Besitzungen, tragen aber zu geringe Rente, müssen besser verwaltet werden. Doch erlauben Mylady, die Kappe Ihres Mantels —"

„Ich danke Ihnen," sagte Lady Flavia lachend, indem der Rechtsgelehrte ungeschickt genug ihre schwarzen Locken wieder mit der Kappe bedeckte — „sind nicht auch Kohlenminen dort und Grundheuer und hundert andere complicirte Dinge, die mir gänzlich fremd sind? Ich bedarf eines Bevollmächtigten, und da Sie mit solchen Dingen Bescheid wissen — Lord Mortlake läßt mir darin freie Wahl, die Curatoren ebenfalls — so wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie sich der Verwaltung meiner Besitzungen annehmen wollten." (Fortsetzung folgt.)

Ein elegantes Pärchen.

Der Wiener Feuilletonist eines Provinzblattes erzählt folgende hübsche Geschichte aus der Residenz: Im Kiosk am Graben, einem der besuchtesten Cafés, sitzt eine schöne Dame in Seide, Atlas und Spitzen gehüllt. Sie nimmt ruhig eine Tasse Kaffee ein. Das zarte, von dicken blonden Flechten umrahmte Antlitz zeigt Güte und Reinheit; jede ihrer Bewegungen ist graziös und elegant, die Haltung aristokratisch. So mancher schmachtende Blick von den vielen Herren der nächsten Tische fliegt zu ihr hinüber, — Alles bleibt unbeantwortet. Endlich tritt ein junger Herr in den Kiosk, vom Wirbel bis zur Sohle Cavalier. Alles ist besetzt, da entdeckt er ein Plätzchen am Tische der schönen Dame. Er tritt hin, verbeugt sich höflich und läßt sich nieder. Der Herr betrachtet die Dame mit Kenneraugen und scheint befriedigt. Die Dame ihrerseits wirft auch manchmal einen Blick auf den Dandy und findet, daß er nicht nur sehr hübsch, sondern auch im vollen Sinne des Wortes nobel und nach der Mode gekleidet ist. Auch sie scheint befriedigt zu sein. Bald ist ein anziehendes Gespräch angeknüpft. Der Cavalier erzählt, wie reizend schön seine Besitzungen gelegen sind, und wie ihn nur außerordentliche Familien-Verhältnisse an das Pflaster der Residenz bannen konnten. „Sie sind wohl Südländer, mein Herr?" „Ja, meine Gnädige, ich bin Prinz Car...." „Und dürfte ich, meine Gnädige, wissen, mit wem ich das Glück zu sprechen habe?" fragte der Dandy. „Ich bin die Gräfin Mosb..." Nun war die Ueberraschung auf Seite des Prinzen. Die Frau Gräfin, die in einer Vorstadt wohnte, zu besuchen, wurde ihm merkwürdigerweise noch nicht gestattet, aber ein vertrauliches Stelldichein im Stadtpark zugesagt. Ein heftiger Regen machte indessen die Hoffnungen des glühenden Prinzen zunichte und er entschloß sich, kurzen Proceß zu machen und die Dame trotz des Verbotes zu besuchen. Wer malt aber sein Erstaunen, als er vom Hausmeister vernimmt, daß die Gräfin Mosb..... im dritten Stock wohnt. Aber — auch im dritten Stock wohnen reiche Leute, und er stürmt vorwärts. Man geleitete ihn in ein „nicht separirtes Cabinet" und o Himmel! auf schimmligen Kissen, in schmutzigem Negligee ruht bei einer Unschlittkerze die reizende Dame aus dem Kiosk. Das war für die Nerven des Cavaliers zu viel. Entsetzt starrte er die Gestalt an, die mit zweifelhaften Blicken den Elegant mißt. Endlich findet sie Worte der Entschuldigung; sie gesteht, daß sie sehr arm wurde, und erzählt viel von Erbschleichern, Betrügern, Räubern und Dieben. Der Prinz wendet sich um und — geht mit dem festen Vorsatze, nie wieder zu kommen. Er suchte eine reiche Gräfin; um arme Damen ist es ihm nicht bange. Wenige Tage darauf liegt des Morgens „Prinz Car.." auf seinem elenden Pfühl im 4. Stockwerke eines uralten Hauses; die Zimmereinrichtung ist abenteuerlich, lauter zusammengeschlepptes Zeug. Nur der eine Anzug, in dem er die Straßen durchschreitet, ziert den leeren Rechen. Der Prinz raucht den Stummel einer von aristokratischer Hand weggeworfenen Cigarre und denkt problematisch darüber nach, wen er heute prellen und wovon er überhaupt leben soll. Die guten Gedanken scheinen ihm ganz ausgegangen zu sein, denn seine Stirne umwölkte sich immer mehr. Plötzlich pocht es leise, der Prinz schreckt zusammen. Sollte schon wieder ein Gläubiger...? doch nein, das Pochen war leise, das ist kein Gläubiger; der Prinz athmet freier und schreit in vernehmlichem, ja herrschendem Tone: „Herein!" Die Gräfin Mosb.... in ihrem allereinzigsten eleganten Anzug steht vor ihm. Ein höhnisches Lächeln durchzuckt

ihr Antlitz, sie macht eine große Verbeugung und beginnt: „Ein glücklicher Zufall wollte es, Durchlaucht, daß ich soeben in Erfahrung gebracht, daß Ihre hochgeborne Frau Mutter entfernt mit meinem Manne verwandt war. Ich darf mir wohl schmeicheln, daß Sie einen Sprößling Ihres edlen Geschlechtes nicht werden elend vorkommen lassen u. s. w." Der Prinz ist wie versteinert, Scham steigt ihm ins Antlitz, was schon lange nicht der Fall war. Der Uebermüthige sieht sich von einem Weibe, das er so schnell verließ, als er wußte, daß es arm sei, übertölpelt und gedemüthigt. Jetzt, nachdem die Dame in Erfahrung gebracht, daß der Prinz ebenfalls am Betteltuche nagte und diesem nach kein „Geschäft" zu machen wäre, empfiehlt auch sie sich — auf Nimmerwiederkommen! und doch waren, wie man sieht, Beide einander würdig, wie selten ein „elegantes Pärchen."

Gemeinnütziges.

(Ein verbesserter Kitt.) Diese für J. Allan am 22. August 1864 patentirte Erfindung betrifft eine Mischung, welche dazu dient, Leder, Gutta-Percha, Kautschuck und ähnliche Stoffe an der Oberfläche von Metallen zu befestigen. Der Kitt besteht aus einer Vereinigung von gewöhnlichem Leim mit Ammoniakharz und Salpetersäure. Die beiden erstgenannten Stoffe werden in einem geeigneten Gefäße mittelst Wärme unter Umrühren zur gleichmäßigen Masse gelöst, worauf die Salpetersäure zugefügt wird. Das Verhältniß von 112 Pfd. Leim auf 7 Pfd. Salpetersäure und 7 Pfd. Ammoniakharz hat sich als ein sehr geeignetes herausgestellt. Der Kitt wird von Oel nicht angegriffen und übertrifft aus diesem Grunde die bisher zu ähnlichen Zwecken in Vorschlag gebrachten Bindemittel.

Er ist krank.

„„Er ist krank!"" In allen Blättern
Steht's bereits mit fetten Lettern:
„„Er ist krank! — Ein schweres Leiden: —
„„Nächste Woch' wird sich's entscheiden,
„„Ob es sich zum Bessern wende
„„Oder ob gar — bald es ende!"" —

Nun geht's an! — Ein Referiren,
Bald darauf ein Dementiren.
Tröstend bald, bald wieder trüber
Kommt's von dort zu uns herüber:
„„Er wird schwerlich mehr genesen!""
„„Er ist gar nicht krank gewesen!"" —
„„Heut' hat er viel promenirt.""
„„Morgen wird er operirt.""
„„Nachts hat er sehr viel gelitten."" —
„„Gestern ist er ausgeritten.""
„„Alle Glieder thun ihm weh.""
„„Abends fuhr er auf der See."" —
„„Heut' hielt er in aller Früh
„„Wohl vier Stunden lang Revue."" —
„„Eben zu des Thrones Stufen
„„Ward ein neuer Arzt berufen!""

So geht's fort! — Wenn auch kein Klagen,
Doch ein Forschen, doch ein Fragen;
Jeder Staat ist in Bewegung.
Hier ein Hoffen, dort ein Zweifeln,
Gleich als floh'n zu allen Teufeln,
Wie veraltet und vergessen,
Alle andern Staatsint'ressen.

Ja, ein Speculant der „Baisse,"
Fleiß'ger Leser von „La Presse,"
Hat gewonnen! — Wem zu Dank?
Blos der Nachricht: Er ist krank.
Und indessen ist zur Stund'
Ganz Europa nicht gesund! —

Räthsel.

Es ist eine Ehe ganz ungleicher Art,
Der Mann ist weich, und die Frau ist hart;
Er hüllt sich in Linnen, sie deckt sich mit Stahl,
Und doch nennt der Esel sich Herr und Gemahl.
Sie wirket und schafft sich mit Kraft durch die Welt,
Er schleicht auf den Zehen ihr nach durch das Feld;
Sie grüßt nicht, sie nickt nicht, sie macht keinen Knix,
Er schmiegt sich und biegt sich und kriegt doch die Wix
Und geht ihm die Kraft aus, sie läßt ihn im Stich
Und nimmt einen Andern ganz öffentlich.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 134. Freitag, den 9. November **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Mr. Hart vergaß bei dieser lockenden Aussicht seine nassen Füße und die empfindliche Kälte des Schnees, der zwischen seiner Halsbinde und seinem Nacken schmolz. Er sollte Bevollmächtigter für ausgedehnte Herrschaften werden und zwar für eine junge Dame, die ohne Zweifel ihm, als ihrem ersten Minister, Alles überlassen würde! Ein Aemtchen, das mindestens seine 4—500 Pfund im Jahre abwarf, die Nebenvortheile abgerechnet. Es war mehr, als seine kühnsten Träume je ihm vorgespiegelt hatten. Ein so unerwartetes Anerbieten — und gar bei so seltsamer Veranlassung!

Mr. Hart war außer sich, ihm wurde schwindelig bei der Aussicht auf so glänzende Revenüen, er glaubte in dem zauberhaften Wesen, das vor ihm stand, eine gütige Fee zu erblicken, die ihn mit einem Goldregen überströmte.

Sie hatten die Gartenthür erreicht. Lady Flavia wandte sich noch ein Mal mit dem vollen Zauber ihres gewinnenden Lächelns zu dem Rechtsgelehrten und sagte: „Nebenbei, Mr. Hart, bitte ich Sie, Nichts von meinem heutigen Spaziergang im Park zu erwähnen. Ich erkälte mich nie" — sie lachte bei diesen Worten laut auf — „aber die gute Lady Mortlake könnte besorgt werden."

Dann verbeugte sie sich, und ehe Mr. Hart versichern konnte, daß er die Verschwiegenheit selber sei, war sie seinen Augen entschwunden.

Nach kaum einer halben Stunde trat Lady Flavia in rauschendem Seidengewande ein, um sich zu der plaudernden Gruppe am Kaminfeuer zu gesellen. Sie war in rosigster Laune und lachte laut, als Lady Carolina sie wegen ihres unerklärlichen Hanges zur Einsamkeit anrief.

„Die Wahrheit zu gestehen," sagte Lady Flavia, „ich las Tennyson's Idyllen und konnte mich von dem Buche nicht trennen, bis ich wußte, was aus dem guten alten Merlin geworden war. Mir ist Tennyson's Poesie ganz neu, im Kloster pflegten wir nur den langweiligen Racine zu lesen."

Sie setzte sich auf einen Schemel und schlang ihre Arme um des [illegible] zottigen Hals. Das gute Thier war jedoch nicht in der besten Laune. Es hatte vor einer halben Stunde, gerade als eine schlanke weibliche Gestalt verhüllt durch eine Seitenthür trat, ein lang gezogenes Heulen hören lassen. Als nun Lady Flavia sich zu ihm setzte und ihn streichelte, knurrte er und zeigte sein mächtiges Gebiß.

„Nimm dich in Acht!" rief Lady Mortlake, und Lord Hythe fuhr den Hund hart an. Aber Lady Flavia lachte, indem sie den Kopf des unwilligen Leo mit beiden Händen faßte und ihn zwang, ihr ins Gesicht zu sehen. Das löwenartige Thier knurrte wieder, aber es senkte seine Augen vor den durchdringenden Blicken des seltsamen Mädchens und leckte, zusammengekauert, ihre dargebotene Hand.

„Guter Leo," sagte Lady Flavia und schien, mit dem Hunde spielend, nur mit halbem Ohr Lady Julia's Frage zu lauschen: wo und wie sie ihre Hand verletzt hätte. Sie erwiderte leichthin: von einem Stoße oder Fall, und die Sache war abgethan.

Lord Hythe sagte kein Wort. Dennoch traf es sich, daß er allein den bezaubernden Einfluß, welchen Tennyson's Verse auf seine Cousine ausübten, beurtheilen konnte. Er

hatte sie vom Fenster des Bibliothekzimmers aus gesehen, wie sie in grauem Mantel mitten durch das Schneegestöber der Seitenthür des Hauses zuschlich. Mit tiefem Ernst hörte er ihr kindliches Geplauder an — und schwieg.

Welcher Beweggrund konnte dies, in hohem Stande geborene, von Allen verhätschelte Mädchen getrieben haben, bei solchem Wetter aus dem Hause zu schleichen? Lord Hythe hatte keine Antwort auf diese Frage; wohl aber wußte er, daß der Zweck dieses seltsamen Ausfluges verfehlt sein mußte, denn ihr blasses Antlitz hatte den Ausdruck verzweifelten Widerstandes gegen ein hereinbrechendes Geschick getragen. Er hatte sie in einem Augenblick gewahrt, als sie sich unbeobachtet glaubte und ihr zauberisches Lächeln einer wilden, verstörten Miene wich. Es konnte keine kindische Laune sein, denn er hatte auf Lady Flavia's Stirn eine tiefe, ernste Absicht gelesen. Und nun saß sie plötzlich unter ihren arglosen Verwandten, mit blühenden Wangen, strahlenden Augen, lachend, singend, eine eingefleischte Lüge!..

Lady Flavia war reizend, aber Lord Hythe fuhr zusammen, als sie sich ihm näherte, er vermied ihren Blick, als ob ihn Basiliskenaugen anstarrten.

Vorbereitungen zum Feldzuge.

Wir finden den Obrist mit seiner Tochter und Charles Ford wieder in Minden-Street. Zwischen den jungen Leuten hatte ein lebhafter Wortwechsel stattgefunden, da Charles seine Eifersucht auf den geheimnißvollen Fremden, der so schnell nach Frankreich abgereist war, nicht verbergen konnte und durch seines Oheims und seiner Cousine Verschwiegenheit auf das Aeußerste gereizt war. Schließlich war Charles ins Geheimniß gezogen worden, der Friedenserklärung folgten allerlei Geständnisse, welche die stille Verlobung der jungen Leute zur Folge hatten. Doch ehe sie ehelich verbunden wurden, sollte vor Allem die Aufgabe erfüllt werden, der sich der Obrist unterzogen hatte.

Amy stand fest in ihrem Entschluß, Nichts unversucht zu lassen, um ihre unglückliche Freundin aufzufinden, die sie im Kloster kennen gelernt und liebgewonnen hatte. Der Obrist hatte, theils auf die Bitten seiner Tochter, theils weil sein Gewissen sich gegen den drohenden Triumph des Unrechts auflehnte, sein Wort gegeben, so lange nachzuforschen, bis ein fragloses Resultat erzielt wäre, und Charles Ford, der jetzt ein Theilhaber des Geheimnisses war, glühte nicht minder vor Eifer, der guten Sache zu dienen.

Aus diesem Grunde hatten alle Drei ihren Besuch in Clochester abgekürzt, waren nach London zurückgekehrt und dort bereits in voller Thätigkeit.

Der Obrist wandte sich sofort an verschiedene Rechtsgelehrte, die ihn geduldig anhörten, aber schließlich ohne Ausnahme erklärten, daß die Sache in ihrem jetzigen Stadium noch keinen Anhaltspunkt für gerichtliche Verfolgung böte, und daß, um diesen zu gewinnen, es vorläufig darauf ankäme, geheime Polizei-Agenten zur Nachspürung zu veranlassen. Der Obrist war diesem Rathe gefolgt und hatte sich der Dienste eines verschlagenen Mannes versichert, der ungesäumt in Minden-Street seine Aufwartung machte.

„Setzen Sie sich, Sergeant Skinner," sagte Richard Ford. „Wir haben umständliche Verabredungen zu treffen." Der Sergeant folgte der Aufforderung und blickte schweigend auf den Rand seines Hutes. In seinem Wesen lag etwas Knappes, Bestimmtes, das dem Obrist, als altem Soldaten, besonders zusagte.

Sergeant Skinner verlor nicht ein Wort von Dem, was ihm mitgetheilt wurde, und richtete dann einige Fragen an Amy. Als er den Namen Royston hörte, konnte er ein stilles Lächeln nicht unterdrücken.

„Mr. Brand Royston," bemerkte er, „ein stattlicher Mann, in vorgerückten Jahren, mit sehr lauter Stimme."

„Sie kennen ihn?" fragte der Obrist. Sergeant Skinner blickte wieder auf den Rand seines Hutes. „Gewissermaßen," erwiderte er, „ich habe ihn vor Jahren öfters gesehen und Manches über ihn gehört."

„Wohl nicht zu seinem Vortheil?" meinte der Obrist.

Skinner glitt mit dem Daumen über den Rand seines Hutes. „Häßliche Geschichten," versetzte er nach einer Weile, „obwohl es Andere nicht besser machten und glücklicher davon kamen. Er wurde einst zum Stadtgespräch, als er aus der Scharwache ausgebrochen war. Ja, ja, er scheute Nichts, wenn

es sich um einen Erfolg handelte. Ich hätte ihm nicht ohne Zeugen in die Quere kommen mögen, wenn es einen Haufen Geld zu erobern galt."

Der verschlossene, schweigsame Mann war bei diesen Worten etwas lebhafter geworden, das Blinzeln seiner dunkeln Augen verrieth in diesem Augenblick eine tiefere Kenntniß der fraglichen Persönlichkeit, als sich aus seinen wortkargen Aeußerungen entnehmen ließ. Aber Amy erblaßte, denn die gehörten Aeußerungen erregten eine unheimliche Furcht in ihr. Sie hatte immer geglaubt, daß ihre Freundin irgendwo gefangen gehalten würde, und ahnte jetzt eine grausenvolle Möglichkeit, vor der sie entsetzt zusammenschrack.

„Sie meinen doch nicht," sagte sie, „daß meine Freundin — erst achtzehn Jahr alt — sollte es wirklich" — sie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden.

„Nein," versetzte Skinner. „Mr. Royston ist ein verwegener Mann, aber ich glaube nicht, daß er sich an einem Weibe vergehen würde. Das Leben Ihrer Freundin scheint mir nicht gefährdet, wenngleich ich nicht bezweifle, daß er, um anderer Vortheile willen, sich nicht scheuen würde, sie irgendwo versteckt zu halten."

Damit war die Hauptsache vorläufig erledigt. Skinner hatte, und dies war von unzweifelhafter Wichtigkeit, sich keinen Augenblick ungläubig gezeigt. Er räumte ein, in dem Mitgetheilten einige werthvolle Anhaltspunkte gewonnen zu haben, weigerte sich jedoch, eine bestimmte Meinung auszusprechen. Daß die Untersuchung, wie die Sache lag, in Frankreich ihren Anfang nehmen mußte, erschien als ein günstiger Umstand, da das englische Gesetz auf solche Aussagen hin kein gerichtliches Einschreiten gestattete. Schließlich rieth er dem Obrist, sich mit Empfehlungsschreiben, wenn möglich, an ein Mitglied des französischen Ministeriums zu versehen, da sonst die Mitwirkung der Localbehörden nicht so leicht zu erlangen wäre. (Fortsetzung folgt.)

Ein photographisches Sendschreiben.

— — Besten Dank für Dein Porträt, lieber Freund. Aber Du bist nicht getroffen. „Nicht getroffen?" höre ich Dich im Geiste ausrufen; „'s ist doch von unserm ersten Photographen, und die Sonne trifft ja immer, muß treffen!" — Alles schön und wahr — allein ich bleibe dabei, Du bist nicht getroffen, und ich will Dir sagen, wie das kommt: einfach, weil Du in dem kritischen Momente, wo der Photograph Dir Unbeweglichkeit gebot für die Hauptprocedur, für den eigentlichen Act der Lichtschilderei, nicht Du selbst warst. Geht Dir übrigens nicht allein so; die Meisten, wenn sie im Glashause des Photographen sitzen oder stehen, lehnen oder was sonst für einer classischen Attitude sich befleißigen, glauben die Augen von ganz Europa auf sich gerichtet und denken demgemäß Miene und Haltung annehmen zu müssen, so würdig und ausdrucksvoll wie Cäsar im Senate oder Emil Devrient als Marquis Posa, aber auch so steif und gezwungen, so unähnlich ihrem tagtäglichen Selbst, wie nur möglich. Bewundern soll sie das Publicum, das sie auf dem Papiere zu Gesichte bekommt; daß das aber keine majestätischen Cäsars und keine schwärmerischen Marquis Posas bewundern, sondern die Müller oder Schulzes haben und wiedererkennen will, genau so wie sie im gewöhnlichen Leben aussehen, sich geben und haben, — das vergessen sie in ihren plastisch-mimischen Bestrebungen.

Bei dergleichen Gedanken im Kopfe kommt man in der Regel schon mit einer gewissen Befangenheit zum Photographen, und dieser Zustand übt größeren Einfluß auf unsern Gesichtsausdruck ein, als man sich es selber eingestehen mag. Ehe noch die Operation beginnt, ist dieser schon ein andrer, als der gewöhnliche, und mit jeder Minute Wartens klopft das Herz uns stärker, wächst unsere Unbehaglichkeit. Jetzt endlich ist unser Vorsitzer fertig, jetzt wird man wie eine Gliederpuppe in die Position geschoben und gerichtet, welche der Künstler für die geeignetste und malerischste erklärt — um Zeit und Mühe zu sparen, ist's meist ganz die nämliche, aus der unser Vormann eben glücklich erlöst ist — unser Nacken eingeschraubt, damit der Kopf sich fein ruhig hält. „Belieben Sie gefälligst dorthin zu blicken, auf den weißen Punkt drüben an der Wand und rühren und regen Sie sich nicht," commandirt der Zauberer

aus den Hüllen seines Apparates heraus, und das Ding geht los. Muß Einem da nicht angst und bange werden bei solchen Vorbereitungen? Fast wie beim Zahnarzt sitzt man da in Furcht und Zagen vor den Manipulationen, die noch kommen werden. Der Athem beginnt uns zu stocken, und wie ein Nebelschleier legt sich's auf unsere Augen. „Nur recht ruhig," ertönt des Magiers Stimme aus den geheimnißvollen Decken von Neuem, — ruhig in solcher Leibes- und Seelenverfassung, ein wundersames Ansinnen! „Bitte, ganz Ihren natürlichen Ausdruck!" als wenn man Ausdruck und Mienen beliebig anlegen könnte wie seine Handschuhe oder seine Cravatte! Und das unvermeidliche Ende von dem ganzen Liede ist, daß man nicht aussieht wie Cäsar oder Devrient-Marquis Posa, aber auch nicht wie Schulze oder Müller, sondern ein schauerlich gespensterhaftes Lächeln um die Lippen sitzen hat, das noch nimmermehr ein sterbliches Auge an uns wahrgenommen. Dennoch aber verwundert sich Photograph wie Photographirter schier des Todes, warum das Porträt so gar unähnlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tröpfchen ausgeschenkt,
Ward gemischt mit manchen Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt!
Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfen Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Ohne Dornen blüht kein Kranz auf Erden,
Lust vermählet sich der Pein,
Und von tausend Freuden, die uns werden,
Ist vielleicht kaum eine — rein.

Verschiedenes.

(Originelle Obstlese.) Ich hatte, schreibt ein B. L. in der Gartenlaube, in meinem Garten einen Birnbaum, dessen Früchte sich durch ihre Süßigkeit auszeichneten. Trotzdem nun, daß der Baum viele Früchte trug, und dieselben auch oft fielen, konnte ich doch niemals eine finden. Dies brachte mich auf den Gedanken an Diebe, und ich paßte auf. Ich legte mich an einen Zaun; dort hatte ich ungefähr eine Stunde gelauscht, als ich einen Igel sehr behutsam daher kommen sah. Der Igel, der mich nicht bemerkte, lief unter den Baum und trug alsbald eine am Boden liegende Frucht an den Stamm. Diesen Gang wiederholte er noch fünfzehn Mal und trug die Früchte alle auf einen Haufen. Dann spreizte er seine Stacheln aus, wälzte sich auf den Früchten herum und ging sichtlich befriedigt mit der auf seinem Rücken haftenden Beute davon.

Bei einer Militäraushebung wurde der Name eines Soldaten: „Dußer," gerufen. Es meldete sich Niemand, obwohl es im ganzen Hause „Dußer" scholl. Ein Feldwebel, der den Gerufenen kannte, fand ihn endlich. „Zum Henker, Dußer!" rief er aus, „der Hauptmann hat Euch schon hundert Mal gerufen, warum zögert Ihr denn mit Eurem: Zu Befehl? Oder könnt Ihr nicht gut hören?" — „Hören thue ich recht gut," versetzte der Rekrut, „aber Dußer heiße ich blos, wenn ich geschrieben werde; zu Hause, wenn man mit mir spricht, heiße ich immer nur Heinrich."

Professor: „Sagen Sie, Herr Candidat, in welcher Weise erklären Sie die Liebe?" Candidat: „Im schwarzen Fracke und weißen Handschuhen, und sage dem Mädchen, daß ich es heirathe."

Auflösung des Räthsels in Nr. 133:

F a d e n. N a d e l.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 135. Sonntag, den 11. November **1866.**

Die Nachtigall.

„Horch! Drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
„Des Frühlings flötender Wiederhall!
„O Mädel, mein Mädel mit schwarzbraunem Haar,
„Mit Lippen so roth und mit Augen so klar;
„O Mädel, mein Mädel, nun sag' mir es an,
„Ob dein Herz von Herzen mich lieben kann?"
Und sie küßt ihn so innig, sie küßt ihn so warm,
Sie umschlingt ihn eng mit dem schneeweißen Arm;
Sie hält ihn so fest, ach so fest an der Brust,
Als sei er allein ihre Lebenslust.

„Horch! Drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
„Des Frühlings flötender Wiederhall!
„Sieh, Mädel, ich geb' dir, was Keiner dir gibt,
„Sieh, Mädel, ich lieb' dich, wie Keiner dich liebt:
„Treuinnig auf ewig, im Leben und Tod,
„Treuinnig auf ewig, in jeder Noth! —
„O Mädel, treuinnig sollst du mir auch sein,
„Treuinnig auf ewig nur mein, — nur mein!
„Treuinnig auf ewig, das schwöre mir,
„So wie ich's zur Stell' auch schwöre dir!"

Horch! Drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall!
Die Dirne wohl schwöret mit Hand und Mund
Treuinnige Liebe, treuinnigen Bund:
„Zwölf Wochen nur dauert der Nachtigallsang,
„Meine Lieb' aber dauert lebenslang!
„Zwölf Wochen nur dauert die Rosenzeit,
„Meine Lieb' aber dauert in Ewigkeit;
„Und könnt' ich ihn brechen, den heiligen Schwur,
„Mein Herzgeliebter, dann tödte mich nur!"

Horch! Drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall!
Es ist ein Jahr, seitdem sie nicht sang,
Ein Jahr so kurz und doch wieder so lang.
Kein Jahr, keine Woche — ein Tag reicht hin,
Die Treue zu brechen mit schnödigem Sinn.
„Ach! mahnt dich die flötende Nachtigall nicht,
„Wie arg du vergessen hast Schwur und Pflicht?" —
Das treulose Mädel wohl hört ihr zu
Und küßt einen Andern in guter Ruh'.

Horch! Drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall!
Und in der düsteren Waldesnacht
Steht ein einsamer Jäger still und wacht.
Er stehet und ladet die Büchse mit Schmerz,
Die bleierne Kugel für's eiserne Herz.
„Fein Liebchen, du brachst den treuinnigen Bund,
„Es küßt ein Andrer den falschen Mund!" —
Da blitzt es, da knallt es, — vorbei, vorbei!
„Ich warnte dich, Mädel: Bleib' treu, — bleib' treu!"

Horch! Drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall!
Sie schlägt noch fort durch die ganze Nacht
Und hält bei der blassen Leiche Wacht.
„Die Rose, die sorglos Zweien blüht',
„Ihr Feuer hat gar bald ausgeglüht!"
Sie schlägt und schlägt bis zum Morgenroth,
Dann fällt sie vom Neste — blutig und todt. —

Winzingen, im October 1866.

L. G. Schäffer.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Eröffnung des Feldzuges.

Es war ein recht ungemüthlicher Decembertag. Der düstere, bleifarbene Himmel stach seltsam ab von dem Schnee, der die halbverlassenen Straßen der alten Königsstadt Versailles bedeckte, als der Obrist, Charles Ford und Amy vor dem Justizpalaste ausstiegen und Ersterer die Glocke am Hauptthor zog. Un-

verzüglich wurde die Thür geöffnet, und mit ausnehmend höflicher Miene trat der Thürhüter den schon erwarteten Besuchern entgegen.

„Messieurs, Mademoiselle, excusez!" Es ist nicht meine Schuld, daß Sie so lange warten müssen, aber voyez vous, ich darf Sie nicht hineinführen, bis der Procureur Impérial geklingelt hat." Bei diesen Worten zog der dienstfertige Mann seine Mütze und wies den Angekommenen seine Loge als zeitweiligen Aufenthalt an.

Es war das zweite Mal, daß die Familie Ford sich im Justizpalaste einstellte. Schon vor einigen Tagen hatte der Obrist seine Empfehlungen dem Procureur Impérial überreicht, war von diesem in der zuvorkommendsten Weise empfangen und nach Anhörung der nöthigen Mittheilungen, bei denen Amy als Dolmetscher fungirte, auf diesen Morgen herbeschieden worden.

Es klingelte, und die Thür zum Cabinet des öffentliches Anklägers wurde ohne Verzug von dem Thürhüter geöffnet. M. Duvillers-Hardouin, so hieß der hohe Beamte, vor dem jetzt die Familie Ford stand, ging dieser mit großer Höflichkeit entgegen und bat, sich der Sessel zu bedienen, die bereits ein Huissier zurechtgestellt hatte. Er verfehlte nicht, Mademoiselle mit einigen artigen Wendungen wegen ihres Wartens um Entschuldigung zu bitten, und ersuchte sie, da der Obrist kein großer Sprachkenner war und Charles nur sehr holperig französisch sprach, auch dies Mal ihre Dienste als Dolmetscher nicht zu versagen.

„Mademoiselle," sagte er, indem er ein kleines Convolut Papier zur Hand nahm, „ich bin so glücklich, Ihnen diesen Bericht mittheilen zu können, der mir nach Ihrem letzten Besuche zugegangen ist. Es heißt darin:

Brand Royston, Rentier aus England, hat vor ungefähr zwei Jahren das halbverfallene Schloß des Roches in der Commune Gresnez-Vignoble gemiethet. Ueber seinen Charakter lautet das Urtheil Aller, die mit ihm in nähere Berührung kamen, übereinstimmend. M. Royston ist ein Mann von heftiger Gemüthsart, trotz seines vorgerückten Alters von außerordentlicher Körperkraft. Er zeigt sich oft brutal und jähzornig, zumal wenn er Widerspruch erfährt, ist aber gelegentlich auch edler Handlungen fähig. Bei dem Landvolke der Umgegend ist er nicht unbeliebt. Er spricht geläufig französisch. In der letzten Zeit hat er bei einem bekannten Wucherer in St. Germain Geld aufgenommen. Seine Vermögensumstände sind zerrüttet. Seine Verwegenheit und Körperkraft haben ihn bei den Bauern in einen gewissen Respect gesetzt. Er steht mit einigen Landbesitzern, die er sich durch glückliche Behandlung ihrer Pferde verpflichtet hat, auf gutem Fuße und hat von ihnen die Vergünstigung erhalten, auf ihrem Grund und Boden jagen zu dürfen. Er ist ein Freund der Jagd und ein sicherer Schütze. Besuche liebt er nicht."

„Aber ich bitte um Entschuldigung," warf der Obrist ein, „können diese Personalien zur Ermittelung des vorausgesetzen Verbrechens dienen?"

Der Procureur Impérial lächelte mit dem Ausdruck sicherer Ueberlegenheit und fuhr ohne Weiteres fort:

„Royston, der Vater, hat seit seiner Anwesenheit in der Commune Gresnez-Vignoble keine criminelle Handlung verübt. Er ist allerdings einige Mal handgreiflich geworden, aber es ist deßhalb keine Klage auf der Mairie eingereicht worden. Außerdem ist M. Royston unerlaubten Jagens im kaiserlichen Gehege verdächtig, doch haben sich manche sonst ehrenwerthe Pächter ein gleiches Vergehen zu Schulden kommen lassen, und es ist deßhalb keine Untersuchung eingeleitet worden. Von M. Royston, dem Sohne, ist nur bekannt, daß er gewisse, der Polizei wohlbekannte Wirthshäuser zu besuchen und mit einigen jungen Leuten von wüster Lebensart umzugehen pflegte. Der Damen in der Familie Royston geschieht keine Erwähnung."

Der Obrist und Charles sahen einander mit dem Ausdruck völliger Enttäuschung an.

„Sie sehen, Messieurs," fügte der Procureur hinzu, „wie mager die mir vom Maire, den Flurschützen, Hegereutern und andern Beamten der Commune zugegangenen Berichte sind. Ich kann unmöglich darauf hin eine Haussuchung auf des Roches, und noch weniger die vorläufige Verhaftung des Verdächtigen verfügen. Aber dessen ungeachtet" — bei diesen Worten öffneten sich seine Augen weit und blitzten, wie diejenigen einer Katze, die eine Maus im Bereiche ihrer Krallen erspäht

— „scheue ich mich nicht, auszusprechen, daß ich diesen Monsieur Royston und seine Helfershelfer sehr bald auf der Bank der Angeklagten zu sehen erwarte. Vor allen Dingen muß jetzt dem gerichtlichen Einschreiten vorgearbeitet werden, und ich habe deßhalb den Polizei-Präfecten von Paris um die Absendung eines Mannes ersucht, der unverzüglich eintreffen muß. Er ist der gewandteste Polizei-Agent, den wir in Frankreich haben und —"

Hier trat der Huissier ein, flüsterte Duvillers-Hardouin Etwas ins Ohr, ging wieder hinaus und führte einen Mann herein, der einen kleinen Reisesack in der Hand trug und sich beim Eintreten unzählige Mal verbeugte. Es war dem Anscheine nach eine sehr gewöhnliche Persönlichkeit, eine jener hunderttausend Copien des Kaisers, die täglich die Pariser Cafés der Boulevards bevölkern, ein elegant gekleideter Herr, mit Schnurr- und Knebelbart, in dicht geknöpftem Frack, carrirten Beinkleidern, schmalrandigem Hut und tadellos gewichsten Stiefeln. Er trug auch eine Brille, doch schien er derselben nicht sehr zu bedürfen.

„Ich habe Ihr Lob verkündet," sagte der Procureur mit grüßendem Nicken. „So?" versetzte der Mann aus der Rue Jerusalem, „zu gütig! Allerdings haben wir schon manches Stück Arbeit mit einnander zu Stande gebracht, und ich hoffe, daß, wenn Sie dereinst Präsident des Pariser Tribunals sind, ich nicht aufhören werde, Ihnen Diebe und Mörder zuzuführen."

Bei diesen Worten sah er sich flüchtig um und reichte, als er Skinner erblickte, diesem in cordialer Weise die Hand. „Der gute Skinner! Alter College! Es ist lange her, daß wir uns in London sahen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein photographisches Sendschreiben.

(Fortsetzung.)

Noch zwanzig andere Gründe aber ließen sich aufzählen, welche wirklich gute, durchaus gelungene photographische Porträts zu so großen Seltenheiten machen; Publicum und Künstler tragen so ziemlich zu gleichen Theilen Schuld an diesen mangelhaften Leistungen.

Selbst der talentvollste, routinirteste Photograph, der Theorie und Praxis seiner Kunst beherrscht, der ein Glashaus besitzt mit allen Vorrichtungen, die man sich nur wünschen mag, und Apparate zweckmäßigster Construction mit den neuesten Erfindungen und Verbesserungen, selbst er pflegt nur zu leicht über den großen Stein allgemeinen Anstoßes zu straucheln, über die richtige Vertheilung von Licht und Schatten. Nimm einen brünetten Mann mit dicken dunkeln Augenbrauen, tiefliegenden Augen und vortretenden Backenknochen — ungefähr so, wie ich's bin — und laß ihn vom Photographen unter ein vertical einfallendes Licht bringen — du wirst dich fürchten vor dem verhungerten finsteren Banditenantlitz, das dir vom Papiere entgegendroht. Die tiefen Schatten unter den Augen verleihen dem Gesichte den Charakter abschreckender Wildheit, und die ebenso schwarzen Schatten unter den Backenknochen machen den Todtenkopf eines Hungersterbenden daraus. Setze dagegen die weichen Züge eines zarten blonden Mägdleins in ein niedriges Horizontallicht, und die Photographie wird dir ein Gesicht zeigen, aus welchem jede Spur von Ausdruck und Geist verschwunden ist. Das sind nun freilich Extreme, allein jede Physiognomie hat ihre besonderen Schönheiten oder ihre besonderen Mängel, und der Photograph kann durch geschickte Anordnung des Lichts die einen erhöhen, die andern verringern, ohne darum den Charakter des Gesichts zu verwischen.

„Zum Hintergrunde meines Bildes möchte ich gern eine Landschaft, eine recht schöne romantische Landschaft haben, bitte," das der Wunsch, welchen der Photograph des Tages vielleicht ein halbes Dutzendmal hört, namentlich von Damenlippen. Als umsichtiger Geschäftsmann muß er natürlich dem Geschmack seiner Kundschaft Rechnung tragen und zur Decoration des Hintergrunds für Beschaffung von allerhand Landschaften sorgen, Landschaften mit Bergen und Seen, mit Tempeln und Säulen, mit Schlössern und Villen, je nach dem individuellen Begehren und dem eigenen Ungeschmack. Da kommen denn nun die wundersamsten Compositionen zum Vorschein; mein eignes Album, das du kennst, liefert amüsante Beispiele genug.

Um von den vielen nur eines anzuführen,

— da ist hier unsere gute Freundin, Frau Z., wie sie in ihrem reichsten Seidenkleide auf einem zierlich ausgeschnitzten gothischen Lehnstuhle mitten in einer Schweizer Landschaft dasitzt; hinten schauen die Schneeberge in kalter Majestät herein und rechts, ein paar Zoll nur von dem schönen Salonstaate entfernt, stürzt ungestüm ein Wasserfall herab und scheint zwar noch stärker zu rauschen als die starke Atlasrobe, aber sein manierlich auch nicht ein einziges Tröpfchen auf die eleganten lichten Zeugstiefeletten unserer Freundin zu spritzen. Jedenfalls ist diese mitsammt ihrem Fauteuil und dem prachtvollen türkischen Teppich aus ihrem Boudoir mitten in diese Bergwildniß hineingeflogen.

Das Porträt, sobald es mehr als die bloße Büste gibt, soll nicht allein das Gesicht, es soll auch Situation und Umgebung nachbilden, wie sie mit der Natur, dem Charakter, der Art zu sein, der Beschäftigung und Stellung des Dargestellten im Einklang stehen, Umgebungen, die für seine Bekannten nichts Fremdartiges haben. Ist es denn nicht urkomisch, wenn Müller oder Schulze, Hummel oder Hahn, die den Tag über wacker schaffen in ihren Schreibstuben und Büreaus, in ihren Verkaufsläden und Werkstätten, auf ihren Photographien dastehen wie ein in Ekstase verlorener Declamator, der gerade eine Kunstpause macht in seinem Vortrage, einen Finger zwischen den Blättern seines Lieblingsautors, den Ellenbogen auf das Piedestal einer korinthischen Säule gestützt; oder wenn er dasitzt, der brave Mann, nicht im Sorgenstuhle seiner Wohnstube, wie's ihm gebührt und wie männiglich von ihm gewöhnt ist, sondern in einem mit Blumen und Nippereien kokett aufgeputzten Damenboudoir, das Haar seines Kopfes in den Falten der schweren Draperien verstrickt, die in ganz unerhörter und ungesehener Weise das Zimmer decoriren?

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(**Ein neuzeitiger Ohnehose.**) Ein spaßhafter Vorfall ereignete sich neulich auf der Lyoner Eisenbahn. Ein Buchhändler befand sich in einem von Landbewohnern überfüllten Coupé. Bald nachdem er eingestiegen, fühlte er die Stiche des bekannten Springers, gegen welche kein Jucken, kein Schlagen hilft. Da der Unglückliche in Gegenwart der zahlreichen Fahrgesellschaft Nichts gegen den Feind unternehmen konnte, beschloß er, auf der nächsten Haltstelle ein leeres Coupé zu gewinnen. Dies gelang ihm und alsbald beginnt er einen Vernichtungskrieg. Er überzeugte sich jedoch, daß eine gründliche Abhülfe nöthig sei, und so zog er denn die vom Feinde besetzte Hose herunter, um sie außerhalb des Fensters auszuschütteln. Hierbei aber widerfuhr unserem grimmig arbeitenden Buchhändler das Mißgeschick, daß gedachtes Kleidungsstück seinen Händen entschlüpfte. Der Zug brauste weiter, unbekümmert um den vor Schreck erstarrten Ohnehose. Auf den nächsten Haltstellen wurde indessen die Verlegenheit erst groß. Neue Fahrgäste wollten einsteigen, wurden jedoch durch den Buchhändler daran verhindert, welcher durch das Fenster der Portiere mit den Armen wüthend um sich schlug. Das Bahnpersonal glaubte, man habe es hier mit einem Verrückten zu thun, und so wurden denn durch Telegraph an der nächsten Hauptstation einige Gendarmen bestellt, welche sich des angeblichen Verrückten bemächtigen sollten. Erst diesen gelingt es, den wahren Sachverhalt festzustellen, und alsbald war der unglückliche Buchhändler durch ein Paar vom Inspector geliehene Beinkleider aus seiner Noth befreit.

Der vor Kurzem gestorbene bekannte Marquis v. Boissy beklagte sich einmal, daß sein Porträt von der Ausstellungsjury zurückgewiesen sei. „Man hat mein Porträt aus politischen Motiven zurückgewiesen — sagte Hr. v. Boissy — denn Jeder rief beim Erblicken des Bildes aus: Hr. v. Boissy ist zum Sprechen getroffen!" — „Zum Sprechen? — hieß es — dann hinaus damit!"

Rex.

Geld verloren — Nichts verloren.
Humor verloren — Viel verloren.
R verloren — Alles verloren.
ex.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 136. Mittwoch, den 14. November 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Der Angeredete war sichtbar überrascht. „Ich hätte Euch sogleich erkennen müssen," sagte er, „aber Ihr seid ein zu guter Comödiant, habt mich wahrhaftig auf einen Augenblick in Verlegenheit gesetzt, und wenn der Herr Procureur nicht vorhin Euren Namen genannt hätte, so —"

Der Franzose lachte wohlgefällig, verließ dann auf einen Augenblick das Cabinet und trat unmittelbar darnach wieder ein.

Aber es war dem Anscheine nach nicht derselbe Mann. Fort waren Bart und Brille, und selbst die Gesichtszüge waren mit einem feuchten Handtuch weggewischt. Monsieur Durbec war, nach dieser Verwandlung zu urtheilen, zwei bis dreiundvierzig Jahre alt, er hatte schwarze durchdringende Augen, dunkles kurzgeschorenes Haar und dünne Lippen, die halb geöffnet eine Doppelreihe weißer Zähne entblößten. Seine Gesichtszüge verriethen Unternehmungsgeist und Unerschrockenheit, kurz, auch der oberflächlichste Betrachter konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er sich in der Nähe eines ungewöhnlichen Menschen befand.

Der Procureur Impérial war trotz seiner hohen Amtsstellung überaus höflich gegen M. Durbec, er erkundigte sich bei demselben mit verbindlicher Aufmerksamkeit nach allerlei gleichgiltigen Nebendingen und verrieth durch sein Benehmen nicht undeutlich, daß es ihm daran gelegen war, diesen Matador aller Polizeispione, der einst, dem Hungertode nahe, von der Polizei in Obhut genommen worden war und dieser mit der Entwickelung und Anwendung seiner glänzenden Fähigkeiten lohnte, auszuzeichnen.

Durbec war unschätzbar. Er hatte sich auch außer seiner Muttersprache, sieben Sprachen angeeignet und bediente sich mit Virtuosität aller Dialect-Nuancen der einundneunzig französischen Departements — ein Vorzug, der ihn über alle seine Fachgenossen stellte, da in Frankreich ein tüchtiger Sprachkenner so selten ist, wie ein schwarzer Schwan. Er kannte überdies die Signale der Diebe und die Geheimsprache der Galeeren von Toulon. Er war unter allen Lebenden der Einzige, der sich kühn in eine Sitzung des italienischen Geheimbundes gewagt und zwischen fünfzig Dolchen seine Notizen gesammelt hatte. Er hatte Verbrecher ergriffen, die Jedem, der ihnen nahte, mit dem Tode drohten, und denen die übrigen Polizeibeamten scheu aus dem Wege gegangen, und alle diese unglaublichen Erfolge mit Hilfe seiner beispiellosen Verstellungsgabe erreicht.

Das war der Mann, der jetzt eine genaue Darlegung der obschwebenden Angelegenheit schweigend anhörte und dann sofort sich über den vorliegenden Fall dahin aussprach, daß ihm nicht der massive, gewaltthätige Monsieur Royston als die Hauptperson in diesem verzweigten Drama erscheine, sondern daß die feinen Fäden, wenn überhaupt etwas Strafbares vorläge, weibliche Schlauheit verriethen.

Der Procureur winkte beifällig. „Sie meinen," sagte er, „daß wir den Schlüssel zu diesem Geheimniß nicht in Frankreich, sondern auf dem Schlosse des Grafen von Mortlake zu suchen haben?"

„Allerdings," sagte Durbec in entschiedenem Tone. „Doch ist die Frucht noch nicht reif. Wir müssen hier in Frankreich beginnen. Mit einiger Unterstützung von Seiten der Polizei

von St. Germain und der Hilfe meines Freundes, Sergeant Skinner, mache ich mich anheischig, innerhalb vier Tagen entweder die Grundlosigkeit des gehegten Verdachtes oder genügende Indicien zu schaffen, um die Behörden zu sofortigem Vorgehen zu veranlassen."

Sergeant Skinner war selbstverständlich zu Allem bereit. Alsdann wurde noch verabredet, daß fünf Tage später, an einem Montage, die Familie Ford sich in St. Germain zu einer weiteren Zusammenkunft mit dem Procureur einfinden sollte.

Dem Obrist, Charles und Amy blieb vor der Hand Nichts übrig, als sich in der langweiligsten aller Städte in ihre langweilige Wohnung zu begeben. Sergeant Skinner wechselte noch einige Worte mit seinen Landsleuten und ging dann Arm in Arm mit Monsieur Durbec in das nächste Café, wo dieser sich für die ihm früher in London erwiesene Gastfreundschaft bei einer Bowle Punsch revangirte.

Im Netz.

Wie ein Kerker stand das Schloß des Roches mit seinem grauen Steinwerk und verfallenen, jetzt schwerbelasteten Dache inmitten der öden Umgebung, wo die kahlen Pappeln mit ihren alten Armen auf den verwilderten Garten hinabwiesen und graue Felsenbruchstücke wie die Gebeine eines begrabenen Riesen aus dem Boden hervorragten. Es mochte nicht leicht einen trostloseren Anblick geben, als dieser alte Bau, dessen untere mit Eisen vergitterte Fenster die Annäherung alles Lebenden abzuweisen schienen.

Mit langsamen Schritten und lauernden Blicken trat Brand Royston, einst Royston von Royston-Hall genannt, aus der Vorderthür. Er war nicht so stattlich gekleidet, wie zur Zeit, da er Lady Flavia nach England begleitete, sondern trug einen alten Jagdrock, dessen Farbe bereits verschossen war und der mit den übrigen Theilen seines fadenscheinigen Anzuges in trauriger Uebereinstimmung stand. Ehe er sich über die Grenze seines Reviers hinauswagte, verschloß er sorgfältig die Hauptthür, steckte den Schlüssel in die Tasche und schritt dann durch das eiserne Thor der Landstraße zu.

Eine geringe Strecke davon führte eine kleine steinerne Brücke über ein seichtes Flüßchen, und darüber hinaus lag eine Gerberei, in deren Nähe sich eine Schmiede befand. Weiterhin erhoben sich an dem Wege nach der Hauptstraße die bescheidenen Häuschen von Gresnez-Vignoble, während die Hauptstraße, jetzt von Schnee bedeckt, wie ein langgedehnter Silberstreif weithin sichtbar blieb.

Mr. Royston hatte die Brücke erreicht. Mit sichtlich verdrossener Miene blickte er in das Wasser hinab, während er sich mit dem Ellenbogen auf die steinerne Brustwehr stützte. Ein melancholischer Anblick, der nicht wohl dem Spaziergänger als lockendes Ziel erscheinen konnte. So weit das Auge reichte, bot sich Nichts als eintönige Oede dem Blicke dar. Aber Brand Royston suchte in der That nicht die malerischen Effecte einer Winterlandschaft, ihm genügte es, daß er von der Brücke aus die eisernen Thore und die verfallenen Zinnen des Schlosses des Roches in Obacht nehmen konnte. Unausgesetzt behielt er von dieser Stelle aus die Zugänge des wüsten Gebäudes im Auge, ohne sich von den zeitweiligen Grüßen Vorübergehender stören zu lassen.

Brand Royston war aus seiner Sicherheit aufgescheucht. Sowohl die Landleute der Umgegend, durch deren Aussagen man nähere Details über ihn zu erzielen hoffte, als die Polizeibeamten der Commune, die, wie überall auf dem Lande, in der Kunst der Verschwiegenheit wenig geübt waren, hatten allerlei Aeußerungen fallen lassen, die auch den Bewohnern des Schlosses des Roches zugetragen sein mochten. Es war wenigstens wahrscheinlich, daß auch Brand Royston eines oder das andere von den vielen Gerüchten, die seit einigen Tagen im Dorfe verlauteten, erlauscht hatte.

Noch eine Weile stand Brand Royston auf der Brücke, dann schlenderte er ins Dorf hinab, wo er auf dem Postamt einige Briefmarken kaufte, und kehrte alsbald auf seinen alten Posten am Brückengeländer zurück. Er mußte trüben, überwältigenden Gedanken hingegeben sein, denn je länger er das finstere Schloß anstarrte, desto mehr schien er Alles um sich her zu vergessen.

„Fluch über sie!" brummte er mit tiefer Stimme vor sich hin. „Ich schreibe ihr fortwährend, und was erhalte ich zur Antwort?

Räthsel, sinnlose Redensarten über ihre jetzigen Verhältnisse, ihre Jugend, ihre Dankbarkeit für erwiesene Güte u. dgl. m., so daß ich mich fragen möchte, ob ich berauscht bin oder träume. Aber ich darf hier nicht warten, bis die Leimruthe bestrichen und der Vogel gefangen ist. Es ist Unheil im Anzuge, ich weiß es. Nur in England bin ich sicher, wenn nur nicht die alten Geschichten —"

Hier hielt Mr. Royston plötzlich inne, denn neben ihm stand ein Mann, der so leise herangekommen war, daß er ihn jetzt erst bemerkte. Mechanisch griff er mit der Hand in in die Tasche, wo das Knacken eines Pistolenhahnes von seiner Vorsicht gegen verdächtige Begegnungen zeugte; aber eben so schnell ließ er die Waffe fahren, als er einen Blick auf das Aeußere des Fremden geworfen hatte. Es war ein breitschultriger Mann von mittler Größe, in zerlumpter Blouse und hohen ledernen Gamaschen, die vom Koth beschmutzt und vom Gestrüpp zerrissen waren. Er trug ein Stück Geflügel unter dem Arm, eine kleine Pulverflasche an der Seite und eine Jagdtasche auf dem Rücken. Die Tasche war leer, aber in der Hand hielt er einen Weidenzweig, an welchem ein Paar wilde Enten herabhingen.

„Kaufen Sie mir ein Paar Enten ab, sie sind wohlfeil!" sagte der Mann in der zerlumpten Blouse.

„Ich brauche Eure Enten nicht," erwiderte Mr. Royston barsch, indem er dem Wilddiebe — denn mit wem anders konnte er es hier zu thun haben? — den Rücken wandte.

„Ich habe auch noch etwas Leckeres für Sie," fuhr der Fremde unverdrossen fort und zog, indem er vorsichtig umherblickte, einen schönen Fasan, dessen lange Schwanzfedern, um ihn leichter zu verbergen, mit einem Messer abgehackt waren, unter der Blouse hervor.

„Da seht," rief er, „ist es nicht ein Prachtstück, das Ihr in St. Germain mit sieben Francs bezahlen müßtet. Aber ich brauche Tabak, ein Abendbrod und ein Nachtlager und kann keinen hohen Preis machen. Also vierzig Sous für den Fasanen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein photographisches Sendschreiben.

(Fortsetzung.)

Schon wegen dieses unsinnigen Theaterplunders verdient die photographische Visitenkarte — allemal die ganze Figur verstanden, denn Brust- oder, noch besser, nur Kopfstücke entsprechen trefflich ihrem Zweck — außer Cours gesetzt und in die Rumpelkammer geworfen zu werden. Sintemal nun aber diese Zeit der Emancipation noch nicht gekommen ist; sintemal die Visitenkartenmanie mehr denn je zuvor grassirt; sintemal man wie Diogenes mit der Laterne umherwandeln müßte, um ein Individuum, Männlein oder Fräulein, aufzuspüren, so noch nicht den Photographen beschäftigt hat oder nicht demnächst seine Kunst in Anspruch zu nehmen gedenkt, um sich von Kopf bis zu Fuß in schönst-möglichem Schmuck und effectvollster Attitude abconterfeien zu lassen — so sind einige Winke, wie sich bei dieser Haupt- und Staatsaction zu verhalten, sicher zeit- und ortsgemäß.

Wie soll ich mich anziehen? Das ist die Cardinalfrage, die Jedermann Kopfzerbrechen kostet, wenn er sich zu dem bedeutungsvollen Gange nach dem Glashause des Photographen rüstet, die Frage, welche manchmal selbst daheim Familienconclaves zusammenruft und doch nur allzu häufig gar unglücklich gelöst wird, weil sehr Wenige mit den Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Farben und dem Lichte sattsam vertraut sind. Die Photographie hat ihre besondere Farbenlehre, die man studiren muß. So muß man wissen, daß, nach bestimmten Gesetzen der Optik, in der Photographie Orange gleichbedeutend wird mit Schwarz. Blau ist weiß; je mehr oder weniger andere Tinten und Schattennüancen sich diesen beiden Farben nähern, je heller oder dunkeler stellen sie sich dar. Vom Hellen zum Dunkeln steigt die Farbenscala in Bezug auf ihre Erscheinung in der Photographie in folgender Ordnung auf: weiß, hellblau, violett, rosa, malvenroth, dunkelblau, citrongelb, blaugrün, lederbraun, schwarzbraun, kirschroth, Magenta, gelbgrün, purpurfarbig, scharlachroth, bernsteingelb, orange, kohlschwarz. Natürlich muß bei der Wahl der Toilette die Gesichtsfarbe vor Allem mit in Betracht gezogen werden. Blondinen können weit hellere Kleidung

tragen, als Brünetten; die letzteren präsentiren sich in dunkler Toilette auf dem Bilde immer vortheilhafter, als in heller, und sehen positiv schlecht aus in völlig weißem Anzug. Gegen so grelle Farbencontraste muß man daher besonders auf seiner Hut sein.

Uebrigens besitzt die Brünette große Vortheile vor der Blondine. Das liebreizende goldene Haar verliert auf der Photographie allen seinen Glanz und Schimmer und wird zum matten Schwarz, während das Entzücken des Poeten, das sanfte Licht des schimmernden blauen Auges, ganz verlischt. Soll das Goldblond des Haares auf dem photographischen Porträt nicht verloren gehen, so muß man seine Zuflucht zur Puderquaste nehmen und das Haar fast weiß pudern; dadurch wird auf der Photographie annähernd dieselbe Farbennüance zur Erscheinung kommen, die wir in der Natur bewundern. Genau die nämliche Regel findet ihre Anwendung auf die Gesichtsfarbe und deren Behandlung; selbst die kleinste Sommersprosse, der unbedeutendste Hautflecken, auch in nächster Nähe kaum bemerkbar, tritt auf dem photographischen Bilde in sehr unliebsamer Deutlichkeit hervor. Da muß denn wiederum die Mehltroddel der Kunst zur Hülfe kommen. Hieran knüpft sich von selbst eine Bemerkung mehr allgemeiner Natur.

Wie wir sahen, ist Blau die Farbe, welche vom Licht am Leichtesten, Hochgelb dagegen diejenige, die von ihm am Mindesten afficirt wird. Wenn sich also Damen ihren zarten Teint vor Sommersprossen, Leberflecken und ähnlichen unangenehmen Hautillustrationen bewahren wollen, so rathen wir ihnen, auf ihren Sommerpromenaden und Sommerreisen bei Leibe den beliebten blauen Schleier bei Seite zu lassen und dafür sich mit einem dunkelgrünen oder noch besser einem hochgelben zu waffnen, so wohlthätig der erstere dem Auge sein mag. Die Sommersprossen sind ja nur ein Product des Lichts; die Einwirkung desselben schwärzt die im Blute enthaltenen Eisenverbindungen; wenn du willst, ist demnach ein mit Sommersprossen gesprenkeltes Gesicht nichts Anderes als eine — natürliche und lebendige Photographie. (Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Merk's dir: Kinder sollten niemals eine andere Sprache hören, als diese: Ihr müßt euch in der Welt selbst fortbringen, es hängt von euren eigenen Bemühungen ab, ob ihr Hunger leiden werdet oder nicht.

Das Leben des Menschen ist eine Kette, nicht großer Opfer, wie sich Mancher vielleicht einbildet, sondern von allerlei Kleinigkeiten, wo Ernst und Heiterkeit und allerlei kleine Gefälligkeiten abwechseln, die uns Freunde erwerben, Herz und Gemüth frisch erhalten und uns den Reiz des Lebens sichern.

Verschiedenes.

Ein heiteres Intermezzo, das kürzlich in einem Hamburger Theater vorkam, gibt in dortigen Schauspielerkreisen viel zu zischeln und zu lachen. Während einer Vorstellung flog einer jener Kränze auf die Bühne, welche als „Huldigung für die Kunst" à 8 Schilling von dienstfertigen Knappen in kühnem Bogen geschleudert zu werden pflegen, und zwei Actricen rissen sich um die schon etwas verwelkten „Immortellen," da jede behauptete, sie kämen ihr zu. Das dauerte so lange, bis plötzlich der einen die Geduld riß und sie sehr ingrimmig schrie: „Sehen Sie denn nicht, Sie dumme Gans, daß es mein Kranz ist, da ist ja noch mein Band von voriger Woche daran!" Und so verrieth die Unvorsichtige das „tiefe Geheimniß" des Kranzes, den sie sich regelmäßig acht Mal monatlich „schmeißen" läßt.

Eine Zigeunerin gab ihrem Kinde eine Schale und befahl ihm, Essig zu holen. Bevor aber das Kind fortging, wurde es von der Mutter geprügelt. Ein Fremder, der vorüberging, fragte, warum die Kleine geschlagen werde? „Damit sie die Schale nicht zerbricht," war die Antwort. — „Ich meine," versetzte der Fremde, „dazu hätte es noch Zeit, wenn sie die Schale zerbrochen hat." — „O nein," erwiederte die Mutter, „dann wär' es schon zu spät."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

— 546 —

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 137. Freitag, den 16. November 1866.

Eine schöne Viper.
(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Brand Royston konnte trotz seiner üblen Laune nicht umhin, dem hartnäckigen Burschen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Es sprach etwas Eigenthümliches aus dessen verwegenen Gesichtszügen, als er mit halbgeöffnetem Munde dastand und unter möglichst gutmüthigem Lächeln ein weißes, scharfgezahntes Gebiß entblößte, das rechte Auge, kohlschwarz und funkelnd, bat mit so beredtem Ausdruck um den Ankauf des feilgebotenen Wildes, während über dem linken ein breiter Lappen Taffet und ein paar Pflasterstreifen lagen, die jedoch eine tiefe, häßliche Narbe nicht ganz verdecken konnten. Es mußte ein verlornes Subject sein, das die menschliche Gesellschaft für vogelfrei erklärt hatte, und vielleicht war es eine Art von sympathischer Regung, die Brand Royston veranlaßte, in sanfterem Tone als vorher den seltsamen Gesellen noch einiger Worte zu würdigen.

„Die Welt scheint Euch übel mitgespielt zu haben, guter Freund!" sagte er. „Aber die Sache hat wohl ihre zwei Seiten? Ich wette, der Fasan stammt aus dem kaiserlichen Gehege — he?"

„Wird darum nicht schlechter schmecken," lautete die trotzige Antwort. „Fluch über die Bande, die es für ihre Pflicht erklärt, einem armen Teufel den Lebensunterhalt zu verkümmern! Das Wild gehört der ganzen Welt; es hat Keiner das Recht mich einzustecken, weil ich meinen Theil von Dem nehme, was der Wald für mich aufbewahrt. Sehen Sie," bei diesen Worten wies er nach der Gegend des linken Auges, — „das habe ich in einem Zusammentreffen mit den Wildhütern davongetragen und ein paar Monate Gefängniß obendrein. Aber begegnet mir einmal wieder einer jener Schurken ohne Zeugen da drüben im Gehege, dann —" hier ballte er grimmig die Faust und stieß mit dem Kolben der Büchse auf den hartgefrorenen Schnee. „Aber mein Fasan! Kaufen Sie ihn doch, Monsieur Mylord!"

Brand Royston lachte. Er griff in die Tasche und legte dem Wilddieb ein paar Silberstücke in die Hand, der sofort den Weg zur nächsten Schenke antrat.

Noch eine Weile blieb Mr. Royston auf der Brücke stehen, indem er müßig nach dem plaudernden Häuflein vor der Schmiede hinüberblickte, wo gerade ein Pferd beschlagen wurde. Dann nahm er den Fasan und schlenderte gemächlichen Schrittes dem Schlosse zu. Er schloß die Thür auf, trat ein, und das Knarren des Schlüssels verrieth, daß von Innen der Zugang sorgfältig verwahrt wurde.

Wohl eine Stunde mochte verflossen sein, als der Ex-Squire unter gleichen Vorsichtsmaßregeln auf's Neue das Schloß verließ und einen Rundgang durch den Garten antrat, wo er jedoch, wie es schien, instinktmäßig einen bestimmten Winkel sorgfältig vermied. Es war der abgelegenste Theil des Gartens, der als „Knoten" bezeichnet wurde, und dessen Mittelpunkt unter Unkraut, Gestrüpp und verkommenen Obstbäumen ein verfallener Pavillon bildete. Nicht lange setzte er diese Wanderung fort, es war, als ob eine unbekannte Macht ihn wieder hinaustrieb. Die Hände in der Tasche, den Hut tief in die Stirn gedrückt, schlug er auf's Neue den Weg nach der Brücke ein, wo er bald wieder auf seinem alten Posten stand. Indem er scheinbar zerstreut den losen Schnee vom Rande des Geländers

ins Wasser hinabwarf, war sein lauerndes Auge immer dem Theile der Landstraße zugewandt, von welchem ein schmaler Pfad zu dem seitwärts liegenden Kloster „unserer lieben Frau vom Berge Carmel" führte.

„Der Tod! Nichts weniger als der Tod!" brummte Brand Royston nach einer Weile vor sich hin, indem er hastig wegblickte. „Wenn nur mein närrischer Sohn seine verwünschte Zunge wahrte! — Je früher wir nach England kommen — vielleicht dann nach Amerika — mir ist wie einem Fuchs, der das Gebell der fernen Meute hört und weiß, was es bedeutet."

Unterdessen passirten verschiedene Dorfbewohner die Brücke, ohne daß Brand Royston von ihnen Notiz nahm. Erst als ein ihm wohlbekannter Stallknecht aus St. Germain mit einem zweirädrigen Wagen langsam vorüberfuhr, grüßte er diesen.

„Zu früh," sagte er, „du hättest das Füllen noch im Stalle lassen sollen, Guillaume!"

„Sie mögen Recht haben," erwiderte der Angeredete. „Man hat seine Mühe damit. Das Ding wird jeden Augenblick scheu. Wenn Sie es doch nur kaufen wollten, Monsieur Royston, sie allein wissen damit umzugehen."

„Ich kann augenblicklich keine Pferde unterbringen," versetzte Mr. Royston kurz, „aber ich möchte über etwas Anderes mit dir sprechen."

Bei diesen Worten trat er an das Fuhrwerk und sprach leise weiter.

Guillaume nickte mehrmals mit dem Kopfe.

„Ja," sagte er zuletzt, „Sie sollen haben, was Sie wünschen. Am Montag um drei Uhr Nachmittags. Abgemacht! Und zwar ein Paar tüchtige Pferde!"

„Schon gut!" versetzte Mr. Royston kurz abbrechend, und Guillaume fuhr weiter, indem er in demselben Augenblick vor einem Landgeistlichen, der des Weges daher kam, die Mütze abnahm.

Es war ein wohlgenährter Priester, der eine Brille trug, und dessen graue Haare spärlich unter dem breitrandigen Hute hervorguckten. Seine Augen ruhten auf dem Breviarium, das er in der Hand hielt, während seine Lippen unablässig lateinische Sätze murmelten.

„Ich möchte nur wissen, ob der Pfaffe Guillaumes letzte Worte gehört hat," sagte Brand Royston für sich, als des Priesters Schritte in der Ferne verhallten, — „indeß — es ist im Grunde ganz gleichgiltig."

Es war jedoch nicht gleichgiltig. Brand Royston würde vor Schreck zusammengesunken sein, wenn er hätte ahnen können, mit welchen Bemerkungen der fromme Vater in diesem Augenblicke seine lateinischen Bibelsprüche unterbrach.

„Du bist aufgescheucht und bereitest deine Gegenminen vor. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Unter diesen frommen Betrachtungen blickte der Priester über sein Breviarium hinweg, während seine Züge sich zu einem eigenthümlichen Lachen verzogen, bei welchem ein Paar Reihen weißer Zähne sichtbar wurden — Zähne, wie sie auch jener Wilddieb besaß, der Brand Royston den Fasan verkauft hatte, Zähne, wie sie auch Monsieur Durbec aus der Rue Jerusalem sehen ließ, wenn er lachend unter seinen Freunden und Bekannten saß.

Doch der Priester sah schon wieder so ernst aus, wie zuvor, als ein vorübergehender Bauer ehrerbietig den Hut zog. Er nickte mit väterlichem Wohlwollen und spendete mit salbungsvollem Tone seinen Gruß.

Brand Royston hatte den „Pfaffen" mit den Blicken verfolgt, bis eine Biegung des Weges ihn seinem Gesichtskreise entzog. Die Erscheinung des Mannes war ihm neu; er hatte diesen Geistlichen, der offenbar zu einem der entfernteren Dörfer gehörte, nie gesehen; dennoch waltete hier eine Aehnlichkeit, die er sich nicht zu erklären vermochte. Er dachte nicht geradezu an den einäugigen Wilddieb, der ihm vorhin begegnet war, diesem glich der stattliche Priester am allerwenigsten. Aber auch der beste Schauspieler kann nicht alle seine Rollen so scharf auseinander halten, daß nicht ein leiser, wiederkehrender Zug die Identität des Darstellers verriethe. Erinnerte das Gesicht des Priesters nicht möglicher Weise an den Schäfer, der am Tage vorher in seinem Ziegenpelz am Wege saß? Oder an den Postillon, der seine müden Pferde langsam am Zügel führte? Oder vielleicht an den lahmen Bettler mit dem weißen Barte? Oder gar an den Invaliden, der vor einigen Tagen in seiner fadenscheinigen Uniform vorüberhinkte?

Die Kutte macht den Mönch nicht. Wild-

dieb und Hirte, Postillon und Bettler, Invalid und Priester — es waren nur Vermummungen, unter denen sich Monsieur Durbec versteckte. Der unerschöpfliche Polizei-Agent führte gewissermaßen eine ganze Theater-Garderobe mit sich, die gut verwahrt in seinem Koffer im Hotel zum „Pfau" in Versailles lag, wo er als Weinreisender unter dem Namen Bonchamps wohnte.

Brand Royston aber ging, als der Abend anbrach, nach der Schmiede hinüber, zündete eine Cigarre an und sah eine Weile den hämmernden Männern zu; dann gesellte er sich plaudernd zu einer müßigen Gruppe, bis die vorgerückte Stunde ihn zum Aufbruch mahnte.

Er ahnte nicht, daß seine Personalbeschreibung bereits nach jedem Seehafen, nach jeder Grenzstadt Frankreichs gesandt worden, daß jeder Fluchtversuch im Voraus vereitelt — mit einem Worte: daß er im Netz war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein photographisches Sendschreiben.

(Schluß.)

Eine Extradosis Geduld, noch ein gut Stück mehr, als jeder andere deutsche Sterbliche braucht — das ist ein Haupterforderniß für den Photographen. Die Ansprüche, welche das Publicum an ihn macht, sind in der That Legion, nicht blos hinsichtlich der Hintergrundcomposition, von der schon die Rede war. Ein paar Stunden bei einem gesuchten Lichtbildner sind unterhaltend, wie die ergötzlichste Komödie.

„Gott im Himmel, wie entsetzlich stark Sie mich gemacht haben!" lamentirt keuchend eine dicke Dame, der eben zu ihrem Sonnenconterfei geholfen worden ist. „Ich habe mich schon in Oel und in Pastell malen lassen, aber weder da noch dort sehe ich so dick und so alt aus, wie auf Ihrer Photographie hier. Die kann ich nicht behalten, Sie müssen mich morgen noch ein Mal vornehmen; um zwei Uhr, Werthester."

Kaum ist die gewichtige Gnädige äußerst ungnädig aus dem Atelier hinaus gerauscht, so treten zwei fidele Burschen ein, die zusammen auf einer Platte photographirt sein wollen. Nach vielem Richten und Rücken und Schieben sind sie endlich in eine erträgliche Gruppe neben einander gestellt und der Proceß soll vor sich gehen, da brechen die beiden jungen Herrchen über die steife Rolle, zu der sie verdammt werden, in ein unbezwingliches Lachen aus und — die Platte ist gründlich verdorben. Mit drei, vier anderen geht es nicht besser, bis schließlich Bitten, Vorstellungen, Ermahnungen, selbst unterschiedliche anzügliche Redensarten die beiden Jünglinge zu einem der Bedeutung des Moments angemessenen würdevollen Ernste gebracht haben und die fünfte Platte ein leidliches Bild verspricht.

Hierauf erscheint eine junge Mutter mit ihrem Kinde.

„Glauben Sie, daß Sie von der Kleinen da ein ähnliches Porträt nehmen können?" fragt sie; „sie hat jetzt gerade laufen gelernt und ich hätte sie gern stehend dargestellt; es soll ein Geburtstagsgeschenk für meine Mutter werden."

„Aber, wenn das Kind eben erst laufen gelernt hat," remonstrirt der Künstler, „so fürchte ich, wird's nicht still stehen können, wie es nöthig ist."

„Ach ja, es wird's schon," entgegnete die Mama mit einer gewissen Muttereitelkeit. „Bitte, versuchen Sie es nur; ich hätte es gar gern so und nicht anders photographirt."

Solcher Ansprache kann der Galante nicht widerstehen. Wider all sein besseres Ermessen, gegen jede abmahnende Erfahrung macht er den Versuch, und die Sache mißglückt natürlich vollständig, denn der kleine Engel ist noch gar wenig tactfest auf seinen Beinchen und fällt gerade im kritischen Augenblick zu Boden oder findet es zweckmäßig, in die Händchen zu klatschen, wenn endlich Alles im besten Zuge ist. Nach einem halben Dutzend weiteren Versuchen, von denen immer einer unglücklicher ausfällt, als der andre, entschließt sich die betrübte Mutter, das Kind auf den Schooß zu nehmen, und da — schläft es ein, während der Künstler von Neuem hinter seinem Tuche operirt. Und so geht es mit den wunderlichsten Anmuthungen fort bis zum späten Nachmittag.

Jetzt wirst du dir ungefähr erklären, warum man nur selten einmal ein in allen Stücken gelungenes photographisches Porträt

zu sehen bekommt. So lange die erforderlichen chemischen Hülfsmittel den Photographen zu einer glasumgebenen und glasbedachten Werkstatt nöthigen, so lange er den zu porträtirenden Personen, wenn auch nur auf zwei, drei Secunden, Unbeweglichkeit auflegen und sie damit in die Unbehaglichkeit versetzen muß, welche jeder gezwungene Zustand zu verursachen pflegt — so lange werden Charakter und Ausdruck der lichtbildlichen Porträts immer viel zu wünschen übrig lassen.

Gemeinnütziges.

Für die Befestigung von Eisen in Stein hat Prof. Dr. Artus in Jena eine Masse aufgefunden, die in 48 Stunden vollständig steinartig erhärtet und sich bei Versuchen im größern Maßstab stets sehr gut bewährt hat: es ist dies eine Mischung von 5 Th. Portlandcement, 2 Th. Sand, 1 Th. feingepulvertem gebranntem (aber nicht gelöschtem) Kalk und 1 Th. Kalkbrei, d. h. mit Wasser abgelöschtem Kalk. Zunächst mischt man die 5 Th. Portlandcement mit 1 Th. vorher feinzerstoßenem gebranntem (aber nicht gelöschtem) Kalk, setzt hierauf 2 Th. Sand hinzu, mischt denselben ebenfalls mit den 2 ersten Stoffen gut durch einander, setzt zuletzt noch 1 Th Kalkbrei, also mit Wasser abgelöschten Kalk, hinzu und fügt endlich noch so viel Wasserglaslösung (es genügt ein specif. Gew. von $1,_{20}$) hinzu, daß eine starke breiartige Masse entsteht, welche dann in gewöhnlicher Weise mit dem zu befestigenden Eisen fest in die Oeffnungen an das Eisen mit einer Kelle angedrückt wird, nachdem man zuvor die Stellen oder Oeffnungen, wie auch den Theil des Eisens, der befestigt werden soll, mit einer Wasserglaslösung befeuchtet hatte.

Verschiedenes

(Aufrichtige Verehrung.) Sir Robert Peel, der bekannte englische Redner und Staatsmann, war in seiner Jugend und beim Beginn seiner öffentlichen Laufbahn in sehr mißlicher Lage. Nur die Unterstützung einfl[...] reicher Freunde, welche das große Talent [...] strebsamen jungen Mannes zu würdigen wußte[...] vermochte ihm einen Sitz im Parlamente [...] verschaffen. Bald zeichnete er sich durch sei[...] Rednergabe aus. So hielt er auch bei G[...]legenheit der Emancipationsfrage eine wunde[...]volle Rede, welche das ganze Haus in Enth[...]siasmus versetzte. Auf der Gallerie des Hauf[...] saß ein Gentleman, der von der Kraft u[...] der Begeisterung Peel's mit fortgerissen, ga[...] gegen alle Regeln des Anstandes, seinen Nac[...]bar, einen dicken, untersetzten Geschäftsman[...] fragte: „Nun, was sagen Sie hiezu, zu de[...] bleichen, ernsten Gesichte da unten?" — D[...] riß die großen, blöden Augen auf und erwiderte[...] „Das wäre wohl Alles recht gut, wenn mi[...] nur Sir Robert die 100 Pfund zahlen möcht[...] die er mir schon drei Jahre schuldig ist." — „So?" sagt der Gentleman, „und sonst habe[...] Sie an ihm gar Nichts zu tadeln?" — „I[...] Gegentheil, ich bin ein großer Verehrer vo[...] ihm." — „So?" meint der Gentleman, zieh[...] sein Portefeuille aus der Tasche, langt ei[...] Hundertpfundnote aus demselben, gibt sie de[...] Andern und sagt: „Hier sind Ihre hunde[...] Pfund; ich bitte Sie, diesem Manne nun Ih[...] volle Achtung nicht zu versagen."

(Ein Bonmot Napoleon's I.) Treffen[...] sagte der große Imperator: „Ein Kopf ohn[...] Gedächtniß gleicht einer Festung ohne Be[...]satzung."

Räthsel.

Wenn dich des Durstes wilde Qual verzehrt,
So lauschest du der Ersten mit Entzücken.
Der Zweiten Klang sah Manchen ich berücken,
Der mit des Wahnsinns Gierde sie begehrt;
Nur Weise kann sie dauernder beglücken.

Dem Ganzen ward, ob es gleich niemals spricht,
Doch mächtige Beredtsamkeit verliehen;
Ihm weicht oft machtlos das Gebot der Pflicht;
Selbst Ungebühr wird ihm zu Lieb' verziehen

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

...geln des Anstandes, seinen An... ...cken, untersetzten Geschäftsman... ...n, was sagen Sie hiezu, zu ... ...ten Gesichte da unten?" — Da... ...n, blöden Augen auf und erwider: ... wohl Alles recht gut, wenn ... ...ert die 100 Pfund zahlen möcht, ...chen drei Jahre schuldig ist." — ... der Gentleman, „und sonst haben ... gar Nichts zu tadeln?" — „Ja ... ich bin ein großer Verehrer von ... So?" meint der Gentleman, zieht ...ille aus der Tasche, langt ein ...note aus demselben, gibt sie dem ... sagt: „Hier sind Ihre hundert ...te Sie, diesem Manne nun Ihre ... nicht zu versagen."

...ort Napoleon's I.) Treffend ... Imperator: „Ein Kopf ohne ... Zeitung ohne Be...



flußs-
des
ßten,
e zu
feine
Ge-
ter-
thu-
uses
und
ganz
ach-
ann,
dem
Der
rte:
mir
hte,
—
hen
Im
den
eht
ine
dem
ert
hre

nd
hne
Be-

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 139. Mittwoch, den 21. November **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Als dem **Procureur Impérial** diese Bemerkung verdolmetscht war, lächelte er mit unendlichem Selbstbehagen. „Mademoiselle," sagte er, „ich bitte Ihren Herrn Vater in einer solchen Sache Nichts für unwesentlich zu halten. Wir haben kein Recht, das Unbedeutendste zu übersehen, denn ein Sandkorn vermag das Zünglein der Waage zu neigen. Sergeant Skinner, ein erfahrener Mann, und Ihr Herr Vetter, mein junger Berufsgefährte, werden darin mit mir übereinstimmen. Auch darf der Herr Obrist versichert sein, daß ich keinen so großen Theil der schätzbaren Zeit gebraucht hätte, wenn es nicht gegolten, den gewichtigsten Punkt der ganzen Frage festzustellen."

Der **Procureur Impérial** suchte dann unter den vor ihm liegenden Papieren, zog eines derselben hervor und nahm die Verlesung wieder auf:

„Dr. Perniets Aussage hinsichtlich des „Mittwochabend" am neunten Juli wird durch Louis Sireb, den Fuhrmann, welcher Lady Flavia Clare und ihr Gepäck vom Kloster nach dem Schlosse fuhr, so wie dessen Principal, bestätigt. Auch sind, wie ein Auszug aus dem Journal des Diligence-Bureaus von St. Germain ausweist, wirklich zwei Plätze im Coupé der Diligence für Donnerstag den 10. Juli bestellt worden, und der Conducteur hatte die Weisung erhalten, vor dem Schloßthor zu halten und die Passagiere einsteigen zu lassen." Nach einer kurzen Pause, während welcher Monsieur Duvillers-Hardouin seine Zuhörer ansah, um den Eindruck des Verlesenen zu beobachten, fügte er hinzu: „So weit ist Alles in Ordnung. Aber — und hier finden wir den Schlüssel zur Lösung — diese Plätze im Coupé sind nicht benutzt worden. Als der Conducteur an der bezeichneten Stelle hielt, sah er keine Passagiere, die auf die Diligence warteten. Nach längerer Zögerung erst kam Monsieur Royston, der Vater, ans Thor und sagte mit sichtbarer Aufregung: der Wagen möchte nur weiter fahren, da die Dame unpäßlich wäre und daher nicht reisen könnte. Doch auch hierin liegt noch nichts Verdächtiges, da die plötzliche Nachricht von Lord Mortlake's Lebensgefahr, die jähe Trennung Lady Flavia's von dem Tummelplatze und den Wächtern ihrer Jugendjahre, so wie von ihrer liebenswürdigen Freundin, der hier anwesenden Miß Amy, wohl die Gesundheit eines so zarten Mädchens erschüttern konnten. Aber am Abend desselben Tages begab sich Monsieur Royston persönlich in das Bureau der Diligence, bestellte dort Plätze auf den folgenden Tag und verrieth bei dieser Gelegenheit eine außerordentliche Aufregung, die bei seinem leidenschaftlichen Temperament sich in einer grenzenlosen Reizbarkeit äußerte. Als der Schreiber mit einigen gewöhnlichen Redensarten sein Bedauern darüber äußerte, daß das Geld für die vorher gelösten Billets nutzlos ausgegeben war, fuhr ihn Monsieur Royston mit den maßlosesten Ausdrücken an und äußerte, daß er sich bald in einer ganz veränderten Lage befinden und Niemand dann mehr wagen würde, ihn durch ein so impertinentes Mitleid zu beleidigen. Dies war um so auffälliger, als man in der Stadt wußte, daß seine Vermögensverhältnisse nicht die besten waren. Am Freitag den 11. Juli hielt alsdann die Diligence wieder vor dem Schloßthor, und Monsieur Royston, begleitet von einer dicht verschleierten Dame,

deren schönes schwarzes Haar jedoch der Aufmerksamkeit des Conducteurs nicht entging, stieg in das Coupé. Beide fuhren nach Mantes und von dort auf der Eisenbahn nach Havre. Hier ist ein Verzeichniß der Personen, welche in der Nacht des 11. Juli im Packetboot von Havre nach Southampton fuhren, sie enthält auch die Namen Brand Royston und Lady Flavia Clare.

„Es sind nun noch die von Miß Amy Ford freiwillig gemachten Aussagen, sowie die vom Capitän Royston im Delirium gesprochenen Worte in Betracht zu ziehen. Wir haben gleichfalls zu berücksichtigen, daß Sergeant Skinner, der unter der Maske eines reisenden Engländers in diesen Tagen die Cafés von St. Germain frequentirte, dort erfahren hat, daß Capitän Royston vor seiner Reise nach England geprahlt hätte, er werde eine junge Erbin heirathen, die Millionen besäße, und daß diese ihn nehmen müßte, gleichviel ob sie wollte oder nicht. Ferner legt Monsieur Royston, der Vater, eine sehr verdächtige Vorsicht an den Tag, indem er, den Bestimmungen des Gesetzes zuwider, bewaffnet umhergeht, alle Thüren verschlossen hält und seinen Dienstboten nicht erlaubt, das Haus zu verlassen. Alle diese Umstände aber," bei diesen Worten nahm die Stimme des Staatsanwalts einen fast feierlichen Ausdruck an, „führen zu der Schlußfolgerung, daß ein Verbrechen begangen, daß Etwas geschehen sein muß, um entweder eine Person für die andere unterzuschieben oder in dem Charakter der hauptsächlich betheiligten Person eine gänzliche Veränderung zu bewerkstelligen. Das Gesetz wird daher diesen Monsieur Royston auffordern, eine rückhaltslose und vollständige Erklärung abzugeben über Das, was in dem Zeitraume vom Mittwochabend den 9. Juli bis zum Freitagmorgen den 11. Juli unter seinem Dache vorgegangen ist. Und nun zur That!"

Die Meute wird losgelassen. Kaum hatte der Staatsanwalt ausgesprochen, so trat Monsieur Durbec ein. Er sagte Nichts, sondern blieb am Ende des Tisches stehen, auf Befehle wartend.

„Durbec," fragte der Procureur Impérial, „ist die Gensd'armerie in Bereitschaft und der Wagen für den Herrn Commissär zur Stelle?"

Durbec nickte bejahend.

„Sie schweigen," sagte der Procureur, „es scheint, als ob Sie noch immer bei Ihrer Meinung verharren."

„Mit Ihrer Erlaubniß, mon procureur," versetzte Durbec, „ich hätte es auf mich genommen, Monsieur Brand Royston Ihnen gebunden zu überliefern, ohne den Herrn Commissär zu bemühen und die Gensd'armerie einem Kampfe auszusetzen. Denn die Sache ist nicht ungefährlich. Ich bin zwei Mal an Monsieur Royston nahe herangekommen, und zwei Mal habe ich das Knacken eines Pistolenhahnes in seiner Tasche gehört. Wenn seine Arretirung mir überlassen bliebe —"

„Aber ich sage nein und abermals nein!" erwiderte der Procureur im entschiedensten Tone. „Wir dürfen die gesetzlichen Formen nicht umgehen. Der Commissär muß drei Mal klopfen und an den Verdächtigen die übliche Aufforderung richten. Wenn ich Ihnen folgte, Durbec, so würde ich dem Anwalt des Angeklagten eine wirkungsvolle Waffe in die Hand geben. Es würde heißen, man habe den Code Napoleon freventlich verletzt und den Angeklagten in seinem Hause um Mitternacht überfallen. Was wir thun, muß in aller Form geschehen."

Charles Ford hatte unterdessen bald den Procureur, bald Durbec angesehen und fragte zuletzt, ob man wirklich damit umgehe, den alten Royston sofort zu verhaften?

Der Procureur lächelte über die Ueberraschung des jungen Mannes und bestätigte, daß es sich so verhielt.

Alsbald flüsterte Amy ihrem Vater Etwas in's Ohr; sie war blaß und ihre Augen füllten sich mit Thränen, so daß der Obrist den Sergeanten Skinner bitten mußte, für dies Mal als Dolmetscher zu interveniren.

„Sagen Sie dem Herrn Staatsanwalt," sagte Richard Ford, „daß der Gedanke, so viele Häupter in Strafe und Drangsal zu bringen, meine Tochter unglücklich machte und ihr alle Ruhe raubt. Sie wünscht nur, den Ort zu erfahren, wo ihre Freundin gefangen gehalten wird — und wenn der ältere oder der jüngere Royston dies gesteht, so mag es genug sein!"

Der Staatsanwalt antwortete nicht sogleich, aber als er sprach, war es, als ob Honig von seinen Lippen fließe. „Die sehr ehrenwerthe Familie Ford," sagte er, „wird nicht vergessen,

daß die Sache einmal den Gerichten übergeben ist, und daß diese ihre, wenn auch schwere Aufgabe nicht unerfüllt lassen dürfen. Wie großmüthig und echt weiblich ich auch das Benehmen von Miß Amy finden muß, so ruft mir doch der gegenwärtige Augenblick meine Pflichten gegen den Staat und die Gesellschaft in Erinnerung. Auch leuchtet es ohne Mühe ein, daß beide Roystons, Vater und Sohn, nur dann sich zu einer Aussage über Lady Flavia's jetzigen Aufenthaltsort herbeilassen werden, wenn ihnen von vorn herein jede Aussicht auf Entweichen kurzweg abgeschnitten wird."

Der Staatsanwalt würde noch lange in dieser erbaulichen Weise fortgefahren haben, wenn nicht Pferdegetrampel und Säbelgerassel draußen hörbar geworden wären. Unmittelbar darauf trat ein Polizeidiener ein und meldete den Brigadier der Gensd'armerie.

„Monsieur Leroux, Sie sind pünktlich," sagte der Procureur, als der Gemeldete eintrat. „Sie werden also das Schloß binnen einer Stunde nach Sonnenuntergang erreichen können?"

„Oui, mon procureur," sagte der Soldat, indem er die Hand militärisch an die Stirn legte. (Fortsetzung folgt.)

Das Fallen der Blätter.

(Schluß.)

Man kann nicht ohne tiefes Interesse diese große Verschiedenheit allmäligen Vergehens betrachten. Dem aufmerksamen Naturfreunde wird sie zur Quelle langer, schöner Unterhaltung auf herbstlicher Wanderung. Einen weniger angenehmen Eindruck verursacht nur der Anblick der Eiche, von welcher ein Dichter unter Bezug auf ihre Eigenschaft als Symbol deutscher Größe mit Recht gemeint, daß sie der herrlichste unter den Bäumen sei:

„Zehrte der Wurmfraß nicht Knospen und Blätter ihr ab!"

Zäh' wie ihr Leben haftet auch ihr verdorrtes Laub am Zweige; nur einiges ist gefallen. Der Eichenhain gewinnt dadurch aber selbst im Winter Nichts; wie eine dahingeschwundene Größe starrt der Eichenbaum in die eisige Luft hinaus. Erst der jugendlich schwellenden Knospe des Frühlings weicht das Laub, ein häßliches Bild des Todes neben dem lebendigen Grün der jungen Blätter. Auch die Weißbuche gesellt sich hiezu. Die Hainbuche (Carpinus petulus) hat zum Wenigsten, wie die Linde, ihre blattreiche Fruchttraube behalten. Wie ganz anders aber der Wipfel, der sein Laub willig herabschüttelte. Er hat die Pflanzenkeime der Erde damit bedeckt, eingehüllt gegen die tödtende Kälte des Winters, hat dem Thiere des Waldes ein weiches Bett, der künftigen Pflanzenwelt einen neuen, fruchtbaren Boden durch sein verfaulendes Laub bereitet. Es ist der natürliche Dünger der Natur, darum so wichtig für die Forstcultur, daß man es dem Forstwirth nicht verargen kann, wenn er mit milder Strenge gegen das Einsammeln des Laubes eifert, um den ihm anvertrauten Wald zu Aller Nutzen zu schützen.

Nur eine geringe Anzahl von Bäumen und Sträuchen bewahrt ihr grünes Laub für lange Zeit. Sie haben sich den poetischen Namen der „immergrünen" damit erworben. Die alte Zone kennt dergleichen nur in den Nadelbäumen, die gemäßigte auch in der Stecheiche (Ilex Aquifolium). Der Süden Europas ist reicher daran; Lorbeer, Oleander, Myrthen, Steinlinden, Korkeichen, sowie viele andere Bäume und Sträucher gehören zu ihnen. Der tropische Urwald dagegen, so scheint uns meist, ist das Urbild ewigen Frühlings. Doch nein! auch er besitzt seine Bäume mit alljährlich fallendem Laube. So die riesigen Wollbäume (Bombax), der Grünhart Surinams (Bignonia leucoxylon), eine schöne Liane, die Gattungen Erythrina, Cedrela u. s. w. Die Entlaubung vollzieht sich beim Eintritt der trockenen Jahreszeit, also umgekehrt wie bei uns. Auch außerdem wie verschieden! Kaum sind die Blätter gefallen, so treiben auch schon die meisten der entlaubten Wipfel ihre Blüthenschaaren hervor. Auch bereits im Süden Europas ist die Zeit zwischen der Entlaubung und Entfaltung der Knospen nur eine kurze.

Weniger bedeutsam für Landschaft und Naturgenuß, aber doch interessant für die Lebensgeschichte der Pflanze ist die Bemerkung, daß einige Bäume selbst ihre letztgebildeten Zweige im Herbste abwerfen, so das cypressenverwandte Taxodium distichum und die Pappel

„am staubigen Wege,“ welche ihre Zweige ins Blau aufstreckt:

„Recht wie ein Parvenü, Schatten doch spendet sie nicht.“

Auch hierin entfaltet sich eine eigene Schönheit. Wie das gefallene Blatt, besitzt nicht minder der abgeworfene Zweig seine Gelenkfläche. Kleinere Stiele sind ihm vergegangen, und jeder hat seine wulstige Narbe zurückgelassen. Dadurch greift allerdings die Erscheinung wiederum in die Physiognomie des Baumes ein. Die vielen Narbenflächen verleihen dem entlaubten Wipfel eine knotige, runzliche Tracht, die vielfach auf das beschauende Auge, dem die Ursache verborgen blieb, zurückwirkt. Auch den jungen Stämmen verleihen die Blattnarben eine Oberfläche mit jener regelmäßigen Stuccatur, die uns bei Nadelbäumen, besonders bei den stolzen Araucarien Südamerikas, bei den Palmen, baumartigen Farren 2c. so ungemein charakteristisch entgegentritt.

Neben dem sterbenden Blatte entwickelt sich auch schon die Knospe für den nächsten Frühling. Der Dichter meint, der Herbst sei eine schöne Lüge. Er ist vielmehr der beginnende Frühling, der nur noch unter der rauhen Hülle des Winters seine erste Jugend verschläft. Des Frühlings erste Knospen sind unter den Sonnenstrahlen des Herbstes geboren. Um aber den Frühling möglich zu machen, muß eben das Blatt des Herbstes untergehen. Die langsamer und geringer gewordene Ernährung kommt nur noch der jungen Knospe zu Gute, sie schwellend und in schützende Decken hüllend. Das Blatt hat seinen Kreislauf vollendet, macht dem neuen Platz und — fällt, doch nicht, ohne vorher noch der jungen Knospe ein treuer Schutz gewesen zu sein.

So zeigt sich uns das Fallen der Blätter als die Offenbarung neuen Lebens, neuer Schönheit. Der Baum hat keinen Grund zur Klage; in neuen Knospen trägt er schon wieder neue Blätter, die Verheißung des kommenden Frühlings.

Lebensphilosophie.

Je höher und glänzender die Stufe ist, auf welche der Mensch von dem Schicksale gestellt wird, desto einsamer steht er da, und desto frostiger ist die Luft, die ihn umweht. Die Gipfel der hohen Berge schimmern und glänzen herrlich in der Ferne, aber klimmt man hinauf zu ihnen, so sieht man auf Schnee und Eis, welchem nur das Morgen- und Abendroth einen flüchtigen, trügerischen Rosenschimmer leiht. Sucht man nach Lauben von Rosen und Myrthen, so muß man hinabsteigen in ein stilles, glanzloses Thal.

Du bist von dem Dasein deines eigenen Geistes überzeugt, weil du überzeugt bist, daß du in der Welt bist: und doch kannst du dir von dir selbst und deinem geistigen Ich keine bildliche Vorstellung machen. So ist Gott. — — Er bleibt der lebendige Urgeist des großen Alls der Natur.

Laß den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muß wagen,
Leben gelt' es, oder Tod!
Laß die Woge donnernd branden,
Nur bleib' immer, magst du landen,
Oder scheitern, selbst Pilot!

Verschiedenes.

(Ein Zwillings-Ehepaar.) Vor einigen Tagen, so schreibt man aus Berlin, hat sich hier ein gewiß sehr seltener Fall ereignet. Ein Brüder-Zwillingspaar hat sich nämlich mit einem Schwester-Zwillingspaar verlobt. Die glücklichen Brüder sind vermögend und beide stattliche Gestalten; die Schwestern-Bräute von der Mutter Natur ebenfalls reichlich bedacht. So wie die Brüder, sehen sich auch die Schwestern täuschend ähnlich, und die Kleidung ist bei jeden Zwillingspaaren ganz gleich, so daß dieses Zwillings-Brautpaar bei seinen Spaziergängen durch die Stadt allgemeines Aufsehen erregt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 140. Freitag, den 23. November 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick trat auch der Polizei-Commissär ein. Er war von seinem Schreiber begleitet, einem magern Menschen in abgetragenen Kleidern, der eine Rolle Papier, eine Dintenflasche und ein Bund Federn, sowie das Siegel des Bureaus mit sich führte, um an Ort und Stelle, wenn nöthig, sofort ein Protokoll aufnehmen zu können.

„Der Wagen wartet, Herr Commissär!" meldete ein Polizeidiener.

„Ist Chardon mit seinen Geräthschaften bereit?" lautete die nächste Frage. Der Polizeidiener antwortete bejahend.

„Brrrr!" sagte der Commissär, indem er seine Handschuhe anzog. „Es ist kalt; draußen wird Einem das Mark in den Knochen gefrieren. Sie haben es gut, Herr Staatsanwalt, Sie warten ruhig, bis Ihnen Monsieur Royston gebracht wird — wir aber müssen ihn holen." Er belohnte sich für diesen Spaß mit einem überlauten Lachen, in welches sein Schreiber pflichtschuldigst einstimmte.

Jetzt erhob sich Monsieur Duvillers-Hardouin und sah nach der Uhr.

„Herr Commissär," fragte er, „Ihre Leute sind jetzt auf ihren Posten?"

Der Commissär sah nach der Bureau-Uhr.

„Jetzt ist das Haus umstellt," lautete seine Antwort. „Entkommen ist unmöglich."

Amy überlief es eiskalt, als sie diese Worte hörte. Diejenigen, von denen hier so kaltblütig gesprochen wurde, galten den Männern des Gesetzes, wie das umstellte Wild den Jägern, und doch waren es Menschen, wenn auch wahrscheinlich Missethäter. Sie konnte es nicht ertragen, daß sie zuerst, ohne zu wollen, diese grausame Hetzjagd veranlaßt hatte, und eilte mit flehender Miene auf ihren Vater und Charles zu.

„Geht mit ihnen, Papa, Charles," bat sie mit aufgehobenen Händen, „sprecht gütig mit dem irregeleiteten Mann, wenn er Widerstand leisten sollte. Sagt ihm, er sollte sich ergeben, wir wollten nicht wider ihn zeugen, wenn er nur Flavia herausgäbe! — Ihr wollt nicht?"

Der Obrist schüttelte traurig den Kopf. „Die Gerechtigkeit läßt nicht mit sich unterhandeln, mein Kind," sagte er, „diese Leute müssen ihre Pflicht thun. Ich kann nicht dazwischen treten."

„Ich will mitgehen!" sagte Charles Ford entschlossen, und Amy's seelenvoller Blick dankte ihm für seine Bereitwilligkeit.

Unterdessen war es draußen lebhafter geworden. Vor dem Polizei-Bureau hatten sich vier berittene Gensd'armen eingestellt, von denen einer das Pferd des Brigadiers Leroux am Zügel hielt. Wenige Schritte davon hielt ein zweispänniger Wagen mit zwei Polizeidienern auf dem Bocke, von denen einer die Zügel führte. Daneben stand ein Polizeibeamter und diesem zur Seite ein stämmiger Handwerksmann mit Schmiede- und Schlossergeräthen.

Gleich darauf trat der Commissär, von seinem Schreiber und einem andern Beamten begleitet, aus der Thür. Der Wagen fuhr vor, und die Herren von der Polizei stiegen ein. Ihnen gesellten sich Dubbec und Sergeant Skinner und der Schlosser zu, und da Charles Ford um Erlaubniß bat, der Expedition beizuwohnen, so wurde auch für ihn durch Rücken und Drängen ein Plätzchen freigemacht.

Obrist Ford und seine Tochter standen auf der Treppe vor dem Polizei-Bureau und sahen nicht ohne Besorgniß Charles sich an der gewagten Unternehmung betheiligen. Amy hätte ihn in diesem Augenblick zurückrufen mögen, wenn nicht eben die Angst ihre Lippen gefesselt hätte.

Die Sonne war untergegangen, nur noch ein verschwindender rother Lichtstreif zeigte sich am westlichen Himmel und warf einen matten Schein auf den Schnee, der Straßen und Dächer bedeckte.

„Glückliche Reise!" rief Monsieur Duvillers-Hardouin aus dem Fenster. Die Peitsche knallte und fort rollte der Wagen.

„An der Brücke treffen wir uns!" rief der Commissär, schnell das Wagenfenster öffnend, dem Brigadier zu.

„Bien, Monsieur!" erwiderte Leroux. Kaum hatte sich der Wagen in Bewegung gesetzt, als auch der Brigadier sich in den Sattel schwang und nach kurzem Commando das Reiterhäuflein davonsprengte.

Der Löwe in seiner Höhle.

Der Wagen hielt an der Brücke, derselben Brücke, wo vor zwei Tagen Brand Royston nach etwaigen Vorboten eines heraufziehenden Unwetters ausgeblickt hatte. Er konnte Nichts entdecken, obgleich sich schon finstre Wolken über seinem Haupte zusammenzogen, und jetzt brauste es mit Sturmeseile wider ihn heran, verheerend und vernichtend — keine Rettung war möglich.

Bald darauf hörte man Hufgetrappel. Es war die kleine Schwadron unter Anführung des Brigadier, die sich alsbald mit den Insassen des Fuhrwerkes an der verabredeten Stelle vereinigte. Sie hatte noch eine unbedeutende Strecke bis zum Schloßthor. Dort stiegen die Gensd'armen ab, die Uebrigen verließen den Wagen. Ein bereitstehender Polizeidiener näherte sich dem Commissär. „Etwas Neues, Martin?"

„Nichts. Die Zugänge sind besetzt, das Haus ist überall umstellt."

Die Zügel der Pferde werden in einander geschlungen, und Martin übernimmt deren Bewachung.

Die eisernen Thore fand man, da die Schlösser verrostet waren, nicht verschlossen. Sie knarrten in den Angeln, als sie geöffnet wurden, und die Gensd'armen und Polizeibeamten betraten den Vorhof des Schlosses des Roches, mit ihnen Charles Ford, Sergeant Skinner und Durbec.

„Pst," flüsterte der Letztere, indem er die beiden Engländer bei Seite zog, „kommen Sie mit mir, Sie brauchen Ihren Kopf nicht auf's Spiel zu setzen. Was mich betrifft, so wasche ich meine Hände in Unschuld! Die den Wein gezogen haben, mögen ihn trinken! Im Uebrigen brauche ich nicht mehr zu beweisen, daß ich kein Feigling bin."

Monsieur Durbec begleitete diese Worte mit sehr lebhaften Gesten; es war ihm offenbar nicht recht, daß sein Plan, sich ins Haus zu schleichen und sich des schlafenden Brand Royston zu bemächtigen, nicht durchgedrungen war. Er hatte daher beschlossen, sich dies Mal nur als Zuschauer zu betheiligen. Doch kaum hatte er ausgesprochen, als zur großen Ueberraschung Aller das Wiehern eines der Pferde vom Stalle aus erwidert wurde. Augenblicklich begaben sich Polizei-Beamte dahin und waren sehr erstaunt, in der verödeten Remise einen Wagen, in dem verfallenen Stalle zwei Pferde und einen jungen Burschen zu entdecken, der in einen Schafpelz gehüllt auf einem Strohhaufen schlief. Der arme Kerl war nicht wenig verdutzt, als er sich beim Erwachen von Polizeidienern umringt sah. Nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, sagte er bereitwillig aus, daß er in Diensten eines Wagenbesitzers stehe, und daß Brand Royston von seinem Herrn Wagen und Pferde gemiethet und auf Montag um 3 Uhr bestellt hätte, daß er, Paul Peter Lobucheau, sich pünktlich eingestellt, von Monsieur Royston aber ihm befohlen wäre, zu warten, da er des Wagens vor Dunkelwerden nicht bedürfte, und daß ferner Monsieur Royston ihn reichlich mit Speise und Wein versehen hätte, welches letztere die Ursache seines festen Schlafes gewesen sein müsse."

Durbec lachte verstohlen, indem er mit Charles und Skinner den Stall verließ und sich mit Beiden in den Schatten einer an das Haus stoßenden Lindengruppe begab. „Der gute Monsieur Royston wollte sich davon machen und uns ein leeres Nest hinterlassen," sagte er, „aber er wäre nur bis Nantes, höchstens

bis Havre gekommen. Doch jetzt geben Sie Acht! Der Herr Commissär tritt seine Functionen an."

Der Commissär stand jetzt zwischen seinem Schreiber und dem Schlosser vor der Hauptthür des Schlosses. Die Fenster waren dunkel, und die Läden des Unterhauses geschlossen. Kein Licht, kein Laut. Es war wie ausgestorben. Alsbald zog der Commissär die Hauptglocke und hob den Thürklöppel, dessen sofortiges Niederfallen in dem verödeten Hause in einem hohlen Wiederhall verklang. Weder das Klingeln, noch das Klopfen wurde beachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Traubenkrankheit und die Bodenverhältnisse in Bezug auf Weinbau.

Wenn irgend ein Gegenstand auf dem weiten Felde der Naturwissenschaften Stoff zum Denken und Enträthseln bietet, so ist dies gewiß auch der Fall bei jener Erscheinung auf dem Gebiete des Weinbaues, welche ihren Weg, wie der letztere selbst, über den Orient, über Klein-Asien, Griechenland, Frankreich und Spanien zu uns genommen hat — die Traubenkrankheit. — Was sich bei der wissenschaftlichen Behandlung bezüglich der Frage ihrer Entstehung, Verbreitung u. s. w. bis jetzt heraus buchstabiren ließ, besteht vielleicht einfach darin, daß der zerstörende Factor, der bekannte Pilz, eine Schmarotzerpflanze ist, welche dem Geschlechte der Kryptogamen (Geheimblüthler) zugehörend, oft früher, oft später auf der sich bildenden Frucht des Weinstocks ansetzt und so seine verheerende Wirkung äußert. Unter dem Mikroscop betrachtet, sind nämlich keine Befruchtungswerkzeuge zu erkennen, wie bei anderen Pflanzen; daß eine Befruchtung nichtsdestoweniger stattfindet, dafür gibt uns die ungemeine rasche Weiterverbreitung des Pilzes, sowie die vollkommene Zerstörung der befallenen Traubenbeeren, da wo die geeigneten Gegenmittel nicht in Anwendung kommen, den schlagendsten Beweis.

Um nun von der Wirkung auf die Ursache zu kommen, versuchte man allerdings, wohl auch aus dem Grunde, daß die Traubenkrankheit früher nur vereinzelt oder gar nicht vorkam, diese einer eigenthümlichen Disposition des Bodens, hauptsächlich einer Verarmung desselben an den zur normalen Entwickelung des Weinstocks nothwendigen Nährstoffen zuzuschreiben, was bei Feldern, welche schon Hunderte von Jahren der Weincultur dienten, sehr leicht zu erklären wäre. Männer, die zu den größten Capacitäten im Fache der Naturwissenschaften gehören, versuchten wenigstens schon ihre Ansichten über die Ursache dieser Pflanzenkrankheit in der Weise geltend zu machen, daß sie lediglich in einer Verarmung derjenigen Substanzen ihren Grund habe, welche der Weinstock zu seiner normalen Entwickelung vom Boden verlangt.

Der Boden ist nichts Gleichbleibendes, er befindet sich vielmehr in einer langsam, doch stetig fortdauernden Veränderung seiner eigenen Bestandtheile, welche letztere unter dem Einflusse der elementaren Kräfte, der Atmosphäre, dem Wasser, der Sonne u. s. w. vor sich geht. Durch die Cultur werden jedoch diese Veränderungen wesentlich verstärkt, durch die Bearbeitung des Bodens, sowie durch Anpflanzung desselben, machen wir uns die Atmosphäre mit ihren zersetzenden und an organischer Nahrung bereichernden Bestandtheilen dienstbar, durch die Düngung vermehren wir den Gehalt des Bodens an denjenigen Bestandtheilen, welche beim Stalldünger z. B. in dem Futter, von welchem er abstammt, enthalten waren.

Der Ackerbau Treibende wird jedoch eher im Stande sein, die Kraft seines Bodens durch genügenden Futterbau, Fruchtwechsel u. s. w. derart im Gleichgewichte zu erhalten, daß eine Verminderung der Fruchtarbeit resp. eine Verschlechterung des chemischen Bestandes seines Grund und Bodens nicht so bald eintritt, als dies bei den sich stets gleich bleibenden Anforderungen des Weinstocks auf die zu seinem reichlichen Wachsthum nöthigen Nährmittel der Fall ist. Tritt aber in Folge dessen hauptsächlich in Böden, welche schon lange her zum Weinbau benützt waren, eine derart ungünstige Veränderung der Bodenbeschaffenheit resp. seiner Fruchtbarkeit ein, so wird dieselbe in ganz anderen Sympto[illegible] zu Tage treten, als in denjenigen der Tra[illegible] Solche Weinberge geben in d[illegible] auf einige Jahre lohnende Er[illegible] frühe, treiben schlechtes Hol[illegible] halb alsbald wieder u[illegible]

An der Hand der Naturwissenschaften, hier speciell der Chemie, muß sich dem denkenden Weinproducenten, für die Zukunft des Weinbaues, nachdem er weiß, welche Pflanzennährstoffe der Anbau seines Productes vom Boden erheischt — ein ganz anderer Blick eröffnen. Die Düngungs- und Culturversuche, welche sich auf dem Gebiete der Agricultur so glänzende Bahn gebrochen, sie müssen oder sollten wenigstens auch bei der Weincultur in Anwendung gebracht, und ihre Resultate im allgemeinen Interesse bekannt gegeben werden. So viel steht fest, daß es jetzt schon Weinfelder gibt, welche trotz einer regelmäßigen Düngung mit dem für den Weinbau zwar unumgänglich nothwendigen Universaldünger, „dem Stallmiste," welcher leider am Gebirge vielfach auf Kosten einer Verarmung der Gemeindewälder präparirt werden muß, daß also solche Weinfelder nicht mehr den früheren entsprechende Erträge abwerfen.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Gott ist das Licht, das, selber nie gesehen, Alles sichtbar macht und sich in Farben verkleidet. Nicht dein Auge empfindet den Strahl, aber dein Herz dessen Wärme.

Das stille häusliche Glück ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können; geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeit überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund.

Verschiedenes.

(Neue Art von Verrücktheit.) Großes Aufsehen macht in Köln folgende Affaire: Die Frau eines sehr begüterten Bürgers ließ, weil ihr Mann nach langjähriger Ehe sich endlich emancipiren und in den Besitz des Schlüssels zur Kasse setzen wollte, diesen für [illegible]errückt erklären, wußte sich ein [illegible] [illegible]est zu verschaffen und die An- [illegible] treffen, welche der Abführung [illegible] anstalt vorangehen. Als die zu diesem Behufe requirirte Behörde eintraf, veranlaßte ein Nachbar eine Unterredung mit dem angeblichen Geistesschwachen, aus welcher die Polizeibehörde die Ueberzeugung gewann, daß derselbe im Vollbesitz seiner Vernunft ist. Natürlich konnte von der Uebersiedelung ins Irrenhaus nicht mehr die Rede sein, und wahrscheinlich wird der Mann sich von seiner unnatürlichen Gattin völlig emancipiren.

Der Schauspieler B., welcher im Begriffe war, seine Rolle zu lernen, wünschte ungestört zu sein und rief deßhalb seiner Dienstmagd zu: „Laß Niemand zu mir herein, ich hab' mit meiner Rolle zu thun." — Bald darauf kam Jemand, der durchaus den Herrn sprechen wollte. Das Dienstmädchen aber sagte: „Ach! bester Herr, kommen Sie doch gefälligst ein anderes Mal wieder, mein Herr hat jetzt nicht Zeit — er rollt." —

(Negerspeculation.) Im vorigen Winter hat der gesetzgebende Körper von Massachusetts 50 Dollars Strafe darauf gesetzt, wenn ein Gastwirth farbige Personen von der Table d'hôte zurückweisen sollte. Seit dieser Zeit haben mehrere Neger sich ein kleines Capital gesammelt, indem sie als Zeichen ihrer guten Anlagen zu Geschäften die Gastwirthe capituliren lassen. Sie stellen sich zur Table d'hôte ein, werden trotz des Gesetzes zurückgewiesen, berufen sich auf dasselbe und schlagen zuletzt dem Wirth einen Vergleich vor. Der Restaurateur bezahlt gerne 5, 10, auch 15 Dollar, schätzt sich glücklich, so billig vom Gast und der Strafe befreit zu sein, und der schwarze Speculant geht nach einer billigen Garküche. Das Geschäft rentirt sich.

„Nein," sagte eine zärtliche Mutter, „ich kann es nicht über mein Herz bringen, meinen Kindern wehe zu thun, und wenn ich sie wirklich einmal züchtigen muß, so chloroformire ich sie jedes Mal vorher."

Ein edler Held ist, der für's Vaterland.
Ein edlerer, der für des Landes Wohl.
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.

v. Herder.

[illegible]r, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 141. Sonntag, den 25. November 1866.

Es ist nicht Frühling mehr.

Der Herbstwind tos't, verblüht sind Ros' und Veilchen,
Der schöne Lenz entfloh, wie Träume flieh'n;
Die Flur wird öd' und öder, noch ein Weilchen,
Und dann ist weg ihr Aug' erquickend Grün.
Und kämpfet auch bisweilen noch die Sonne
Sich muthig durch der grauen Wolken Heer,
Erfüllt sie doch die Brust nicht mehr mit Wonne
Wie ehedem, denn: 's ist nicht Frühling mehr.

Wohl ist der Wunsch des Landmanns nun erfüllet,
Zur Wahrheit ward, was säend er gehofft;
Des Armen Noth und Mangel ist gestillet,
Es ist nun da, was er ersehnt so oft.
Froh läßt man sich der Fluren Gaben munden,
Und Jubelsänge schallen rings umher;
Doch wahrer Frohsinn ist schon längst entschwunden,
Fort ist der Lenz, es ist nicht Frühling mehr.

O schöner Traum, des Lebens Frühlingstage,
Wie oftmals ruft auch dich der Mensch zurück;
War auch der Lenz ein Kampf mit Müh' und Plage,
Und ist errungen nun im Herbste Ziel und Glück,
Ist auch erfüllt sein ew'ges Sehnen, Hoffen,
Ward Wahrheit auch der goldnen Träume Heer:
Es mundet nicht der Freudenkelch, denn offen
Klagt ja sein Herz: Es ist nicht Frühling mehr.

Ja selbst das Herz, dem keine Rose blühte,
Dem Dornen nur der holde Lenz gebar;
Das feurig stets für's Edle, Schöne glühte
Und nun sich sieht der gold'nen Hoffnung baar,
Es denket doch noch seiner Jugend Tagen,
Und waren sie auch noch so freudenleer;
Es wird sich trotz der Jugendleiden sagen:
's ist nimmer schön, es ist nicht Frühling mehr!

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Nach einem flüchtigen Blick auf die Gens'd'armen und bereitstehenden Polizei-Beamten klopfte jetzt der Commissär drei Mal an die schwere eichene Thür und rief unmittelbar darauf:

„Oeffnet, im Namen des Gesetzes!" — Vergebens.

„Es war die erste Aufforderung!" sagte er laut, zu seinen Leuten gewendet. Er wiederholte dieselben Worte, aber Alles blieb finster und stumm, wie das Grab. — Eine längere Pause folgte.

„Horch!" flüsterte Durbec seinen Begleitern zu. „Die letzte Aufforderung folgt. Der Vorhang wird bald aufgehen, und Sie mögen mir dann sagen, wie Ihnen das Stück gefällt!"

„Oeffnet, im Namen des Gesetzes!" rief der Commissär zum dritten Male, und zwar ebenso vergeblich, wie vorhin.

Der Schlosser hielt seine Werkzeuge bereit. Es war eine bittere Kälte, aber dennoch nahm der Commissär seinen Hut ab und wischte den Schweiß von der Stirn. Alle schwiegen. Man hörte Nichts, als das leise Klirren der Waffen.

Da plötzlich erhob der Commissär seine laute Stimme:

„Auch der dritten Aufforderung ist nicht Folge geleistet worden. Kraft der mir übertragenen Macht befehle ich, die Thür zu erbrechen!"

Unverzüglich trieb der Schlosser mit schweren Hammerschlägen die scharfe Spitze einer langen Brechstange zwischen Thür und Pfosten. Ein

Polizei-Beamter und ein Gensd'arm unterstützten ihn bei dieser Arbeit, indem sie die Stange mit ihren kräftigen Händen hielten.

Aber unterdessen öffnete sich plötzlich einer der Fensterläden, und zwei Schüsse wurden rasch nach einander abgefeuert. Das Klappen der Fenster und das dumpfe Echo der Schüsse, die durch die Räume des wüsten Hauses klangen, bildeten einen so grausigen Contrast zu der vorhergehenden Todtenstille, daß auch die Unerschrockensten sich eines leisen Bebens nicht erwehren konnten. Der blaue Pulverdampf verzog sich langsam, und es stellte sich heraus, daß Niemand verwundet war.

Monsieur Durbec aber schüttelte den Kopf.

„Er hat absichtlich zu hoch gehalten," sagte er leise, „das nächste Mal wird er nicht fehlen!"

Und in der That, als die Bemühungen, die Thür zu erbrechen, fortgesetzt wurden, zuckte wieder ein Doppelblitz durch die Nacht, und der Gensd'arm, welcher die Stange hielt, schrie plötzlich laut auf. „Ich bin verwundet," stöhnte der arme Bursche, in den Schnee sinkend, der sogleich vom Blute roth gefärbt wurde.

„Feuer! Feuer auf das Räuberpack!" commandirte sogleich der Brigadier Leroux, indem er auf das kurz vorher geöffnete Fenster zeigte. Augenblicklich krachte eine Gewehrsalve gegen die bezeichnete Stelle. Zerbrochenes Glas und zertrümmertes Holzwerk prasselten mit unheimlichem Geräusch herab auf den hartgefrorenen Schnee — aber gleich darauf ließ sich ein höhnisches Gelächter hören, das von vier Schüssen aus einem andern Fenster begleitet wurde. Die Luft füllte sich mit Pulverdampf und die lauten Rufe der Beamten und Gensd'armen vermischten sich mit den donnerähnlichen Schlägen des Hammers und der zusammenbrechenden Thür.

„Es sind ihrer zwei," bemerkte Durbec, „Capitän Royston ist auch dabei."

Die Polizei-Beamten hielten sich wacker. Sogar der Commissär, dessen Beruf durchaus kein kriegerischer war, wich nicht vom Platze und feuerte zu neuen Anstrengungen an, während von den Uebrigen ein beständiges Feuer gegen die Fenster des obern Stockwerks unterhalten wurde.

Da drangen plötzlich gellende Frauenstimmen aus dem obersten Stock des Schlosses durch den wilden Lärm. Mit beschleunigter Anstrengung wurden jetzt Stange, Hammer, Meißel und Axt in Bewegung gesetzt. Die alte Thür fiel in Trümmer — aber ein neues Hinderniß hemmte das Eindringen. Hinter der stürzenden Thür erhob sich eine improvisirte Barrikade von mächtigen Holzstücken und Möbeln und sperrte den Weg. Doch die Erbitterung über den unerwarteten Widerstand war mächtiger, als jedes Hinderniß. Die Angreifenden waren von Wuth und Schrecken entflammt, ihr Blut glühte in Fieberhitze. Einige von ihnen waren leicht verwundet, während auf dem Vorhofe der Zuerstgetroffene sich in unerträglichen Schmerzen krümmte. Das Schießen wurde immer lebhafter, der Pulverdampf immer dichter.

„Vorwärts, Kinder!" rief Leroux, indem er den Säbel schwang. Sein Hut war ihm vom Kopf geschossen worden, und das Blut rann ihm aus einer Streifwunde über die Backen. Aber er achtete diese leichte Verletzung nicht. „Mann an Mann!" schrie er mit Löwenstimme, und die Eindringenden schlossen sich dicht an einander, um sich gegen die aufgethürmte Holzmasse zu stemmen — als plötzlich ein Gensd'arm schwer getroffen mit der Hand nach dem Herzen fuhr, zurücktaumelte und dann sich überschlagend niederstürzte.

„Ist es schlimm?" fragte Leroux, indem er sich über ihn beugte.

„Mein Packet für jene Welt ist geschnürt!" antwortete der Gensd'arm, indem er zu lächeln versuchte.

Halb wahnsinnig über den Anblick ihres gefallenen Kameraden, warfen sich jetzt die Uebrigen mit übermenschlichem Kraftaufwande gegen die aufgeschichteten Holzmassen und erzwangen einen Weg über die Trümmer der Barrikade. In unwiderstehlichem Drange folgte ihnen Charles Ford, hinter ihm Durbec und Skinner. Es war nicht, als ob es eine einfache Verhaftung vorzunehmen gälte, sondern als ob eine Festung zu erobern wäre.

Mitten in dem Getümmel faßte plötzlich Durbec die Hand des jungen Engländers, indem er schweigend, aber mit beredtem, warnendem Blicke aufwärts nach der Gallerie deutete.

Dort oben am Ende der breiten Steintreppe stand die hohe Gestalt Brand Royston's, mitten aus dem Pulverdampf hervorragend. Er glich einem wüthenden Riesen, als er mit weitgeöffneten blutunterlaufenen Augen auf die Angreifer herabblickte und, die geballte Faust hoch erhebend, die Absicht ferneren Widerstandes andeutete. Neben ihm war seine doppelläufige Flinte an einen Pfeiler gelehnt, während zu seinen Füßen ein mit Kupferreifen beschlagenes Fäßchen stand. Er hob das Fäßchen auf und war gleich darauf bemüht, eine Lunte daran zu befestigen, deren angezündetes Ende röthlich durch den lichten Pulverdampf leuchtete. Mit der Miene eines Wilden hielt er dann das Fäßchen mit ausgestreckten Armen hoch empor und rief Denen, die bereits den Fuß auf die unterste Stufe der Treppe gesetzt hatten, mit donnernder Stimme zu:

„Noch einen Schritt, und ich sende euch mit mir zum Teufel!“

Daß das Fäßchen Pulver enthielt und daß Brand Royston in der Raserei der Verzweiflung seine Drohung verwirklichen würde, war nicht zu bezweifeln. Alle wichen zurück. „Zu Boden!“ rief Einer, und die Meisten warfen sich platt auf den steinernen Fußboden.

„Das rettet euch nicht!“ rief Brand Royston, dessen Augen unheimlich wie im Irrsinn funkelten. Gleichzeitig hörte man wieder das Geschrei der Frauen, deren Hilferuf herzzerreißender als vorher ertönte. Leroux ermahnte mit lautem Rufe seine Mannschaft, unerschrocken vorzudringen — es war eine schaurige, wüste Scene. (Fortsetzung folgt.)

Die Traubenkrankheit und die Bodenverhältnisse in Bezug auf Weinbau

(Schluß.)

Für den Boden als Culturerde sind gewiß die organischen Gemengtheile, die sog. Humussubstanzen, welche sich durch die Verwesung von Pflanzenresten (Stalldünger) erzeugen, von hoher Bedeutung, denn es ist bekannt, daß sie wichtige Helfershelfer bei der Bodenbildung, d. h. der Zerkrümmlung und Zersetzung jener unorganischen Stoffe sind, deren die Pflanze zu ihrer normalen Entwickelung bedarf. Allein wo also mancher Boden, trotz regelmäßiger Düngung mit gutem Stallmiste, dennoch nicht mehr die dem Kostenaufwande der Düngung, Bearbeitung u. s. w. entsprechenden Erträge liefert, da wäre entschieden auf eine andere Art und Weise zur Bereicherung des letzteren an den ihm sehr oft fehlenden — unorganischen oder mineralischen Stoffen zu denken. Kali in erster und Phosphorsäure in zweiter Linie wären gewiß neben dem sich aus Stallmiste ergebenden Ammoniak, dem in weiterem Zersetzungsprocesse sich bildenden Humus u. s. w. als Hauptanforderungen an einen guten Weinbergboden für eine reichliche Ernährung des Weinstockes zu betrachten.

Man mache daher auf dem Felde der Düngungs- und Culturversuche größere Anstrengungen, als dies bisher der Fall war, um vielleicht die größeren Kosten, welche durch eine öftere Umarbeitung (resp. Rotten) des Bodens erwachsen, durch kleinere zu ersetzen. Man zieht vielleicht den Nutzen daraus, daß man durch geeignete Düngung, Bodenmeliorationen u. s. w. das Bodencapital erhöht, anstatt es zu schwächen. Man sieht vielleicht, daß die dem Weinbergboden neben den genannten mineralischen Stoffen unumgänglich nothwendig zuzuführenden organischen Substanzen, d. h. der Stalldünger von erhöhter Wirksamkeit sein werden. Darum versucht, geprüft und das Beste im allgemeinen Interesse mitgetheilt!

Um nun schließlich auf die Traubenkrankheit zurückzukommen, so gehört dieselbe nach den gemachten Erfahrungen auf dem praktischen Gebiete der Weincultur gewiß nicht in jene Kategorie von Krankheiten, welche, wie schon bemerkt, durch eine Verarmung des Bodens, sei es an Kali oder anderen für den Weinstock nothwendigen Pflanzennährstoffen, veranlaßt werden; — die kräftigsten und üppigsten Stöcke, sowie Felder in der ersten Weinberganlage, werden sehr oft am stärksten davon befallen. Die Krankheit, sie mag sporadisch oder epidemisch auftreten, wird auch ferner keinen Unterschied zeigen zwischen den Höhe- und den sog. Niederungs- oder Frostlagen, wie dies Manche durch einseitige Betrachtung der Sache glauben. So wie es Krankheiten im Bereiche der Organischen bei Thieren und Menschen gibt und gab, welche als Seuche, Pest u. s. w. ihren Ursprung

auch nicht in dem Organismus der betreffenden Individuen haben, sondern vielmehr in dem Miasma der Luft, so verbreitet sich vielleicht, ja wahrscheinlich die Traubenkrankheit. Auch sie grassirt nur periodisch, seit sie bekannt, in manchen Jahrgängen nur ganz spurenweise oder gar nicht. Daß natürlich so lange, als sie nicht wieder spurlos verschwunden ist, zu ihrer Unterdrückung von Seiten des Producenten Alles aufzubieten ist, braucht wohl hier nicht bemerkt zu werden. Von allen bisher angewendeten Mitteln hat sich schließlich die Schwefelblüthe am Besten bewährt, rechtzeitig in Anwendung gebracht erfüllt sie bekanntlich den Zweck, gesunde Trauben von dem Pilze rein zu halten, so wie solche, welche bereits davon befallen sind, von der Luft abzuschließen und somit eine Befruchtung der Pilze und deren Vermehrung zu verhüten.

Haardt, im November 1866.

Wilh. Müller.

Lebensphilosophie.

Die Jugend ist nicht reich an Zeit; — ja, vielleicht arm. Gib sie, wie Geld, mit sparender Hand aus; zahle keinen Augenblick hin, ohne damit so viel zu erkaufen, als er werth ist.

Wir sollten es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns im freundlichen Wahne so hintaumeln läßt.

Die bösen Handlungen des Menschen werden immer in Erz verewigt; ihre Tugenden schreiben wir in Wasser.

Verschiedenes.

(Macht der Kunst.) Auf seiner letzten Kunstreise spielte Ira Aldrige den Othello in Petersburg. In der Scene, in welcher der Mohr Desdemona erwürgt, rief plötzlich ein Zuschauer aus: „Gnade, Gnade für sie, sie ist unschuldig!" Darauf sank er todt in seinen Sessel zurück. Die Erschütterung war für den Russen so stark, daß ihm ein inneres Blutgefäß riß und ihn der Schlag rührte.

Vater: „Hört einmal, Kinder, wenn man Meerrettig ißt und der beißt recht, wie muß es dann heißen? Fritzchen, wie würdest du dann sagen: er beißt mich in der Nase, oder in die Nase?" Fritz: „In der Nase." Vater: „Und du, Mariechen?" Marie: „Ich würde sagen: in die Nase." Vater: „So — warum denn so?" Marie: „Nun ja, Vater, weil meine Nase weiblich ist!"

(Papierstrümpfe.) Papierene Hemdkragen werden gegenwärtig nicht allein in den amerikanischen Staaten allgemein getragen, sondern haben sich auch in vielen deutschen Städten eingebürgert, indem sie hübsch aussehen und ungemein billig sind. Gegenwärtig dehnt man in Nordamerika die Benützung des Papiers zu Bekleidungszwecken noch weiter aus und fängt dort an, Strümpfe aus einer Mischung von Musselin und Papier anzufertigen. Sie kosten kaum so viel, als das gewöhnliche Waschgeld wollener Strümpfe.

Eine furchtbare Strafe gegen Bigamie wurde in früheren Jahrhunderten in Ungarn angewendet. Denn nach einem alten ungarischen Gesetze wurde derjenige Mann, welchen man dieses Vergehens überführen konnte, dazu verurtheilt, mit den beiden Frauen, welche er geheirathet hatte, unter einem Dache zu leben. Diese Strafe war, wie der Chronist bemerkt, so furchtbar, grausam und abschreckend für Andere, daß deßhalb nur sehr selten Fälle von Bigamie in Ungarn vorkamen.

Räthsel.

Im Ganzen liegt ein Widerspruch,
Ist drum zu rathen schwer genug.
Die Erste ruft den Freund herbei,
Die Zweite scheucht ihn frank und frei,
Das Ganze? — fein und wohlbekannt
Ein Städtlein in Westfalenland.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 142. Mittwoch, den 28. November **1866.**

Eine schöne Viper.
(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Mitten in diesem wilden Durcheinander, wo die Gefahr einer Explosion jeden Augenblick näher rückte, verlor Durbec den gigantischen Mann, der mit dem Pulverfäßchen und der Lunte eben an der Treppe stand, nicht aus den Augen. Er ließ sich ruhig auf ein Knie nieder und steckte die Hand in die Brusttasche.

„Noch einen Schritt!" schrie Brand Royston, das Pulverfaß mit beiden Händen schwingend, als er Leroux trotz seiner Drohung die Treppe besteigen sah — da zog Durbec ein Pistol aus der Brusttasche hervor — ein lauter Knall, und Brand Royston, durch die Stirn geschossen, stürzte mit lautem Aufprall hin, während das Pulverfaß die Gallerie entlang rollte. Mit Windeseile stürzte Leroux die Treppe hinauf, um die brennende Lunte noch zur rechten Zeit zu ersticken — — es war zu spät!

Ein blendender weißer Schein zuckte auf, ein jäher Donnerschlag rollte betäubend durch die weiten Räume — die Mauern wankten, Balken krachten, Decken stürzten ein, und eine Fluth von Steinen, Schiefer und Holz ergoß sich über die Untenstehenden. Die Thüren flogen auf, als ob eine Titanenhand sie aus den Angeln gerissen hätte, und die große steinerne Treppe borst mitten auseinander, während Leroux in einer Lawine von Kalk und Steinen herunter rollte.

Im ersten Stock, wo die Explosion stattgefunden hatte, war die Verwüstung am ärgsten. Von den Männern war indeß keiner zu Schaden gekommen, wenngleich die furchtbare Erschütterung Alle niedergeworfen und Monsieur Leroux über die Treppe hinabgeschleudert und wider seinen Willen zu seinen Kameraden zurückgeführt hatte. Da die Mauern nur einen Augenblick gewankt hatten, so war auch die Furcht vor dem Lebendig-begrabenwerden sofort verschwunden.

Der Dampf verzog sich, und die Trümmerstätte lag offen vor Aller Blicken. Aber eine neue Gefahr zog herauf. Eine Gardine, die sammt ihrem eisernen Halter mitten unter der Fluth der losgerissenen Gegenstände auf die Gallerie hinausgewirbelt war, brannte lichterloh, und außerdem drohten Funken und brennende Holztrümmer von allen Seiten.

Das Angstgeschrei, welches vor der Explosion vom obersten Stockwerk her laut geworden und nur vor jähem Schreck über die unheilvolle Katastrophe verstummt war, drang jetzt mit verdoppelter Kraft an das Ohr der Männer.

„Sie sind unser Lebensretter!" sagte Charles Ford, Durbec's Hand ergreifend, und Skinner und der Commissär gaben in herzlichster Weise ihre Zustimmung zu erkennen. Aber Durbec nahm diese Danksagung ziemlich gleichgiltig auf.

„Ich sagte Ihnen vorher, Herr Commissär," bemerkte er mit schlecht verhehltem Mißmuth, indem er das noch rauchende Pistol in die Brusttasche steckte, „daß Ihr Plan mir nicht gefiel. Es ist mir schwer geworden, den armen Teufel da oben wegzublasen — doch wer kann seinem Schicksale entgehen!"

Draußen vor dem Hause lagen, in wilder Verwirrung durcheinander geworfen, zerschmetterte Balken und gesprengtes Mauerwerk, zertrümmerte Mobilien, Fragmente von Fenstern

und Thüren, und mitten darunter ein unförmlicher, durch die Explosion schrecklich entstellter Leichnam.

Der Rauch des um sich greifenden Brandes füllte jetzt das Haus und drang in die entlegensten Räume. Lauter und durchdringender erhob sich auf's Neue der Hilferuf der armen Geschöpfe im obern Theil des Hauses:

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Um Gottes willen! Feuer! Das Schloß steht in Brand! Helft uns, gute Christen, oder wir verbrennen! Feuer! Feuer!“

Es war ein jämmerlich herzzerreißendes Geschrei. Hinter Schloß und Riegel im Schloß des Roches war Feuer ausgebrochen. Funken, welche aus dem ersten Stockwerk hervorsprühten und von Windstößen, unbehindert durch das zertrümmerte Haus wehend und zündend überall hin geführt, sowie der beißende Rauch, der in die entlegensten Räume drang, stellten es außer Zweifel, daß die Explosion dies neue Unheil hervorgerufen hatte. Doch war die Gefahr keine außerordentliche, falls es nur gelang, Zugang zu dem obersten Stockwerk zu gewinnen. Indessen war die Haupttreppe fast unzugänglich geworden, da die gesprengten Steinmassen sich über einander geschoben hatten und unter dem Fuße, der sie zu betreten wagte, zu weichen drohten. In den oberen Räumen war die Gefahr noch größer. Die schmale, hölzerne Treppe, welche zum Gesindezimmer führte, war in Folge der Explosion zusammengestürzt, und ihre kläglichen Ueberreste glichen den Ueberbleibseln eines Schiffes, das an scharfgezahnter Klippe seinen Untergang gefunden.

Um zu dem obersten Stockwerk, aus welchem fortwährende Hilferufe hervordrangen, zu gelangen, bedurfte es einer Leiter, und da eine solche nicht gleich zur Hand war, fürchtete man mit Recht, die Flammen möchten überhandnehmen und den unglücklichen Frauenzimmern den Tod bringen. In dieser schrecklichen Lage war das Erscheinen einer Anzahl Landleute auf der Trümmerstätte höchlich willkommen. Als diese hörten, um was es sich im Augenblick handelte, boten sie entschlossen ihre Hilfeleistung an.

Die Ankunft der Gensd'armerie und das wiederholte Schießen hatten große Aufregung im Dorfe verursacht, und als gar die donnernde Explosion vom Schlosse her gehört worden, hatte sich ein Trupp Neugieriger auf den Weg dahin begeben. Alsbald tönte der Ruf „Feuer!“ von sämmtlichen Lippen im Dorfe, die Sturmglocke wurde angezogen, und Alles gerieth in Bewegung.

Leitern, deren man so dringend bedurfte, wurden eiligst herbeigeschleppt; vom Bache bis zur Schloßthür bildete sich eine Kette von dienstfertigen Männern, und Wassereimer flogen von Hand zu Hand. Der Brigadier und die Polizei-Beamten vergaßen die erhaltenen Verletzungen und gingen den Landleuten mit gutem Beispiel voran, und der Commissär, den seine Kaltblütigkeit keinen Augenblick verließ, leitete die Anstrengungen Derer, die in seiner Nähe standen. Charles Ford und Sergeant Skinner waren die Ersten, die entschlossen auf der angelegten Leiter hinaufklommen und die hinaufgewundenen Wassereimer in die Feuersgluth leerten. Ihnen folgte eine Reihe beherzter Männer, und bald gelang es, den Brand im ersten Stockwerk zu ersticken. Doch war nicht alle Gefahr beseitigt, denn gierig leckte noch die züngelnde Flamme an den Trümmern der gesprengten Holztreppe und bedrohte unbarmherzig das Leben Derer, die sich in den obersten Räumen befanden.

Es galt den letzten und äußersten Versuch, und er gelang. Mit außerordentlicher Anstrengung glückte einigen jungen Burschen, sich auf ein hervorspringendes Ende des über ihnen liegenden, halb zertrümmerten Gebälks zu schwingen und an diesem eine Leiter mit Stricken zu befestigen. Zum Wegweiser diente ihnen dann das fortwährende Geschrei der Frauen, und bald war die rechte Thür erreicht. Sie war von außen verschlossen, doch war der Schlüssel nicht abgezogen. Es war eine schwere, mächtig mit Eisenklammern beschlagene Thür, sonst würde Grosse Jeanne, die mit einer jungen Magd dort eingeschlossen war, sie mit ihren stämmigen Armen und hartknochigen Händen ohne Zweifel erbrochen haben. Beide Märchen befanden sich in einem beklagenswerthen Zustande. Schrecken und Aufregung hatten ihre Kräfte erschöpft, ihre Hände bluteten von vergeblichen Anstrengungen, einen Ausweg zu erzwingen; ihre Stimmen, von beständigem Schreien heiser, versagten,

und ihr Gesicht war von Angstschweiß und Thränen bedeckt. Selbst bei der Annäherung ihrer Retter fuhren sie in Todesangst zusammen, und als sie in Sicherheit waren, fielen Beide in Ohnmacht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Liebig'sche Fleischextract.

Die Fabrication des Liebig'schen Fleischextracts in Südamerika hat einen solchen Aufschwung genommen, daß das Unternehmen in Fray-Bentos in Uruguay unter der Direction des Gründers, des Herrn Giebert, in den Besitz einer großen englisch-belgischen Actien-Gesellschaft übergangen ist, die im Jahr 1867 schon eine Production von 600,000 Pfund und im Jahr 1868 von nicht weniger als einer Million zu liefern gedenkt. Schon im ersten Jahr ihres Bestandes (1865) konnte die Fabrik in Fray-Bentos mit ihren 50- bis 60,000 Pfund Fleischextract nicht den hundertsten Theil der Nachfrage befriedigen, und es hat sich herausgestellt, daß der amerikanische Fleischextract mehrere hundert Diminutiv-Fabriken in Deutschland allein ins Leben gerufen hat, welche die besten Geschäfte machen, nämlich die zahlreichen Apotheken, die das Pfund bis zu 19 fl. im Detail verkaufen, ohne der Nachfrage genügen zu können. Bei der k. Hofapotheke in München liefen im verflossenen Jahr täglich 15 bis 30 Briefe mit Aufträgen auf Fleischextract ein, und manche waren so dringlich gehalten, daß sie den Artikel um jeden Preis verlangten. Diese großartige Steigerung der Nachfrage war zwar vorauszusehen, da schon seit Jahren bei dem Absatz dieses Artikels die Beobachtung gemacht wurde, daß die Kundschaft niemals wechselte, sondern sich stetig nur vermehrte; wer den Artikel einmal kennen gelernt hatte, der behielt ihn bei, trotz des hohen Preises. Bei nur einiger Bekanntschaft mit der Natur des Handels mit Nahrungsmitteln ist es einleuchtend, daß bei einem Artikel von so anerkannter Wirksamkeit eine Production von vielen hunderttausend Pfunden wie ein Tropfen in einem Glas Wasser ist. Zur Production von einer Million Pfund Extract sind, da ein Ochse ungefähr 8 bis 9 Pfund Extract liefert, etwa 175,000 Stück Hornvieh erforderlich. Am La Plata und in Brasilien werden jährlich $3\frac{1}{2}$ bis 4 Millionen Stück geschlachtet, so daß es also nirgends an Material für die Fabrication im Großen fehlen dürfte, und da ein Ochse daselbst durchschnittlich nur 50 Fr. kostet, so sind diese Länder offenbar die einzigen in der Welt, wo zu sehr niedrigem Preis der Extract fabricirt werden kann. Die englisch-belgische Actiengesellschaft wird mit einem Kapital von 500,000 Pfd. St. die Fabrik in Fray-Bentos wesentlich vergrößern und außerdem noch zwei neue Fabriken in der argentinischen Conföderation und in Brasilien errichten; sie hat um 165,000 Pfd. St. das ganze Besitzthum der Société Fray-Bentos übernommen; dieses besteht in einer Fleischextract-Fabrik mit vollständigen Maschinen und Apparaten, dem „Saladero," einem Etablissement zum Schlachten und Einsalzen der Häute, wo jährlich 60- bis 80,000 Stück Vieh geschlachtet werden, nebst vollständigen Gebäulichkeiten, Maschinen, Eisenbahn bis an den Fluß, Landungsbrücke zum Ein- und Ausladen von 3 bis 4 Seeschiffen, und ferner 25,000 Acres des werthvollsten Wiesenlandes mit ausgedehnter Flußfronte, dem besten der La Platastaaten mit einer Heerde von 21,000 schönen Mestizo-Schafen, 5000 Stück Hornvieh, 250 Pferden 2c. Außer der Ausbeute an Fleischextract hofft man noch namhafte Verwerthung der Salzhäute und des bedeutenden Quantums feinen Küchenfettes und allmählich auch Nutzbarmachung der 20,000 Tonnen oder 40 Millionen Pfund betragenden animalischen, durch die Schlachtungen sich anhäufenden Substanzen. Man hofft das Problem zu lösen, dieselben in transportable und benutzbare Form zu bringen, so daß man dadurch einen animalischen Guano von großem Werth gewinnen könnte. Herr Giebert bleibt der Dirigent en chef aller Etablissements und Herr Bennert in Antwerpen wie bisher General-Agent für den Verkauf der Extracte in Europa. Herr Professor v. Liebig hat die Stelle als Director des wissenschaftlichen Departements bei diesem Unternehmen angetreten, und zwar unter Bedingungen, welche den Käufern und Verbrauchern die vollständige Bürgschaft für die Güte und Reinheit des von der Gesellschaft in den Handel gebrachten Extractes gewähren.

Einer seiner Assistenten, Dr. Seekamp, ein durchaus zuverlässiger Mann, leitet den chemischen Theil der Fabrication in Fray-Bentos, ein zweiter seiner Assistenten, Dr. Fink, ist in Antwerpen angestellt. Der eine fabricirt den Extract in Südamerika, der andere nimmt ihn in Europa in Empfang. Der letztere ist ganz unabhängig von der Gesellschaft und verbunden, von dem aukommenden Extract, und zwar von jedem Collo eine Probe nach München zu senden, welche einer genauen Untersuchung unterworfen wird.

Denksprüche.

Und willst du das Geheimniß wissen,
Das immer grün und unzerrissen
Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmuth unverwelkte Blüthe,
Die mit der holden Schaam sich paart;
Die gleich dem heitern Sonnenbilde
In alle Herzen Wonne lacht:
Es ist der sanfte Blick der Milde
Und Würde, die sich selbst bewacht,

Ungleiche Stände passen schlecht zusammen;
Die Harmonie des Herzens reicht nicht aus,
Es muß auch in des Lebens Glück und Gütern
Für Liebende ein richt'ger Einklang sein,
Wenn sich die Hände so verbinden sollen.

Verschiedenes.

(Schlau.) Ein ruhiger, aber pfiffiger Yankee, der nie überlistet wurde, befand sich eines Abends in einer Wirthschaft im Süden, wo mehrere Südländer beisammen waren, von denen einer zu ihm sagte: „Wenn Sie hinausgehen und Ihr Federmesser in irgend einen Gegenstand stecken, so kann ich Ihnen sagen, wenn Sie herein kommen, wo es steckt."

„Das bringen Sie nicht fertig," erwiederte der Yankee.

„Ich wette zehn Dollars," versetzte der Südländer.

„Abgemacht," sagte der Andere, und ohne sich zu bedenken, legte er eine Banknote auf den Tisch, was der Südländer ebenfalls that. Hierauf ging er hinaus, um seine Aufgabe zu lösen, kehrte aber bald wieder zurück und sagte zu seinem Gegner:

„Nun Freund, worin steckt es?"

„Im Stiele," sagte dieser und griff nach dem Gelde.

„Nicht so schnell," entgegnete der schlaue Yankee, indem er den Messerstiel ohne Klinge zeigte, „ich denke, es kann nicht im Stiele stecken, wenn ich es ganz bis oben hin in einen Baum geklopft habe."

Während er so sprach, steckte er ganz kalt seine Banknoten ein; der Südländer aber machte sich eilig davon unter einem schallenden Gelächter.

(Erwünschte Auskunft.) Fechtbrüder: Jun Dag, Cellege! Jibt's in diesem Neste wat zu fechten?

Vagabund: Ach, in dem Loche gibt es ja so viel Polizisten, daß sie die Sonne verdunkeln!

Fechtbrüder: Desto besser! Denn können wir im Schatten fechten.

Mann: Liebes Kind, überlaß doch die Küche dem Mädchen, das Wasser zum Thee hat schon wieder nicht gekocht!

Frau: Dies Mal irrst du dich, lieber Mann! Ich habe heute Morgen selbst gesehen, wie das Wasser gekocht, und es eigens für dich aufbewahrt!

(Arzt und Kranker.) Kranker zum Arzte: Aber das sage ich Ihnen, Herr Doctor, Sie lassen mich öffnen nach meinem Tode. Ich will wissen, woran ich gestorben bin.

„Was willst du werden?" fragte der Großvater seinen Enkel. — „Prediger!" lautete die Antwort. — „Dann lerne fleißig," fuhr der Großvater fort, „damit ich noch die Freude erlebe, daß du mir die Grabrede hältst!"

Auflösung des Räthsels in Nr. 141:
Herfort.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 143. Freitag, den 30. November 1866.

De Herbscht.

(e Bissel zu spät.)

Im Herbscht do geht es luschtig zu,
Im Herbscht, ja do esch Lewe;
Mer ißt, mer trinkt, mer küßt, mer singt,
Schneidt Traube vun de Rewe.

Un Traube! deß esch allbekannt,
De Wei kummt vun de Traube;
Der gibt uns Kraft un Lieb un Muth;
De Wei, ja der hot Raube. —

Die Vorgemeeschter vum Geberg
Thun ferscht sich noch berothe,
Un thun beschtimme, wann werd g'herbscht,
'S' esch am Geberg so Mode.

'S werd mit de Schell bekannt gemacht.
Jetz geht's an's G'scherr zu rüschte;
E großer Herbscht hängt deß Johr draus,
Der füllt uns Kascht un Kischte!

Die Kelter die werd eigeschmiert,
Un eigebrennt die Fässer;
Die Lott' un Bütte rennevirt,
Un scharf gemacht die Messer.

Vum Gä un Weschtrich kummen Leut,
For Was? no, for zum Lese,
Sie wenn ach sehne 'mol de Herbscht
Un tüchtig Traube esse.

Un Traube! jo, deß weeß mer jo,
Die sinn bei dene selte;
Drum kummt's em of e Paar net a,
Sie thun em ach net schelte. —

En Zääche thut es mit de Glock
Ganz früh; dann git's e Trummle
Mit Zöber, Bütte, Lott' un Hott',
e Jeder thut sich tummle.

Die Männer führen Schtänner mit,
Die Mädle tragen Hotte,
Jetz git's e Lied, das klingt un schallt,
'S werd g'sunge wie of Robbe.

Vun Ramberg Ehner sauft schun Schnaps
Un schpielt ach schun de Bolle;
Er küßt e Mädel: „Hoppla, hopp!"
Deß esch zum Deuwelhole.

So geht's zum Dorf naus of de Berg,
Sie fallen ei wie Schtaare;
Der ißt, Der trinkt, Der küßt, Der singt,
En Annrer macht de Narre.

Die Mädle schneiden Traube ab
Un schmeißen se in Küwel;
Die Männer moschtren, tragen Hott,
Die Hosse in de Schtüwel.

E Fahne werd noch ufgeblanzt,
Dezwische werd als g'schosse,
Die Kappe g'schwenkt un Vivat hoch!
Gekrische un so Bosse. —

Um Zwölfe do kummt agerückt
— Schier hätt' ich deß vergesse —
E Korb mit Supp, Gemüs un Schpeck?
Nix! Herbschtkees git's zu esse.

Un Schwartemage, Worscht un Brod,
Do kinn se sich dra' latze;
Sie beißen ganz begierig nei,
Wie in die Kersche d' Schbatze.

En Disch? De Boddem esch ehr Disch,
Das Dischtuch esch de Waase;

Der En der licht, Der schteht, Der sitzt,
So thun se sich begrase.

Dann geht's vun Neuem wieder los
An's Singe un an's Johle;
Im Herbscht do muß mer luschtig sei,
's geht zu grad' wie in Pole.

Es geht so fort bis Owends schpät,
Not git's e großes Trummle
Mit Zöber, Küwel, Lott' un Hott;
Sie thun jetz heme bummle.

De Moscht werd jetzt of d' Kelter g'schütt',
Die Männer thun se drücke;
E Börschtel bischbert mit seim Schatz,
Thut ihm gar freundlich nicke.

En Annrer kriegt sein Alte dra,
— Er werd net g'rad verderbe —
Un tragt e Hott voll newe naus,
's git Geld, for Was? of d' Kerwe.

Un in de Küch do geht's erscht zu,
Do heeßt's im Kessel rühre;
's git Traubemuß, vun Was? vun Moscht
Un ach vun g'scheelte Biere.

E Pann voll Keschte werd gekocht,
Die thun zum Bitzler schmecke!
Ja, Keschtemuß un neue Wei,
Das esch so Was zum Schlecke! —

Wie g'sagt, im Herbscht geht's luschtig zu,
Im Herbscht, ja do esch Lewe;
Mer ißt, mer trinkt, mer küßt, mer singt,
Schneid't Traube vun de Rewe.

Un Traubel deß esch allbekannt,
De Wei kummt vun de Traube;
Der git uns Kraft un Lieb un Muth,
De Wei, ja der hot Raube. —

Drum hoch! dir Wei, dir Pälzer Wei,
Un hoch! dir Pälzer Lewe;
Drum dreimal hoch! dir Palz am Rhei! —
Hoch leb' mei Schatz derewe! —

Weyher, im Herbscht 1866.

A. K.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Der Commissär war unermüdlich in seiner Amtspflicht. So lange das Feuer wüthete, hatte er tapfer mitgearbeitet, doch kaum war die Gefahr abgewandt, als er sich mit seinem Schreiber in ein an die Halle stoßendes Zimmer begab und Vorbereitungen zum ersten Verhör traf. Er forderte die beiden Mägde, die sich zu erholen begannen, ohne Weiteres auf, ihre Vor- und Familiennamen, Alter, Geburtsort und Stand anzugeben.

Die gestellten Fragen wurden der Reihe nach beantwortet, und des Schreibers Feder flog geschäftig über das Papier. Vorläufig jedoch, ehe die Sache an den Procureur Impérial und den Untersuchungsrichter gelangte, hatten Jeanne Marguerite Pompennier, genannt Grosse Jeanne, zwei und dreißig Jahre alt, Dienstmagd, gebürtig aus der Commüne Pecq, und Marie Pichard, neunzehn Jahre alt, aus der Commüne Gresnez-les-Cloches, nur eine kurze Weile Rede zu stehen. Ihr Hausherr, von dem sie nur mit Zittern sprachen, obgleich sie bereits wußten, daß er draußen todt lag, hatte sie vor Sonnenuntergang eingeschlossen und ihnen jedes Geräusch untersagt. Und in der That hatten sie dem Befehle Folge geleistet, bis das fortwährende Schießen sie in Angst versetzt und gleich darauf die Furcht vor einem jämmerlichen Tode sie überwältigt hatte.

Kaum hatten die Mädchen die Fragen des Commissärs beantwortet, als neue Ankömmlinge die Aufmerksamkeit des Letztern in Anspruch nahmen. In einem Zimmer des ersten Stockes hatte man zwei Personen entdeckt, Mrs. Royston und ihren Sohn. Die arme auf den Tod erschrockene Frau, jetzt Brand Royston's Wittwe, hatte man auf einem Lehnstuhl, in einen alten Shawl gehüllt, zusammengekauert gefunden. Sie schien sich mit krampfhafter Anstrengung der grausigen Erinnerung an das eben Erlebte erwehren zu wollen, ihre Augen waren geschlossen, sie zitterte am ganzen Körper. Neben ihr hatte Basil Royston gestanden, mit seinen bleichen Zügen und der zusammenbrechenden Gestalt eher an ein Hospital,

als an einen Kampfplatz erinnernd. Seine Krankheit hatte ihn physisch und moralisch vernichtet. Er stand mitten im Zimmer, bebend und gesenkten Hauptes, als die Gensd'armen eintraten, und streckte ihnen halb stumpfsinnig beide Hände entgegen, um sich die Handschellen anlegen zu lassen.

„Ich ergebe mich," sagte er tonlos, „doch trage ich keine Schuld. Mein Vater wollte es so: er ist so eigensinnig und läßt sich nicht bedeuten."

Basil wußte noch nicht, daß sein Vater todt war.

„Ich glaube selbst," bemerkte einer der Gensd'armen, „daß diese Jammergestalt an dem Kampfe nicht Theil genommen hat."

Doch brachte die sofortige Durchsuchung des Zimmers das Gegentheil ans Licht. Man fand in einer Ecke, unter den Falten einer Gardine verborgen, eine doppelläufige Flinte, die augenscheinlich kurz vorher abgefeuert worden. Ein weißes, in die Mündung gestopftes Schnupftuch war vom Pulver geschwärzt, ein Lauf war noch geladen. Außerdem fand man in Basil's Taschen ein Pulverhorn und eine Anzahl Kugeln. Unleugbar hatte er sich an dem Widerstande betheiligt.

„Wo," fragte er verwirrt, als man ihn fortführte, „wo ist mein Vater?"

Der Brigadier Leroux, im Grunde ein gutmüthiger Mensch, zögerte mit der Antwort. Aber einer der Polizei-Beamten war weniger zartfühlend. „Ihr Vater," sagte dieser mit rauhem Tone, „hat seinen Lohn dahin. Er liegt erschossen draußen."

Ein gellender Angstschrei entrang sich in diesem Augenblicke Mrs. Royston's Lippen. Mit der Kraft einer Wahnsinnigen versuchte sie die Reihe Derer, welche sie langsam aus dem Zimmer führten, zu durchbrechen.

„Laßt mich!" schrie sie; „ich muß zu ihm! Mein Mann erschossen!? O Brand, Brand, sprich mit mir! Sage mir, daß es nicht wahr ist!"

Brand Royston hatte gewissenlos an seinem Weibe gehandelt; sie hatte lange Jahre hindurch seine Tyrannei und außerdem Elend und Erniedrigung getragen — aber in diesem Augenblick war Alles vergessen, und kein Muster eines Ehemannes hätte aufrichtiger betrauert werden können, als Royston's Wittwe um den verlornen Gatten weinte.

Als sie vor den Commissär geführt wurde, stand dieser vom Verhör ab. Er ehrte ihren Schmerz und befahl, sie mit aller möglichen Schonung zu behandeln.

„Die Arme wird noch genug zu leiden haben!" sagte er für sich und ordnete gleich darauf die Rückkehr nach St. Germain an.

Es war ein trauriger Zug, der sich langsam fortbewegte. Von den Gensd'armeriepferden mußten zwei am Zügel geführt werden, weil der eine ihrer Reiter mit zerschossenem Kniegelenk, schmerzlich stöhnend, auf einem Bauerwagen heimgefahren wurde, und der andere kalt und steif in dem improvisirten Verhörzimmer des Schlosses des Roches zurückgelassen war. Der arme Bursche hatte Recht gehabt: sein Packet für das Jenseits war geschnürt, er hatte die Augen für immer geschlossen. Neben ihm lag, von einem zerrissenen Stück Leinen, das man in einem nahen Bauerhäuschen hergegeben hatte, nothdürftig bedeckt, die verstümmelte Leiche Brand Roystons.

Tod und Armuth führen seltsame Schlafcumpane zusammen!

Keiner von Denen, die man im Schlosse des Roches gefunden hatte, durfte vorläufig frei gelassen werden. Die Wittwe Brand Royston's und sein Sohn, die beiden Mägde und der junge Bursche, den man im Stall entdeckt hatte, sie Alle waren Gefangene und wurden ohne Verzug nach St. Germain gebracht.

„Aber es fehlt noch Jemand," bemerkte der Commissär nach einer Weile, als sich bereits der Wagen in Bewegung gesetzt hatte, „ein Mitglied der Familie, eine Nichte oder Cousine — ihr Name ist in der Liste mit aufgeführt — richtig: Adele Burt. Im Schlosse des Roches war sie nicht, das ist sicher. Wo aber kann sie sein? Wo ist Adele Burt?"

Neue Zweifel.

Die ganze Maschinerie, welche durch eine beginnende Criminal-Untersuchung in Bewegung gesetzt wird, war in voller Arbeit. Verhör, Kreuz- und Querfragen, Protocolle, Berichte lösten einander in ununterbrochener Folge ab. Die Verhörgerichte erschöpften ihren Scharfsinn, um durch die Kunst des

Inquirirens Basil Reyston ein Geständniß zu entlocken, und nicht minder wurde seine Mutter tagtäglich durch stundenlange Vernehmung gequält. Auch Jeanne und die jüngere Magd des Reyston'schen Hauses mußten sich eine ziemlich lange Haft und zahlreiche Verhöre gefallen lassen, ehe sie frei gelassen wurden, und selbst dann mußten ihre Eltern sich dafür verbürgen, daß Beide, wenn nöthig, vor den Assisen erscheinen würden.

Dennoch rückte die Sache nur langsam vorwärts. Das Verfahren war mehr geschäftig, als erfolgreich, und die Familie Ford sah sich wider Willen zu einer Verlängerung ihres Aufenthalts in dem langweiligen Versailles gezwungen, die sie nicht vorausgesehen hatte.

„Auf diese Weise kommen wir nicht zum Ziel," sagte Charles Ford eines Tages, als der Obrist und Amy ihn nach Neuigkeiten in der obschwebenden Angelegenheit fragten. „Ich habe mich heute eine Stunde lang im Justizpalast aufgehalten, ohne einen Schritt weiter gekommen zu sein. Nur so viel entnehme ich aus den geheimen Redensarten des Procureur Impérial, daß mit Capitän Reyston Nichts anzufangen ist. Sie foltern ihn täglich mit einem vielstündigen Verhör, aber, ob nun die Furcht seinen Verstand geschärft hat, oder noch ein Rest des Deliriums seinen Aussagen jede Bedeutung raubt — sie kommen nicht weiter mit ihm. Und seine Mutter ist verschlossen wie eine Auster. Auch hat der Arzt verboten, sie scharf zu inquiriren, weil er für ihren Verstand fürchtet. Sie ist ohnehin halb schwachsinnig, nur in einem Punkte ist sie fest und unerschütterlich: sie sagt kein Wort, das nachtheilig gegen ihren Sohn gedeutet werden könnte."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Gewerbschul-Director Nöggerath hat im Breslauer Gewerbeverein einen von ihm erfundenen Schornsteinaufsatz vorgezeigt, welcher unter allen Richtungen des Windes nicht nur das Zurückschlagen des Rauches verhindert, sondern sogar den Zug befördert. Derselbe besteht in einem unten und oben offenen Mantel eines abgestumpften normalen Kegels von Eisen- oder Zinkblech, welcher am Schornstein so befestigt wird, daß seine obere Oeffnung, deren Weite gleich der Schornsteinöffnung, von der Schornsteinmündung um ein Stück gleich dem Durchmesser oder etwas mehr entfernt ist. Die Wirksamkeit dieser Vorrichtung ist von der Temperatur der Luft im Rohr vollständig unabhängig. Im „Breslauer Gewerbeblatt" wird die Ansicht ausgesprochen, daß diese so außerordentlich einfache Construction alle bisher benützten drehbaren und festen Vorrichtungen zur Verhinderung des Einrauchens nicht nur in der Erfüllung des Zweckes übertreffe, sondern daß damit überhaupt die bis jetzt noch offene Frage gänzlich befriedigend gelöst sei.

Denksprüche.

Armuth, immer geflohn, ist reicher an Freuden, als Reichthum;
Kraft und Bewußtsein würzt mühsam erworbenes Brod.
Reichthum fürchtet Verlust, und Besorgniß quält die Hoffart;
Armuth aber, sie hofft, Hoffnung beseligt das Herz.

In deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Des Schicksals ehr'ner Wille
Bricht sich, wie Wellen sich am Felsen brechen,
Am festen Glauben eines treuen Paars.

Verschiedenes.

(Echo-Spielerei.) Werden nicht Talente oft weniger berücksichtigt als Kleider? Echo: Leider!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

475

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 144. Sonntag, den 2. December 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

„Das kann man ihr nicht verargen!" meinte der Obrist.

„Gewiß nicht!" versetzte Charles, „wenn wir nur Etwas über Amy's Freundin erfahren könnten. Alles, was ich erreichen konnte, war, daß mir der Procureur Impérial einen Blick in die protocollirte Aussage der ältesten Magd Jeanne gestattete, und daraus scheint mir hervorzugehen, daß das bisherige Verfahren in dieser Sache durchaus fruchtlos sein wird, wenn es nicht gelingt, eine gewisse Adele Burt herbeizuschaffen. Diese allein kann, meiner Meinung nach, alle Zweifel lösen."

„Adele Burt?" fragte Amy, einer rasch auftauchenden Erinnerung folgend. „Allerdings, es war recht einfältig von mir, daß ich an sie nicht dachte. Es ist Mr. Royston's Nichte; die gute Flavia hatte sie recht lieb, so daß ich eine Zeitlang wirklich närrisch genug war, eine gewisse Eifersucht auf sie zu hegen. Das that der lieben, süßen Flavia so leid, daß sie den Namen Adele Burt nie wieder gegen mich aussprach."

„Hast du sie je gesehen?" fragte Charles.

„Nie," antwortete Amy. „Aber was kann sie uns jetzt nützen? Sie ist ja fort und hat, wie Jeanne angibt, Frankreich schon vor längerer Zeit verlassen."

„Das eben kommt mir so seltsam vor," sagte Charles, indem er nachdenklich in's Kaminfeuer blickte. „Jeanne sagt, daß sie an dem Donnerstag, dem zehnten Juli, wie ihr wißt, als Lady Flavia im Schlosse des Roches war, diese gar nicht zu Gesicht bekommen habe. Dieselbe sei vom Mittwoch-Abend bis zum Freitag-Morgen in ihrem Zimmer geblieben und habe, als die Diligence vor dem Thore hielt, dicht verschleiert den Wagen bestiegen. Es hieß fortwährend, sie sei krank, weßhalb Mrs. Royston und diese Adele Burt bei ihr im Zimmer blieben und Niemanden den Eintritt erlaubten."

„Aber Adele Burt?" fragte Amy.

„Nach Jeanne's Aussage," versetzte Charles, „fand am Donnerstag früh ein Wortwechsel zwischen Brand Royston, seiner Frau und Miß Adele statt. Obgleich die Magd schon etwas Englisch versteht, so wagte sie dennoch nicht, aus Furcht vor dem Hausherrn, an der Thür zu horchen.

„Der Streit schien ein friedliches Ende gefunden zu haben, aber als die jüngere Magd sich am Freitag-Morgen in Miß Burt's Schlafzimmer begab, um das Bett zu machen, fand sie, daß es gar nicht berührt worden war; gleichzeitig wurde das ganze Haus durchsucht, aber nirgend eine Spur von Miß Adele entdeckt. Wahrscheinlich hatte sie in eigensinnigem Aerger über die Zwistigkeiten des vorhergehenden Tages oder aus Furcht vor dem gewaltthätigen Brand Royston, der keinen Widerspruch ertragen konnte, das Schloß verlassen. Jedenfalls hat sie zu jener Zeit sich entfernt und ist bis heute nicht zurückgekehrt."

Der Obrist runzelte die Stirn und wurde nachdenklicher als vorher. „Charles," sagte er, „ich bin ein argwöhnischer alter Geselle, daher ist mir, während du sprachst, allerlei eingefallen. Zuerst will es mir scheinen, als ob wir vor Allem diese Adele Burt auffinden müßten. Der Wortwechsel, von dem Jeanne erzählt, war, wie ich fest glaube, lediglich fingirt, um die Dienstboten irre zu führen; die angebliche Flucht mit Bedacht vorbereitet.

kann nicht Miß Burt mit ihrem Oheim eine Zusammenkunft in England oder Frankreich verabredet haben? Ist sie nicht vielleicht in diesem Augenblick die Wächterin deiner bedauernswerthen Schulfreundin, die in irgend einem Irrenhause zurückgehalten werden kann? Ferner meine ich," fuhr der Obrist fort, „daß die Roystons dieses gefährliche Spiel nur um hohen Vortheils willen gewagt haben. Sie müssen also bestochen worden sein, da sie sonst nicht einen Schilling aus der ganzen Affaire ziehen würden. Daher fürchte ich sehr, daß der neue Graf von Mortlake der Sache nicht ganz fremd ist. Läßt es sich annehmen, daß er diese Betrügerin — und eine Betrügerin ist das Mädchen, darin gebe ich Amy Recht — ins Haus genommen haben würde, wenn er nicht von diesem schamlosen Handel großen Vortheil hoffte? Es mag immerhin eine bloße Vermuthung sein, aber sie schwebt nicht in der Luft. Die Besitzungen, welche der alte Graf von Mortlake seiner Tochter hinterließ, können leicht die Veranlassung zu diesem faulen Spiel geworden sein. Die rechtmäßige Erbin ist irgendwo eingesperrt, und der Graf und sein nichtswürdiges Werkzeug theilen die Beute."

Solchen gewagten Vermuthungen hing der Obrist nach. Seine Jahre sowohl, als seine in Indien gesammelten Erfahrungen hatten ihn mißtrauisch gemacht und seinen Blick für menschliche Verworfenheit geschärft. Er konnte irren, aber in einem Falle, wie dieser, wo weder lang ausgedehnte Verhöre, noch die stille Thätigkeit heimlicher Polizei-Agenten Aufklärung verschafften, war gewiß jede, auch die kühnste Combination verzeihlich.

Charles und Amy hörten dem Obristen aufmerksam zu und waren schließlich seiner Meinung, vielleicht weil sie in dieser Frage keine eigne Ansicht zu bilden vermochten.

„Der gottlose Mensch!" sagte Amy in naiver Entrüstung.

„Skinner muß nach England zurückkehren," meinte Charles; „er kann sich auf Harbledown umsehen und Näheres erfahren; und der Procureur Impérial wird Nichts dagegen haben, wenn Durbec mitgeht. Ich kann Nichts in der Sache thun, denn ich würde ohne Weiteres vor den Grafen treten und ihm seine Mitschuld vorhalten. Aber Skinner und Durbec sind die rechten Leute. Noch heute gehe ich zu Monsieur Duvillers-Hardouin, und ehe der Morgen graut, müssen Beide auf dem Wege nach England sein!"

Und so geschah es.

Im Gasthof.

„Chart—ley! Chart—ley!" rief der Schaffner in langgedehntem, singendem Tone.

„Wir müssen aussteigen. Oeffnen Sie, s'il vous plait. Da wären wir! Merci, Monsieur!"

Diese Worte wurden von einem Reisenden gesprochen, dessen Aeußeres schon den Ausländer verrieth. Es war ein breitschulteriger Mann von bräunlicher Gesichtsfarbe, mit dunkeln, stechenden Augen und scharfen Zähnen, deren blendende Weiße neben dem tiefschwarzen Backenbart um so auffälliger hervortrat. Er trug einen dunkelblauen Seemannsanzug, kleine goldene Ohr- und silberne Fingerringe; ein feuerrothes seidenes Tuch war lose um den sonnenverbrannten Hals geschlungen.

Unsere Leser haben ohne Zweifel bereits die Persönlichkeit errathen, welche sich unter der bezeichneten Hülle barg. In der That war es Monsieur Durbec, der in besonderer Mission nach England reiste. Er führte zahlreiches Gepäck mit sich, drei Koffer und einen Reisesack, während sein Reisegefährte, der mit ihm ausstieg, sich mit der knappen Ausrüstung eines Touristen begnügte.

Der Letztere trug einen Paletot über den linken Arm und eine schottische Reisemütze; aus der Brusttasche ragte ein ziemlich großes Buch hervor, dem Anscheine nach ein Probenbuch. Es war offenbar ein Kaufmann oder Handlungsreisender, der seine gewohnte Tour durch das Land machte und weniger die großen Städte, als die kleinen Flecken aufsuchte, wo er einer geringeren Concurrenz zu begegnen hatte. So wenigstens sah der Mann aus, dessen ganzer Habitus den Engländer verrieth. In Wirklichkeit aber war es kein Anderer als Sergeant Skinner, Agent der Londoner Polizei.

„Jetzt, mon ami, müssen Sie den Steuermann spielen," bemerkte Durbec. „Sie haben dieses Wasser schon früher befahren und kennen den Weg."

Bei diesen Worten affectirte er einen etwas schwankenden Gang, wie er langgedienten

Seeleuten eigen ist, und zündete eine Cigarre an. „Ah peste!“ fuhr er fort, indem er seinen Rock vollends zuknöpfte, „Ihr Klima ist feucht und kalt. Mich friert, foi de matelot!“

„Sie hätten Ihr Glück auf der Bühne gemacht,“ bemerkte Skinner, als er die täuschende Seemannshaltung des Franzosen beobachtete. „Wer Sie ansieht, muß Sie für einen regelrechten Salzwassermenschen halten.“

Durbec lachte dies Mal weniger wohlgefällig, als sonst, wenn man seine Verstellungskunst pries. „Mon ami,“ sagte er, „dies Mal bin ich nicht ganz und gar Schauspieler. Mein Geburtsort liegt am Mittelländischen Meere, und ich möchte — doch ich will Sie nicht mit sentimentalen Grillen langweilen.“ Er schwieg, sichtbar verstimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Pariser Gerichtssaal.

Niemals hat man einen unordentlichen Menschen so sehr auf Ordnung halten sehen, als Ralier; trunken erscheint er täglich, und zwar nicht wie der Kladderadatsch, sondern mit Einschluß der Wochentage. Und doch hat dieser Mensch Alles daran gesetzt, eine Formalität zu erfüllen, die keine Seele von ihm verlangt hat.

Er ist der Widersetzung gegen einen Stadtsergeanten angeklagt. Dieser erzählt die Sache also: Am Montag begegnete mir dieser Mensch auf der Straße im Zustand vollständiger Trunkenheit . . .

Ralier: Vollständig? Was hätten Sie erst gesagt, wenn Sie mich am Sonntag gesehen hätten?

Präsident: Unterbrechen Sie den Zeugen nicht.

Ralier: Nur damit er keine falsche Aussage macht.

Der Stadtsergeant: Dieser Mensch redet mich also an und fragt nach dem Bureau, wo die Jagdpässe ausgegeben werden. Ich rieth ihm, seiner Wege zu gehen, die Jagd sei jetzt nicht offen und zudem sehe er mir mehr wie ein Schoppenjäger als ein Wildpretjäger aus. Ich dachte nicht anders, als er wolle sich über mich lustig machen, sonst hätte ich ihm nicht so geantwortet. Ich drehe ihm also den Rücken . . .

Ralier: Wie höflich! Ei, sehen Sie doch!

Präs.: Wollen Sie wohl schweigen!

Ralier: Wenn ich aber doch in allem Ernst einen Jagdpaß wollte!

Der Stadtsergeant: Er lief darauf hinter mir her und rief: Ist das eine anständige Behandlung? Wenn ein Bürger Sie um Auskunft bittet, ihm die Thür' vor der Nase zuzumachen! — Wollen Sie mich in Ruhe lassen, sag' ich. — Freilich, versetzt er, aber erst sagen Sie mir, wo man die Jagdpässe bekommt.

Ich zucke die Achseln und gehe weiter. Nun faßt er mich am Kragen; ich will mich losreißen: er hält fest, und nur mit vieler Mühe und beständigen Injurien gelingt es mir, ihn bis zum nächsten Posten zu schaffen.

Präsident: Jetzt können Sie sprechen.

Ralier: Das will ich auch, Herr Präsident! Ich schwöre Ihnen, ich wollte nur meinen Jagdpaß.

Präsident: Man jagt nicht in dieser Jahreszeit! Ueberdies sind Sie Schuhmacher, wie sollten Sie auf die Jagd gehen?

Ralier: Ich wäre doch nicht der Erste! Aber hören Sie doch nur; ich besaß eine Amsel, ist ein Factum, die sang wie eine Nachtigall; die entflog mir, nach der Richtung der Fortificationen hin. Ich dachte also in meinem Sinn: Meine Amsel muß ich todt oder lebendig wieder haben; kann ich sie nicht fangen, so kann ich sie wenigstens schießen, und dann speis' ich sie ohne Gnade auf. Da kommt aber so ein Politicus und sagt mir: Nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie ohne Patent eine Flinte abschießen, bekommen Sie einen Proceß an den Hals. Sehen Sie, und deßwegen mußt' ich durchaus einen Jagdpaß haben. . .

Präsident: Die Sache ist verstanden.

Ralier: So? Sehr verbunden, sehr angenehm!

Das Gericht verurtheilt ihn zu vierzehn Tagen Gefängniß.

Ralier (aus den Wolken fallend): Was! Ich dachte doch, Sie hätten mich verstanden! So hab' ich's nicht verstanden!

Gemeinnütziges.

(**Schuhsohlen haltbar zu machen.**) Die Schuhsohlen werden mit dickem **Steinkohlentheeröl** so lange getränkt, als sie noch irgend Etwas davon aufsaugen. Derart getränkte Sohlen halten durchschnittlich doppelt so lange, als ungetränkte.

Verschiedenes.

In einem sehr anständigen Hause in der inneren Stadt **Wiens** machte der Hausvater schon seit geraumer Zeit die unangenehme Bemerkung, daß ihm während der Nachtzeit zu wiederholten Malen Geldbeträge aus der Börse entwendet wurden; alle mit der größten Sorgfalt angestellten Nachforschungen, alle Vorsichtsmaßregeln blieben erfolglos. Er beschloß nun endlich, um dem Diebe, den er unter den Dienstboten und den Leuten seines Hauses überhaupt vermuthen mußte, auf die Spur zu kommen, mehrere Nächte zu durchwachen, und man kann sich den Schrecken des armen Vaters vorstellen, als er schon in der zweiten Nacht seine eigene Tochter, ein erst 18 Jahre zählendes Mädchen, als Diebin ertappte. Unter Thränen gestand es, daß es schon seit längerer Zeit in der kleinen Lotterie spiele und zu diesem Zwecke das Geld entwendet habe. In der That wurde im Nähtische derselben eine große Anzahl von Lotteriezetteln gefunden.

Pfuschen in das Handwerk galt von jeher als ein schreckliches Verbrechen bei der Zunft und sogar beim Publicum. Ein Pfuscher war der Inbegriff alles Unberechtigten und Ungeschickten. Und doch waren es nichts als Pfuscher in andere Handwerke, welche die größten Erfindungen unserer Zeit machten. Ein Buchbindergeselle (Silbermann) wurde Reformator des Orgelbaues und des Klaviers; ein Barbier (Arkwight) erfand die Spinnmaschine; ein Zimmermann (Hargrave) baute die erste Spinnjenny; ein Strohhuthändler (Jacquard) erfand einen neuen Webstuhl; ein Musiker (Herschel) das Teleskop; ein Instrumentenmacher (Watt) die Dampfmaschine; ein Apotheker (Böttcher) das Porzellan; ein Schauspieler (Sennfelder) die Lithographie. Kurz, die meisten Männer, welche dem Handel und der Industrie neue Bahnen eröffneten, waren Pfuscher im Sinne der Zunftgesetze.

(**Wie man reich werden kann.**) Vor etwa sechs Jahren kaufte ein Schneidermeister in Berlin in der Nähe des Anhaltischen Bahnhofes eine Strecke Land für 17,000 Thaler. Jetzt hat er dieses Grundstück an die Direction der Anhaltischen Eisenbahn-Gesellschaft, welche desselben zur Erweiterung ihres Bahnhofes bedurfte, für 150,000 Thaler verkauft.

Als dieser Tage am Wallner-Theater zu Berlin der Gelegenheitsscherz „Einberufen" in Scene ging, erregte folgende Einlage einen wahrhaft stürmischen Jubel und Applaus:

Wenn zwei Nationen sich bekriegen,
So wenden sie sich himmelan:
„O lieber Vater, hilf uns siegen!"
— Wem macht's der Vater recht alsdann?
Es wendet sich mit trübem Blicke
Der Gott der Liebe ab und spricht:
Zur Eintracht schuf ich euch, zum Glücke —
Wenn ihr euch würgt, so ruft mich nicht.

(**Auswendig und inwendig.**) Ein Knabe, der schwer lernte, bekam einst zwölf Pfefferkuchen, auf denen das Einmaleins eingedrückt war. Die gutmüthige Mutter wollte ihm das Lernen erleichtern und sagte, nachdem der Junge die Kuchen verzehrt hatte:

„Na, nun wirst du doch wohl das Einmaleins können?

„Ja," sagte der Junge, „**inwendig** wohl, aber **auswendig** kenne ich es noch nicht."

Der bekannte Witzbold Saphir war nicht zu bewegen, Arznei zu nehmen. In einer Krankheit besuchte ihn sein Arzt und fragte: „Sie sind doch meinem Recepte **gefolgt**?" „Hätte ich das gethan," erwiderte der kranke Spottvogel, „so hätte ich mir den Hals gebrochen, denn ich habe es zum Fenster hinausgeworfen."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 145. Mittwoch, den 5. December 1866.

Eine schöne Viper.
(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Durbec dachte an den kleinen Hafenort St. Tropez in der sonnigen Provence, wo er mit andern barfüßigen Burschen am weißen Sandufer gespielt hatte. Sein Vater war Fischer gewesen, und zu seinen frühesten Erinnerungen gehörte das große, plump gebaute Boot mit dem breiten Segel, worin er mit hinausgefahren war in die schäumende See. Damals war er noch ein harmloses Kind, das laut aufschrie, wenn Einer von der Mannschaft ihm einen eben gefangenen zappelnden Aal vor die Augen hielt. Aber die Conscription rief den herangewachsenen Burschen fort vom Schauplatz seiner Jugend; er desertirte und ging mit einem Kauffahrteischiffe nach Egypten, wurde von seinem Capitän mißhandelt, entlief auch diesem und kehrte zuletzt fieberkrank und zerlumpt nach Frankreich zurück. Hier bettelte er sich, einem Skelet gleich, nach Paris durch, wo er eines Tages, halb todt vor Krankheit und Hunger, an den Thüren der Polizei-Präfectur gefunden wurde.

Der Ruf des Omnibus-Conducteurs, der die Passagiere zum Einsteigen aufforderte, entriß den Polizei-Agenten seinen Träumereien.

Der Omnibus hielt vor dem Gasthof „zur Glocke." Skinner und Durbec traten in's Gastzimmer, wo ihnen ein loderndes Kaminfeuer und helle Gasflammen einladend entgegenwinkten und der Aufwärter die schleunige Herstellung eines soliden Abendessens versprach.

Es waren drei oder vier Personen im Gastzimmer, die sich von einem redefertigen Londoner unterhalten ließen und dessen Worten mit sichtbarer Neugierde lauschten.

„Es war eine unerträgliche Hitze," erzählte der blondbärtige Reisende, der als ein echter Sprößling der Hauptstadt seine Ueberlegenheit über seine schlichten Zuhörer selbstgefällig zur Schau trug, „in Indien kann es nicht schwüler sein. Und ein Gedränge, wie in Newgate-Street, wenn eine Hinrichtung stattfindet. Und warum alles Dieses? Weil sich Alles herandrängt, um die Königin des Tages, die Heldin des Bazars, die Krone von Slochester, Lady Flavia Clare, von Angesicht zu Angesicht zu sehen!" Bei diesem Worte schnalzte der wortreiche Erzähler mit beiden Lippen, als wollte er der vielgerühmten Schönheit auch in ihrer Abwesenheit seine Huldigung darbringen.

Der Eintritt zweier Fremden unterbrach den Redefluß des Londoner Reisenden, der einen Augenblick schwieg und diese betrachtete, bald aber, da Beide sich schweigend setzten, unbeirrt fortfuhr:

„Ich sage Ihnen, der Bazar in Slochester hatte einen fabelhaften Erfolg, aber wie gesagt, es war eine Hitze zum Ersticken. Ich habe wenigstens ein halbes Dutzend Damen hinaustragen helfen, nur Lady Flavia Clare stand lächelnd und unverändert in der Gluth-Atmosphäre, ein wahrer Salamander. Sie muß an alle möglichen Temperaturen gewöhnt sein — kein Wunder, sie ist ja früher als Concertsängerin oder Schauspielerin in Frankreich aufgetreten."

„Wissen Sie das sicher?" fragte einer der Zuhörer.

„Allerdings," lautete die Antwort. „Der verstorbene Graf jagte die kleine Flavia aus dem Hause, als er sich von seiner Frau scheiden ließ. Sie mußte nun auf's Gerathewohl hinaus in die Welt und hat in der That Manches versucht, bis ihr Rabenvater starb, der ihr

unermeßliche Reichthümer hinterließ. Ich weiß es sehr genau, denn ich habe einen Onkel dort in der Nähe — aber ich denke, die Herren wollen auch Etwas vom Kaminfeuer genießen!"

Mit dieser höflichen Wendung machte der Redner den beiden Fremden Platz, indem er nicht ohne Selbstgefühl diesen Zug hauptstädtischer Lebensart herauskehrte.

„Herzlichen Dank," sagte Skinner, „behalten Sie Ihre Plätze! Unangenehme Witterung, kalt und feucht. Ich bin in dieser Gegend wenig bekannt. Ist das Geschäft lebhaft?"

„Sehr flau," riefen die Gäste wie aus Einem Munde, „schlechte Zeiten!"

„Wer hier Geschäfte sucht, vergeudet Zeit und Geld," brummte einer derselben hinterher.

„Meine Herren," versetzte Skinner, „es kann Niemand behaupten, daß Mr. Wright" — so nannte sich Skinner dies Mal — „je seines Nebenmenschen Erwerb beeinträchtigt habe."

„Sie führen also keine Knöpfe?" fragte Einer; — „keine Manufacturen?" rief ein Anderer; — „keine Stahlwaaren?" ein Dritter.

„Nichts von dem Allen," antwortete Skinner. „Es thut mir leid, Ihnen über den Geschäftsbetrieb der Gesellschaft, als deren Agent ich diese Gegend bereise, vor der Hand Nichts mittheilen zu dürfen, doch nehmen Sie die Versicherung, daß ich weder in Chartley, noch in Slochester, noch in der Umgegend Verkäufe beabsichtige."

Diese Erklärung wurde sehr beifällig aufgenommen, und der angebliche Mr. Wright benutzte die günstige Stimmung der „werthen Gesellschaft," seinen Freund Capitän Goulot von der französischen Handelsmarine vorzustellen, der in dieser Gegend ein Depot algierischer Artikel anzulegen beabsichtigte, da seine intimen Beziehungen zu den nordafrikanischen Handelsplätzen ihm für ein solches Unternehmen besondern Erfolg versprechen.

Alsbald nahm Capitän Goulot selbst das Wort und erzählte in leidlichem Englisch, daß er entzückt sei von der gastlichen Aufnahme, die er in England finde, daß er den englischen Charakter bewundere, das Land täglich lieber gewinne, die Damen unvergleichlich finde, und nur das Einzige, was ihm mißfalle, das melancholische Klima sei. Aber auch dagegen gebe es Rath, da England Ueberfluß habe an Ale, Grog und Punsch, die das ungemüthliche Wetter erträglich machten.

Punsch! Den Capitän schien bei diesen Worten ein eigenes Behagen anzuwandeln.

„Würde die werthe Gesellschaft mir die Ehre erweisen, ein Glas Punsch mit mir zu trinken?" fragte er ohne Weiteres, und ohne die Antwort abzuwarten, bestellte er eine große Bowle.

Der Punsch wurde gebracht. Gleich darauf wurde die Thür des Gastzimmers geöffnet, und ein Fremder trat ein. Es war ein Mann von kleiner Statur, mit hellem Backenbart, — Mr. Hart, der Rechtsanwalt und Bevollmächtigte des Grafen von Mortlake.

Mr. Hart betrat den Gasthof „zur Glocke" nicht zum ersten Mal. Er hatte einen Oheim, einen reichen Pächter, bei dem er drei oder vier Mal zu essen pflegte. Der alte Mr. Pulde war nämlich ein Junggeselle und erzählte gern nach Tische, während er der Flasche fleißig zusprach, lange Geschichten aus früheren Tagen, so daß Mr. Hart in solchen Fällen erst spät Abends den Heimweg antreten konnte.

Auch dies Mal war es dem Rechtsanwalt so ergangen; der Postwagen, den er zur Rückkehr benutzen konnte, war bereits abgefahren, und er fand sich, wie schon oft, genöthigt, in der „Glocke" zu übernachten.

Der Zufall wollte, daß er an diesem Abend noch Gesellschaft im Gastzimmer antraf, während sonst um diese Stunde Alles zu schlafen und irgend ein gähnender Kellner ihn ohne Weiteres auf sein Zimmer zu führen pflegte. Die gute Laune des Capitän Goulot und der vortreffliche Punsch hielten die Reisenden länger als gewöhnlich wach, und Mr. Hart sah sich zu seiner Verwunderung in eine laute, fast lärmende Gesellschaft versetzt, als er die Thür des Gastzimmers öffnete. Auch harrte seiner eine Ueberraschung besonderer Art. Mr. Robinson, der Londoner Reisende, begrüßte ihn beim Eintreten mit einem halb mürrischen „Wie geht's?" Denn Mr. Hart's Oheim, Mr. Pudle, war auch Mr. Robinson's Oheim. Beide waren also Vettern und haßten einander so gründlich, wie es nur unter Verwandten möglich ist. Der Eine wußte, daß der Andere den alten Herrn zu beerben trachtete; es war eine Eifersucht auf Leben und Tod, ein ewi-

ges Bewachen und Ueberlisten, und da Mr. Puble trotz seiner Jahre sich einer sehr zähen Gesundheit erfreute, so wuchs die gegenseitige Erbitterung der muthmaßlichen Erben mit jedem Tage. Dessenungeachtet hatte Mr. Robinson seinen Vetter, wenn auch nachlässig, gegrüßt und konnte nicht umhin, sich nach des Oheims Befinden zu erkundigen, was die Gesellschaft veranlaßte, Mr. Hart einen Platz am Tische anzubieten, und Monsieur Goulot bewog, demselben ein gefülltes Glas zuzuschieben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk

Herr Peter Anton war ein Kaufmann von altem Schrot und Korn. Keiner jener Emporkömmlinge von heute, denn schon sein Urgroßvater, der Erbauer des ehrwürdigen alten Hauses in der Behrenstraße, in dem Peter das Licht der Welt erblickt hatte, war ein angesehener Handelsherr gewesen — keiner unserer modernen Speculanten, sondern ein solider, ernster, strenger und zuverlässiger Geschäftsmann, der den Eisenbahnactien nicht einen Pfennig seines bedeutenden Vermögens verdankte, das sich dessenohngeachtet von Jahr zu Jahr um ein Ansehnliches vergrößerte.

Was seine Privatangelegenheiten betrifft, so hatte sich Herr Peter Anton, als er ein „gesetztes" Alter erreicht, mit Jungfrau Margarethe Suydam verheirathet, einer jungen Dame, die ebenso reich, von ebenso „respectabler" Familie und ebenso verständiger ernster Gemüthsart war, wie er selbst. Sie beschenkte ihn im Laufe der Zeit mit einem Knaben, der nach seinem Vater Peter getauft wurde und von dem man erwartete, daß er zu einem würdigen Sohne solcher Eltern heranwachsen würde.

Frau Peter Anton war eine stille, zurückhaltende Natur, und die klösterlichstrenge Erziehung, die sie im Hause ihrer Eltern empfangen, hatte diese Anlage nur noch mehr ausgebildet. Sie besaß weder Geschwister, noch hatte sie sonst in der Familie Gelegenheit gefunden, mit Kindern zu verkehren, und so kam es, daß, obgleich Alles, was an Liebe und Zärtlichkeit in ihrem Herzen ruhte, bei der Geburt des kleinen Peter erwachte, sie ihr Gefühl doch nicht in jene süßen, weichen Formen zu kleiden wußte, die den Umgang junger Mütter mit ihren Kindern so überaus reizend erscheinen lassen. Die Liebesbeweise, welche Frau Peter Anton ihrem Sohne gab, waren durchaus praktischer Art. Sie sorgte in ihrer ruhigen, verständigen, tüchtigen Weise für die Pflege des jungen Erdenbürgers und würde weder sich, noch Anderen die kleinste Nachlässigkeit vergeben haben.

Peter war übrigens ein Kind wie andere Kinder. Er fiel, schlug, schrie, jubelte und schnitt Gesichter, wann und wo es ihm gefiel, und war überhaupt eher ein unartiges, als ein artiges Kind zu nennen. Babette, die alte Familienamme, welche mit Peter in ihrer und seiner Weise spielte, lachte und schäkerte, erklärte freilich, daß er ein wahrer Engel von einem Kinde sei; aber Dr. Sopus, der geistliche Rath des Hauses, gegen welchen Peter von frühester Kindheit an, zum Kummer seiner frommen Mutter, einen unüberwindlichen Abscheu zeigte, war ganz entgegengesetzter Meinung.

Trotz Alledem war Peter ein schönes, kräftiges, gesundes Kind. Seine Mutter betete ihn in der Stille ihres Herzens an, aber es ließ sich nicht leugnen, daß er seinerseits die alte Babette der Mutter vorzog. Wie die meisten Kinder mochte er es lieber, daß man ihn küßte, Unsinn mit ihm schwatzte, ihn springen, tanzen und lachen ließ, als wenn man ihn aufrecht vor sich auf die Kniee setzte, oder ihn steif auf den Arm nahm und nach allen Regeln der Grammatik ihm gebot, artig zu sein.

Als Peter drei Jahre alt war, bestimmte seine Mutter gewisse Stunden, in denen sie den Knaben bei sich sah, aber es verging selten ein Tag, wo er sich nicht gerade in dieser Zeit eines Capitalverbrechens schuldig gemacht hätte. Bald wischte er seine Hände, die eben in intimster Beziehung zu einem Butterbrod oder einem Honigkuchen gestanden hatten, an seiner Mutter seidnem Kleide ab, oder er ritt auf einem Sammetsessel spazieren, daß die Fensterscheiben bebten, während die schüchternen Vorstellungen einer Gouvernante, die man für ihn engagirt hatte, die aber in dem jungen Unhold schon den künftigen reichen Kauf- und

Handelsherrn respectirte, in dem wilden Toben des Knaben ungehört verhallten. Frau Margarethe vermochte dergleichen tumultarische Scenen nicht zu ertragen, und Peter verschwand mit Babette für einige Zeit wieder in das im dritten Stockwerk gelegene Kinderzimmer.

Herr Peter Anton war ganz und gar Geschäftsmann. Er verließ das Haus gewöhnlich, ehe noch seines Söhnchens Morgentoilette beendigt war, und kehrte erst gegen Abend zum Diner nach Hause zurück. Peter, der dann beim Dessert erschien, wurde mit einigen Rosinen und Mandeln beschäftigt und verfügte sich zu Bett, wenn man das Tischtuch abnahm. Er hinterließ bei dieser Gelegenheit gewöhnlich den Eindruck eines gut erzogenen Knaben, wie er es natürlich als seines Vaters Sohn sein mußte, während er in seinem Kinderherzen eine heimliche Furcht vor des Vaters grauen, kalten Augen und strengem Gesicht mit sich hinweg trug — ein Gefühl, das der Liebe so fern stand wie nur immer möglich.

Babette benutzte diese Furcht, die sie gar bald entdeckte, als wirksames Erziehungsmittel. War Peter unartig, so drohte sie sofort, es dem Vater zu sagen; da sie diese Drohung aber niemals zur Ausführung brachte, so schloß Peter mit dem scharfen Instinkt der Kinder, daß Babette eine mindestens ebenso große Scheu vor dem Herrn des Hauses hatte wie er selbst, und er machte sich das in seiner Weise zu Nutze, während es ihn auf der andern Seite in der Ueberzeugung bestärkte, daß sein Vater in der That der Popanz sei, für den er ihn hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Schöne Mädchen gleichen Büchern im Prachtbande, sie erregen sofort die Aufmerksamkeit und finden daher am ehesten Käufer; die unschönen Mädchen bleiben oft lange unbeachtet, wie ein unscheinbar gebundenes Buch — bis endlich ein Kenner erscheint, sie liest und, entzückt von ihrem inneren Werthe, sich nimmer von ihr trennen mag.

Die Frau verhält sich neben dem Manne, wie die linke Hand zur rechten. Die rechte Hand ist von der Natur zum eigentlichen Schaffen bestimmt, während sie in der linken nur eine treue Gehilfin findet — wenig kann aber die rechte Hand ohne den Beistand der linken leisten, wenig der Mann ohne die treue Hülfe des Weibes.

Verschiedenes.

Aus Anlaß der verschiedenen Millionen der an Preußen zu zahlenden Kriegskostenentschädigungen ist oft darüber gesprochen worden, wie viel eine Million Thaler in dieser oder jener Geldsorte wiege. Wir geben deßhalb nachstehende Berechnung. In Dukaten wiegt eine Million Thaler 22 Centner 63 Pfund; in preußischen Friedrichsdoren zu 5 Thaler 25 Centner 88½ Pfund; in ganzen preußischen Thalern 425 Centner; in Zehngroschenstücken 480 Centner 75 Pfund; in Fünfsilbergroschenstücken 605 Centner 94 Pfund; in Zweiundeinhalbgroschenstücken 822 Centner 80 Pfund; in einthälerigen Kassenbillets sind nöthig 104 Riß, 3 Buch und 6 Bogen Papier, größeres Format zu 20 Stück gerechnet.

Zweihundert und zwei und siebenzig Pfund Blei sind nöthig, um einen Mann zu tödten. Das klingt sonderbar, aber die Rechnung beweist die Wahrheit dieser Behauptung. Der Marschall von Sachsen sagte einmal: „Um einen Mann zu tödten, bedarf es eines Bleigewichts, das dem Gewicht des Mannes gleich kommt.“ Aber er hatte zu wenig gerechnet. In der Schlacht bei Solferino feuerten die Oestreicher 8,400,000 Gewehrschüsse ab und tödteten nicht mehr als 2000 Franzosen und Piemontesen und verwundeten 10,000 Mann. Es bedurfte also 700 Schüsse, um einen Mann zu verwunden, und 4200, um einen zu tödten. Rechnet man das Gewicht einer Kugel nur zu zwei Loth, so ergibt sich unsere oben angeführte Zahl, und das alte Wort namentlich bewahrheitet sich: „Jede Kugel trifft nicht!“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 146. Freitag, den 7. December 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Es wurde immer munterer. Anfangs hörte man Capitän Goulet, dem die Gäste verwunderungsvoll zuhörten, allein reden. Er pfiff und sang, während er den Punschlöffel umschwang und verschwenderisch das süße Fluidum preisgab, sprach ein sehr eigenthümliches Englisch und lachte laut mit den Zuhörern über seine eigenen Schnitzer, bis plötzlich die beiden Vettern wie Kampfhähne einander gegenüberstanden und sich in den heftigsten Redensarten erschöpften. Jeder der Beiden behauptete nämlich über Lady Flavia Clare, von der Mr. Robinson schon vorher erzählt hatte, am besten unterrichtet zu sein, und da der Wortwechsel immer lauter wurde, so hielten es Mr. Wright und Monsieur Goulet für gerathen, vorläufig als bloße Zuhörer zu fungiren.

„Ich sage, sie war eine Concertsängerin oder Etwas der Art," sagte Mr. Robinson. „Sie war blutarm, und wenn nicht der alte Graf kurz vor seinem Tode sein Testament geändert hätte, so —"

„Dummes Zeug!" rief Mr. Hart. „Ich, der ich als Bevollmächtigter des Grafen mich einer genauen Kenntniß der Verhältnisse rühmen darf —"

„Dummes Zeug?!" fuhr Mr. Robinson auf. „Was ich erzähle, stammt aus achtbarer Quelle, die ich nicht verdächtigen lasse!"

Der Streit wurde lebhafter und hätte zu Thätlichkeiten führen können, wenn sich die Anwesenden nicht in's Mittel gelegt hätten. Dennoch konnte Mr. Hart, den die Mißachtung seiner Autorität ganz besonders kränkte, sich nicht beruhigen und kam fortwährend auf den streitigen Gegenstand zurück. Er stellte nicht nur in Abrede, daß eine Heirath zwischen Lord Hythe und Lady Clare bevorstände, sondern erklärte auch mit vornehm geheimnißvollen Mienen, daß er den Schlüssel zu dem Geheimniß besäße, welches die Tochter und Erbin des verstorbenen Grafen Francis umschleiere. Auf weitere Erläuterungen ließ sich jedoch Mr. Hart nicht ein. Er schüttelte den Kopf und lehnte auf deßfallige Fragen jede Rückäußerung ab.

Der Punschvorrath ging auf die Neige, und eine frische Bowle wurde bestellt. Der Kellner blickte schläfrig drein und gähnte vernehmlich. Es war fast Mitternacht, und auch die Gäste begannen theilweise ein unabweisbares Schlafbedürfniß zu empfinden. Einer nach dem andern nahm seinen Leuchter und empfahl sich. Nur Mr. Hart und sein Vetter Robinson blieben noch in Gesellschaft der Herren Wright und Goulet zurück.

Der französische Schiffscapitän war in ausgezeichneter Stimmung. Er überbot sich an drolligen Einfällen und entfaltete einen unerschöpflichen Liedervorrath. Und doch hatte er nur wenig von dem Punsch getrunken, den er der Gesellschaft gespendet. Er hatte freilich sein Glas unaufhörlich geschwungen und an den Mund gesetzt, auch zum Trinken angefeuert, im Grunde aber hatte er kaum genippt und das herzhafte Trinken Andern überlassen.

Auch Mr. Wright fing an nach immer kürzeren Pausen zu gähnen und winkte endlich dem Kellner, ihm sein Zimmer anzuweisen. Mit ihm verließ auch Mr. Robinson das Gastzimmer. Als aber Mr. Hart Miene machte, Beiden zu folgen, hielt Monsieur

Goulot ihn mit sanfter Gewalt zurück, indem er mit beredter Miene auf den noch unvertilgten Punschrest wies. Es wäre Sünde, meinte der unermüdliche Zecher, dem Wirthe noch eine halbgefüllte Bowle zu überlassen, auch sei es ja noch gar nicht spät, und eine gemüthliche Plauderstunde verdiene jedenfalls den Vorzug vor Bettvorhängen und Nachtmützen.

Als Mr. Hart sich später zuweilen an sein Zusammentreffen mit dem französischen Capitän erinnerte, erschien ihm selber seine plötzliche Vertraulichkeit mit dem gänzlich fremden Manne als ein unlösbares Räthsel. Er war von Natur nicht sehr mittheilend und wußte in Berufsangelegenheiten zu schweigen — es mußte offenbar die Wirkung des Trinkens gewesen sein, die seine Zunge so schnell gelöst hatte. In der That war Mr. Hart nicht allein bei der Punschbowle fleißig gewesen, sondern hatte schon vorher mit seinem Oheim, Mr. Puble, der Flasche weidlich zugesprochen. Auch hatte ihn in seiner bereits gehobenen Stimmung des boshaften Vetters Zweifel an seiner genauen Kenntniß der Mortlake'schen Familienverhältnisse heftig aufgeregt und die Bande der Selbstbeherrschung gesprengt, die der schlaue Rechtsanwalt sonst so zähe zu behaupten wußte. So kam es, daß die liebenswürdige Laune des Capitäns ihn allmälig alle Zurückhaltung vergessen ließ und zu allerlei redseligen Mittheilungen verleitete.

„Der Narr, der Robinson," schwatzte er, „er weiß Nichts, gar Nichts von der Sache! Er will mich nur ärgern und bei Onkel Puble ausstechen — und von Lady Flavia Clare weiß er erst recht Nichts, ich aber weiß Alles, und wenn ich Lust hätte zu reden, so könnte ich seine Prahlereien bald zu Schanden machen."

Und Mr. Hart hatte wirklich Lust zu reden und erzählte dem eifrig lauschenden Polizei-Agenten, daß Lady Flavia's Erziehung in ganz regelrechter Weise vor sich gegangen wäre, da sie ihre Kinderjahre als Pensionärin in einem französischen Kloster verlebt hätte. Was aber Mr. Robinson nicht wisse, sei, daß ihr Wesen und Benehmen allerdings höchst sonderbar und räthselhaft seien. Sie wäre gar nicht wie andere junge Mädchen, bekümmere sich nicht um Dorfschulen, verschenke keine Gebetbücher, fertige keine Stickereien für Pastoren an und zeige nicht die entfernteste Neigung, ihre Bekannten zu photographiren. Dennoch könne man sie nicht gerade leichtfertig nennen, es weiß eben Niemand aus ihr klug zu werden. Die Armen verständen sie vollends gar nicht. Während andere junge Damen von Stande die Klagen der Nothleidenden geduldig anhörten, ihnen nachdrückliche Vorschriften für ihr körperliches und geistiges Wohl ertheilten, auch wollene Decken, Suppe und Schillinge spendeten, wollte Lady Flavia von dem Allen Nichts hören. Sie gebe Geld weg mit vollen Händen und laufe davon, wenn man ihr danken wolle. Sei es wirklich zu glauben? Sie habe Benjamin Haynes, dem Wildhüter, hundert Pfund geschenkt, und der nichtsnutzige Kerl brüste sich damit, noch mehr von ihr erhalten zu können.

Mr. Hart's Glas war unterdessen leer geworden, er versuchte es wieder zu füllen, aber seine Hand gerieth dabei in so unsichere Bewegung, daß der höfliche Capitän schnell den Punschlöffel ergriff und seinem durstigen Gaste ein neues Glas credenzte.

„Comment!" rief Monsieur Goulot, „hundert Pfund Sterling als Trinkgeld für einen Wildhüter! Aber so seid ihr Engländer alle; ihr verschleudert Geld, als wäre es Kieselstein!"

Aber Mr. Hart kniff die Augen pfiffig zusammen und lächelte so schlau, als wollte er sagen: Ich weiß Alles. Und er begann auf's Neue und erzählte mit immer schwererer Zunge und steigender Selbstvergessenheit, daß die hundert Pfund kein Trinkgeld seien, sondern ohne Zweifel dazu dienten, des Wildhüters Verschwiegenheit zu erkaufen. Auch habe sie zum großen Mißvergnügen des Grafen von Mortlake beträchtliche Summen bei ihrem Bevollmächtigten erhoben, und Niemand wisse, zu welchem Zwecke. Er selbst, Mr. Hart, habe Lady Flavia Clare vor nicht gar langer Zeit an einer abgelegenen Stelle des Parks neben einer alten Sykomore überrascht, wo sie im heftigsten Schneewetter regungslos, wie versteinert, gestanden hätte.

Weiter vermochte jedoch Mr. Hart seine schon widerstrebende Zunge der Neugier des Capitäns nicht dienstbar zu machen. Er fing an zu lallen, anstatt zu sprechen, und vor seinen zwinkernden Augen erschienen zwei Monsieur Goulot, zwei Punschbowlen und

eine unendliche Menge Gläser. Es bedurfte der vereinten Anstrengungen des Capitäns und des Kellners, um den berauschten Rechtsanwalt auf sein Zimmer zu befördern. Als sodann der Franzose den langen Corridor entlang sich auf die angewiesene Nummer begab, wurde plötzlich eine Thür geöffnet, aus der Mr. Wright seinen Kopf hervorsteckte. „Gute Nacht," sagte der Engländer, „etwas Neues?"

„Ich glaube wohl, Herr College," antwortete Monsieur Goulot, „wir werden hoffentlich den saubern Vogel fangen. Gute Nacht, mon cher!" (Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk.

(Fortsetzung.)

So wuchs Peter nach und nach heran. Eine Weile hatte der Knabe, wie schon erwähnt, unter der Aufsicht einer Gouvernante gestanden — eines hübschen, schwachen, weichherzigen Mädchens, das sich zwar von dem eigenwilligen Knaben dominiren ließ, ihn aber doch mit Hülfe von Zuckerkant und guten Worten dahin brachte, daß er den ersten Seiten eines ABC-Buches flüchtige Aufmerksamkeit schenkte.

Zum Unglück für Peter, der eine zärtliche Zuneigung zu seiner Gouvernante gefaßt hatte, liebte diese junge Dame einen andern Menschen mehr als ihn — und eines Tages nahm sie, unter strömenden Thränen von beiden Seiten, unter Schluchzen und Küssen Abschied von ihrem Zöglinge, um einen jungen Professor zu heirathen. Herr Peter Anton sah sich deßhalb genöthigt, einen Erzieher für sein jetzt siebenjähriges Söhnchen ins Haus zu nehmen.

Andreas Hagebaum, so hieß der gewählte Erzieher, war Candidat der Theologie und ein Mann von außerordentlicher Zähigkeit und Hartnäckigkeit. Dabei war er sehr arm, ein feierlicher, trockener Pedant, der eine Menge Kenntnisse, aber nicht das mindeste erzieherische Talent besaß, und dessen geistlose Lehrmethode den lebhaften Knaben unaussprechlich langweilte. Peter faßte eine heftige Antipathie gegen den ungeschickten Mentor, und unter diesen Umständen war natürlich an eine befriedigende geistige oder gemüthliche Entwickelung nicht zu denken. Peter lernte nothdürftig rechnen, ein wenig Geographie und Latein und ziemlich leserlich, wenn auch nicht orthographisch schreiben. Außerdem aber hatte sich in ihm eine bemerkenswerthe Schlauheit entwickelt. Er that es jedem andern Knaben seines Alters in der Kunst gleich, seinem Lehrer eine Nase zu drehen, und sein offnes, warmes Herz lag bald unter dem Schutte der Selbstsucht begraben, welche nur zu oft die Mitgabe der Kinder reicher und allzu sorgsamer Eltern ist.

Herr Andreas Hagebaum kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß Peter einer andern Leitung bedürfe, als der seinigen, und da sich ihm zu gleicher Zeit eine angenehme Stellung auf dem Lande bot, mit der spätern Aussicht auf eine Patronatspfarrei, so zögerte er nicht, diese anzunehmen. Bevor er indessen das Haus verließ, gab er Peter Anton den Rath, seinen Sohn in die Schule zu schicken oder mindestens einen Knaben gleichen Alters als Gefährten Peters ins Haus zu nehmen, sowohl um ihn durch die Rivalität zum Lernen anzuspornen, als auch um des moralischen Eindrucks willen, den es vielleicht auf den Knaben hervorbrachte, wenn er auf einen Andern Rücksicht nehmen sah und selbst Rücksicht nehmen mußte.

Es war eine eigenthümliche Fügung des Schicksals und Frau Margarethe nahm in ihrer Frömmigkeit keinen Anstoß, geradezu den Finger Gottes darin zu sehen — daß um diese Zeit die einzige Schwester des Herrn Peter Anton starb und einen Sohn hinterließ, der nur um ein Jahr jünger war, als sein Vetter Peter.

Die verstorbene Frau Willfried war die Wittwe eines unbemittelten Geistlichen gewesen, den sie zum großen Kummer ihrer Verwandten geheirathet hatte, weil sie ihn liebte, obgleich sich um dieselbe Zeit zwei andere junge Männer aus alten „guten" und begüterten Kaufmannsfamilien um sie bewarben. Niemand hatte je von Frau Willfried eine Klage gehört, daß sie diese Vortheile von sich gewiesen — im Gegentheil schien sie bis an ihr Ende der Ueberzeugung gelebt zu haben, daß die vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die ihr Mann besaß, kostbarere Güter wären, als Gold und Stellung. Sie hatte ihren Gatten über Alles geliebt, und

sein Tod brach ihr das Herz. Sechs Monate, nachdem man ihn begraben, starb sie. Zuvor hatte sie ihren Knaben Harry dem Bruder in einem Briefe auf die Seele gebunden, der Herrn Peter Anton in eine ungewohnte Rührung versetzte und dem verwaisten Harry eine so warme Aufnahme verschaffte, wie bei dem kühlen Geiste, der in des Onkels Hause herrschte, nur immer möglich war.

Harry Willfried war ein begabter, offner, gutartiger Knabe, dem Lüge und Falschheit völlig fremd waren. Er hatte sich bald in der Familie eingewöhnt und wurde in allen Stücken behandelt wie Peter. Frau Margarethe liebte ihn, weil er keine Unruhe machte, Babette schenkte ihm ihre Zuneigung, weil er „Fräulein Susannens," ihres Lieblings, Sohn war, und Peter schloß sich an ihn an, weil er eben nicht anders konnte. Der Knabe besaß ein liebebedürftiges und liebefähiges Gemüth, das leider keinen Menschen gefunden hatte, an den es sich anschließen konnte, außer der alten Babette, und ihr gegenüber war die Gewohnheit zu tyrannisiren bereits stärker geworden, als das natürliche Gefühl.

So bildete sich bald ein wahrhaft brüderliches Verhältniß zwischen den Knaben aus. Man schickte sie zusammen in die Schule, sie hatten zuweilen einen kleinen Zank, lebten zuweilen im Kriege und waren nicht selten Einer des Andern herzlich müde, aber die Differenzen währten gewöhnlich nicht länger als einige Stunden und sie hatten sich nach jeder Fehde ebenso lieb wie vorher.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Flüssiger Leim.) In jeder Werkstätte und Haushaltung erweist sich ein allezeit parates Bindemittel als nützlich. Einen flüssigen Leim, welcher sich zum Gebrauch bei allen möglichen Gegenständen, sogar von Porzellan, Glas, Perlmutter eignet, erhält man durch Uebergießen von 3 Theilen zerstücktem Leim mit 8 Theilen Wasser, welcher Masse, nachdem sie einige Stunden gestanden, $1/2$ Theil Salzsäure und $3/4$ Theile Zinkvitriol zugesetzt wird; 10—12 Stunden einer Temperatur von 65—70° R. ausgesetzt, gelatinirt dieser Leim nicht mehr, durch Absetzenlassen kann er erforderlichenfalls noch gereinigt werden.

Lebensphilosophie.

Setze in keine Lotterien, bleibe zu Hause, gib und besuche keine großen Gastmahle, verdecke dir nicht durch lange Pläne dein Hauswesen, deine Stube, deine Bekannten! Verachte das Leben, um es zu genießen! — Besichtige die Nachbarschaft deines Lebens, jedes Stubenbrett, jede Ecke, und quartiere dich zusammenkriechend in die letzte und häuslichste Windung deines Schneckenhauses ein! Halte den Ruhm für das nachbarliche Gespräch über der Hausthür, die Freude für eine Secunde, den Schmerz für eine Minute, das Leben für einen Tag und drei Dinge für Alles: Gott, die Schöpfung und die Tugend.

Willst du ein Lebenskluger dich nennen,
Mußt du das Leben sicher auch kennen;
Doch um das Leben ganz zu verstehn,
Heißt es mit eigenen Augen gesehn.

Freue dich jeglicher Freude,
Weil jegliche Freude von Gott kömmt.
Freue dich jeglichen Leides,
Weil jegliches Leiden zu Gott führt.

Verschiedenes

Saphir sagt: Im Weine liegt Wahrheit; darum haben auch die Ritter des Mittelalters den Wein ganz allein getrunken, damit durchaus keine Wahrheit unter das Volk komme!

Börne pflegte, so oft er sich in Paris eine Portion Sauerkraut geben ließ, auszurufen: „Dies sei das einzige Band, das ihn noch an Deutschland knüpfe."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 147. Sonntag, den 9. December 1866.

Advent.

Ich klopfe an zum heiligen Advent
Und stehe vor der Thür!
O selig, wer des Hirten Stimme kennt,
Und eilt und öffnet mir!
Ich werde Nachtmahl mit ihm halten,
Ihm Gnade spenden, Licht entfalten,
Der ganze Himmel wird ihm aufgethan,
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, da draußen ist's so kalt
In dieser Winterzeit;
Vom Eise starrt der finst're Tannenwald,
Die Welt ist eingeschneit,
Auch Menschenherzen sind gefroren,
Ich stehe vor verschloss'nen Thoren,
Wo ist ein Herz, den Heiland zu empfahn?
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, säh'st du mir nur ein Mal
In's treue Angesicht,
Den Dornenkranz, der Nägel blut'ges Mal —
O du verwärf'st mich nicht!
Ich trug um dich so heiß Verlangen,
Ich bin so lang dich suchen gangen,
Vom Kreuze her komm' ich die blut'ge Bahn,
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, der Abend ist so traut,
So stille nah' und fern,
Die Erde schläft, vom klaren Himmel schaut
Der lichte Abendstern;
In solchen heil'gen Dämmerstunden
Hat manches Herz mich schon gefunden;
O denk', wie Nikodemus einst gethan:
Ich klopfe an!

Ich klopfe an und bringe Nichts als Heil
Und Segen für und für,
Zachäus' Glück, Maria's gutes Theil
Bescheert' ich gern auch dir,
Wie ich den Jüngern einst beschieden
In finst'rer Nacht den süßen Frieden,
So möcht' ich dir mit sel'gem Gruße nah'n;
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, bist, Seele, du zu Haus,
Wenn dein Geliebter pocht?
Blüht mir im Krug ein frischer Blumenstrauß?
Brennt deines Glaubens Docht?
Weißt du, wie man den Freund bewirthet?
Bist du geschürzt und gegürtet?
Bist du bereit, mich bräutlich zu empfahn?
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, klopft dir dein Herze mit
Bei meiner Stimme Ton?
Schreckt dich der treusten Liebe Muttertritt
Wie fernen Donners Droh'n?
O hör' auf deines Herzens Pochen,
In deiner Brust hat Gott gesprochen;
Wach' auf! der Morgen graut, bald kräht der Hahn,
Ich klopfe an.

Ich klopfe an; sprich nicht: Es ist der Wind,
Er rauscht im dürren Laub; —
Dein Heiland ist's, dein Herr, dein Gott, mein Kind,
O stelle dich nicht taub;
Jetzt komm' ich noch im sanften Sausen,
Doch bald vielleicht im Sturmesbrausen,
O glaub', es ist kein eitler Kinderwahn,
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, jetzt bin ich noch dein Gast
Und steh' vor deiner Thür;
Einst, Seele, wenn du hier kein Haus mehr hast,
Dann klopfest du bei mir;
Wer hier gethan nach meinem Worte,

Dem öffn' ich dort die Friedenspforte,
Wer mich verschlief, dem wird nicht aufgethan:
Ich klopfe an.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Der Hausirer.

„Ich könnte fliehen, ehe das Unwetter heranbraus't. Dann wäre ich frei und sicher. Sein Schicksal könnte mir zur Warnung dienen. Er war wild und eigensinnig; nun ist er todt. Doch habe ich ein langes Leben zu hoffen?"

Lady Flavia pflegte ihrem Hange zu Selbstgesprächen nur selten nachzugeben, aber wenn es geschah, so fühlte sie sich weniger einsam. Sie stand, in sich selbst verloren, vor dem Spiegel ihrer Toilette; man erwartete sie wie jeden Nachmittag zur gewöhnlichen Spazierfahrt. Die Dienerin hatte sie verlassen und sie hielt eine Zeitung in der Hand, die sie aus demselben kleinen Cabinet hervorgeholt hatte, wo sie das Kästchen, einst der Behälter des Miniatur-Bildes, verbarg. Das Blatt war am Morgen angekommen, der locale Inhalt flüchtig gelesen und den übrigen Theilen, die allerlei Mittheilungen aus der Hauptstadt brachten, wie gewöhnlich, keine Aufmerksamkeit geschenkt worden. Auch Lady Flavia hatte das Blatt in die Hand genommen, aber schärfer blickend, als alle Uebrigen, hatte sie sofort einen Artikel entdeckt, dessen Inhalt ihre Pulse stocken machte und den Glanz ihrer Augen in jähem Schrecken verdüsterte. Mit dem äußersten Aufwande ihrer Selbstbeherrschung ging sie ans Fenster, das Zeitungsblatt scheinbar nachlässig in der Hand haltend, und las den furchtbaren Artikel auf's Neue. Niemand fragte weiter darnach; bald befand sich das Blatt in der Tasche ihres faltigen Gewandes, um auf ihrem Zimmer einer fast krampfhaften Aufmerksamkeit unterzogen zu werden.

Der Artikel, welcher Lady Flavia in so lebhafte Erregung versetzt hatte, war einem Londoner Journal entnommen und gab einen ziemlich treuen Bericht über die Ereignisse auf dem Schlosse des Roches. Freilich hatte die französische Polizei ihr Geheimniß gut bewahrt, so daß Niemand die Ursache jener blutigen Vorgänge kannte, aber um so bereitwilliger hatte die Phantasie des Berichterstatters die deßfallsigen Lücken seiner Mittheilung ergänzt. Was die Thatsachen betraf, so war Alles mit leidlicher Genauigkeit erzählt und namentlich die Localität erkennbar geschildert.

Sie las die verhängnißvolle Notiz wieder und immer wieder, als ob es ihr obläge, sie auswendig zu lernen.

„Ich könnte fliehen!" wiederholte sie, und ihre lieben Züge wurden ernst und nachdenkend bei diesen Worten.

„Ich besitze einige Geldmittel. Es stehen mehr als tausend Pfund in der Bank von Slochester, und gegen zweihundert Pfund habe ich in Baarem. Ich würde weder in New-York, noch in Melbourne Mangel leiden dürfen. Ich könnte ein neues Leben beginnen — ein neues Leben — dies ist Nichts, als der Traum einer Verlornen! Aber warum sollte ich eine Verlorne sein? Ich, Lady Flavia Clare?! — Was geschehen ist, gehört der Vergangenheit an. In Amerika, in Australien würde ich unter neuem Namen, mit neuen Hoffnungen auftreten. — — Doch könnte ich mein eigenes Selbst so leicht abwerfen? Was wäre ich in dem wüsten wilden Leben der neuen Welt, ich, die ich mit meinem ganzen Sein europäischer Bildung angehöre? Mein Geld würde bald aufgezehrt sein — und dann? — Arbeiten? Darin würde mich jeder verkommene Irländer übertreffen. Auch kann ich nicht arbeiten. Vielleicht Gouvernante oder Schauspielerin? Oder gar reich gewordene Ehefrau? Etwa das Weib eines Goldgräbers? Oder gar eines näselnden Yankee?"

Sie ging auf und nieder, wie ein Panther im Käfig, mit wild blitzendem Auge und leisem Schritte. Sie wußte, daß immer engere Kreise um sie gezogen wurden, hinter ihr lag eine düstre Vergangenheit, vor ihr eine schwarz verhüllte Zukunft — und dennoch empfand sie keine eigentliche Furcht. Die unerschöpfliche Elasticität ihres Geistes, ihre unerschütterlichen Nerven widerstanden auch jetzt im Bewußtsein der heraufziehenden Gefahr jeder Anwandlung von Zaghaftigkeit. Sie fürchtete Nichts; nur der Gedanke, daß

sie aufgehört haben könnte, die Herrin ihres Geschickes zu sein, verwundete ihren Stolz.

„Darf ich eintreten, Flavia?“ Diese Frage wurde von einem vernehmlichen Klopfen begleitet, das bereits ein Mal überhört worden. Es war Caroline Clare. Kaum hatte Lady Flavia die bekannte Stimme vernommen, als ihre Züge sich plötzlich veränderten. Der Ausdruck des schweren Ernstes, des verletzten Selbstgefühls verschwand; sie war wieder das glückliche, von Allen verhätschelte Kind, als sie öffnete und der eintretenden Caroline unter unzähligen Entschuldigungen um den Hals fiel.

„Ich habe dich warten lassen; sei mir darum nicht böse!“ sagte sie. „Ich will mich bessern, du wirst nicht mehr so oft nach mir aussehen, Caroline!“

Es klang jedoch aus dem Tone ihrer Stimme ein seltsamer, nie gehörter Ausdruck hervor, der Caroline fast erschütterte. „Was habe ich dir gethan, Flavia?“ fragte sie. „Es sollte mir leid thun, wenn —“ Dem gutmüthigen Mädchen standen Thränen in den Augen, sie konnte nicht weiter sprechen. Aber Lady Flavia erhob sich schnell auf ihre Fußspitzen und küßte ihrer Cousine die Thränen weg. „Caroline,“ sagte sie, „wenn ich arm und verachtet wäre, wenn ich kein Vermögen besäße, Nichts mehr zu bieten hätte, als mich selbst: würdest du mich dennoch lieb haben, dich dennoch von mir küssen lassen?“

„Gewiß!“ antwortete Lady Caroline mit vollkommener Aufrichtigkeit. Sie hatte allerdings Anfangs den Heirathsplan in Betreff ihres Bruders nicht ohne Seitenblick auf Lady Flavia's bedeutendes Vermögen gefaßt, aber jetzt, da Wochen und Monate verflossen waren, hatte sie das anmuthige Wesen um seiner selbst willen lieb gewonnen. Wäre Lady Flavia arm gewesen, so hätte sich Caroline dennoch ihre Freundin genannt — dem zauberischen Einflusse des reizenden Kindes konnte Niemand widerstehen.

Bald saßen beide Mädchen neben einander im leichten Wagen, den ein Paar feurige Ponies in raschem Laufe durch den Park zogen. Die Unterhaltung war herzlich und vertraulich, und nicht lange währte es, so hatte die unermüdliche Caroline wieder das Gespräch auf ihren Bruder gelenkt. Sie ahnte nicht, daß auch Flavia sich in Gedanken mit Lord Hythe beschäftigte.

„Er ist beständig in Nachdenken versunken,“ sagte Caroline, „zerstreut und unmuthig. Er will durchaus nach London, um bei der Eröffnung des Parlaments gegenwärtig zu sein. Er sehnt sich offenbar darnach, das Schloß zu verlassen. Und daran ist nur die böse Flavia schuld!“

Die „böse Flavia“ verfolgte unterdessen ganz eigene Gedanken. „Hythe wird mich nicht heirathen,“ dachte sie, „er wird nicht zum zweiten Male um mich werben. Ich weiß es, er verdammt mich. In jedem Tone, jedem Blicke lese ich seine Kälte, seinen Argwohn. Dennoch würde er mich geliebt haben, wenn — doch er hat Recht, er thut wohl daran, mich zu meiden. Ich habe versucht, ihn wieder zu gewinnen, mich darum zu Künsten herbeigelassen, die ich nicht minder verachte, als er — es war Alles umsonst! Als sein Weib wäre ich vor den äußersten Consequenzen des Gesetzes sicher gewesen; die Frau eines künftigen Peer hätte man ihrem Schicksal überlassen können.“

Und doch schien es, als ob Lady Flavia den Worten ihrer Cousine lächelnd lauschte — während doch ein düstrer Ernst durch ihre Seele zog. Sie führte, nicht einen Augenblick die feurigen Ponies sich selbst überlassend, die leichte Peitsche und lenkte den Wagen mit sicherer Hand. (Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk.

(Fortsetzung.)

Die Schule wurde für Peter freilich Ursache fortwährenden Verdrusses. Die Kameraden hatten seine vollständige Unwissenheit schneller entdeckt als die Lehrer und ließen es an Spott nicht fehlen, der indessen, weit entfernt, des Knaben Ehrgeiz zu wecken, nur dazu beitrug, ihn noch wilder und hartnäckiger zu machen und ihn in Kämpfe zu verwickeln, aus denen er, zum Entsetzen seiner Mutter, nicht selten mit zerrissenen Kleidern und blutendem Gesicht hervorging

So waren die Knaben sechzehn Jahre alt geworden. Harry hielt als Jüngling Alles, was er als Kind versprochen hatte, während

Peter noch ebenso wild, gutmüthig und unbändig war, wie er als dreijähriges Kind gewesen, nur daß er jetzt sehr viel weniger Furcht vor Strafe hatte als damals, und jetzt seine Mutter mehr liebte als früher, denn sie war mit der Zeit weicher geworden und wandte jede Regung ihres verschlossenen Herzens dem Sohne zu.

Peter wurde, nachdem er die Schule verlassen, auf eine auswärtige Handelsschule geschickt, Harry trat in seines Oheims Geschäft ein, und diese Trennung erwies sich sehr unglücklich für Peter, der in dem Freunde seinen eigentlichen Halt verlor. Harry hatte ihn vielfach von Thorheiten und tollen Streichen abgehalten und hatte ihn selbst hier und da zu einer Anstrengung im Lernen vermocht. Er war gleichsam sein Gewissen gewesen, und Peter bedurfte einer solchen Stütze mehr als je. Seinen hochherzigen Aufwallungen fehlte der Regulator der Vernunft; seine Leidenschaften waren nie durch Grundsätze oder strenge Zucht geregelt worden; niemals hatte er daran gedacht, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen, so lange es Zeit war. Er kannte weder den Werth noch eine vernünftige Eintheilung des Geldes, denn sein Vater hatte schon während der Schulzeit dem Knaben keinen Wunsch versagt und ihn in freigebigster Weise mit Taschengeld versorgt.

Die nothwendigen Consequenzen blieben denn auch nicht aus. Peter wurde nachlässig, träge, zerstreut, ließ sich durch schlechte Gesellschaft zu allerlei Thorheiten fortreißen, und bald gingen zahllose Rechnungen und ernste Beschwerden der Lehrer bei dem erstaunten Vater ein. Oefter, als ihm erwünscht war, fand Harry Gelegenheit, vermittelnd zwischen den Zorn des Oheims und den Jugendfreund zu treten, indem er dem erbitterten Vater die zahlreichen guten Eigenschaften des Sohnes ins Gedächtniß rief und nicht müde wurde, Alles anzuführen, was zu seiner Entschuldigung dienen konnte. Er bat Herrn Peter Anton, Geduld zu haben, bis der junge Mann sich selbst wiedergefunden; er machte ihn darauf aufmerksam, wie groß der Kummer der Tante sein würde, wenn sie Peters Verirrungen erführe, und wie er seinem eigenen guten Namen schade, wenn er sich weigere, des Sohnes Schulden zu bezahlen.

Und wirklich gelang es Harry durch diese Vorstellungen immer wieder, den Oheim zu besänftigen, bis endlich Peter eines Tages ganz unerwartet im elterlichen Hause eintraf. Man hatte ihn wegen einiger unbesonnenen Streiche von der Schule fortgeschickt.

Herr Peter Anton war außer sich vor Zorn. Seine Stimmung drückte sich nicht in heftigen Worten oder Scenen aus, — aber er war kalt und hart wie Stahl, steif und unnahbar wie eine Distel. Peters Mutter war tief betrübt. Sie wagte in ihres Mannes Gegenwart den Sohn kaum anzusehen. aber wenn sie in den seltenen Momenten, wo sie ihm allein gegenüber saß, seine Hand faßte und mit zitternder Stimme sagte: „O Peter!“ so schnitt dies dem Sohne zehn Mal tiefer ins Herz, als alle Vorwürfe des Vaters. Vergebens versuchte Harry Alles, um Herrn Peter Anton mit seinem Sohne zu versöhnen — Keiner wollte den ersten Schritt dazu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Accord und Tagelohn.) Ein städtischer Taglöhner schlägt Feuer. Vorübergehender: „Aber den Stumpfen Stein, da, nehmen Sie meinen!“ — Taglöhner: „Ein' neuen Stein hab' ich auch, den nehm' ich aber nur im Accord, heut' arbeite ich im Tagelohn, da pressirt's nit!“

Als Newton im Jahre 1650 zu Grathan studirte, hatte er wenig zu beißen, da ihm gewöhnlich nur vier Schillinge zum Lebensunterhalt zu Gebote standen. Zweihundert Jahre später kaufte Lord Shrewsbury einen Zahn dieses Gelehrten für 16,595 Francs.

Räthsel.

Ein Dichter, welchen Deutschland kennet,
Deß' Name hohe Geltung hat.
Wenn man davon ein Zeichen trennet,
So wird der Dichter ein Soldat.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 148. Mittwoch, den 12. December **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Es war ein schöner Wintertag. Der Himmel breitete sich weithin in fleckenloser Bläue aus und glänzte im reinsten Golde der Sonnenstrahlen. Ringsumher nahm das winterliche Farbekleid der Wiesen und Bäume im Lichte des Tagesgestirns lebhaftere Tinten an. Kaninchen waren hervorgekrochen und sonnten sich vor ihrem Bau, während die langen Ohren verrätherisch hervorragten. Rehe, die sich an den Saum der Waldung wagten, zogen in Rudeln vorüber oder fraßen das spärliche Gras unter den Buchen ab. Die Vögel machten sich mit lautem Zwitschern bemerkbar und flogen in dichten Schwärmen, Futter suchend, über Wiese und Wald — die Natur schien freundlich gestimmt und den harrenden Geschöpfen einen Theil des Winters erlassen zu wollen.

Selbst Lady Flavia Clare, deren Gemüth tief umnachtet war, konnte dem Eindruck der sonnenbeschienenen Landschaft nicht widerstehen. Der Winter schien sich in den letzten Schneestürmen ausgetobt zu haben und nur mit den schwachen Ueberbleibseln seiner Kraft seine Herrschaft zu fristen. Schon hatten sich hie und da Primeln gezeigt, wie lange konnte es währen, und Schneeglöckchen steckten ihr Köpfchen hervor, und Veilchen schossen am Fuße der Bäume auf! Wie lange noch, und die Lerche schwebte wieder zwischen Himmel und Erde und schmetterte ihr jubelndes Lied in die erwachende Natur hinaus!

„Es ist unmöglich!“ dachte Flavia und warf mit stolzer Bewegung des Kopfes ihr volles Rabenhaar zurück, „es ist unmöglich, daß ich nicht Theil haben soll an dem begonnenen Jahre! Die Schneeglöckchen sollten hervorsprießen, die blauen Veilchen blühen, und Vögel, Blumen und Bäume den wiederkehrenden Frühling begrüßen — und ich sollte kalt und todt sein! Unmöglich! Ich bin noch so jung, mein Leben ist kaum begonnen, es darf noch nicht enden!“

Sie wußte freilich nicht, daß in weiter Ferne, im Gemache eines Justizpalastes an den Ufern der Seine, eine Spinne ihr Netz webte, Masche für Masche, Faden für Faden, daß diese furchtbare Arachne, in der Gestalt von Monsieur Duvillers-Hardouin, Procureur Impérial in Versailles, lauernd die durchsichtigen Flügel einer niedlichen kleinen Fliege betrachtete, die Lady Flavia Clare hieß. Sie wußte nicht, daß in Paris, im finstern Quartier des Marais, ein ernst blickender Mann in seiner Amtswohnung die Theile eines Instruments hervorsuchte, die aus Brettern und geschliffenem Stahl bestanden. Man hatte von St. Germain aus einen Wink gegeben — und die Guillotine wurde für Lady Flavia Clare in Stand gesetzt.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Fahrt ging zu Ende, der Wagen näherte sich der Gartenthür, welche an den Fahrweg stieß.

„Seltsam!“ rief plötzlich Caroline, als sie unerwarteter Weise in geringer Entfernung ein kleines Fuhrwerk erblickte, das mit Packeten und Ballen beladen war. Nicht weit davon standen zwei Personen, ein stämm'ger Mann und ein Mädchen, in so eifrigem Gespräch, daß sie das Heranrollen der gräflichen Equipage überhörten. Das Mädchen gehörte, der Kleidung nach zu urtheilen, der dienenden Classe an und war in diesem Augenblick beschäftigt,

einen bunten Shawl, den sie nur mit den Fingerspitzen zu berühren wagte, mit gierigen Augen zu betrachten. Plötzlich blickte sie auf; augenblicklich erkannte sie den Wagen und dessen Insassen, und laut aufschreiend sprang sie zurück, indem sie mit der Schnelligkeit eines aufgescheuchten Hirsches hinter der nächsten Hecke sich zu verbergen suchte.

Der Mann blieb stehen. Es war ein schwärzlicher Geselle von zigeunerartigem Aussehen. Er trug Ohrringe, und um seinen Hals war ein schreiendrothes Tuch geschlungen. Seine Kleidung war eben so fremdartig, wie sein braunes Gesicht, und als er vor den Damen den Hut zog und den Mund zu einem grüßenden Lächeln verzog, wurde eine Doppelreihe weißer, spitzer Zähne sichtbar.

„Der Mann sieht eigenthümlich aus!“ bemerkte Caroline, im Vorüberfahren zu Lady Flavia gewendet. „Er wird einer von den pfiffigen Hausirern sein, die den Mägden ihre kleinen Ersparnisse für allerlei Tand abnehmen. Nur möchte ich wissen, welche Magd mit ihm sprach. Meinst du nicht, daß es Jane war?“

„Ich weiß es nicht. Wer ist Jane?“ versetzte Lady Flavia gedankenlos. Sie war von dem Anblicke des fremden Mannes so unheimlich berührt worden, daß sie bei Lady Carolinens Worten wie aus einem bösen Traum auffuhr. Dennoch würde sie diesen größere Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenn sie gewußt hätte, daß Jane die Tochter Benjamin Haynes', des Wildhüters, war.

In der Schenke.

„Mein Vater würde mich todt schlagen, wenn er es erführe!“ sagte Jane, während ihre Blicke auf den Putz- und Schmuckwaaren ruhten, die der Wagen des Hausirers barg. Sie war, sobald die Ponies ihren Weg fortgesetzt hatten, hinter der Hecke hervorgekommen und stand nun unentschlossen da, bald den Wagen, bald den Hausirer, bald seine Waaren betrachtend.

„Etre de l'air!“ flüsterte der Franzose, — der Leser hat ohne Zweifel Monsieur Durbec wieder erkannt — „ich glaubte nicht, daß wir einem so edeln Wild nachstellten. Es ist eine Fee, kein Geschöpf von Fleisch und Blut, wie Andere ihres Geschlechts. Ich kann mir denken, daß Mancher bereit wäre, Alles für ein einziges Lächeln dieses Wesens hinzugeben. Und doch ist sie verloren, und sie hat keinen Gatten, keinen Verlobten, keinen Freund, der ihr in der schlimmen Zeit, die für sie heranbricht, zur Seite stehen könnte! Bagasse! Was geht's mich an? meine Schuld ist es nicht. Ich sah sie erblassen, als ihre Augen den meinigen begegneten; sie ahnte, daß ich ihr nichts Gutes bringe. Und doch — wie schnell gewannen ihre Züge den Ausdruck unerschütterlicher Fassung wieder! Welcher Stolz sprach aus diesem selbstbewußten Blick! Das Mädchen hat das Herz eines Löwen. Sie ist noch nicht besiegt!“

Der unerschrockene Mann fühlte in diesem Augenblick eine Art von Besorgniß; er hielt es für möglich, daß die kostbare Beute ihm im entscheidenden Augenblicke entgehen könnte. Nachdenklich blickte er nach der Richtung hin, wo das kleine Fuhrwerk verschwunden war, und noch lange möchte er so gestanden haben, wenn ihn nicht Jane an den Gegenstand ihres Handels erinnert hätte.

„Pardon, Mademoiselle,“ sagte Durbec, sich umwendend. „Wollen Sie sich noch ein Mal den Shawl, oder den Perlenschmuck, oder das goldgestickte Jäckchen ansehen?“

„Ich kann es doch nicht bezahlen,“ sagte Jane kleinlaut.

Durbec zuckte die Achseln und begann, seine Waare wieder an Ort und Stelle zu legen, aber mit solcher Ungeschicklichkeit, daß er fortwährend mehr von seinen bunten Stoffen und blinkenden Schmucksachen offen legte, als ihm einzupacken gelang. Das arme Mädchen war förmlich geblendet von den farbenreichen Zeugen und den blitzenden Gold- und Silbersachen, die so lockend aus den Packeten hervorlugten; sie fuhr mit der Schürze in die Augen und sagte weinerlich:

„Es ist unrecht, daß Ihr erst meine Kauflust reizt und dann solche Preise fordert. Ich möchte den gelben Shawl gar zu gern am nächsten Sonntag tragen. Bob sagt, Gelb stehe mir so gut.“ Hier hielt sie inne, als ob sie ein Compliment erwartete. Sie hatte mehr als ein Mal durch eine kleine Coquetterie billigere Preise erlangt und versuchte jetzt mit ihren braunen Augen und schwellenden Lippen den eigensinnigen Händler zu erweichen. Aber Durbec war gegen solche Künste gepanzert

und begnügte sich mit der Bemerkung: daß der Shawl ihr ohne Zweifel reizend stehen würde, und daß er im Uebrigen bereit wäre, ihr auch einen Schmuck und ein gesticktes Seidenjäckchen zu überlassen, wenn sie ihm das Miniaturbild mit den echten Perlen, von dem sie noch vorhin gesprochen hätte, in Tausch geben wollte.

„Die Sachen sind gar zu hübsch!“ sagte Jane Haynes zögernd, „und Geld habe ich nicht. Wenn ich mich des Bildes nur ohne Gefahr zu bemächtigen wüßte. Ich erzählte Euch vorhin, wie mein Vater es mir zuerst schenkte und dann wieder zurückforderte; er droht, wenn ich je davon spräche, mir den Hals umzudrehen, wie einer Taube. Und wenn es gar Lady Flavia betrifft, so geräth er ganz außer sich. Er sagt, sie könne ihn an den Galgen bringen — nun einerlei — ich darf Euch das Bild nicht geben.“

„Voyons donc!“ sagte der Franzose, indem er den Shawl auf's Neue auseinanderfaltete, „wie stehen wir denn eigentlich, Mademoiselle? Auf der einen Seite ist ein kleines Bild, das Mylady in irgend einen hohlen Baum geworfen und das Ihr Vater gefunden hat. Es ist, wie Sie sagen, mit Perlen besetzt und hat daher seinen Werth. Es ist Ihr Eigenthum, denn Monsieur Haynes hat es Ihnen gegeben und war nicht berechtigt, es wieder zurückzufordern. Wenn Ihr Vater auch Bedenken trägt, es zu verkaufen, so sind Sie doch vernünftig genug, um zu wissen, daß eine Pariser Broche, ein Seidenjäckchen aus Lyon und ein Ostindischer Shawl mehr werth sind.“

„Ich muß es Alles haben!“ rief Jane. „Sie bekommen das Bild, wenn auch mein Vater mir wirklich den Hals umdrehen sollte!“

Sie war fest entschlossen, für die Schätze, mit welchen der Franzose sie gelockt hatte, selbst die Mißhandlungen ihres Vaters zu ertragen. Sie wußte, in welchem Schrank Benjamin Haynes das kleine Porträt verwahrte, und brauchte nur eine Gelegenheit abzuwarten, um desselben habhaft zu werden. Sie verabredete daher mit dem Franzosen, ihn zu einer bestimmten Stunde jenseits des Moors bei dem Wegweiser zu treffen, um gegen das Bild Schmuck, Mieder und Shawl einzutauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk

(Fortsetzung.)

„Gib dir keine Mühe, Harry,“ sagte Peter eines Abends, nachdem er abermals eine Unterredung mit seinem Vater gehabt hatte. „Ich kann dies Leben nicht länger ertragen. Mein Vater sagt mir eben, daß er mich enterben und Alles dir zuwenden wolle. Nun, ich habe Nichts dagegen. Du bist es werth und ich brauche sein Geld nicht, sondern kann mir auf eigene Faust durch die Welt helfen. Nur wäre es mir lieb gewesen, wenn ich mit dem Gefühl hätte gehen können, daß es ihm nicht ganz gleichgiltig ist, ob ich lebe oder sterbe. Aber Liebe habe ich ja nie bei ihm gefunden.“

„Du hast Unrecht, Peter,“ entgegnete Harry. „Wenn der alte Herr dich nicht lieb gehabt hätte, glaubst Du, daß er so zornig wäre? Er zeigt dir seine Liebe eben in seiner Weise. Und was sein Vermögen anbetrifft, so denkt er nicht daran, es dir zu entziehen. Dazu ist er viel zu sehr ein Anton und auf den Glanz seines Namens bedacht. Es war nur ein Schreckschuß.“

„Nun, er soll zu solchen Schreckschüssen keine Gelegenheit mehr finden,“ entgegnete Peter düster.

„Sei nicht thöricht, Peter,“ sagte Harry ernst. „Habe Geduld, bis der Sturm vorüber ist, und dann komm ruhig hinunter ins Comptoir und thue, was er dir sagt. Deiner Mutter würde das Herz brechen, wenn du etwas Uebereiltes thätest.“

„Es wird damit keine Noth haben,“ brummte Peter. „Sie wagt nicht einmal in des Vaters Gegenwart mit mir zu sprechen. Du bist übrigens ein braver Bursche, Harry, der immer Recht hat. Gib mir deine Hand. Gute Nacht, Harry.“ Damit ging er in sein Zimmer.

Am folgenden Morgen war Peter verschwunden. Einige zurückgelassene Zeilen unterrichteten seinen Vater, daß er nach Amerika gehe, um sich dort unter den nach Mexiko bestimmten Freiwilligen anwerben zu lassen. Herr Peter Anton sprach von dem Moment an seines Sohnes Namen Jahre lang nicht mehr aus, und seine Frau fiel, nachdem sie sich halb blind geweint, in ihre frühere apathische Ruhe zurück.

Als ein halbes Jahr später die Nachricht von der Schlacht bei Chapultepec durch die Zeitungen lief, ließ sich Harry von New-York die Listen der Gefallenen und Verwundeten schicken. Er fand den Namen Peters in der Reihe der Vermißten und schrieb sogleich an den Obersten des Regiments, um nähere Nachrichten einzuziehen. Nach längerer Zeit traf endlich die Antwort ein, und Harry erfuhr nun, daß Peter nebst fünf anderen Soldaten bei der Beschäftigung, Wasser für die Verwundeten zu schöpfen, von einer Anzahl Mexikaner überfallen worden war. Drei seiner Kameraden hatte man todt auf dem Platze gefunden, Peter war nebst den zwei andern Gefährten gefangen fortgeschleppt worden, und man hatte seitdem Nichts wieder von ihm gehört.

Harry legte eine Copie dieses Briefes auf das Pult des Onkels und sah am andern Morgen an den verweinten Augen der Tante, daß sie von dem Inhalte des Schreibens Kenntniß hatte; aber es wurde kein Wort über die Sache gesprochen — und als Jahr auf Jahr verging, ohne daß Peter zurückkehrte, glaubte man endlich nicht mehr an seinem Tode zweifeln zu dürfen. Man gewöhnte sich endlich daran, Harry als Sohn und Erben des Hauses zu betrachten.

Die Lage Harry Willfrieds war indessen weniger angenehm, als man meinte. Es war keine leichte Aufgabe für den jungen, lebhaften, lebenslustigen Mann, sein ganzes Dasein nach der Form und dem Zuschnitt der zwei älteren, in ihren Ansichten verknöcherten Leute zu regeln, die ihn wie eine Art Eigenthum betrachteten, ihn fast von jedem andern Verkehr abschlossen und über ihn bestimmten wie über eine Sache. Eine schwächere oder weniger glücklich angelegte Natur als die seinige wäre dem Drucke erlegen, der auf ihm lastete — Harry verlor weder den Lebensmuth, noch nahm er seine Zuflucht zu heimlichen Genüssen, wie vielleicht viele junge Männer an seiner Stelle gethan hätten. Er war zum Glück einer jener bevorzugten, reinen Menschen, denen die Versuchung kaum nahe tritt.

Außerdem wußte Harry recht wohl, daß er der einzige Mensch war, für welchen seine Tante eine Art von Interesse hegte. Wenn noch irgend ein warmer Strahl aus ihren matten, blauen Augen brach, wenn ihre Stimme einen zärtlicheren Klang annahm, so galt dies durchschimmernde Gefühl gewiß Harry. Zum Theil war es die Erinnerung an Peter, die sich an den Neffen knüpfte und diesem ihr Herz zuwendete, anderntheils aber schien es selbst einem Anton nicht möglich, mit Harry unter einem Dache zu leben, ohne ihn lieb zu gewinnen. Auch Herr Peter Anton zeigte nach und nach eine lebhaftere Theilnahme für seinen Neffen, als für seine Cassenbücher. Er begann endlich ihm zu vertrauen und sich in einer Weise auf ihn zu stützen, die des jungen Mannes Herz rührte und erfreute. Die Empfindung, daß die beiden alten, einsamen Menschen ihn in ihrer Weise lieb hatten, daß er ihnen bis zu einem gewissen Grade ihren Sohn ersetzte, entschädigte Harry für manche Entbehrung, die er sich auferlegt sah, und fesselte ihn nur um so fester an das Haus, das ihm eine Heimath geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Dem Schulmeister in Letzlingen ist eine alte Geschichte passirt, ohne daß ihm das Herz dabei gebrochen wäre. Er mußte den König von Preußen, der zur Jagd kam, mit einer Anrede empfangen und machte seine Sache recht gut, als aber der König sich das Concept ausbat, fuhr er in die Tasche seines nagelneuen Fracks und brachte die Schneiderrechnung im Betrage von 16 Thlr. 15 Sgr. zum Vorschein. Der König las, lachte und sagte: „Soll richtig bezahlt werden!"

„Was ist Gift?" fragte ein Professor im Examen und lächelte heimlich ob der Verlegenheit des Studenten. „Das tägliche Brod im Uebermaß genossen," antwortete dieser und lächelte zuletzt.

Auflösung des Räthsels in Nr 147:
Uhland.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 149. Freitag, den 14. December 1866.

Eine schöne Viper.
(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Es war kaum eine halbe Stunde nach dieser Unterhaltung verflossen, als Durbec mit seinem Wagen vor der Schenke im Dorfe Lambhurst hielt.

Sowohl das Schild, wie die üblichen rothen Gardinen fehlten, nur ein paar ordinäre Thonpfeifen am Fenster und eine dürftige Inschrift, welche besagte, daß Isaac Bond die Concession besäße, Bier in seinem Hause, doch nicht zum Verkaufe, auszuschenken, waren die Anzeichen einer Wirthschaft. Dennoch war Isaac Bond kein armer Mann. In seinem niedrigen Gastzimmer wurde viel Bier getrunken, und wenn auch seine Concession nur auf dieses lautete, so konnte ihm doch Niemand wehren, seine Freunde zu Zeiten aus freien Stücken mit einem Glase andern Getränks zu bewirthen.

„Holla! seht nach meinem Pferde und gebt ihm Heu und Wasser! Bon jour, werther Herr, ein Glas von Ihrem vortrefflichen Porter!" So rief Durbec dem Wirth zu, welcher vor der Thür stand.

Aber Isaac Bond schmauchte gelassen seine Pfeife und betrachtete den Franzosen ohne besonderes Wohlgefallen.

„Wir haben für solche Gäste keine Gelegenheit," antwortete er kühl. „Es ist weder Stall noch Heu da für Ihr Pferd, und die Zimmer sind alle besetzt. Sie thäten besser, nach Treddleton zu fahren; in einer kleinen Stunde sind Sie dort und finden einen eigentlichen Gasthof."

„Daß ich ein Narr wäre!" versetzte Durbec, indem er herabstieg und sein Pferd an einen Trog führte, neben welchem ein paar Bund Heu lagen und Isaac Bond Lügen straften. „Mein Pferd ist müde, ich bin durstig, und Sie wollen uns fortschicken, Monsieur Bond?" Bei diesen Worten betrachtete er den Wirth mit so durchdringenden Blicken, daß dieser sich sehr unbehaglich fühlte.

„Soll ich Ihnen den Porter herausholen?" fragte Isaac Bond, um den weitern Bemerkungen des unwillkommenen Gastes auszuweichen, den er fortwährend von der Seite anschielte und dem er durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnte. Isaac glich gewissermaßen der Prinzessin in Tennyson's bekanntem Gedicht, die in beständiger Angst vor einer Anakonda lebt, die sie verschlingen könnte. Und zwar hatte diese Anakonda drei Köpfe, da er dreifache Furcht hegte. Er konnte für Defraudation der Accise zu Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt werden; die Gerichte konnten von seinem Treiben Wind erhalten und sein Haus verschließen, und endlich konnte Lord Mortlake, auf dessen Grund und Boden er wohnte, ihn davon jagen. Und Isaac Bond wußte sehr wohl, daß ihm in jedem dieser drei Fälle kein Unrecht geschehen würde. Er war daher argwöhnisch gegen Fremde und sah nur ungern andere Gäste, als die ein böses Gewissen an ihn fesselte, in seinem Hause verkehren.

„Mais non! Ich will ins Haus gehen, guter Freund, und Ihren Porter gemächlicher trinken, als hier draußen. Allons!" versetzte der vermeintliche Hausirer und trat einen Schritt näher.

Doch Isaac schob sich zwischen die Thürschwelle und den zudringlichen Gast.

„Keine Gewalt!" rief er. „Ich verzichte lieber auf Ihre Zeche, als daß ich mein ärmliches Haus Ihnen öffne, das doch nicht für

Sie paßt. Ueberdies, die Wahrheit zu sagen, ist Jemand drinnen, einer meiner besten Kunden, der auf sonderbare Dinge verfällt, wenn er ein Gläschen zu viel getrunken hat. Es ist am besten, ihn allein zu lassen, bis er wieder nüchtern ist. Deßhalb wäre es mir besonders lieb, wenn Sie draußen bleiben wollten."

In der That hatte Isaac Bond nicht ganz unwahr gesprochen. Einer seiner Hauptkunden, Benjamin Haynes, befand sich um diese Zeit im Gastzimmer und hatte wohl mehr als ein Gläschen zu viel getrunken. Unter solchen Umständen war es allerdings rathsam, alle Gesellschaft fern zu halten, denn seit einiger Zeit pflegte der Wildhüter im Rausche Dinge zu sprechen, die nach Isaaks Meinung am besten ungehört bleiben müßten. Aber zu gleicher Zeit hatte der Wirth verschwiegen, daß in einem Winkel des Gastzimmers ein Reisender saß, der sein armseliges Bündel unter den Kopf geschoben und halb liegend, halb sitzend sich auf der Bank ausgestreckt hatte. Er war vor einer Stunde gekommen und hatte erklärt, er sei zu erschöpft, um ohne Weiteres seinen Marsch fortzusetzen, und da er allem Anscheine nach ein harmloser Arbeiter war, so hatte ihm Isaac Bond den Zutritt zur Schenke nicht versagt.

Aber der Franzose ließ sich nicht länger zurückhalten. Seine nationale Liebenswürdigkeit war plötzlich verschwunden und seine Augen nahmen einen wahren Falkenblick an, als sie den Augen des Wirthes begegneten.

„Mein werther Herr Isaac Bond," sagte er mit einem Blicke auf die Inschrift an der Mauer, „wenn Sie mich durchaus nicht einlassen wollen, so gehe ich sofort zu dem sehr ehrenwerthen Monsieur Faßdyke und erzähle ihm, daß Sie anständigen Gästen, denen nach Recht und Gesetz der Besuch Ihrer Wirthschaft freisteht, den Zutritt verweigern. O, ich kenne Ihre englischen Gesetze, **mille diables**! Ich weiß, daß Ihnen jedes Mal bei der Erneuerung der Concession diese Bedingung in Erinnerung gebracht wird."

Isaac Bond hatte jetzt keinen Ausweg mehr. Es blieb ihm nichts übrig, als um Entschuldigung zu bitten und den Fremden einzulassen.

Es war ein ärmliches Gastzimmer mit sandbestreutem Fußboden, einem Küchentisch und verschiedenen Bänken und Stühlen. Auf einer Bank in der Ecke kauerte ein Mann, dessen rothes Haar sich unter einem abgetragenen Hute hervordrängte, und dessen Anzug vom Kothe der Landstraße beschmutzt war. Sein Kopf ruhte auf einem in ein blaues Baumwollentuch geknüpften Bündel. Er schien zu schlafen. Der Franzose lächelte still, als er die fremde Gestalt näher betrachtete. „Bon!" flüsterte er, „ich würde ihn nicht erkannt haben, wenn er mich auf der Landstraße angebettelt hätte!"

Am Tische saß mit aufgestützten Ellenbogen ein hochgewachsener Mann, der das Gesicht mit beiden Händen bedeckte; ein riesiger, starkknochiger Bursche, dessen zottiges Haar mähnenartig auf den Kragen seines von Blut und Wildhaar klebenden Jagdrockes herabhing. Es war Benjamin Haynes. Seiner breiten Brust entstiegen so tiefe, schmerzliche Seufzer, wie sie nur ein nervöser Schwächling auszustoßen pflegt. Aber Durbec hatte schon manchen betrunkenen Zecher gesehen und war daher nicht im Geringsten verwundert. Der Wirth brachte ihm den verlangten Porter und entfernte sich dann schnell, da er nicht Lust hatte, Dinge zu hören, die er möglicher Weise später vor einem Gerichtshofe bezeugen mußte.

Die Scene veränderte sich. Der Mann in der Ecke erhob sich und schlich an den Tisch, wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Durbec und zog dann Bleifeder und Schreibtafel aus seinem kothbespritzten Kittel.

„Er hat allerlei geschwatzt; ich habe es niedergeschrieben," sagte er mit einer Stimme, die sehr an Sergeant Skinner oder an Mr. Wright erinnerte, der im Gasthofe „zur Glocke" in Chartley logirte. „St! er fängt wieder an!"

Und die beiden Polizei-Agenten lauschten mit vornübergeneigtem Kopfe, als der Wildhüter unter leisem Wimmern und mit halberstickter Stimme stammelte:

„Holt nur die Constablers — zieht die Stricke recht fest, damit es zu Ende komme — ich will Alles bekennen um meiner armen Seele willen. — Ich bin ein Sünder, aber sie hat mich bestochen. — — Ich habe ihn erschossen — wenn er noch lebt, ist es nicht meine Schuld. — Wie sollte es Jemand erfahren? sagte Mylady. Sie bezahlt gut — hundert Pfund — trinkt nur — wenn das

Geld verzehrt ist, weiß ich, wo mehr zu holen. Fragt mich nicht nach Namen — es geht euch ja nichts an. — Heda, die Flasche! — — Ich bin noch nüchtern, ihr Jungen!" —

Mitten in diesen Phantasien änderte sich plötzlich der Ton seiner Stimme, er stimmte lallend ein Lied an, verfiel dann wieder in lautes Weinen und schrie laut, er sei ein Sünder, ein Mörder und wünsche nur, Alles zu bekennen, bevor er gehängt werde.

Die Polizei-Agenten lauschten begierig, und jedes Wort, das über des Wildhüters Lippen kam, wurde von Skinner schnell zu Papier gebracht. Zuletzt wurde Benjamin Hahnes stiller, noch einige unartikulirte Laute, ein tiefes Stöhnen — und er ließ den Kopf auf den Tisch sinken, und sein schwerer Athem verrieth, daß er fest schlief.

„Genug," sagte Skinner, indem er sein Notizbuch einsteckte. „Es ist hinreichender Grund vorhanden. Wir könnten noch heute unsere Vollmacht fordern, aber wir thun besser, zu warten. Es ist eine Galgengeschichte, aber der Bursche wird in der Zeugenloge nützlicher sein, als im Gefängniß."

Durbec war gleicher Meinung. Bald darauf verließen Beide das Haus, um auf getrennten Wegen ihre Aufgabe zu verfolgen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk.

(Fortsetzung.)

Nur ein Umstand beunruhigte zuweilen Onkel und Tante. Harry war sechsundzwanzig Jahre alt, ohne daß sein Herz durch die Liebe berührt worden wäre. Vergebens schlug Frau Peter Anton ihm die jungen Damen der besten Familien vor, vergebens ließ sie ein großes „Vermögen" nach dem andern vor ihm die Revüe passiren — Harry wies Alles lachend zurück und blieb dabei, ein alter Junggesell werden zu wollen. So sehr er sich sonst bemüht zeigte, allen Wünschen seiner Verwandten nachzukommen, so schien es doch, als sei er gesonnen, gerade in diesem Punkte seine volle Unabhängigkeit zu bewahren.

Indessen auch Harrys Stunde sollte endlich schlagen. Er zog sich auf einer Geschäftsreise durch Erkältung ein Fieber zu, das ihn an den Rand des Grabes brachte, und als er sich endlich wieder auf dem Wege der Besserung befand, wurde ihm als Nachkur vollkommene Ruhe und ein Aufenthalt an der See verordnet. Er wählte dazu einen kleinen Badeort an der Ostsee und miethete sich in einem der kleinen weißen, mit grünen Fensterläden versehenen, mit einfachen Gärtchen umgebenen Fischerhäuser, die am Strande verstreut liegen, für den Monat Juni ein. Die Zahl der Badegäste war eine sehr geringe und verhieß nicht die mindeste Aussicht auf Geselligkeit. Desto angenehmer war dem jungen Manne die Bekanntschaft mit dem Arzte und dem Prediger des Ortes, die zu machen er bald Gelegenheit fand. Er brachte zuweilen den Abend bei einer der beiden Familien zu — und im Hause des Pastors sollte sein Schicksal ihn ereilen.

Allerdings erschien das Schicksal in der angenehmsten Gestalt. Helene Bergheim, die Tochter des Predigers, war eine jener köstlichen Typen des deutschen Nordens, die wir am liebsten mit der wilden Rose vergleichen möchten in ihrer Zartheit, Frische und Kraft. Sie war eines der reizendsten Geschöpfe des lieben Gottes. Ein feiner, weißer Teint, rosige Lippen, ein Paar prächtige, tiefblaue Augen und eine schlanke, biegsame, elegante Gestalt vereinigten sich zu einem anmuthigen Ganzen.

Jedermann im Dorfe liebte Helene. Alle Kinder kamen ihr entgegen, wenn sie durch den Ort ging — sie wußte ebenso genau Bescheid um den Husten und Rheumatismus der alten Frauen, wie um die Herzensangelegenheiten der Jugend, und selbst keine Lustpartie schien vor sich gehen zu können, ohne daß sie dieselbe arrangirt hätte. Die wenigen Kranken und Alten des Ortes segneten sie, denn wenn sie nicht immer Trost und Hülfe zu bringen vermochte so hatte sie doch für Jeden ein gutes Wort und ein freundliches Lächeln.

Harry Willfried fand Helene, als er sie zum ersten Male sah, reizend, das zweite Mal bezaubernd. Das dritte Mal sah er sie bei einem ländlichen Picknick, wo sie vollends sein Herz eroberte. Sie zeigte sich bei dieser Gelegenheit so ganz anders als die meisten jungen Mädchen, bei denen Eitelkeit und Selbstsucht nur zu oft störend hervortreten. Helene war in ihrer Herzensgüte unablässig bemüht, für

Jeden den besten Platz ausfindig zu machen, sorgte für das Amüsement eines Jeden, als sei sie nur dazu da, und war bei Alledem die Zufriedenste und Heiterste des Kreises.

Helenens Zauber bewährte sich Harry Willfried gegenüber so vortrefflich, daß der junge Mann, bevor noch ein Monat zu Ende war, bereits jeden Tag für verloren hielt, an welchem er Helene nicht gesehen hatte. Als er endlich in der Mitte des Sommers von ihr Abschied nahm, sah er so elend und bekümmert aus, daß Helene, von tiefer Sorge um ihn ergriffen, in heiße Thränen ausbrach, und dieser Beweis von Sympathie ermuthigte den jungen Mann endlich so weit, um stotternd und zitternd fragen zu können: „Darf ich wiederkommen, Fräulein Helene?"

Was das junge Mädchen darauf antwortete, ist unbekannt geblieben, Thatsache aber ist, daß Harry mit viel weniger bekümmertem Herzen abreiste, als er erwartet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Buchbinder-Kleister wird — besonders in warmer Jahreszeit — bald sauer, wässerig und verliert an seiner Klebkraft. Durch Zusatz von etwas Alkohol nach seiner Bereitung wird ihm eine viel größere Haltbarkeit gegeben.

Lebensphilosophie.

Frage die Sterne oben, warum sie dir die Nacht erhellen; frage die Sonne, weßhalb sie scheint, und den Donner, weßhalb er rollt — sie schweigen bei deinem Rufe, denn sie wissen es nicht. So verborgen geht auch der Pfad des Lebens, und kein Sterblicher vermag das Verhängniß zu lösen, dem wir in dunkler Ahnung nachfolgen müssen.

Der Kronen würdig sein, ist mehr, als Kronen tragen.

Verschiedenes

(Ein König mit gutem Gedächtniß.) Die „N. Würzb. Ztg." berichtet aus Würzburg vom 27. Nov.: „Viele hübsche Bemerkungen und liebenswürdige Züge von dem Könige gehen von Mund zu Mund. Bei der Theater-Vorstellung am Samstag ließ Se. Majestät den Theaterdirector Hahn in die Loge rufen. Befragt, welche Rollen er spiele, nannte Herr Hahn u. a. auch den Mortimer. Der König hieß ihn, einige Stellen zu recitiren; wenn Herr Hahn, der hierauf nicht vorbereitet war, stockte, sagte der König die Stichwörter oder ergänzte den Vortrag mit ganzen Stellen. Auf dem Harmonieball citirte Se. Majestät der Frau Director Hahn gegenüber Stellen des Tags vorher von ihr gesprochenen Prologs.

In England werden die Spindelketten der Uhren jetzt ausschließlich zu Christ Church Hand von den zarten Fingern junger Mädchen verfertigt. Jede 20 Centimeter lange Kette ist aus 500 zusammengenieteten Ringen gebildet. Die Dicke der Ringe überschreitet fast nicht die eines Pferdehaars, und kaum unterscheidet man mit bloßem Auge die Trennungsstellen. Die Industrie hat noch Nichts hervorgebracht, was an Zartheit, Stärke und Biegsamkeit sich mit diesen Ketten vergleichen ließe.

Euricius Cordus, der als ausübender Arzt zu Bremen 1538 starb, pflegte zu sagen: „Ein Arzt hat dreierlei Angesichte. Das erste das eines Engels, wenn er am Krankenbette das erste Mal erscheint — das eines Gottes, wenn die von ihm vorgeschriebene Arznei gute Wirkung gethan hat — das eines Teufels, wenn er seine Bezahlung fordert."

Ein Director fragte einst einen Schüler, der zum Examen bei ihm war, nach dem Unterschiede zwischen „Bedenken tragen und Zweifeln." Der Schüler antwortete ganz einfach: „Ich trage Bedenken, Ihnen hierauf zu antworten, und zweifle, daß Sie ihn selber wissen!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 150. Sonntag, den 16. December **1866.**

Beim neuen Wein.

Sei mir gegrüßt, du edles Naß,
Bei Liedern und bei Scherzen!
Heraus, heraus aus deinem Faß
Und fließ' in uns're Herzen!

Gleichst du dem letzten Bruder nicht,
Und hast du nicht sein Feuer,
Und hast du auch nicht sein Gewicht,
Du bist uns dennoch theuer.

Komm, Schmerzenskind! komm, schmiege dich
An jeden deutschen Zecher!
O komm — und jede Sorge brich,
Und schäum' sie weg im Becher!

Sah'n wir dich doch in banger Qual
Still reifen an den Bergen,
Im drückend heißen Sonnenstrahl,
Hoch überschwirrt von Lerchen.

Wie war uns da um's Herz so weh',
Wie sah'n wir drein verdrossen,
Als über dich, von Bergeshöh',
Das deutsche Blut geflossen!

Wie schlug — als auf dem Hause sang
Die Schwalbe ihre Lieder —
Das deutsche Mutterherz so bang,
Wie laut im engen Mieder:

O schwere Zeit, die Stolz und Glück
Aus meinem Haus genommen,
Gib mir den theuern Sohn zurück,
O laß' ihn wiederkommen!

Das war der Krieg — der deutsche Schmerz!
O laßt ihn uns vergessen!
Ruh' still, du deutsches Bruderherz,
Im Schatten der Cypressen!

Ein Glas vom neuen edeln Saft,
Dem Deutschen sei's getrunken,
Der in des Lebens schönster Kraft
Zur Erde hingesunken!

Das zweite jedem deutschen Mann,
Der so dem Tod entronnen,
Der singen noch und trinken kann
Aus diesem Lebensbronnen!

Das dritte — wem? dem Vaterland?
Wohlan! Wer litt — vergess' er's!
Dem ganzen deutschen Vaterland
Das dritte Glas! — Gott besser's!

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Ein Geständniß.

Es war gegen Ende Januars, an einem Nachmittage, als Capitän Goulot und Mr. Wright im Gasthofe „zur Glocke" wieder zusammen trafen.

„Sie machen Ihrem Berufe Ehre!" sagte der Franzose, indem er einen Streifen Papier betrachtete, den Skinner soeben auf den Tisch geworfen hatte. „Ich hätte wahrhaftig nicht an den Telegraphen gedacht."

„Ich auch nicht," sagte Skinner. „Wir vermutheten wohl, wer den alten Royston benachrichtigte, daß sein Sohn im Gasthof zu Slochester krank läge, aber wir glaubten stillschweigend, daß es auf brieflichem Wege geschehen wäre. Doch war ich heute Morgen auf der Station Chartley, um Obrist Ford ein Telegramm zuzusenden. Bei dieser Gelegenheit kam ich mit dem jungen Telegra-

phisten in ein Gespräch und bemerkte so obenhin, daß von Chartley aus wohl selten Telegramme nach Frankreich befördert würden. „Selten," erhielt ich zur Antwort, „doch vor einem Monate wurde eins aufgegeben." Es durchzuckte mich wie ein Blitz. Ich fragte hin und her und brachte heraus, daß eine hübsche, junge Dame, die in einem Penny-Fuhrwerk angekommen wäre, einem Mr. Royston auf Schloß des Roches eine Meldung gemacht hätte. Ich versuchte mein Bestes, um, wenn möglich, noch Näheres zu erfahren, und der Telegraphist, der auf seinem einsamen Bureau sich oft nach Unterhaltung sehnen mag, erzählte mir, daß die erwähnte Dame sich mit auffallender Eile entfernt und das Formular, auf welches sie die Meldung schrieb, zurückgelassen hätte. Und richtig! unter einem Haufen werthloser, zerrissener Papiere fand ich dies Zettelchen!

Durbec warf einen scharfen Blick auf den Papierstreifen, der im vorliegenden Falle die Wichtigkeit eines Documentes besaß. Es enthielt eine in französischer Sprache abgefaßte Meldung an Brand Royston über die Lage seines Sohnes und die dringende Mahnung, diesen ohne Verzug abzuholen. Unterzeichnet war der Name Emma Jones, als Wohnort war Harbledown angegeben.

„Es ist ihre Handschrift!" rief Durbec, indem er ein Stückchen Papier, das er von Simmons um den Preis einer Pariser Broche erworben hatte, damit verglich. „Sie ist verloren! — — Und doch ist es schade, sie ist so jung und schön!"

„Schön oder nicht, jung oder alt," brummte Skinner, „unsere Pflicht ist die Hauptsache!"

„Uebrigens bin ich auch nicht faul gewesen," fuhr Durbec fort, indem er ein Miniaturbild aus der Brusttasche zog. „Hier ist es, was sie in dem hohlen Baume verbarg und der Wildhüter fand; ich habe es vor zwei Stunden aus den Händen seiner Tochter Jane, die als Kammermädchen auf Harbledown dient, für allerlei Flitterstaat eingetauscht."

„Vortrefflich!" versetzte Skinner. „Jetzt, da wir das Bild und das Formular vom Telegraphenbureau besitzen, da Haynes und Mr. Hart gebeichtet haben, und uns die Aussagen des Obrist und seiner Tochter, sowie die Ermittelungen des Procureur Impérial zu Gebote stehen, ist es Zeit, eine Vollmacht zu verlangen."

„Gewiß," bemerkte der Franzose, indem er auf die Uhr sah. „Wir haben keine Zeit zu verlieren, wir müssen fort. In einer Stunde geht der nächste Zug ab, und den müssen wir benutzen."

Ehe noch der folgende Tag zu Ende war, fuhren Monsieur Durbec und Mr. Skinner durch die Straßen von Versailles und hießen den Kutscher vor der Wohnung des Obristen Ford halten. Zwei Herren standen auf der Schwelle des Hauses, als der Wagen vorfuhr.

„Neuigkeiten, Herr Obrist!" rief Durbec durch das Fenster des Kutschenschlages.

„Auch wir haben Neuigkeiten für Sie," sagte Charles Ford, der ungewöhnlich ernst aussah.

„Jawohl," fügte der Obrist hinzu, den Skinner fragend anblickte. „Das Geheimniß ist enthüllt. Wir kommen vom Bureau des Procureur Impérial. Basil Royston hat Alles gestanden."

Das Geheimniß des „Knotens."

Der Obrist hatte die Nachricht von dem Geständniß zu sanguinisch aufgenommen. Basil Royston hatte nicht Alles gestanden. Er hatte lange den Kreuz- und Querfragen des Verhörs bald ein störrisches Schweigen entgegengesetzt, bald mit lügenhaften Ausflüchten geantwortet, bis es endlich der unermüdlichen Ausdauer des Untersuchungsrichters gelungen war, den hartnäckigen Delinquenten zu ermüden und ihm ein halbes Geständniß zu entlocken.

„Suchen Sie im „Knoten", hatte Basil Royston ausgesagt. „So nannten wir die verwilderte Stelle im Garten, die zwischen dem Pavillon und dem alten Kastanienbaume liegt. Dort liegt, was Sie suchen."

„Wir gehen mit nach Gresnez, Charles und ich," fügte der Obrist seiner Mittheilung hinzu. „Auch Sie, meine Herren, werden dort nicht fehlen."

„Herr Obrist," sagte Skinner, „es scheint so zu kommen, wie Sie dachten. Wir werden das junge Mädchen als Leiche finden."

Der Obrist zögerte mit der Antwort. „Ich habe es nie ausgesprochen," erwiderte er nach kurzem Schweigen.

„Allerdings," versetzte Skinner. „Sie wollten Ihrer Tochter schonen, die ihre Freundin lebend wiederzusehen hoffte."

„Aber ich hege noch heute keinen so schwarzen Verdacht," bemerkte Charles Ford in bestimmtem Tone. „Der alte Royston war und ist heftig, aber ich habe ihn nie eines grausamen Verbrechens fähig geglaubt. Er ist ein ausgearteter, aber immerhin ein männlicher Charakter von ritterlichem Sinn, der das Blut eines unschuldigen jungen Mädchens —"

„St!" flüsterte plötzlich der Obrist, da Amy ein Fenster öffnete und hinausblickend fragte, warum ihr Vater und Charles draußen in der Kälte ständen und sie von ihrer Unterhaltung ausschlössen.

Der Obrist und sein Neffe traten zurück, während die beiden Polizei-Agenten sich beeilten, nach dem Justizpalaste zu fahren, um dort Bericht zu erstatten.

Der Wagen rollte davon. Der Obrist und Charles traten ins Haus. Beide versuchten, Amy gegenüber, von gleichgiltigen Dingen zu sprechen, und so gut es ging, die düstern Schatten zu verbergen, die ihre Stimmung umnachteten. Sie sagten, und zwar der Wahrheit gemäß, daß sie über das Resultat der von den Polizei-Agenten unternommenen Reise noch nicht genau unterrichtet wären und erst diesen Abend im Justizpalaste Näheres zu erfahren hofften. Sie suchten Zuversicht und ungetrübte Laune zu erheucheln, aber sie verstanden sich schlecht auf die Kunst der Verstellung. Als Amy ihnen scharf ins Auge blickte, hielten Beide nicht Stand, und das gute Kind warf sich auf das Sopha und schluchzte laut. Sie hatte lange ihre Thränen zurückgehalten, jetzt gewährte sie ihnen freien Lauf.

„Ihr verhehlt mir die Wahrheit, ich weiß es!" sagte sie weinend. „Eure Mienen verrathen mir Alles! Ich werde sie nie wiedersehen, niemals!" (Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk.

(Fortsetzung.)

Als härtester Theil seiner Aufgabe erschien es Harry, dem Onkel die Sache mitzutheilen — nicht weil er an seiner Einwilligung zweifelte, sondern weil es ihm schwer fiel, die Gefühle seines Herzens ans Licht zu ziehen.

Indessen sollte er durch die Art und Weise, wie Herr Peter Anton seine Eröffnung aufnahm, angenehm überrascht werden. Es würde dem alten Herrn zwar lieber gewesen sein, wenn Harry ein „Vermögen" geheirathet hätte, aber er war früher allen vorgeschlagenen Erbinnen gegenüber so vollkommen kalt geblieben, daß der Onkel nachgerade anfing, es für eine Gefälligkeit des jungen Mannes zu halten, wenn er sich überhaupt zum Heirathen entschloß.

Nur einen harten Kampf hatte Harry noch zu bestehen. Herr und Frau Peter Anton beharrten darauf, daß der Neffe seine Frau „nach Hause," d. h. in ihr Haus bringen sollte, und sein Widerstand gegen diese Einrichtung war fruchtlos. Er mußte schließlich einsehen, daß die alten Leute mehr als ein Recht hatten, ein Nachgeben für ihre Wünsche von seiner Seite zu erwarten. So wurde denn, nachdem man eine stille Hochzeit im Vaterhause gefeiert, Frau Helene Willfried in den freundlichsten Zimmern des Anton'schen Hauses einquartiert, worauf Alles wieder seinen gewöhnlichen Gang ging, nur daß die alte, schwierige Haushaltsmaschine wie frisch geölt erschien, und ihr complicirtes Räderwerk sich ein wenig leichter bewegte als früher.

Und in der That schien mit Helene ein lieblicher Singvogel in das alte Eulennest eingezogen. Helene besaß eine süße, klare Stimme, die den ganzen Tag in irgend welcher heitern Weise durch das Haus schallte, an das Mädchen im Märchen erinnernd, das „Diamanten sprach." Die dicke Eisrinde, die sich um das Herz der Tante gelagert hatte, schmolz sichtlich unter dem Einfluß des frischen, warmen Lebensstromes, der mit Helene in ihr einsames Haus eingedrungen war. Selbst Herrn Peter Antons ernste Strenge verwandelte sich Helene gegenüber in eine gewisse feierliche Freundlichkeit — genug, Onkel und Tante würden mit der Wahl des Neffen vollständig zufrieden gewesen sein, wenn sich nicht nach einiger Zeit dennoch ein Fehler an Helene bemerklich gemacht hätte. Dieser Fehler war ihre Leidenschaft, die Armen zu besuchen.

Herr Peter Anton und seine Frau waren in ihrer Art gute und freigebige Leute. Sie

waren Mitglieder verschiedener wohlthätiger Gesellschaften, sie unterzeichneten sich bei jeder Sammlung für milde Zwecke mit einem anständigen Beitrage und legten Sonntags in das Kirchenbecken nie etwas Anderes als eine größere Silbermünze; aber es würde ganz und gar gegen ihre Grundsätze gewesen sein, einen Bettler auf der Straße zu beschenken. Einer unbestimmten Vorstellung zu Folge galten ihnen Armuth und Sünde für Zwillingsschwestern. Sie fürchteten die letztere zu fördern, wenn sie die erstere unterstützten, und hielten es deßhalb für ihre strengste Pflicht, nur geprüften und würdig befundenen Armen zu Hülfe zu kommen.

Hätte man ihnen als einen Fall von heute erzählt, daß das Kind eines heimathlosen Zimmermannes in einem Stalle geboren worden wäre, so würde weder der Anblick des künftigen Welterlösers, noch Mariens makellose Reinheit, noch Josephs ernste Würde ein Gefühl menschlicher Theilnahme in ihnen erweckt haben. Selbst der Gesang der Engel, der Stern über dem armen Dache und die Anbetung der heiligen drei Könige würde kaum genügt haben, die Aufmerksamkeit des reichen Handelsherrn Peter Anton auf die arme, ausgestoßene, obdachlose Handwerkerfamilie zu lenken.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Das ist der größte Vortheil für die Menschheit,
Daß Jeder für die Andern Alles thue,
Und Jeder von den Allen es empfange.
Nur wenig bringt der Einzelne dem Ganzen,
Wie viel empfängt der Einzelne von Allen!
Wie treu beschützt ist Jeder durch die Menschheit,
Wie wenig mehr bedarf es doch zur Eintracht,
Zu Glück und Ruh', zu unkränkbarer Freiheit,
Von allen Menschen, als den Willen Aller:
Jedwedem mit dem Leben selbst zu dienen!
Mit den geringsten Mitteln will der Gott
Die größte Wirkung — aber durch die größte
Gesinnung, durch die göttlichste: die Liebe.

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Verschiedenes.

(Triftiger Grund.) Ein Bauer bei Amiens tödtete den Hund seines Nachbarn. Dieser forderte ihn vor den Friedensrichter. „Warum hast du den Hund getödtet," fragte ihn der Vertreter der Gerechtigkeit. „Er wollte mich beißen, ich habe mich vertheidigt und ihn dabei getödtet." „Du bist zu weit gegangen, mein Freund", erwiderte der Richter, „du hättest deine Flinte umkehren und dich mit dem Kolben wehren sollen." „Das hätte ich auch gethan", sagte gelassen unser Bauer, „wenn der Hund es ebenso gemacht und mich mit dem Schwanze, statt mit den Zähnen, gebissen hätte."

(Der Selbstmord.) Der bekannte Boswell fragte einmal Dr. Johnson, ob er sich keinen Umstand denken könne, unter welchem der Selbstmord zu rechtfertigen sei. „Nein," antwortete Johnson. „Aber," bemerkte Boswell, „gesetzt, es hätte sich Jemand eines Betruges schuldig gemacht und wäre überzeugt, daß es heraus kommen würde?" „Dann," entgegnete Johnson, „mag er lieber in ein Land gehen, wo man ihn nicht kennt, als zum Teufel, der ihn kennt."

Unlängst hielt ein belgischer Pfarrer bei ziemlich leerem Hause die sonntägige Nachmittagspredigt. Die Bauern kegelten im benachbarten Wirthsgarten. Da kam unerwartet ein Platzregen, und die Bauern liefen nun schaarenweise in die Kirche. Zornig apostrophirte sie der Mann der Kanzel: „Sonst pflegt man zu sagen, daß schlechte Menschen aus der Religion einen Mantel machen; ihr aber seid noch schlechter, ihr macht euch aus der Religion ein — Parapluie!"

Noah's Arche war ein Schiff der deutschen Flotte. Es war innen und außen von Pech umgeben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 151. Mittwoch, den 19. December **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Vor dem halbzertrümmerten Schlosse des **Roches** hielten mehrere Wagen. Der **Procureur Impérial** stieg aus, mit ihm Obrist Ford und dessen Neffe Monsieur Durbec, Sergeant Skinner, einige Arbeiter, mehrere Polizei-Beamte und außerdem ein schwarzgekleideter Herr, der Oberarzt des Hospitals von Versailles, auf dessen Verschwiegenheit man zählen konnte. Das Schloß war seit jener verhängnißvollen Nacht von der Polizei bewacht worden, so daß der Commissär von St. Germain schon mit einigen seiner Leute zum Empfange des **Procureur Impérial** bereit stand.

Die Thore wurden geöffnet, und die Gesellschaft schlich, wie auf Verabredung, leise der Gartenthür zu.

„Zündet die Fackeln an!" befahl der Commissär mit halbunterdrückter Stimme.

Man vernahm keinen Laut. Einer der Polizei-Beamten diente als Führer auf den verschlungenen und dunkeln Gartenwegen. Der Nachtwind fuhr seufzend durch die Zweige und bewegte leicht die Spitzen des hoch aufgeschossenen Grases. Nach einer mühevollen Wanderung über Baumwurzeln und verdorrte Zweige, die den Pfad versperrten, gelangte man an die bezeichnete Stelle. Dort lag der verfallene Pavillon, und rechts davon stand der alte Kastanienbaum, der einzige im Garten.

„Dies muß der „Knoten" sein!" sagte der Procureur, nachdem er sich sorgfältig umgesehen hatte.

„Grabt hier!" befahl der Commissär, indem er auf eine Stelle in der Nähe des Pavillons deutete.

Eine Schaufel Erde nach der andern wurde aufgeworfen, die Umstehenden sahen mit angestrengtem Blicke in die entstehende Höhlung — vergebens. Der Boden war fest und ohne Zweifel seit langer Zeit von keinem Geräth berührt worden.

Der Procureur schaute finster drein. „Er hat uns getäuscht," sagte er halblaut. „Desto schlimmer für ihn!"

Die Arbeiter lehnten sich jetzt auf ihre Spaten, um Athem zu schöpfen. Man begann den Muth zu verlieren, da bereits der Untergrund erreicht war und sich nichts Verdächtiges zeigte.

„Ich rathe Ihnen," flüsterte Durbec dem Commissär ins Ohr, „es anderswo zu versuchen. Ein wenig mehr rechts, dort scheint der Rasen im Wachsthum gestört, das muß eine Ursache haben."

Der Commissär wandte sich zu den Arbeitern: „Monsieur Durbec wird euch sagen, wo ihr graben müßt, ihr guten Leute," sagte er, indem er zurücktrat und den Polizei-Agenten herankommen ließ.

„Grabt hier, wo das Gras kurz und braun und der Boden etwas locker ist, aber seid vorsichtig mit euren Spaten!" rief Durbec.

Die Arbeiter gehorchten bereitwillig.

„Das Gras hier ist im Wachsthum gestört," bemerkte einer der Grabenden, „überall im Garten ist es wild und hoch aufgeschossen."

Einige Minuten waren vergangen, als plötzlich einer der Arbeiter rief: „Halt! ich stoße auf etwas Hartes."

Im nächsten Augenblick war dies „Etwas" blosgelegt. Es war eine weiße Menschenhand, zart und blutleer, mehr einem Wachsmodell, als einer wirklichen Hand gleichend, die zwischen Wurzelfasern und schwarzen Erdklumpen hervorragte.

Vorsichtiger als bisher wurde der Boden gelockert, immer deutlicher sonderte sich der entdeckte Körper von den ihn umgebenden Erdmassen, bis seine Umrisse vor Aller Blicken offen dalagen. Die Leiche war in wollene Lumpen und einen alten Mantel gewickelt, der alsbald zurückgeschlagen wurde.

Man sah nichts Unerwartetes, und doch durchrieselte Alle ein kalter Schauer, und laute Verwünschungen tönten durch die nächtliche Stille. Es waren nervenstarke Männer, die das Grab umstanden, dennoch schlich unvermerkt bei diesem Anblick eine Thräne in manches Auge.

Vor ihnen lag die Leiche eines jungen Mädchens, weiß und zart, das jugendliche Gesicht nach oben gekehrt, während ein Arm aus der dürftigen Umhüllung hervorragte. Das tiefschwarze Haar stach in scharfem Gegensatze von dem blassen Antlitz ab. In den Zügen war noch der Ausdruck tiefer Ruhe erkennbar; der Moorboden hatte die Verwesung abgewehrt.

Durbec zog das Porträt aus der Brusttasche, betrachtete es einen Augenblick und blickte dann auf das leichenblasse Gesicht.

„Kein Zweifel," sagte er laut, „es ist ein schändliches Verbrechen begangen worden. Vor uns liegt die Leiche der wirklichen Lady Clare, der Tochter des Grafen Francis von Mortlake, die einst zu ihrem Unglücke unter diesem fürchterlichen Dache Aufnahme fand. Dies Grab ist von Mörderhänden gegraben, an denen das vergessene Blut klebt! — Hebt die Leiche auf, aber vorsichtig und sanft! Armes Ding!"

Es bedurfte dieses Befehles nicht. Die derben Fäuste der Arbeiter berührten den zarten Körper mit schonender Vorsicht und trugen ihn in das verfallene Schloß, um ihn auf denselben Tisch zu legen, der kurz vorher die verstümmelte Leiche Brand Royston's aufgenommen hatte. Der Hospitalarzt stellte eine flüchtige Untersuchung an. „Ich kann keine Spur von Gewaltthätigkeit entdecken," sagte er. „Nur die Verscharrung an verborgener Stelle deutet auf Mord. Es ist kein gewöhnlicher Fall, meine Herren; ich werde mich deßhalb morgen in aller Frühe mit einigen meiner Collegen einstellen."

Eine Wache blieb bei der Leiche zurück. Die Wagen wurden bestiegen und rollten davon.

„Jetzt haben wir Mylady," sagte Durbec zu Skinner. „Nun, da ich die Leiche des ermordeten Mädchens gesehen, thut es mir um die schöne Hexe nicht mehr leid."

Es bedurfte keiner Geheimhaltung.

Als der Obrist und Charles tief in der Nacht zurückkehrten, erfuhr Amy die Wahrheit, wenn auch manche Einzelheit gemildert oder ganz verschwiegen wurde. Ihr Vater hatte keinen Grund, seine Offenheit zu bedauern. Amy weinte, aber in ihren Thränen fand sie Erleichterung und Fassung. Ja, da sie erfuhr, daß, als das Licht der Fackeln auf das Antlitz der Leiche fiel, dieses den Ausdruck der Ruhe und des Friedens getragen hätte, konnte sie sich eines, wenn auch wehmüthigen Lächelns nicht erwehren.

„Ich weiß, wie gut und unschuldig Flavia war," sagte Amy. „Und jetzt, da ich Alles erfahren habe, ist mir leichter, als da ich sie von grausamen Menschen eingekerkert glaubte. Sie ist jetzt über Gram und Schmerz hinaus; ihre reine Seele ist bei den Engeln. Darf ich sie nicht noch ein Mal sehen, Papa?"

Der Obrist schüttelte den Kopf. „Der Anblick könnte dich nur aufregen," versetzte er. „Sei versichert, daß sie keinen schmerzvollen Tod gefunden hat. Allerdings war es ein unnatürlicher Tod, aber ihr Ende war kein martervolles; das sagen die friedlichen Züge ihres blassen Gesichts. Und nun gute Nacht, Amy! Wir sind bald wieder daheim, in England, und dann wollen wir versuchen, das Erlebte zu vergessen."

Am andern Morgen empfingen der Obrist und Amy den Besuch des Procureur Impérial, der die beiden Polizei-Agenten und einen Huissier mitbrachte, welcher eine mit Papieren gefüllte Mappe trug.

„Mademoiselle," sagte Monsieur Duvillers-Hardouin, „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie diese Handschrift Ihrer Aufmerksamkeit unterziehen wollten." Bei diesen Worten öffnete er die Mappe und nahm das Formular heraus, welches Skinner auf dem Telegraphen-Bureau in Chartley entdeckt hatte. „Die Unterschrift lautet: Emma Jones, aber der Name ist unzweifelhaft fingirt. Kennen Sie die Handschrift?"

„Nein," sagte Amy. „So viel ich weiß, habe ich diese Schriftzüge nie gesehen."

„Bon! Aber Sie besitzen vielleicht einige Zeilen von Ihrer Freundin, Mylady Flavia Clare?" fuhr der Procureur fort.

Amy verließ schweigend das Zimmer und kehrte sofort mit einem Albumblatte in der Hand zurück.

Der Procureur verglich die Handschrift mit den Schriftzügen des Formulars.

„Keine Aehnlichkeit!" sagte er nach einer Weile. „Und nun das Porträt, Monsieur Durbec!"

Der Angeredete zog das Miniaturbild hervor und legte es auf den Tisch.

„Ich kenne dieses Gesicht nicht," sagte Amy, „es ist ein Kindergesicht. — — Doch nun —" bei diesen Worten füllten sich ihre Augen mit Thränen — „nun erkenne ich die Aehnlichkeit; es ist die arme Flavia — ich kann den Anblick nicht ertragen!" Sie wandte sich weinend ab und verließ, ehe Jemand ihr folgen konnte, das Zimmer.

„Es ist eine traurige Geschichte; ich bin halb krank davon," sagte Charles Ford. „Ich beneide weder Ihre Stellung noch Ihre Pflichten in dieser Angelegenheit, Monsieur le Procureur!"

„Monsieur Ford ist noch jung," versetzte Monsieur Duvillers-Hardouin. „Das Gefühl muß sich der Pflicht unterordnen. Sie stimmen mir darin bei, nicht wahr, Herr Obrist? — Doch, da wir in diesem Augenblick der Gegenwart von Miß Ford entbehren, so richte ich an ihren Vater die Bitte, noch eine Frage im Interesse der Justiz an Mademoiselle zu stellen. Ich möchte wissen, ob auch die Farbe der Augen auf dem kleinen Porträt richtig ist."

Der Obrist erfüllte mit sichtbarem Widerstreben die Bitte des Procureurs. Er begab sich mit dem Bilde auf Amy's Zimmer und kehrte ohne Verzug zurück.

„Es ist, abgesehen von dem Unterschied des Alters, durchaus ähnlich," sagte er. „Meine Tochter findet nichts daran auszusetzen. Die Augen sind schwarz, wie es auch zu dem dunkeln Haar und der Gesichtsfarbe stimmt."

„Ich dachte es wohl," sagte der Procureur. „Bertrand, rufe sie herauf!"

Bertrand war der Name des Huissiers. Er verließ das Zimmer und kehrte gleich darauf mit einem Gensd'armen zurück, an dessen Seite eine stämmige Bäuerin eintrat.

„Sie haben früher auf Schloß des Roches gedient?" fragte der Procureur.

„Zu Befehl," antwortete Jeanne, indem sie die Umstehenden mit bäuerischer Neugier betrachtete.

„Sie erinnern sich auch der Nichte von Madame Royston, Adele Burt?" lautete die nächste Frage.

„Das habe ich schon unzählige Male gesagt," antwortete Jeanne halb verdrießlich.

„Von welcher Farbe waren Adele Burt's Augen?" fragte der Procureur.

„Blau!" rief die Gefragte. „Jawohl, blau, himmelblau. Hübsche Augen, obgleich es mir sonderbar vorkam, daß sie nicht schwarz waren, da sie so schwarzes Haar hatte."

„Und Sie, meine Herren," mit diesen Worten wandte sich Monsieur Duvillers-Hardouin an Skinner und Durbec — „die Sie die bewußte Dame zu verschiedenen Malen gesehen haben, von welcher Farbe waren ihre Augen?"

„Blau!" antworteten Beide, wie aus einem Munde.

„Dann ist der letzte Schleier gefallen," sagte der Procureur. „Auch ist bereits diesen Morgen die Leiche von den Schwestern des Klosters und von Dr. Perniet anerkannt worden. Trotz aller List, die bei dem Verbrechen angewandt worden, wissen wir jetzt Alles. Sie, die allein aus dieser Unthat Vortheil gezogen, sie, die sich den Namen und die Stellung des unglücklichen Opfers anmaßt, ist die Nichte von Madame Royston, dieselbe, die der Commissär an jenem Abend im Schlosse vermißte. Dies Ungeheuer, dieser Tiger in Menschengestalt ist endlich entdeckt. Die falsche Lady Flavia, die heute noch auf Harbledown wohnt, ist Adele Burt, deren Auslieferung die Gesetze Frankreichs von England fordern, damit sie den Lohn für ihre schändliche That empfange."

Der Procureur war in diesem Augenblick nicht mehr der höfliche Weltmann, als welchen er sich bisher gezeigt hatte. Seine Worte klangen ernst und streng, seine Mienen verriethen den unversöhnlichen Ankläger, der Blut für vergossenes Blut fordert.

Es herrschte ein unheimliches Schweigen unter den Anwesenden, bis Einer nach dem Andern sich still entfernte.

„Die Vollmacht zur Auslieferung wird nicht länger verweigert werden," sagte Skinner zum Obrist, indem er sich empfahl. „Ich reise ohne Verzug mit Durbec nach Paris und dann

nach London. Die Verhaftung darf nicht mehr verzögert werden!" (Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk

(Fortsetzung.)

Der Gedanke, daß Helene Willfried, ihre theuere, süße, zarte Helene, sich in die Höhlen und Winkel begeben konnte, die nur für arme Leute gemacht waren, um eben diesen armen Leuten Hilfe, Rath und Trost zu bringen, der Gedanke schien den Antons völlig unfaßbar. Warum überließ sie das nicht Andern? Es gab eine Menge von Menschen der weniger bevorzugten Klassen, deren Aufgabe es war, sich um solche Dinge zu kümmern, z. B. die städtischen Beamten, die Polizei, Nonnen, alte Jungfern, Missionäre, die man bezahlte. Warum mußte Helene Willfried ihre reinen Hände durch die Berührung mit solchem Auswurf beschmutzen?

Indessen blieben alle diese Vorstellungen und alles ausgesprochene und unausgesprochene Mißfallen Helene gegenüber fruchtlos. Harry suchte seine Frau in der Ausübung Dessen, was sie für ihre Pflicht hielt, nicht zu hindern. Die einzige Bedingung, welche er ihr stellte, war die, daß sie sich bei ihren Besuchen in den Zufluchtsstätten der Armuth durch einen Diener begleiten ließ, und so lange Harry Nichts gegen das Thun seiner Frau einzuwenden hatte, ließ sich ihr füglich kein ernstes Hinderniß in den Weg legen.

Manches zerlumpte Kind hing sich an ihr Kleid mit jenem Blicke der Dankbarkeit und Verehrung, den nur die Kinder der Armen kennen. Manche unglückliche Frau begrüßte sie als den einzigen Sonnenstrahl, der jemals in ihr armes Leben gefallen war, als ihre einzige Hoffnung für die Zukunft — und mehr als ein gefallenes Mädchen weinte Thränen der Reue und Dankbarkeit auf Helenens Hand, die sie aus dem Schmutze emporgezogen, indem sie ihr den Weg zu einer andern, bessern Existenz gezeigt und geebnet hatte.

Das Merkwürdigste war für Frau Anton, daß Helene an diesem Thun mehr Vergnügen zu finden schien, als an allen Soiréen, Diners, Bällen und sonstigen Vergnügungen, an Toilette und Schmuckdingen, mit denen sie die junge Frau so gern überhäuft hätte. Die alte in Verurtheilen erstarrte Dame konnte sich trotz ihres vortrefflichen Herzens eines Mißfallens an diesen Ansichten Helenens, die ihren Anschauungen so ganz entgegenliefen, nicht erwehren. Die junge Frau, die jedes Mal einen leisen Schatten über das ruhige Gesicht der Tante fliegen sah, wenn sie von ihren Entdeckungen und Erfolgen erzählte, gewöhnte sich endlich daran, in ihrer Gegenwart zu schweigen, während Frau Anton auf der andern Seite sich bemühte zu vergessen, was sie nicht ändern konnte, und sich damit begnügte, nach wie vor die Barmherzigkeit zu üben, die sie allein für respectabel hielt.

So waren beinahe zwei Jahre seit Harry's Verheirathung hingegangen. Der Winter nahte sich zum zweiten Male mit starken Schritten und fand Helene in ungewöhnlicher Aufregung. Sie hatte einen Plan gefaßt, an dessen Ausführung sie mit großem Ernst und Eifer arbeitete.

Das vorjährige Christfest war das unbehaglichste gewesen, dessen sich Helene erinnern konnte. In ihres Vaters Hause war der Weihnachtstag stets auf das Fröhlichste begangen worden. Helenens früheste Erinnerungen knüpften sich an den glitzernden, flimmernden, mit goldenen Nüssen und rothen Aepfeln, mit Fahnen und Confect behangenen Christbaum, unter dem sie und ihr Bruder Hermann die herrlichsten Puppen und Wiegenpferde, die köstlichsten hölzernen und bleiernen Soldaten gefunden hatten. Auch später, als der Bruder älter geworden war und die Schule besuchte, hatte das Fest, das die Geschwister stets vereinigte, Nichts von seiner Lust und Heiterkeit verloren. Der Bruder hatte gewöhnlich einen Kameraden mitgebracht, Helene hatte eine oder zwei ihrer besten Freundinen eingeladen, und Geschenke der mannigfaltigsten Art waren ausgetauscht worden. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Wirth: Höret, Pumpmaier, von Euch stehet au no a paar Flascha Wein! Pumpmaier: Macht nex, schüttet's no in Essig.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 152. Freitag, den 21. December 1866.

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Sturmvögel.

Lady Flavia Clare wußte jetzt, daß sie verloren war. Lange bevor die Gefahr in sichtbarer Gestalt an sie herantrat, sah sie die unabwendbare Hand, die sie mit eisernem Drucke ergreifen und ihrem Geschicke überliefern soll. Sie hätte Niemandem erklären können, woher ihr die finstere Ueberzeugung kam; der unheimliche Glaube an ihren Untergang kam über sie, wie der erste Strahl des letzten, verhängnißvollen Tages sich in die Zelle des Verurtheilten stiehlt. Sie wußte, daß ihre Feinde mächtig und zahlreich waren, daß sie ihnen ohnmächtig und allein gegenüberstand, hülfloser und verlassener, als der arme Sünder, dessen letzter Athemzug ein Gebet ist. Sie hatte keine Hoffnung mehr, im Himmel und auf Erden.

Mannigfach, wenn auch nicht geradezu auffallend, waren die Vorboten des kommenden Sturmes. Lady Flavia fuhr selten aus, ohne hier und da einen Polizei-Beamten zu gewahren. Constabler wurden von Zeit zu Zeit in der Nähe des Schlosses gesehen, wenngleich es nichts Auffallendes war, daß Sicherheits-Beamte dann und wann die Gegend durchstreiften. Einer derselben, den der Graf einmal flüchtig nach der Ursache seines Erscheinens gefragt, antwortete zurückhaltend, daß er Befehl erhalten habe, auf verdächtige Subjecte zu vigiliren, die sich hierher geflüchtet hätten. Eine genügende Auskunft für Lord Mortlake, dem es nicht einfallen konnte, daß die Ein- und Ausgänge seiner Wohnung überwacht wurden.

Außerdem hatte der Wildhüter einen lauten Wortwechsel mit seiner Tochter Jane gehabt, die er des Diebstahls an dem Miniaturbilde beschuldigte. Es war ein heftiger Streit, in den sich Anschuldigungen und Drohungen mischten, und ein paar Mägde, die in gräflichen Diensten standen, überhörten es nicht, als Jane, ihre Dienstgenossin, mit der kecken Behauptung herausplatzte, daß das Bild sammt den Perlen im Grunde Lady Flavia gehörte, und daß, wenn **sie** des Diebstahls bezüchtigt würde, ihr Vater ein noch viel ärgerer Dieb wäre. Mrs. Benson, die von diesen Aeußerungen Kunde erhielt, glaubte sich verpflichtet, zunächst der Gräfin Anzeige davon zu machen; aber da Lady Flavia's Name in der Sache genannt wurde, so wandte sie sich an diese zuerst. Die Sache wurde beigelegt, wenngleich nicht zu Mrs. Benson's völliger Beruhigung. Lady Flavia ließ die Streitenden vor sich kommen, und die Folge der Unterredung war, daß Jane Haynes ihre Siebensachen packte und nach einer Stunde das Schloß verließ. Vater und Tochter waren ausgesöhnt und durch Mittel, von denen Mrs. Benson nichts erfuhr, zum Schweigen gebracht. Diese ließ sich von Lady Flavia erzählen, daß das Miniaturbild durchaus keine Bedeutung für sie hätte, daß Benjamin Haynes es allerdings in gewissem Sinne als sein Eigenthum betrachten dürfe, und daß die ganze Angelegenheit von so geringer Bedeutung wäre, daß sie, Mrs. Benson, Lord Mortlake nicht damit zu behelligen brauchte.

So verließ Jane ihren Dienst, hinreichend mit Gelde versehen, um in irgend einer Weise ihr Fortkommen zu begründen; und auch ihr Vater erklärte bald darauf, zu Aller Verwunderung, seine Absicht, seine Stelle als Wildhüter aufzugeben und auszuwandern. Auch ihm fehlte es nicht an Geld, er hatte manche

Anweisung bei der Bank von Slochester präsentirt, wo die bewußten tausend Pfund standen, die nun schnell zusammenschmolzen. Von Benjamin Haynes und seiner Tochter hatte Lady Flavia erfahren, auf welche Weise das Bild gefunden und in die Hände des Hausirers gerathen sei. Wer war dieser Hausirer? Konnte er nicht besondere Gründe zu diesem Tauschhandel gehabt haben? — — Doch nein, er hatte gesagt, Porträts, auf Elfenbein gemalt, würden seit dem Aufkommen der Photographie täglich seltener, und es fänden sich in Paris Liebhaber genug für solche Raritäten. Das klang nicht unwahrscheinlich — mindestens war es gewiß, daß der Hausirer seine Waare passend zu verwerthen wußte.

Sie hatte noch Geld, vielleicht fünf oder sechshundert Pfund, und Juwelen von einigem Werthe. Einst war ihr ein solches Besitzthum als unerschöpflicher Reichthum erschienen, aber jetzt sah sie die Welt mit andern Augen an. Wie der Panther, der ein Mal Blut gekostet hat, die erwachte Gier nicht mehr niederhält, so konnte sie sich nicht mehr in das Joch beschränkter Verhältnisse fügen. Seitdem sie Luft der höhern Gesellschaft geathmet, waren ihr Luxus, Huldigungen und vornehmer Ton zum Bedürfniß geworden — wenn sie entfloh, waren Armuth und Vergessenheit in sicherer Aussicht. Besser schien es ihr daher, der Gefahr die Stirn zu bieten, als in einem elenden Leben unterzugehen. Auch mußte sie fürchten, daß ihre Flucht nicht mehr gelingen möchte. Wohl durfte sie sich auf ihre vielbewährte Geistesgegenwart und Willensstärke verlassen — aber dennoch mochte es zu spät sein. Fliehen und ergriffen werden war die größte Schmach und ein stillschweigendes Bekenntniß ihrer Schuld. Dennoch würde die Aussicht auf Befreiung sie vielleicht zu einem äußersten Versuche bewogen haben, wenn sie sich nur eine beträchtliche Geldsumme zu verschaffen gewußt hätte.

Aber hier stellten sich ihr unüberwindliche Hindernisse entgegen. Lord Mortlake, obgleich ein sehr nachsichtiger Vormund, hatte ihr wiederholt Vorwürfe über ihre Verschwendung gemacht. Auch versagte er Mr. Hart's Ernennung zum Verwalter von Lady Flavia's anderen Besitzungen seine Zustimmung, da derselbe als Bevollmächtigter für Harbledown bereits mit Geschäften überhäuft wäre. In gleicher Weise hatte der Graf den Bevollmächtigten seiner Mündel, welche im Namen dieser letztern um die Genehmigung, fünftausend Pfund in der Bank von Slochester zu deponiren, nachgesucht hatten, mit entschiedener Weigerung geantwortet. Er hielt es für seine Pflicht, die gutmüthige und unerfahrene Erbin an der Verschleuderung ihres Vermögens zu verhindern. Er dachte, sie würde unfehlbar bald heirathen, und dann könnten ihm von Seiten ihres Mannes Vorwürfe über die Verwaltung ihres Vermögens erwachsen.

So vereinigte sich Alles, der stolze Sinn einer unbändigen Seele und der Widerstand äußerer Verhältnisse, um jeden Ausweg zu versperren. Unterdessen behauptete Lord Hythe unverändert seine bisherige Zurückhaltung, ohne Lady Flavia's Benehmen aus dem Auge zu verlieren. Sie durfte nicht mehr hoffen, ihn zu ihren Füßen zu sehen, dennoch fühlte sie sich wie von einem tödtlichen Stiche durchzuckt, als er die Absicht aussprach, Harbledown zu verlassen und seinen Sitz im Parlament einzunehmen.

„Nur eine Saison in London," sprach sie zu sich selber in der Einsamkeit ihres Gemaches, „und ich wäre sicher. Ich kenne die Welt hinreichend, um dessen gewiß zu sein. Als das Weib eines Mannes von hoher, einflußreicher Stellung könnte ich nicht meinem Schicksal überlassen werden. Die hohen Herren würden Alles aufbieten, mich der Strenge des Gesetzes zu entziehen, mich zu verbergen und den Hermelin eines Peers vor Flecken zu bewahren. Im schlimmsten Falle wäre ich todt für die Welt, würde in bester Form betrauert und erstände wie ein Phönix aus der Asche, um als polnische Gräfin oder deutsche Baronin mit einem anständigen Einkommen den Continent zu bereisen. Aber nein, es ist zu spät. Ich werde sterben, ohne das gelobte Land irdischen Glanzes und irdischer Macht auch nur von ferne gesehen zu haben."

Sie sollte bald aus noch triftigeren Gründen die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage empfinden. Eines Tages trat Simmons in ihr Zimmer und zeigte ihr eine schmutzige kleine Karte mit Goldrand.

„Der Hausirer, der den Mägden allerlei Tand verkauft hat" — sie hütete sich, der

Schmucksachen zu erwähnen, die der Franzose ihr zu einem Spottpreise überlassen hatte — „derselbe, der das Miniaturbild —"

„Genug von dem werthlosen Bilde!" fuhr Lady Flavia fast heftig auf. „Was gibt es sonst?" Sie wollte nur erzählen, daß die Karte zwischen den Falten einer alten seidenen Mantille, die eine der Mägde von dem Hausirer gekauft hätte, gefunden worden, und daß sie, da französische Worte darauf stünden, sich die Freiheit genommen hätte, Lady Flavia's Zimmer zu betreten und sie um deren Uebersetzung zu bitten.

Lady nahm die Karte. Es war eine französische Visitenkarte mit folgender Aufschrift:

Louis Durbec,
Sous-chef des Agents de Sûreté,
S'adresser Bureau Spécial de Surveillance,
Rue Jérusalem,
No 29
à Belleville.

„Ich meinte, es wäre die Karte eines Hausirers," sagte Lady Flavia in gleichgiltigem Tone. „Aber es ist Nichts der Art. Es ist die Karte eines Herrn Durbec, eines Pariser Beamten. Ich glaube, ein agent de sûreté, ein Sicherheits Agent steht in Beziehungen zur Polizei, doch genau weiß ich es nicht."

Simmons ging, während Lady Flavia ihr mit einem bittern Lächeln nachblickte. Der alte, herbe Ausdruck des Trotzes trat wieder in ihre Züge und umdüsterte ihre Schönheit. „Das Spiel ist bald zu Ende!" sagte sie. Im nächsten Augenblick ging sie in das Familienzimmer hinunter und zeigte sich, dem Anscheine nach, heiter und glücklich, als ob das Leben ein beständiger Feiertag wäre.

Sie war in diesen Tagen von einem Liebreiz, einem Zauber, der Alle hinriß. Auch das Scheinloseste erregte ihre Theilnahme. Niemand ahnte, warum sie den spärlich fallenden Schneeflocken zusah und ein paar Primeln, die ein Dorfkind brachte, mit einem so eigenthümlichen Lächeln anblickte. „Es sind nur ärmliche Blumen, aber es sind die letzten, die ich sehe," so dachte sie, während ein Lächeln über ihre Züge glitt. „Rosen und Nelken werden folgen; ihr Duft, ihre Farbe wird Alle entzücken, nur ich werde sie nicht wiedersehen — mein Sommer ist dahin!"

Die Gluth ihres jungen Lebens wollte in ihr erstarren, als sie die Primeln in der Hand hielt, aber sie war stark und verrieth nicht, was in ihr vorging. Sie küßte die Blümchen und legte sie schonend auf den Tisch. Die Gefahr, der sie entgegenging, stählte ihre Nerven; ihre Anbeter hatten sie oft eine Feen-Königin genannt, und Königin blieb sie bis zum letzten Augenblick. „Sie sollen sich meiner erinnern!" sagte sie, „das Andenken, das ich unter ihnen zurücklassen werde, kann mir Keiner rauben!"

Ihr Gesang war immer um des Ausdrucks willen bewundert worden; er klang jetzt sirenenartig. Die Mitglieder der Familie wußten nicht, welcher Zauber sie Alle an das Piano bannte. Es war ein so gewöhnliches Instrument unter jeder andern Hand, nur wenn sie die elfenbeinernen Tasten berührte, kam es wie magische Gewalt über die Zuhörer. Es war eine Stimme, die in Aller Herzen nachklang, bald schmetternd, bald weich, doch immer von elegischem Ausdruck angehaucht. Man glaubte, der Klage eines Engels zu horchen, der vergangene Seligkeit betrauerte und den Blick wandte von dem flammenden Schwerte am Eingange des Paradieses. Selbst Lord Hythe vermochte sich in solchen Augenblicken nicht loszureißen; er wußte, daß er dem räthselhaften Mädchen nicht trauen durfte, und doch lag in ihrem Gesange ein Etwas, das seiner Besonnenheit und Entschlußreife gefährlich werden konnte.

Und sie, die beneidete Erbin, die Tochter des verstorbenen Grafen von Mortlake, der Liebling Aller, die sie sahen und hörten, erstaunte jeden Abend, wenn sie sich zur Ruhe begab, daß sie noch ihrer Freiheit genoß. Sie hatte längst die schwarzen Wolken am fernen Horizont gesehen, den Tritt des heranschreitenden Schicksals vernommen, und blickte hoffnungslos, aber ungebeugt dem Verhängniß entgegen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk.

(Fortsetzung.)

Wie verschieden waren diese heiteren von dem letzten Christfeste gewesen, welches Helene im Hause des Herrn Peter Anton zugebracht hatte!

Die Antons hatten, wie alljährlich, ein prächtiges, aber unerträglich steifes und langweiliges Diner gegeben, welchem das sämmtliche Personal des Geschäfts beiwohnte und bei welchem Helene, als die Frau des jüngern Associé, die Ehre der Firma repräsentirte. Die Tante war dabei im schwarzen Sammetkleide, Herr Peter Anton in einem schwarzen Frack erschienen, während Harry darauf bestand, daß seine Frau sich in eine prachtvolle blaue Brokatrobe kleidete, sich vom Friseur auf das Allerunbequemste coiffiren ließ und sich während des Essens nicht von den Pariser Glacéhandschuhen befreite, die ihre kleinen Hände noch kleiner erscheinen ließen.

Helene war fest entschlossen, ein solches Christfest nicht wieder zu feiern, selbst auf die Gefahr hin nicht, daß sie der kostbaren Geschenke verlustig ging, welche mit dem Dessert herumgegeben werden waren und die ihr mehr den Eindruck einer höflichen Beleidigung, als einer liebevollen Aufmerksamkeit gemacht hatten.

Helene wollte ein echtes, rechtes Christfest haben, und die beiden Antons sollten übel oder böse daran theilnehmen. Schon im November begann sie ihre Vorbereitungen, und zwar mit solchem Eifer, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn sie darüber den einen oder den andern ihrer Armen vergessen hätte. Unermüdlich eilte sie aus einem Laden in den andern, um für jeden ihrer Lieben einen Scherz zu finden, der ihn erfreuen konnte — und wirklich schien ihr Alles über Erwarten zu gelingen. Nur die Wahl eines Christgeschenkes für die Tante bereitete ihr Schwierigkeiten. Es mußte Etwas sein, was wenigstens für einen Moment ihre in Frost erstarrte Seele aufthauen ließ — und an dieser Aufgabe scheiterte Helenens Witz.

So war die Zeit verstrichen — in acht Tagen war Weihnacht und Helene zweifelte daran, daß es ihr gelingen möchte, für die Tante eine angenehme Ueberraschung zu ersinnen, als sie eines Morgens trotz aller Kälte und Schneegestöber von ihrem Diener begleitet ausging, um einer kranken Wittwe einige Erfrischungen zu bringen. In dem Hause angekommen, eilte sie die dunkeln Stiegen hinauf bis zum dritten Stock, und als sie hier einen Moment auf dem Vorplatze stehen blieb, um Athem zu schöpfen, vernahm sie in dem Zimmer ihrer Pflegebefohlenen eine jugendliche Frauenstimme, die so vornehm klang, daß Helene einen Moment glaubte, es sei ihr eine andere der Damen der Stadt bei dem Werke der Wohlthätigkeit zuvorgekommen. Endlich klopfte sie an, und als sie, auf das „Herein" der Frau Badenberg, die Thür öffnete, fand sie am Bett der Kranken eine junge Frau sitzen, die ein schlafendes Kind im Arme hielt.

Helene war frappirt von der ungewöhnlichen Erscheinung der Fremden. Sie war noch sehr jung und von jener ernsten, stolzen Schönheit, welche den spanischen Frauen eigen zu sein pflegt. Das Gesicht vom reinsten Oval zeigte edle, entschiedene Linien und dunkle, ausdrucksvolle Augen, die noch im feuchten Schimmer eben vergossener Thränen zu glänzen schienen. Eine Fülle prächtiger schwarzer Haare umschloß den schön geformten Kopf, der, mit einer gewissen vornehmen Grazie getragen, weder mit dem einfachen baumwollenen Kleide, das die junge Frau trug, noch mit dem groben Shawl harmonirte, in den sie das Kind eingehüllt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Außerordentlich große Zwiebeln.) Man wähle von der Herbsternte die größten gesunden Zwiebeln aus, hänge sie über Winter neben den geheizten Ofen und pflanze sie im Frühjahr in den Garten. Die Zwiebeln treiben keine Samenstengel und werden oft über ein Pfund schwer.

Verschiedenes

Als ein im Examen durchgefallener und noch überdies von Gläubigern hart bedrängter Candidat von seinem Vater aufgefordert worden war, einen Nachweis seiner dringendsten Schulden ihm einzureichen, meldete er ihm, daß keine seiner Schulden so dringend sei, als Eine, die doch kein Anderer für ihn bezahlen könne: das seien die Antworten, die er den Examinatoren schuldig geblieben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 153. Sonntag, den 23. December 1866.

Des armen Knaben Christbaum.

Was für ein fröhlich Thun und Treiben
Am Weihnachtsmarkt bis in die Nacht,
Wie funkelt durch erhellte Scheiben
Der schönen Waaren bunte Pracht!
Wer kaufen will, muß wohl noch laufen,
Daß er den Christbaum schmücken mag,
Wer feil hat, will noch schnell verkaufen,
Denn nah' ist der Bescherungstag.

Doch sieh, wie mit betrübten Mienen
Dort an der Ecke frosterstarrt,
Vom nahen Gaslicht hell beschienen
Ein Knabe noch des Käufers harrt!
Er hat den Christbaum selbst geschnitten
Mit saurer Müh' im Tannenwald,
Sein schüchtern Auge scheint zu bitten:
„O kauft mir ab, die Nacht ist kalt!

„Kauft ab, ihr könnt so lustig lachen,
Ihr habt das Glück und ich die Noth.
Was soll ich mit dem Christbaum machen?
Die Mutter krank, der Vater todt!"
Doch Niemand, der des bleichen Kleinen
Und seines Baums gewahren mag,
Vorbei rennt Jeder mit dem Seinen —
Und nah' ist schon der letzte Tag!

Doch schau, da kommt mit muntrem Schritte
In Sammetpelz und Federhut —
Die schöne Mutter in der Mitte —
Ein Kinderpärchen wohlgemuth;
Den Korb gefüllt mit Weihnachtsgaben,
Trabt hinterher des Hauses Knecht: —
„O Mutter, sieh den Baum des Knaben,
Der ist für uns noch eben recht!"

Die schöne Mutter zahlt in Eile
Dem Knaben sein Viergroschenstück,
Er dankt — und schaut noch eine Weile
Den Frohen nach mit trübem Blick:
Wie wird sein Christbaum morgen funkeln
Im fremden Haus, im Kerzenschein,
Und ach! im Kämmerlein, im dunkeln,
Wie still wird seine Weihnacht sein!

Drum Kinder, wenn bekränzt mit Gaben
Euch euer Christbaum fröhlich brennt,
Denkt, ob ihr nicht den bleichen Knaben
Und seine kranke Mutter kennt?
Und geht und trocknet ihm die Wangen
Und lernet von dem heilgen Christ,
Daß zwar vergnüglich das Empfangen,
Doch seliger das Geben ist!

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Nemesis.

In Sir Neville's Hause sollte ein großer Ball stattfinden, zu welchem selbstverständlicher Weise die Familie Mortlake geladen war. Was sich aber nicht von selbst verstand, war, daß Sir Neville mit seinen Freunden von der Garde Vere und Fitzpatrik, den Ball der gefeierten Lady Flavia zu Ehren gaben.

„Das kleine Ding," sagte Vere zu Capitän Fitzpatrik, „wird Keinen von uns Beiden heirathen. Sie will verteufelt hoch hinaus. Sie wird einen Herzog oder einen irländischen Marquis mit vierzigtausend Pfund jährlicher Einkünfte nehmen. Aber jedenfalls haben wir Jüngern auf ihre Protection zu hoffen!" Und die beiden jungen Krieger kamen überein, daß es klug sei, der jungen Dame, die ohne Zweifel einer glänzenden Zukunft entgegenginge, bei Zeiten den Hof zu machen.

Die Wagen standen vor dem Hauptthor des Schlosses. Die Familie hatte sich in einem größeren Zimmer versammelt und wartete auf Lady Flavia.

Sie trat ein — und ein leises Murmeln der Bewunderung empfing sie. Selbst Lord Hythe vermochte nicht, die Blicke von dem entzückenden Anblick abzuwenden. Lady Flavia trug zum ersten Mal ein Ballkleid. Zum ersten Mal wurde die unvergleichliche Weiße ihrer Schultern sichtbar; ihr Haupt, das sie so königlich zu tragen wußte, war mit einem Kranze von Blumen geschmückt. Ihre Juwelen und Perlen forderten den Glanz des Lichtes heraus. In jedem andern Falle mochte ein anspruchsloserer Schmuck tactvoller erschienen sein — hier bildeten die blitzenden Brillanten, der sanfte Schimmer der Perlen mit der wunderbaren Schönheit ihrer Trägerin eine so unauflösliche Einheit, wie der Duft mit der Rose. Ihr durchweg schneeweißer Anzug ließ ihr schwarzes Haar noch schwärzer erscheinen und hob sich in reizendem Gegensatz ab von der lieblichen Röthe ihrer Wangen.

„Liebste, beste Flavia," sagte Lady Caroline, indem sie, von der feenartigen Erscheinung gefesselt, auf sie zuging, „wir Alle werden —"

Ein plötzlicher Lärm auf dem Corridor, ein lautes, tumultuarisches Durcheinanderrufen unterbrach Lady Caroline plötzlich. Die Verwirrung und das Getöse schienen zuzunehmen. Niemand wußte sich diese ungewöhnliche Störung in einem so wohl geordneten Hause zu erklären. Die Gräfin wurde unruhig und meinte, es müsse etwas ganz Unerhörtes vorgefallen sein. Lord Hythe schritt durch das Zimmer und öffnete die Thür. Draußen war ein förmliches Gedränge. Ein Polizei-Beamter bewachte die nächste Thür, während einige fremde Männer einen lauten Wortwechsel mit den Bedienten hatten.

„Was gibt es? Was bedeutet das?" fragte Lord Hythe.

„Wir müssen Lord Mortlake in einer dringenden Angelegenheit sprechen," sagte ein stämmiger schwarzgekleideter Herr, indem er einen der Diener bei Seite schob, „und wer uns daran hindert, thut es auf seine eigene Gefahr."

„Wer sind Sie?" fragte Lord Hythe, indem er der Dienerschaft winkte, zurückzutreten.

Es waren drei ihm ganz unbekannte Männer, aber draußen war ein Corps von Constablern aufgestellt, deren Hüte im Scheine des Lichts, das durch die weit geöffnete Thür fiel, blinkten.

„Wir müssen, wie gesagt, den Grafen sprechen," erwiderte einer der drei. „Es thut uns leid, Sie belästigen zu müssen. Dieser Herr ist Monsieur Durbec von der französischen Polizei und ich bin Sergeant Skinner, Polizei-Agent aus London. Wir führen unsere Vollmachten mit uns, Mylord; sie sind vom Staatssecretär unterzeichnet."

„St! kommen Sie hierher, in Lord Mortlake's Zimmer," sagte Lord Hythe mit verändertem Tone. „Sie werden sogleich meinen Vater sehen."

Der Corridor und die Vorhalle boten unterdessen einen eignen Anblick dar. Gruppen von neugierigen Dienern und Mägden bildeten sich hier und dort, ein unaufhörliches Summen und Flüstern drang von einem Ende des Raumes zum andern, während der schwarzgekleidete Herr, welcher zurückgeblieben war, an einem Pfeiler lehnte und von Zeit zu Zeit einen Blick auf die weiterhin aufgestellten Constabler warf.

Lord Mortlake trat in sein Cabinet, wo sein Sohn und die beiden Polizei-Agenten ihn erwarteten. Es war eine kurze Unterredung. Nicht lange währte es, so öffnete der Graf die Thür; ihm folgten Lord Hythe und die Polizei-Agenten.

„Sie müssen es erfahren," sagte Lord Mortlake seufzend, „daher mag es sogleich geschehen!"

Sie traten in das Zimmer, wo die Gräfin mit blassem, schreckenvollem Gesicht, von ihren Töchtern umgeben, auf dem Sopha saß. Sie war keine starke Frau und Aufregungen solcher Art nicht gewachsen; der Graf wußte es, aber dies Mal war er achtlos; auch ihn hatte seine gewöhnliche Fassung verlassen.

„Wo ist Lady Flavia?" fragte er mit zitternder Stimme. „Wo ist sie? Dieser Besuch geht sie an."

Die Gräfin und ihre Töchter sahen sich erstaunt um. Sie hatten während des ganzen Auftritts nicht an Lady Flavia gedacht. Sie war nicht mehr im Zimmer.

„Entfliehen kann sie nicht," sagte Durbec.

Der Graf sank in einen Sessel und stützte sein graues Haupt mit der rechten Hand, während er sich kummervoll vornüber neigte.

„Erzähle du es ihnen, August! Ich kann es nicht," sagte er. „Ich hätte nie geglaubt, daß dies Mädchen eine Betrügerin sei. Es ist hart, diese Schmach zu tragen!"

Seufzer und Thränen folgten diesen Worten. Die Gräfin lag halb ohnmächtig auf dem Sopha, während ihre Töchter, fast außer sich, ihren Bruder mit Fragen bestürmten.

„Wer ist eine Betrügerin? Doch nicht Flavia? Es ist unmöglich!" rief Lady Julia.

Lord Hythe schüttelte den Kopf. „Es ist nur zu wahr," sagte er, „sie ist nicht, wofür sie sich ausgibt, nicht von unserm Blut und Namen. Sie hat den Rang und das Vermögen einer Andern an sich gerissen. Aber zu denken —" und bei diesen Worten verließ den jungen Mann seine lange behauptete Fassung — „zu denken, daß ich sie zum Weibe begehrte, daß sie wie eine Schwester zu meinen Schwestern stand! Es ist mehr, als ich zu ertragen vermag!"

„Wer — was ist sie denn?" fragte Lady Julia, kaum der Sprache mächtig.

Und Lord Hythe antwortete mit bebender Stimme: „Ihr wahrer Name ist Adele Burt. Diese Herren hier sind bevollmächtigt, sie zu verhaften und nach Frankreich zurückzubringen, wo sie sich zu verantworten hat wegen —"

„Weßwegen?" fragte die Gräfin hastig.

„Wegen eines Mordes!" sagte Skinner, indem er einige Papiere auf den Tisch legte. „Es thut mir leid, äußern zu müssen, daß die Sache keinem Zweifel mehr unterliegt."

Mord! Das furchtbare Wort verbreitete starres Entsetzen in dem kleinen Kreise. Eine lange Pause folgte. Erst nach einer geraumen Weile sammelte sich der Graf und sagte zu Lady Julia: „Lies die Vollmachten, du bist die Ruhigste von uns Allen. Theile deiner Mutter den Inhalt mit — und dann zu Ende mit der traurigen Geschichte!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk.

(Fortsetzung.)

Als Helene sich der Kranken näherte, stand die Fremde auf, um sich in das anstoßende Zimmer zu begeben, und nachdem Helene sich des Langen und Breiten von dem Rheumatismus und den schlechten Träumen der Kranken hatte erzählen lassen, nahm sie Gelegenheit zu fragen, wer die Fremde sei. Sie erfuhr, daß die junge Frau, eine Mexicanerin, sich in ihrer Heimath an einen Deutschen verheirathet hatte — und jetzt eben mit ihm in sein Vaterland zurückgekehrt wäre. Das Schiff, auf dem sie die Ueberfahrt gemacht, hatte unterwegs Schiffbruch gelitten. Mannschaft und Passagiere waren von einem Kauffahrer aufgenommen und gerettet worden, an dessen Bord der Gatte der jungen Frau an einem heftigen Fieber erkrankte. Man hatte ihn vom Schiff ins Hospital gebracht, wo er seit fünf Tagen ohne Besinnung lag.

Einer der Aerzte des Hospitals hatte sich der Familie des Kranken angenommen. Er hatte eine Wohnung für sie gesucht und neben Frau Batenberg ein Stübchen gefunden, das zwar ärmlich, aber doch rein und warm war, und dessen Preis den Finanzen der Fremden entsprach, die aus dem Schiffbruche nichts Werthvolles gerettet als einen mit Gold verzierten Rosenkranz und einen kleinen Diamantring, Gegenstände, die sie eben getragen hatte und von deren Erlös sie ihre und ihres Kindes Existenz fristen mußte, bis ihr Gatte wieder gesund wurde, wenn er überhaupt am Leben blieb.

Helene nahm sich sogleich vor, die arme junge Frau zu besuchen und zu sehen, was sich etwa für sie thun ließe. Sie klopfte also an die Thür, stellte sich selbst vor und wurde empfangen, wie eine Dame von der andern empfangen zu werden pflegt. Die Mexicanerin sprach ziemlich geläufig deutsch, wenn auch mit fremdem Accent, der Helene indessen mehr wie ein Reiz als ein Fehler erschien. Es setzte die junge Frau allerdings in Verlegenheit, wie sie ihre Hülfe anbieten sollte, denn sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie sich einer Frau von gleicher Bildung und gleichem Stande gegenüber sah; da erwachte zum Glück für Beide das Kind, streckte die Aermchen nach der Mutter aus und bot Helene willkommene Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen.

Der Knabe war eins der reizendsten Geschöpfe, die man sich denken konnte. Jedes seiner kleinen Glieder schien wie aus Marmor gemeißelt, blondes Lockenhaar kräuselte sich um

die weiße Stirn, unter welcher ein Paar große schwarze Augen gar ernsthaft hervorschauten. Der kleine rothe Mund war so reizend, daß Helene der Versuchung, ihn zu küssen, nicht widerstehen konnte. Sie ließ sich vor dem Bettchen des Kindes auf die Knie nieder, tändelte mit ihm und bewunderte es so von Herzen, daß die Augen der Mutter bald vor Vergnügen leuchteten und der Knabe jubelnd und lachend die kleinen Arme nach ihr ausstreckte.

Und damit war das Eis zwischen den beiden Frauen gebrochen. Es fand sich bald, daß Madame Mercedes, wie Frau Badenberg die Fremde nannte, zwar augenblicklich noch keinen Mangel litt, daß aber voraussichtlich sehr bald der Moment eintreten mußte, wo sie Rath und Hülfe dringend bedurfte. Die Summe Geld, die sie aus den verkauften Schmuckgegenständen gelöst, war sehr unbedeutend und es war sicher, daß ihr Mann auch im günstigen Falle noch Monate lang nicht im Stande sein würde, für seine Familie zu sorgen, während es zugleich mehr als unwahrscheinlich schien, daß sie ohne Vermittlung irgend welche Existenzmittel zu finden vermöchte. Helene bot der Fremden ihren Beistand in der herzlichsten Weise an, und „Madame Mercedes" zögerte nicht, die Hand zu ergreifen, die sich ihr entgegenstreckte.

Freilich hatte man, wie bei den meisten Frauen, auch bei ihrer Erziehung nicht darauf Rücksicht genommen, irgend eins ihrer Talente so weit auszubilden, daß sich ein Beruf hätte daraus machen lassen. Nur im Sticken besaß sie, wie sie sagte, genügende Fertigkeit, und Helene versprach ihr, für Beschäftigung dieser Art zu sorgen. Es war indessen spät geworden. Helene Willfried mußte daran denken, Abschied zu nehmen, und nachdem des kleinen Pedro's runde Aermchen noch ein Mal geküßt worden waren, empfahl sie sich mit dem Versprechen, schon morgen wiederzukommen.

Zum Glück fand sich, daß Helene für ihre eigene Garderobe eine Menge von Stickereien nöthig hatte, und schon am andern Tage kehrte sie mit dem Diener, der ein mächtiges Packet trug, zu Madame Mercedes zurück. Was sich bei diesem Besuche zutrug, dürfen wir dem geneigten Leser vorläufig noch nicht verrathen. Es mag ihm genügen zu erfahren, daß, als sich Harry Willfried in der Dämmerung eben an das Kamin gesetzt hatte, um die Rückkehr seiner Frau zu erwarten, diese plötzlich in ihrer Straßentoilette zur Thür hereinstürmte, ihren erstaunten Mann umarmte, ein kleines, abgenutztes Buch aus ihrem Muffe zog und es, da sie nicht weiter sprechen konnte, öffnete und ihrem Manne unter die Augen hielt.

Und in der That schien in den Worten, die Harry dort las, eine magische Kraft zu liegen. Er wurde erst roth, dann blaß, setzte endlich seine kleine Frau sorgfältig in einen Stuhl, blieb vor ihr stehen und richtete etwa zwanzig Fragen an sie, ohne auf eine einzige Antwort zu warten. Trotz Alledem hatte man sich in nicht ganz fünf Minuten verständigt. Harry fuhr in seinen Paletot, rief nach dem Wagen, trug dem Diener auf, Frau Anton zu sagen, daß er und seine Frau ausgebeten wären, und eilte dann mit Helene die Treppe hinunter. Das junge Ehepaar kam erst nach zehn Uhr nach Hause zurück. Sie waren in sichtlich gehobener, freudiger Stimmung, ließen sich aber Onkel und Tante gegenüber auf keine weiteren Erklärungen ein, sondern zogen sich unter dem Vorwande der Ermüdung in ihre Zimmer zurück.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Zier dich nicht mit vielen Worten,
Leeren Worten ohne Sinn;
Willst du uns die Wahrheit sagen,
Schreib sie kurz und deutlich hin.

Wir sind immer bessere Menschen, wenn wir Musik gehört haben. Es ist, als breitete dann ein linder Zauber seinen Schleier über unsere Seele und stimmte sie weich und mild.

Wer sich nie im Leben getummelt hat, nur der wird im Alter müde; der ewig rastlos Gewesene bleibt auch ewig rüstig.

Verschiedenes.

In einer vor einiger Zeit erschienenen französischen Uebersetzung eines deutschen Werkes ist das Wort „Hauptschwadroneur" ganz gemüthlich durch chef d'escadron übersetzt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 154. Dienstag, den 25. December 1866.

Weihnachten.

Schon tausend Mal besungen,
O schöne Weihnachtszeit,
Sind immer neu die Zungen
Zu deinem Preis bereit!
Der Freude, die du spendest,
Wird müde nie die Brust,
Weil ewig zu du wendest
Ihr frisch der Jugend Lust!

Ein Zauber ohne Gleichen
Geht von dem Bäumchen aus,
Dem schmucken, gabenreichen,
Das du bescheerst dem Haus!
Die Kleinen stehn entzücket
Vor seinem Lichterglanz,
Die Großen sehn beglücket
Auf ihren frohen Kranz!

Der Greis, der, daß es währe
Mit ihm nicht lang mehr, weiß,
Wischt eine Freudenzähre
Sich aus dem Auge heiß
Und denket an die Stunde
Voll Seligkeit zurück,
Die einst ihm, süße Kunde,
Bescheert dasselbe Glück!

Das Mütterchen, der Bahre
Ganz nahe schon gerückt,
Glaubt ihrer Jugendjahre
Christbäumchen neu geschmückt
Und spielt mit ihrer Puppe
Noch ein Mal froh im Geist,
Wenn ihrer Enkel Gruppe
So selig sie umkreist!

Der Freude, die du spendest,
Wird drum nicht satt die Brust,
Weil ewig zu du wendest
Ihr frisch der Jugend Lust,
Und, tausend Mal besungen,
Sind immer neu bereit
Zu deinem Preis die Zungen,
Du schöne Weihnachtszeit!

Sei denn der Welt gegrüßet
Auf's Neue fröhlich heut
Und reich, was ihr versüßet
Dein Kommen, ausgestreut!
Laß deiner Bäume Kerzen
Den Kleinen wonnig glühn
Und in der Großen Herzen
Ihr Glück verjüngt erblühn!

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Die volle Wahrheit.

Die Vollmachten waren in aller Form ausgestellt, vom französischen Justizminister und dem englischen Staatssecretär unterzeichnet und enthielten einen Verhaftsbefehl gegen Adele Burt, fälschlich Lady Flavia Clare genannt, die nach Frankreich zurückgebracht und dort sich wegen der wider sie erhobenen Anklage, die Theilnehmerschaft an einem Morde betreffend, verantworten sollte. Die übrigen Angeklagten waren Brand Royston, der bereits gestorben war, Basil Royston und Elisabeth, Brand Royston's Wittwe, Adele Burt's Tante. Die Vollmachten waren in englischer und französischer Sprache abgefaßt, und das Vorlesen derselben dauerte eine geraume Weile. Aber die Polizei-Agenten hatten durchaus keine Eile. Sie standen ruhig am Tische und

sprachen nur, wenn eine Frage an sie gerichtet wurde. Daß Diejenige, welche sie suchten, entfliehen könnte, fürchteten sie nicht. Das Haus war wohl bewacht, an jedem Ausgange stand ein Polizei-Beamter.

Der Graf hatte sich von der ersten Bestürzung erholt und raffte sich zu einem Entschlusse auf. Er konnte den in dem verlesenen Document angeführten Beweisen Nichts entgegensetzen, dennoch sprach er zu Gunsten der Angeklagten.

„Sie werden schonend mit ihr verfahren," sagte er. „Als Mitglied der hiesigen Ortsobrigkeit werde ich, wenn auch die Autorität des Staatssecretärs die meine überwiegt, nicht dulden, daß sie mit unnöthiger Härte behandelt werde. Sie hat an meinem Tische gesessen und Monate lang, wie eine Tochter, meinem Herzen nahe gestanden. Wäre sie auch das verworfenste Geschöpf von der Welt, ich möchte nicht, daß man rauh mit ihr verführe."

Lord Mortlake's Stimme hatte ihre frühere Festigkeit wiedergewonnen, so daß Sergeant Skinner, der als Engländer die bevorzugte Stellung des Grafen keinen Augenblick vergaß, sich zu der Erklärung herbeiließ, daß er und Durbec sich ihrer unangenehmen Pflicht mit möglichster Schonung entledigen würden.

„Wir wissen," sagte er, „welche Rücksicht wir einer Bewohnerin Ihres Hauses schuldig sind, und würden überhaupt einer Dame gegenüber, gleichviel aus welchem Stande, gewisse Grenzen nicht überschreiten. Doch jetzt an unser Werk!"

Lord Mortlake erhob sich und erklärte, die Polizei-Agenten begleiten zu wollen. „Das junge Mädchen," sagte er, „hat unter meinem Dache gewohnt, es ist daher meine Pflicht zu hören, was sie zur Milderung ihres Vergehens anführen kann, damit ich es an geeigneter Stelle geltend mache. Das Recht muß seinen Lauf haben, ist aber Grund zur Schonung da, so werde ich meine Stimme zu ihren Gunsten erheben. Sie mag schwer gefehlt haben, dennoch glaube ich, daß sie das Werkzeug Anderer und nicht so strafwürdig ist, als diese Papiere sie darstellen."

„Ich kann nicht mit dir gehen, Vater," sagte Lord Hythe, tief aufseufzend. „Ich habe ihre Hand begehrt, ich kann sie nicht als Verbrecherin sehen."

Er wandte sich ab und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Aber Lady Caroline sprang in plötzlicher Erregung auf und erklärte mit thränenerstickter Stimme, daß sie ihren Vater zu begleiten entschlossen sei. „Du wirst es mir nicht wehren," sagte sie, „ich werde sie doch nicht wiedersehen — ich habe sie geliebt, geliebt um ihrer selbst willen — ich will sie in dieser Stunde nicht verlassen."

Vater und Tochter verließen in Gesellschaft der beiden Polizei-Agenten das Zimmer, um den schweren Gang anzutreten.

„Ist Lady Flavia in ihrem Zimmer?" fragte Lord Mortlake eine der Dienerinnen, die mit ängstlichen Gesichtern auf dem Corridor des ersten Stockes hin und her gingen, und erhielt zur Antwort, daß sie, nach der gefragt wurde, vor einer halben Stunde über die Seitentreppe heraufgekommen sei und sich jetzt in ihren Gemächern befinde. Die Simmons und Mrs. Benson beeilten sich, voranzugehen, wurden jedoch vom Grafen zurückgehalten.

„Ihr Alle geht hinunter," sagte er. „Es ist eine ernste Angelegenheit, die euch nicht kümmert. Wer hier zu lauschen wagt, verläßt augenblicklich mein Haus. Daß Niemand den westlichen Flügel des Schlosses anders, als auf meinen ausdrücklichen Befehl, betrete!"

Die Dienerinnen traten bestürzt zurück. Sie hatten ihren Herrn noch nie mit solcher Bestimmtheit sprechen hören.

„Die Thüren werden wohl verschlossen sein; wir müssen sie durch Ueberredung zum Oeffnen bringen," meinte Durbec. Er irrte sich; der Riegel wich dem ersten Druck. Die Eintretenden fanden sämmtliche Thüren der sogenannten Nelkenzimmer weit geöffnet und hell erleuchtet. Die zahlreichen Wachskerzen, welche Lady Flavia immer auf den Kaminen und Tischen bereit zu halten liebte, waren angezündet, so daß ihr Schlafgemach, ihr Boudoir, ihr Ankleidezimmer und ihr Bade-Cabinet vom hellsten Glanze erfüllt waren.

„Treten Sie ein, ich bin hier!" rief die wohlbekannte Stimme aus dem Schlafgemach.

Sie traten ein, Durbec voran. Das Feuer im Kamin brannte hell und mischte seinen gelblichen Schein in das Licht der Kerzen.

Neben dem Kamine stand, mit der rechten Hand die Lehne eines Armsessels erfassend, Diejenige, welche man suchte — regungslos, die Eintretenden anblickend. Diese hatten geglaubt, eine Schuldige zu überraschen, die vielleicht in irgend einem Winkel, von Angstschauern geschüttelt, kauerte und sich in Bitten und Unschuldsbetheuerungen erschöpfte.

Aber nein! Sie, gegen welche der lang gefürchtete Sturm heranbrauf'te, die endlich von dem langsamen, aber sichern Schritte der Nemesis ereilt wurde, sah mit furchtlosen Augen Denen, die sie suchten, entgegen. Mitten in der schreckensvollen Gewißheit, die ihr dieser Augenblick brachte, bewahrte sie die königliche Haltung, die Alle an ihr bewundert hatten. Nie hatte ihre blendende Schönheit den überirdischen Reiz besessen, den diese schwarze Stunde ihr verlieh. Es war kein zitterndes Weib, das vor ihren Anklägern zusammensank, sondern eine Königin, die mitten unter Schimpf und Verderben ihren ungebeugten Stolz behauptet und den rebellischen Unterthanen mit stiller Verachtung begegnet.

Durbec trat raschen Schrittes und mit ausgestreckter Hand auf sie zu.

„Im Namen des Gesetzes und in des Kaisers Namen," sagte er, „verhafte ich Sie, Adele Burt, fälschlich Lady Flavia Clare genannt, wegen Betheiligung an einem Morde. Sie sind meine Gefangene, Mademoiselle!"

Er entfaltete mit einer Hand die Vollmacht, während er die andere, nach dem in Verhaftungsfällen üblichen Gebrauch, auf ihren Arm zu legen im Begriff war. Sie blieb ruhig stehen; nur ein tiefinneres Widerstreben sprach aus dem Tone ihrer Stimme, als sie antwortete: „Berühren Sie mich nicht; es ist überflüssig. Ich leugne Nichts. Ich ergebe mich, mein Herr! Ich bin Adele Burt, Ihre Gefangene. Ihre Pflicht ist also erfüllt, Monsieur Durbec!"

Der Franzose verbeugte sich und trat zurück; er konnte nicht ahnen, auf welchem Wege sie, was ihr bevorstand, erfahren hatte.

Lady Flavia Clare — laßt sie unter diesem Namen von uns scheiden — begegnete den bestürzten Blicken, die auf sie gerichtet waren, mit einer Unerschrockenheit, die sich in diesem Augenblick nicht erheucheln ließ, sondern von einer starken Seele zeugte. Noch ein Mal warf sie ihr volles Rabenhaar mit stolzer Bewegung zurück, ihre großen blauen Augen, die sie ihren Anklägern verrathen hatten, waren weit geöffnet, während ihre lieblichen Züge eine ungewöhnliche Röthe bedeckte. Der Ueberwurf, in welchem sie zum Balle fahren wollte, lag über ihren Schultern und hatte sich vorn leicht geöffnet, so daß man die hastig athmende Brust, das einzige Zeichen ihrer Aufregung, sich heben und senken sah.

„Ich bin nicht gekommen, um dir Vorwürfe zu machen," sagte nach einer Weile der Graf mit halblauter Stimme. „Ich wünsche nur, daß du Etwas zur Milderung der auf dir lastenden Schuld vorbringen könntest. Das Unrecht, das du mir und den Meinigen zugefügt hast, sei dir vergeben, aber du bist des Mordes angeklagt, man beschuldigt dich einer schnödesten Unthat, der ein wehrloses Mädchen zum Opfer gefallen sei — ich kann es nicht glauben!"

„Mylord," versetzte Lady Flavia, „Sie und die Ihrigen haben mir viel herzliches Wohlwollen bewiesen — doch das ist jetzt vorüber. Sie werden sich meiner mit Widerwillen erinnern, als eines unwürdigen Geschöpfes, das Sie aus Ihrem Gedächtniß verbannen möchten. Doch denken Sie daran nicht, sondern hören Sie mich! Ehe ich Sie verlasse, wünsche ich mich noch gegen Sie auszusprechen, gegen Sie und Ihre Tochter, die Sie in dieser schrecklichsten Stunde zu mir stehen — wenn anders jene Herren, in deren Gewalt ich bin, es gestatten."

Bei diesen Worten warf sie einen halb verächtlichen, halb bittenden Blick auf Skinner und Durbec.

„Dem steht Nichts entgegen," sagte der Erstere, „nur erinnern Sie sich, daß Sie zu keiner Selbstanklage genöthigt sind."

Durbec legte die Hand auf's Herz und verbeugte sich schweigend; in Beider Mienen war eine gewisse Neugier sichtbar, der sie sich in diesem Falle nicht enthalten konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtsgeschenk

(Schluß.)

Die wenigen Tage bis zum Christabende verflossen für die meisten Menschen gewiß

ziemlich schnell, aber Helene glaubte niemals Tage verlebt zu haben, die mit so unerträglicher Langsamkeit dahinschlichen. Endlich kam indessen der ersehnte Abend heran. Helene hatte den ganzen Tag gesungen, gelacht, geplaudert, aber je mehr der Abend heranrückte, je aufgeregter wurde sie. Frau Margarethe, welche sich diese Stimmung nicht zu erklären vermochte, fing ernstlich an zu bereuen, daß sie ihre Einwilligung zu einer Weihnachtsfeier in Helenens Stil gegeben hatte — jetzt ließ sich freilich daran Nichts mehr ändern.

Um acht Uhr endlich öffneten sich die Thüren des Speisesaales. Der blitzende, mit Delicatessen, Ballons und Kerzen reichgeschmückte Baum, der ihnen entgegenstrahlte, entriß selbst Herrn Peter Anton und seiner Frau ein Zeichen des Beifalls — aber Helene hatte keine Zeit, sich an ihrer Bewunderung zu weiden.

„Komm, Tantchen, komm!" rief sie, indem sie die Hand der Tante ergriff — „ich muß dir zuerst dein Christgeschenk zeigen!"

Frau Margarethe, durch den zitternden Ton von Helenens Stimme auf's Neue beunruhigt, folgte ihr und stand zwei Secunden später unter dem Lichterbaum einer zierlichen Krippe gegenüber, von welcher Helene jetzt vorsichtig den Schleier entfernte, so daß zwischen spitzenbesetzten Kissen das Gesichtchen eines friedlich schlafenden Kindes sichtbar wurde.

Frau Margarethe stand wie aus den Wolken gefallen — aber Helene ließ ihr keine Zeit zur Verwunderung. Indem sie der alten Dame stürmisch um den Hals fiel, rief sie halb lachend halb weinend:

„Tantchen, das ist Peter der Dritte! Deines eignen Sohnes Kind!"

Die Scene, welche nun folgte, läßt sich in der That nicht beschreiben. Wir können nur so viel sagen, daß Frau Margarethe eine halbe Stunde später mit dem kleinen Peter auf dem Schooße und seiner Mutter an der Seite in ihrem Zimmer saß, während Herr Peter Anton und Harry nach dem Hospital fuhren und Helene als sorgsame Hausfrau beschäftigt war, die Lichter am Baum auszulöschen, denen nach der Erscheinung Peters des Dritten Niemand mehr einen Blick geschenkt hatte.

Peter Anton der Zweite war anfänglich von den Mexicanern, später von der schönen Mercedes gefangen gehalten worden — und als er endlich nach der alten Weise des verlornen Sohnes heim kam, warf ihn das Fieber auf's Krankenbett.

Das Uebrige ist bald erzählt. Wir halten den Leser für weitsichtig genug, um schon errathen zu haben, daß Helene den Namen des Verschollenen in jenem kleinen Notizbuche gerade früh genug entdeckte, um ihren Plan auf das Glänzendste ausführen zu können.

Aber sie fand dafür auch ihre Belohnung. Denn nicht nur, daß Niemand mehr das Geringste dagegen zu sagen hatte, wenn sie ausging, ihre Armen zu pflegen, auch der Christabend wurde von der Zeit an ohne Widerrede in ihrer Weise und nach ihren Anordnungen gefeiert.

Viele Jahre später, als nicht nur Enkelkinder, sondern auch Enkelnichten und Neffen unter dem Weihnachtsbaume jubelten und sich ungestraft allerlei Teufeleien erlaubten in dem alten Hause, das jetzt ein ebenso verändertes Ansehen hatte wie seine alten Bewohner, die man kaum wiedererkannte, da legte Frau Margarethe ihre Hand zuweilen auf des wiedergefundenen Sohnes Schulter, indem sie sagte:

„Es sind alle schöne Kinder, Peter, deine wie Harry's, aber mit meinem Weihnachtskinde läßt sich doch keins vergleichen."

Verschiedenes

(Lehre in den Weinbeeren.) Die Weinbeeren sind von dreierlei Farbe: weiß, röthlich und blau, und darin gibt die Natur eine gute Lehre. Die weißen zeigen an, daß der Mensch sein Wesen rein und klar halten soll, wenn er die Gottesgabt des Weins genießt. Die röthlichen deuten an, daß man sich zu schämen hat, trinkt man zuviel, und die blauen erinnern an die blauen Flecke, die man im Rausch davonträgt, wenn man, seiner nicht mehr mächtig, Händel anfängt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 155. Freitag, den 28. December **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Lady Flavia hielt einen Augenblick inne und begann mit fester, klarer Stimme:

„Das Geständniß, das ich abzulegen gedenke, wird einen Vorzug haben: es wird ein aufrichtiges sein. Ich, die ich die Lüge selber war, deren Namen entlehnt, deren Vermögen gestohlen, deren Wesen und Gebahren Trug und Täuschung war, werde jetzt nicht lügen. Sie dürfen mir glauben, wie Sie den Worten einer Sterbenden Glauben schenken — denn ich bin nicht mehr weit vom Tode. Die volle Wahrheit also!"

Bei diesen Worten lachte sie. Es war das unheimliche silberhelle Lachen, das einst auf Jeden, der es hörte, einen unerklärlichen Eindruck hervorgebracht hatte. Die, welche es jetzt vernahmen, verstanden es urplötzlich, sie erkannten, daß in diesem Lachen sich der ganze Zwiespalt eines Menschenlebens aussprach.

„Sie wissen jetzt meinen Namen und meinen Stand, wissen, daß ich Mrs. Royston's Nichte bin. Ich war früh verwais't und hilflos und wurde aus Barmherzigkeit von meiner Tante aufgenommen, die ich vorher nie gesehen hatte. Ich trug nur einen bescheidenen Namen, ein Stammbaum war ein der Familie, der ich angehörte, fremder Begriff. Dennoch widersprach der Sinn, den das Geschick mir verliehen hatte, meiner glanzlosen Abkunft. Mein Oheim Brand Royston pflegte nicht zu schmeicheln, aber als ich zuerst sein Haus betrat, fragte er in seiner derben Weise, ob ich ein geraubtes Kind wäre, da ich ihm vorkäme wie ein Adler, der in einem Eulenneste aufgefüttert worden.

Auch meine gute Tante sah mich befremdet an, da ich, wie sie sagte, einer Dame von Stande glich. Schulden und gerichtliche Verfolgung hielten die Royston'sche Familie von England fern, und ich begleitete sie auf ihrem Wanderleben. Mein Vater hatte sich einst für einen reichen Mann gehalten und mir eine Erziehung gegeben, so gut sie bei bezahlten Gouvernanten und theuren Hofmeistern möglich ist. Ich las sehr viel, mehr als gut war, Niemand beschränkte mich in der Wahl meiner Lectüre, und ich wußte ganze Kapitel aus den französischen Romanen auswendig, die meine müßigen Stunden ausfüllten. Im Uebrigen besaß ich Fassungsgabe, ein starkes Gedächtniß und einen unbeugsamen Willen. Ich lernte, was ich mochte, that, was ich wollte, und selbst Brand Royston ließ mich ohne Widerstand gewähren.

Er verachtete die Familie seiner Frau, sie hatte seine späteren Geldforderungen zurückgewiesen, und er war rücksichtslos genug, seinen Haß an den Tag zu legen. Er war ein Schurke, dennoch besaß er einige gute Eigenschaften, da er muthig und freigebig war. Er sann unaufhörlich auf Mittel und Wege, seine Stellung zu verbessern und wieder ein Vermögen zu erlangen. Auch ich hatte meine Träume, Träume, welche man einem Mädchen nicht verzeiht, die bei einem Manne jedoch für die Quelle edeln Ehrgeizes gelten. Ich wollte mich meinen Verhältnissen entringen, einen Platz in jener glänzenden Welt einnehmen, wo Gold und klingende Titel Gewalt über die große Menge und dem Leben einen Reiz verleihen, dem ich nicht entsagen mochte.

Ich sah meine Tante von tausend kleinlichen Sorgen und Entbehrungen gequält, diese wollte

ich nicht theilen. Dem Manne stehen zahllose Wege offen, die Pfade des Weibes sind gering und eng. Dem Weibe bleibt im glücklichsten Falle nur eine glänzende Heirath als letztes Auskunftsmittel übrig. Ich verachtete freilich eine solche Ehe, dennoch hätte ich Lord Hythe, den ich nicht liebte, meine Hand gereicht, wenn es nicht zu spät gewesen wäre.

In Brüssel traf uns Basil Royston, der zum Capitän avancirt war und seine Eltern auf Urlaub besuchte, und ich — ich begann ihn zu lieben. Ich kannte die niedrige Gesinnung dieses feigen Egoisten nicht, ich wußte nicht, welch' kleinen Geist diese gefällige Hülle barg. Er war ein hübscher, stattlicher Officier, und ich fast noch ein Schulkind. Er verachtete die Familie seiner Mutter und fand in meiner Anbetung Nichts als einen Triumph seiner eingebildeten Liebenswürdigkeit. Thörin, die ich war! Er ging nach Indien und trug an seinem Finger einen scheinlosen Ring von meiner Hand, den er wahrscheinlich irgend einer Tänzerin schenkte, einem Werkzeuge seiner Unterhaltung, in deren schamloser Nähe er mein Herz, meine Liebe, meine Gebete für ihn verspottete — denn ich konnte noch beten. Hätte er mich geheirathet, ich würde ein gutes Weib geworden sein, ihn in seiner Krankheit gepflegt, im Kummer getröstet haben, ihm treu geblieben sein bis ans Ende."

Sie preßte ihre rechte Hand auf die Rücklehne des Sessels, während sie die linke unter dem Ueberwurf verbarg; ihre Stimme klang einen Augenblick heiser, doch kehrte deren heller Klang bald zurück.

„Er antwortete selten auf meine Briefe. Dennoch wäre ich die Seine geworden, als er ehrlos aus Indien zurückkehrte. Er war schlechter als je vorher. Zu Hause wagte er nicht sich zu berauschen, da er seinen Vater fürchtete, vor dem Alles zitterte, desto zügelloser lebte er in den Kreisen seiner verworfenen Genossen. Ich fing an, seine Nichtswürdigkeit einzusehen, und endete damit, ihn zu hassen, als er sich unterfing, der Tochter des Grafen von Mortlake den Hof zu machen, die aus dem Kloster zu zeitweiligen Besuchen im Schlosse des Roches erschien. Es war ein blasses, unbedeutendes Mädchen — glauben Sie mir, Lady Caroline, Sie würden die berechtigte Erbin nie so lieb gewonnen haben, wie mich, die ich mich an ihre Stelle stahl — ein schüchternes, geistloses Wesen, ein Kind, das sich davor fürchtete, das stille Kloster zu verlassen und in die Welt einzutreten, scheu und ängstlich, wie Caspar Hauser.

Sie schrack zurück vor Basil's verwegenem Beginnen, wie die Taube vor dem blutgierigen Falken. Sie wich ihm aus, wo sie konnte, auch machte die Oberin des Klosters ihren Besuchen auf des Roches bald ein Ende. Später traf die Nachricht von des Grafen nahem Ende ein: seine Tochter sollte an sein Sterbebett eilen, und da es an einem Reisebegleiter fehlte, so willigte Brand Royston ein, sie nach Harbledown zu begleiten. Noch war er fern von jeder bösen Absicht. Nur die flüchtige Bemerkung, daß ich an des schüchternen Mädchens Stelle mit besserem Erfolge die Lady spielen würde, entfuhr ihm zufällig. Er gab ihr in seinen Gedanken keine Folge, aber auf das achtlos gesprochene Wort baute ich meinen verwegenen Plan.

Ja, der Plan war der meine. Ich war es, die zuerst daran dachte, die Tochter des Grafen Francis vorzustellen. Wir waren gleichen Alters, achtzehnjährige Mädchen. Auch bestand eine leise Aehnlichkeit zwischen uns Beiden. Der Graf hatte sein Kind seit vielen Jahren nicht gesehen, wie hätte er die Täuschung merken sollen? Sein Ende stand bevor, es war außer Zweifel, daß er ihr ein großes Vermögen hinterlassen würde. Brand Royston und sein Sohn stimmten mir bei. Es wurde verabredet, daß Lord Mortlake's Tochter unter irgend einem Vorwande veranlaßt werden sollte, vor ihrer Abreise eine Nacht im Schlosse des Roches zuzubringen und dann einem gewissenlosen Menschen, der den Royston's von England her bekannt war und später in Poitou sein nächtliches Gewerbe fortsetzte, zur Gefangenhaltung übergeben werden sollte — während ich in England an ihre Stelle träte und später als reiche Erbin Basil meine Hand reichte. Ich fügte mich dieser letzten Bedingung, obwohl widerstrebend; es war der Preis, um welchen ich zu Glanz und Rang emporsteigen konnte. Vor Allem aber sollte Lady Flavia durch einen narkotischen Trank betäubt und fortgeschafft werden, ehe sie wieder zum Bewußtsein zurückkehrte."

Hier versagte die klare Stimme. Ihr Athem

wurde zu einem ängstlichen Keuchen, sie preßte die Hand mit tiefschmerzlicher Geberde gegen ihre Brust. Sergeant Skinner, der bereits mehrmals unruhig aufgeblickt hatte, sah sich argwöhnisch im Zimmer um, aber entdeckte Nichts, als zahllose Luxusgegenstände auf Tischen und Consolen, offen stehende Schmuckkästchen und zwischen diesen einen kleinen Behälter von braunem Eichenholz, dessen Deckel geschlossen war.

Entronnen!

Aber auch in diesem qualvollen Augenblick kämpfte ihr starker Wille alle Erschöpfung nieder. Der Ausdruck des Schmerzes wich, wie auf ein Zauberwort, aus ihren Zügen, und ihre Stimme erstarkte wieder zu dem reinen Klange, dem Niemand ohne Wohlgefallen lauschte. Sie fuhr fort:

„Lady Flavia schlief im Schlosse des Roches, damit sie am folgenden Morgen zeitig den vorüberfahrenden Eilwagen benutzen könnte. Plätze wurden bestellt, doch sollte ich, nicht sie, die Reise antreten. Dem schnöden Helfershelfer war ein Wink gegeben, er sollte das bewußtlose Mädchen abholen, sobald der betäubende Trank seine Wirkung äußern würde. In Brand Royston's Schrank waren solche Tränke in Menge aufbewahrt. Er besaß ein Kästchen mit Phiolen und Pulver, deren er sich früher zur Einschläferung und Vergiftung von Pferden und zur Betäubung der Jockey's bedient hatte, wenn es galt, eine hohe Wette zu gewinnen. Mir fiel die Aufgabe zu, der Unglücklichen den Trank beizubringen.

Ich reichte ihn ihr im Thee, den ich ihr an's Bett brachte, da sie sich früh zur Ruhe begeben wollte. Sie küßte mich und dankte mir. Ich empfand wenig dabei, denn unsere Bekanntschaft war nur flüchtiger Art gewesen; sie ließ eine Freundin im Kloster zurück, die ihr mehr zusagte, als ich. Ich wünschte ihr gute Nacht und verließ sie. Nach zwei Stunden kehrte ich an ihr Lager zurück. Sie lag still und bewegungslos. Der Trank hatte seine Wirkung gethan. Ich beobachtete sie aufmerksamer, mir wurde bange bei dieser regungslosen Ruhe, unwillkürlich streckte ich die Hand nach ihr aus, ich berührte sie — sie war kalt. Ich fühlte nach ihrem Herzen — es stand still. Ich lauschte ihrem Athem — sie athmete nicht mehr. Da stürzte ich mich, von jähem Schrecken überwältigt, über sie, weinte und schrie, flehte sie an, zu erwachen, preßte ihre kalten Hände in die meinigen, rief unaufhörlich: Flavia! Flavia! Aber sie war todt, todt — und ich war ihre Mörderin!"

„Also war es nicht deine Absicht, sie zu tödten? Es geschah durch einen unglücklichen Zufall und nicht mit Bedacht?" unterbrach Lady Caroline die Sprechende mit fieberhaft aufgeregtem Tone.

„Ich spreche wahr," lautete die Antwort, „ich lüge nicht im Angesichte des Todes. Als ich vor dem Bette stand, hätte ich mein Leben willig hingegeben, um das ihrige dem Grabe zu entreißen. Ich rief Alle heran, bat Alle zu helfen, aber es war zu spät."

„Also doch kein Mord?! O ich bin so glücklich, daß es nicht mit Vorbedacht geschah!" rief Lady Caroline, zu ihrem Vater gewandt.

„Gott sei Dank dafür!" versetzte dieser.

Nach einer Weile fuhr sie, die den Namen Lady Flavia geführt hatte, fort:

„Ich sehe mein Vergehen nicht so milde an. Allerdings beabsichtigte ich nicht, sie des Lebens zu berauben; nicht einmal ihre Gefangenschaft, dachte ich, sollte dauernd sein; aber stirbt nicht auch das Lamm unter der Tatze des Wolfes? Und hatte ich mir nicht den Raub ihres Vermögens, ihres Namens, ihrer Stellung zum Ziele gesetzt? Reichte ich ihr nicht mit meiner Hand den Trank, der den Tod anstatt der Betäubung brachte? Es war ein Mord; er verdient keinen andern Namen! Das einmal begangene Verbrechen brachte eine unheilvolle Wirkung auf mein Herz hervor. Es erkaltete zu diamantner Härte. Nachdem der erste Schreck, die ersten Gewissensbisse besiegt waren, war ich es, welche die bestürzte Familie zu einem Entschlusse aufrief. Selbst Brand Royston war sehr erschüttert; ich sah Thränen in seinen Augen. Basil kümmerte sich weniger um das Vorgefallene, als er für seinen Hals fürchtete. Meine Tante, die willenlose Genossin der schwarzen That, kannte kein anderes Gefühl, als Angst vor der Brutalität ihres Mannes — — doch — ich muß mich beeilen — ich —"

Sie hielt inne; es schien ein schauderhaftes Frösteln über sie zu kommen, sie preßte die Hand auf's Neue gegen ihre Brust.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Kein Mensch hat ganz Unrecht und keiner ganz Recht; und wer vergibt, dem wird zugleich vergeben und umgekehrt; so theilen zwei Menschen, die sich versöhnen, immer die Freude der Verzeihung und die Freude der reinern und größern Liebe mit einander.

Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Sich mitzutheilen ist Natur, Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

Verschiedenes.

(Humanität im Kriege.) „Ich wurde" — so erzählt ein in der Schlacht bei Königgrätz verwundeter preußischer Freiwilliger — „durch die Kugel eines österreichischen Kaiserjägers schwer an der rechten Schulter verwundet und gerieth, als unsere Compagnie vor der Uebermacht der heranstürmenden Feinde zurückzuweichen genöthigt war, mitten unter die Oesterreicher hinein. Kraftlos und der Ohnmacht nahe, und zudem von einem verzehrenden Durst bis auf's Aeußerste geplagt, dachte ich jeden Augenblick meinen Tod zu erwarten. Da gewahrte ich in meinem halbtodten Zustand ungefähr 10 Schritte von mir in einer etwas tiefer liegenden Wiese einen kleinen Graben, der mit etwas schmutzigem Regenwasser gefüllt war. Mit Zusammenraffung meiner wenigen Kräfte rief ich einem eben an mir vorbeieilenden Kaiserjäger zu, er möge doch einem sterbenden deutschen Bruder die letzte Bitte um einige Tropfen Wasser nicht versagen, indem ich ihm zugleich mit der Hand nach dem Graben deutete. Er drehte sich auf der Stelle herum, und als er mich blutend am Boden liegen sah, rief er in seinem gutmüthigen Dialect: „Wart Kam'rad! sollst's scho hab'n!" nahm meine Feldflasche — von der seinigen war die untere Hälfte weggeschossen — und lief nach dem Graben. Er war im Begriff, die gefüllte Flasche wieder heraufzuziehen, als ihn die Kugel eines unserer Füsiliere (vom 71. Regiment) ereilte und ihn so an der Erfüllung eines edlen Zugs von Menschenliebe und Aufopferung hinderte. Lautlos sank der Brave in den Graben; die Kugel hatte ihm den Schädel zerschmettert. Ein lauter Schrei entfuhr mir; ich sank in Ohnmacht, und als ich erwachte, befand ich mich im Feldlazareth. — Ich bin jetzt wieder ziemlich geheilt, aber meine Wunde brennt jedes Mal vor Schmerz, wenn ich des braven Jägers gedenke. Aus seinen Papieren erfuhr ich seinen Namen, er hieß Joseph Schleidner. So lange ich lebe, bewahre ich diesem Braven ein ehrendes Angedenken."

(Napoleon's I. grauer Rock.) Kürzlich starb in Paris, wie schon berichtet, in hohem Alter und im Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens, Herr Leger, Leibschneider Napoleons I. Dieser Leger war der Verfertiger des berühmten grauen Oberrocks des großen Feldherrn. Der Kaiser brauchte jährlich 20,000 Francs für seine Kleider und wachte selbst darüber, daß die Rechnungen des Herrn Leger pünktlich bezahlt wurden. Gegen Ende September 1805 reiste der Kaiser, aus dem Lager von Boulogne kommend, durch Paris, um sich nach dem Rhein zu begeben. Er ließ seinen Schneider rufen. „Herr Leger", sagte der Kaiser, „ich trete jetzt einen Feldzug an und möchte ein warmes, solides Kleid haben, das weniger genirt als ein Mantel, ungefähr wie der Oberrock, den Sie da tragen." — „Ganz wohl, Sire, ich werde einen Oberrock für Ew. Majestät anfertigen. Es handelt sich bloß um die Farbe. Ich würde für Grün sein, aber ein dunkleres Grün, als das des Uniformrockes." „Nein, nein!" sagte Napoleon, „das Grün schmutzt zu stark. Nehmen Sie Grau, man sieht darauf den Staub nicht." Zwei Monate später, während der Nacht, welche der Schlacht bei Austerlitz vorausging, erschien Napoleon in seinem neuen grauen Rock.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 156. Sonntag, den 30. December **1866.**

Eine schöne Viper.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Flavia's Antlitz entfärbte sich zu voller Marmorbläſſe, dennoch stand sie fest, unerschütterlich wie ein Fels, und als Lord Mortlake sie fragte, ob ihr nicht wohl sei, winkte sie ungeduldig mit der Hand und fuhr fort:

„Wir begruben sie in der folgenden Nacht. Den Tag über bewachten wir ihre Leiche, und um Mitternacht wurde in dem abgelegensten Theile des verwilderten Gartens ein Grab gegraben, wo wir das arme Schlachtopfer verscharrten. — — Sie weilt jetzt in ungetrübtem Lichte, und ich — ich bin verloren an Leib und Seele! Der böse Feind, dem ich mich verkaufte, hat mich betrogen, wie ich sie betrog, die meine Schuld theilten, ohne die Früchte der Unthat zu genießen."

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Ihre Stimme versagte, sie drohte der Erschöpfung zu erliegen.

„Wenn Mademoiselle die Wahrheit dieser Aussage beweisen kann," sagte Durbec, „so ist ihr Leben nicht gefährdet. Jede französische Jury wird hier auf mildernde Umstände erkennen."

Sie lachte — lachte zum letzten Male so silberhell, so spöttisch, wie je vorher. „Wie galant man doch in Frankreich ist! Sie werden mir das Leben lassen und mich für immer in ein Gefängniß stecken. Und doch bin ich noch so jung; ich würde im nächsten Monat das neunzehnte Jahr vollenden, wenn ich am Leben bliebe. Doch es sei! Ich kann sprechen, wie jener Besiegte: Des Todes Bitterkeit ist vorüber!"

Wieder schwieg sie; die Anwesenden blickten sie ängstlich an. Ihre Augen waren noch hell, aber ihre Lippen erbleichten, und ein unheimliches Aschgrau lagerte sich über ihre Wangen.

„Sie ist krank, sie wird ohnmächtig!" rief Lady Caroline und wollte sich ihr nähern, doch mit krampfhafter Handbewegung wurde sie zurückgewiesen. Mit einem letzten Kraftaufwande raffte sich Lady Flavia zusammen und sprach:

„Ich habe mich selbst angeklagt, obgleich der gute Mann mich davor warnte. Aber ich hatte meine Gründe, seinen Rath zu verachten, ich durfte furchtlos sprechen. Ich gleiche jener Zauberin des Romans, die sich rühmte, aller Gewalt des Feindes mit Hilfe eines scheinlosen Werkzeuges Trotz zu bieten. Ich — Flavia Clare — ich, Adele Burt, kann mich retten vor allen Spionen, Wachen, Kerkermeistern und Scharfrichtern des französischen Kaisers und des französischen Gesetzes. Ich besitze einen Talisman, einen —"

Mehr konnte sie nicht hervorbringen; sie klammerte sich, am ganzen Körper zitternd, an den Stuhl, selbst ihr ungetrübtes Auge begann zu ermatten.

„Ich ahnte es, mille diables!" rief Durbec, und in demselben Augenblicke stürzte sie, die wir Lady Flavia nannten, hin und wand sich am Boden.

„Etre de l'air!" rief der Franzose. „Sie hat uns dennoch überlistet; sie ist dem Gefängniß und der Guillotine entgangen. Sie hat sich vergiftet, sie stirbt, oder ist schon todt in diesem Augenblick."

Der Tod.

Vergiftet — sterbend! Durbec hatte Recht. Es war keine Rettung mehr. Als sie wie ein

zertretener Wurm sich am Boden krümmte, vergaßen Alle das Geschehene und eilten heran, ihr zu helfen. Sie wurde auf das Bett gelegt, wo sie manche Nacht schlaflos, in unheimlichen Gedanken zugebracht hatte. Sie krümmte sich in wildem Schmerze, aber kein Schrei, kein Stöhnen entfloh ihren Lippen. Der kalte Schweiß trat auf ihre Stirn, ihre Augen begannen sich zu schließen, ihre Lippen bedeckten sich mit Schaum. Als sie auf dem Bette lag, entfiel ihrer linken Hand, die sie vorher unter dem Ueberwurf verborgen hatte, eine kleine Phiole, welche mit der Aufschrift: „Aconit" versehen war und eine kleine Quantität des tödtlichen Giftes enthielt, dem, wie eine spätere Untersuchung ergab, eine Dosis Strychnin beigemischt worden. Die Phiole war augenscheinlich dem kleinen eichenen Kästchen entnommen, das Niemand beargwöhnt hatte und auf dessen Deckel die Anfangsbuchstaben von Brand Rahston's Namen geschnitten waren.

Kein Wort, kein Seufzer. Schweigend und stoisch, wie ein indianischer Krieger am Marterpfahle, ertrug sie Alles. Lady Caroline warf sich, ihrem stürmischen Gefühle nachgebend, über sie, ergriff ihre Hand, setzte sich zu ihr auf's Bett, preßte sie an die Brust und vergoß heiße Thränen.

„Ist hier nicht zu helfen?" rief sie verzweifelnd. „Sendet Boten zu den Aerzten der Umgegend! Ihr muß geholfen werden!"

Lord Mortlake ging, um den Wunsch seiner Tochter zu erfüllen. Auch die Polizei-Agenten verließen schweigend das Gemach. Die Constables erhielten Befehl, sich zurückzuziehen. Es bedurfte keiner Wachen mehr, es war keine Gefangene nach Chartley zu transportiren. Durbec und Skinner durften das Haus noch nicht verlassen, doch ihre Anwesenheit war nur eine Beobachtung der gesetzlichen Form. Ihre Vollmacht war von der Hand des Todesengels zerrissen worden.

„Sagte ich es nicht?" rief Durbec, als er die Treppe hinunterging, „das Mädchen hatte das Herz eines Löwen? Pauvre petite! Sie hat brennende Schmerzen, unsägliche Qualen tragen müssen und hat dennoch lächeln gekonnt! Parbleu!"

Im ganzen Hause herrschte eine unheimliche Stille. Niemand wagte laut zu sprechen. Es war, als ob man die Leidende zu stören fürchtete. Das häßliche Wort Gift wurde nicht ausgesprochen, doch stahl es sich in stillem Verständniß von Einem zum Andern. Im Wohnzimmer saßen die Gräfin und Lady Julia weinend, während draußen die Diener und Mägde einander mit stummen Geberden fragten, ob sie sterben würde. Der verhätschelte Liebling, die hochgeborene Erbin, das liebliche Mädchen, sie, die der Stolz des Schlosses gewesen, war von der eisigen Hand des Todes gepackt!

Unterdessen hatte sich Lady Caroline nicht von der Sterbenden getrennt, die im zerknitterten Ballkleide, mit den weißen Blumen im aufgelösten Haar, gegen den Tod ankämpfte. Ihr war auch in diesem letzten Augenblicke jener spartanische Muth geblieben, der den Schrei des Schmerzes von der zitternden Lippe zurückhielt, sie trug Alles stumm und geduldig. Als sie das Herannahen des Todes fühlte, begrub sie ihr marmornes Antlitz mit rascher Bewegung in Carolinen's Schooß, als wollte sie der Freundin den Anblick einer Sterbenden ersparen.

„Flavia! Theure!" flüsterte ihr Caroline zu. „Versuche zu leben, es wird sogleich Hilfe kommen. Wir wollen dich retten, nur sprich ein Wort, damit wir wissen, ob du noch lebst!"

Sie antwortete nicht. Aber sie bewegte den weißen zarten Arm und preßte mit ihren kleinen, durchsichtigen Fingern Carolinens Hand.

Eine plötzliche Bewegung ihrer Lippen verrieth, daß sie noch ein Mal zu sprechen versuchte, und Caroline neigte sich über sie, um ihre Worte zu erhaschen.

„Es ist dunkel," lauteten ihre letzten Worte. „Bist du noch bei mir? — Mir ist so kalt — ich möchte beten."

„Ich bin bei dir," versetzte Caroline. „Bete, Flavia, — ich bete mit dir. — Hörst du mich nicht?"

Keine Antwort. Ihre Lippen regten sich nicht mehr. Es war vorüber. Caroline beugte sich über die Leiche und betete still, daß die entflohene Seele Gnade finden möchte vor dem barmherzigen Gott. Aerzte, von Lord Hythe herbeigeholt, betraten das Zimmer. Sie konnten nur bestätigen, daß auf dem Bette eine Leiche lag.

„Ist sie todt?" fragte Caroline.

„Ja," antwortete einer der Aerzte.

Man lehnte das liebliche, von reicher Haarfülle umflossene Haupt auf das Kissen zurück, bedeckte das Marmorantlitz und verließ schweigend das Zimmer.

Schluß.

„Der Staub kehrt zum Staub zurück!"

Mit diesen Worten schloß die Verlesung der alten Liturgie am Grabe „unserer heimgegangenen Schwester."

Man rechtete nicht mit der Todten. Sie wurde mit dem üblichen Anstande begraben. Freilich gewährte man ihr nicht den sammetüberzogenen kronenverzierten Sarg, noch die silbernen Griffe, die der Tochter eines Grafen gebührten; auch ruhete sie nicht in der Familiengruft des Hauses Clare unter wappengeschmücktem Leichensteine in der Lambhurst-Kirche; der Kirchhof des Pfarrsprengels nahm sie auf, aber sie ruhete unter Blumen, und ein bescheidenes Kreuz zeichnete die Stelle, wo sie des langen, langen Schlafes pflegte.

Und sie, die wirkliche Lady Flavia, das gemordete Mädchen, die mit ihrem schuldlosen Leben die Vergehen ihrer Mutter gebüßt hatte, ward still und scheinlos zur Erde bestattet, wie sie gelebt. Als ihre Leiche von den französischen Behörden überliefert worden, beeilte man auf Harbledown ihr Begräbniß und senkte in aller Stille den reichgeschmückten Sarg in die gräfliche Familiengruft. Keine Thräne floß an ihrem Grabe. Es hatte Niemand die schüchterne Waise gekannt, die, kaum zum Leben erwacht, zur ewigen Ruhe eingegangen war.

— — — — — — — — — — — — — —

Der weitere Verlauf des Criminalprocesses war einfach und kurz. Basil Royston wurde nicht des Mordes, sondern nur der Theilnahme am Widerstande gegen die gesetzliche Gewalt und der Mitschuld am Tode des Gensd'armen angeklagt, den Brand Royston erschossen hatte. Sein Leben wurde geschont. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit. Der Sprößling einer hochadeligen Familie, der frühere Capitän, wurde nach Lambessa in Algerien transportirt, um als Galeerensclave eine schmachvolle Vergangenheit zu büßen.

Seine Mutter wurde von ihren französischen Richtern frei gesprochen. Ihre Gesundheit war zu Grunde gerichtet, ihr schwacher Geist gänzlich gebrochen. Sie wurde in ihre Heimath zurückgesandt und fand Aufnahme bei entfernten Verwandten, die um ihres kleinen Einkommens wegen sich ihrer annahmen.

Benjamin Haynes, der so glücklich war, keinem französischen Untersuchungsrichter in die Hände zu fallen, erhielt den gut gemeinten Rath, England zu verlassen. Es war Lord Mortlake wohl bekannt, wer den Schuß auf Capitän Royston abgefeuert hatte, aber der ängstliche Mann scheute sich vor unangenehmen Enthüllungen, die dem kaum beschwichtigten Gerede neuen Stoff zuführten; auch lag nach englischem Gesetze kein hinreichender Grund vor, um den Wildhüter des Mordversuches anzuklagen. Sergeant Skinner begleitete den alten Sünder und dessen Familie nach Liverpool und kehrte nicht eher zurück, bis das Schiff, das die Auswanderer aufnahm, den Hafen verlassen hatte. Benjamin Haynes verließ England mit wohlgefüllten Taschen, aber das Geld brachte ihm keinen Segen; es verschwand in den Spielhäusern Nord-Amerika's. Rath- und hilflos schloß er sich zuletzt einem Haufen jenes Gesindels an, das die Wirren des letzten Krieges zu Raubzügen benutzte. Den Schluß seiner Laufbahn bildete das Urtheil eines Kriegsgerichts zu Kentucky, infolge dessen er mit fünf seiner Raubgenossen erschossen wurde. Seine Familie kehrte zerlumpt nach England zurück und verdankte nur der Gutmüthigkeit des Grafen von Mortlake ihre Rettung vom Hungertode.

Es ist selbstverständlich, daß Charles Ford und Amy ein glückliches Paar wurden, sowie daß Lord Hythe seinen Sitz im Parlament einnahm und etwaige Heirathspläne auf den Schluß der Saison verschob.

Und sie, das bezaubernde, liebliche, in Sünden verstrickte Mädchen — wurde sie vergessen in dem Hause, dessen Abgott sie Monate lang gewesen? Nein! Es ward noch manche Thräne vergossen, manche trübe Erinnerung gehegt um des räthselhaften Wesens willen, dem glänzende Begabung, innere und äußere Vorzüge so verderblich geworden. Eine verfehlte Erziehung und ein unbändiger Ehrgeiz hatten das reichbegabte Mädchen zu schwarzer Unthat fortgerissen, dennoch war die Schwungkraft ihres Geistes nicht ganz

erstorben, sondern oft in reineren Momenten zu edlem Streben erwacht. Ihre Umkehr scheiterte an dem trostlosen: Zu spät!

Denksprüche.

Der Sieg erzeugt den Muth, der Muth den Sieg.
Besiegte haben nimmer freien Geist.

Der Zweifel und die Sorge, schwer wie Blei,
Umklammern der Gedanken kühnen Fittig.
Zu spät erfolgt Entschluß, zu spät die That;
Der Augenblick entflieht, mit ihm das Glück.

Jedem Menschen für sein Leben
Ist ein Maaß von Kraft gegeben,
Das er nicht erweitern kann;
Aber nach den rechten Zielen
Stets die Kräfte lassen spielen
Soll und kann ein rechter Mann.

Bescheiden seid ihr, wenn ihr annehmt den Bescheid,
Daß ihr, was ihr vielleicht einst werdet, noch nicht seid.

Verschiedenes.

In seinem neuen Werke „Englische Excentricitäten" theilt John Timbs das Gebet eines bekannten Geizhalses Namens Ward mit, welches also lautet: „O Herr, du weißt, daß ich neun Grundstücke in der Stadt London besitze, und gleichfalls, daß ich kürzlich ein Gut in der Grafschaft Essex gekauft habe; ich flehe also zu dir, daß du die beiden Grafschaften Middlessex und Essex vor Feuersbrünsten und Erdbeben bewahren mögest. Und da ich eine Hypothek in Hertfordshire habe, bitte ich dich, auch auf jene Grafschaft mit erbarmendem Auge hinzublicken, und was die übrigen Grafschaften betrifft, so magst du damit thun, wie es dir gefalle. O Herr, stärke die königliche Bank, auf daß sie ihre Wechsel einlösen könne, und mache alle meine Schuldner zu guten Menschen. Verleihe eine glückliche Fahrt der Schaluppe Mermaid, denn ich habe sie versichert, und da du gesagt hast, daß die Tage der Bösen nur kurz sind, so setze ich mein Vertrauen auf dich, daß du deines Versprechens ingedenk bleibst, sintemal ich ein Landgut für den Todesfall jenes verworfenen jungen Mannes Sir J. L. angekauft habe. Errette meine Freunde vor dem Untergange und bewahre mich vor Dieben und Räubern, und mache alle meine Diener so ehrlich und treu, daß sie immerdar auf meinen Nutzen bedacht sind und mich nie um das Meinige betrügen, weder bei Tage, noch bei Nacht."

(Kirchhofs-Humor.) Zu Walldorf, einem badischen Dorfe beim Städtchen Wiesloch, findet sich auf dem Kirchhofe eine alte Grabschrift originellen Inhalts, welche lautet:

Hier liegt unsere Magd Anna,
Sie hat gar selten geputzt die Pfanna;
Der HERR Sey Ihr Gnädig,
Sie war sehr Unfläbtig
Im Leben, hat auch gar oft gezankt,
Bis sie der Guguck hat gelangt:
Lieber Leser, geh weg von hier,
Sie zankt sonst auß dem grab mit dir.

(Bindemittel.) Das in Dresden erscheinende humoristische Sonntagsblatt „Seifenblasen" bringt in seiner neuesten Nummer unter der Aufschrift „1866" folgende Strophen:

„Verbunden ward in diesem Jahr
Europa und Amerika,
Und aufgefunden auch beinah'
Der deutschen Einheit Schlüssel gar:
Das Erste durch das Kabel,
Das Zweite durch den Sabel."

(Erklärung.) A: „Ich muß mich sehr hüten, denn wenn ich nur ein Bischen mehr trinke, bin ich den andern Tag ganz und gar unfähig zu arbeiten."
B: „Mir macht das gar nichts."
A: „Sie können also viel vertragen?"
B: „Nein, aber ich arbeite nichts."

Ein kleiner Pfifficus. „Nun, Kinder, wer von euch kann sagen, warum die Charwoche auch Marterwoche heißt?" fragte bei der Osterprüfung ein Dorfschullehrer seine Jugend.

„Weil in diese Woche unser Examen fällt, Herr Lehrer," antwortete rasch ein Junge.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.